Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Vierundsiebenzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1911.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Januar 1911.

Rezept.

Am Neujahrsmorgen, als der Kaiser, um die Parole auszugeben, mit seinen Söhnen und mit großem Gefolge ins Zeughaus ging, war, außer dem alltäglichen Posten, am Lustgarten, auf der Schloßbrücke, am Zeughaus kein Schutzmann zu sehen. Nach der Rückkehr ins Schloß kleidete der Kaiser sich um und machte dann, im bürgerlichen Anzug, mit seinem vierten Sohn, dem Referendarius Prinzen August Wilhelm, zu Fuß einen langen Spazirgang, der bis über den Bayerischen Platz hinausführte. Die Herren wurden, wo man sie erkannte, herzlich begrüßt, doch nirgends von zudrängender Neugier belästigt. Vom Stadtpark fuhren sie, in einer Automobildroschke, nach dem Schloß zurück.

Der höchstbetitelte Erbe der Namen, deren Träger, Simon Moritz Bethmann und Johann Jakob Hollweg, der frankfurter Firma Gebrüder Bethmann in Geltung und Ansehen geholfen haben, blättert, an einem nicht allzu schwer mit Akten belasteten Vormittag, in den gilbenden Berichten über die Verhandlungen des frankfurter Parlamentes, der ersten Deutschen Nationalversammlung, und notirt, zur Verwendung in etwa nächstens zu leistenden Reden, ein paar Sätze. Advokat Ludwig Simon vom Donnersberg der äußersten Linken: „In dem Bericht, den Herr Bassermann uns über seine im Auftrag des Reichsministeriums unternommene Reise nach Berlin vorgelegt hat, steht der Passus: ‚Spät kam ich an, durchwanderte aber noch die Straßen und muß ge-

stehen, daß die Bevölkerung, die ich auf ihnen, namentlich in der Nähe des Sitzunglokales der Stände, erblickte, mich erschreckte; ich sah die Straßen von Gestalten bevölkert, die ich nicht schildern will.' Herr Bassermann ist also mit sehr erschrecktem Gemüth von Berlin zurückgekommen: das berliner Volk hat ihm mißfallen; natürlich kann nicht jedes Gesicht Herrn Bassermann gefallen. Wenn man sich aber auf die kleinsten Dinge beruft, um einen Verfassungbruch zu rechtfertigen, so erkenne ich gerade darin die vollkommene Haltlosigkeit. Herr Bassermann spricht von einer Karikatur, den ,Traum eines Republikaners' darstellend, auf welcher verschiedene tötliche Verrichtungen verzeichnet sind. Ein Pendant dazu ist der ,Traum eines Reaktionärs', eine Karikatur, in welcher sich bombardirte, in Schutt und Staub versinkende Städte dem Auge darbieten. Das sind Gestaltungen der berliner Volkslaune, deren Harmlosigkeit sich schon dadurch beweist, daß sie nach beiden Seiten hin gerichtet ist." Bankier und Reichsfinanzminister Hermann von Beckerath aus dem Kasino des Rechten Centrums: „Die Beschränkung des allgemeinen Stimmrechtes ist für den Staat eine Pflicht der Selbsterhaltung; er stürzt sich sonst aus einer Krise in die andere und seine ganze Existenz geräth in Gefahr. Wo die Bürgschaft fehlt, daß das Bestehende zwar der Vervollkommnung entgegengeführt, niemals aber gewaltsam umgestürzt wird, da kann die materielle Wohlfahrt nicht gedeihen, am Allerwenigsten das Wohl eben der Klassen, die durch das allgemeine Stimmrecht besonders begünstigt werden sollen. Weil ich mein Vaterland groß und frei wünsche, weil ich den Staat so gestellt wünsche, daß er die ihm obliegende Verpflichtung, für die immer weitere Verbreitung der politischen Rechte zu sorgen, erfüllen kann, eben deshalb erkläre ich mich für die Beschränkung des allgemeinen Stimmrechtes." Joseph Maria von Radowitz aus dem Steinernen Haus der Rechten: „Es giebt Zeiten, in denen die Staatsverfassung eines Volkes weder bestehen kann, wie sie ist, noch auch so umgestaltet werden könnte, daß sie zu bestehen vermag. Das sind die Zeiten, wo das Alte mit dem Neuen, der bisherige Zustand der bürgerlichen Gesellschaft mit einem anderen, noch unentschiedenen und von der Entscheidung weit entfernten im Kampf liegt. Weh dem Fürsten, dem Staatsmann, dessen Leben in solche Zeit fällt! Was er auch thue: er thut es entweder zu spät oder zu früh; er sieht vielleicht das Ziel, aber er kann es nicht er-

reichen.“ Buchhändler und Unterstaatssekretär Friedrich Bassermann, noch Einer aus dem Kasino: „Die Sozialisten unserer Tage haben einen widerlichen Gegensatz zwischen Volk und Bourgeoisie aufgestellt. Diesen Herren ist zweifelhaft, ob sie den Bürger, der durch Talent, Fleiß und Mäßigkeit sich ein Besitzthum erworben hat, dessen Bestreben dahin geht, sein Errungenes für seine Kinder, seine Familie zu erhalten, zum Volk rechnen sollen. Daß aber Einer, der sich nicht anstrengt, der, verschuldet oder unverschuldet, in Ungebildetheit verblieben ist und seine ganze Weisheit aus irgendwelcher Phrase oder irgendeinem Lokalblättchen schöpft, zum Volk gerechnet werden müsse, ist diesen Herren nicht zweifelhaft. Was aber hat der deutschen Nation von je ihre Zierde und ihren Stolz gegeben? Waren es nicht gerade die Männer, die nach den Begriffen der Sozialisten nicht zu den Arbeitern, nicht zu dem Volk gehören? Herder war Geistlicher, Goethe Minister und Schiller einer der geschmähten Professoren. Und gehörten die Führer in den Befreiungskriegen, gehörte ein Rotteck etwa nicht zum Volk?“ Professor Jakob Grimm, der Berühmteste aus dem Kasino: „Wir Deutsche (Das wird uns Niemand bestreiten) sind ein geschäftiges, ordentliches Volk. Doch diese löblichen Eigenschaften schlagen auch bei uns oft in Fehler um. Wir haben, ich muß es sagen, eine große Anlage zum Pedantischen; ich habe sogar neulich ausgesprochen, daß, wenn das Pedantische in der Welt unerfunden geblieben wäre, der Deutsche es erfunden haben würde. Der Fehler besteht darin, daß wir allzu sehr geneigt sind, an dem Geringfügigen und Kleinen zu hängen und das Große uns darüber entschlüpfen zu lassen. Der bekannte Satz: ‚Vorgethan und nachbedacht hat Manchen in großes Leid gebracht‘, dieser Satz kann auf uns Deutsche in politischen Dingen sehr selten angewendet werden; vielmehr konnte ein anderer auf uns angewendet werden: ‚Lang bedacht und schlecht gethan: ist der deutsche Schlendrian‘.“ Das, denkt der Kollektor, muß wirken; gerade aus meinem Mund. Weil man mir immer Pedanterie und Unfähigkeit zum Entschluß vorwirft und selbst Schmollers Excellenz mich einen Cunctator genannt hat.

Am dritten Januarabend erscheint in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ein Artikel, in dem gesagt wird: „Die Neujahrsbetrachtungen der deutschen Presse lassen erkennen, daß über die Absichten der Verbündeten Regirungen noch immer Irrthümer be-

stehen, deren Fortdauer die ruhige Führung der Reichsgeschäfte erschweren müßte. Wenn von den Vertretern des Radikalismus der Glaube geschaffen und genährt wird, etwas einer ‚Reaktion‘ Aehnliches sei zu fürchten oder schon Ereigniß geworden, und wenn dabei, wo Begriffe fehlen, in die Lücken des Denkapparates wieder der zum Zweck der Ekelerregung erfundene Name einer schwarzblauen Regirung eingestellt wird, so braucht über dieses unernste Treiben wohl kein Wort mehr gesagt zu werden. Der geistig nicht Wohlhabende entschließt sich schwer, von billiger Gewohnheit zu scheiden; und wer kein trockenes Pulver hat, mag eine Weile versuchen, mit feuchtem zu schießen. Ein Staatsmann, dem nicht die Muße zu leerem Gerede bleibt, wird die Zeit, die er seiner Arbeit entziehen müßte, nicht an das fruchtlose Bemühen verzetteln, Personen zu überzeugen, die nicht überzeugt sein wollen, weil sie annehmen, nur in getrübtem Wasser einen Fang machen zu können, oder ihre Sache auf die Vertretung ausländischer und sozialdemagogischer Wünsche gestellt haben. Nicht ohne Widerspruch aber dürfen falsche Vorstellungen bleiben, die aus gutem Glauben entstanden scheinen. Dem Reichskanzler wird, auch in ernst zu nehmenden Blättern, vorgeworfen, er habe mit seiner Rede über die Ursachen der moabiter Unruhen in ein schwebendes Gerichtsverfahren eingegriffen. Der Vorwurf kann ihn nicht treffen. Der Behauptung eines sozialdemokratischen Abgeordneten, die Schuld der Polizei sei erwiesen, hat der Reichskanzler die jedenfalls besser fundirte entgegengestellt, die Polizei habe auch bei diesem traurigen Anlaß ihre Pflicht erfüllt. Ob Verfehlungen und unnöthige Brutalitäten vorgekommen sind (die dann ohne schwächliche Nachsicht zu strafen wären), wird die Untersuchung ergeben, für deren Oberleitung ein nicht dem Polizeipräsidium unterstellter Beamter in Aussicht genommen ist. Dann erst wird auch zu ermessen sein, ob das Bedürfniß eine Aenderung in der Organisation der Schutzmannschaft empfiehlt. Der Reichskanzler hat ferner gesagt, die moralische Mitschuld der Sozialdemokratie, deren Presse die moabiter Arbeiterschaft aufgehetzt habe, sei für ihn jedem Zweifel entrückt. Dieser Meinung haben zwei Drittel des Reichstages durch Akklamation zugestimmt. Selbst wenn sie aber objektiv unrichtig wäre: mit dem schwebenden Gerichtsverfahren hat sie nicht das Geringste zu thun. Nur die Schuld oder Unschuld der Angeklagten, nicht die Mitschuld oder Unschuld einer politischen Partei hat die zuständige

Strafkammer festzustellen. Die mit zäher Beharrlichkeit festgehaltene Behauptung, die Anklage sei von der Staatsanwaltschaft mit politischen Erwägungen begründet worden, ist falsch. Nur in einem Nebensatz, der eben so gut wegbleiben konnte, spricht die Anklage von der Hetzarbeit eines sozialdemokratischen Blattes; und einen ‚politischen Nachtrag‘ hat es nie gegeben. Das politische Interesse scheint auf der anderen Seite zu sein; es zeigt sich darin, daß eine ungemein große Zahl von Zeugen von den Angeklagten unmittelbar, also doch wohl auf Kosten der sozialdemokratischen Parteikasse, vorgeladen worden ist. Die Vernehmung dieser unmittelbar geladenen Zeugen, deren Gebühren von den Angeklagten zu zahlen sind, kann der Gerichtshof, nach ausdrücklicher Vorschrift der Strafprozeßordnung, nicht ablehnen. Daraus und aus der Taktik der Vertheidigung, die nachweisen will, daß die Polizei ihre Amtsbefugniß überschritten habe, also nicht in Ausübung ihrer Pflicht auf Widerstand gestoßen sei, erklärt sich die ungewöhnlich lange Dauer der Hauptverhandlung. Der Ministerpräsident hat weder auf die Art der Anklage (die von dem zuständigen Abtheilungchef vorbereitet und von dem Vertreter des beurlaubten Oberstaatsanwaltes gezeichnet wurde) noch auf die Wahl des Forums irgendwelchen Einfluß genommen; und wenn er wirklich so unklug und gewissenlos wäre, eine Einwirkung auf den Gerichtshof zu erstreben, so müßte dieses Streben an der Unabhängigkeit deutscher Richter abprallen, für deren Urtheil ausschließlich das in der Hauptverhandlung Vorgebrachte in Betracht kommen darf. Ueber die Schuld oder Unschuld der Angeklagten weiß der Reichskanzler nichts und hat deshalb natürlich auch kein Wort darüber gesagt. Die falschen Darstellungen hängen mit dem weithin verbreiteten und aus allerlei nicht ganz reinlichen Quellen getränkten Glauben zusammen, die Regirung plane, um die Aufmerksamkeit von ‚inneren Schwierigkeiten‘ abzulenken, eine große Aktion gegen die Sozialdemokratie. Den Verbreitern ist wohl nicht ins Bewußtsein gedrungen, welche Handlungweise solcher Glaube den Verbündeten Regirungen zutraut. Eine Regirung, die, weil ihr schöpferischer Geist fehlt und sie sich mit den Fraktionen nicht verständigen kann, von der Ausmalung des Rothen Schreckens ihr Heil erwartet und einen großen Theil der Bevölkerung in den Verdacht staatsverbrecherischer Umtriebe bringt, handelt noch frivoler als eine, die in solcher Lage dem Unmuth das Ventil nach außen öffnet. Die Verbündeten

Regirungen haben aber auch nicht den geringsten Grund, nach solchen Mitteln Verzweifelnder auszuspähen. Die maßlose Sprache der sozialdemokratischen Presse, die Häufung ihrer Tadelssuperlative und Personalbeschimpfungen wirkt auf die Arbeiterschaft längst nicht mehr mit der erhofften Wucht. Der deutsche Arbeiter ist gegen diese Art parteilichen Geschäftsbetriebes nachgerade abgestumpft und erfüllt fast ausnahmelos mit musterhafter Pünktlichkeit seine Staatsbürgerpflicht. Die gescholtenen Beamten aber würden den härtesten Tadel erst dann verdienen, wenn sie durch ungerechten Schimpf, durch die unbeträchtliche Tagesleistung einzelner Zeitungschreiber sich aus ihrer kaltblütigen Ruhe drängen ließen. Die Staatsgewalt ist bei uns stark genug, um jeden Aufruhrversuch rasch niederzuzwingen. Mit dieser Gewißheit sollte man auch da rechnen, wo man uns nicht freundlich gesinnt ist, und die eitle Hoffnung auf eine allmähliche Entkräftung des Deutschen Reiches durch innere Wirrniß fahren lassen. Auch nach künstlicher Aufbauschung erscheinen unsere Schwierigkeiten nicht schlimmer als die anderer Großmächte von ungeschmälertem Ansehen. Nirgends ist auch nur der kleinste Anlaß zu Sonderaktionen oder gar zu einem Heiligen Krieg gegen die Umsturzpartei sichtbar. Die Sozialdemokratie, die von ‚inneren Schwierigkeiten' ja selbst nicht frei ist, wird in den Gemeindeparlamenten und in der gewerkschaftlichen Arbeit sich mehr und mehr den Nothwendigkeiten der nüchternen Praxis anpassen lernen und, wenn sie so weit ist, überall auch als zur Staatsregirung Mitwirkende willkommen sein. Diese nützliche Entwickelung wird sich um so schneller vollziehen, je ruhiger man die Sozialdemokratie in ihrem Fett schmoren läßt und je rascher man die Gewohnheit ablegt, sie täglich zum Objekt von Erörterungen zu machen, die ihr Selbstgefühl ins Ungeheure steigern. Wer sie nicht in einem Wahlkampf überlisten, sondern dem Staat gewinnen will, darf sich mit ihr nur beschäftigen, wenn es unvermeidlich ist und solche Beschäftigung nach Menschenermessen Heilsames bewirken kann. Die Wahl, die, nach der Verfassung, im Lauf des soeben begonnenen Jahres anzuordnen ist, hat nicht den Zweck, einer Partei eine Niederlage zu bereiten, sondern den, einen Zustand zu schaffen, der eine stetige, tapfere und dem Reich förderliche Geschäftsführung sichert. Was diesem Zweck dienen kann, wird geschehen; an der dazu nöthigen Zeit fehlt es noch nicht.

Zu den kleinen und auf die Dauer unersprießlichen Manövern einer ‚Wahlmache‘ werden die Regirenden sich nicht erniedern.“

Am Abend vor der Eröffnung der neuen Landtagssession wird bekannt, daß der König aus besonderem Vertrauen vierzig Preußen in das Herrenhaus berufen wolle. Davon gehören dreißig der Industrie, dem Gewerbe und Handel an; die übrigen sind Techniker, Handwerker und auf höhere Betriebsposten gelangte Lohnarbeiter. In dem Kommentar wird darauf hingewiesen, daß eine Zeit, in der Deutschlands Gesammthandel Waaren im Werth von fast sechzehntausend Millionen Mark in Bewegung setzt, die Pflicht erzeugt habe, den Vertretern dieses Handels und der ihm verbündeten Berufe auch im Herrenhaus des größten und gewerblich stärksten Bundesstaates den ihrer Leistung angemessenen Platz zu schaffen. Die Besetzung des Herrenhauses müsse der Struktur des preußischen Staates entsprechen, die heute ein erweitertes Vertretungrecht fordere, weil sie nicht mehr zu richtigem Ausdruck komme, wenn, außer den Prinzen des Königlichen Hauses, dem privilegirten Adel, den Inhabern der großen Hofämter, den Domstiften, Provinzial- und Familienverbänden, dem alten und befestigten Grundbesitz, nur die größeren Städte und Universitäten in der Ersten Kammer Sitz und Stimme haben. Auch den Körperschaften der Industrie und des Handels sei fortan das Recht zur Präsentation zu gewähren und die Zahl der aus besonderem Vertrauen vom König zu berufenden Personen zu erhöhen. Die Novelle zur Verfassung werde dem Landtag sofort zugehen und der Regirung wie der Mehrheit die erwünschte Gelegenheit zu dem Beweis bieten, daß sie zeitgemäße Reformen nicht feig aufschieben und den um die Wirthschaftentwickelung verdienten Schichten das ihnen gebührende politische Recht nicht vorenthalten wollen.

Aus dem Reichsanzeiger: „Ueber die Studienreise Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen werden fast täglich Privatberichte veröffentlicht, durch die leicht der Glaube entstehen könnte, der einzige Zweck dieser Reise sei, der Waidmannslust und der Freude an Sportvergnügen jeglicher Art neue, in Europa nicht erreichbare Nahrung zu bieten. Wenn der deutsche Bürger immer wieder von allerlei glanzvollen Jagdveranstaltungen und Reiterfesten liest oder gar vernimmt, nur des Golfspieles wegen habe

Seine Kaiserliche Hoheit sich acht Tage lang an einem Ort aufgehalten, muß er der Meinung verfallen, es handle sich um eine Vergnügungreise von ungewöhnlicher Länge. Das wäre ein bedauerlicher Irrthum. Der Kronprinz hat sich einen ernsten Studienplan vorgezeichnet, dessen Durchführung der dem Lebensalter des hohen Herrn entsprechende Drang nach körperlicher Bethätigung nicht hindern oder auch nur verzögern wird. Daß die ins Gefolge des Kronprinzen zugelassenen Vertreter der Presse, denen die stille Arbeit des Thronfolgers nicht sichtbar wird, sich durch die ausführlichste Schilderung des in den Erholungstunden Unternommenen schadlos zu halten versuchen, ist begreiflich. Von der Intelligenz und dem patriotischen Verantwortlichkeitgefühl der Zeitungleiter darf aber erwartet werden, daß sie für eine sachgemäße Aufklärung ihres Leserkreises sorgen und nicht den Glauben aufkommen lassen, in Ländern, von deren Wesen und fortwirkender Werdensgeschichte jeder ernste Europäersinn bei der ersten Berührung die tiefsten Eindrücke empfangen muß, widme der Kronprinz seine ganze Zeit Sportspielen und anderer Lustbarkeit."

Viele Mitglieder der in Berlin tagenden Parlamente, auch des Provinziallandtages und der Stadtverordnetenversammlungen, sind zu einem Bierabend ins Schloß geladen worden. An Beamte irgendwelchen Ranges sind Einladungen dazu nicht ergangen. Diese Thatsache beweist, daß an irgendwie offizielle Besprechungen und bindende Vereinbarungen (die ohne Mitwirkung der verantwortlichen Berather unmöglich wären) nicht gedacht wird. Der Kaiser und König wünscht, die Stimmung der Parteien und der von ihnen vertretenen Volksgruppen, ohne die durch das Temperament eines vortragenden Ministers bedingte Färbung, aus unmittelbarem Verkehr kennen zu lernen und seinen Gästen (die, wie der Hausherr, im schwarzen Rock ohne Orden erscheinen werden) eine Gelegenheit zu rückhaltloser Aussprache und bequemer Konfrontirung ihrer Wünsche zu geben. Dieser Versuch gesellschaftlicher Fühlungnahme und zwangloser Information soll wiederholt und der Kreis der Einzuladenden so weit gedehnt werden, wie die in den Fraktionen herrschende Verkehrssitte (ohne Rücksicht auf das politische Bekenntniß) es irgend erlaubt.

In der Haushaltsdebatte des Abgeordnetenhauses sagt der Ministerpräsident: „Welche Mängel Sie auch an meiner Behandlung der Wahlrechtsfrage rügen mögen: unbelehrbaren Eigensinnes dürfen Sie mich nicht zeihen. Trotzdem ich mich vor Ihrem Ohr zu der Ueberzeugung bekannt hatte, die öffentliche Wahl sei unentbehrlich, die indirekte nicht länger haltbar, habe ich mich dem ernsthaft begründeten Wunsch Ihrer Mehrheit gefügt, der eine geheime, aber indirekte Wahl das erstrebenswerthe Ziel schien. Im konstitutionellen Staatsleben werden Fortschritte meist nur durch Kompromisse möglich und ein Minister, der im Dienst einer guten Sache den Schein der Nachgiebigkeit scheut, verräth mehr Hochmuth als Pflichtgefühl. Ich habe nicht den thörichten Ehrgeiz, zu Denen zu gehören, die nicht zuzulernen brauchen, und schäme mich nicht im Geringsten des Geständnisses, daß ich über die Grundsätze, die der Erweiterung des wichtigsten politischen Rechtes Richtung und Grenze bestimmen, heute anders denke als vor sechs Monaten. Wäre ich etwa verpflichtet gewesen, den vernünftigen Argumenten angesehener Männer mein Gehör zu verstopfen? Solche Neigung gehört zum Wesen schädlicher Bureaukratie, die sich in Gottähnlichkeit über den beschränkten Unterthanenverstand erhaben dünkt. Noch heute bin ich in dem Glauben, daß die Heimlichkeit der Wahl mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch stehe, mit dem Fürsten Bismarck einig; noch heute unterschreibe ich den Satz (dessen Umschreibung mir so viel Spott und Tadel eingetragen hat) aus dem nachgelassenen Werk des großen deutschen Staatsmannes: ‚Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignoriren kann und soll.‘ Den Satz, der Ihnen beweist, daß der mir zugedachte Hohn, wenn er die dazu nöthige Flugkraft hätte, ein unvergleichlich höheres Ziel treffen müßte. Aber ich bin zu der Erkenntniß gelangt, daß wir den Plan der Wahlrechtsreform auf eine allzu schmale Basis gestellt haben. Diese Erkenntniß verdanke ich zum größten Theil der Vorarbeit zu der neuen Verfassung der Reichslande. Der Rückblick auf eine geschichtliche Evolution und die Absicht auf völlige Festigung eines noch jungen Besitzes zwang da zu Rechtserweiterungen, die der Unbefangene beträchtlich nennen muß. Die in dem für die Ruhe des Reiches und Preußens Verantwortlichen zugleich aber die Frage entstehen ließen, ob es billig, ob auf die Länge auch nur denkbar sei,

dem Preußen vorzuenthalten, was dem Elsässer und dem Lothringer morgen gewährt wird. Auf dieser Gedankenbahn bin ich dann bis zu der Lichtung vorgeschritten, wo ich erkannte, daß wir, bei gewissenhafter Schonung der Stammesindividualität, allmählich die Anähnelung der deutschen Wahlrechtssysteme erstreben müssen. In einer Zeit ungehemmter Freizügigkeit und wachsenden Wandertriebes wird der Vergleich eines weiter reichenden Wahlrechtes mit einem enger begrenzten, das in dem selben Reichsverband gilt, immer Grund zu Unzufriedenheit geben. Wir haben und wollen keinen Einheitstaat; doch im fünften Lebensjahrzehnt des Reiches müssen wir uns dem Ziel nähern, das jedem Reichsangehörigen den selben Umfang politischen Rechtes sichert. Vorurtheilloser Prüfung scheinen unsere Wahlrechtssysteme fast sämmtlich veraltet. Listenwahl, Altersgrenze, Proportionalwahl, die den Minderheiten zu angemessener Vertretung hilft, Wahlkreisgröße, Stimmrecht der selbständig erwerbenden Frauen: da nahen Probleme, deren der Staatsgemeinschaft nützliche Lösung wenigstens von ernstem Willen gesucht werden muß. Wir sehen, daß Parteien, die das allgemeine, schrankenlose Wahlrecht für alle Landtage wie ein mit uns geborenes Naturrecht fordern, der selben Forderung da vorsichtig ausbiegen, wo sie, wie in den Gemeindevertretungen, bei beschränktem Wahlrecht die Mehrheit haben. Wir dürfen auch nicht verkennen, daß wir in der Reichssphäre des allgemeinen Wahlrechtes nur durch die unzeitgemäße Wahlkreiseintheilung noch zu halbwegs brauchbaren Ergebnissen kommen. Die Verheißung des Wahlgesetzes vom einunddreißigsten Mai 1869, daß mit der Bevölkerungziffer auch die Zahl der Abzuordnenden steigen solle, darf nicht ewig unerfüllt bleiben. Damals hatte das Deutsche Reich kaum einundvierzig, jetzt hat es dreiundsechzig Millionen Einwohner. Soll, wie damals bestimmt wurde, ‚auf durchschnittlich hunderttausend Seelen' ein Abgeordneter gewählt werden, so wären im ganzen Reich ungefähr sechshundert, in Berlin und seinen Vororten allein fast vierzig zu wählen. Stellen Sie sich den Reichstag vor, mit dem wir dann zu arbeiten hätten. Aber bedenken Sie auch, daß ein System, das nur durch die unwahrhaftige Auslegung seines Geistes fortzuleben vermag, zu frühem Tod von Rechtes wegen verurtheilt ist. Das Reich und seine Glieder können nur gedeihen, wenn ihre Lebensbedingungen das Licht und die gerechte Kritik nicht zu scheuen haben. Wir können weder den an

Kopfzahl und Leistung erstarkten Städten den Zuwachs politischer Rechte weigern noch dulden, daß der konservativen, der Volksgesundheit unentbehrlichen Landbevölkerung diese Rechte entkräftet und verkümmert werden. Ein Industriestaat mit übergewichtiger Agrarvertretung ist ein nur durch brutale Gewalt haltbares Gebild; werden aber alle Hauptstädte dieses Staates nur durch Lohnarbeiter und deren in der Agitation bewährte Mandatare vertreten und können die Unternehmer, die leitenden Köpfe der Werth zeugenden Arbeit, höchstens noch in entlegenen Bezirken, vielleicht durch besonders großen Geldaufwand, einen Parlamentssitz erbeuten, so entsteht eine Mißbildung von nicht geringerer Häßlichkeit. Das Reich kann weder Ueberbleibsel der Feudalzeit mitschleppen noch hastige Demokratisirung vertragen; weder die zähe Beharrungskraft und die politische Erfahrung der auf dem Land seßhaften Bevölkerung noch die Weltwirthschaftkenntniß und wagemuthige Initiative des in Gewerbe und Handel thätigen Stadtvolkes im Parlament entbehren. Die Vorarbeit der Sachverständigen hat uns ein im Wesentlichen gelungenes Bürgerliches Gesetzbuch beschert; wir wollen redlich versuchen, ob die gemeinsame Arbeit der Sachverständigsten nicht auch den Weg weisen kann, auf dem für das Reich und für die Bundesstaaten ein modernem Anspruch genügendes Wahlrecht zu finden ist. Die Anähnelung ist hier eben so nöthig wie auf dem Gebiet des Civilrechtes und der Steuersysteme. Deren Prüfung und Vereinheitlichung wird zunächst die Aufgabe der deutschen Finanzminister sein, die auch nach großen, ohne unausgleichbare Schädigung privater Betriebe zur Mehrung der Reichseinnahmen geeigneten Geschäftsobjekten (in erster Linie käme die Distribution von Kohle, Petroleum, Elektrizität, Zündmitteln in Betracht) Umschau zu halten, bundesstaatliche Interessengemeinschaften und eine bessere, den Haushaltsstatus verdeutlichende Eisenbahnbilanzirung vorzubereiten und der heftig umstrittenen Frage nach der brauchbarsten Form der Nachlaßbesteuerung die Antwort zu finden haben. Noch ehe diese Ministerkonferenz (deren Arbeit vom Frühjahr sich wohl bis in den Herbst dehnen und die das Recht haben wird, nach freiem Belieben Theoretiker und Praktiker zu hören) zusammentritt, wird die Wahlrechtskommission einberufen werden. Schon die Wahl der Mitglieder wird zeigen, daß nicht etwa der Wunsch, irgendeine an sich oder als Ausdruck einer Klassenstimmung werthvolle Meinung zu unterdrücken, des Gedankens Vater

war. Unabhängige und erfahrene Männer aus allen Parteien und Berufsständen sollen sich zu dem großen Werk vereinen. Weder an Verschleppung noch gar an Reaktion wird gedacht. Wenn unsere westlichen Nachbarn, Republikaner unter einem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten, um die oft sehr stattlichen Minderheiten zu schützen und den allzu persönlichen Kampf um die Bezirksmehrheit zu mildern, sich mit den Problemen der Listenwahl und der Minoritätvertretung beschäftigen, kann dem Deutschen Reich, weil es sich einer ähnlichen Prüfung des noch Nützlichen und des schon Nöthigen zuwendet, nicht auch nur unter dem Schein begründeten Verdachtes nachgesagt werden, es erstrebe eine Entrechtung der breiten Volksmassen. Kräftigung der Reichsinstitutionen, Weitung des Kreises der an ihrer Wahrung Interessirten: einem anderen Leitstern kann eine gewissenhafte Regirung niemals nachstreben. Sie muß in verständigem Sinn konservativ sein: sonst wäre der Gesellschaft, besonders da, wo, wie bei uns, so viel wohlthätig Fortwirkendes zu konserviren ist, rascher Verfall nah. Aber sie muß stets, auch in monarchischen Ländern, bedenken, daß die rechtzeitige Abtragung morschen Gemäuers die Haltbarkeit des Gebäudes verlängert. Jede Regirung, die sich zur Stützung veralteter Privilegien hergiebt, verliert die Kernkraft ihrer Daseinsberechtigung; wenn sie aufhört, Allen gerecht zu sein, und dem Uebermuth einer Kaste dienstbar wird, fegt der erste Windstoß sie weg."

Die selbe Ausgabe des Staatsanzeigers, die meldet, daß Staatsminister Graf Posadowsky-Wehner zum Oberpräsidenten von Pommern, Stadtdirektor Tramm zum Oberpräsidenten von Westpreußen ernannt und der Abgeordnete Schiffer mit dem Rang und Titel eines Direktors ins Ministerium des Inneren berufen worden ist, bringt die Mittheilung, daß der preußische Justizminister die Rechtsfakultäten und Anwaltkammern um Vorschläge zu einem Turnus ersucht habe, der die Heranziehung der Dozenten und Anwälte zu richterlicher Arbeit ermögliche. Als Zweck des neuen Planes wird angegeben: Sicherung eines engeren Verhältnisses zwischen Theorie und Praxis des Rechtslebens; Anpassung der Rechtslehre an das Alltagsbedürfniß; Modernisirung des Gerichtsbetriebes durch den Einlaß anders vorgebildeter und nicht auf das Verharren in einer Laufbahn angewiesener Personen in den Richterberuf. Ueber die Zulassung entscheiden die Präsidien.

Die als Richter fungirenden Rechtslehrer und Anwälte brauchen Lehramt und Advokatur nicht aufzugeben und können, wann es ihnen beliebt, die Entlassung aus der Richterpflicht verlangen.

Der Kaiser hat verfügt, daß bei seinen Ausfahrten und Reisen, insbesondere auch bei Fahrten nach und von Bahnhöfen, das Aufgebot von Schutzmannschaft auf das Unerläßliche eingeschränkt und jede vermeidliche Absperrung von Straßen, Plätzen, Bahnsteigen vermieden werde; die Behörde solle deutschen Bürgern unnöthige Belästigung ersparen und Fremde nicht in den Glauben verleiten, das Reichsoberhaupt sei zu Haus des Schutzes bedürftiger als andere gekrönte Herren in ihren Reichen. Auch nach anderer Richtung hat des Kaisers Wille einen Wandel bewirkt. Nach einer vom Deutschen Theater im Circus Schumann veranstalteten Aufführung des „König Oedipus“, die der Kaiser, als die von ihm gewünschten Gutachten des Hoftheaterdramaturgen und des Literarhistorikers Geheimraths Dr. Erich Schmidt eingegangen waren, besucht hatte, gab er in einem ausführlichen Cerclegespräch mit namhaften Künstlern und Gelehrten seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Epoche aufreizender oder mindestens trister Elendsdarstellung überwunden und ihm die fördernde Theilnahme an kraftvoll moderner Kunst nun möglich geworden sei. Wer ihn für einen Banausen halte, dem nur Mittelmäßiges oder Schlechtes, bunter Quark oder Patriotenschwulst gefalle, habe ihn doch wohl allzu flüchtig angesehen. Er werde, um diesem wichtigen Theil des nationalen Kunstbedürfnisses näher zu kommen, die ernsten Privattheater fortan öfter besuchen. Mit dem regsten Interesse begleite er das Streben aus engen Luxushäusern in weite, auch den Aermeren zugängliche Festhallen, wünsche deshalb dem Aufruf zur Sicherung deutscher Volksfeierspiele den lautesten Widerhall und werde, wenns so weit ist, gern bei der Domänenverwaltung anklopfen, um zu hören, ob nicht zwischen Brandenburger Thor und Großem Stern ein für solche Monumentalbühne ausreichendes Grundstück dem Kuratorium billig in Pacht zu geben sei. Sein Protektorat könne der Sache erst nützen, wenn sein Verhältniß zur Kunst richtiger beurtheilt und nicht mehr von schief gewickelten Leuten die Meinung herumgetragen werde, er sei kleinlich genug, sich zu ärgern, weil die berliner Universität den in seiner Art unzweifelhaft großen Maler Liebermann in die Schaar ihrer Ehrendoktoren aufnehmen wolle. Nur auf Klüngelbildern sehe ein König so aus.

Vor hundert Jahren.

„Le plus grand de tous les monarques, Napoléon, Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin, Médiateur de la Confédération Suisse“, stand im Zenith seiner Macht. Paris war die erste, Rom die zweite, Amsterdam die dritte Hauptstadt seines Reiches, das in hundertdreißig Departements zweiundvierzig Millionen Menschen umfaßte. Um sein ungeheures Reich zu konsolidiren, um Frankreich wohlhabend und glücklich zu machen und seinen Thron zu befestigen, für den er sich nach seiner Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise einen Sohn und Erben erhoffte, begann er, sich mit Ungestüm auf Kulturarbeiten zu werfen; Kanäle, Kunststraßen, große Bauwerke, industrielle Anlagen entstanden. Wahrhaft bewundernswerth ist zu nennen, was er auf diesem Gebiet in der Spanne weniger Jahre geleistet hat; wahrhaft erstaunlich, wie er Alles, was Frankreich an Geist, Wissen und Können besaß, heranzog und seinen Zwecken dienstbar machte. Jetzt, nach dem Frieden von Wien, hielt er die Zeit für gekommen, Frankreich von den Kolonien unabhängig zu machen und die Handelsbilanz seiner vom Ufer des Tiber bis zur Mündung der Elbe reichenden Monarchie um viele Millionen günstiger zu gestalten.

Schon im November 1806 hatte er, noch im Vollgefühl des Siegesrausches von Jena, die britischen Inseln in Blockadezustand erklärt und die Kontinentalsperre eingeleitet, die durch die Vernichtung friedlichen Handels Frankreich und dem Kontinent nicht minder schadete als dem gehaßten und kräftig wieder hassenden England, das gegen die ausschweifende Verfügung des Gewaltherrschers gleich barbarische Maßregeln verfügte, allen Handel von einem französischen oder von Frankreichs Einfluß abhängigen Hafen zum anderen verbot, die Küste Frankreichs und seiner Bundesländer als blockirt und alle dahin handelnden Schiffe nebst allen Waaren oder Fabrikaten solcher Länder für gute Prise erklärte.

Nachdem das mailänder Dekret vom siebenzehnten Dezember 1807, das nach England fahrende oder an England Abgaben entrichtende Schiffe denationalisirte und als englisches Eigenthum dem Prisenrecht unterstellte, nicht die gewünschte Wirkung hervorgebracht hatte, belegte das Dekret von Trianon am dritten August 1810 alle Kolonialwaaren mit einer Abgabe von fünfzig Prozent des Werthes; den Gipfelpunkt rücksichtlosen Draufgängerthums bildete das am achtzehnten Oktober 1810 von Fontainebleau aus-

gehende Dekret, das die Verbrennung aller englischen Waaren anordnete, deren man habhaft werden konnte.

Nationale Erzeugung sollte an die Stelle der Einfuhr treten. Insbesondere war Napoleons Wunsch und Wille, daß der Kolonialzucker einen ausreichenden Ersatz finde. Mit dem größten Nachdruck befahl der Kaiser Versuche, rein schmeckende Äpfel-, Birnen- und Traubensäfte herzustellen und in den Handel zu bringen. Minister, Präfekten, Gelehrte, gemeinnützige Gesellschaften, Landwirthe, Obstzüchter wurden in Bewegung gesetzt. Der Minister des Innern, Montalivet (er hatte das Fräulein de Saint-Germain geheirathet, um das der Artillerielieutenant Napoleon Bonaparte eben so vergeblich geworben hatte wie der Oberstlieutenant Montchenu, den der rachgierige Talleyrand zur Ueberwachung des gefangenen Kaisers nach Santa Helena schickte), plagte die Präfekten bis aufs Blut; sie sollten sagen, wie viel Zucker und Saft aus Früchten gewonnen worden und wie die Beschaffenheit dieser Produkte gewesen sei, und dafür sorgen, daß der Zuckerbedarf der Krankenhäuser und anderer öffentlicher Anstalten mit Traubensaft gedeckt werde. Die Präfekten versprachen das Blau vom Himmel herunter.

Der gigantische wirthschaftliche Kampf, der sich auf dem Welttheater abspielte, tönte in manchen stillen Saal hinein, in dem gewichtige Provinzialautoritäten versammelt waren, um mit Obstsäften allerlei Versuche und Kostproben anzustellen, deren Ergebnisse in feierlich gehaltenen Protokolen niedergelegt wurden.

Die Zungen der Herren waren nicht zu beneiden. Da muthete der Traubensaft des Herrn X. etwas weniger brenzlich an als der des Herrn Y., aber die Mischung mit schwarzem Kaffee hatte in jedem Falle einen sehr unangenehmen Geschmack. Die Mischung der Säfte mit Thee war geradezu unerträglich. Aepfel- und Birnensaft boten ähnliche, aber nicht erquicklichere Nuancen. Aus Allem ergab sich, daß an einen Ersatz des Kolonialzuckers durch Obstbrühen (anders darf man wohl diese Erzeugnisse kaum nennen) nicht zu denken war; Milchzusatz verdeckte höchstens die Abscheulichkeit des Geschmackes ein Wenig. Obstsäfte, durch den Gehalt an Aroma und Fruchtsäuren anmutend, bedürfen eben der Versüßung, sind aber nicht geeignet, andere Getränke zu versüßen, zumal in eingedicktem Zustand.

Afflavit Deus et dissipati sunt. Plötzlich verschwanden die Obstsäfte wie in eine Versenkung: und an ihrer Stelle erschien auf dem geduldigen Papier die Runkelrübe, von der als einer Zuckerträgerin seit zehn Jahren in Frankreich gar nicht oder mit Hohn

und Spott die Rede gewesen war. 1747 hatte Andreas Siegismund Marggraf, Professor der Chemie in Berlin und später Direktor der physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, den hohen Zuckergehalt der Runkelrübe entdeckt; sein unmittelbarer Nachfolger, Franz Karl Achard, baute vierzig Jahre später Zuckerrüben bei Berlin an und erwarb mit Hilfe eines ihm von Friedrich Wilhelm dem Dritten bewilligten Geschenkes von zwölftausend Thalern und eines zinslos gewährten Darlehens von fünfzigtausend Thalern das Gut Cunern in Schlesien, wo er eine Zuckerfabrik errichtete und betrieb und unablässig an der Verbesserung seines Verfahrens arbeitete.

In Frankreich waren die Arbeiten Achards nicht unbekannt geblieben, doch hatte die Academie des sciences am achten Messidor des achten Jahres der Republik auf Grund eines Laboratoriumversuches über das Verfahren Achards ziemlich absprechend geurtheilt; und es war zu weiteren Versuchen nicht gekommen. Frankreich hatte kein Vertrauen zu der Runkelrübe; doch suchte Napoleon diese ehrliche Wurzel als Trumpf gegen die Engländer auszuspielen. 1804 stellte Napoleon an seinen als Chemiker berühmten Minister Chaptal das Ansinnen, er solle öffentlich den Rübenzucker für besser als den Rohrzucker erklären, und enthob den sich weigernden Ehrenmann einfach sofort seines Amtes.

Was bewirkte nun diese plötzliche Wendung in den industriellen Plänen Napoleons? Offenbar hatten zwei 1809 und 1810 erschienene ausführliche Werke Achards über sein Verfahren den unmittelbaren Anstoß gegeben. Napoleon befahl der pariser Akademie, die Versuche wieder aufzunehmen. Aus fünftausend Kilogramm Runkelrüben, die auf dem pariser Markt gekauft waren, wurden in sechzehn Tagen vierundsiebenzig Kilogramm Rohzucker hergestellt. Der von Barruel und Isnard erstattete Bericht plünderte und verballhornte Achards Werke in unverschämtester Weise. Die Autoren waren dreist genug, die von dem Bahnbrecher Achard, dessen Namen sie nicht einmal nannten, in Jahre langer Mühsal gewonnenen Erfahrungen als das Ergebniß ihrer Arbeit und Achards Verfahren als ihr eigenes zu beschreiben.

In diesem Vorgehen lag System: die neue Rübenzuckerindustrie sollte napoleonischem Geist, dem geheiligten französischen Boden entwachsen; dem Imperator paßte nicht, daß die französische Industrie auf der des gedemüthigt darniederliegenden Preußen fuße; sie sollte original und vorbildlich sein. Wenn die weit ausschauenden Pläne des Kaisers ausgeführt worden wären und Frankreich unter seinem Szepter eine Reihe von Jahren

friedlicher Entwickelung gehabt hätte, so würde vielleicht die Geburtstunde der mächtigsten kontinentalen Industrie bis in das Jahr 1810 zu verlegen, würde als ihr Geburtort Paris anzusehen sein und Napoleon der Ruhm gebühren, der eigentliche Begründer der Rübenzuckerfabrikation zu sein. Noch manches Jahrzehnt später ließ man in Frankreich keine Gelegenheit unbenutzt, um mit größter Bestimmtheit diesen Anspruch zu erheben; mit Unrecht, wie der Verlauf der Ereignisse zeigt.

Sichtbar taucht der Gedanke, die Fabrikation von Rübenzucker zu propagiren, in Frankreich zum ersten Male in einem am vierundzwanzigsten Dezember 1810 von dem Minister des Innern an den Präfekten des Saardepartements gerichteten Schreiben auf: in den Departements Donnersberg und Rhein-Mosel habe die Rübenzuckerfabrikation schon bemerkenswerthe Erfolge zu verzeichnen; deshalb sei wünschenswerth, daß die im Bezirk eingesessenen Landwirthe Rüben im Großen bauten. Aber der Minister war schlecht unterrichtet; der einzige Mensch, der sich mit Verarbeitung von Rüben beschäftigte, war ein gewisser Mohr in Wachenheim („une tête mal organisée“), der keinen Zucker, sondern nur tausend Centner Syrup erzeugt hatte, das Geld für die Rüben schuldig geblieben war und von seinen Gläubigern verfolgt wurde. Der Außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte Minister des Kaisers, Graf Hédouville in Frankfurt am Main, besitzt zwei Stücke Zucker, Geschenke des Großherzogs Karl Theodor von Dalberg; aber sie stammen aus Achards Fabrik. Auf dem ganzen europäischen Kontinent wurde Rübenzuckerfabrikation nur nach Achards Verfahren in Cunern, Krain, Schmelwitz und Indolsbach in Schlesien betrieben; nur dort wurden Zuckerrüben angebaut, nur dort war Zuckerrübensamen zu haben. Das Alles beweisen die mit vielen anderen Dokumenten im koblenzer Königlichen Staatsarchiv liegenden Berichte, die der Hypothekenbewahrer Jacob Christian Schmeltzer über seine Reise von Trier nach Mainz, Frankfurt, Aschaffenburg, Dresden mit dem Endziel Cunern zum Besuche Achards an seinen Auftraggeber, den Präfekten des Saardepartements, Baron Bruneteau de Sainte-Suzanne, erstattete.

Am fünfundzwanzigsten März 1811 erschien im pariser Moniteur das denkwürdige Dekret Napoleons, das Zucker und Indigo der beiden Indien verbot, eine Million Francs zur Aufmunterung der inländischen Fabrikation des Runkelrübenzuckers und des Indigos aus der Pastellpflanze bereitstellte, sechs Versuchsanstalten für die Zuckerfabrikation gründete und die Anpflanzung

von zweiunddreißigtausend Hektar Runkelrüben im Reich befahl: und dies Alles, ohne daß nur ein einziges Ar Land für Zuckerrübenbau vorbereitet, ein einziger Centner Zuckerrübensamen vorhanden war, eine einzige Zuckerfabrik im Lande bestand. Wo in einzelnen Departements die Fortsetzung des Tabakbaues durch ein väterliches Dekret Napoleons verboten war, hoffte man auf besondere Gegenliebe der Landwirthe. Und um seine weise Fürsorge in das rechte Licht zu stellen, verkündet Napoleon vierzehn Tage nach dem Erlaß des Dekretes im Journal de l'Empire, daß die Engländer durch die Maßnahmen des Kaisers beunruhigt seien; habe man doch dem berühmten Chemiker Herrn Achard, unter dem Schleier der Anonymität im Jahre 1800 eine Summe von fünfzigtausend Thalern und 1802 eine solche von zweihunderttausend Thalern angeboten, wenn er eingestehen wolle, daß der Rübenzucker den Rohrzucker nicht zu ersetzen vermöge. Also die Engländer waren schon 1800 und 1802 über Dinge beunruhigt, die erst 1811 geschahen. Dieses Bulletin, das sich nicht gerade durch Wahrhaftigkeit auszeichnete, hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem vorhin erzählten Zwischenfall Chaptal und mit einer Geschichte, die des Kaisers Neffe, Louis Napoleon, in dem Werk auftischte, das er seiner sechsjährigen Muße auf Schloß Ham abrang: daß der berühmte englische Chemiker Sir Humphrey Davy von seinen Landsleuten veranlaßt worden sei, wider besseres Wissen den Rübenzucker für bitter zu erklären.

Von Neuem gehen Erlasse in die Provinz. Die Rübenkultur wird gepriesen, die Zuckerfabrikation als ein glänzendes Geschäft geschildert. Sechsstellige Gewinnzahlen werden Jedem, der zwanzigtausend Francs auf eine Fabrikanlage verwenden will, in Aussicht gestellt. Gewohnt, Armeen aus der Erde zu stampfen, will Napoleon nun auch ein Saatfeld auf der flachen Hand wachsen sehen. Mit Hochdruck arbeitet die Staatsmaschine. Der gefürchtete Polizeiminister Savary, Herzog von Rovigo (einst Präsident des Gerichtshofes, der das Todesurtheil über den Duc d'Enghien aussprach), erkundigte sich angelegentlich bei den Präfekten nach der Haltung der Bevölkerung: „Quels obstacles, s'il y en a, contrarient ou suspendent l'accomplissement du Décret? De quel oeil le public voit-il cette découverte? L'esprit de malveillance se fait-il remarquer par un système de dépréciation? Dans le cas d'affirmative quels sont les dépréciateurs? Que disent-ils? Enfin, monsieur, la police n'a-t-elle rien à prévoir et à déterminer, pour assurer dans votre département la prompte et entière réalisation des vues paternelles de Sa Majesté?"

Da Zuckerrübensamen, außer einer kleinen, aus Schlesien be-

zogenen Menge, nicht zu haben ist, werden eben „Rummeln" oder „disettes" gebaut, Futterrüben. Und am achtzehnten Januar 1812 erscheint ein neues kaiserliches Dekret, das den Anbau von hunderttausend Hektar Rübenland, die Errichtung von vier Kaiserlichen Zuckerfabriken, die Vergebung von fünfhundert Fabriklizenzen gebietet. Die Lizenzen verpflichten zur jährlichen Erzeugung einer bestimmten Mindestmenge von Zucker; und Zwangszahlungen werden in der Form von Ermächtigungen auferlegt. Da der Handelsminister die unseligen Zuckerfabriken, die da und dort entstanden waren, mit gutem schlesischen Rübensamen, der ersten Vorbedingung einer gesunden Fabrikation, nicht versehen kann, versendet er in vielen Exemplaren die mit überlegener Sicherheit abgefaßte Beschreibung eines von Bonmatin, dem Inspektor der Kaiserlichen Zuckerfabriken (in partibus infidelium) vervollkommneten und vereinfachten Verfahrens.

Für den Stand der französischen Zuckererzeugung ist bezeichnend, daß Bonmatin als Instrukteur mit Reibeisen und Kochtöpfen auf die Reise geschickt wurde, um in den Küchen der Präfekturen öffentliche Kochungen vorzunehmen, einige Kilogramm Rüben zu reiben, auszupressen, den Saft zu läutern und einzudicken, um dem staunenden Publiko die Zuckerkörnchen zu zeigen, die sich im Sirup abzusetzen die Güte hatten. Aber die Kriställchen waren nicht immer willig; und dann redete sich der gute Bonmatin mit der grotesken Behauptung heraus, daß er „par complaisance pour quelques spectateurs" öfters von seinem Verfahren abgewichen sei, wobei die Operation mehr oder weniger gelitten habe. Oder er berief sich darauf, daß ungeduldige Zuschauer zu stark gefeuert und den Sirup angebrannt hätten. Diese Küchenkünste waren technisch unzulänglich und wirthschaftlich werthlos. Der erhaltene Sirup war, so sagt der Bericht eines Augenzeugen, klar und „ohne schlechten Geschmack"; Zucker und Melasse kamen einander in Qualität und Quantität gleich.

Das letzte französische Aktenstück, das sich mit der trotz Schmeltzers außerordentlichen Bemühungen und Opfern gründlich verunglückten trierer Zuckerfabrik beschäftigt, ist ein Berichtsentwurf des Präfekten vom Dezember 1813 an den Generalsteuerdirektor. Der Entwurf ist unvollendet. Vom Schreibtisch hinweg hat, wie es scheint, der Konzipient das Weite gesucht. Am ersten Januar 1814 überschritt der Marschall Vorwärts den Rhein; und jetzt hatten die Kulturarbeiten Napoleons ihr Ende gefunden.

Zu dem vorschnellen, sprunghaften, bald streichelnden, bald kratzenden Vorgehen des kaiserlichen Bulletin-Literaten steht die

ruhige, sachlich prüfende, vorsorgliche, alle berechtigten Interessen wahrnehmende Haltung Friedrich Wilhelms des Dritten im angenehmsten Gegensatz. Daß Napoleons Machtgebot einen gewaltig stimulirenden Einfluß auf die Entwickelung der Rübenzuckerindustrie gehabt hat, soll nicht verkannt werden; aber irgendein Verdienst (im ethischen Sinne) ist dem Kaiser nicht zuzusprechen. „Wie seltsam!" so sagte August Wilhelm Hofmann in seiner Rede zum Gedächtniß des Stifters der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin am dritten August 1881. „Den patriotischen Bemühungen eines deutschen Fürsten muß sich die rücksichtlose, unerhörte Despotie des fränkischen Imperators hinzugesellen, um die Errungenschaft deutscher Forschung und deutschen Gewerbefleißes zu einer segensreichen Industrie zu entfalten."

Mit dieser Entfaltung hatte es noch gute Wege. Achard, dem der König mit Entschließung vom einunddreißigsten Juli 1810 die auf sein Gut hypothekarisch eingetragenen fünfzigtausend Thaler als Gnadengeschenk bewilligt hatte, saß vergrämt in Cunern, als ein Mann, der sich mit den drängenden Forderungen des Lebens nur schwer abzufinden vermochte, der das Gewollte für das Erreichte hielt und allzu ungestüm von dem Baum, der kaum erst Blätter trug, sich reife Früchte schütteln wollte. Sein sanguinisches Temperament vertrug sich nicht mit der gewissenhaften Gründlichkeit der vom König zur Prüfung des Verfahrens eingesetzten Kommission. So war eine unerquickliche Lage entstanden. Dazu befand er sich in der Fabrik bald an der Grenze seines Talents. Der Erdboden und das Samenkorn hatten ihm auf seine Fragen klar und deutlich geantwortet, weil er zu fragen verstanden hatte. Die unentwickelte mechanische Technik und die höchst mangelhafte Wärmetechnik geboten ihm Einhalt: die Materie widerstrebte; das Erkennen stand thurmhoch über dem Können des Mannes, dem zwar eine große Gabe der Divination eigen war, durch die er zum Bahnbrecher wurde, dem aber das Ingenium und die Zähigkeit des Handelns fehlten. Ohne seinen König hätte er ohne Zweifel das Los vieler ihrer Zeit vorauseilenden Woller zu theilen gehabt und völligen Zusammenbruch erlitten. Er starb im Jahr 1821, ohne noch die Anfänge der aus seinen Arbeiten hervorgehenden Großindustrie der kontinentalen Rübenzuckererzeugung erleben zu dürfen, als deren Grund- und Eckpfeiler ein Kabinetsbefehl Friedrich Wilhelms des Dritten vom fünfzehnten Januar 1799 zu gelten hat, nicht aber eine spätere Maaßregel Bonapartes.

Karlsruhe. Oberregirungrat Dr. Karl Bittmann.

Krebs.*)

Leicht ist verständlich, daß bei dem großen Interesse, das der Ursache des Krebses nicht nur in ärztlichen Kreisen, sondern in allen Schichten der Bevölkerung entgegengebracht wird, die Frage vielfach erörtert worden ist, ob und wie weit die experimentellen Forschungen der letzten Jahre zur Klärung der Karzinomaetiologie beigetragen haben. Leider muß hier vielfach der selbe Mangel an Kritik konstatirt werden, der die meisten krebsaetiologischen Arbeiten auszeichnet und dieses Gebiet zu einem der unerquicklichsten der Pathologie gemacht hat.

Für viele Anhänger der parasitären Theorie war das scheinbar leichte Angehen des Mäusekrebses ein genügender Beweis dafür, daß diese Krebsübertragungen als echte Infektionen anzusprechen seien. Wenn es sich bei der Frage: „Transplantation oder Infektion?" nicht um ein bloßes Spiel mit Worten, sondern um die Unterscheidung scharf präzisirter Begriffe handelt, so kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen (Das ist auch die Ansicht eines so überzeugten Vertreters der parasitären Aetiologie des Karzinoms wie Borrel), daß alle experimentellen Krebsimpfungen als reine Zelltransplantationen aufzufassen sind. Setzen schon die beiden fundamentalen Thatsachen, daß der Krebs nur innerhalb der Spezies und nur bei intaktem Zellmaterial übertragbar ist, die Karzinomimpfung in vollkommene Parallele zu den Transplantationen normaler Gewebe, so sprechen vollends die Immunisirungversuche eine nur zu deutliche Sprache zu Gunsten dieser Anschauung. Eine Panimmunität besteht nicht nur im Rahmen der Karzinome und Sarkome, sondern auch nach meinen Untersuchungen zwischen diesem im engeren Sinn malignen Tumor und dem Chondrom, einer Geschwulstform, bei der die Annahme einer parasitären Aetiologie unserem biologischen Empfinden in hohem Grade widerspricht. Vor Allem haben aber die Forschungen Bashfords, Schönes und Borrels auch die Möglichkeit einer Immunisirung mit normalen Organen ergeben und damit zur Evidenz gezeigt, daß eine rein zelluläre Immunität existirt. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß diese auch der normale Schutz des Menschen ist.

Schon in meiner ersten Publikation über experimentelle Karzinomstudien an Mäusen habe ich bei der Krebsentwickelung zwei

---

*) Aus den „Beiträgen zur experimentellen Pathologie und Chemotherapie", die Geheimrath Ehrlich in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen ließ. Im Vorwort zu dieser Sammlung hat der seitdem so viel genannte Finder einer neuen Luesbehandlung gesagt, seine verschiedenen Arbeitgebiete seien durch ein Band verknüpft, dessen Erkenntniß er als den Kern seines wissenschaftlichen Lebens bezeichnen könne. „Die mir in frühen Jahren gewordene Ueberzeugung von der ausschlaggebenden Bedeutung des distributiven Momentes für die Geschehnisse in der belebten Materie hat mich bei meinen experimentellen Studien glücklich geleitet."

Stadien von einander getrennt, nämlich erstens die primäre Entstehung der karzinomatösen Zellumänderung und zweitens das Auswachsen dieses originären Kleingebietes modifizirter Zellen zu einem wirklichen Tumor. Nach den Resultaten der bisherigen Versuche kommt für das letzte Moment der Resistenz des Organismus die wesentlichste Rolle zu. Mein Kollege Albrecht und ich haben unabhängig von einander und auf verschiedenen Wegen das Wesen der Tumorbildung in einem Aviditätsdifferential der zur Geschwulst auswachsenden Zelle gegenüber den Körperzellen erblickt. Dabei ist von nicht entscheidender Bedeutung, daß ich auf Grund meiner ausgedehnten Untersuchungen bei nicht verimpfbaren, relativ gutartigen Spontantumoren dieses Differential durch eine Abnahme der Körperzellenavidität erkläre, an der sich bestimmte Zellgruppen aus irgendwelchen Ursachen nicht betheiligen, und nur für stärker virulente Tumoren eine absolute Steigerung der Avidität zulasse, während Albrecht diese Annahme für alle Tumoren aufstellt. Nach dieser Auffassung ist also die Entwickelung der Spontantumoren, wie ich es für die verimpften auseinandergesetzt habe, von zwei Faktoren abhängig, von den aktiven Kräften der Tumorzelle und der Resistenz des Organismus. Aber alle diese Ueberlegungen lassen die aetiologische Kardinalfrage unberührt, worauf denn in letzter Instanz das Zustandekommen eines Aviditätsdifferentials beruht. Was ist die eigentliche Ursache, daß von einem bestimmten Augenblick an gewisse Zellen an der allgemeinen Abnahme der Avidität nicht partizipiren oder eine plötzliche Aviditätsteigerung erfahren? Ich glaube nicht, daß diese Frage so bald von der experimentellen Wissenschaft beantwortet werden wird, ja, ich zweifle sogar entschieden daran, ob sie überhaupt im einheitlichen Sinn beantwortbar ist.

Von den Anhängern der parasitären Krebstheorie, so auch von Borrel in seiner letzten Publikation, wird mit Vorliebe behauptet, daß sich die Wissenschaft dem Karzinom gegenüber heute ungefähr auf dem Standpunkt befindet wie unmittelbar vor der Entdeckung des kochischen Bazillus gegenüber der Tuberkulose. Gleich als ob jeder Tag uns die Kunde von der Lösung des großen Problems bringen könnte! Von den schwerwiegenden Gründen, die mir eine solche Analogisirung unstatthaft erscheinen lassen, will ich an dieser Stelle nur einen der wichtigsten erwähnen. Trotz aller klinischen Verschiedenheit ist die Tuberkulose in ihrem anatomischen Substrat auch ohne den Bazillus auf das Schärfste definirt. Im Gegensatz hierzu sind die malignen Tumoren mit der Fülle ihrer Typen weit davon entfernt, eine pathologische Einheit zu bilden. Für keine einzige bösartige Geschwulstform besteht eine scharfe Grenze gegen die benigne Form, so daß eine exakte Rubrizirung im speziellen Fall den größten Schwierigkeiten unterliegen kann. Ja, unsere erweiterten Kenntnisse drängen immer mehr dazu, jede trennende Scheidewand zwischen der gutartigen und der bösartigen Geschwulst fallen zu lassen. Denn mit der Thatsache, daß nicht nur aus einem Adenom ein Karzinom entstehen, sondern auch, umgekehrt, im halbimmunen Thier ein viele Jahre als solches fortgezüchtetes Karzi-

nom wieder die histologische Form des Adenoms annehmen kann, ist die Zusammengehörigkeit der ganzen Geschwulstgruppe festgestellt und die Aetiologiefrage des malignen Tumors von der des benignen prinzipiell gar nicht zu trennen. Dazu kommt, daß die Begriffe Sarkom, Karzinom, Endotheliom, Gliom, auch ohne das Hineinbeziehen von Uebergängen in gutartige Neubildungen, die klinisch, prognostisch und anatomisch heterogensten Dinge umfassen, so daß die Klassifikation bestimmter Formen den wechselnden Anschauungen unterworfen ist.

Vor Allem scheint mir aber die Abhängigkeit bemerkenswerth, in der vielfach bestimmte histologisch und klinisch ziemlich scharf charakterisirte Tumorformen von gewissen nachweisbaren Bedingungen stehen, so daß sich die Annahme eines kausalen Verhältnisses nicht von der Hand weisen läßt. So sehen wir beim Xeroderma pigmentosum, einer stets angeborenen und familiär auftretenden, mit Pigmentanomalien und narbigen Veränderungen der Cutis verbundenen Hautaffektion, schon im frühen Kindesalter echte (und zwar multiple) Karzinome sich entwickeln, deren multizentrische Entstehung darauf beruht, daß diese spezielle Hauterkrankung in ihrer ganzen Ausdehnung den gleichen günstigen Boden für die Krebsentwickelung darbietet. Fast ausnahmelos werden die Kinder, die einer Familie mit hereditärem Xeroderma pigmentosum angehören, wenn sie auch räumlich an verschiedenen Orten sich befinden, von Karzinom ergriffen. Das läßt sich im Sinn einer ererbten Zelldegeneration leicht erklären; für den Parasitenanhänger würde sich aber daraus die Annahme einer ubiquitären Verbreitung des Karzinomerregers ergeben, dem der Disponirte überhaupt nicht entgehen kann. Dann müßte aber das Karzinomvirus noch viel diffuser verbreitet sein als das der Tuberkulose, denn es erkranken eben solche „disponirten“ Individuen fast ausnahmelos, und zwar in jungen Jahren, während bei Tuberkulose Das glücklicher Weise nicht der Fall ist. Eine solche Ueberschwemmung der Welt mit Karzinomvirus anzunehmen, scheint durchaus nicht angängig. Ich erinnere ferner an die durch die Einwirkung der Röntgenstrahlen hervorgerufenen Karzinome, an die Krebse der Paraffinarbeiter, an die nicht selten beobachteten Blasentumoren bei Anilinarbeitern und an die so oft aus Raucherleukoplakien hervorgegangenen Zungenkarzinome; ferner an die branchiogenen und viele andere, nach Conheim auf embryonale Anlage zurückzuführende Tumoren. Eine reiche Statistik stellt die Bedeutung des Traumas für gewisse Sarkome, namentlich im Kindesalter, außer Frage. Liegt es aber wirklich im Bereich der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, für alle diese unter so heterogenen mechanischen, chemischen, physikalischen Bedingungen auftretenden malignen Tumoren eine einheitliche parasitäre Ursache anzunehmen?

Je tiefer wir in das Wesen der bösartigen Geschwülste eindringen, um so mehr muß sich in dem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung ausbilden, daß es eine einheitliche Ursache maligner Neubildungen nicht giebt und daß die Exklusivität der Kardinalfehler aller bisher aufgestellten aetiologischen Krebstheorien ist. Vielleicht kann

unter den zahlreichen Momenten und Reizen, die meiner Ansicht nach für die Entstehung eines bösartigen Tumors verantwortlich gemacht werden müssen, gelegentlich auch ein Parasit oder im Sinn San Felices ein Toxin eine reizauslösende Rolle spielen; unmöglich aber kann der selbe Mikroorganismus als alleiniges aetiologisches Moment in Betracht kommen.

Die Angaben Schmidts, daß gelegentlich mit seinen Kulturen Krebs bei Mäusen zu erzielen ist, der Hinweis Borrels auf das Vorkommen maligner Tumoren in der Nähe von Entozoen und des selben Forschers Beobachtungen über Karzinomkäfige berechtigen gewiß zu einem ernsthaften Verfolgen der hier angedeuteten Fragen. Doch wäre es ein verhängnißvoller Fehler, in der Suche nach dem Krebsparasiten das alleinige Ziel der Karzinomforschung zu erblicken und darüber andere, vor Allem immunisatorische Probleme zu vernachlässigen.

Vor einigen Jahren äußerte Borrel, daß die Erkenntniß der natürlichen Immunität den Schlüssel des Karzinomproblems überhaupt darbiete. Das ist auch meine Ansicht; aber ich habe die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die natürliche Immunität nicht auf der Anwesenheit von antimikrobischen Stoffen beruht, sondern nur durch rein zellulare Kräfte bedingt ist. In diesem Sinn habe ich auf die Darlegung der athreptischen Funktionen, die solche Vorstellung dem Verständniß näherbringen soll, einen besonderen Werth legen müssen. Ich bin überzeugt, daß aberrirende Keime bei dem kolossal komplizirten Verlauf der fötalen und postfötalen Entwickelung außerordentlich oft vorkommen, daß sie aber glücklicher Weise bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen vollkommen latent bleiben, dank den Schutzvorrichtungen des Organismus. Bestünden sie nicht, so könnte man vermuthen, daß das Karzinom in einer geradezu ungeheuerlichen Frequenz auftreten würde. Wenn aber diese Keime zwanzig, dreißig und vierzig Jahre im Organismus eine vita latens führen, ehe sie in Tumoren übergehen, wenn im Allgemeinen eben besonders die höheren Altersstufen vom Karzinom bedroht sind, so deutet Das auf konstitutionelle Ursachen hin, vielleicht im Sinn meiner Theorie auf eine Herabminderung der vitalen Zellenergie, welche die athreptischen Funktionen aufhebt und so ein parasitenähnliches Wuchern bestimmter Zellen ermöglicht und erlaubt. Wenn ich den degenerativ konstitutionellen Charakter der Tumorerkrankung hier in den Vordergrund schiebe, so ist die Schwierigkeit der Aufgabe, diese Erkrankung zu bekämpfen, eo ipso gegeben. Aber wir wollen nicht pessimistisch in die Zukunft blicken. Wenn es gelingt, die kleinen Versuchsthiere in einfacher und sicherer Weise gegen die Infektion mit Tumormaterial von kolossalster Virulenz zu schützen, so besteht doch sicher die Möglichkeit, Solches in gleicher Weise auch beim Menschen zu erzielen. Je tiefer wir im Thierexperiment in den Mechanismus eindringen, desto größer werden auch die Chancen werden, später die Therapie der Krankheit für den Menschen zu fördern. Gerade für die ärztliche Kunst gilt der Spruch: Natura artis magistra.

Frankfurt am Main. Professor Dr. Paul Ehrlich.

1910.

Der hallehsche Komet, der im verronnenen Jahr so oft den Gesprächsstoff gab, war kein Glücksstern. Dom Manuel von Portugal wird ihn sicher nicht als Segenspender preisen; denkt wohl, wie Caprivi: „Macht ist doch süß.“ Drei Generationen des Hauses Braganza wurden aus der Liste der Regirenden gelöscht. Für immer? Da bleibt ein von der Zukunft zu „bereinigender“ Saldo. Mutter und Sohn fanden in England Asyl. Dort war im Frühling der müden Hand Eduards des Siebenten das Szepter entsunken. Wer spricht noch von ihm? Vanitas, vanitatum vanitas! Wer hätte geglaubt, daß der arbiter mundi so rasch vergessen sein werde? John Bulls Gedanken wurden durch die unerbittliche Wirklichkeit gebunden. Lords und Commoners lagen sich in den Haaren. Unter der Fahne des beliebten Demagogen Lloyd George rückte die Gentry gegen die Nobility ins Feld. Das Oberhaus, dem der Flitterstaat aus den Tagen der „Jungfräulichen Königin“ geheiligter Besitz wurde, soll seiner stärksten Praerogativen beraubt werden. Ein Peer von England soll im Staat nicht mehr zu sagen haben als ein gewöhnliches M. P. Das Budgetrecht der Gemeinen stand auf der Tagesordnung. Damit verquickt das Thema des Schutzzolles. Ein Sieg der Konservativen hätte Englands Wirthschaft und seine Beziehungen zum Ausland in neue Bahnen gelenkt. In den letzten Novembertagen wurde das Unterhaus aufgelöst. Die Unionisten waren schlau genug, die Tarifreform fürs Erste zu verschieben. Ihr Kampf galt der Integrität des Oberhauses. Aber der Sieg leuchtete den Fahnen der Liberalen. Das Machtverhältniß beider Parteien bleibt, wie es war. Das heißt: auch im neuen House of Commons ist keine Mehrheit für den Schutzzoll. Daß die Konservativen ihn ausschalteten (bis zum Tage neuer Befragung der Wähler), war kein Zeichen des Zutrauens in die Stimmung des Volkes. Und die Entwickelung des englischen Außenhandels, der mit 108 Millionen £ im November eine Rekordziffer erreichte, konnte selbst den erbittertsten Protektionisten nicht verleiten, sich mit seinen Argumenten vor die Oeffentlichkeit zu wagen. Trotzdem ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wie im Gebiet der Balkanwirren. Kreta haben die Schutzmächte wieder einmal schlecht behandelt, um Griechenland und die Türkei vom Krieg abzuhalten. An der türkisch-bulgarischen Grenze gabs mehr als einmal Alarm. Auch in den Staaten von Central- und Südamerika bleibt das Schwert geschliffen und das Pulver trocken. Diaz-Caesar, der ewige Präsident der Mexikanischen Republik, hätte beinahe seinen Brutus gefunden; und Brasiliens Präsident Da Fonseca konnte die aus Lissabon mitgebrachten Eindrücke durch das von Meuterern angezettelte Bombardement von Rio de Janeiro noch recht hübsch vertiefen. Die Saekularfeier Argentiniens lehrte, daß auch unter dem Aequator die wirthschaftliche Kultur kein leerer Wahn ist. Aus Oesterreich hörte man Lärm, aber auch Schalmeiklänge, die den Nationalitätenfrieden im

Böhmerland ankündeten. Obs wirklich dazu kommt? Die Verantwortung für den formellen Abschluß der Währungreform wurde in Oesterreich-Ungarn auf die Notenbank abgewälzt, deren „Diskretion“ die Einführung der Barzahlungen überlassen bleiben soll. Der Finanzminister Dr. von Bilinski, der das Bankgesetz vertrat, ist selbst im Polenklub so unbeliebt, daß man nicht glaubt, er werde im Amt bleiben. Daß Oesterreichs Centralinstitut vom ersten Januartag an ohne Privileg ist, bis der Reichsrath das neue Bankgesetz freundlich erledigt hat, gehört zu den Späßen der Weltgeschichte. Ernst könnte es nur werden, wenn eine andere Bank sich einfallen ließe, während des „Ex-lex-Zustandes“ (die Ministerkrisis wird nicht sehr ernst genommen) Papiergeld auszugeben.

Aber der Reichthum der Nationen hängt, zum Glück, nicht vom Zufall ab. Er wächst, selbst wenn manche Geräusche des Wirthschaftlebens häßlich klingen. Man braucht nur die Handelsbilanzen der großen Wirthschaftstaaten zu sehen, um die Sorge, es könne bergab gehen, in die Ferien zu schicken. Der Werth des englischen Außenhandels war mit 1096 Millionen £ um 106 Millionen £ größer als in den Monaten Januar bis November 1909. Deutschland importirte in elf Monaten für 8291 Millionen Mark (8027 im Vorjahr), während die Ausfuhr sich auf 6973 Millionen (6178 Millionen) bewerthete. Das sind zusammen 15264 Millionen oder 1060 Millionen Mark mehr als in der Parallelzeit 1909. Fast so günstig wie die Handelsbilanz hat sich auch die Zahlungbilanz entwickelt; denn im Edelmetallverkehr schlossen die ersten elf Monate des Jahres mit einem Einfuhrüberschuß von 281 Millionen (davon 249 Millionen Gold) gegen nur 40 Millionen (davon 3,18 Millionen Gold) im Vorjahr. Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika lenkte die Handelsbilanz in die alten Bahnen ein, nachdem sie, im Jahr 1909, eine erschreckende Neigung ins Exportplus gezeigt hatte. In den ersten fünf Monaten des neuen Fiskaljahres (Juli bis November) war die Ausfuhr um 211 Millionen Dollars höher im Werth als der Import. Daß die Goldausbeute Transvaals, die mit 29 Millionen £ (bis Ende November) um 925000 £ über das vorjährige Ergebniß hinausragte, noch nicht magerer aussieht, mag Denen ein Trost sein, die sich mit der Herrschaft des Gelben Metalls nicht aussöhnen können (oder wollen). Weniger drastisch als in den Resultaten des Handels zeigt das Wachsthum des Wohlstandes sich in die Erntezifferm. Die nordamerikanische Union blieb mit einem Weizenstandard von 695 Millionen Bushels um 42 Millionen hinter dem Jahr 1909 zurück und erreichte auch nicht die Summe der Jahre 1901 und 1906. In Deutschland ergab die Weizenernte 3,86 Millionen Tonnen (gegen 3,75 und 3,77 in den Vorjahren); die Roggenernte 10,51 Millionen Tonnen (11,35 und 10,74); die Kartoffelernte 43,47 Millionen Tonnen (46,70 und 46,43). Die Preise für Weizen und Roggen sind zurückgegangen (Weizen 196 gegen 220 Mark die Tonne; Roggen 145 gegen 169); aber die Klage über die Theuerung der Lebensmittel verstummte erst, als man sah, daß aller Kraftaufwand nutzlos verthan

sei. Ein Gegenstück zum Kampf um des Lebens Nothdurft bietet die Arbeiterbewegung. Sie wirft den breitesten Schatten auf das Bild des gewerblichen Lebens. Die Gesammtzahl der Arbeiter, die im Jahr 1910 von Strikes und Aussperrungen betroffen wurden, ist mit 320000 eher zu niedrig als zu hoch beziffert. (Im Jahr 1909 waren es nur 96000; 1908: 101000.) Die Aussperrung der Bauarbeiter war hier das wichtigste Ereigniß; denn der Riesenbewegung der Metallarbeiter, die dem Strike der Werftarbeiter folgen sollte, wurde früh Halt geboten. Die Auswanderung nahm, den Rhedern zur Freude, zu. Ueber Bremen und Hamburg wurden (in den ersten elf Monaten) 260000 Personen nach überseeischen Ländern befördert. Nur die Summe des geschäftlichen Rekordjahres 1907 übertrifft diese Ziffer.

Den Auswanderer locken die gesegneten Fluren Nordamerikas. Das nimmt den Hauptstrom der Zwischendeckleute auf; und so ist man gewöhnt, aus den Schwankungen der Auswandererzahlen den Stand der wirthschaftlichen Konjunktur in den Vereinigten Staaten abzulesen. Stimmte das Exempel diesmal? Was sagen die Kurse? Steel Commons schlossen das Jahr 1909 mit $90^{7}/_{8}$ und sind nun auf $72^{3}/_{4}$ gefallen; Amalgamated Copper von $90^{3}/_{8}$ auf $63^{7}/_{8}$; Union Pacific von $204^{3}/_{8}$ auf $169^{3}/_{4}$; Southern Pacific von $137^{7}/_{8}$ auf $114^{1}/_{8}$; Pennsylvania von 137 auf $128^{7}/_{8}$; Northern Pacific von $145^{1}/_{2}$ auf $115^{5}/_{8}$; Baltimore und Ohio von $118^{5}/_{8}$ auf $105^{3}/_{8}$. Die Kurse zeigen also, daß 1910 schlechter war als 1909. Und die Union hat wirklich eine Serie „schwarzer Tage“ hinter sich. Tafts Sanftmuth, die manchmal wildem Eifer wich, bekam ihr nicht besser als Roosevelts Peitschengeknall. Erst hoffte man auf die Präsidentenwahl; dann auf das Ende der Tarifkämpfe; und nun geht man mit der Ueberzeugung ins neue Jahr, daß vor dem nächsten Regirungwechsel (1912) sicherer Boden nicht zu gewinnen sei. Der Präsident ging im Januar mit einer Sonderbotschaft gegen die Trusts und die Eisenbahnen (Beseitigung gesetzwidriger Monopole; Kräftigung der Zwischenstaatlichen Handelskommission durch Errichtung eines United States Court of Commerce; Revision der Tarife) ins Zeug; und blies im Dezember in einer Sonderbotschaft ab: Einstweilen soll Ruhe sein. Und Oeltrust und Tabaktrust, die vor Jahr und Tag zum Tode verurtheilt wurden, leben noch immer. Jeder Versuch, gegen die Monopolträger vorzugehen, wurde von der Börse zu einem warnenden Exempel gemacht. Erscheinen der „Federal Incorporation Bill“: Kurssturz am dreizehnten Januar. Verbot der von Westbahnen geplanten Tariferhöhungen: Deroute am zweiten Juni. Folgt die Annahme des neuen Eisenbahngesetzes durch den Kongreß und die erste Entscheidung der Interstate Commerce Commission, die sich, wider Erwarten, gegen die Bahnen richtete (keine Frachterhöhungen, sondern Tarifermäßigungen): Panik am neunundzwanzigsten Juni. Das amerikanische Publikum warf in toller Hast seine Papiere weg; und auch Europa sandte große Verkaufordres. Dann wars eine Weile ruhig. Der Sieg der Demokraten in New York und im Repräsentantenhaus

wurde von Wallstreet nüchterner beurtheilt als von den leicht begeisterten Börsengenossen an der Spree. Mit den Kursen purzelten auch manche Firmen: die Börsenhäuser J. M. Fiske & Co. und Lathrop, Haskings & Co. in New York; die United States Banking Co. in Mexiko, der die Mexican National Packing Co. folgte; die Bankfirma Fisk & Robinson, die mit 7 Millionen Dollars insolvent wurde; die Union Bank of Brooklyn und die Borough Bank in Brooklyn. Die Mitglieder der Gründerfirma Burr Brothers in New York wurden verhaftet. Sie hatte imaginäre Minenwerthe im Nominalbetrag von 40 bis 50 Millionen Dollars bei den Dummen untergebracht. Die Baumwollbörse erlebte nicht weniger dramatische Szenen als der Effektenmarkt. Jim Patten, der unbeirrbare Haussier, blieb Sieger gegen die Contremine. Die Millionen, die er als Gewinn nach Haus tragen kann, mögen ihn darüber trösten, daß der Staatsanwalt wegen Verletzung der Sherman-Bill Anklage gegen ihn erhob. Solches Vorgehen wirkt nicht gerade überwältigend. Einen Elephanten tötet man nicht mit einer Stricknadel. Amerika hat eine nicht sehr beträchtliche Baumwollernte: rund 12 Millionen Ballen (gegen 10 und 13¼ Millionen in den Vorjahren); die Schätzungen waren aber höher gewesen und so entstand, nach der Veröffentlichung der Ziffer, ein ungestümer Andrang der Käufer, der den Preis noch höher trieb. Die Dezemberhausse war aber ein Kinderspiel gegen die Leistung im August. Da gab es an einem Tag im Verlauf weniger Minuten eine Kursevolution von 300 Punkten; hundert Ballen Baumwolle (ein Börsenschluß) stiegen, zwischen zwei Zügen aus der Cigarre, um 6000 Mark im Werth. Das war das Werk der Spekulanten, die mit der Baumwolle eben so rücksichtlos verfahren wie mit dem Weizen. Die Unsicherheit der Erntetaxen giebt ihnen festen Boden. Im ersten Vierteljahr hatte der Baumwollpreis sich plötzlich gesenkt und einige Baumwollhäuser verschüttet: Knight, Yancey & Co. in Decatur (Alabama) mit 6 Millionen Dollars Passiven und Steel, Miller & Co. Von besonderem Muth zeugte die Gründung der International Cotton Mills Corporation. Und auch sonst hat der Eifer, das chronische Mißverhältniß zwischen dem in der Industrie arbeitenden Kapital und seiner Rente zu fördern, nicht wesentlich nachgelassen. So wurde die Canada Steel Company mit 25 Millionen Dollars Kapital gegründet; die Utah Copper Company wurde mit der Boston Consolidated Copper Co., auf der Basis eines Aktienkapitals von 100 Millionen, verschmolzen; die Anaconda Copper Co. erhöhte ihr Kapital (um 30) auf 150 Millionen. An der Aufnahme neuer Eisenbahnpapiere fand diesmal besonders die pariser Finanz Gefallen; der deutschen wurde nicht allzu viel zugemuthet. Im Uebrigen zeigte sich, daß die „Vertheilung" der Aktien im Publikum weiter gediehen ist. Bei den amerikanischen Eisenbahngesellschaften stieg die durchschnittliche Zahl der Aktionäre von 5703 auf 6336, bei den Industriegesellschaften von 5808 auf 6502. Die „starken Hände" haben also auf die Wahrung ihres Besitzes kein Gewicht gelegt; sie geben ab, so-

bald sich die Möglichkeit eines Gewinnes zeigt. Der amerikanischen Eisenindustrie ist nicht gelungen, eine „Konjunktur“ glaubhaft zu machen. Die Roheisenpreise stehen unter dem Niveau des Jahresanfanges. Die großen Eisenwerke können knapp die Hälfte ihrer Leistungfähigkeit ausnützen. Das gilt auch vom Stahltrust, der gezwungen war, einen Theil seiner Werke stillzulegen; zuletzt noch sein größtes Schienenwerk. Der Bestand seiner Aufträge war am ersten Dezember um 112000 Tonnen niedriger als vier Wochen vorher. Trotzdem bemühten sich die Stahl- und Eisenleute, pessimistischen Anwandlungen entgegenzuarbeiten. Da die Eisenbahnen sich nicht beeilen, neue Aufträge zu geben, so müssen die Stahlwerke sich weiter in Geduld fassen. Denn die bequeme Gelegenheit, Eisenbahnbonds unterzubringen, liefert noch keinen Ersatz für große Bestellungen. Der Eisenbahnmann James Hill sagte, die Zurückhaltung der Gesellschaften verrathe ihre Schwäche; sofort wurde Wallstreet (am vorletzten Novembertag) von neuer Panik heimgesucht, die aber rasch vorüberging. Und vor Weihnachten hieß es von allen Seiten, der Eisenpreis werde drüben noch tiefer sinken. Aber wo von Amerika die Rede ist, muß man vorsichtig sein: morgen kanns wieder lustig werden. Das Drüben ist unberechenbar.

Würde die Gesundheit des gewerblichen Lebens in Deutschland nur nach dem Ertrag der Wechselstempelsteuer beurtheilt, so käme man bei uns vielleicht zu keinem günstigeren Schluß als in Amerika. Die Einnahmen aus dem Wechselstempel waren in den ersten elf Monaten (17 Millionen) nicht viel größer als im Jahr 1909. Da der Wechsel das wichtigste Instrument des gewerblichen Kreditverkehrs ist, könnte man annehmen, dieser Verkehr habe sich nicht gehoben. Dann müßte auch die Reichsbank ungefähr die selben Schicksale gehabt haben wie im Jahr 1909. So wars aber nicht. Der Reichsbankdiskont senkte sich in diesem Jahr nicht unter 4 Prozent, während er im Jahr 1909 lange 3½ Prozent betragen hatte. Der Jahresdurchschnitt war etwa 4¼ Prozent (gegen 3,92 im Vorjahr). Geld war nicht gerade theuer; aber auch nicht billig. Der Privatdiskont wird einen Jahresdurchschnitt von 3,6 Prozent (gegen 2,8) aufweisen; und der Satz für tägliches Geld sank selten unter 3 Prozent. Das Ultimogeld des Jahreswechsels aber wird, mit 6¾ Prozent, als „erträglich“ angesehen. An ausländischen Guthaben hat es dem deutschen Markt nicht gefehlt. Die mexikanischen Gelder (die der Einziehung der fünfprozentigen mexikanischen Anleihe von 1899 vorarbeiten sollen) wurden bis in die letzten Wochen des Jahres oft erwähnt; und Frankreich hat nicht mehr zurückgezogen, als zu erwarten war. Die Bank von England hatte mit dem Goldhunger Argentiniens, Brasiliens, Egyptens und der Türkei zu rechnen und mußte sich obendrein gegen das Andrängen von Finanzwechseln aus New York und aus der City wahren; denn in London wucherten die Kautschukplantagen in märchenhafter Ueppigkeit (die Emissionen des ersten Halbjahres waren, mit 188 Millionen £, um 6 Millionen £ höher als die des ganzen Jahres 1909). So kam es, daß die Bank von England

ihren Zinsfuß neunmal in einem Jahr ändern mußte (sechsmal im Vorjahr). Am ersten Dezember konnte sie die Rate von 5 auf 4½ Prozent herabsetzen. Dann wurde vom Geldmarkt „Versteifung“ gemeldet.

Schlimmer als dem einen Nationalheiligthum der Briten, der „Bank“, erging es dem anderen, den Konsols. Für die war 1910 ein schwarzes Jahr; denn es brachte ihnen Tage der tiefsten Erniedrigung. Der Kurs des englischen Standardpapiers fiel unter 79. Das war seit undenklichen Zeiten nicht mehr dagewesen. Nach besonderen Gründen brauchte man nicht zu suchen. In England sinds die selben wie im Deutschen Reich: das Mißverhältniß zwischen den Kosten des Lebens und der Rentabilität der besten Anlagepapiere. Man kann mit 3 Prozent Zinsen nicht mehr auskommen. Daran scheiterte auch die Tradition der einst vornehmsten Staatsschuldverschreibung der Welt. Solamen miseris.... Auch die deutschen Anleihen sind noch nicht über den Berg. Aber der Ausgang des Jahres brachte ihnen eine freudige Ueberraschung: eine kluge Rede des Schatzministers Wermuth, die mit glaubhaften Gründen an die Vernunft des Kapitalisten appellirte. Der Etat von 1911 fordert eine Anleihe von nur 97 Millionen (gegen 172); und im nächsten Jahr soll „Schonzeit“ sein. Weder Wermuth noch Lentze will dem Kapital neue Papiere aufpacken. Und die Tilgung der alten Schulden soll beschleunigt werden. Das klang den Rentiers lieblich in die Ohren. Die Dreiprozentige konnte ihren Anfangskurs von 85,30 wieder erlangen. Die neuen Emissionen des Jahres (340 Millionen vierprozentiger Reichsanleihe und 140 Millionen Konsols) brachten bei der Subskription 753 Millionen. Nicht verblüffend, aber ohne Konzert angenehm zu hören. Das Konsortium konnte sich noch vor Jahresschluß auflösen, ohne einen erheblichen Restbestand vertheilen zu müssen. Nun wird sich zeigen, ob die Versuche, den Kursen der Staatspapiere aufzuhelfen (die Verpflichtung der sozialen Versicherunganstalten, mindestens den vierten Theil ihres Vermögens in deutschen Anleihen zu fundiren, ist neu), Erfolg haben. Die Freude des Publikums an exotischen Werthen läßt sich nicht so leicht dämpfen. Die fünfprozentigen Marokkaner, die die fremden Völker im berliner Kurszettel vermehrten, wurden stark überzeichnet. Die Gesammtsumme der Anleihe betrug 101 Millionen Francs, der berliner Einführungskurs war nah an Pari. Ein Zeichen der Zeit. Einer 4½prozentigen Provinz Buenos-Aires-Anleihe von 2 Millionen £ (Deutsch-Südamerikanische Bank) und einer fünfprozentigen chinesischen Eisenbahnanleihe von 4,80 Millionen £ erging es nicht schlimmer. Und auch die Begeisterung für eine zweite Serie der vierprozentigen Bagdadanleihe durfte auf Verständniß rechnen. Die Enttäuschungen, die la belle France im Geldverkehr mit drei Kavalieren (Bulgaren, Ungarn, Türken) erlitt, sind in frischer Erinnerung. Die drei Ritter fanden an der schönen blauen Donau und am Strande der Spree offene Herzen und Kassen. Daß Italien wagen durfte, eine dreiprozentige Anleihe (260 Millionen Lire) herauszubringen, preßte deutschen Patrioten laute Seufzer ab.

Wie griechischer Frühling muthete die Thatsache an, daß eine neue Anleihe der Hellenen in Paris das Licht der Börse erblickte; und die Konversion fünfprozentiger Japaner wurde mit der Andacht, die man Konversionen entgegenbringt, aufgenommen. Auch China erledigte, unter amerikanischer Patronanz, ansehnliche Finanzgeschäfte. Rumäniens Anleihe (128 Millionen Francs) war erwartet worden. Die Denkschrift des russischen Finanzministers zum neuen Etat wird im Archiv der Bankerotpropheten keinen Ehrenplatz finden. Der Etat von 1910 schließt mit einem Ueberschuß von 158 Millionen Rubeln und wird, mit den Restsummen aus den Bilanzen früherer Jahre, einen disponiblen Barbestand von 270 bis 300 Millionen Rubeln aufweisen. Das Zarenreich scheint auch im Jahr 1911 ohne neue Auslandanleihe auskommen zu können. Der Finanzminister will sogar 45 Millionen mit hohem Zinsfuß, vor dem Fälligkeitstermin, tilgen. Die 4½prozentige Anleihe von 1905 steht über Pari. Von der Möglichkeit, das Papier am letzten Dezembertag gegen Auszahlung des Pariwerthes zurückzugeben, wird, unter den obwaltenden Umständen, kaum Jemand Gebrauch gemacht haben. Herr Kokowzew ist über den nächsten Berg.

„Wenns Rußland gut geht, haben die Banken zu lachen.“ Denen ist auch sonst nicht traurig zu Muth; denn das Jahr 1910 war nicht schlecht. Die paar Entgleisungen (Niederdeutsche, Ronsdorfer Bank, Vereinsbank in Frankfurt an der Oder) sind fast schon vergessen. Was Effekten- und Konsortialgeschäfte etwa schuldig blieben (die Summe der Emissionen des ersten Halbjahres betrug im Kurswerth 2052 Millionen gegen 2315 im ersten Halbjahr 1909), haben Kontokorrentzinsen, Wechseldiskontgeschäft und Börsenkommissionen reichlich eingebracht. Und die Börse will sich von der Ueberzeugung, daß einzelne Institute höhere Dividenden bezahlen werden (Diskontogesellschaft, Dresdener Bank, Nationalbank), nicht abbringen lassen. Natürlich wurde auch wieder über besseren Depositenschutz geredet. Daß es bei uns damit aber nicht schlechter bestellt ist als im gepriesenen Albion, haben englische Bankbrüche wieder erwiesen. Der kleinen British Bank of Commerce in London folgten die Charing Croß Bank. Der Birkbeck Bank, die seit 1851 besteht, kam die Bank von England zu Hilfe. Auch die Yorkshire Penny Bank, die Ende 1909 ein Depositenkonto von fast 18 Millionen £ auswies, wurde vom Centralinstitut gestützt. Dagegen fand die London Trading Bank, ein kleines Aktienunternehmen, keinen Retter; in ihrer Verwaltung saß auch kein Herzog von Devonshire, wie bei der alten Yorkshire Penny Bank in Leeds. Die Lober des englischen Systems mögen aus diesen Todesfällen lernen.

Nicht immer ists nützlich, das Ausland zu kopiren. Das haben die Kalileute erfahren, die nach amerikanischen Mustern arbeiten wollten. Ende Mai trat das Reichskaligesetz in Kraft; das Kalisyndikat wurde verlängert. Aber der Konflikt mit den Amerikanern (wegen der Lieferungverträge zwischen Aschersleben und Sollstedt und dem amerikanischen Nordtrust) wurde durchs ganze Jahr 1910 mitgeschleppt. Die

Verhandlungen wurden abgebrochen und die Yankees versteigen sich bis zu der Drohung eines Abbruches aller deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen. Nun kann Taft zeigen, ob er zum Friedensapostel taugt. Das Kaligesetz aber bewirkte einen neuen Ausbruch des Gründungfiebers. Fast scheint es, als sei die deutsche Industrie aus dem engen Kleid der Syndikate herausgewachsen. Von größerer Bedeutung als in der Kaliindustrie ist diese Entwickelung im Montangewerbe. Ins neue Jahr wird die Sorge um das Schicksal des Stahlwerkverbandes und des Kohlensyndikats getragen. Schon haben bedeutende Mitglieder des deutschen Stahlsyndikats (Thyssen & Co., Rheinische Stahlwerke, Gebrüder Stumm, Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft) den Versuch unternommen, Aenderungen der Quoten durchzusetzen. Daß die stärksten Vertreter des wichtigsten deutschen Eisenkartells ein Rennen um die Erhöhung der Betheiligungziffern veranstalten, deutet auf den Wunsch, sich für den Fall der Auflösung des Syndikates früh zu rüsten. Die alten Formen haben sich überlebt. Deshalb wars nicht leicht, für das verblichene Roheisensyndikat Ersatz zu schaffen. Die „Verkaufsvereinigung deutscher Hochofenwerke in Essen", der das Ostdeutsche Roheisensyndikat (nebst dem Eisenwerk Kraft und dem Hochofenwerk Lübeck) sich anschloß, ist die Frucht der Bemühungen. Doch fehlen die Siegerländer (Bremerhütte, Charlottenhütte, Geisweider Eisenwerke), mit denen eine Einigung noch nicht möglich war. Die Stabeisenkonvention sieht auch schon wieder recht kraftlos aus. Die Mitglieder halten sich nicht an die festgesetzten Preise, sondern unterbieten sie. Was nützen alle Abmachungen, wenn die Werke à tout prix Aufträge haben wollen und müssen? Nicht besser erging der Grobblechkonvention. Einzelne Syndikate verschwanden (Gas- und Siederohrsyndikat, Stahlformgußverband), andere sind gut verankert worden (Oberschlesische Kohlenkonvention auf fünf Jahre; Zinkhüttenverband bis 1916). Dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat wurde eine günstige Prognose gestellt. Erst für Januar 1911 konnte die Produktioneinschränkung auf 12½ Prozent für Kohle ermäßigt werden; im ganzen Jahr 1910 hat sie 15 Prozent betragen; für Koks anfangs 35 und 30, dann 27½ Prozent. Weniger als im Jahr 1909; aber noch drückend genug. Die Produktion der Zechen hat sich vergrößert und mit ihr wuchs der Absatz um etwa 3 Millionen Tonnen. Die Ausbreitung der Hüttenzechen, die sich selbst versorgen, ist ein wachsender Schade für das Syndikat. Nachdem bis zum ersten April 1910 (zwei Jahre hindurch) Preisermäßigungen gewährt worden waren, setzte das Syndikat plötzlich die Preise für das Winterhalbjahr 1910/11 höher an. Aber für das Abschlußjahr 1911/12 mußten sie wieder heruntergesetzt werden (um 25 bis 30 Pfennige für die Tonne). Auch die Roheisenerzeugung hat sich vergrößert: das Plus des ganzen Jahres dürfte 2 Millionen Tonnen (bei 14¾ Millionen Tonnen) betragen. Die Eisenpreise waren durchweg höher als im Jahr 1909, während englisches und amerikanisches Roheisen im Preis zurückgegangen ist. Auf

dem Kohlenmarkt sah es unbehaglicher aus. Während die Harpener Bergbaugesellschaft mit ihrer Dividende von 8 auf 7 Prozent zurückgehen mußte, hat die Phoenixgesellschaft ihre Quote von 9 auf 15 Prozent erhöht. Den großen gemischten Werken gehört die Welt. Deshalb hat die Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft sich die Saar- und Moselgesellschaft und die Dortmunder Union angegliedert. Ihre Betheiligung beim Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat erhöhte sich auf 3 Millionen Tonnen und das Aktienkapital beträgt nun 100 Millionen. Einen wichtigen Ausbau seiner Werkstätten für Eisenverfeinerung beschloß der gelsenkirchener Concern durch die Aufnahme der J. P. Piedboeuf Röhrenwerke und der Düsseldorfer Röhrenindustrie. Diese Verbindung, deren Gegenstück beim Phoenix (Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke Poensgen) zu finden ist, zeigt, wie die großen Kapitaltrusts in der Montanindustrie mehr und mehr Produzenten und Konsumenten „in sich" zu werden suchen. Auch die mittleren Werke folgen auf diesen Weg. Der Eschweiler Bergwerkverein nahm das Eschweil-Kölner Eisenwerk auf und erhöhte sein Kapital (um 6) auf 38 Millionen. Dieser stärkste Außenseiter des Kohlensyndikates ist als Repräsentant des aachener Bergbaureviers wichtig. Der Lothringer Hüttenverein Aumetz-Friede erwarb von Gelsenkirchen die Kuxe der Gewerkschaft Viktor, um sich vom Kohlensyndikat unabhängig zu machen; und die Bergbaugesellschaft Konkordia wurde als Verkaufsobjekt ausgeboten. Bald nannte man die Niederrheinische Hütte, bald die Rheinischen Stahlwerke, zum Schluß die Rümelinger Hochofenwerke in Sankt Ingbert. Der Kurs der Konkordiaaktie, die zu den schweren Papieren gehörte, spiegelte die jeweiligen Chancen der Verkaufsabsichten. Die nächste Zukunft der deutschen Montanindustrie ist an die Entscheidung über das Schicksal der großen Verbände geknüpft. Auch ohne sie geht es; aber man möchte endlich wissen, was wird.

In fröhlicher Ruhe dürfen die Elektromagnaten das Kommende erwarten. Alle Jahresabschlüsse befriedigten. AEG: glänzend; Siemens & Halske nicht so strahlend, doch nicht minder stark; Schuckert im Aufstieg und Siemens-Schuckert dadurch gebessert. Die große Transaktion der AEG mit dem Felten-Guilleaume-Lahmeyer-Concern vermehrte nicht nur das Aktienkapital der größten Elektrizitätgesellschaft um 30 auf 130 Millionen, sondern auch die Stützpunkte des Unternehmens. Von der Uebernahme des Dynamowerkes in Frankfurt und der Betheiligung an der Feltengesellschaft erwartet die AEG beträchtlichen Nutzen. Mit 14 Prozent Dividende ist sie um 2 Prozent von Siemens & Halske entfernt, die auf 12 blieben. Die Schuckertgesellschaft stieg von 6 auf 7. Bergmann gründete die Bergmann-Elektrizität-Unternehmungen A.G. mit 12 Millionen Kapital. Das Stammhaus erhöhte sein Stammkapital (um 8) auf 29 Millionen. Die Deutsch-Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft hat jetzt 90 Millionen Aktienkapital und, wie es heißt, neue Pläne. Ueber die Summe der Aufträge wird von den Großen höchstens insofern geklagt, als sie immer wieder aus ihren alten Anlagen hinauswachsen und zubauen müssen.

Wie aber wirkten all diese Ereignisse auf die Börse? Der Börsenumsatzstempel brachte mit 21½ Millionen in den ersten elf Monaten des Jahres ein Plus von 3¾ Millionen, das allerdings hinter der Steigerung von 1908 zu 1909 (9 Millionen) zurückbleibt. Russische Banken und die Warschau-Wiener-Bahn wurden von der Spekulation bevorzugt. Danach kam die Phoenixaktie, Canada Pacific und Shantungbahn. Den Kolonialpapieren gings nicht mehr so herrlich wie einst im Mai Dernburgs; die Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika sind von 2100 auf 800 gestürzt. Die Riesendividende von 64 Prozent wird sich kaum wiederholen. In Südwest klagt man über die Steuerpolitik. Wie es mit der Diamantenernte steht, weiß nur Gott; vielleicht nicht einmal der Oberregisseur Fürstenberg.

Ein paar Kurskurven:

	2. Januar	1. Juli	29. Novbr.	20. Dezbr.
Deutsche Bank	249,60	250,75	259,50	259,75
Diskontogesellschaft	196,—	186,25	192,60	193,80
Dresdener Bank	162,90	157,—	163,50	162,30
Handelsgesellschaft	182,60	171,75	169,60	169,80
Laurahütte	200,60	175,40	171,10	171,30
Bochumer	251,10	230,40	224,50	223,50
Phoenix	220,50	223,—	245,—	244,10
Gelsenkirchen	220,25	207,10	212,30	212,60
Harpener	210,30	190,40	185,—	186,25
Deutsch-Luxemburg	218,50	205,60	203,60	202,60
A E G	262,75	267,25	267,10	266,75
Siemens & Halske	252,90	240,50	247,10	244,10
Packetfahrt	135,20	141,50	143,60	142,80
Lloyd	103,60	108,90	106,60	105,75
Warschau-Wien	130,—	168,—	218,25	218,75
Schantungbahn	120,70	138,50	140,—	138,10
Canada-Pacific	182,50	188,25	196,30	197,75
Petersb. Internation. Handelsb.	168,25	182,—	209,25	207,—
Russenbank	158,50	159,75	168,25	167,—
4% Russen von 1902	91,40	92.10	92,80	93,60
4½% Russen von 1905	99,50	100,—	100,25	100,60
3% Reichsanleihe	85,30	84,50	83,80	85,—

Daß 1911 nicht schlechter aussehen werde als 1910, gilt der Börse als sicher. Schwache Engagements bestehen kaum noch; und die Kurse sind so behutsam abgetragen worden, daß man (so meinen die Weisen) bald ein neues Tänzchen wagen könnte. Im Januar wurden die Kassen gefüllt; und bei der Enthaltung der beiden mächtigsten Anleiheemittenten gewinnt das Kapital noch größeren „Spielraum“. Fraglich ist allerdings, ob die Börse ihr ungebundenes Dasein, ohne einen Blick auf die gewerbliche Entwickelung, fortsetzen kann. Erfreuliche Ueberraschungen sind von der Industrie in großem Umfang kaum zu erwarten; wenigstens sehen die Bergherren nicht allzu heiter aus. Und dann: die Wahl des neuen Reichstages! Der Börsianer lächelt höhnisch. „Als ob sich ein vernünftiger Mensch darum heute kümmerte!“ Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Januar 1911.

Anglia.

Hat das britische Weltreich, wie das römische einst, drei Stände und ist ein Peer von England so mächtig, der Volksmasse so lästig wie ein Senator im Rom der Caesaren? Unter den Kaisern war der Erste Stand auf den wichtigsten Gebieten privilegirt. Ihm Angehörige durften nicht gekreuzigt, weder zu Gladiatorenkämpfen noch zu Thierhetzen in den Circus geschickt, nicht gepeitscht, gefoltert, zu Zwangsarbeit verurtheilt werden. Sie mußten den Kaiser, der princeps senatus war, anerkennen und konnten ihn absetzen; waren seine Pairs (ὁμότιμοι) und durften sich nur dieser Wesensgleichheit nicht allzu laut rühmen. Augustus wollte auf dem schwer zu schleifenden Wall solcher Vorrechte nur die Häupter der alten Familien dulden, deren Ahnen schon in kurulischen Aemtern gesessen hatten; doch wurden, weil die von der nobility zu stellende Ersatzreserve sich als zu klein erwies, immer wieder neue Männer von den Kaisern zugewählt, sogar aus dem Dritten Stand (wie Curtius Rufus, von dem Tiberius sagte, er scheine nur von sich selbst abzustammen). Von Haß oder Neid hatte der Adel noch kaum zu leiden; wer das Atrium mit Ahnenbildern schmücken konnte, war höher geachtet als der von solchem Recht Ausgeschlossene und Tacitus nennt unter den Vorzügen der ersten tiberischen Regirungzeit, daß der Kaiser bei der Verleihung von Ehrenstellen den Adel begünstigt habe. Die Senatoren waren meist reiche Leute, deren Einkommen in die Millionen stieg und die ungemein große Grund-

besitzstücke zusammenballten. Offenbar, sagt Friedlaender, „war es gewöhnlich, sich in verschiedenen Landschaften zugleich anzukaufen, so daß niemals alle Erträge der selben Ungunst der Witterung ausgesetzt waren, man Klima und Aufenthalt oft wechseln und auch auf der Reise zu Hause sein konnte; schon in der Zeit des Horaz waren ohne Zweifel nicht selten sardinische Kornfluren, Bienenstöcke in Kalabrien, Viehtriften dort und im cisalpinischen Gallien, tausend Morgen falernischen Weinlandes und Landsitze an den Ufern des Liris in einem Besitz vereint; wie ein Jahrhundert später parmensische Heerden (die jährlich sechshunderttausend Sesterzen eintragen konnten), Güter in Etrurien, die von unzähligen, in Ketten arbeitenden Sklaven bebaut wurden, apulische Gefilde, setinische Weinberge und Besitzungen bei dem durch seine Bienenzucht berühmten Hybla in Sizilien." In Rom hatten die Senatoren Paläste und Gärten, auf deren Bodenfläche ein kleines Volk hausen konnte, an den schönsten Buchten und Seen Villen, überall große Schaaren, die, Sklaven und Freigelassene, der Hausmacht die Wächter und Diener und, wenns nöthig wurde, das Heer stellten. Diese Pairie konnte mit den Kaisern als mit Gleichen verkehren. Der Glanz solcher königlichen Existenz erblich erst, seit, nach Neros Tagen, neue, aus den Provinzen heraufgekommene Männer die Plätze der verarmten oder ausgestorbenen Familien erklettert hatten und auf der Zinne der Gesellschaft die in der Enge angewöhnte Lebenssitte einbürgerten. Doch darf man nicht wähnen, ihre Daseinsart habe der unserer Millionäre geglichen, die ein Automobil, ein Landhaus, drei Diener haben und dreimal im Jahr, nach einer Fahrt im reservirten Coupé Erster Klasse, ein paar Wochen lang in irgendeinem Luxushotel wohnen. Daneben scheint noch die Nachblüthe senatorischer Kapitalmacht so üppig wie neben einem Kornblümchen ein Tropengewächs. „Der senatorische Census von einer Million Sesterzen (ungefähr 217500 Mark) war ein Minimalansatz, der vielleicht zum standgemäßen Leben eines Einzelnen, aber nicht einer ganzen Familie ausreichte. Die Senatoren waren allen Blicken ausgesetzt, so daß sie unmöglich die großen und mannichfachen Ansprüche, die von allen Seiten an sie gemacht wurden, umgehen konnten, ohne gegen die Oeffentliche Meinung zu verstoßen. Und einen noch größeren Aufwand erforderte die Laufbahn der senatorischen Ehrenämter, haupt-

sächlich wegen der dabei zu veranstaltenden Spiele." Dabei war den Senatoren die Möglichkeit des Gelderwerbes nicht nur durch die Ueberhäufung mit Amtspflichten, die einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit forderten, sondern auch durch besondere Vorschriften beschränkt. Sie durften nicht Zollpächter sein, kein Schiff halten, das mehr als zwölf Tonnen faßte, noch sich in Geschäfte einlassen, die nach Spekulation rochen und die Kastenwürde morgen besudeln konnten. Was blieb? Die Vergoldung des Atriumschmuckes mit der Habe einer heimgeführten Frau (für einen „breiten Purpurstreifen" gabs immer eine Fülle reicher Mädchen zur Auswahl) und die behutsame Umgehung der Gesetze. Das Imperium streckte sich weithin und irgendwo war stets eine gute Gelegenheit zu einträglichem Geldgeschäft oder zur Betheiligung an einer sicher rentirenden Handelsgesellschaft; der schützende Deckname wurde von Freigelassenen oder Sklaven genommen: und der Nachweis unstatthafter Geschäftsführung war dann nicht leicht. Der Haupttheil des Senatorenvermögens blieb aber in Grund- und Sklavenbesitz angelegt. Die Sklaven trieben für des Herrn Rechnung Gewerbe und Handwerke aller Art oder wurden anderen Unternehmern vermiethet. „Auch die Kapitalanlage in Grundbesitz führte zu industriellen und kaufmännischen Unternehmungen, wenn Sandsteingruben, Bergwerke, Ziegeleien, Töpfereien und andere Fabriken auf den Gütern eingerichtet werden konnten. Namentlich die Fabrikation grober Thonwaaren war ein Geschäft der großen Grundbesitzer; die Kaiser selbst und Mitglieder der kaiserlichen Familie, auch die höchsten Damen zogen große Einnahmen aus dem Betrieb von Ziegeleien. Aber auch andere Fabrikationen der verschiedensten Art wurden auf den Gütern betrieben. Kaiser Pertinax erweiterte als Konsular eine Filzfabrik in Ligurien, die er von seinem Vater geerbt hatte, durch den Ankauf großer Grundstücke und den Bau vieler neuen Fabrikstätten. Besitzer, deren Güter an große Landstraßen stießen, errichteten dort Gastwirthschaften und erwirkten manchmal vom Senat die Erlaubniß, auf ihren Ländereien Messen und Märkte abhalten zu lassen." Zu diesen (sichtbaren und unsichtbaren) Erwerbsquellen kamen andere, über die der Staat verfügte: im Heer und in der Verwaltung, in Rom und in den Provinzen standen dem Adeligen Thüren offen, die auch den ärmlich begabten in gut bezahlte Aemter ein-

4*

ließen; und über die skrupellose Art, in der, besonders in Afrika, mancher Mann senatorischen Ranges sich auf solchem Posten zu bereichern verstand, hat die Geschichte auf vielen Blättern erzählt. Allmählich wurde der Kreis der Vorrechte zu weit. Großgrundbesitz und Großkapitalismus, Sklavenheere und Pfründenhäufung: solches Privilegium mußte schließlich Haß säen. Und die Saat mußte um so schneller aufgehen, je mehr Neulinge, die durch Gunst, Geschäfts- oder Ehespekulation auf die Höhe gelangt waren, die Vertreter der ehrwürdigen, vom Glanz rühmlicher Familienerinnerung umstrahlten Geschlechter ablösten und ringsum die Erkenntniß keimte, daß die Ueberfülle des Grundbesitzes in wenigen Händen dem Römerreich eines Tages zur Gefahr werden könne.

Wer diese Entwickelung dem Werden englischer Zustände vergleichen will, muß das Auge zuvor auf weite Reisen schicken; muß, rückwärts über die Kaiserzeit hinwegblickend, die gracchischen Kämpfe und Gesetze, den langen Hader der Popularen gegen die Optimaten betrachten und von der Constitutio Antoniniana bis zum Ausbau des konstantinischen Beamtenstaates Roms Geschichte bis in die Winkel durchforschen. Heute genügt ein rascher Blick auf die Lebenshaltung des Römers, den der bis ans Schienbein mit schwarzen Riemen gebundene Schuh und der breite Purpurstreif an der Tunika als senatorischem Rang Angehörigen erwies. Mancher Peer von England hat sich in ähnlichem Glanz gesonnt; nicht einer hat, seit das erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts verstrichen ist, die Machtmöglichkeit eines Lentulus, Calpurnius Piso oder des Julius Agricola erreicht, der Britanien und Südschottland dem Caesar unterwarf. Der Allmacht kann nur ein von der Staatskirche oder einem, wie sie, auf übersinnlichen Vorstellungen ruhenden Gebild gestützter Adel sich nähern; nur er den Plebejern ein unbrechbares Joch aufzwingen. Und dieser klerikal-feudale Bund ist in England schon durch den Entschluß zur Katholikenemanzipation gelockert worden, dem Wellington und Peel, zwei Tories, nicht ausbiegen konnten, weil die Reden O'Connells sonst Irland in den Wirbel der Revolution gerissen und vielleicht die katholischen Kelten zum Abfall vom Reich getrieben hätten. Seitdem war die Anglikanerkirche geschwächt; schien ihr auch kaum noch klug, gegen fegende Gewitterstürme für alle Adelsprivilegien, wie für die Sakramente des Staatslebens, zu kämpfen. Das

Gewitter kam, bald nach der Emanzipation, über den Kanal; und fand schon dumpfe Stickluft über den Inseln. Wie im Preußen Wilhelms zwischen Ost und West, so hatte im England Georgs des Vierten zwischen Südost und Nordwest die Kluft sich geweitet; und wie mählich jetzt unser Osten, so war Englands Nordwesten vom Industrialismus aus dem Schlummer gescheucht worden. Die neue Kulturform fordert eine neue Ordnung der politischen Machtverhältnisse. Bergwerke und Fabriken entstehen, in Schaaren strömt das Landvolk den Städten zu, der Acker verödet: auch im Parlament, das durch seinen Ministerium genannten Ausschuß England regirt, muß die veränderte Struktur des Landes zum Ausdruck kommen. Daß Unterhaussitze erkauft, von dem König oder mächtigen Adelshäuptern nach willkürlicher Laune vergeben und alle Gesetze dem Grundbesitzerinteresse angepaßt werden, ist nicht länger zu dulden. Der frei geborene Britensinn bäumt sich gegen den heimlichen Zwang zu politischer Hörigkeit; will aus verbrämter Ohnmacht in die Rüstung des Bewußtseins zurück, daß er an der Gestaltung seines Schicksals mitwirkt: des Bewußtseins, ohne das kräftiges Behagen an der Heimath und echter Patriotismus nicht zu dauern vermag. Chatham, Wilkes, Pitt sahen ihre Reformpläne an der Klippe der Klassenselbstsucht scheitern; die nomination boroughs, deren Mandat der Begünstigte als Beute heimtrug, blieben in ungeschmälerter Macht und Industriestädte, deren Marktgewalt einer Welt gebot, Kapitalscentren wie Manchester, Birmingham, Leeds hatten in Westminster keinen Vertreter. Auf Georg folgt Wilhelm der Vierte. Dieser wohlwollend derbe „Matrosenkönig" merkt schneller als sein weltfremder Bruder, woher der Wind weht. Julirevolution in Frankreich. Ueberall sproßt, in den Thälern und auf den Höhen, der wieder jung scheinende Gedanke der Demokratie. Für ihn fechten die Benthamisten und die Gelehrten der Whigpartei, die das Schaudern vor einem Bündniß mit den Radikalsten rasch verlernen. William Cobbett hetzt und wettert wider die korrumpirende Adelsherrschaft (wie achtzig Jahre später Lloyd George). Die Französische Republik wird als Fahnenträgerin der Menschheit umjubelt. „Seht, frei ist Frankreich schon! Italiens Helden drohn! Deutschland wird mit uns gehn, Polen soll auferstehn!" In den Arbeiterklubs und in Londons Gassen weckt solcher kindlich gestümperte Text

helle Begeisterung. Tiefer wirkt das Bild der neuen Technik, der durch die Dampfkraft aus ehrwürdiger Enge in neue Weiten vorwärtsgestoßenen Wirthschaft. Die Wahlschlacht bringt den Whigs den Sieg, Lord Grey wird Wellingtons Erbe und John Russell legt seine Reformbill dem Unterhaus vor. Sie wird abgelehnt. Grey entschließt sich zur Auflösung des Parlamentes und King William springt in einen Miethwagen, um die in Westminster versammelten Commons nicht auf die Verlesung des Dekretes warten zu lassen. Das neue Unterhaus zeigt sich willig und der Widerstand der Lords wird durch eine unzweideutige Drohung des Königs gebrochen, der das Oberhaus wissen läßt, er müsse durch einen Peersschub den Ansehensrest der Ersten Kammer vernichten, wenn die Gegner der Wahlreform nicht feierlich versprechen, der entscheidenden Abstimmung fern zu bleiben. Am siebenten Juni 1832 wird Greys dritter Entwurf angenommen. Die rotten boroughs, fast sechzig veraltete Wahlflecken, werden beseitigt, den Städten ihrer Größe und Bedeutung entsprechende Vertreterzahlen gesichert; die Zahl der ins Wahlrecht Zugelassenen verdoppelt sich, die Mittelklassen, die Männer der nouvelles couches dürfen und können beim Reichsgeschäft mitarbeiten und das Unterhaus, in dem drei Viertel aller Sitze von dem König, dem Kabinet und dem Grundadel nach unumschränktem Belieben verschenkt worden waren, wird einer Volksvertretung ähnlich. Seitdem sind die Whigs nicht mehr die oranische, für Selbstregirung eintretende Adelspartei; sie waren, bald nach der Annahme der Reformbill, genöthigt, in den Kolonien die Sklaverei zu verbieten, der Ostindischen Compagnie das Handelsmonopol zu nehmen und einen ersten Versuch zur Ordnung des jungen Fabrikbetriebes zu machen. Was Hegel in der Preußischen Staatszeitung vorausgesagt hat, ist Wirklichkeit geworden: im Sommer 1832 hat die Demokratie auf britischem Boden in einer Hauptschlacht gesiegt und die Macht des Erbadels in ihren Grundfesten erschüttert. Der schlau genug war, sich in die Zeit zu schicken, das Rettbare zu retten und auf helleres Wetter zu warten.

Bis in die Krimkriegstage, die ihm neuen Haß eintrugen, hat dieser Adel sich oft des heiteren Himmels gefreut und in dem Juden Benjamin D'Israeli ist ihm, wie den preußischen Junkern in Sems Sohn Friedrich Julius Stahl, ein Retter erstanden. Zwar schrieb Bismarck 1856: „D'Israeli-Stahl wird die Drehkrankheit der englischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Die Erbweisheit ist

den Leuten seit der Reformbill verloren gegangen; der rohe und leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale Verhältnisse sind ihnen geblieben. Stark ist der Bulle immer noch; aber wo er hinstößt, weiß er nicht mehr, seit der Nasenring der Oligarchie ihm abgenommen ist. Seit der Reformbill und dem Zerfall der Parteien ist das Uhrwerk offenbar gelähmt; die Kräfte neutralisiren einander im Inneren und mit der auswärtigen Politik dieser mächtigen Nation schaltet Palmerston wie ein zorniger alter Trunkenbold, der Töpfe und Tassen zerschlägt, weil er sein Geld verspielt hat.“ Doch die Geschichte hat dieses Vorurtheil revidirt und aufgehoben; hat auch erwiesen, daß Greys und Russells, D'Israelis und Gladstones Wahlreformen den Nasenring der Oligarchie gelockert, aber nicht abgeschafft haben. Denn nur in das Unterhaus sickerte, durch vorsichtig erweiterte Mauerfugen, die Volksstimmung; das Oberhaus, der Erbsitz des Adels, blieb, wie es gewesen war, seit die ersten königlichen Writs die Grundherren zur Vertretung ihrer Lehnsleute hineinriefen. Ein Senat; mit allen guten und vielen schlechten Wesenszügen solcher in unantastbarem Vorrecht wohnenden Körperschaft. In anderem Klima und anderer Zeit freilich mit geringerer Macht und unter strengerer Aufsicht als im imperatorischen Rom. Englands Adel hat in Jahrhunderten, die das Inselreich vergrößert, dem europäischen Kontinent ein neues Kleid gewirkt und ganze Welten entdeckt haben, seine Lebensweise kaum geändert. Als Poggio-Bracciolini, der Päpstliche Sekretär und Facetienschreiber, in England gewesen war, erzählte er: „In den Städten zu wohnen, gilt hier als des Adels unwürdig. Die Edelleute leben auf ihren Gütern, zwischen Wäldern und Weideflächen, und meiden das Gedräng der Stadt. Dabei sind sie der Sucht nach Gelderwerb nicht etwa fern; sie handeln mit Vieh und Leinwand, verschmähen den aus landwirthschaftlicher Arbeit zu ziehenden Gewinn durchaus nicht und sind geneigt, den Reichsten als in den höchsten Rang Gehörigen anzuerkennen.“ So wars im ersten Drittel des fünfzehnten Jihrhunderts; unter Heinrich dem Fünften, der dem Haus Lancaster das Erbrecht auf den französischen Thron sicherte. Ungefähr so ists noch heute; der Schwarm der „Peers aus dem Hinterwald“ hat unter Eduard dem Siebenten kaum anders gelebt als unter Eduard dem Ersten die kleinere Schaar der barones regni. Sie kommen nicht ganz so selten in die Stadt, die jetzt ja mit reicherer Genußmöglichkeit lockt, sind wäh-

rend der Hochsaison in der Oper und beim Derby, in der Alhambra, bei Haendelkonzerten und im Hyde Park, manchmal sogar im Parlament zu sehen (wo Niemand sich wundert, wenn nur ein Halbdutzend Lords, zwischen dunklen Holztäfelungen und vergoldetem Gotenhausrath, auf rothen Klubsesseln in leisem Plauderton das Alltagsgeschäft erledigt); haben aber noch immer die stärkste Wurzel ihrer Kraft in dem country seat, wo die Ahnen lebten und jeder Scholle eine Familienerinnerung anhaftet. Da nur sind die Peers in ihrem Element; wenn sie die zur Jagd, zu Golf, Tennis und Schneesport geladenen Gäste bewirthen oder den Beamtenstab zum Vortrag empfangen, wirklich die pares ihrer Könige. An Reichthum kann diese Pairie sich der römischen vergleichen. Schon vor fünfzig Jahren wurde den Herzogen von Richmond, Bedford, Sutherland eine Rente von vier bis sechs Millionen nachgerechnet und erzählt, der Marquis von Bredalbane könne auf einem schnellen Pferd in grader Linie dreiunddreißig Stunden lang reiten, ohne die Grenze seines Besitzes zu überschreiten. Dem Lord Northampton gehören hundertvier, dem Herzog von Westminster hundertsechzig Hektar londoner Bodens und der Strandbezirk soll dem Herzog von Norfolk alljährlich mehr als eine Million Pfund Sterling einbringen. Das sind die Firstspitzen; doch auch im tieferen Dachgebälk funkelts von Gold. Senatorischer Reichthum; nicht senatorische Ueberhebung und Abschließung von der Volksgemeinschaft. Englands Adel hat sich, als Gesammtheit, seinen sozialen Pflichten nie knausernd entzogen, sich niemals, wie die in die Konsularlaufbahn drängende Aristokratie Roms, ein Ausbeuterrecht zuerkannt und dem gewandelten Bedürfniß einer neuen Zeit sich so schlau angepaßt, daß Guido Henckel, als Thoren seine geschäftliche Betriebsamkeit tadelten, sich auf das englische Beispiel berufen konnte. Auch Peers haben in Bürgerbetten gezeugte Millionenerbinnen heimgeführt und sich ohne Gewissensschwindel der fettsten Staatspfründen gefreut; doch die Mehrzahl dankt ihre Geldmacht geschäftlicher Tüchtigkeit. Statt, wie der sichtbarste Theil unseres Grundadels that, der Evolution, die dem Staatsschoß neue Kräfte entbindet, zu fluchen und sie als Vorbereitung zu blutiger Revolution zu verschreien, statt über das rasche Wachsthum der Industrie, die Zunahme der Landflucht, das schrille Geräusch der Arbeiterbewegung zu flennen, den Segen der Zunftzeit und des Ständewesens zu preisen und an einen aus-

sichtlosen Krieg gegen den unheimlich mobilen Kapitalismus die Kraft zu verzetteln, haben die Peers ihre Söhne zu Großkaufleuten in die Lehre geschickt: und dadurch erreicht, daß die gefährlich scheinende Entwickelung ihnen zinspflichtig wurde und sie fast überall, wo Geld zu verdienen war, mitsäckeln durften. Sie wissen, wie man Geschäfte konstruirt und abwickelt, und ließen sich nicht, wie zwischen Elbe und Pregel so mancher Junker, der sein Leben lang nur Korn verkauft und Pferde gekauft hat, von dem Aberglauben umstricken, aller Handel sei pfiffig organisirter Betrug. Wer die Verwerthung neuer Möglichkeiten hochmüthig abwehrte, wurde auch in England überrannt. Wo die Grundmauern der nobility morsch wurden, die Goldleisten ihrer Einlaßportale sich lockerten, klemmten allerlei Emporkömmlinge sich durch die Spalten. Bald saßen auf den Plätzen der barones majores Brauer, Spinner, Kohlenhändler und Geschäftsagenten; wurde über peerage und beerage, Peersrang und Biermacht, gespöttelt. Und die südafrikanischen Goldfunde bewirkten eine Umpflügung der Oberschicht.

Nun geschah, was immer geschieht, wenn ein Recht den Ruhm, der es schuf, überlebt und einem neuen Geschlecht drum nicht mehr heilig ist. Die Privilegien der Kaste, deren große Leistung fürs Reich allgemach aus der Erinnerung geschwunden war, wurden lästig; im British Empire wie im engeren Imperium Romanum. Weil der Adel diese Gefahr kennt oder ahnt, ist er fast überall für aktive, muthige Politik, die ihm, als Soldaten oder Diplomaten, die Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung, zum Erwerb neuen Familienruhmes bietet. So oft die Peers die Gentryvertreter aus den Staatsämtern gedrängt hatten, wurde draußen die Tatze des Britenleun fühlbar. Dem Reich hat dieser expansive Drang noch höheren Gewinn eingetragen als der Kaste, die frischen Lorber heimbringen und im Glanz neuen Verdienstes prangen konnte. Nach solchen Aktionen schweigt der Groll. Den Briten dünkt der Neid das häßlichste aller Laster; Selbstbewußtsein und Frohnatur erlauben ihm, ohne Scheelsucht auf den Reicheren zu blicken. Der hats besser; aber ganz schlecht hats, mit auskömmlichem Lohn, würdiger Behandlung und manchem Holyday, auch der einfache Mann nicht. Und Rangordnung muß schließlich sein; wie im Haus, so im Staat. Der braucht eine Herrenklasse. Unabhängige, nicht von des Lebens Noth gebundene und gefurchte Männer, die eine flecklose Familientradition das Befehlen und Verwalten in

großem Stil gelehrt hat und deren Stammbaum tief in die Heimatherde verwurzelt ist. Gelehrte und Techniker werden auf Hochschulen, Staatsmänner und Heerführer in der von rühmlicher Erinnerung geweihten Stille alter Herrenhäuser erzogen. So denkt der Bürger, der einen Adeligen im Staatsgeschäft thätig sah; ist auf ihn so stolz wie der Leibgardist auf den Edelmann, aus dessen Munde das Kommando schallt. Warum nicht? Ein tüchtiger Kerl; hat schon vom Vater gehört, daß der Befehlshaber auf jedem Posten das Beispiel strengster Selbstzucht geben muß; sich dann in der Welt umgesehen und in seine Sache eingearbeitet; denkt nicht an alberne Ueberhebung, die den Butler und Kutscher aus seinem Dienst scheuchen würde; behandelt den Pferdeputzer, dessen Arbeit befriedigt, wie einen Gentleman; und prahlt nicht mit der Leistung seiner Ahnen, die, als Krieger und Verwalter, als Wohlthäter, Stifter, Armenpfleger, sich um das Reich, die Lehnsleute, Bauern und Hintersassen verdient gemacht haben. Noch im England der alternden Queen Victoria hätte ein Proudhon mit der Empfehlung gleichen Eigenthums kein Gehör erlangt. Häuschen, Feldchen, Gärtchen, alle von gleichem Umfang, sauber und klein, Jeder seines Kohles Bauer: dieses Evangelium hätten Britenköpfe nicht aufgenommen. Ihr Land wäre verhäßlicht, ihr Staatsgeschäft schlecht besorgt worden. Dazu, lieber Herr Nachbar, sind starke Männer nöthig, die in Freiheit erwuchsen, von kleinlichen Alltagsnöthen nicht angekränkelt wurden und früh sich in große Verhältnisse einfühlen lernten. Seitdem ist, in langer Friedenszeit (der Burenkrieg brachte dem Adel geringen Ruhmeszuwachs), der Glaube an den Nutzen einer Aristokratie geschrumpft. Wo sind denn die Leute, deren Namen auf den Ehrenblättern britischer Geschichte stehen? Vornan sind, dem Auge zunächst erreichbar, Müßiggänger, die reiche Judenmädchen oder Amerikanerinnen geheirathet haben und sich ums Gemeinwesen nicht kümmern. Was unter der Adelsobhut aus dem Heer geworden ist, haben wir am Vaal erlebt. Draußen und drinnen geistlose Vetternwirthschaft; wer einem Herzog verwandt ist, kann ohne jedes Talent in hohe Staatsstellen hinaufsteigen. Adel, Titel, Peersrang: Alles käuflich. Füllen die Lloyd George und Burns ihre Aemter nicht besser aus als irgendein Duke oder Marquis, der nach den Fußballstrapazen bei Whisky und Soda über Politik schwatzt? Langsam wandelt sich, unter der Einwirkung sozialistischer Kritik und gesteigerten Staatsanspru-

ches, die Stimmung. Von fremdem Boden ist fürs Erste nichts Rechtes mehr zu holen. Flotte und Heer kosten im Jahr beinahe zwei Milliarden Mark; dazu kommt bald eine Viertelmilliarde für die Arbeiterversicherung. Woher? Die Reichen sträuben sich gegen neue Steuerlast und haben im House of Lords ihre Schützersippe. Heute wird man nicht, wie unter dem Ministerium Palmerston-Russell-Gladstone, trotz dem Aufwand für die Wehrmacht die Steuern verringern. Damals lasen die Londoner auf der Brust und dem Rücken gemietheter Plakatträger den Aufruf zu einer Massenpetition gegen die freche Anmaßung der Lords, „die ohne Zustimmung der Nation neue Steuern im Betrag einer halben Million Pfund ins Budget eingestellt und damit dem Volksrecht Gewalt angethan haben“. Keine Regirung aber traute sich die Kraft zu, diese Schanze zu stürmen. Was der große Rhetor Gladstone (der sich, nach D'Israelis bösem Witz, am Wohlklang der eigenen Rede berauschte) nicht wagen durfte, darf der nüchterne Barrister Asquith wagen. „Wir wollen nicht länger in einem Zustand leben, der die Bewohner eines Landes in drei Klassen verschiedener Geltung theilt und zweien, Bürgerthum und Proletariat, ein schmähliches Joch aufzwingt; wollen aus der Oligarchie in die Demokratie.“ Die Zahl der wahlfähigen Männer, die so denken, ist gewachsen; wieder zieht eine den Lords feindliche Mehrheit ins gotische Parlamentshaus ein, dessen Antlitz sich in der Themse spiegelt.

Zum zweiten Mal im Zeitraum eines Jahres fast genau die selbe Mehrheit. Um zu ermessen, wie fremd den Briten, noch heute, die grimmige Abneigung vom Erbadel ist, muß man sich vorstellen, was in Preußen geschähe, wenn Wilhelms Minister, wie Georgs drüben thaten, mit das Land durchgellender Stimme zum Kampf wider die Konservativen und das Herrenhaus riefen und alle Amtsinstanzen gegen sie wirken hießen. Die Junker, deren historische Leistung für den Staat doch gewiß nicht unbeträchtlicher ist als die der nobility, könnten mit Mühe und Noth ein Dutzend Landtagssitze retten. Wie hatten Asquith, Churchill und Lloyd George die Peers gehöhnt und als Ausbeuter, Hohlköpfe, Volksfeinde denunzirt! Gegen sie, denen das neue Grundsteuergesetz den Boden unter den Füßen wegziehen sollte, blieb kein Demagogenmittel unversucht. Dennoch kehren die Vertreter der Oberhausrechte, die Unionisten, eben so stark nach Westminster zurück, wie sie vor der Auflösung waren, und können auf die Thatsache pochen, daß sie,

seit um das Peersrecht gefochten wird, in einem Jahrhundertund-fünf neue Mandate gewonnen haben. Von einer zornigen Erhebung der Nation gegen eine Klüngeltyrannei darf der Ernsthafte danach nicht reden. Ein Adel, den solcher Sturm nicht aus den Wurzeln der Volksgunst zu reißen vermochte, muß eine politische Klugheit bewährt haben, die fast ohne Beispiel in der Geschichte ist. Das Oberhaus hat sich seit den Tagen Simons von Montfort und des vom ersten Eduard berufenen Model Parliament im Wesentlichen kaum verändert; ist noch immer den Adelshäuptern und den Trägern hoher Kirchenwürde weit geöffnet. Und wird von dem Volk der Händler und Industriellen, der Kontore und Fabriken dennoch, selbst wenn die Regirung dazu aufruft, nicht zu rascher Zertrümmerung verurtheilt. Die Lords brauchten sich morgen nur für Homerule zu erklären: und könnten dann sogar einen Theil ihres Vetorechtes noch retten. Denn ohne die Irenstimmen kann Herr Asquith nichts gegen sie; und die Iren hätten, wenn ihnen für den Bereich Erins die Selbstregirung, mit einem in Dublin tagenden Parlament, zugestanden wäre, als konservative Landleute kein Interesse mehr an der Minderung der Peersmacht. Diese Gewißheit könnte einem genialen Staatsmann der Torypartei den Weg in ein sonniges Thal weisen, wo noch vor Wintersende neues Heil erblühen mag. Solcher Staatsmann fehlt ihr. Chamberlain (der ihr nicht angehört, nur seit Gladstones Homeruleplan verbündet ist) ringt, ein siecher Greis, um sein Leben und unter den Jüngeren ist manches reisige Talent, doch kein Genie sichtbar. Talente freilich, die unserem Adel zu wünschen wären. Dessen bester Mann, Herr Ernst von Heydebrand, sagte im Herbst (öffentlich, nicht im Kämmerchen der Getreuen), die Konservative Partei müsse sich auf die Landwirthschaftbezirke, die kleineren und mittleren Städte beschränken, weil sie bis zu der Höhe freiheitlicher Entwickelung, die in den Industriestädten gefordert werde, sich einstweilen noch nicht aufschwingen könne. Nie hätte ein Toryführer so gesprochen; nie nur daran gedacht, dem Gegner die Berufung auf die großen Zeichen der Zeit zu überlassen und vor der Nation zu gestehen, daß seine Partei in die neue Kulturform nicht passe und sich deshalb mit der Wahrung veraltender Machtnormen begnügen müsse. Arthur James Balfour, ein Cecil, hat sich in der londoner City, ohne zu heucheln, einen Demokraten genannt. Und wenn die Politik der Tories rückständig geblieben wäre, hätten sie sich nicht

dem Kommando eines Eisenwaarenfabrikanten aus Birmingham gefügt und ihren Kassen nicht die Beiträge der reichsten Bankiers gesichert. Die Zeit ist vorbei, von der Treitschke schrieb: „Unter den Tories überwog stets das Landinteresse, während die Whigs das Geldinteresse der großen Städte berücksichtigen mußten.“ Und auch seine Prophezeiung braucht drum nicht Wirklichkeit zu werden: „Eine unhemmbare radikale Bewegung scheint zu abermaliger Erweiterung des Stimmrechts, zur Vernichtung des Oberhauses und der Staatskirche zu führen und bei der tiefen Ohnmacht der Krone wird sich das verlorene Gleichgewicht des Staates kaum ohne schwere soziale Kämpfe wiederherstellen. Die Tage der Aristokratie scheinen gezählt und mit ihr versinken die beiden großen Parteien, die nur auf aristokratischem Boden gedeihen konnten.“ Vierzig Jahre sind seitdem vergangen: und im Dezember 1910 hat die Stadt London, die Citadelle des britischen Welthandels, einunddreißig Konservative ins Unterhaus geschickt.

Aus einer Oligarchie, die selbst dem für mittelalterlichen Hausschmuck schwärmenden Auge des Altengländers eine Entstellung der Reichsfassade scheint, sehnt die Mehrheit der Briten sich in eine Demokratie, wie Balfour sie meint: eine, die dem Adel jedes noch erträgliche Recht läßt und das Land gegen die Herrschaft besitzloser Massen sichert (dem doktrinären Anspruch festländischer „Volksfreunde“ also nicht genügen würde). Daß im Oberhaus fünfhundert Konservative jeden Beschluß einer liberalen Mehrheit unwirksam machen, dem stärksten Whigministerium den Willenskanal verstopfen können, wäre vielleicht noch länger geduldet worden, wenn England nicht erstens Geld, zweitens Frieden mit Irland brauchte. Geld: weil Rüstung und Sozialpolitik ungeheure Summen fordern; Frieden mit Irland: weil nur er eine haltbare Freundschaft mit den Vereinigten Staaten vorbereiten kann. Das Wahlplakat der Tories, das Herrn Asquith als vor dem Schalltrichter des Grammophons mit gespitztem Ohr der Stimme seines Herrn, des Irenführers Redmond, lauschenden Hund zeigte, sprach nur halbe Wahrheit; Allen bekannte: daß die Liberalen sich seit einem Jahr nur mit irischer Hilfe hielten und als Entgelt Homerule versprochen hatten. Ein Plakat, auf dem die andere Hälfte der Wahrheit zu sehen gewesen wäre, hätte den Nationalstolz zu arg gekränkt. Als John Redmond mit den für den irischen Wahlfonds in den United States und in Kanada gesammelten fünfhunderttausend Dollars

heimkam, ankerte an der Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen moderne Riesenkähne den blinden Briten lehren mußten, daß auch hinter dem Atlantischen Ozean Leute wohnen, die für Seekriege gerüstet sind. In der Neuen Welt ist das irish people sehr mächtig; erst wenn Irland sich selbst regirt (und die keltischen Katholiken klug genug sind, das Protestantengefühl der Orangemen zu schonen), werden die Bürger der Vereinigten Staaten und Kanadas aus ungetrübtem Auge auf das Vereinigte Königreich blicken. Home rule all round, Selbstbestimmungrecht auch für Schottland und Wales, für alle dem Reichsverband zugehörigen Länder, wird von dem Bedürfniß nationaler und internationaler Politik mit gleicher Dringlichkeit gefordert; jedes Land soll sein Geschäft selbst besorgen und nur das der Imperial Federation Gemeinsame im Reichsparlament erörtert und erledigt werden. Das wäre ungefähr also ein Verhältniß wie bei uns zwischen Landtagen und Reichstag. Die Lords wollen nicht? Wollen zwar auf das Recht, einer Finanzbill den Weg zu sperren, endgiltig verzichten und sich selbst, nach dem von Rosebery und Lansdowne vereinbarten Reformplan, ansehnlichen Machttheilen entkleiden, aber die Versöhnung der Iren noch länger hindern? Dann schaufeln sie sich mit eigenen Händen das Grab. Wie in Rom, nach Juvenals Wort, der Wink des Kaisers den Rhetor in den Senatorenrang rufen konnte, so kann in England der König aus einem Schornsteinfeger einen Peer machen. Sobald das Land gesprochen hat, öffnet Georg der Fünfte dreihundert Liberalen das Oberhaus und läßt diesen neuen Briefadel die Grundherren und Hinterwäldler niederstimmen... Das Land hat gesprochen; und sein Spruch heischt Verständigung. Kein Kaminkehrer wird sich auf rothe Lordsessel hinlümmeln, kein Peersschub nöthig sein, um eine vorsichtig abgegrenzte Autonomie Irlands durchzusetzen. In Lansdowne House werden die Führer beider Parteien die Möglichkeit der Einigung suchen und diesmal wohl finden; die meisten Häupter der Tories und der Whigs sind einander eng befreundet und nehmen die Kämpfe, an denen die Galerie sich freut, nicht allzu ernst. Wer weiß denn, wie übermorgen die Gruppen aussehen werden? Ist die Irenfrage beantwortet, dann hat die konservativ-liberale „Union" keinen Sinn und Lebenszweck mehr und die Leute der Grünen Insel können den Tories zulaufen.

König Georg wird in einem Schicksalsjahr Britaniens gekrönt.

Töchterschicksale.

Mein Interesse gehört den namenlosen Prinzessinnen, die in Armuth und Niedrigkeit geboren sind. Sie haben das Aristokratische in sich, sie wollen keine Aschenbrödel sein und nicht auf den märchenhaften Zufall der gütigen Fee mit den großen Gaben in der Nußschale warten. Man ist zu gut für die gemeine Arbeit; viel zu gut! Man ist zu ästhetisch. Anstrengung macht schwitzen; und Das ist nicht fein. Man ist auch von zarter Gesundheit, eine sensible Blume, die nach der lauwarmen Luft des Treibhauses schmachtet; an und für sich schon ein Zeichen höherer Abkunft trotz dieser Armsäligkeit (verwünschter Zufall der Geburt!) oder ein Zeichen höherer Bestimmung. Na, kurz und gut, man will irgendwie oben hinaus. Irgendwie!

Die Mutter, die gute Mutter, ein Wenig unwissend zwar, vielleicht auch ein ganz klein Wenig gewöhnlich, vieux jeu. Trotzdem! Sie hat Ideale. Sie hat hohe Ziele. Sie hat heiße Wünsche für die Tochter. Die gute Mutter! Auch sie hatte einst himmelblaue und rosenrothe Mädchenträume mit Kreuzstichmustern gehegt. Aber die Rosen und blauen Schleifen sind mit dem Brautbouquet vergilbt und liegen in einer Tüte, ein Häufchen modrig duftender Asche, tief in einer Schatulle, tief auf dem Seelengrund, bedeckt von dem Staub der Jahre, dem Staub der grauen Ehestandsjahre. Aber die Tochter! Was dieses geizige, knöcherige, unfruchtbare Leben der Mutter versagt hat, soll die Tochter haben. Aus dem verstaubten Seelengrund blühen die alten welken Rosen wieder auf, flattern die blauen Bänder: und der Himmel, der trübe Himmel ist abermals ein bunter Canevas, mit Kreuzstichmustern über und über bedeckt. Blumen, Blumen, nichts als Blumen! Die Tochter solls besser haben. Die Mutter wird das häusliche Treibhaus um sie her aufrichten, den rauhen Wind abwehren, die edle Blüthe mit der lauwarmen Luft mütterlicher Zärtlichkeit umgeben; und wenn eines Tages der Prinz kommt, sich die Nase an den Scheiben plattquetscht (siehe Maeterlinck), bis die Mutter, von Rührung überwältigt (die Märchen sterben also doch nicht aus), die Thür öffnet und mit der feinsten Stimme, mit den süßesten Worten lispelt: „Aber bitte, Prinz, kommen Sie nur herein; die Prinzessin wartet schon!“ Blauer Mondschein! Veilchendüfte! Rosenrothe Wonnen! Oh, dieser mitisgrüne Schmerz!

Der gute Papa! Sein Einkommen ist leider gering. Was kann man da machen? Mama muß Zimmer vermiethen; die Er-

ziehung verschlingt furchtbar viel Geld. Diese Mädchenpensionate! Raubnester. Es ist so vornehm, in einem Pensionat erzogen zu werden. Man durchwandert ein deutsches, ein französisches, ein englisches Töchterinstitut. Man hat fremde Sprachen gelernt, im Ursprungsland, man beherrscht sie wie ein Papagei. Man hat viele Freunde im Ausland, verwandte und bekannte Familien, man wird empfohlen, eingeführt, da und dort. Man hat die bessere Gesellschaft kennen gelernt. Man hat das behagliche Landleben in England mitgemacht (merry old England!). Man weiß, was bequeme Lebensführung ist. Englischer Mittelstand! In Deutschland sinds die Reichen. Man hat eine ansehnliche Bildung erworben. Man hat den geistigen Stoff in den vorgeschriebenen Rationen eingenommen, diese auf Flaschen gezogene Tinktur, seit fünfzig Jahren wohlabgelagert, mit der fünfzig Schülergenerationen von subalternen Bildungverwaltern bedient werden. Diese Lehrbücher! Sie verzeichnen die Unmaßgeblichkeiten des Weltganges bis 1850. Von da ab hört die Geschichte überhaupt auf. Bildungfabrik! Man kann Alles, weiß Alles. Prüfstein: Die Anderen können und wissen auch nicht mehr. Man ist musikalisch und spielt Klavier mit der üblichen charakterlosen Wohlanständigkeit, die für die Höhere Tochter gewissermaßen die sittliche Forderung ist. Armer Beethoven, muß Deine vom Schmerz gesegnete Feuerseele unters Klavier fallen? Muß es sein? Es muß sein. Es kann nicht anders sein. Armer, von allen Lebensfiebern durchschauerter, vom Weingott erfüllter Schubert, wo sind die Schauer geblieben? Man kann malen, so gut wie irgendeine Miß, Blumen in Wasser und Oel, man heuchelt ein „furchtbares“ Vergnügen an der Möglichkeit, die Farben unvermischt so neben einander hinzupinseln. Ein Spaßvogel vergleicht sie mit Segantini.

Segantini? Wer ist Das? Großer Gott! Man hat Literatur studirt und weiß nichts von Gerhart Hauptmann! Natürlich auch Kunstgeschichte; aber man hat keine Ahnung von den Impressionisten. Man kann ein sehr braver, anständiger, nützlicher Mensch sein, ohne von Segantini, den Impressionisten, den modernen Dichtern eine blasse Ahnung zu haben. Aber wenn man ... Verfluchte Pensionate! Raubnester. Und diese untauglichen Lehrpläne! Aber sind es wirklich allein die Lehrpläne, sind es die fragwürdigen Institute? Liegt die Ursache nicht tiefer? Sie liegt tiefer. Man denke nur ein Wenig nach.

Nun sitzt die feine Tochter wieder daheim in den engen, trüben Stuben, von der Glashauswärme der mütterlichen Zärtlichkeit behütet, sich sehnend, frierend, anämisch. Die Zeit vergeht

in geschäftigem Müßiggang. Was auch soll sie thun? Verdienen? Arbeiten wie die gewöhnlichen Mädchen, die jeden Morgen in die Geschäfte, Kontore, Arbeitstuben hinaus müssen und dabei guter Dinge sind und glänzen wie die Bachkiesel? Man hat doch eine höhere Bildung genossen, man ist zu gut für die gemeine Nützlichkeit. Ganz unten aber die erdrosselte, manchmal noch aufzuckende, heimliche Wahrheit: Man kann nichts. Und hat weder die klare Erkenntniß noch den Muth noch die unverzagte Kraft, die Lebenslüge abzuwerfen, sich zu bescheiden, von vorn anzufangen, sich auf die eigenen Füße zu stellen. Was war das praktische Ergebniß der Schulbildung? Daß man Ansprüche bekommen hat, die weit über die Verhältnisse der Wirklichkeit hinaus gehen. Ansprüche und keine Mittel! Wer wird die schwierige Rechenaufgabe lösen? Später einmal, wenn die Windstille der mütterlichen Zärtlichkeit nicht mehr die zarte Blume, den Stolz des Hauses, umfängt? Vielleicht kommt am Ende doch noch der Prinz! Vielleicht! Man hat ihn zwar noch nicht gesehen und unter den Aftermiethern von Mamas großer Wohnung ist er auch nicht. Und wenn er nicht kommt? Und wenn das Bischen Jugend vergeht? Dann erfüllt sich die heimliche Tragik, wie sie sich erfüllen muß: ohne Ruhm und ohne Größe. Eine kleine verhutzelte Klavierlehrerin oder Sprachenlehrerin; fünfzig Pfennige die Stunde...

Es giebt natürlich Varianten. Unzählige Abstufungen. Das Wesentliche aber ist dieses Gemeinsame: daß Ansprüche, die irgendwie die Gefahr des Schiffbruches mit sich bringen, Ansprüche, die man irrthümlich mit Bildung und Vornehmheit verwechselt, erworben, anerzogen werden. Andere, nicht weniger häufige Fälle sind die, wo das ungnädige Schicksal diese Ansprüche, so zu sagen, als Familienerbtheil in die Wiege gelegt, aber vergessen hat, das nöthige Kleingeld hinzuzufügen. Beispiele. Papa ist hoher Beamter, General, Excellenz oder so was Aehnliches; mehrere Töchter im Haus. Die gesellschaftliche Stellung legt gewisse Verpflichtungen auf; nach außen muß Alles glänzend erscheinen, auch das Elend. Würdige Repräsentation muß sein. Man darf sich nicht bescheiden, man kann sich nicht ausschließen, man muß bei den offiziellen Veranstaltungen mitthun. Nur nichts merken lassen! Einschränken kann man sich, wenns Keiner sieht. Bei den Buben gehts ja noch: die werden in die Kadettenschule gesteckt (Das kostet nicht so viel) und für ihre Zukunft ist gesorgt. Aber die Mädchen, diese immerwährende Verlegenheit! Titel, Rang: für den Herrn Papa und für die Frau Mama eine sehr dekorative Sache, die ihre Annehmlichkeiten hat,

für die Tochter aber oft ein Fluch. Die Generalstochter kann nicht, wie sie will. Wenn es überhaupt einmal eine Generalstochter gibt, die was Praktisches will. Man ist von hundert Konventionen eingeschränkt. Man hat natürlich überall genascht, Musik getrieben, gemalt, singen gelernt und hat sich die dumpfe Ueberzeugung verschafft, daß es für was Ernsthaftes nicht reicht. Soll es auch gar nicht. Man hat sogar gearbeitet, verdient, heimlich zwar (daß es, um Gottes willen, nur Niemand erfährt!), hat Kravatten genäht, Stickereien angefertigt: und hat sich so wirklich das monatliche Handschuhgeld verdient. Was sollen die Mädchen thun, um sich selbständig zu behaupten, ohne die alten Vorurtheile ihrer Gesellschaftklasse zu verletzen? Da ist guter Rath theuer. Und selbst wenn sich dieser unwahrscheinliche Rath fände, bliebe noch ein großes Hinderniß: die Kosten. Denn Alles, was man lernt, kostet nicht nur Lehrzeit, sondern auch Geld. Woher nehmen? Alles ist bis auf Heller und Pfennig ausgerechnet: Bälle, Sommerfrische, gesellige Veranstaltungen. Wenn auch zu Haus gepfuscht, das Seidenkleid gewendet, umgearbeitet, neu geputzt wird: es kostet immerhin Geld. Da ergiebt sich ganz von selbst die Spekulation auf den Heirathmarkt, wo natürlich die Chancen unter solchen Umständen immer geringer werden. Jahr vor Jahr wird von Sommerfrische zu Sommerfrische gegondelt, jede Wintersaison wird durchtanzt, die Generalin hält streng Rekrutenschau; aber es will nicht gelingen. Man wird älter, spitzer, giftiger und hört überall in dem gewissen impertinenten Ton: Ach, sind Sie auch wieder da!

Ein aufregendes, zehrendes, Kräfte vergeudendes, freudloses Leben. Manchmal glückts ja; meist dann durch sehr, sehr tiefe Herabsetzung der Ansprüche, gleichsam im Ausverkauf; nur manchmal. Oft ist das Unglück, das der blaue Bogen dem Herrn Papa bringt, die einzige Rettung für die Tochter. Der blecherne Glanz des Hauses wandert in die Rumpelkammer zur Invalidenuniform; man wird praktisch; vielleicht! Aus dem zierlichen Fräulein ist inzwischen aber eine grämliche Alte Jungfer geworden.

Ein neuer Typus ist in den letzten Jahren aufgetaucht: die Kunstgewerblerin. Zwar steht auch sie in der Regel unter häuslicher Fürsorge, aber sie unterscheidet sich in einem sehr wesentlichen Punkt von den bisher betrachteten Alltagserscheinungen: sie erfreut sich der größten Freiheit. Im Namen der Kunst ist ihr gelungen, die einschnürenden Fesseln der spießbürgerlichen Sitte zu durchschneiden und sich über alle herkömmlichen Begriffe des „Anstandes“ hinwegzusetzen. Sie kann wagen, mit burschikosem

Ungestüm den entsetzten Verwandten in der Provinz ins Haus zu fallen und sich, statt auf einen Sessel, gleich auf den Teppich des Fußbodens zu setzen, wie sie es von den Ateliersesten her gewöhnt ist. Sie darf Cigaretten paffen, allein Maskenbälle mitmachen und so spät heimkommen, wie ihr beliebt. Kein Mensch wird was dagegen sagen (wenigstens in München nicht, wo die Kunstgewerblerin in Reinkultur anzutreffen ist). Denn sie hat Talent. Ich bitte, mir zu sagen, wozu ein junges Mädchen nicht Talent hat. Sie hat Talent, sie stilisirt ihr Haar nach der schwabinger Frisur mit schneckenförmig um die Ohren gedrehten Zöpfchen; sie rebellirt gegen die Mode, sie kleidet sich künstlerisch mit etwas männlichem Schnitt, wobei die Erfindung meist in der geschickten Applikation von alten Bauernstickereien oder minder werthvoller, selbst entworfener kunstgewerblichen Handarbeiten besteht. Also: sie hat Talent. So saß sie denn eines Tages in einer privaten Kunstgewerbeschule, wo sie das „Dekorative“ lernte: Muster zeichnen, Ornamente, in der hinterlistigen Weise, die Insektenflügel ausreißt und abzeichnet, Haferrispen auf ihre „Hängeschönheit“ beobachtet, in den Sand spuckt, um die originellen Zufälligkeiten dabei zu verwerthen. Die Dutzenddilettantin arbeitet fast immer für sich, für ihren Putz, für ihre menus-plaisirs. Aber sie hat Frische, bringt einen neuen Zug ins Leben, macht gern mit und bleibt, wenn sie auch durch viele Hände geht, im Großen und Ganzen unversehrt (wobei man das Wort nicht auf die Goldwage legen soll). Demi-vierge! Mein Gott: warum nicht? Man ist nicht immer jung, will sich des Lebens freuen, so lange das Lämpchen glüht, will auch seine große Festzeit haben. Und man packt Alles augenscheinlich mit ausgelassener Selbstsicherheit an, mit einer Art Ueberwinderlaune, mit männlich festem Griff. Aber man führt nichts durch; man bleibt mit der Leistung (natürlich giebt es vereinzelte rühmliche Ausnahmen) in der Halbheit stecken. Schicksal. Vielleicht drängt der Frauenberuf in ganz andere Bahnen. Trotz der neuen starken Geste ists immer die selbe Geschichte. Sie erobern nicht: sie werden erobert. Zwar ist das Weibchen tief versteckt; nur ein geübtes Auge kann es in der modernen Verpuppung erkennen. Aber es ist da. Ein Glück, daß es da ist. Und wartet. Es spricht nie vom Heirathen, geht nicht darauf aus. (Das macht den Verkehr der Geschlechter so ungezwungen.) Ist deshalb das Märchen von dem Prinzen, der da kommen muß, ganz aus ihrem Leben gestrichen? Nein. Am Ende kommt er doch. Wahrscheinlich. Vielleicht sieht er nicht ganz märchenhaft aus. Vielleicht. Oder sollte er gar lieben, abends neben der theuren Gattin in

Pantoffeln und Hemdärmeln zu sitzen, den Maßkrug vor sich, und aus der Pfeife zu qualmen? Das wäre zu häßlich.

Ihr blutarmen, liebereichen, guten, liebenswerthen Mädchen: allen wünsche ich von ganzem Herzen den Prinzen, so mächtig, so edel, so reich und so schön, wie Ihr selbst ihn Euch wünscht.

Ob er aber kommt?

München. Joseph Lux.

Der Gruß des Toten.

Der Zug, der eben den Bahnhof verlassen hatte, stampfte über die vielen Weichen aufs freie Gleis. Damit war ein Geräusch verbunden. Kating, Kating, Kating: klang es. Die Passagiere hüpften lustig auf ihren Sitzen.

In einem Abtheil Erster Klasse saßen zwei Herren, wohl Künstler, ein Offizier in seiner schmucken Uniform und eine Dame in tiefer Trauer. Die beiden Herren unterhielten sich. Dagegen wahrte der Offizier, der der Dame gegenüber saß, respektvolles Schweigen.

Die Dame hatte oft die Augen geschlossen, sie schien ermüdet; oder lebte sie Erinnerung? Schlug sie die Augen auf, so sah man in einen langen, unendlich rührenden Blick. Graue Iris, dunkel umrandet, schwarze lange Wimper, tiefschwarzes Wellenhaar, darüber der große schwarze Schleier.

Als sie sich mit ihrer kleinen Handtasche zu schaffen machte und den Drücker am Bügel nicht aufbekam, zog sie die Handschuhe aus, um besser zugreifen zu können. Da sah man zwei Eheringe am Finger. Der untere so weit, daß er den engeren oberen beinahe zu überstreifen schien; und wohl überstreift hätte, wäre nicht noch ein dritter mit einem großen Stein, als Zurückhaltender, am schmalen Finger gewesen. Beim Zugreifen klangen die Ringe an einander. Das Taschentuch sandte einen zarten Heliotropgeruch aus. Der (wie seltsam!) ließ die Unterhaltung der beiden Herren verstummen. Wie der Offizier, wandten auch sie nun ihre Blicke der Dame zu, die den großen schwarzen Schleier zurückschlug und jetzt zum ersten Mal ihr auffallend schönes Gesicht zeigte.

Eine Pause entstand.

Jeder bewunderte im Stillen für sich das eben Gesehene. Waren die zwei Herren wohl für das Schöne empfänglich, so setzten sie doch bald wieder ihre Unterhaltung fort. Doch der Offizier konnte sich nicht satt sehen und hielt seine Augen fest auf das schöne Frauenantlitz gerichtet.

Da machte der Zug plötzlich eine Biegung und oben aus dem Netz purzelte ein Karton herunter, dessen Deckel beim Anschlagen auf die Knie des Offiziers aufsprang. Ein Puppenbalg im weißen Hemd fiel auf den Boden. Schnell wollte Jeder, wie auf ein gegebenes Zeichen, der Dame behilflich sein; aber (wars der Gegenstand, wars die Situation?) die Schnelligkeit stockte. Endlich konnte der kleinere der beiden Herren den Kinderbalg im weißen Hemdchen ergreifen und mit verbindlichster Miene und Verbeugung der schönen Besitzerin zurückerstatten. Der Offizier saß ihr, mit dem Karton auf dem Schoß, etwas genirt gegenüber.

Der Dame flog leichte Röthe über das Gesicht. „Ich danke Ihnen sehr.“ Dabei wurden glänzend weiße Zähne sichtbar.

„Bitte, bitte, gnädige Frau!“

Der Offizier erbot sich, die Puppe wieder in den Karton zu legen, der noch einige Kleiderreste enthielt, und die Schnur, die gerissen war, am Deckel zu befestigen. Dabei begegneten seine Hände denen der Dame.

Von den beiden Herren war Das wohl bemerkt worden und die Art, wie die Dame die Berührung hinnahm, verwischte den Eindruck, den sie mit ihrem Ernst zuvor gemacht hatte. Die Traurigkeit wich; ja, man lächelte.

Bald war ein allgemeines Gespräch im Gange; woher man komme, wohin man reise.

Sie war Witwe geworden, hatte das Grab ihres Mannes besucht und in der Stadt für ihre kleine Tochter, Lotte, die Puppe gekauft, die morgen zum Geburtstag angezogen werden sollte. Auf dem Lande, wo sie jetzt lebte, wars gar einsam, aber in der Stadt gabs Zerstreuung. Der Ansicht waren Alle. Man kam auf Familienverhältnisse zu sprechen, auf Aehnlichkeiten, die so oft zu finden seien, und der kleine Herr zeigte schließlich eine Lebhaftigkeit und ein Erzählertalent, daß Alle kaum den wunderbaren Sonnenuntergang bemerkten, der seine dunkelrothe Farbengluth durchs offene Fenster in den Wagen warf.

„Sehen Sie nur! Sehen Sie nur, wie der feurige Ball dort hinten in den See taucht, jede Welle, jeder Streifen flüssiges Gold! Und das Segel blutroth. Gott! Ist Das wundervoll!“

Beim Anblick dieses köstlichen Bildes löste sich der letzte Zwang und der Offizier blickte noch beglückter in die jetzt lachenden, so fröhlichen Augen der dicht neben ihm am Fenster stehenden schönen Frau, die ihm mit ihrem eigenen Reiz leise entgegenzukommen schien. In Beider Herzen regte sich ein gleich sympathisches Gefühl. Der Offizier fühlte sich ermuthigt und wagte, ein Wiedersehen zu verabreden. Schon wollte die „gnädige Frau“ mit einer leichten, schelmischen Kopfbewegung dieses Anerbieten annehmen . . .

Da nahm der Wind den großen schwarzen Schleier und verhüllte das Antlitz der Witwe.

Die Sonne war untergegangen.

Wiesbaden. Paul Kalisch.

Theosophie.

Die Ausführungen dieser Arbeit beziehen sich auf die Lehren des Herrn Dr. Rudolf Steiner, niedergelegt in dem Buch „Theosophie, Einführung in übersinnliche Welterkenntniß und Menschenbestimmung. Vierte durchgesehene und erweiterte Auflage.“

Laut den Lehren der Theosophie kann jeder Mensch in sich neue Organe der Erkenntniß entwickeln, durch welche er das den äußeren Sinnen verborgene wahre Wesen des Menschen zu erkennen vermag. Herr Dr. Steiner nennt diese neuen Organe der Erkenntniß innere Sinneswerkzeuge oder höhere Sinne. Er sagt dann: „Derjenige, welcher von der verborgenen Weisheit ergriffen ist, kann zu Demjenigen, dem der höhere Sinn sich erschlossen hat, von dieser verborgenen Weisheit sprechen, wie ein Reisender über Amerika zu sprechen vermag zu Denen, die zwar nicht selbst Amerika gesehen haben, die sich aber davon eine Vorstellung machen können, weil sie Alles sehen würden, was er gesehen hat, wenn sich ihnen dazu die Gelegenheit böte.“ Aus diesem Citat sehen wir, daß nach der Ansicht des Dr. Steiner Der, dem der höhere Sinn sich erschlossen hat, hierdurch noch nicht zum Schauen der verborgenen Weisheit gelangt ist. Um zum Schauen zu gelangen, muß der höher Erleuchtete ihm von der verborgenen Weisheit reden; dann kann er, da der höhere Sinn sich ihm erschlossen hat, diesem Vortrage folgen; wie Einer, der nie in Amerika war, dem Vortrag des Amerikareisenden zu folgen im Stande ist.

Da Herr Dr. Steiner das von ihm herangezogene Bild des Amerikareisenden zum Beweise seiner Behauptung benutzt, so haben wir uns mit dem Inhalt dieses Bildes genau bekannt zu machen. Zunächst ist wichtig, nicht zu übersehen, daß der Hörer des Amerikareisenden dessen Vortrag nur zu folgen vermag, wenn der Reisende von Dingen redet, die ihrem Wesen nach dem Hörer schon bekannt sind. Hätte der Hörer Wasser nie gesehen, so würde er die Schilderung eines Wasserfalles nicht verstehen. Wer nie an Farben sich erfreut hat, könnte der Schilderung der Farbenpracht eines Kolibri nicht folgen. Hätte der Amerikareisende mir, seinem Hörer, von einer ihrem Wesen nach ganz neuen Welt Mittheilung zu machen, so könnte sein Reden mir keine Anschauung dieser Welt vermitteln, selbst wenn mir die Sinne zu deren wirklicher Erfassung nicht fehlten.

Den Sinnen muß das ihnen entsprechende Objekt gegeben sein: dann vermitteln sie dessen Anschauung; aber nimmermehr kann das Objekt durch Reden ersetzt werden. Somit ist die Behauptung, daß schon das Reden des höher Erleuchteten genügend sei, um Einen, dem der höhere Sinn sich erschlossen hat, auch zum Schauen der verborgenen Wahrheit zu bringen, entschieden zurückzuweisen.

Noch ein sehr Böses haftet dem Bilde des Amerikareisenden an, der über Amerika zu Hörern spricht, die nie in Amerika waren: dieser Redner ist unkontrolirbar.

Ich erinnere mich noch, wie ich zum ersten Mal einen Amerikareisenden von den kalifornischen Riesenbäumen erzählen hörte, die kaum dreimal so hoch wie dick sind. Keiner von uns Hörern glaubte dem Redner und erst photographisch aufgenommene Bilder vermochten uns einigermaßen zu überzeugen. In der Theosophie soll ich, nach Herrn Dr. Steiner, einem Redner zustimmen, der mir Bericht erstattet über eine höhere Welt, zu deren Erkenntniß meine gewöhnlichen Sinne nicht ausreichen. Das ist eine unerfüllbare Forderung.

Jeder kann, so lehrt die Theosophie, höhere Sinne in sich entwickeln. Wodurch? Auf diese Frage giebt Herr Dr. Steiner die folgende Antwort. „Das Gefühl, das Verständniß für Wahrheit liegen in jedem Menschen. Dieses Gefühl, das vielleicht anfangs gar nichts sieht von Dem, wovon zu ihm gesprochen wird, es ist selbst der Zauberer, der das Auge des Geistes aufschließt. In der Dunkelheit regt sich dieses Gefühl. Die Seele sieht nicht; aber durch dieses Gefühl wird sie erfaßt von der Macht der Wahrheit: und dann wird die Wahrheit nach und nach herankommen an die Seele und ihr den höheren Sinn öffnen.“

Wer von diesen Sätzen sich nicht berauschen läßt, Der wird, je nach seinem Charakter, lachen oder sich empören. Zum Gefühl wird gesprochen! Mich dünkt, es müßte zum Verstande gesprochen werden. Dieses Gefühl wird zum Zauberer; also doch Zauberei! Und was thut dieser Zauberer? Er schließt das Auge des Geistes auf!

Ja, wenn dieses Bild eine Metapher sein sollte, so wäre kaum Etwas dagegen einzuwenden. Aber alles Weitere lehrt uns, daß dieser Ausdruck ganz wirklich zu nehmen ist. Denn mit diesem aufgeschlossenen Auge des Geistes sieht der Theosoph die äußeren Abmessungen und die verschiedenen Farben des Seelenleibes, des Geistesleibes und anderer Verkörperungen. Und wieder ist es das Gefühl, durch welches die Seele erfaßt wird von der Macht der Wahrheit, die dann nach und nach an die Seele herankommt. Wohl liest man: Preußen zieht mit seiner ganzen Macht heran, die sich in seinen Soldaten darstellt; aber um die Macht der Wahrheit heranmarschiren zu sehen, dazu gehören unzweifelhaft höhere Sinne.

Noch einmal spricht Herr Dr. Steiner von theosophischer Zauberei; er sagt: „Der Grundsatz, erst höhere Welten anzuerkennen, wenn man sie geschaut hat, ist ein Hinderniß für dieses Schauen selbst. Der Wille, durch gesundes Denken erst zu verstehen, was später geschaut werden kann, fördert dieses Schauen. Es zaubert wichtige Kräfte der Seele hervor, welche zu diesem Schauen des Sehers führen.“ Das heißt, in dürren Worten ausgedrückt: Lasse Dir so lange von den Dingen reden, bis Du überredet bist.

Noch deutlicher tritt das Selbe aus den Sätzen hervor, in denen Herr Dr. Steiner seinen Lesern verheißt, sie würden Alles verstehen, wenn sie unbefangene Logik und gesundes Wahrheitgefühl anwendeten. Da er doch unzweifelhaft sich selbst in erster Reihe diese unbefangene Logik und dieses gesunde Wahrheitgefühl zuspricht, so heißt der Satz,

in klares Deutsch übertragen: Wer nicht wie Herr Dr. Steiner denkt, hat ungesundes Wahrheitgefühl und befangene Logik.

Es ist sehr schwer, mit diesem Herrn zu streiten, da die Mehrzahl seiner Ausdrücke in schier inhaltleere Allgemeinheit sich verliert. So auch hier. Was ist eine unbefangene, was eine befangene Logik? Ist die Logik in dieser Weise eintheilbar, dann müßte es auch eine befangene und eine unbefangene Mathematik geben können. Zum Verständniß Dessen, was der Herr Doktor meint, werden wir am Besten gelangen, wenn wir in seinen eigenen Darlegungen danach forschen. Ich wähle hierzu seine Entwickelungen in Bezug auf einen Grundpfeiler seiner Lehren, nämlich in Bezug auf die Lehre von den Reinkarnationen.

„Wie die physische Aehnlichkeit der Menschen klar vor Augen liegt, so enthüllt sich dem vorurtheillosen geistigen Blick die Verschiedenheit ihrer geistigen Gestalten." Meinem vorurtheillosen geistigen Blicke zeigt sich eine viel größere Aehnlichkeit der geistigen Gestalten der Menschen im Allgemeinen, als in deren physischen Gestalten zu finden ist; und diese schier erschreckende geistige Aehnlichkeit der Menschen bleibt bestehen, wie dem Raum, so der Zeit nach. Die selben Leidenschaften und Begierden, die noch heute die Triebfedern ihrer Handlungen sind, haben vor Jahrtausenden die Menschen bewegt, den Hottentoten wie den Europäer. Das Ringen nach Ewigkeitwerthen prägt sich in der Fetischanbetung nicht weniger deutlich aus als in der verzückten Anerkennung der Unbefleckten Empfängniß. Und wenn schon die Edda im Hánamal lehrt: „Das schönste Leben ist Dem beschieden, der recht weiß, was er weiß", so sind die Weisen aller Zeiten kaum über diese Weisheit hinausgekommen.

Hiermit soll nicht etwa der kaum überbrückbare Abstand der geistigen Gestalten einzelner Menschen von allen anderen geleugnet werden; nur ist der Abstand der körperlichen Gestalt Einzelner nicht weniger auffallend. Nach der Auffassung des Herrn Steiner handelt es sich aber gar nicht um die Verschiedenheit der geistigen Gestalt Einzelner von allen Anderen, sondern um die Verschiedenheit der geistigen Gestalt Jedes von Jedem. Denn er sagt: „So wie die physische Aehnlichkeit der Menschen klar vor Augen liegt, so enthüllt sich dem vorurtheillosen geistigen Blicke die Verschiedenheit ihrer geistigen Gestalten. Es giebt eine offen zu Tage liegende Thatsache, durch welche Dies zum Ausdruck kommt. Sie besteht in dem Vorhandensein der Biographie eines Menschen. Wäre der Mensch bloßes Gattungwesen, so könnte es keine Biographie geben. Ein Löwe, eine Taube nehmen das Interesse in Anspruch, insofern sie der Löwen-, der Taubenart angehören. Man hat das Einzelwesen in allem Wesentlichen verstanden, wenn man die Art beschrieben hat. Wer daher über das Wesen der Biographie richtig nachdenkt, wird gewahr, daß in geistiger Beziehung jeder Mensch eine eigene Gattung für sich ist."

Trotzdem Herr Dr. Rudolf Steiner mit diesen Sätzen das päpstliche Dekret erläßt, daß, wer anders denkt, nicht richtig denkt, kann ich es doch nicht unterlassen, mein Andersdenken zu begründen.

Zunächst hören wir, es gebe eine Biographie nur der Löwenart, aber nicht des einzelnen Löwen. Nehmen wir an, so sei es. Aber nun gibt es Kap-Löwen, Berber-Löwen, Perser-Löwen. Sind die alle mit einer Beschreibung abgethan? Tauben soll es in fünfzig Arten mit mehr als dreihundert Unterarten geben. Genügt für alle eine Schilderung? Doch Herr Steiner meint vielleicht für die Gattung Löwe, für die Gattung Taube auch eine Biographie in seinem Sinn, also eine rein geistige Schilderung?

Dann müßten wir ihm zwar dafür danken, daß er auch den Löwen und Tauben Geist zuerkennt; aber mit der Art- oder Gattung-Biographie steht es trotzdem schlimm. Denn wahrlich „eine offen zu Tage liegende Thatsache“ ist, daß nicht nur der Pudel ein gänzlich anderes geistiges Wesen hat als der Dachshund, sondern daß auch kein Jäger seinen Karo die selben geistigen Eigenschaften zuspricht wie seiner Sylvia. Ferner giebt es schon seit vielen Jahren Bücher wie: „'ne Minschen- un Vogel-Geschicht“ von Fritz Reuter und „Im Dschungl“ von Rudyard Kipling; und diese Bücher reden eine ganz andere Sprache als Herr Dr. Steiner.

Das sind poetische Phantasien? Aber seit ein paar Jahren ist ein Buch erschienen (und jetzt schon in hunderttausend Exemplaren verbreitet), das aus der Praxis des Thierlebens Hunderte von Belegen zu diesen „Phantasien“ bringt. Ich meine: Hagenbecks „Von Menschen und Thieren“. Von Tigern und Löwen heißt es da: „In der ganzen Welt zerstreut lebt mir, wohl verwahrt hinter Schloß und Riegel, eine Anzahl alter Freunde aus der Thierwelt.“ Meint Herr Steiner, daß Herr Hagenbeck, indem er einzelne Löwen und Tiger sich zu Freunden gewann, dadurch die Freundschaft aller Löwen und Tiger gewonnen hat? Dann lese er, mit vorurtheilloser Aufmerksamkeit, die Biographie des Löwen „Triest“.

Weiter. „Will man den ganzen Menschen erfassen, so muß man ihn aus sieben Bestandtheilen zusammengesetzt denken. Der Leib baut sich aus der physischen Stoffwelt auf, so daß dieser Bau auf das denkende Ich hin geordnet ist. Er ist von Lebenskraft durchdrungen und wird dadurch zum Aetherleib oder Lebensleib. Als solcher schließt er sich in den Sinnesorganen nach außen auf und wird zum Seelenleib. Diesen durchdringt die Empfindungseele und wird eine Einheit mit ihm. Die Empfindungseele empfängt nicht nur die Eindrücke der Außenwelt als Empfindung; sie hat ihr eigenes Leben, das sie durch das Denken auf der anderen Seite eben so befruchtet wie durch die Empfindungen auf der einen. So wird sie zur Verstandesseele. Sie kann Das dadurch, daß sie sich nach oben hin den Intuitionen erschließt wie nach unten hin den Empfindungen. Dadurch ist sie Bewußtseinsseele. Das ist ihr deshalb möglich, weil ihr die Geisteswelt das Intuitionorgan einbildet, wie ihr der physische Leib die Sinnesorgane bildet. Hieraus ergiebt sich die Gliederung des ganzen Menschen in folgender Art: Physischer Leib; Aetherleib oder Lebensleib; Seelenleib; Emp-

findungseele; Verstandesseele; Bewußtseinsseele; Geistselbst; Lebensgeist; Geistesmensch."

Nach meiner Ansicht enthalten diese Sätze und Worte an „unbefangener Logik" nicht mehr als das Verschen: „Die Mücke ist ein kleines Thier; was kann der Elephant dafür?" Und an gesundem Wahrheitgefühl kann die folgende Entwickelung unbedingt als gleichwerthig angesehen werden. Der Zucker bildet sich aus der physischen Stoffwelt, so daß sein Bau auf das Wasser hin geordnet ist. Er ist von Süßigkeit durchdrungen und wird dadurch zum Süßigkeitleib. Als solcher löst er in Wasser sich auf und wird hierdurch zur Geschmacksseele. Die Geschmacksseele hat ihr eigenes Leben und wird durch die Hemmungen der Schwere nicht minder beeinflußt, wie vom Süßigkeitleib. Aufsteigend aus der engen Umgrenzung ihrer selbst wird sie zur Raumseele. Sie kann Das.... Und so weiter.

Man beachte wohl, daß ich mit meiner Kritik auf den Inhalt der angeführten Sätze gar nicht eingehe, sondern lediglich ihren Zusammenhang kritisire. Ich versuche, auch dem Geblendeten darzuthun, daß ein sinnvoller Zusammenhang zwischen diesen Sätzen nicht besteht.

Wenn Herr Dr. Steiner uns lehrt, daß der ganze Mensch durchschnittlich doppelt so lang und viermal so breit ist wie der physische Mensch und daß diese den physischen Menschen durchdringende Umhüllung der Theosoph die Aura nennt, so ist gegen diese Sätze formal nichts einzuwenden. Ob ihr Inhalt der Wirklichkeit entspricht, ist erst zu prüfen; aber gegen ihre Zusammenstellung ist kein Einwand wahrnehmbar. Ganz anders bei den zuerst angeführten Sätzen. Die führen uns eine Reihe von Metamorphosen vor, in denen das einzig Auffaßbare die zusammenhanglos an einander gereihten Namen sind.

Ich citire weiter. „In der Aura fluthen die verschiedensten Farbentöne. Und dieses Fluthen ist ein getreues Bild des inneren menschlichen Lebens. Zum Beispiel: Roth ist sinnliche Gluth. In schönem hellem Gelb erscheint ein Gedanke, durch den der Denker zu einer höheren Erkenntniß aufsteigt. In herrlichem Rosaroth erstrahlt hingebungvolle Liebe. Der ganze Mensch lebt in drei Welten: in der physischen Welt, in der Seelenwelt, in der Geisteswelt und zwar nach einander und in jeder höheren Welt die Beziehungen zur niederen Welt mehr und mehr von sich ablösend. Seelenwelt und Geisteswelt theilen sich jede in sieben Regionen und jede hat ihre eigenen Gesetze. So gelten in der Seelenwelt unsere Gesetze der Perspektive nicht. Die Geisteswelt ist aus dem Stoff gewoben, aus dem der menschliche Gedanke besteht. In dieser Welt sind die Urbilder aller Dinge vorhanden. Das geistige Auge sieht den Gedanken des Löwen. Alle diese Urbilder sind gleichzeitig klingend und somit ist die Geisteswelt ein Meer von Tönen. Wenn im Tod Seele und Geist den Körper entlassen, so treten sie in das Seelenland. Aber in diesem ist nicht die ureigene Heimath des Geistes; daher beginnt jetzt der Auflösungprozeß der Seele. Unter harten Qualen wird die Seele in den sieben Regionen des Seelenlandes geläutert, bis

endlich in der siebenten, der höchsten, der des eigentlichen Seelenlebens, der Mensch befreit wird von seinen letzten Hinneigungen zur sinnlich physischen Welt. Indem die Seele ihren Erdenrest überwunden hat, ist sie selbst ihrem Element zurückgegeben. Der Geist kann sich nun ganz den Anforderungen des Geisteslebens hingeben; er bildet sich, befreit von der physischen Körperlichkeit, nach allen Seiten aus, bis er zu einem neuen körperlichen Dasein reif ist."

Arme Seele! Du hast die Aufgabe, dem Geist die Richtung nach dem Physischen zu geben; und je besser du diese Aufgabe erfüllt hast, um so heftiger mußt Du dafür im Seelenlande leiden. Eine ärgere Ungerechtigkeit ist wohl nicht ersinnbar.

Armer Geist! Durch die Seele warst Du an die Dich nach allen Seiten hemmende Körperlichkeit gebunden; nun, endlich aus dem Körper befreit, mußt Du die Fegefeuerqualen des Seelenlandes erdulden und kannst Dich dann erst in Deinem eigenen Elemente, dem Geisterlande, zur Geistesfreiheit durchringen. Und wenn Du endlich die volle Geistesfreiheit gewonnen hast, dann packt Dich von Neuem ein Stück Seelenelement und zerrt Dich in die physische Körperlichkeit zurück. Und dieses Spiel hast Du ungezählte Male zu erdulden!

Und zu wessen Nutzen und Frommen ist das Alles erdacht? Zu Gunsten des Menschen. Das ganze Geisterland kann keines Friedens froh werden; es muß dem Menschen dienstbar sein.

Wie elend verkrüppelt muß der Menschengeist sein, der sich von solchen Lehren gefangen nehmen läßt!

Die Frage nach dem sittlichen Werth dieser Lehren zerfällt in zwei Unterfragen. Erstens: Bringt die Theosophie den ernstesten sittlichen Problemen befriedigende Lösung? Zweitens: Welche bedeutsamen sittlichen Lebensforderungen fließen eigenartig aus den Lehren der Theosophie? Die erste dieser Fragen ist fast identisch mit der folgenden: Erklärt die Theosophie in befriedigender Weise die Thatsache des Leidens?

Es scheint so, denn sie lehrt: Die Seele unterliegt dem selbstgeschaffenen Schicksal. Doch wem schafft die Seele dieses Schicksal? Nach theosophischer Auffassung nicht sich selbst, sondern dem Geist. Welches Verschulden trifft den Geist an dem Karma, in welches irgend eine Seele ihn reißt? Den Geist trifft die Schuld seiner früheren Geburten; so lehrt die Theosophie. Aber bei seiner ersten Inkarnation: welche Schuld lastete da schon auf ihm?

Beachten wir noch, daß uns Menschen die größte Summe der Leiden aus der physischen Welt kommt, so erkennen wir (nach theosophischer Auffassung), daß unsere Leiden uns immer enger mit der Körperlichkeit verstrickte und folglich haben wir, je mehr wir hier auf Erden leiden, auch um so länger und heftiger im Seelenland zu leiden! Die Theosophie, die Solches lehrt, bringt also keine Lösung dieses härtesten Problems, sondern sie verschärft es noch.

Mit Nachdruck fordert sie ernste Denkarbeit und warnt vor Ueberschätzung seiner selbst; sie lehrt, daß die weitere Lebensgestaltung von den früheren Lebensstufen bestimmt ist; sie fordert, daß ihr Jünger danach strebe, das innere Wesen der Dinge zu erkennen, um sich hierdurch von dem Schlamm der physischen Welt zu befreien. Das klingt, wenn auch nicht sehr neu, doch sehr sittlich; ist es im Munde des Theosophen aber nicht.

Alle diese Forderungen und Mahnungen der Theosophie beziehen sich nämlich immer nur auf das einzelne Individuum Mensch, als selbständige Gattung. Nun aber kann der einzelne Mensch, für sich allein gedacht, weder sittlich noch unsittlich handeln: erst in der Gemeinschaft der Menschen entstehen alle sittlichen Probleme. Und welche Lehren der Theosophie beziehen sich auf die Gemeinschaft der Menschen?

Solche Lehren kennt die Theosophie nicht. Sie spricht wohl einmal von hingebender Liebe; aber aus keiner ihrer Lehren ergiebt sich diese Liebe als sittliche Pflicht. Im Bezirk der Sittlichkeit sind alle Lehren der Theosophie tönende Schellen.

Doch dürfen wir nicht unbeachtet lassen, daß die Theosophie tiefe Verachtung der physischen Welt lehrt, verbunden mit einer fast maßlosen Herabsetzung aller Sinnlichkeit in vollem Umfange dieses Wortes, so daß man sie die asketischste aller Lehren nennen muß. Ist Das nicht die allerhöchste Sittlichkeit?

Wer also denkt, muß unserem Luther fluchen, daß er aus dem Kloster entwichen ist und sich ein beglückendes Familienleben geschaffen hat. Wer also denkt, muß wünschen, daß aller schmetternde Lerchengesang verstumme; muß jeden Frühlingsjubel verabscheuen; muß Feind sein aller Lust jauchzender Bewegung; muß die Qualen des Hungers höher preisen als die Lust seiner Stillung. Denn all Das verstrickt den Geist nur immer tiefer mit der physischen Welt und bewirkt, daß es dem Geist immer schwerer wird, die Neigung zum Physischen in sich zu tilgen.

Nur wer den Menschen in einzelne (und nun gar in sieben) Stücke zerreißt, deren jedes eine eigene Wesenheit für sich darstellt, vermag zu solcher Verachtung der niedersten Wesenheit, genannt physischer Körper, zu gelangen. Lasset den Menschen unzerrissen, wie er als Ganzes gegeben ist: und fröhliches Jauchzen durchzieht die Menschengemeinschaft; denn jeder Athemzug des Menschen ist Wonne, jeder Pulsschlag ein Lobgesang, mit jedem Augenaufschlag dringt belebend der Sonnenglanz in den Menschen, Begeisterung weckend, und mit dem Menschen jauchzt in sprossendem, keimendem Leben das ganze Weltenall. Das ist die Arbeit des Geistes am sausenden Webstuhl der Zeit.

Wie die schroffste Dissonanz hart neben der schönsten Konsonanz liegt, so entstehen die gefährlichsten und verwerflichsten Irrlehren durch kleine Verdrehungen gerade aus den allerwerthvollsten, aus den bestbegründeten Anschauungen. Man erlaubt sich scheinbar harmlose Fortlassungen, man macht scheinbar dem Zweck entsprechende Zusätze:

und die willkürlichsten Aenderungen werden spielend erreicht. Das sichtbarste Beispiel für das soeben Gesagte ist die Entstehung des Papstthumes aus der Lehre Jesu. In ganz der selben Weise haben sich die Lehren der Theosophie herausgebildet.

Unwiderleglich ist erwiesen, daß die Lehre von der Biographie in theosophischem Sinn unhaltbar ist; und hiermit fällt die einzige Begründung der theosophischen Lehre von den Wiedergeburten, die wir in ihrer ganzen Unsittlichkeit, nämlich als eine Uebervergötterung des Menschen, erkannt haben.

Aber haben denn nicht die so hoch angesehenen Denker der alten Inder das Selbe gelehrt? Dem Wort nach: ja! Aber nicht dem Wesen nach. Aus Jahrhunderte langer Denkarbeit eines ganzen Volkes war der Glaube an unzählige Wiedergeburtmöglichkeiten entstanden. Aber in diesen Wiedergeburtenkreis waren alle lebenden Wesen mit eingeschlossen und in diesen Wiedergeburten selbst, also hier auf Erden, vollzog sich die Läuterung. So konnte ein wilder, verbrecherischer Charakter sehr wohl, zur Strafe, als Tiger wiedergeboren werden, wodurch die Zahl seiner Wiedergeburten sich fast unendlich vermehrte, bevor er, geläutert, zur ewigen Ruhewonne des Nirwanna eingehen konnte; und aus dieser Ruhe wird Niemand herausgerissen. Das ist eine der Wirklichkeit nicht widersprechende, tief erschütternd sittliche Lehre. Aber diese Brahmanenlehre kennt keinen strafenden Gott, vor dem wir zu zittern haben, weiß daher auch nichts von vermittelnden Priestern, deren Aufgabe ist, den zürnenden Gott zu beschwichtigen. Die Brahmalehre kennt keine Priesterherrschaft.

Dagegen ist in der Theosophie der höhere Seher der von dem Zauber des Geheimnisses umstrahlte Herrscher. Er nur schaut das innerste Wesen der Dinge; alle Anderen müssen seine Mittheilungen als Thatsachen der Wirklichkeit annehmen und gehorsam warten, bis auch sie zu Sehern die Intuition erhalten. Jeder steht vereinzelt, denn Jeder hat nur in sich und an sich zu arbeiten, denn sein Karma bestimmt nur ganz allein er selbst. Skrupelloser hat noch keine Politik das Wort verwirklicht: Divide et impera! Das ist die Urtriebfeder aller höheren Lehre der Theosophen: Sie wollen herrschen; sie bereiten bei Zeiten für sich die Wege, um das Erbe des Papstthums anzutreten.

In nicht minder empörender Weise hat die Theosophie eine andere Lehre gestohlen, um sie für ihre Herrschsuchtzwecke zu verdrehen. Der Theosoph lehrt: Alle Geheimwissenschaft keimt aus zwei Gedanken. Diese beiden Gedanken sind, daß es hinter der sichtbaren Welt eine unsichtbare, eine zunächst für die Sinne und das an die Sinne gefesselte Denken verborgene Welt giebt und daß es den Menschen durch Entwickelung von Fähigkeiten, die in ihm schlummern, möglich ist, schon vor seinem Tode in diese verborgene Welt einzudringen. In herrlichen Sätzen, unangreifbar von der Logik wie von aller Wissenschaft, ist die folgende Lehre vorgetragen worden. Wie wir in der Zeit von der Zeugung bis zur Geburt uns die Organe entwickeln, die zum Schauen und

zum Handeln nach der Geburt uns zu dienen haben, eben so entwickeln wir uns in der Zeit von der Geburt bis zum Tode die Organe, die wir zum Schauen und zum Handeln in unserer Lebensform nach dem Tode gebrauchen werden. Solches paßt den Theosophen nicht. Denn es ist ja ein nothwendiger Lebensprozeß, der in Gemeinschaft sich vollzieht und den der Einzelne nur mehr oder weniger, wie für sich, so für Andere, hemmen oder fördern kann. Hierbei findet der höhere Seher für sich keinen Platz. Kurz entschlossen, bricht er dieser in Wahrheit idealen und darum einzig realen Lehre die Spitze ab. Er kann schon vor dem Tod in diese höhere Welt, in das Jenseits eindringen; nur er. Das Alles verschlingende Chaos der Theosophie ist fertig.

Der wunderbare Prediger der herrlichen Ewigkeitlehre warnt schon selbst vor dem Mißbrauch seiner Worte, wie ihn die Theosophen vollzogen haben. Im zehnten Kapitel seines „Büchleins vom Leben nach dem Tode“ sagt Fechner: „Das Diesseits hat den Leib des Jenseits nur für das Jenseits zu bauen, nicht schon mit dessen Auge und Ohr zu sehen und zu hören.“ Die Methode der Zwangsüberredung, der systematischen Verdrehung seiner Lehre hat Fechner auch vorausgesehen, denn in dem selben Kapitel heißt es: „Am Einfachsten, sich vor dem Kommen von Gespenstern zu bewahren, bleibt es immer, an ihr Kommen nicht zu glauben; denn glauben, daß sie kommen, heißt schon, ihnen auf halbem Wege entgegengehen.“

Ich bin in eine unheimliche Lage gebracht. Herr Dr. Rudolf Steiner schreibt: „Der eine Skizze theosophischer Weltanschauung in dieser Schrift entworfen, will nichts darstellen, was für ihn nicht in einem ähnlichen Sinn Thatsache ist, wie ein Erlebniß der äußeren Welt Thatsache für Augen und Ohren ist. Dem Lehrer mit dem geöffneten geistigen Auge liegen die vergangenen Leben wie ein aufgeschlagenes Buch als Erlebniß vor.“ Also Wirklichkeit ist Alles, was Herr Steiner in seinem Buch vorbringt. Dann mußte meine Kritik also eigentlich wohl unterbleiben. Zu meinem Glück sind die beiden zerlegt angeführten Sätze des Theosophen ohne Auslassung und richtig gebaut. Zwar wird in beiden Sätzen die Wirklichkeit der vorgetragenen Schilderungen behauptet, aber diese Behauptung bezieht sich nur auf Herrn Dr. Rudolf Steiner. Für den verzückten Visionär sind die zu ihm tretenden Himmelserscheinungen auch Wirklichkeiten und die vom Geisteskranken gehörten Stimmen sind für den Geisteskranken von unzweifelhafter Wirklichkeit; aber eben nur für ihn, nicht für uns Alle. Herr Dr. Steiner aber, der Theosoph, fordert, wir sollen uns in den Glauben überreden lassen, daß seine Schilderungen für uns Alle, die wir Menschen heißen, ganz unantastbare Wirklichkeit wiedergeben. Dieses, Herr Dr. Steiner, muß bewiesen werden, und zwar bewiesen werden auf allgemein giltige Weise, also ohne Berufung auf höhere Sinne.

Ich schätze es als ein großes Glück für Sie, Herr Doktor, daß Ihre eigenen Lehren die Möglichkeit dieser elementaren Beweisführung nicht ausschließen. Sie haben zu solchem Zwecke nur den folgenden Forderungen zu entsprechen.

Erstens: Sie lehren, daß in der Aura die verschiedenen Farben, Formen und Bewegungen den Charakter und das Denken des Menschen unzweifelhaft deutlich erkennen lassen, und lehren weiter, daß der theosophische Seher diese Aura, mit allen Vorgängen in ihr, als Wirklichkeit schaue. Gut. Wir der Theosophie Unkundigen wollen Ihnen etwa ein Dutzend Ihnen gänzlich unbekannter Personen gegenüberstellen und dann sollen Sie und Ihre Kollegen aus der Aura dieser Personen uns den Charakter jeder erklären und ihr Denken nennen. Wenn dann Ihre Angaben unter einander und zu den Personen stimmen, dann werden auch wir Sie als höhere Seher anerkennen.

Zweitens: Vermöge ihres geöffneten geistigen Auges sollen einige höhere Seher über bestimmte ihnen genannte Führer der Menschheit urtheilen und aus deren vielen Vorleben alle Einzelheiten uns nennen. Wenn Sie Solches könnten, würde der Geschichtforschung die genaue Kenntniß der prähistorischen Zeiten eröffnet und spielend vermöchten Sie an allen historischen Schilderungen Kritik zu üben. Zu bedauern wäre dann nur, daß Sie nicht auch die zukünftigen Inkarnationen der Führer der Menschheit in ihrem aufgeschlagenen Buch zu lesen vermögen.

So lange Sie, Herr Doktor, und Ihre Herren Kollegen diesen beiden Forderungen nicht genügt haben, so lange werden Menschen mit gesundem Wahrheitgefühl sich nicht Ihre Schüler nennen.

Riga. Dozent Dr. Hermann Westermann.

Wir haben gewacht und werden wieder wachen; das Leben ist eine Nacht, die ein langer Traum füllt, der oft zum drückenden Alb wird. Meine Phantasie spielt oft (besonders bei Musik) mit dem Gedanken, aller Menschen Leben und mein eigenes seien nur Träume eines ewigen Geistes, böse und gute Träume, und jeder Tod sei ein Erwachen. Wie in unseren Träumen Verstorbene als Lebende auftreten, ohne daß ihres Todes auch nur gedacht werde: so wird, nachdem unser jetziger Lebenstraum durch einen Tod geendet, alsbald ein neuer anheben, der von jenem Leben und jenem Tod nichts weiß. Es ist eine Täuschung, daß wir, nach Analogie des Naturgesetzes von der Beharrlichkeit der Substanz, uns bisweilen vorspiegeln, auch wir selbst könnten, vermöge eines analogen Gesetzes, nicht untergehen, auch wir hätten, bon gré, mal gré, eine Unsterblichkeit, um die wir uns nicht zu bemühen brauchten. Das ist Täuschung. Ueber uns herrscht kein Naturgesetz; wir sind nichts, wozu wir uns nicht selbst machten: eine äußere Gewalt kann uns so wenig erhalten wie vernichten. Lachen muß ich, wenn ich sehe, daß diese sogenannten Menschen mit Zuversicht und Trotz eine Fortdauer, durch alle Ewigkeit, ihrer erbärmlichen Individualität verlangen: da sie doch offenbar nichts Anderes sind als die in Windeln menschenähnlich verlarvten Steine, die man mit Freuden vom Kronos verschlungen sieht, während nur der echte, unsterbliche Zeus, vor ihm gesichert, zur ewigen Herrschaft heranwächst. (Schopenhauer.)

Kaffee.

Dem soliden Kaffeehandel wird das Geschäft durch die Spekulation schwer gemacht. Da die Centren des Kaffeeverkehrs weit von einander entfernt sind, kann der gewöhnliche Kaufmann das Feld nie ganz übersehen. Hamburg, Amsterdam, Havre, Antwerpen, London, New York, Santos, Rio sind Kaffeemärkte; manchmal sind die europäischen, manchmal die brasilianischen Macher obenauf. Der brasilianische Kaffeestaat Sao Paulo ist mancher deutschen Firma schon verderblich geworden. Auf diesem Gebiet zu disponiren, ist nicht leicht; schon weil die Berichte über die „Situation“ je nach dem Bedürfniß der Hauptmärkte angefertigt werden. Die hamburger Großfirma gelangt zu anderen Ergebnissen als der Händler in Havre; und der Grossist in Mannheim muß nun eine der beiden Darstellungen für richtig halten. Jetzt ist die Spekulation so übermächtig geworden, daß der Zustand an die schlimmsten Zeiten der berüchtigten londoner bubbles erinnert. Die reellen Käufer sind eingeschüchtert und beschränken sich auf die nothwendigsten Dispositionen. Die Ernteschätzungen weichen so weit von einander ab, daß man danach die Preisentwickelung nicht mit Sicherheit vorausberechnen kann. Den Machern paßt solche Unsicherheit, die ihnen die Herrschaft über die Preise läßt. In Brasilien, dem Lande des Kaffeereichthums, ist der Sitz der berühmten „Valorisation“, der staatlichen Instanz über der Kaffeespekulation. In Sao Paulo spekulirt Alles, vom Geschäftshaupt bis zum Sackträger und Stiefelputzer. Kein Wunder also, daß der Kaffeepreis auf steile Höhen gestiegen ist. Im Jahr 1908 hatte sich die hamburger Notiz bis auf 27 Pfennige für das Pfund gesenkt. Der höchste Preis hatte 33¼ Pfennig betragen. Im Jahr 1909 schwankten die Notizen zwischen 31 und 37 Pfennigen. Im Jahr 1910 aber begann der Kurs mit 37¼, senkte sich bis Ende Mai auf 33¾ und kletterte bis auf 57¼ Pfennig. Die letzte Notiz war 56½. In Havre ähnelte die Preiskurve der hamburger.

Ernteschätzung und Valorisation sind einander durch feine, aber feste Fäden verbunden. Die Kaffeevalorisation war die Folge der eigenartigen Erzeugungverhältnisse im Kaffeeland. Durch die schwankenden Erträge der Ernten, die nicht vom Anbau (wie bei Zucker und Baumwolle), sondern nur von der Witterung abhängen, also durch einen Eingriff in die Kulturen (wenn man nicht einen Theil der Kaffeebäume fällt) nicht geändert werden können, sind der Spekulation besonders günstige Vorbedingungen gegeben. Und der Staat half dadurch, daß er, nach einer Riesenernte, acht Millionen Sack Kaffee unter Verschluß nahm. Das ist der Valorisationkaffee, dessen Menge damals genügt hätte, um den Kaffeepreis für lange Zeit unter Druck zu halten. Die Regirung von Sao Paulo rechnete darauf, daß nach der fetten Zeit von 1906/07 (fast 20 Millionen Sack) ein magerer Ertrag kommen werde. Doch wurden über 10 Millionen Sack geerntet; also viel mehr, als man erwartet hatte. Ungefähr eben so ging es mit den nächsten Ernten; 1908/09: 12½, 1909/10: fast 15 Millionen Sack; und ungefähr

11 Millionen sind auch diesmal in Sicht. Um den Rechenfehler zu repariren, beschloß man eine Beschränkung des Kaffeeexports (für 1909 auf 9, für 1910 auf 9½ und für die folgenden Jahre auf je 10 Millionen Sack) durch die Erhöhung des Ausfuhrzolles von 10 auf 20 Prozent für das die Kontingentziffer übersteigende Quantum und durch die Steigerung des Zuschlagzolles für alle Verschiffungen von 3 auf 5 Francs für den Sack. Die Regirung von Sao Paulo haschte nach Rettungmitteln, konnte aber die Höhe der Kaffeesäcke, auf denen sie thront, nicht wesentlich vermindern. Mit acht Millionen Sack, die an den elf wichtigsten Plätzen des Kaffeehandels (Hamburg, Havre, Antwerpen, London, Rotterdam, Bremen, Amsterdam, Triest, Marseille, New York, Sao Paulo und Santos) gelagert wurden, fing das Programm vor drei Jahren an; heute aber sind noch mindestens 6½ Millionen Sack in den Händen der Valorisatoren. Nach der Mittheilung des Präsidenten von Sao Paulo an den Kongreß (im August 1910) blieb für dieses Jahr ein Bestand von 6,81 Millionen Sack für die Valorisation. Was von diesem Versuch, den Kaffeepreis zu stützen, zu halten sei, zeigten deutlich die damit verbundenen Finanzoperationen. Das Haus Rothschild übernahm im Oktober 1907 eine Anleihe von 3 Millionen Pfund Sterling. Die zweite Anleihe war viel größer: 15 Millionen £ (Abschluß im Dezember 1908). 360 Millionen Mark sind also in ein „Geschäft" gesteckt worden, das den Preis eines wichtigen Volksnahrungmittels erhöhen sollte.

Wenn sichs um Gold oder Kautschuk handelte, könnte man sich auf den Tadel wilder Börsenspekulation beschränken. Die gewaltsame Aenderung der Proportion von Angebot und Nachfrage wirkt aber viel weiter, wenn sie ein Lebensmittel trifft. Ungetrübt ist die Freude der brasilianischen Kaffeepflanzer über die ihnen von der Regirung gewährte Hilfe nicht. In dem brasilianischen Bundesstaat Minas Geraes wurde schon vor zwei Jahren der Versuch gemacht, durch die Gründung von Genossenschaften den Pflanzern den Absatz zu erleichtern. Wenn ein beträchtlicher Theil einer Waare nicht auf dem Markt, sondern in den Händen von Interessenten ist, wird die natürliche Regelung des Preises unmöglich. Dazu kommt, daß die Kosten der Valorisation, sammt den Zinsen für die Anleihe von 15 Millionen £ (die sich durch die Auslosungen auf 12½ verringert hat) nicht gering sind. Obwohl die Bedingungen der Anleihen vereinbart wurden, wird doch immer wieder über die Möglichkeit einer Aenderung geredet; ist auch schon gerathen worden, das Exportlimit aufzuheben. Die Kontingentirung der Ausfuhrmengen soll die Kontrole des Kaffeemarktes erleichtern; ohne diese Beschränkung bliebe das Komitee der Valorisation für absehbare Zeit auf seinen Säcken sitzen. Der Kaffeemarkt bekäme mehr Luft, der Handel mehr Bewegungfreiheit; aber die Obligationen des Staates Sao Paulo verlören eine ihrer Stützen. Vernunft wird Unsinn: was dem Handel und den Konsumenten nützen würde, müßte den brasilianischen Schuldverschreibungen schaden. Kann ein Weltmarkt, auf dem solcher Schatten liegt, als wohlbehütet gelten?

Die Macht des Valorisation-Konsortiums beruht darin, daß es von seinen Vorräthen beliebige Mengen auf dem Kaffeemarkt zum Verkauf bringen kann. Im ersten Semester 1911 sollten es 600 000 Sack sein; doch bleibt die Möglichkeit, schon früher zu verkaufen und das Quantum zu erhöhen. Neulich hieß es ja, von den Valorisatoren seien etliche Hunderttausend Sack abgegeben worden. Die Folgen solcher wahnwitzigen Spekulation beschädigen aber auch die heiligsten Güter der Nation. Der brasilianische Wechselkurs wird durch die Kaffeespekulanten getroffen. Die Goldfülle der brasilianischen Konversionkasse hat den Kurs der auf London lautenden Wechsel erhöht. Während der normale Kurs, zu dem die Kasse Papiergeld gegen Gold umtauscht, 15 Pence beträgt, hat sie jetzt die Notiz auf 16 Pence für das Milreis erhöht. Je höher der Wechselkurs, desto stärker der Zwang, spekulative Engagements zu lösen, also Vorräthe, die man zurückgehalten hat, zu verkaufen. Bei niedrigem Wechselkurs kann man die Bestände festhalten und neues Material hinzukaufen. Wer seine Kaffeesäcke behalten will, um später ein gutes Geschäft zu machen, sieht den Wechselkurs lieber unten als oben. Die Kaffeepflanzer haben deshalb den Wunsch der Regirung, die Parität des Wechselkurses zu erhöhen, niemals gefördert, obwohl solche Hebung des Geldkurses im Interesse des Landes läge. Und ohne die Zustimmung der Kaffeekönige ist in Brasilien keine Neuerung möglich. Diese Herren gebieten über die wichtigsten Handelsplätze der westlichen Halbkugel und scheffeln Millionen. Die kleinen Händler sind in übler Lage, weil sie nie wissen, was die Großspekulation morgen beschließen wird. Und wie lange kann die Hausse der Kaffeepreise noch dauern? Bis zur nächsten Riesenernte. Seit vier Jahren hats keine gegeben; und damals wurde die Valorisation geschaffen. Noch ist also nicht zu berechnen, wann der Uebermuth der Kaffeespekulanten zu Fall kommen wird. Sie können viel „machen“; denn ihre Gewalt reicht weit und in der Kunst der Instrumentirung lassen sie sich nicht einmal von Richard Strauß überbieten. Doch ihr Treiben ist noch gefährlicher als das der nordamerikanischen Großspekulanten (weil es noch unsinniger ist); und von ihren Sanirungversuchen ist ein durchgreifender Erfolg kaum zu hoffen. Schon sind sie ja zu allerlei hastigen Nothstandsmaßregeln gezwungen worden, die das Leben der allmächtig Scheinenden retten und assekuriren sollten. Wärs Uebertreibung, wenn man von einer Methode der Tollheit spräche? Die Kaffeevorräthe sind ungemein stattlich, die Ernten nicht so schlecht, wie mancher sich schlau dünkende Spekulant erwartet hatte, und der Kaffeeverbrauch nimmt (trotzdem Sachsens Volkszahl steigt) namentlich in Zeiten hoher Preishaltung nicht in einem Tempo zu, das eine rasche Minderung der Bestände verspricht. Daß sich die feschen Brasilianer um Volkswirthschaft, Volkswohlstand und ähnlichen Quark nicht kümmern, wissen wir längst. Jetzt aber siehts aus, als könne ihnen nur noch ein Wunder aus der Klemme helfen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Januar 1911.

Memorandum.

Friedrich Dahlmann: „Ich bin in einem nördlichen Winkel Deutschlands geboren, an der Ostsee, in der Stadt Wismar. Diese Stadt ward durch den Westfälischen Frieden aus dem Lande Mecklenburg geschnitten und mit einer Zugabe von ein paar Quadratmeilen der Krone Schweden übergeben. Als ich zum Jüngling erwachsen war, schlangen sich die Bande der napoleonischen Herrschaft um das arme Vaterland. Das war keine leichte Zeit für einen jungen, vaterlandlosen und doch deutschen Mann, der einige Kraft in sich fühlte, seinen ersten Anker in der menschlichen Gesellschaft auszuwerfen, in dieser Periode des allgemeinen Mißmuthes, des allgemeinen Verstummens, der allgemeinen dumpfen Bekümmerniß. Hierauf endlich der Rettungstrahl: der Anfang der Erhebung in den Jahren 1812 und 1813. Wie sehr wünschte jeder deutsche Jüngling, wie sehr wünschte auch ich, mein Blut daran wagen zu dürfen, daß Deutschland befreit werde! Ich war an der Universität Kiel Professor, Dänemark aber stand mit Napoleon im Bunde: durch diese unglückliche Zertrennung Deutschlands war ich, wie mancher Andere, von dem Kampfe für das deutsche Vaterland ausgeschlossen. Nun die Zeit, die darauf folgte, die Zeit der schrecklichen Enttäuschung aller wahren Vaterlandsfreunde! Aus diesen schweren Lebensjahren habe ich die Erfahrung geschöpft, daß wir vor allen Dingen einer einheitlichen Gewalt bedürfen; eines Herrscherhauses, das sich gänzlich unserem Deutschland widmet, gänzlich in Deutschland lebt und in nichts Anderem. An den Hohenzollern Preußens können wir ein solches Herrscherhaus nicht

nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihm hätten. Deutschland muß endlich in die Reihe der politischen Großmächte eintreten. Das kann nur durch Preußen geschehen. Preußen kann nicht ohne Deutschland, Deutschland nicht ohne Preußen genesen. Ohne Preußen ist eine Zukunft Deutschlands nicht möglich." (Am zweiundzwanzigsten Januar 1849.)

Eduard Simson: „Die Verfassunggebende Deutsche Reichsversammlung hat auf dem Grund der von ihr beschlossenen, angenommenen und verkündeten Reichsverfassung die erbliche Kaiserwürde auf den König von Preußen, Friedrich Wilhelm den Vierten, übertragen. Möge der deutsche Fürst, der wiederholt und öffentlich in unvergessenen Worten den warmen Herzschlag für die deutsche Sache sein kostbares mütterliches Erbe genannt hat, sich nun als Schutz und Schirm der Einheit, der Freiheit, der Größe unseres Vaterlandes bewähren, nachdem eine Versammlung, aus dem Gesammtwillen der Nation hervorgegangen wie keine, die je auf deutschem Boden tagte, ihn an deren Spitze berufen hat. Gott sei mit Deutschland und seinem neu gewählten Kaiser!" (Am achtundzwanzigsten März 1849 in der frankfurter Paulskirche.)

Friedrich Wilhelm der Vierte: „Die Bildung des deutschen Bundesstaates, wie sie in Frankfurt aufgefaßt ist, kann nicht gelingen, wenn sich ihr die deutschen Könige entziehen. Sollten sich nur die Kleinstaaten dazu entschließen, so würde ein solcher Verein nicht als der angestrebte Bundesstaat betrachtet und organisirt werden können. Die Annahme des Kaisertitels halte ich unter allen Umständen für unangemessen." (An das Staatsministerium.) „Ich habe jetzt nur zwei Ambitionen. Erstens: durch die Könige und Fürsten gewählt, an Erzherzog Johanns Stelle provisorischer Statthalter von Teutschland zu werden und Ordnung zu machen. Zweitens: dann aber Erzfeldherr Teutschlands zu werden und Ordnung zu erhalten." (An Bunsen.) „Wenn Sie Ihre beredten Worte (die empfahlen, trotz aller Gefahr, die für Preußen stets eine den Sieg herbeilockende Sonne gewesen sei, die Kaiserkrone anzunehmen) an Friedrich den Großen gerichtet hätten: Der wäre Ihr Mann gewesen. Ich bin kein großer Regent." (An den Reichsfinanzminister Hermann von Beckerath, der noch einmal, als Wortführer des Reichsministeriums, versucht hatte, dem König den Entschluß zur Ablehnung der Kaiserwürde auszureden.)

Bismarck: „Der Verkehr mit Simson (der, als Führer der Reichstagsdeputation, am achtzehnten Dezember 1870 in Versailles den König Wilhelm von Preußen gebeten hatte, durch die Annahme des Kaisertitels das Werk der Einigung zu weihen) hat mir wirklich Vergnügen gemacht. Er war ja schon 1849 Präsident der frankfurter Nationalversammlung und brachte das Anerbieten der Kaiserkrone nach Berlin. Es ist ein reizendes Spiel des Geschickes, daß der selbe Mann ausersehen war, damals im Namen der Nationalversammlung die Krone anzubieten und jetzt die Annahme der von den Fürsten dargebotenen Krone zu erbitten. Simson ist ein recht geistvoller Mann. Als er mich hier besuchte, war er wirklich unterhaltend, was ich von den meisten Leuten, die zu mir kommen, nicht behaupten kann.“ (Zu Keudell). „In der deutschen Kaiserfrage habe ich mir erlaubt, dem Grafen Holnstein einen kurzen Entwurf vorzulegen, welchem der Gedankengang zu Grunde liegt, der, meinem Gefühl nach, die deutschen Stämme bewegt: der Deutsche Kaiser ist ihrer aller Landsmann, der König von Preußen ein Nachbar, dem unter diesem Namen Rechte, die ihre Grundlage nur in der freiwilligen Uebertragung durch die Fürsten haben, nicht zustehen. Ich glaube, daß der deutsche Titel für das Präsidium die Zulassung desselben erleichtert, und die Geschichte lehrt, daß die großen Fürstenhäuser Deutschlands, Preußen eingeschlossen, die Existenz des von ihnen gewählten Kaisers niemals als eine Beeinträchtigung ihrer eigenen europäischen Stellung empfunden haben. Daß die Herstellung der Kaiserwürde durch Initiative Eurer Majestät und der verbündeten Fürsten den monarchisch-konservativen Interessen förderlich ist, beweist die feindliche Stellung, welche die republikanische Partei in ganz Deutschland dazu genommen hat.“ (An Ludwig den Zweiten von Bayern.) „Die Annahme des Kaisertitels durch den König bei Erweiterung des Norddeutschen Bundes war ein politisches Bedürfniß, weil er in den Erinnerungen aus Zeiten, da er rechtlich mehr, faktisch weniger als heute zu bedeuten hatte, ein werbendes Element für Einheit und Centralisation bildete; und ich war überzeugt, daß der festigende Druck auf unsere Reichsinstitutionen um so nachhaltiger sein müßte, je mehr dessen preußischer Träger das gefährliche, aber der deutschen Vorgeschichte innelebende Bestreben vermiede, den anderen Dynastien die Ueberlegenheit der eigenen unter die Augen zu rücken. König Wilhelm war nicht frei von der

Neigung dazu; und sein Widerstreben gegen den Titel war nicht ohne Zusammenhang mit dem Bedürfniß, gerade das überlegene Ansehen der angestammten preußischen Krone mehr als das des Kaisertitels zur Anerkennung zu bringen. Die Kaiserkrone erschien ihm im Licht eines übertragenen modernen Amtes, dessen Autorität von Friedrich dem Großen bekämpft worden war, den Großen Kurfürsten bedrückt hatte. Bei den ersten Erörterungen sagte er: ‚Was soll mir der Charakter-Major?‘ Worauf ich, unter Anderem, erwiderte: ‚Eure Majestät wollen doch nicht ewig ein Neutrum bleiben, das Präsidium? In dem Ausdruck Präsidium liegt eine Abstraktion, in dem Wort Kaiser eine große Schwungkraft.‘ In der Schlußberathung, am siebenzehnten Januar 1871, lehnte er die Bezeichnung Deutscher Kaiser ab und erklärte, er wolle Kaiser von Deutschland oder gar nicht Kaiser sein. Ich hob hervor, wie die adjektivische Form Deutscher Kaiser und die genitivische Kaiser von Deutschland sprachlich und zeitlich verschieden seien. Man hat Römischer Kaiser, nicht Kaiser von Rom gesagt; der Zar nenne sich nicht Kaiser von Rußland, sondern Russischer, auch Gesammtrussischer (wserossiski) Kaiser. Ich machte ferner geltend, daß unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm dem Zweiten auf den Thalern Borussorum, nicht Borussiae rex erscheine, daß der Titel Kaiser von Deutschland einen landesherrlichen Anspruch auf die nichtpreußischen Gebiete involvire, den die Fürsten zu bewilligen nicht gemeint wären; daß in dem Schreiben des Königs von Bayern in Anregung gebracht sei, daß ‚die Ausübung der Präsidialrechte mit der Führung des Titels eines Deutschen Kaisers verbunden werde‘; endlich, daß der selbe Titel auf Vorschlag des Bundesrathes in die neue Fassung des Artikels 11 der Verfassung aufgenommen sei. Meine Darlegung, daß den Kaisern im Prinzip ein Vorrang vor Königen nicht eingeräumt werde, fand keinen Glauben, obwohl ich mich darauf berufen konnte, daß Friedrich Wilhelm der Erste bei einer Zusammenkunft mit Karl dem Sechsten, der doch dem Kurfürsten von Brandenburg gegenüber die Stellung des Lehnsherrn hatte, als König von Preußen die Gleichheit beanspruchte und durchsetzte, indem man einen Pavillon erbauen ließ, in den die beiden Monarchen von den entgegengesetzten Seiten zugleich eintraten, um einander in der Mitte zu begegnen. Die Zustimmung, die der Kronprinz zu meiner Ausführung zu erkennen gab, reizte den alten Herrn noch mehr, so daß er, auf den

Tisch schlagend, sagte: ‚Und wenn es so gewesen wäre, befehle ich jetzt, wie es sein soll. Die Erzherzoge und Großfürsten haben stets den Vorrang vor den preußischen Prinzen gehabt; und so soll es ferner sein.‘ Damit stand er auf und trat an das Fenster, den um den Tisch Sitzenden den Rücken zuwendend. Die Erörterung der Titelfrage kam zu keinem klaren Abschluß. Seine Majestät hatte mir den Verlauf so übel genommen, daß er (nach der Kaiserproklamation im versailler Spiegelsaal) beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten mich, der ich allein auf dem freien Platz davor stand, ignorirte, an mir vorüberging, um den hinter mir stehenden Generalen die Hand zu bieten, und in dieser Haltung mehre Tage verharrte; bis allmählich die Beziehungen wieder in das alte Gleis kamen.“ (Gedanken und Erinnerungen.) „Die doktrinäre Auffassung des damaligen Kronprinzen über Deutsches Königthum und die Wege zu dessen Herstellung kann man nicht authentisch drucken, ohne noch nachträglichen Verstimmungen bei anderen Dynastien die Thür zu öffnen. Es giebt Kuriosa, die man nicht als historische Erscheinungen behandeln muß, sondern als Verirrungen.“ (Brief an Professor Lorenz.)

Roon: „Die Ankunft der Kaiser-Deputation ist Tagesgespräch. Ob ich dieser Titelvermehrung zujubele? Ach nein! Ich glaube aber, daß sie eine unvermeidliche Konsequenz unserer seit Jahren getriebenen Politik war und daß man sich darüber jetzt weder zu wundern noch zu beklagen hat. Wenn ich an die fernere Entwickelung in Gegenwart und Zukunft denke, so dränge ich alle meine schweren Bedenken mit aller Macht zurück mit der Erwägung, daß Gott, der unsere Geschicke seit 48 bisher so wunderbar gefügt und gelenkt, auch ferner das Seinige thun werde, um schließlich Alles wohl hinauszuführen. Nach einer von Rogge gehaltenen, ungemein warmen und taktvollen Adventspredigt mit sehr angemessenen Hindeutungen auf die Situation und den Zweck der anwesenden Reichtagsdeputation wurde sie um zwei Uhr (am achtzehnten Dezember 1870) von S. M. in Gegenwart der Generale und Anderer empfangen. Unser alter Herr war außerordentlich ergriffen und sprach sich, nach dem offiziellen Akt, mit thränenden Augen gegen uns, die Generale, über das Schwere des Momentes aus. Sehr gehoben der Kronprinz, der sich bei Bismarck und dann bei mir ausdrücklich für das Gewordene bedankte. . . Während die Vorbereitungen zu dem merkwürdigen

Fest, der Proklamation des Deutschen Kaiserthumes in dem gegenüberliegenden französischen Königsschloß, und das Fest selbst ihren Verlauf nehmen, sitze ich (bei den eben ertönenden Jubelrufen, mit welchen der König von seinen im Spalier aufgestellten Kreuzrittern empfangen wird) einsam, wiewohl ungebeugt von der durch ärztliches Gebot mir auferlegten Entbehrung, in meinem leider überaus luftigen Zimmer. Unzweifelhaft scheint mir, daß aller Glanz der Gegenwart auf einige kleine Gespräche zwischen dem jetzigen König und Kaiser und einem seiner Generale zurückzuführen ist; auf eine im kolberger Seebad niedergeschriebene Reihe von Vorschlägen und den sanften Zwang, durch welchen von mir, aller Ungunst der Verhältnisse zum Trotz, hart und härter auf die Ausführung gefaßter Entschlüsse gedrungen werden konnte. Daß dieser Zwang und Drang nicht wie Zudringlichkeit zurückgewiesen, vielmehr als sachlich vollberechtigt anerkannt und der Entschluß zum Handeln endlich gefunden wurde: darin eben ist der Finger Dessen, ‚der der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche', nimmer zu verkennen. Eben so, daß der Entschluß selbst und das Festhalten daran den König wohl berechtigt, das Geschaffene gelegentlich als ‚sein eigenstes Werk' zu bezeichnen. Denn ohne richtiges und vollständiges Erkennen der Nothwendigkeit und ohne den männlich festgehaltenen Entschluß, dieser Nothwendigkeit contre vent et marée allgemeine Anerkennung zu verschaffen, wäre freilich das Neugeborene als Säugling heimgegangen und die alte Mittelmäßigkeit und misère für unsere vaterländischen Verhältnisse maßgebend geblieben. Wir hätten im Jahr 66 vielleicht ein zweites Olmütz erlebt und im Jahr 70 die Franzosen als Herren in dem alt-zerrissenen und zerhaderten Deutschland gesehen." (An seine Frau.) „Mag ein anderer Acteur meine Rolle übernehmen! Ein alter Kerl wie ich kann sich nur schwer in dem neu auf-, aber noch nicht ausgebauten kaiserlichen Schauspielhaus zurechtfinden, in welchem Dekorationen, Bühne, Stichworte, Licht, Luft und so weiter dem bisher Gewohnten und erträglich Befundenen sehr widersprechen. Denn die National- und sonstigen Liberalen haben ganz Recht darin, daß mit dem nun zu Ende gehenden Kampf und dem errungenen Sieg eine ‚neue Aera freiheitlicher Entwickelung', wie sie es nennen, anheben muß, in welcher die alten Fahnen und Schlagworte nichts mehr bedeuten als eine historische Reminiszenz. Ich vermisse den Boden, auf dem eine Konservative Partei

der Zukunft fußen könnte, nachdem deren bisherige Vorkämpfer, wissend oder unwissend, mit Blut und Leben dahin gewirkt haben, die alten Heiligthümer zu zerstören und einen neuen Tempel zu bauen, dessen Oberpriester selbst den alten Kultus aufzuopfern trachtet, um neuen Gottheiten Altäre zu bauen. Soll man darüber wehklagen? Ich denke, dazu hat man nicht mehr Veranlassung als zum Jammern über sein eigenes zunehmendes Alter. In Naturnothwendigkeiten muß man sich schicken, so gut mans vermag. Mit dem Hauptregisseur der neusten Aera bin ich vielfach grundsätzlich nicht im Einverständniß, aber eben so wenig in Uneinigkeit oder Hader." (An Moritz von Blanckenburg.)

Kronprinz Friedrich: „Welche Stellung soll der König von Preußen nach dem Krieg erhalten? Er muß Kaiser werden!" (In Petersbach zu Gustav Freytag. Der schreibt darüber: „Betroffen sah ich auf den Herrn; er hatte seinen Generalsmantel so umgelegt, daß er wie ein Königsmantel seine hohe Gestalt umfloß, und um den Hals die goldene Kette der Hohenzollern geschlungen, die er doch sonst in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte, und schritt gehoben auf dem Dorfanger dahin. Offenbar hatte er, erfüllt von der Bedeutung, die der Kaisergedanke für ihn hatte, auch sein Aeußeres der Unterredung angepaßt. Wir aber waren gerade über der Arbeit, den Mann, welcher sich einen neuen Kaiserstuhl errichtet hatte, von diesem hinabzuwerfen, und uns Norddeutschen war das alte Kaiserthum durch mehrhundertjährige Demüthigung und gehäuftes nationales Unglück verleidet. Den Einwurf, daß die süddeutschen Könige schwerlich mit solcher Einrichtung zufrieden sein würden, beantwortete der Herr mit der Annahme, daß bereits die Macht vorhanden sei, Widerstrebende zu nöthigen." Daß in Bismarcks Buch Freytags Furcht vor „dem Fluch der alten Kaiserei" dem Kronprinzen zugeschrieben wird, kann nur durch ein trügendes Gedächtnißbild bewirkt worden sein; denn Friedrich war, wie auch Ottokar Lorenz festgestellt hat, der heftigste Förderer des Kaisergedankens, den er, wenns nicht anders ging, mit Gewalt gegen widerstrebende deutsche Könige durchsetzen wollte. Freytags Bedenken haben ihn nicht für eines Augenblickes Dauer überzeugt.) „Als ich während der Ausstellung mit meinem Vater in Paris war, sandte Kaiser Napoleon die Anfrage: Da der Russische Kaiser seinen Besuch angekündet habe, wünsche Napoleon, zu erfahren, wie der König es mit den Rangverhältnissen

der hohen Gäste gehalten haben wolle; er werde Alles nach dem Wunsch des Königs einrichten. Mein Vater antwortete, dem Kaiser gebühre immer der Vorrang. Das soll kein Hohenzollern sagen und Das darf für keinen Hohenzollern gelten!" (Der Kronprinz, sagt Freytag, „bewahrte die Auffassung, daß die neue Kaiserwürde nur dann die rechte Weihe erhalte, wenn sie als Fortsetzung der alten römisch-kaiserlichen Majestät betrachtet werde, und er war es, welcher bei der Eröffnung des ersten Deutschen Reichstages, zum Erstaunen der Abgeordneten, den uralten Stuhl der Sachsenkaiser in die moderne Eröffnungfeier hineinschob.") „Mit Dir stimme ich vollkommen überein, daß der neue Bund hier, auf dem Kriegsschauplatz, geschlossen werden muß, weil sonst nach der Heimkehr auf vaterländischem Boden sofort die alten Häkeleien wieder erwachen, namentlich, wenn die Begeisterung sich gelegt haben wird. Bismarck will die endliche Einigung Deutschlands; so weit man überhaupt für seine Ansichten aufkommen kann, zweifle ich nicht an seiner Aufrichtigkeit hierin. Eben so will er die Kaiserfrage regeln; mithin sind von unserer Seite keine Schwierigkeiten mehr zu erwarten, um so mehr, als ich Papa kürzlich auf die unabweisliche Kaiserfrage angeredet habe, ihm klar machte, daß sie nicht mehr zu umgehen oder abzuweisen sei, aber der preußischen Krone dadurch keineswegs zu nah getreten würde, vielmehr, ähnlich wie in Oesterreich, Kronen neben einander bestehen könnten. Ich mache mir nicht die geringste Illusion über die Schwierigkeiten, die alle Augenblicke sowohl hier als auch künftig im Vaterland bei fernerer Regelung der Reichsfrage entstehen werden. Preußischer Partikularismus wird das Seinige eben so als Hemmschuh wie die süddeutschen Staaten leisten und es wird beständig lavirt werden müssen. Ich glaube, daß jetzt der letzte Augenblick herbeigekommen ist, um ein Zweikammersystem noch einzuführen, das wir namentlich den allgemeinen Wahlen gegenüber brauchen." (An seine Schwester Luise von Baden.) „Ich erfahre Delbrücks Vorbringen der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken ist; es war kläglich, als ob er (im Reichstag) die Kaiserkrone, in altes Zeitungpapier gewickelt, aus der Tasche gezogen hätte; es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen. Ich bin mir wohl bewußt, welche unendliche Mühen und Beschwerden mir dereinst die heutigen Unterlassungsünden bringen werden. Ich habe indessen dem Kommandanten von

Voigts-Rhetz befohlen, in der Stille die Salle des glaces (die Spiegelgalerie im versailler Schloß) freizuhalten." (Tagebuch.)

Großherzog Friedrich von Baden: „Graf Bismarck wird es, wie ich glaube, nicht ungern sehen, daß die Kaiserfrage von einem süddeutschen Staat angeregt wird, und dürfte dann auch allen übrigen Aeußerungen ein geneigtes Gehör schenken. Die baldige Beantwortung dieser Frage scheint mir dringend nöthig; denn sobald wahre Friedenshoffnungen vorhanden sind, werden alle opferwilligen Gesinnungen, denen man noch jetzt begegnet, sich in berechnende umwandeln und nur zu rasch schwinden dann die Erinnerungen an die Größe der Gefahr, der man glücklich entronnen ist. Es versteht sich von selbst, daß, wenn ich im Stande sein sollte, diese wichtige Frage mit Unterstützung des Grafen Bismarck zu betreiben, ich bereit dazu bin. Aber auch ohne diese Unterstützung bin ich fest entschlossen, die Kaiserfrage zur Anregung bei meinen Herren Kollegen zu bringen, da ich sie als conditio sine qua non eines vernünftigen Zustandes in Deutschland erkenne. Das Kind soll durch Sachverständige in Versailles zur Welt gebracht werden und Süddeutschland giebt ihm den Namen und übernimmt Pathenstelle bei der Taufe. Wenn Graf Bismarck als Standesbeamter fungiren will, so ist dem Neugeborenen eine kräftige Gewähr für ein gesundes Leben gesichert." (An seinen Minister Jolly.) Die in Versailles vereinten Fürsten wollten schon am Neujahrstag den König von Preußen als das Oberhaupt des neuen Reiches begrüßen. „Alles, was den König persönlich betrifft, ist ihm unangenehm, und besonders wenn Etwas gesagt werden soll, was zu seinem Lobe dient, so protestirt er dagegen. So war es denn auch zuerst, als ich ihm den Wunsch der Fürsten und meine Gedanken darüber mitgetheilt hatte. Endlich aber sagte er, er wolle selbst einen Trinkspruch auf die Anwesenden ausbringen; dann könne ich ja darauf antworten, aber ganz kurz. Ich bat ihn nun aus Rücksicht auf die Absicht der Fürsten, mir wenigstens zu gestatten, das Wesentliche meines Entwurfes mitzutheilen; nachdem es geschehen war, sagte er: ‚Nun, in Gottes Namen, wenn Ihr es so wollt, will ich Euch nicht stören; aber wissen will ich nichts davon, denn man darf nicht glauben, daß ich mir solche Dinge gern sagen lasse.' Als an der Tafel mein Ruf, ‚Hoch lebe Seine Majestät König Wilhelm der Siegreiche' einen begeisterten Widerhall und dreimalige Wiederholung in der nun freudig bewegten Versammlung gefunden hatte,

war der König sehr bewegt, gab mir freundlich die Hand und sagte mir die sehr werthen Worte: ‚Nun, Du hast das Beste für die Einigung gethan; Dir gebührt der Dank dafür.‘ Nur mein Tagebuch darf die Worte aufnehmen, die mir theuer sind, nicht, weil ich sie zu verdienen glaube, sondern, weil sie mir eine werthe Anerkennung für meinen guten Willen sind, der für die That genommen werden muß.“ (Tagebuch.) Der Titelstreit (Kaiser von Deutschland oder Deutscher Kaiser) war am siebenzehnten Januar, nach Bismarcks Angabe, nicht zu klarem Abschluß gekommen; der Großherzog behauptet, ihm habe der Kanzler gesagt, „daß der König den Titel Deutscher Kaiser sanktionirt habe und er mich daher bitte, diese Bezeichnung zu wählen, wenn ich nach der Proklamation das Hoch ausbringe.“ Nach Friedrichs Erwiderung, der König habe ihm „sogar den Wunsch ausgesprochen, Kaiser von Deutschland zu sagen, war der Bundeskanzler ganz außer sich vor Aerger und klagte über den König und über die Unmöglichkeit, auf solche Art Geschäfte zu machen, besonders, wenn es sich um große Staatsaktionen handle, wie heute. Die Züge des Grafen Bismarck verriethen mir eine von den tiefen Erregungen, in denen er sogar dem unzweideutigsten und aufrichtigsten Ausspruch mißtraut. Wenige Minuten nachher hörte man draußen Kommandoworte, die Wachen präsentirten, die dichten Reihen öffneten sich und der König trat ein. Er war gekleidet in die Uniform seines Ersten Garderegimentes zu Fuß, wie er stets bei großen Anlässen zu thun pflegt; er trug alle militärischen Orden und Ehrenzeichen Europas. Noch selten sah ich den König so ergriffen, daß er den Eindruck machte, tief gebeugt zu sein. Ich benutzte einen freien Augenblick, um ihm die Lage zu schildern. Der König war sehr ungehalten und äußerte sich in heftigen Ausdrücken über Bismarck. Ich suchte ihn dadurch zu beruhigen, daß ich vorschlug, ich wolle das Hoch so ausdrücken, daß weder die eine noch die andere Bezeichnung genannt werde; worauf der König etwas unwillig erwiderte: ‚Das kannst Du machen, wie Du willst, ich werde mich später doch nur so nennen, wie ich es will, nicht, wie Bismarck es will.‘ Als (nach der Proklamation) die Reihe an mich kam, rief ich so laut wie möglich in die harrende, lautlose Versammlung: ‚Seine Kaiserliche und Königliche Majestät Kaiser Wilhelm lebe hoch!‘ Was sechsfach wiederholt wurde. Darauf reichte mir der Kaiser die Hand in äußerst herzlicher Weise und wandte sich dann an den Kronprinzen, der

von dem Akt so ergriffen war, daß er vor dem Vater das Knie beugte und seine segnende Hand erbat. Der Kaiser erhob ihn mit sehr inniger Umarmung und in tiefster Bewegung.“ (Tagebuch.)

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe: „König Wilhelm kann sich nur schwer entschließen, mit seiner Vergangenheit und den preußischen Traditionen zu brechen. Nur die Erwägung, dadurch die militärische Einheit zu fördern und das konservative Prinzip zu stärken, konnte ihn damit versöhnen. Er kam in seinen vertrauten Gesprächen immer wieder darauf zurück, daß ihm die Annahme des Kaisertitels entsetzlich sei. In den Konzessionen mit Bayern scheint man sehr weit gegangen zu sein. Das Zugeständniß der selbständigen Armee war dem König Wilhelm schwer. Auch der Kronprinz wollte nicht so viel zugestehen wie Bismarck. Dieser hatte in Folge eines Gespräches mit dem König sein gewöhnliches Gallenerbrechen. In München schwankt man zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Nachgiebigkeit und altem Familienstolz. Und schließlich unterwirft man sich aus Furcht. Gegen den Kaisertitel ist auch Simson; er findet in dem Wort Kaiser ein Fremdwort, von Caesar, einem Eigennamen, abgeleitet, und ist deshalb dagegen... Bismarck ist Fürst geworden und wird bedurchlauchtet. Ich war abends bei ihm und er setzte sich zu mir. Zuerst vertilgte er eine Unzahl Austern, Heringe und Schinken und trank dazu Bier mit Sodawasser. Nach und nach wurde er mittheilender und kam auch auf die Politik zu sprechen. Wenn Bayern in Versailles nicht abgeschlossen hätte, so würde auf Jahrhunderte hinaus eine feindliche Stellung zum Süden daraus gefolgt sein... Den Frieden hat das Gewicht seiner Persönlichkeit durchgesetzt. Das ist um so besser, als Moltke und seine Untergebenen immer gegen Bismarck raisonniren und an Allem, was er thut, Etwas auszusetzen haben. Diese beiden Größen sind schwer zu vereinigen und es ist eins der großen Verdienste des Kaisers, daß er durch seine taktvolle Liebenswürdigkeit immer zu Stande bringt, die beiden Herren im richtigen Gleis zu halten. Auch gehört eine große Selbstverleugnung des alten Herrn dazu, die Ovationen, die Bismarck und Moltke erhalten, ohne Neid mitanzusehen.“ (Denkwürdigkeiten.)

Großherzog Peter von Oldenburg: „Bismarck sagte mir (in Versailles), mit dem bayerischen Minister sei er persönlich einig geworden; die Frage sei nur, ob Roon und der König zufrieden seien. Er werde seinen ganzen Einfluß einsetzen und, falls

er nicht durchdringe, offen im Reichstag erklären, woran die Verständigung gescheitert sei, und die Verantwortung von sich ablehnen. Bayern sei auch wegen des Kaisertitels einverstanden. Es sei wichtig, daß Dies von den Fürsten und nicht vom Reichstag ausgehe. Ein Volkskaiser sei gefährlich. Der König sei konservativ; ein alter Graf lasse sich nicht gern General nennen: so der König... Minister von Lutz erzählte mir, daß Bennigsen und Lasker in München mündlich und schriftlich erklärt haben, der Reichstag werde bayerischen Sonderwünschen alle Rücksicht zu Theil werden lassen. Dieses Aktenstück habe er Bismarck gezeigt, der sich immer auf den Reichstag berief. Der Kanzler sei sehr erstaunt darüber gewesen, habe aber gute Miene zum bösen Spiel gemacht und sich eine Abschrift ausgebeten, um nöthigen Falles sich darauf dem Reichstag gegenüber stützen zu können.“ (Tagebuch.)

Graf Fred Frankenberg (der als Malteser-Delegirter der Freiwilligen Krankenpflege ins Hauptquartier der Dritten Armee geschickt worden war): „Die drei deutschen Könige fehlen hier in Versailles. Auf Antrieb des Kronprinzen hatte man einen Thron aufstellen und das neue deutsche Reichswappen darüber anbringen wollen. Der König lehnte Dies entschieden ab. Die reich vergoldete und geschmückte Decke des Prachtsaales ist mit Freskogemälden bedeckt, die den Ruhm Ludwigs des Vierzehnten, des Roi-Soleil, feiern. Mir gegenüber entdeckte ich ein Schlachtenbild mit der Unterschrift ‚Le Roi ordonne le passage du Rhin‘. Mit der goldenen Caesarenrüstung geschmückt, umgeben von einem strahlenden Stab von Generalen und umschwebt von den Göttern des Olymps, hält der König am Ufer des Rheinstroms; Batterien feuern hinüber und gewaltige Reiterschaaren stürzen sich hinein, um das deutsche Ufer zu gewinnen. Ein Sturm stolzer Freude ging durch mein Herz, als ich gerade dieses Bild in diesem Augenblick und an diesem Ort erblickte. Das prophetische Wort des Großen Kurfürsten, als er genöthigt wurde, den demüthigenden Frieden von Saint-Germain zu unterzeichnen, wo er, durch den Franzosenkönig gezwungen, alle Früchte des herrlichen Sieges von Fehrbellin opfern mußte, flammte in meinem Gedächtniß auf: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Inmitten des von Waffen starrenden Feindeslandes, im Angesicht der noch unbezwungenen, mächtigen Hauptstadt, in der Halle des schlimmsten, grausamsten Fein-

des des alten Deutschen Reiches ertönt zum ersten Mal wieder der Ruf: Es lebe der Deutsche Kaiser!" (Kriegstagebuch.)

Seit den Tagen Ludwigs des Heiligen lebt Frankreich in nationaler Einheit als eine Großmacht; seit ungefähr sechshundertfünfzig Jahren. Fast eben so lange das habsburgische Kernland Oesterreich; seit Otokar 1278 auf dem Marchfeld fiel und sein Sohn Wenzel auf die vom Vater begehrten Länder verzichten mußte. Als der Khan der Krim das Reich der Goldenen Horde zerstört hatte, das Tatarenjoch abgeschüttelt, Nowgorod und Kasan dem Großfürstenthum Moskau unterworfen war, nannte, ums Jahr 1500, Iwan Wassiljewitsch sich Gossudar aller Reussen; entstand, noch ehe Iwan der Vierte den Zarentitel annahm, ein Russenreich. Großbritanien datirt sein Reichsleben vom Jahr 1603; doch war England längst eine Großmacht, bevor der Sieg über Spaniens Armada ihm die Seeherrschaft sicherte und Schottland ihm vereinigt wurde. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich durch die Unabhängigkeiterklärung vom Jahr 1776 in Daseinsmacht geholfen. Das Deutsche Reich wird am achtzehnten Januar 1911 vierzig Jahre alt. Darf der Verständige staunen, wenn er sieht, daß dieses junge, mit dem Aufwand von List und Gewalt, sichtbaren und unsichtbaren Opfern zäh widerstrebenden Mächten abgerungene Reich im Inneren noch nicht fertig ist und erst zu merken anfängt, daß es sich in das Maß seines Wuchses dehnen oder schrumpfen und siechen muß? Die Ungeduld, die das Reifen der Früchte nicht abwarten mag, weckte in Bismarck die Erinnerung an die Knabenzeit, da er im Garten der Eltern täglich die Pflanzen herauszog, um zu sehen, wie dick die Radieschen schon seien. Erwachsene müßten wissen, daß in vier Jahrzehnten auch unter Germaniens Himmel nicht werden konnte, was anderswo in Jahrhunderten ward. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist tot; nicht erst, seit, am sechsten August 1806, Kaiser Franz, um Oesterreichs Hausmacht zu retten, den Goldreif der Karlinge von der Stirn löste. Der Sacra Caesarea Majestas hatte schon Luther die Wurzel zerschnitten; und Bonapartes Versuch, den abgestorbenen Stamm in ein künstlich erhitztes und von der Hitze ausgedörrtes Erdreich zu verpflanzen, mußte mißlingen. Die Proklamation, die in dem aux gloires de la France geweihten Prunkschloß des Sonnenkönigs verlesen wurde, spricht von der „seit sechzig

Jahren ruhenden Kaiserwürde“ als von dem „Wahrzeichen alter Herrlichkeit“. Dennoch bindet kein dünnes Fädchen das neue Reich an das Leintuch, in dem der verlebte Rest des alten ruht (Manchem noch spukend einherzukeuchen scheint). Wohin wäre die alte Herrlichkeit entschwunden, wenn die russische Intervention, die der Großherzog von Weimar, mit Wilhelms Billigung, noch am dreizehnten Dezember 1870 in einem chiffrirten Telegramm erbat, Ereigniß geworden wäre? Dann hätte der „morose“ König die Reichstagsdeputation nicht empfangen; hätte Alexander Nikolajewitsch die deutsche Einheit zu hindern vermocht, vor der seinem Vater graute, als er zu dem Gesandten Lamoricière sprach: „Wenn ein Mann käme, der das selbst Ihrem Napoleon Unerreichbare ausführen könnte, und dieses geeinte Volk in Waffen zur drohenden Gefahr würde, müßten wir Beide uns dagegen verbünden.“ Nikolais Sohn war nicht der Mann so nervenlosen Handelns; und der hinter Bismarcks Rücken gesponnene Plan blieb ohne Ertrag. Dran zu denken, ist nützlich. Nur der Waffenerfolg (der vor Paris, gegen die défense nationale Gambettas und Trochus, nicht mehr ganz sicher schien) konnte das Reich schaffen; nur der Wirthschafterfolg es erhalten. „Vor Paris nichts Neues“: lange hätte der eintönigen Meldung, wie der berliner Polizeipräsident Jedem sagte, auch im Norden der Patriotismus nicht widerstanden; erst die Nachricht von der Beschießung des Mont Avron gab der Nation den schnellen Pulsschlag der Freude und den Muth zur Einheit zurück. Hundertdreißigtausend deutsche Männer sind für den Gedanken der teutonica patria gestorben, nicht für den Wunsch, das Imperium der Ottonen und Salier auferstehen zu sehen. Unser Deutsches Reich ist neu. Und alle Mächte, die aus unlustigem Auge auf seine Windeln blickten, leben noch. Ein junges Reich ist auch Italien; von den Kleinfürsten aber, die seiner Einung Kosten trugen, von Toskana, Parma, Modena und der Doppelmonarchie des Rè Bomba kaum eine Spur noch geblieben. Den Starken, die Piemonts Aufstieg ärgerte, dem Papstthum und den Habsburgern, ist Italien noch heute nicht versöhnt. Wir haben Dänemark und Oesterreich, Polen und Welfen, Frankreich und Rom gekränkt, viele deutsche Partikularrechte verkürzt, in Rußland und Britanien ruhlosen Neid erwirkt. Die von solchem Ursprung, solcher Wikingergeschichte aufgebürdete Pflicht darf der Deutsche auch an Feier-

tagen nicht vergessen. Ihr Gebot heißt: Bleibet stark! Baut nur auf die eigene Kraft, nicht auf papierne Bündnißverträge, und sorgt dafür, daß diese Kraft, so lange sie haltbar ist, zur Sicherung Eures Kinderlandes ausgenützt werde. Ihr braucht nicht furchtsam zu verschweigen, daß dem deutschen Drang der Raum zu fehlen anfängt.

Vierzig Lebensjahre inneren Gedeihens, das, in so engem Zeitraum, ohne Beispiel in der Geschichte irgendeines Volkes ist. Wissenschaft, Technik, Gewerbe, Wehr- und Steuerkraft, Volkszahl und Vermögen: Grund genug zu froher Dankbarkeit. Der vergleichende Blick, der den über das kühnste Hoffen hinaus gesteigerten Wohlstand erkennen läßt, lehrt auch, was deutsche Menschen zu wahren, was zu verlieren haben. Trotzdem tägliches Gestöhn, das Millionen arbeitsamer Deutschen die tückische Absicht zutraut, das junge Reichshaus, weil es ihnen noch nicht ganz wohnlich ward, zu zertrümmern? Trotzdem an allen Ecken die Lust, den Gegnern des Gewordenen und mit allen Mängeln noch wohlthätig Bestehenden im Wahlkampf dieses Jahres den Sieg zu wünschen? Das ist Frevel, der die Fülle des von den Vätern mühsam erstrittenen Besitzes verkennt, oder Thorenleichtsinn, der ererbtes Gut, weil ers für unverlierbar hält, kindisch verlüdert. Die Verfassung des Deutschen Reiches hat das Volk zum Herrn seines Schicksals gemacht: und sich selbst, nicht die Institutionen, muß es schuldig sprechen, wenn es sich auch jetzt wieder, wie so oft schon in seiner Geschichte, nicht lange auf der Sonnenhöhe des Glückes zu halten vermag. Seiner Geschichte neuer Abschnitt hat erst begonnen; und zu Trödeln und Bocken, zu Zagheit und Wütherichtaktik bleibt keine Muße. Selber (auch nach Schillers Zeit darf ers rühmend sagen) schuf sich der Deutsche den Werth. Will er das Geschaffene muthwillig nun schmälern? Das Preußische Reich Deutscher Nation hat hundert Wünsche, die längst erfüllt sein müßten, enttäuscht und ist, seit es mündig ward, so unklug regirt worden, daß neben der Bilanz seiner Wirthschaft die der Politik wie ein von spielerischer Hohnsucht ersonnenes Gaukelbild wirkt. Darf mans deshalb noch schwächen? Und geschwächt wird es, wenn seine Fürsten vor Aufruhr zittern, der nur aus trügender Vorstellung her droht, seine Bürger grämlich zetern, seine Feinde der Widerhall solcher Stimmung zu neuer Hoffnung ruft. Vor vierzig Jahren gebar es der Krieg. Nicht so lange mehr währt ihm der Friede.

Chateaubriand in Prag.

I.

„Was geschieht mit mir? Wo bin ich?“ murmelte, langsam sich fassend, Herr von Chateaubriand. Drängende Töne umrauschten ihn. Hatte Schlaf ihn bezwungen, war es die endlose Träumerei eines Sechzigers gewesen? Er erschrak, weil sein Herz ihm nicht gehorchte, und dennoch fiel ein Empfinden ihn an, daß jetzt oder nie sein ganzes, ihm selbst verhülltes Leben sich aufschließen könne. Ihm war, als liege er in seiner Jägeruniform am Rande des kleinen Waldes bei Namur und sinke tiefer und tiefer, in Abgründe, der Ohnmacht des Wundfiebers dahingegeben. Er sah sich als Kind in Combourg, sah seine furchtsame Mutter, seinen Vater, der in langem Mantel und weißer Zipfelmütze durch das Gemach ging, stumm und drohend, seine Schwester Lucile, die Verklärte. Dann gehörten diese aus dem Unsichtbaren flehenden Augen der Frau von Beaumont und sie starrten thränend in die herbstlichen Ruinen des römischen Kolosseums, wo sie, zwischen Dorngestrüpp und rothen Fingerhüten, von der Erde Abschied genommen hatten. Leise seufzte Chateaubriand. Als er in seinem Sofawinkel sich bewegte, zerflossen die Erscheinungen.

Eine Woge schmutzigen Lichtes kroch unstet über die Decke, über die nackten, getünchten Wände, die Kupferstiche, den Fayenceofen, die niedere, durch Eisenklammern gegen Gasthausdiebe geschützte Thür. Und mit der flackernden Gluth quoll die Litanei zu Chateaubriands Fenster, die, ohne daß es ihm deutlich geworden war, von fern ihn umschwebt hatte. Trüb zog sie ihn abermals in das Reich der gebundenen Sinne. Er glitt vorwärts und verschob das Rouleau aus Madapolam. Die Gasse war voll von alten Männern und Frauen. Zwei Banner und ein Gekreuzigter wandelten, hundert Hände trugen Kerzen, an denen der Wind fraß. Ein heiseres Baßorgan gab das Signal zum Abgesang der Menge, dem beständig ein paar Ungeduldige fromm voraneilten. Zornig und fremd war die Sprache, in der sie beteten.

Jetzt wußte Chateaubriand, in welcher Stadt er war. Er fühlte ihre Last, der Niemand zu entrinnen vermochte. Der vom Schlummer weggelöschte, bleich verdämmernde Nachmittag erstand vor ihm: graue Thürme, dumpfe Glocken, glitzernde Kapellen, brennende Ampeln, goldene Schreine, Marmoraltäre, braune, gewundene Säulen, Bischöfe und Engel, die Flammenherzen umfingen. Der Schauer des Vergangenen feuchtete seine Stirn, der Schauer der Grüfte, die ewig warten. Und plötzlich erinnerte er

sich, daß er hierher gekommen war, um, weitab vom Tag, seinen vertriebenen König zu besuchen, Karl den Zehnten mit Marie Karoline, Herzogin von Berry, und ihren schlimmen Abenteuern zu versöhnen. Stiller und stiller wurde es; in der Kirche nebenan erstarb der Büßerchor. Der Lauschende trat in die Mitte der Stube und riß an den Quasten der Klingel. Baptiste, sein Diener, brachte ihm mit pfiffiger Devotion die Lampe und sagte, daß noch eine halbe Stunde Zeit sei.

Herr von Chateaubriand hatte das Profil eines Modells für David, schwarze Brauen, die von schneeigem Lockenhaar abstachen, eine kleine Statur und in seinen Gesten eine brüske Verworrenheit. Während er die Kleider wechselte, sah er, mit nicht sehr aufrichtigem Bedauern, vor seines Geistes Auge das strahlende Paris, die Abbaye-aux-Bois und ihre dritte Etage. Den theuren Namen der Récamier lispelte er vor sich hin. Nur in Nebeln unterschied er das Vestibul, den Schlafraum, die Bibliothek, die Harfe, das Piano und zwei weiße Arme, nur zag noch hörte er Juliettens gläsernen Sopran eine Romanze singen. Aber da er die Wollust der Entbehrung liebte, war ihm diese Herberge, was Anderen das vermessenste Glück ist. Dem Ahasver verglich er sich, der nirgends Ruhe hat, und stöhnte über sein Exil wie Cymodocea, die holde Griechin, die nach den Lorberbäumen Messeniens verlangt, seinen Blumenauen und Silberbächen. Das von Fichten und Cedern umdunkelte Haus in Vallée-aux-Loups hatte er verkauft, weil er, der Misere Frankreichs müde, unter Englands Himmel genesen wolle. Und es war seine bitterste Erfahrung, daß ungeachtet der Geschäftigkeit der Herzogin von Duras, durch eine Lotterie ihm das Besitzthum wiederschenken zu lassen, seine Verehrerinnen nur platonische Theilnahme bekundeten. Als Minister, als Botschafter hatte er irdischen Triumph und irdische Enttäuschungen kennen gelernt. Ungeberdig hatte er Kapitalien vergeudet, fünfundzwanzig Pferde in seinem Stall gehabt und dann wieder mit der Hoheit eines Bettlers aus Gesinnung Einladungen abgelehnt, weil er zu arm sei, einen Fiaker zu bezahlen. Er haßte die Welt der Vorzimmer, der Boudoirs, der Zeitungen, in die es ihn lockte. Doch er hätte ohne die Feindschaft des großen Napoleon, ohne die Erbärmlichkeit der Bourbonen und seine schimpfliche Verjagung aus den Tuilerien nicht zu athmen vermocht. Jahre lang erwog er Unbill, die man ihm zufügte, und wenn er im Stande war, sie zu vergelten, sank ihm zitternd die Hand. Sein kaltes Urtheil erforschte die Menschen; aber wenn er ihnen gegenüber saß, lobte er sie, weil jeder Tadel, jeder Konflikt die Ent-

fernung verringert. Um eine fatale Stunde zu vermeiden, begab er sich in unwiderrufliche Knechtschaft. Er scheute die persönliche Vertraulichkeit, da ihm nach fünf Minuten der Klang seiner eigenen Stimme hohl und gefährlich schien. Stolz nannte er sich einen Bruder des Dante, der den Fluch der Einsamkeiten geerbt hatte. Ohne Hemmung erging er sich in Plagiaten des René, mit dem er sich selbst umschmeichelte, und es war symbolisch, daß er nur die Aetnaszene aus seinem Roman wiederholt hatte, als er später feierlich über die Lava des Vesuv geklettert war. Die Länder, die er durchstreifte, wurden ihm zu ekstatischen und vielleicht nicht absichtlos falschen Bildern. Unwirklichkeiten bezeichneten seinen Pfad, weil er die Erfüllung immerdar verschmähte. Er huldigte den Sylphen der Luft, vor denen er als zögernder Schüler geschmachtet hatte, den indianischen Odalisken, die er bei den Wassern Floridas, unter üppigen Magnolien, versäumte, den eitlen Mädchen, die an seinem Ruhm sich sonnten. Leer war es in ihm, als Frau von Beaumont, schon mit den Stigmen der Schwindsucht behaftet, in Savigny ihm eines Sommers Zuflucht bot. Voll Ueberdrusses hatte er sie nach Rom mitgenommen, wo sie ihm unbequem war; und erst ihr Tod begnadete ihn mit der Fähigkeit, zu leiden. Mehr Schatten folgten diesem Scheinlebendigen als irgend einem Menschen sonst. Auf felsiger Insel bei Saint-Malo hatte er sein Grab sich gewählt. Und nach dem Nichts begehrte er mit einem Heimweh, dem er viele Zeugen wünschte.

Eine Uhr schlug Neun. Baptiste legte die Pelerine über Chateaubriands erblindete Orden. In der Thür zum Weinzimmer standen Hyacinthe, sein Sekretär, mit der Rosette im Knopfloch, und Schwartz, sein Lohndiener aus Basel. Aber nicht sie hatten ihn in die Burg zu begleiten, sondern Jemand, der vom Ende des Korridors auf ihn zukam und den betreßten Cylinder lüpfte. Er stellte sich in einer Art Französisch als Schloßlakaien Homolka vor, war Aspernveteran, roch nach Tabak und hatte, wie er gutmüthig salbungvoll meldete, den Befehl, mit dem Herrn aus Paris den raschesten Weg zu nehmen.

In der Thorfahrt zuckte eine Oellampe. Alle Gänge waren finster, verrostete Riegel lagen vor den vergitterten Luken. Hökerinnen und Trafikantinnen sperrten ihre Kästen zu. Die Häuser kauerten wie das Seineviertel zur Zeit der Cholera, der Chateaubriand jüngst im Entsetzen des Hypochonders nach Genf entflohen war. Schritt vor Schritt vertiefte sich die Vision, die er kurzsichtig und noch jäher denn einige Stunden zuvor genoß. Ein Palast aus gelbem Sandstein tauchte in brüchiger Anmuth auf. Erker und

Lauben, Simse mit Wappen, schräge Pfeiler umringten den Markt. Das Thurmpaar einer domartigen Kirche erdrückte die Dächer, die Patina ihrer Kuppel schwamm in den silbernen Netzen des Mondes. Auf der anderen Seite dehnte sich ein zweiter Platz mit der Kirchentreppe, einer Hauptwache, einer Votivsäule. Und über ihrer Spitze wuchs ein ungeheures Etwas, eine Stadt über der Stadt, die Masse einer Kathedrale, eine kaum zu ahnende Burgfront, in der irgendwo ein Funke mühsam glomm.

„Es ist sehr steil," brummte Homolka und trottete. Herrn von Chateaubriand schmerzten die Schienbeine; auch schmerzte der Kopf, weil er der Tropen sich nicht entsann, durch die er Karl den Zehnten rühren wollte. Die erhabene Pflicht nahte, die ideale Situation für den Ritter, den Höfling des Ungemachs. Wie Blondel zu Richard Löwenherz, war er zum Schloß der habsburgischen Kaiser gepilgert, die dem Allerchristlichsten König, ihrem Vetter, ein letztes Asyl gewährten. „Sire," wollte er anheben, „sie ist Ihre Tochter. Marie Karolinens Schoß hat Heinrich den Fünften getragen, dessen Scheitel seit Ihrer Abdankung die Krone ziert. Die Orleans, die sie in Blaye mißhandelt, die mich in die Polizeipräfektur eingekerkert haben, verleumden ihre Reinheit." Denn so begann der Entwurf, den er in der Kalesche ausgearbeitet hatte; und da Chateaubriand sich der Grenzen von Chimäre und Wahrheit nicht bewußt war, hatten auch die übrigen Begebenheiten sich ihm wundersam verändert. Diese kreischende Herzogin mit den blonden Locken und dem winzigen Vogelgesicht, diese echte Prinzessin aus Neapel, die mit einer Bauernschaar im bretonischen Dickicht die Rebellen des „Ivanhoe" nachgeahmt hatte und mit vom Ruß geschwärzten Gesicht in einem Kamin ertappt worden war, wurde ihm zu einer Maria Stuart, einer Mater Dolorosa gar. Und er war bereit, vor ihrem Schwiegervater zu beschwören, daß Graf Lucchesi im Haag, ihr gekaufter Gatte, den sie niemals gesehen hatte, in legitimer Ehe das Kind mit ihr gezeugt habe, das sie vor zwei Wochen in der Zelle von Blaye gebar.

„Dort ist die französische Majestät," sagte Homolka schnaufend. Sie waren auf einer granitenen Stiege, die zweihundert Stufen hatte und mit breiter Rampe links, mit friedlichen Häuschen rechts über eine enge Gasse hing. Chateaubriand blickte dem Funken entgegen, der jetzt ein starkes Feuer war, auf das Halbrund eines Fensters, wo Kressen und Reben blühten, auf Rollziegel und Schanzmauern. Nun war die Höhe erreicht. Unten gähnte das Thal. Sie passirten ein angebautes Thor. Ein österreichischer Soldat lehnte träg an der Schranke und summte ein Lied vor sich

hin. Die Steine eines viereckigen Hofes dröhnten zu ihren Füßen. Sie durchquerten schweigende Gewölbe, die von plumpen Laternen erhellt wurden. Wiederum ein Hof, in dem ein bronzener Sankt Georg einen Brunnen umritt; die Kathedrale, schwarz wie ein Berg; ein Balkon; ein Portal; Lakaien; eine Freitreppe: da war das Ziel.

II.

Herr von Chateaubriand betastete seine Orden und drapirte seinen Mantel. Strauchelnd ging er ohne Homolka, der sich empfohlen hatte, an sechs Kandelabern vorbei ins zweite Stockwerk. Ein Militärposten in weißer Uniform, ein Tuileriengardist, salutirte vor ihm; und nun, wie von einem ärgerlichen Traum gesendet, erschien der Herzog von Blacas, der mit geheucheltem Entzücken ihm die Hand gab. Hinter dem dritten von drei unmöblirten Sälen, die modrig waren wie der furchtbare Eskurial, sprang eine Thür auf; blinzelnd neigte sich Herr von Chateaubriand in seinem Staatsfrack vor der Gesellschaft, die unter dem Lüster gruppirt war, und eine Fistelstimme traf schleppend sein Ohr. „Willkommen,“ sagte die Stimme, „willkommen, lieber Botschafter! Herr von Blacas hat mich von Ihrem Brief benachrichtigt. Sie werden fatiguirt sein. Setzen Sie sich doch! Was macht Ihre Frau?“

Chateaubriand stammelte nichts als: „Sire!“ Er gewahrte zwei entfärbte Augen, eine Stirn von Wachs, ein in seiner Welkheit noch knabenhaft glattes Antlitz. Der König von Frankreich saß im Sammetjacket über der mit Lilien bestickten Weste, mit schwarzem Moiréband, an dem das Louiskreuz befestigt war, und in den langen Beinkleidern der Dandies beim Whist. Und wie er sich jetzt über die grüne Tafel beugte, zwang er den halb offenen Mund zu einem gefrorenen Lächeln. Sein Partner war der Herzog von Angoulême, sein ältester und nach Berrys Ermordung einziger Sohn, der Graf von Marnes; die Herzogin, Ludwigs des Sechzehnten geweihte Tochter, die Gefangene aus dem Temple, die männliche Antigone, gebrauchte die Karlsbader Kur. Der Herzog hatte die Nase der Familie, ein ausrasirtes Kinn und einen Bart nach londoner Mode, womit er, den Generalsinsignien zum Trotz, einem dünkelhaften Kaufmann aus der City geähnelt haben würde, hätten nicht diese geschwollenen Lider und die schlaffe Anmaßung dieser Lippen die Unzufriedenheit eines Entfürsteten verrathen. Frau von Gontaut, die spitze Gouvernante, knetete ihr Taschentuch. Wie eine Bulldogge stierte Herr von Villatte den

Gast an. Frau von Guiche wandte ihm kokett ihre schon vernachlässigte Medaillenschönheit mit den schweren Haarflechten zu, Herr von Guiche legte hustend die Karten fort, Latil, der Priester mit den aschgrauen Wangen, überschaute die Szene. Der König winkte: und Herr von Chateaubriand blieb allein in seiner Hörweite, während der Whistklub sich flüsternd um den Grafen von Marnes beschäftigte.

„Sire," stammelte der Gast ein zweites Mal und ordnete angestrengt Begriffe und Phrasen. Er sprach mit schlechtester Kunst von Louis Philippe, dem Räuber auf dem Thron, von Deutz, dem Sykophanten, Thiers, dem Charlatan, von einer Mutter, die ihm Briefe für ihre vergötterten Kinder übergeben habe und dank einem nachsichtigen Monarchen und Vater sie bald hier im Saal zu umarmen hoffe. Doch während er sprach, flog sein Geist in die Ferne und zurück zu der Maske da, die noch immer vom selben süßen Lächeln umgaukelt wurde. Die Chronik seiner Begegnungen mit ihr las er in böser Schnelligkeit ab. Er dachte an die Flottenmanöver in Saint-Malo, an einen Grafen Artois, der wie ein Sieger im Pulverdampf stand, einen verwöhnten Don Juan und mit dem weißen, wallenden Busch Heinrichs des Vierten das Emblem des Royalismus. An Thionville und den Aufmarsch der Navarraoffiziere vor einem selbstgefälligen Theaterhelden. An einen bejahrten Emigranten, der blasirt, als habe nichts sich ereignet, in Paris einzog, von einer Deputation zu Pferde begrüßt, der Herr von Chateaubriand sich zuzählte. An die gemeinsamen hundert Tage in Gent und das Hotel der Niederlande; an die verweigerte Audienz nach der Schlacht bei Cadix; an die Krönung in Rheims, der er knirschend entwichen war; an das Scherzwort Karls des Zehnten über einen zu engen Handschuh, das die Mär verursachte, der Gestürzte sei abermals in Gunst; an die Empfänge in Saint-Cloud, an das Gemisch von Hoffart und Laune, das Verderbniß eines in den Untergang taumelnden Geschlechtes. Deckte diese Fassade eine Seele zu? Hatte dieser Greis wirklich vier seiner Blutsverwandten durch die Guillotine verloren, hatte er je in London brünstig vor der sterbenden Polastron gekniet, die, eine Agentin Latils, ihn zum Glauben bekehrt hatte? War er je ins Foyer der Oper gerufen worden, wo sein Sohn Berry zwischen noblen Habitués, Damen in Gala und verstörten Musikanten mit klaffenden Wunden gebettet lag? Konnte das Schicksal Spuren hinterlassen, wenn diese Larve so lächelte? Herr von Chateaubriand schluchzte fast gegen seinen Willen heftig auf. Der König fixirte ihn; die entfärbten Augen

zwinkerten. Dann waren sie wieder regungslos; und durch den Saal greinte die schleppende Stimme: „Sie ereifern sich, lieber Botschafter. Ich muß Sie bitten, die Briefe der Herzogin der Frau von Gontaut einzuhändigen, die weiß, was ihres Amtes ist. Wollen Sie, so fahren Sie zur Dauphine nach Karlsbad. Ich werde mich immer freuen, Sie zu sehen."

Herr von Chateaubriand erhob sich. Der Herzog von Angoulême trat auf ihn zu und fragte nach der spanischen Politik. Frau von Gontaut steckte die Briefe in ihr Ridikül. Frau von Guiche nahm am Whisttisch des Königs Platz. Der Kardinal Latil redete über Pius den Achten. Matter und matter glänzten die Kristalle des Kronleuchters, und alle Gesichter verzerrten sich. Die Fistelstimme sagte: „Auf morgen!" Vor der Thür machte Herr von Blacas mit geheucheltem Entzücken die Honneurs. Der Tuileriengardist salutirte. Die Kandelaber der Freitreppe waren durch sparsame Windlichter ersetzt. Herr von Chateaubriand lief, um Homolka nicht auf den Fersen zu haben. Adler und Trophäen waren ausgespannt, große Fledermäuse zischten, vorbei an Häusern, Kirchen und den Hütern eines grauen Palais, zwei Mohren mit Straußenfedern um die Knöchel, zwei grinsenden Mohren in Ketten. Mehrmals verirrte er sich, mehrmals drehte er vergeblich sich um, ob droben der Funke noch leuchte. In krampfhafter Erschöpfung und haltlos vor Grimm, weil er um den sublimen Zweck seiner Reise betrogen worden war, stürmte Herr von Chateaubriand durch die Nacht.

Nun war er vor dem wuchtenden Brückenthurm, nun auf der Brücke selbst. „Sicut nubes, quasi naves, velut umbra", deklamirte er emphatisch zu den Wolken, zum ruhigen Strom. Die Statuen der Heiligen ragten wie ein versteinerter Wald. Vor einem Jüngling schmiegte ein Löwe sich nieder, der ihm wedelnd die Schuhe leckte; Märtyrer wurden in Höhlen gefoltert; um einen versunkenen Mönch mit brechenden Augen wölbte sich ein Reif aus rothen Glassternen; ein goldener Kruzifixus schimmerte, eine Madonna betrauerte den Leichnam des Erlösers. Herr von Chateaubriand gerieth in schmale Gassen, die tückisch sich zusammenrotteten. Aus einer von Epheu umsponnenen Taverne haschte, unverständlich lallend, eine Dirne nach ihm. Da überraschte ihn sein Name. Ernüchtert und beschämt erkannte er seinen Sekretär, der von der Herberge sorgend ihm nachgegangen war.

Prag. **Paul Wiegler.**

Opernparalipomena.

Die Kritik der Opernsaison muß in Berlin nach anderen Gesichtspunkten erfolgen als die Bilanzirung des literarischen Theaterjahres. Dort genügt es, die Auswahl der Stücke zu loben oder zu tadeln, Vorschläge zu machen, Ansichten zu bekämpfen, den Blick auf vernachlässigte Kulturen zu lenken und die psychologischen Folgen der Wechselwirkung von Politik, Geldmarkt und Kunst, die Diskrepanz von Wollen, Können und Müssen aufzudecken. Auch der Musikreferent muß den Strom, der thätiges Leben und Leben schaffende Thaten verbindet, verfolgen. Auch er muß die dem guten Willen feindlichen Faktoren einem Laienpublikum enthüllen und dürfte eben so wenig wie sein Kollege das übliche Jammergeschrei erheben, das Elend sei größer gewesen als je zuvor. Aber unter den heutigen Verhältnissen ist es oberste Pflicht, die Lebensfähigkeit und Lebenzeugungfähigkeit der Regirung des Opernstaates zu untersuchen; denn deren Impotenz zur systematischen Arbeit ist das Grundübel der Verhältnisse. Unter diese Perspektive gestellt, entpuppt sich Gutes und Schlechtes als Glücks- und Mißfall. Erfreuliche Abende verlieren die wahre und tiefere Bedeutung, weil sie nur die Frucht unerquicklicher, kranker Verhältnisse und auf das seltene Zusammentreffen günstiger Konstellationen angewiesen sind. Reinhardts Fehlschläge lassen sich durch mißlungene Versuche und nicht eingetroffene Voraussetzungen erklären. Die Erfolge der Gregor und Hülsen hängen aber mehr als sonstwo von unerwartet günstigen Stimmungen des Saales und der Bühne ab. Die literarischen Mißerfolge sind welke Blätter eines künstlerisch gesunden Stammes. Die Erfolge der Musiktheater frische Triebe eines im Wurzelleben faulen Baumes. Darum muß dieser Stamm gefällt und ein neuer gepflanzt werden. Denn die Entwickelung des Opernlebens hat sich zu einer Personalfrage zugespitzt, zu einer Frage des Systemes und der Regirungform.

Theoretisch betrachtet, ist mir die Komische Oper lieber als die Königliche, weil sie wenigstens nach einem System arbeitet. Das allerdings wegen seiner Unvollkommenheit nichts taugt und bis aufs Messer bekämpft werden muß. Praktisch aber, als Musikliebhaber, ziehe ich das Hoftheater vor, weil dort die Musik besser davonkommt. Als Kunstrichter muß ich aber beide Formen verwerfen, weil die königliche unserem dramatischen Empfinden widerspricht, die gregorianische durch ihren plumpen Rationalismus die Musik verkümmern und unsere Ohren darben läßt.

Falsche Wege geht das Königliche Opernhaus. Ihm fehlt die künstlerisch einheitliche Leitung, die Abhängigkeit von einem Musiker, der genug Theatergefühl und Theateranschauung hat, um die Oper zugleich als Drama und als musikalisches Kunstwerk zu begreifen. Solche Naturen sind ungemein selten und seit Wagners Tod allein in Gustav Mahler verkörpert. Nur sie werden das Musikdrama als organisches

Gebilde empfinden und zum Bühnenleben erwecken; denn nur sie erkennen in der Musik den Ausdruck einer Geste, im Wort die rationalistische Fixirung des Melos, im Bilde die optische Färbung des musikalischen Kolorits wieder. Eine künstlerisch stark empfindende Natur wird, wenn sie schon nicht die Fähigkeiten zur Reproduktion mehrerer Künste hat, sich wahlverwandte Mitarbeiter wählen und aus der Mosaikarbeit der Helfer ein Gesammtkunstwerk zusammenschweißen. Wie chinesische Bilder von mehreren Künstlern gemeinsam gemalt werden; Figuren entstehen, denen Kopf, Hände, Gliedmaßen von verschiedenen Malern angefügt werden. Durch solche Kunstwerke strömt nicht der Geist des Genies; aber die Begeisterung der Arbeit wird die Kleinarbeit von einer Atmosphäre künstlerischer Einheit umwittern lassen. Hat doch schon in seiner Flugschrift „Das wiener Hofoperntheater" der selbe Wagner, der ein Institut nicht auf den „kontinuirlichen Besitz von Genies angewiesen" wissen wollte, als Ersatz die Zusammenarbeit von Orchester-, Gesang- und Szenen-Dirigenten empfohlen. Aber auch diese Form der Leitung ist aus dem Betrieb des Königlichen Opernhauses ausgeschaltet; denn hier walten drei Kapellmeister, betreuen das Orchester und lassen Bühne und Bild dem Hülsen und Herrgott befohlen sein.

Nun ist gerade auf wenigen Feldern so viel Unkraut auszuroden und Saat zu streuen wie auf dem der Opernbühne. Die Wege, die Wagner gewiesen hat, sind für die moderne Regie vielfach Holzwege geworden. Wagner ist in der Geschichte der Szene kein Gipfel, sondern ein Ausläufer, weil er von dem Zeitgeschmack und von seiner Romantik abhängig ist, die sich immer verkörpert sehen will. Darum ist er uns der Vertreter des naturalistischen Meiningerthumes. Nun ist es durchaus kein Zufall, daß in letzter Zeit die Regie immer mehr die Andeutung der Ausführung, individuelles Stilisiren wahllosem Pomp vorzuziehen beginnt. Denn der ganze Stil unseres Lebens verliert immer mehr amorphe Fülle, schließt sich zu kompakten Massen, wird einheitlicher, gradliniger und nähert sich den Formen unserer Stahl- und Eisenkunstwerke; wird immer wahrer, gediegener, aufrichtiger. Das Kleinlich-Barocke fällt und die große, nicht ziellos romantische, sondern begrenzt solide Linie umzirkelt den Fluß des Lebens. Wagners Musik, inszenirt nach der Theorie Appias und der von Roller und Mahler ausgeübten Praxis, wird Ausdruck modernen Kulturempfindens. Sie ist nicht mehr ein Gegenbild zur Bühne: selbstherrlich ist sie geworden und stilisirtes Bild der szenischen Ereignisse. Licht und Farbe deutet nur an, was die Musik ausführt und vor das Sehcentrum des Hörers plastischer aufbaut, als die Wirkungen des Stromes und Pinsels vermögen. Seit nun aber die wiener Hofoper Herrn von Weingartner auf Treue und Glauben, Gnade und Ungnade ausgeliefert wurde, ruht das Reformwerk vollkommen. Auf dem Theater regirt schließlich nur ein Wesen: die Persönlichkeit des Künstlers. Wo sie fehlt, ist alle Arbeit Stückwerk.

Ich habe aber schon angedeutet, daß die Leitung des Königlichen Operntheaters gar so schlecht nicht sein müßte. Während man von Gregor, selbst von Hermann Gura ein festes Bild gewinnt, schwebt Hülsen noch immer im Dunkel. Sein Wesen läßt sich nicht zu Formeln zusammenschließen, nicht weitläufig analysiren; es sendet wenige Strahlen auf das ihm untergebene Theater aus; unsichtbare Strahlen. Die aber durchdringen den Körper und zeigen die zerfressenen Organe. Hülsen gleicht einem Mann, der in den Tag hinein, von der Hand in den Mund lebt, ohne Beruf, Begabung, Begierden. Ohne Kunstanschauung: ein hoher Dilettant, besser oder schlechter als andere. So wird das Hoftheater zum absoluten Staat, in dem der Fürst nichts versteht und Alles macht; Arbeit vertheilt und schon in der bloßen Vertheilung seine Unfähigkeit beweist.

Wir aber wollen einen einzigen Musiker disponiren sehen. Ein einziger kann den Stil des Ganzen bestimmen, ein einziger kann das untergebene Personal in einem Sinn lenken, ein einziger kann Kunstpolitik treiben, das Leben zügeln und hinschießen, sich zusammenballen und erweitern lassen. Ein einziger Musiker hat Dresden, ein einziger München, ein einziger Wien zu Hochburgen der Opernkunst umgebaut. Das Intendantensystem hat gründlich abgewirthschaftet. Mag der Name bleiben, wenn das Amt sich ändert. Mögen die Musikdirektoren schalten, wenn nur Einer ihren Ehrgeiz zügelt und ihre Kräfte lenkt.

Aber, höre ich rufen, ist nicht Gregor ein Musiker, leitet nicht ein Einziger die Komische Oper, erheben dort nicht Alle die Kunstanschauung des Einen zur eigenen? Die Antwort muß lauten: Gregor ist, nach seinem Wirken zu urtheilen, keine Musikernatur. Er empfindet epigonisch, ist Rationalist, sein Herz hängt enger am Drama als an der Musik. Ihm ist sie nur der Ausdruck dramatischer Empfindungen; der sinnliche Reiz, die „tönend bewegte Form“ (mit Hanslick zu reden) gilt ihm wenig und der Prüfstein für die Aufführung ist allein das Drama. Gregor wendet Wagners Theorie, daß die Musik das Mittel zum Zweck des Dramas sei, auf die ganze Literatur an, die dadurch gräulich dezimirt wird und wenige, erbarmenswerthe Proben übrig läßt. Man könnte mit gleicher Berechtigung eine Anthologie nach Motiven, eine Ausstellung nach Sujets ordnen: und würde zum selben Resultat kommen. Daß hier ein Einziger das Theater leitet, ist des Theaters Leid, weil dieser Einzige die Oper nur theoretisch erfaßt. Er, der auf seine Sänger und Dirigenten angewiesen ist, hat noch nie den dann doppelt bedeutsamen Instinkt für verborgene Talente bewiesen. Weil er kein Musiker ist, zieht er einen erträglich agirenden schlechten Sänger einem besseren vor, der gar nicht spielen kann, während mir ein Sänger, der das Ohr beleidigt und den mimischen Sinn durch unpersönliche, unempfundene Bewegungen doch nicht befriedigen kann, schmerzliches Unbehagen bereitet. Ein dramatischer Künstler mit wenig Organ wird ergreifen; auch ein bedeutender Sänger, der sich nur dürftig bewegt. Der Klang der Stimme erweckt nämlich die Assoziationen, wenn auch

nicht die Gefühle des optischen Eindruckes. Aber Mittelmaß in beiden Künsten komplementiert sich nicht zu einer dramatischen Einheit.

Wer aber so viel Schatten zeichnet, darf das Licht nicht verwischen; nicht die Hoffnung verleugnen, daß wir noch immer vernachlässigte Kunst bei ihm anzutreffen wähnen. Und wo Gregors Geist das Drama hütet, wo er den hermetischen Verschluß der Kausalitäten bewacht, bringt er platte, rationalistische Einwände zum Schweigen. Wenn er die Szene bebaut, lebt die Welt auf, die ein Dichter hinter den Situationen der Libretti ahnen kann. Gregor ist Künstler, aber nicht Musiker. Seine Regie ist Textbuch-, nicht Opernregie. Das Ohr dient dem Auge, das Auge der Vernunft. Eklektizismus und Kultivirtheit ist sein Kunstvermögen. Haß gegen die Tradition und Schablone, Fleiß am Wochentag: da sind die Triebräder seiner Arbeit. Viel hat er uns gegeben und das Publikum an die Distinktion der Operninszenirung gewöhnt. Aber die Musik schändlich vernachlässigt und das volle Antlitz der Regie, die doch nur Helferin bleiben soll, zugewendet. Durch übertriebenen Rationalismus die Gesetze der Opernregie verletzt, den Geschmack an einfältigeren Szenenbildern verdorben und Bühnengourmets gezüchtet. Gregor ist ein Exponent unserer Generation, ein Empfinder von Kulturen, ob sie sich nun in der Musik, im Bild, im Drama äußern. In ihm wirkt die Synthese aller Triebkräfte der Zeit. Doch die Aufnahmefähigkeit genügt nicht zur Ausübung von Künsten, dieses Empfinden, das sich auf alle vertheilt, statt sich auf eine zu konzentriren. Reinhardt symbolisirt die Kraft, Gregor den Verfall eines Kulturabschnittes. Jener ist der Schaffende, Dieser der Epigone. Die Atmosphäre der Komischen Oper ist die unserer Kultur; sie faßt die Lebensluft des Snobs, des Philisters mit Kunstambitionen, des Bourgeois, der die Kurse des „guten Europäerthums“ aufzeichnet, des Durchschnittsmenschen mit Formsinn und Assoziationvermögen. Hier wittert er wahlverwandte Triebe und das Blut zeitgenössisch empfindender Menschen; hier findet er aber nicht die Kraft, aus Lebenssäften Leben zu formen. Und nun geht Herr Gregor nach Wien und die Komische Oper wird eins von vielen Operettentheatern.

Kultivirtheit der Bühne ist für die oberen Tausend conditio sine qua non geworden. Im Deutschen Theater hat sie sich den Bedürfnissen des Schauspiels und der Literatur, von der sie stammt, angeschmiegt. In der Komischen Oper gewann sie kein Verhältniß zur Musik. Auf Kultur dieser Art wollen wir aber auch dann nicht verzichten, wenn uns eine Operndirektion durch allerlei Vorzüge besticht. Und daß diese Kultur bei Gura zu fehlen scheint, drückt die Hoffnung nieder, die ich auf diese echt theatralische und echt musikalische Natur gesetzt hatte. Den tiefsten Punkt erfühlen: Das scheint seiner Kraft versagt zu sein. Vielleicht ist es Unrecht, von seiner Sommerarbeit Rückschlüsse auf sein Talent zu ziehen. Wenn aber Gura in Berlin einmal ein Musiktheater leiten wird, so wird es jedenfalls ganz Musiktheater sein. Er hat Instinkt für Gesangstalente, eine starke Regiebegabung und viel-

leicht auch Witterungvermögen für die idealen Bedürfnisse einer noch raren Menschenklasse. Er reproduzirt die Oper aus dem Geist der Musik und sucht sogar die Linien der Melodie nachzuziehen. Den hübschesten Einfall hatte er auf der Festwiese in einer von Jugend und Glanz beschwingten Meistersinger-Vorstellung. Das Nebenthema des Walzers wurde durch ein junges Mädchen, von anderen, die das Hauptmotiv tanzten, umringt, dargestellt, das sich in den Hüften wiegte und das Schwebende, Träumerische der Melodie unaufdringlich und doch deutlich vors Auge brachte.

Ich habe Gura in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen, weil er, ein Außenseiter des Operntreibens, meinen Wünschen im Prinzip am Nächsten kommt. Er ist Musiker (leider nicht Dirigent), ein Regisseur von ungewöhnlichen Fähigkeiten, scheint Kunstbegriffe erworben zu haben und den Bühnenstil ernster und heiterer Musik zu empfinden. Er hat nicht das Genie, alle Funktionen in sich zu vereinen, ist aber der Mann, Kräfte anzuziehen und den Kontakt mit dem Dirigenten herzustellen. Ob er begabt ist, seinen Willen zu suggeriren, Menschengestaltungen zu beeinflussen, Individualitäten nicht in den Himmel schießen zu lassen und in das Ensemble einzubiegen, kann erst ein voller Winter, eine Serie selbständiger Schöpfungen beweisen.

Bleibt nun Alles beim Alten? Der Zufall ist weiter der wahre Regent; und Pessimisten werden Recht behalten, wenn in den Kreis der Erscheinungen nicht Einer tritt, in dem die dem Musikdrama unentbehrliche Trinität Ereigniß wird. Und dieser Eine ist unter den Lebenden: Gustav Mahler. Felix Stössinger.

Sieben Kreuzer.

Das haben die Götter gut gemacht, daß auch der arme Mensch lachen kann! Nicht blos Weinen und Greinen tönt aus den tiefliegenden Wohnungen, sondern auch herzliches Lachen. Der Arme lacht sogar oft, wenn er eher Grund zum Weinen hätte.

Ich kenne die Welt. Die Generation der Soos, der mein Vater entstammt, hat die schwerste Noth gelitten. Mein Vater war damals Taglöhner in einer Maschinenwerkstatt. Er brüstet sich nicht mit dieser Zeit. Keiner von uns thuts. Und es ist doch wahr. Wahr auch, daß ich nie in meinem künftigen Leben so viel lachen werde, wie ich in diesen paar Jahren meiner Kindheit gelacht habe. Wie sollte ich auch, da ich keine rothwangige, heitere Mutter mehr habe? Die konnte so süß lachen, daß aus ihren Augen schließlich die Thränen quollen und ein Husten sie packte, der sie beinahe erwürgte . . .

Und selbst sie hat nie so gelacht wie damals, als wir einen Nach-

mittag damit verbrachten, zu Zweien sieben Kreuzer zu suchen. Wir suchten und fanden auch. Drei in der Schublade der Nähmaschine, einen im großen Kasten; die übrigen kamen schon schwerer zum Vorschein.

Die ersten drei Kreuzer fand meine Mutter noch selbst. Sie meinte, noch mehr in der Lade der Nähmaschine zu finden, denn sie pflegte für Geld zu nähen, und was man ihr bezahlte, legte sie immer dort hinein. Mir war diese Schublade eine unerschöpfliche Goldgrube, in die man nur zu greifen brauchte. Ich war auch ganz erstaunt, als meine süße Mutter sucht und sucht, Nadel, Fingerhut, Scheere, Bandenden, Schnüre, Knöpfe, Alles durcheinanderwühlt und mit einem Mal verändert ruft: „Sie haben sich verkrochen!“

„Wer denn?“

„Die Kreuzer“, sagte auflachend meine Mutter. Sie zog die Lade heraus. „Komm doch, mein Söhnchen; wir müssen die Kreuzerlein finden.“

Sie hockte sich auf die Erde hin und stellte die Lade so, als fürchte sie, daß die Gelder davonfliegen; wie man mit dem Hut Schmetterlinge fängt, so schien sie die Münzen fangen zu wollen. Man mußte darüber lachen.

„Da sind sie! Drin sind sie!“ Sie kicherte und beeilte sich nicht, die Lade zu heben. „Einer muß wenigstens drin sein.“

Ich hockte mich auch nieder und paßte auf, ob nicht irgendwo ein glänzendes Geldstück hervorkrieche. Nichts. Ganz fest waren wir ja auch nicht davon überzeugt, daß Etwas drin sei.

Wir schauten einander an und lachten über den kindischen Spaß. Ich griff nach der Schublade.

„St!“ machte die Mutter, um mich zu erschrecken. „Langsam! Die brennen am Ende durch! Du weißt noch nicht, was für ein behendes Thier der Kreuzer ist. Der läuft gar schnell. O, wie der rollt ...“

Wir schüttelten uns vor Lachen. Gar zu oft hatten wir ja schon erfahren, wie rasch der Kreuzer rollt.

Als wir uns ausgelacht hatten, streckte ich wieder meine Hand aus, um die Lade umzustülpen. Wieder schrie die Mutter mich an. Ich erschrak und zog die Finger so schnell zurück, als wäre ich dem Herdfeuer zu nah gekommen.

„Gieb Acht, kleiner Verschwender! Er gehört uns nur so lange, wie er da unten ist. Laß ihn dort lieber noch ein Weilchen. Ich will waschen; dazu brauche ich Seife, die kostet mindestens sieben Kreuzer. Drei habe ich schon; nun brauche ich noch vier; und die sind da in dem kleinen Gehäus; wohnen drin, wollen sich aber nicht stören lassen. Dann werden sie böse und gehen schnell, auf Nimmerwiedersehen, fort. Geld ist stolz; man muß es behutsam behandeln: es fordert Respekt und ist so leicht beleidigt wie ein feines Fräulein. Weißt Du nicht irgendeinen Lockvers, mit dem man das Zeug aus seinem Schneckengehäus locken könnte?“

Lachend sang ich: „Onkel Geld, komm doch heraus, draußen brennt Dein feines Haus.“ Und kippte das Haus um. Da lagen nun allerlei schmutzige Reste. Geld? Nichts.

Mit unmuthig emporgezogener Lippe kramte die Mutter in dem Zeug herum; vergebens. „Wir hätten die Lade auf den Tisch stellen sollen“, sagte sie, „dann hätte sie, schon der Ehre wegen, auch wohl Geld herausgerückt. Aber wir haben ja keinen Tisch.“ Sie zerbrach sich den Kopf. Wohin konnte sie das Geld gethan haben? Sie wußte es nicht.

Mir jedoch ließ es keine Ruhe. „Muttchen, ich weiß einen Platz, wo ein Kreuzer ist.“

„Wo denn? Schmilzt er auch nicht wie der Schnee?“

„Im Glaskasten in der Schublade wars.“

„Unseliges Kind! Noch ein Glück, daß Du es nicht früher gesagt hast! Sonst hätten wir auch Das nicht.

Wir standen auf und gingen zum Glaskasten hin, der schon längst keine Glasscheibe mehr hatte. In der Schublade war der Kreuzer. Seit drei Tagen wollte ich ihn von dort weggrapsen, wagte es aber nie, trotzdem ich mir so gern Zucker kaufen wollte.

„So; nun sind schon vier Kreuzer da. Gräme Dich nicht, mein Söhnchen: jetzt haben wir die größere Hälfte. Brauchen nur noch drei. Und haben wir diese vier in einer Stunde zusammengesucht, finden wir die drei auch bis zur Jausenzeit. Dann kann ich noch eine Lage bis zum Abend waschen. Komm nur schnell; vielleicht giebt es in den anderen Schubladen noch welche.“

Das wäre fein gewesen! Der alte Kasten hatte seine Jugend in einem Haus verlebt, wo es viel zu verstecken gegeben haben mag. Bei uns war er dann verarmt, von Würmern zerfressen und gichtbrüchig geworden.

Die Mutter hielt jeder Lade eine kleine Predigt.

„Das war ein reicher Kasten; war einmal. Der da hatte nie was. Der lebte immer von Kredit. Na, Du böse, eklige Bettlerin? Hast auch keinen Kreuzer. Der da wird nie einen haben. Und dieser soll auch nie einen haben, weil er jetzt, wo man mal Etwas von ihm wünscht, nichts herausrückt. Der unterste hat das Meiste!“ Lachend schrie sies: der unterste Kasten war ohne Boden. Den stülpte sie mir über den Kopf. Wir lachten, daß wir uns auf die Erde setzen mußten.

„Warte nur“, sagte sie plötzlich; „wir werden sogleich Geld haben. In den Kleidern Deines Vaters muß was stecken.“

In die Wand waren Nägel geschlagen; an denen hingen die Kleider. Und als meine Mutter in die Tasche griff: gleich kam ihr ein Kreuzer in die Hand. Sie wollte ihren Augen kaum trauen.

„Ich habs!“ schrie sie. „Wie viele sinds denn schon? Kaum noch zu zählen. Fünf! Wirklich: fünf! Nun brauchen wir nur noch zwei. Wo fünf sind, kann man auch zwei noch haben.“

Gar emsig suchte sie alle Taschen durch; leider vergebens. Sie

fand nicht einen einzigen. Der beste Spaß lockte keine zwei Kreuzer mehr irgendwo hervor.

Schon brannten große rothe Rosen auf dem Gesicht meiner Mutter. Sie hatte sich aufgeregt und mehr getummelt, als ihrer Gesundheit gut war. Die Jausenzeit kam und ging vorüber. Gleich ist der Abend da. Der Vater braucht für morgen ein Hemd: und sie kann nicht waschen. Das bloße Brunnenwasser nimmt den öligen Schmutz nicht heraus.

Da schlägt die Mutter sich vor die Stirn:

„O ich Schaf! Meine eigene Tasche hatte ich gar nicht durchsucht!“ Jetzt thut sies; und siehe: auch dort findet sie einen Kreuzer; den sechsten. Nur einen noch! Das Fieber packt uns.

„Zeig Deine Taschen, Junge! Vielleicht ist da auch einer drin.“

Meine Taschen! Die kann ich wohl zeigen. In denen ist nichts.

Schon dämmerts. Nur sechs Kreuzer; nicht viel besser, als hätten wir keinen. Sieben kostet die Seife. Beim Juden haben wir keinen Kredit. Die Nachbarn sind gerade so arm wie wir. Und wir werden doch nicht um einen Kreuzer betteln! Was blieb? Wir mußten über unser Elend aus vollem Herzen lachen.

Da stellt sich ein Bettler ein. Mit singender Stimme lamentirt er uns vor.

Meiner Mutter wurde beinahe schwindelig: so mußte sie lachen. „Geben Sie sich keine Mühe, guter Mann! Den ganzen Nachmittag quäle ich mich hier herum, weil ich den einen Kreuzer nicht habe, den ich brauche, um ein halbes Pfund Seife kaufen zu können.“

Der Bettler, ein alter Mann mit gutmüthigem Gesicht, staunt sie an. „Einen Kreuzer?“

„Ja.“

„Den gebe ich.“

„Das wäre schön: von einem Bettler ein Almosen!“

„Laß gut sein, meine Tochter, mir fehlt der eine Kreuzer nicht. Mir fehlt nur Eins noch: die Schaufel Erde. Dann wäre Alles gut.“ Er gab mir den Kreuzer in die Hand und torkelte hinaus.

„Na, Gott sei gelobt“, sagte die Mutter, „jetzt lauf nur . . .“ Da stockte sie einen Augenblick; dann fing sie aus vollem Hals zu lachen an. „Das Geld ist zur rechten Zeit beisammen! Ich kann ja heute gar nicht mehr waschen. Es ist schon finster und ich habe kein Oel in der Lampe.“

Sie erstickte beinahe vor Lachen. Es war ein böser, mörderischer Anfall. Als ich sie, die das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und hin und her schwankte, stützen wollte, rann etwas Warmes auf meine Finger.

Es war Blut; das theure, heilige Blut der Mutter. Und wie hatte sie gelacht! Selten hört man aus eines Armen Mund solches Gelächter.

Zsigmond Moricz.

Reinhardts Räuber.*)

„Dies Stück ist kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen und Dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer.“ Das hat von den ‚Räubern‘ Schiller selbst gesagt. Es kann immer nur für schlechte Bühnen wahr gewesen sein. Nie aber ist es weniger wahr gewesen als im Deutschen Theater. Da saßen wir fünf Stunden zitternd, glühend und unersättlich, wie am ersten Tag, vor diesem Drama. Dem Dichter, selbstverständlich, zum Mindesten den halben Dank. Nur daß eben doch ein Kerl wie Reinhardt nöthig war, um uns die zeitgebundenen Theile zu beleben und mit den ewig giltigen auf einen Ton zu stimmen. Für diesen Ton gabs keine Wahl. Es mußte der Ton der Jugend sein, der überschwänglich tobenden, himmelhoch jauchzenden, anarchisch kühnen Jugend aller fruchtbaren Epochen. Er umbrauste uns an jenem Abend mit der Gewalt von Donnerhall und Schwertgeklirr.

Die Szenen, die sich da in schnellster Aufeinanderfolge abrollen, entstammen wesentlich der ersten Fassung. Die zweite hat Reinhardt einzig für den vierten Akt herangezogen. Der Vortheil ist, daß Hermann eine Art Entwickelung hat. Dafür muß Manches fallen, was wohl nicht nur für mich mit unvergänglichen schauspielerischen Erlebnissen verknüpft ist. Es mag fallen; denn wen möchte Einer, der Matkowsky sah, noch die väterliche Erde küssen sehen? Das Gesammtbild tritt jedenfalls in vollem Glanz heraus. Es ist, trotz allem Glanz, mit ungeheurer Sachlichkeit gemalt. Um ihretwillen werden sogar erlaubte Effekte verschmäht. „Wie herrlich die Sonne dort untergeht!“ heißts

*) Ein Stückchen aus dem (bei Erich Reiß erscheinenden) Buch „Max Reinhardt“, in dem, mit tapferer junger Begeisterung, der Versuch gemacht wird, aus einer Kritikenreihe wie von selbst das Bild des stärksten deutschen Theaterleiters sich gestalten zu lassen; aus einem Buch, dem die beste Eigenschaft, Liebe zum Objekt, auch der im Einzelnen anders Empfindende nicht absprechen kann. Diese Liebe ist nicht blind; giebt sich manchmal allzu merkbare Mühe, nicht blind zu scheinen. Das hübsch ausgestattete Buch bringt ein chronologisches Verzeichniß aller Dramen, die unter Reinhardts Direktion in Berlin aufgeführt worden sind, und fünfzehn Szenenbilder von Czeschka (Lear), Ludwig von Hofmann (Aglavaine und Selysette), Knoetel (Prinz Friedrich von Homburg), Orlik (Wintermärchen), Roller (Faust), Walser (Romeo und Julia). Die Skizzen geben auch dem Fernen eine Vorstellung von der szenischen Kunst des Deutschen Theaters und können zur Zerstörung des Aberglaubens beitragen, daß da mit aufdringlich grellem Pomp, etwa nach dem berüchtigten Beerbohmmuster, und ohne Ehrfurcht vor der Hirnwelt des Dichters gewirthschaftet werde.

an der Donau. Jeder Regisseur gießt hier ein violettes Glühlicht auf die Waldlandschaft und auf den beichtenden Kosinsky. Bei Reinhardt hat den Sonnenuntergang die Phantasie zu leisten. Bei ihm giebts keinen Abweg von dem einen Ziel: den beiden gleichen Hälften dieser ‚Räuber', der gräflich atheistischen und der revolutionären Banditen-Tragoedie, zu gleichem Recht zu helfen.

Schloß Moor wird ganz lebendig. Dieser konventionell-langweilige Tummelplatz eines hilflosen Theatergreises und der bedauernswerthesten Sentimentalen hat hier schon szenisch Farbe, Stimmung und fast so Etwas wie Geschichte. Das unwohnliche Wohngemach, hinter dem sich von links und rechts die Bildergalerie entlangzieht und von dessen Mittelthür ein schmaler Gang in Franzens Zimmer läuft; dieses Zimmer, das mit unheimlichem Geräth die Sinnesart seines Besitzers kündet; des alten Moor rothausgeschlagener Ruheraum, der in seiner Enge und dank dem alterthümlichen Klavier ein Ort der Kunst und der Behaglichkeit sein könnte: an allen diesen Stätten hausen leibhafte Menschenkinder. Herr Schildkraut hat als alter Moor zum Glück nicht den gebrechlich-breiigen Gemütston, in dem sämmtliche Besonderheiten untergehen. Wenn Schillers Drama wider die Tyrannen loszieht: Einer von ihnen wird wohl dieser alte Moor sein. So ist es auch gewiß gemeint, weil ohne eigenes Verschulden und ohne Angst vor der Vergeltung der Graf nicht so schnell den plumpsten Verdächtigungen Glauben schenken würde. Herr Schildkraut vereinigt Sicherheit der Haltung, leichte Beschränktheit, Herzensgüte und einen Rest von Jähzorn zu einer Studie, die seit dem Shylock zum ersten Mal wieder seinen alten Ruf rechtfertigt. Den hergebrachten Jammermann würde der Schreck ja wirklich töten. Dieser Alte wird erst im Hungerthurm gebrochen und hat für diesen Zustand onomatopoetische Thierlaute, die um so mehr ergreifen, als man ihn kurz vorher noch mit Verständniß und Genuß Amalias Gesang hat lauschen sehen. Dieser meist fortgelassene Gesang ist auch eins von den Mitteln, durch die sowohl die Zeit wie die bestimmte Sphäre des Hauses Moor vergegenwärtigt wird. Fräulein Höflich übt ihn erst am Klavier und dann zur Laute und ist kunstlos genug, um keiner zünftigen Sängerin zu gleichen, kunstvoll genug, um unseren Ohren eben so wohl zu thun, wie sie den Augen immer wohlthut. Den alten Moor hat vor Herrn Schildkraut Mitterwurzer schon gerettet; Amalia von Edelreich hat schwerlich je zuvor so menschenähnlich ausgesehen und geschrien. Wenn dies herzhafte Edelfräulein Hermann, mein Rabe, liebt, so ist es einmal nicht der Gegensatz, der anzieht. Auch Herr von Winterstein befreit seine Figur aus der Schablone. Blind, wie er vor Rachsucht aus verschmähter Liebe ist, und ohne die Fähigkeit geistiger Selbstkontrole läßt er sich übertölpeln. Das wird mit leisen Strichen so glaubhaft gemacht, wie irgend möglich ist. Aber schon mitten in der hergeleierten Zweckrede überkommt ihn sichtlich Reue, die eine erzieherische Wirkung für ihn hat. In jener eingeschobenen Szene des vierten Aktes, wo sich, nach

Schillers Wort, die beiden Schurken an einander zerschlagen, wird der Schurke Hermann nur zerschlagen, um noch ein Mann zu werden. Herr von Winterstein hat hier die entschlossene Rauheit, die Hoffnungen für Hermanns Zukunft weckt. Am ersten Abend folgte das Einschiebsel der Szene, wo der alte Daniel den Räuber Moor erkennt. Da Hans Pagay dieser treue Schaffner war, kann man sich denken, welche Perspektive patriarchalischen Verhältnisses vom Herrn zum Diener sich damit ergab. So kam Eins zum Anderen, um Schloß Moor von allen Seiten zu beleuchten. Um es aber nicht für sich allein bestehen zu lassen, um Fäden auch ins zugehörige Dorf zu spinnen, hatte man den Pastor Moser aufgeboten: Herr Steinrück wetterte aus Leibeskräften, wie um zugleich den Aerger loszuwerden, daß er nicht Franzens Rolle spielen durfte.

Der Franz des zweiten Abends war am ersten Abend Spiegelberg. Herr Moissi sprüht von Komoedienfreude und überträgt sie mühelos auf Partner wie auf Publikum. Sein Spiegelberg schillert in tausend Lichtern und hat ein Tempo der Zunge und eine Beweglichkeit der Glieder, daß die Bühne selbst zu tanzen scheint. Dieses Lümpchen ist ganz gewiß aus einem edlen Haus. Man wäre gar nicht überrascht, ihn plötzlich Kosinskys Vergangenheit als seine eigene schildern zu hören: so rassig und kulturvoll wirkt diese farbenfröhliche Romanenkunst. Noch in den späteren kleinen Szenen und in den kürzesten Repliken ist jedes Wort von bezwingender Macht; um wie viel mehr die Aufreizung zum Räuberthum! Es war am zweiten Abend nachzuprüfen, daß der gewaltige Premiereneindruck der Libertinerszene dem Spiegelberg von Moissi zuzuschreiben war. Der plebejischere und doch nicht komischere Gaunertypus des Herrn Biensfeldt kann ihn nicht ersetzen. Das ist der eine Grund, warum es bei der ursprünglichen Gruppirung bleiben sollte. Der zweite Grund ist, daß im anderen Fall Herr Moissi und nicht mehr Paul Wegener Franz ist. Der Franz von Moissi ist durchaus nicht ohne Reiz. Sich selbst den schillerischen Steckbrief auszustellen, hätte er keinen Anlaß; er läßt ihn weg. Die Fahlheit des mageren Gesichtes, das Grinsen des dünnen Mundes, ein unsicherer Blick aus kleinen Augen, der schleifende Gang der eingeknickten Beine: Das reicht aus, um ihn auch ohne Hottentotenmaul von seiner Schönheit unbefriedigt sein zu lassen. Aber mehr noch als der Körper wird die Seele der Gestalt gemildert; und hierin scheint mir doch die Grenze überschritten. Dieser Franz Moor hat Charme. Er konversirt berückend, um uns die Wirkung auf den Vater zu erklären, und hat uns unversehens selbst berückt. Das ist die Canaille? Das ist ein netter, von Haus aus gutartiger Bursche, zu dem es gar nicht paßt, wenn er nach einem alten Mann mit Füßen tritt, der kindisch schmollt, wo er Skorpion sein sollte, und den man gern zärtlich und hilfreich streicheln möchte, sobald das unverdiente Schicksal ihn ereilt. Da ist Wegeners Franz von anderem Schlag. Zu Dem faßt man kein Herz. Der regelrechte Wüterich, mit rothem Schopf, mit breiter Fresse und Gallen-

farbe. Wegener ist der Ansicht, daß Franz Moor, bei dessen Gestaltung Schiller, nach seinem eigenen Bekenntniß, den Menschen überhüpft hat, menschlich gar nicht zu erklären ist, und weist ihn drum ins Reich der Unzurechnungfähigkeit. Wegener giebt ein Krankheitbild, dem, bei allen pathologischen Kinkerlitzchen, ein großer Zug ins Wüste nicht gut abzusprechen ist. Das Unglück ist nur, daß die Bühne anderen Kunstgesetzen unterliegt als Malerei und Plastik. Grell, graß und kreischend, ein Plakat, illuminirt und fresko, steht dieser Franz auf Anhieb da. Fünf Dramenakte aber leben von Bewegung, von Abwechselung, von Steigerung. Wegener, ein Bischen trocken, glanzlos, undurchsichtig, bleibt dieses Alles leider schuldig. Dennoch ist ein beängstigender Coulissenstürmer nicht allein schillerischer als Moissis sanfter Knabe, sondern auch glücklicher im Stil der Aufführung und, namentlich, in seinem Uebermaß ein Ausgleich zu Herrn Beregis allzu maßvollem Karl. Mehr freilich wäre diesem Karl nicht vorzuwerfen. Er ist kein Ungeheuer. Die flammend ungestüme Gesetzlosigkeit des Räuberhauptmannes ist ihm nicht gerade zuzutrauen. Aber es ist eine Tugend, daß er sie auch nicht forcirt. Ihm genügts, ein Mensch zu sein: ein lyrisch-sentimentaler, weltschmerzlich angehauchter, dabei doch feurig starker, edler, schöner Mensch; nur eben gar kein Titanide.

Jetzt glaubt es oder glaubt es nicht: daß weder Franz noch Karl uns ganz befriedigt, thut der Gewalt von Reinhardts Leistung keinen Abbruch. Ihm heißt das Drama nicht nach einem von den Mooren, sondern schlechtweg: Die Räuber. Auch hier sind Einzelheiten leicht zu kritisiren. Schweizer könnte jünger, Roller saftiger, Kosinsky hingerissener sein. Was thuts! Die Masse lebt in wunderbarer Gluth. Gesellen wie Spiegelberg und Schufterle verschwinden in der Schaar der Gutgesinnten. Sie hausen Tag und Nacht in einem Wald, der gar nicht aufzuhören scheint. Man blickt in dunkle Tiefen. In den Wipfeln sitzen Wachen. Sie geben Zeichen, da Roller im Triumph empfangen werden soll. Von allen Seiten taucht es raunend und rufend auf und ballt sich rasch zusammen. Dann wälzt sichs wie ein mächtiger Leib vom Berg herab und jubelt wie aus einer Riesenkehle. Man muß an sich halten, um nicht begeistert mitzuschreien. Das Räuberlied ist sonst im schlechten Sinn Theater. „Wenn ich nicht irre, hörten wir geübte Stimmen Chorus singen.“ Bei Reinhardt ist es ein Naturereigniß, das den Zusammenhang dieser rebellischen Gesellschaft mit Erde, Baum und Himmel, mit Wind und Mond und Sonne malt. In ihrem stürmisch jungen Pantheismus liegt das Geheimniß dieser Vorstellung. Man ist vom Zug und Fluß und Wurf und Schwung der Sache mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele hingenommen.

Siegfried Jacobsohn.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Januar 1911.

Gnade und Cölibat.

Vor meinem Buch „Christenthum und Kirche“ hat besonders laut Professor Karl Braig an der badischen Universität Freiburg gewarnt. Er macht (in der Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland) mein Buch und den Verfasser schlecht. Das thut er aus Ueberzeugung und aus Pflichtgefühl. Dagegen ist nichts einzuwenden. Mit ihm zu disputiren, gedenke ich schon darum nicht, weil es vergeblich wäre; denn wir gehören zwei verschiedenen geistigen Welten an, zwischen denen Verständigung nicht möglich ist. Er ist Scholastiker, ich bin Empiriker. Ich will nur die Gelegenheit wahrnehmen, den Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Denkern an einer einzelnen theologischen Materie zu beleuchten, an der Lehre von der Gnade. Der Scholastiker fragt: „Was sagen Paulus, Augustinus, Thomas und die übrigen großen Theologen darüber?“ Und konstruirt aus deren Aussprüchen ein Dogma. Der Empiriker fragt: „Was sagt das Leben?“ Nimmt die Beleuchtung, welche die Thatsachen durchs Schriftwort erfahren, dankbar an und untersucht, ob die Ansichten der Theologen, an der Lebenserfahrung geprüft, stichhaltig sind. Paulus nannte seine und der übrigen zum Himmelreich Berufenen Auserwählung, Erleuchtung und Heiligung ein aus reiner Güte gespendetes Gnadengeschenk Gottes, eine χάρις, und aus seinen Beschreibungen dieser Charis haben die katholischen Theologen ihr Dogma von der Rechtfertigung konstruirt. (Die abweichenden Ansichten der Reformatoren damit zu vergleichen, ist hier nicht der Ort.) Der von Gott entfernte Sünder (ich lasse Möhler reden) „wird,

ohne eigenes Verdienst, zum göttlichen Reich zurückgerufen. Der göttliche Ruf ergeht an ihn nicht blos von außen durch die Verkündung des Evangeliums, sondern zugleich durch eine innere Thätigkeit des Heiligen Geistes, der die schlummernden Kräfte des mehr oder weniger in sittlichen Todesschlaf verfallenen Menschen weckt und ihn antreibt, sich mit der Kraft von oben zu verbinden, um eine entgegengesetzte Lebensrichtung zu gewinnen und die Gemeinschaft mit Gott zu erneuern. Hört der Sünder auf diesen Ruf, so ist die erste Frucht des Zusammenwirkens von Gott und Mensch der Glaube, die Ueberzeugung vom Dasein einer höheren Weltordnung. Aus der Erkenntniß der strafenden Gerechtigkeit Gottes entspringt die Furcht, aus der Kunde von der Liebe Gottes, der seinen eingeborenen Sohn für die Menschen dahingegeben hat, die Liebe zu ihm; und Furcht und Liebe treiben ihn zur Buße, deren Frucht darin besteht, daß sich dem Menschen die Fülle des göttlichen Geistes mittheilt. Gottes Liebe ergießt sich in sein Herz, so daß die Sünde mit der Wurzel getilgt und er erneuert wird, ein neues, gottgefälliges Leben lebt als ein wirklich Gerechter". Die inneren Erleuchtungen und Antriebe, die zur Buße anregen und nach vollendeter Heiligung zum Ausharren im Guten gespendet werden, heißen wirkende Gnade, die innere Erneuerung aber, die Eingießung einer gottähnlichen Gesinnung bei der Rechtfertigung, wird heiligmachende Gnade genannt.

Daß die christliche Kirche ein Leben in Gott, also in Vernunft und Liebe, als das Ziel ihrer Thätigkeit und aller ihrer Veranstaltungen festhält, bleibt ihr unvergänglicher Ruhm und unterscheidet sie von allen religiösen Institutionen der Heiden; denn was in Griechenland, in Indien für die sittliche Reinigung und Erhebung geschah, ist nicht von Priestern, sondern von Philosophen ausgegangen. Aber wenn wir wissen wollen, ob, in welchem Grade und in welcher Weise die Kirche ihr erhabenes Ziel erreicht, so müssen wir das Leben befragen. Was sagt es? Wir sehen Etwas wie die von den Theologen beschriebene Gnade, nur stellt sich ihr Wesen ein Wenig anders dar, als es die Theologen an ihren Studirtischen und in ihren Disputationen ausgeklügelt haben. Katholische Blätter warfen jüngst dem Apostel Eduards von Hartmann, Arthur Drews, Mangel an Wirklichkeitsinn vor, weil er die Existenz Jesu leugne, die doch durch die vom Heiland ausgegangene ungeheure Wirkung hinlänglich bewiesen sei, und sie haben Recht damit. Aber der naive Glaube an manche von mittelalterlichen Theologen abseits vom Leben ausgedachte Dogmen bekundet einen noch größeren Mangel an Wirklichkeitsinn. Eine unverdiente

Gnade muß es genannt werden, wenn ein Mensch mit einem gesunden Leibe, mit gesunden Geistes- und Gemüthsanlagen geboren wird, wenn er in einer guten Familie bei vernünftiger Erziehung, zu der ein verständiger Religionunterricht gehört (wie unverständig ist dieser leider oft!), aufwächst, gleich weit entfernt von dem verweichlichenden Luxus übermäßigen Reichthums wie vom verpestenden Schmutz der Bettelarmuth, und wenn er so ein guter, rechtschaffener und tüchtiger Mensch wird. Bei wie Vielen oder vielmehr wie Wenigen sich jene erhabene Gemüthsverfassung einstellen mag, die als Wirkung der heiligmachenden Gnade beschrieben wird, weiß Gott allein; uns genügt Das, was wir sehen: bürgerliche Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit mit ein Wenig Edelmuth und Herzensgüte; und schon dafür sind wir dankbar. Bei heroischen Naturen kann gerade das Gegentheil dieser Bedingungen des Gedeihens als Gnade wirken; sie werden unter verderblichen Einflüssen gute und im Widerstand gegen sie vielleicht sogar große Menschen. Auf diese Zubereitung des für das seelische Gedeihen des Begnadigten erforderlichen Milieu beschränkt sich Gott nicht; er führt Viele Schritt vor Schritt an der Hand, sie haben die Empfindung, daß ein unsichtbarer Helfer sie geleitet, der ihnen im richtigen Moment das richtige Buch darreicht, ihnen im richtigen Moment den richtigen Mann zuführt, sie im richtigen Moment auf den richtigen Platz bringt. Nietzsche bekennt, daß er solche Erfahrungen gemacht und daß es ihn Mühe gekostet habe, den Glauben an das fürsorgende Walten eines Gottes abzuwehren. Besonders auffällig macht sich die Vorsehung bemerkbar, wenn sie ihren Schützling aus einer großen sittlichen Gefahr herausreißt. Ein Freund erzählte mir: „In jungen Jahren verfolgte ich einmal leidenschaftlich einen Plan, dessen Vereitelung mich sehr unglücklich machte. Später erkannte ich, daß sich hinter der mir bewußten edlen Absicht eine unter der Schwelle lauernde sehr gefährliche verborgen hat. Seitdem kann ich nicht ohne Grauen und ohne tiefe Dankbarkeit gegen Gott an die schrecklichen Folgen denken, die entstanden wären, wenn ich meinen Kopf durchgesetzt hätte.“ Also Veranstaltungen, die den Menschen zum Guten leiten, sind Gnaden. Der Gedanke an innere Einwirkungen braucht nicht ausgeschlossen zu werden. Die deistische Auffassung, daß sich Gott von der Weltmaschine zurückgezogen habe, nachdem er sie gebaut und mit allen für die Ewigkeit ausreichenden Selbstregulirungen versehen, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Sogar schon das Wunder des organischen Lebens, das die Naturforscher vergebens zu enträthseln sich bemühen, erinnert uns an Goethes: „Was wär' ein

Gott, der nur von außen stieße!" Allein dieses Walten Gottes verbirgt sich in dem Innersten, das uns nun einmal nicht zugänglich ist; was uns die Erfahrung zeigt, ist ein Gefüge von Verhältnissen, Ereignissen, Belehrungen, Mahnungen, deren psychologische Wirkungen uns durchaus verständlich sind, und zu ihnen gehören eben auch die religiösen Lehren und die pädagogischen Veranstaltungen der Kirche. Innere unmittelbare Einwirkungen Gottes auf die Seele anzunehmen, zwingt uns die weltgeschichtliche Wirksamkeit, die von den großen Erweckten, einem Paulus Augustin, Franz von Assisi, Luther, Ignaz von Loyola, Calvin, Knox, Vincenz von Paul, John Wesley, General Booth, ausgegangen ist, und die Herzensbereitschaft, mit der große Volksmassen die von Jenen ausgehenden Anregungen aufgenommen haben. Daß die Gnadenhilfe zu einem guten und vernünftigen Leben nicht Allen zu Theil wird, ist eine Schwierigkeit, deren Lösung der christliche Optimismus im Jenseits erhofft, die manchen anders gearteten Denker zum Pessimisten macht, dem tief religiösen, aber düsteren Geiste Calvins den Glauben an Prädestination eingegeben hat. Die katholische Theologie versucht, sich ihm zu entziehen. Gott gebe Jedem die zum Heile nothwendige Gnade; verloren sei nur, wer diese Gnade zurückweise; die Prädestination sei nur so zu verstehen, daß Gott voraus wisse, welche die Gnade annehmen, welche ihr widerstehen würden; die Ersten seien die zur Seligkeit Prädestinirten; Prädestination zur Verdammniß gebe es nicht. Doch abgesehen von den unzählbaren Millionen, die außerhalb der Kirche sterben und nach der Kirchenlehre an der Erlösung keinen Theil haben, leben Millionen Christen (man denke an die in den Gossen und Slums der Großstädte Geborenen und Aufgewachsenen) unter Umständen, die ihnen das Sittengesetz nicht mal kennen zu lernen noch gar zu befolgen gestatten. Sicher ist also, daß nicht alle Menschen die (mit der Kirche zu reden) zum Heil nothwendige Gnade bekommen; und wenn die Folge davon die ewige Verdammniß ist, dann hat Calvin Recht, der erklärt: Gott wirket in den Prädestinirten das Gute, um in ihrer Beseligung seine Liebe, und in den Reprobirten das Böse, um in ihren ewigen Qualen seine Gerechtigkeit zu offenbaren.

Das ist nun, mag sich im Uebrigen die katholische Gnadenlehre mit der Erfahrung vereinigen lassen, der eine von den beiden Punkten, in denen diese Lehre zweifellos irrt. Da es keine ewige Hölle geben kann, so kann auch die Unzulänglichkeit der Gnade oder ihre angebliche Zurückweisung nicht die ewige Höllenpein zur Folge haben. Franz Xaverius war unermüdlich im Taufen. Es

litt ihn nicht lange an einem Ort. Nur immer weiter! Nur immer taufen! Durch Besprengung; besonders Kinder. Durch ganz Indien hin, dann in Japan; China wollte er so taufend durchwandern; über der Zurüstung starb er. Alles aus Liebe zu den Seelen, um sie der ewigen Verdammniß zu entreißen. Er gehörte sicherlich nicht zu den robusten Heiligen, die vom Anblick der Qualen der Verdammten Erhöhung ihrer Seligkeit hoffen; darum ist er ein wirklicher großer Heiliger, der Verehrung würdig. Aber welch ein großer Thor ist er zugleich! Er hält Gott für einen Justiznarren, der im Stande ist, trotz seiner unendlichen Liebe um der einen Sünde Adams willen Milliarden schuldloser Kinder der Seligkeit zu berauben (die milderen unter den katholischen Theologen lassen die ungetauften Kinder nur die poena damni, Verlust der Anschauung Gottes, nicht die poena sensus erleiden), durch die Benetzung mit einem das Verdienst Christi vermittelnden Tröpflein Taufwassers aber die kontrahirte Schuld getilgt sein zu lassen. Wenn ein menschlicher Richter ähnlich urtheilen wollte, würde ihn auch der orthodoxeste Theologe in ein Sanatorium schicken.

Damit habe ich schon das Zweite berührt, was an der kirchlichen Gnadenlehre unannehmbar ist: daß die Gnade durch die Sakramente mitgetheilt werde. Wenn es eine sichere Erfahrung giebt, so ist es die, daß die Taufe gar nichts wirkt. Das Verhalten des Getauften hängt gleich dem des Ungetauften davon ab, was für Anlagen er hat, wie er erzogen wird, in welcher Umgebung er lebt. Namentlich die spezifisch christlichen Tugenden sind in der Christenheit selten. Was den Christen Macht über die Farbigen verleiht, sind nicht ihre christlichen, sondern ihre Rassetugenden: die Tugenden, deren Inbegriff die Römer mit dem Worte virtus, Mannhaftigkeit, bezeichneten, die nach Augustinus an den Römern mit der Weltherrschaft belohnt wurden und welche die Kirche unter dem Namen Kardinaltugenden (Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Stärke) in ihren Moralkodex aufgenommen hat. Wenn sich die Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises im Ganzen vortheilhaft von den Islamiten und den Farbigen unterscheiden, so beruht Das zum Theil auf ihrer soeben genannten Rassetugend, zum Anderen auf der objektiven Moral, auf der Oeffentlichen Meinung, die neben den Ariertugenden auch einen Zusatz christlicher Milde fordert, und auf den Einrichtungen: Schule, Militär, Justiz, Verwaltung, Polizei, die mit Zwang nachhelfen, wo sich Einer den Forderungen der geltenden Sitte nicht freiwillig fügt. Diese objektive Sittlichkeit ist dadurch entstanden, daß, so oft die Christenheit in Gefahr kam, zu verwildern, ein Heiliger oder

Reformator zügelnd und erweckend eingriff und daß kluge und tüchtige Regenten und Staatsmänner, die biologische Nothwendigkeit jener Rassetugenden für die Volksgesundheit und für den Bestand des Staates erkennend, die Hilfe der Kirche für die Volkserziehung in Anspruch nahmen, die Religion zu einer den Zwang bald unterstützenden, bald ergänzenden Staatseinrichtung machten, auch nichts dagegen hatten, wenn Virtuosen der spezifisch christlichen Tugenden Demuth, Selbstverleugnung, Barmherzigkeit die Heidentugend veredelten und die Härten milderten, welche die Herrschaft der Kraftmenschen den schwächeren Individuen auferlegt. Daß die Durchschnittschristen nicht „geheiligte", sondern nur gezügelte sind, zeigt sich gewöhnlich, wenn sie in eine Umgebung gerathen, wo sie sich ungestraft gehen lassen dürfen, etwa in eine exotische Kolonie. Ein Missionar berichtet, ein Neger habe ihm gesagt: „Du hast uns den Teufel beschrieben; die Beschreibung paßt ganz genau auf die Weißen, die uns heimsuchen." Gegen den Zwang der objektiven Moral wird stets angekämpft, nicht nur von den Verbrechern, sondern auch von respektablen Leuten im Namen irgendeiner edlen Idee; heute verbirgt sich die Auflehnung hinter der Schulreform, der Sexualreform, der ästhetischen Kultur. Bei Erwachsenen sind die Sakramente nicht ganz unwirksam; aber was sie wirken, geschieht nicht durch eine geheimnißvolle übernatürliche Kraft, sondern durch die frommen und nützlichen Betrachtungen, Ermahnungen und Vorsätze, die mit ihrem Empfang verbunden zu sein pflegen. Und wie unbedeutend ist im Ganzen ihre Wirkung! Ein Handwerksmeister, der vor fünfzig Jahren als Geselle Frankreich durchwandert hat, erzählte mir: „Je weiter südwärts man in diesem Lande kommt, desto ärger wird der leibliche und der sittliche Schmutz; aber auch schon im Norden ist das Erste, wonach man den Ankömmling fragt, ob er schon eine ‚Freundin' habe." Und der nichts weniger als kirchenfeindliche Figaro verspottete vor dreißig Jahren einmal die Mütter, die sich entrüstet stellen, wenn der Sohn das erste Mal über Nacht weggeblieben ist, und erklärte kategorisch: A vingt ans, chaque Français a fait ses noces. Ich nehme so Etwas nicht tragisch, aber der rechtgläubige Katholik muß Das, was er für Todsünde hält, tragisch nehmen; und ich frage ihn: Wo bleibt die Wirkung der Sakramente, wenn in diesem katholischen Lande die Todsünde das allgemein Uebliche und Selbstverständliche ist? Als die Geistlichen noch ziemlich allgemein die Jugenderziehung leiteten, ließen sie die jungen Leute vom vierzehnten Lebensjahr an (auch in manchen katholischen Gegenden Deutschlands leider schon vom zwölften an) die „Sakra-

mente der Buße und des Altars“ alljährlich mehrmals empfangen. In vielen protestantischen Familien Deutschlands gilt es (trotz Georg Hirth) nicht für selbstverständlich, daß Neunzehnjährige font leurs noces. (Eine Boulevardanekdote habe ich mir gemerkt. Ein Kriegsschüler oder Polytechniker war von solcher Sehnsucht nach einer Schauspielerin verzehrt, daß er kaum noch zu arbeiten vermochte. Da er ein armer Teufel und die Theaterdame anspruchsvoll war, legten schließlich die Lehrer zusammen und halfen ihm durch das Geschenk des Sümmchens ans Ziel seiner Wünsche.)

Vom Sakrament der Priesterweihe zu sprechen, giebt mir der andere Warner Gelegenheit, Herr Max Bierbaum, der sich mir brieflich vorgestellt hat. Er ist ein für seinen Beruf und für die Katholische Kirche begeisterter Kaplan, steht mir im Ganzen nicht unfreundlich gegenüber und polemisirt nur (im Januarheft der mainzer Zeitschrift „Der Katholik“) gegen mein Urtheil über den Cölibat. Ich verstehe, daß ein Geistlicher, der sich seiner eigenen Reinheit bewußt ist, als eine persönliche Beleidigung empfindet, wenn die Reinheit seines Standes in Frage gestellt wird. Ich verstehe auch, daß Bierbaums Aufmerksamkeit an den Stellen haften geblieben ist, die ihn besonders verletzt haben, daß er darüber den Zusammenhang aus den Augen verloren und mich gründlich mißverstanden hat. Ich führte den Cölibat auf den Manichäismus zurück, meint er, erschütterte freilich selbst „theilweise“ diese Behauptung, indem ich die Gegenbehauptung aufstellte: „Der Manichäismus ist von der Katholischen Kirche ausdrücklich verworfen worden.“ Sehe ich wirklich so dumm aus, daß man mir zutrauen kann, ich behauptete auf der selben Seite, a sei = b und nicht = b? Und dann beweist er, daß die Lehre der Kirche vom Vorzug der Jungfräulichkeit die Ehe nicht herabwürdige; sehr überflüssiger Weise, sofern er mich belehren will. Ich leite den Cölibat aus dem Höllenglauben ab, meint Bierbaum weiter und verweist mich auf Matthäus 19, 12, wo Christus von Denen spricht, die sich um des Himmelreiches willen verschnitten haben. Er bildet sich wirklich ein, mir, der ich fast sechzig Jahre lang fleißiger Bibelleser gewesen bin, sei diese Stelle unbekannt, eine Stelle, die ich oft behandelt habe und die so in Aller Munde ist, daß ich für überflüssig hielt, sie in dem Abschnitte über den Cölibat anzuführen. Eine Seite vor der von ihm citirten habe ich gesagt, daß asketische Verzichtleistung auf Genüsse, auch auf die Ehe, um eines höheren Zweckes willen gerechtfertigt und unter Umständen geboten sei, und auf der selben Seite, die er citirt, sage ich: „Darum gehört eine Gesinnung, die bereit ist, dieses Opfer zu bringen, falls es die Umstände for-

dern, zum geistlichen Beruf.“ Ich habe nur geleugnet, daß diese Umstände bei jedem Dorfpfarrer und Dorfkaplan obwalten. Ein halbes Stündchen Messelesen, ein Stündchen Brevierrecitation jeden Tag, allsonntäglich eine Predigt, allwöchentlich zwei Stunden Religionunterricht, alle vierzehn Tage ein Krankenbesuch und eine Beerdigung, etliche Taufen, den größten Theil des Tages mit Spazirengehen, Plaudern und Kartenspielen vertrödeln, allenfalls manchmal ein paar Stunden bei einem wissenschaftlichen Buch zubringen: Das sind doch wahrhaftig keine Leistungen, die durchs Familienleben geschädigt werden könnten; da leistet denn doch ein Bismarck, den seine Gattin nicht gehindert hat, das Deutsche Reich zu gründen und unter den schwierigsten Verhältnissen zu regiren, ein Bischen mehr. Nicht den Cölibat, der an seinem Ort, wie bei einem Paulus, löblich und nothwendig ist, habe ich auf den Manichäismus und die Höllenfurcht zurückgeführt, sondern ich habe nur diese beiden als zwei von den drei unevangelischen Motiven bezeichnet, die bei der Ausgestaltung des priesterlichen Cölibats zu einer Zwangsinstitution mitgewirkt haben. Nicht den Cölibat, sondern den Zwang zum Cölibat verwerfe ich. Das Manichäisch-Gnostische und das echt Evangelische hat doch in der Kirche der ersten vier Jahrhunderte nicht neben einander gelegen wie Aepfel und Birnen bei der Obstfrau, sondern beide Elemente verschlangen und durchdrangen einander, so daß ein Jahrhunderte langer Kampf nöthig war, zwischen beiden wenigstens eine äußerliche Scheidewand aufzurichten. Aber diese orientalischen Philosopheme aus den Gemüthern der Christen völlig auszutilgen, ist bis auf den heutigen Tag nicht gelungen; sie haben im katholischen Asketismus, im Calvinismus nachgewirkt, sie wirken in vielen heutigen Schwärmereien nach, sie machen sich in manchen katholischen Lobpreisungen der Jungfräulichkeit deutlich bemerkbar. So erinnere ich mich einer, in der vor beinahe vierzig Jahren gefragt wurde, welcher zartfühlende Mensch sich eines leisen Bedauerns erwehren könne, wenn er eine reine Jungfrau zum Traualtar schreiten sehe.

Das katholische Priesterideal und das Ideal der Kranken pflegenden Orden sind die höchsten und feinsten aller Ideale; der sich ganz und rückhaltlos für seine Mitmenschen Aufopfernde, der für sich gar nichts will und erstrebt, auf jede persönliche Befriedigung verzichtet, die nicht unbedingt zur Erhaltung seines Lebens nothwendig ist, verkörpert den höchsten und feinsten Typus. (Die Alleinherrschaft kann dieser Typus nicht erlangen, weil die ja den Untergang des Menschengeschlechts bedeuten würde, und auch vorherrschend darf er nicht werden, weil Das den von Gott augen-

scheinlich gewollten Kulturfortschritt hemmen würde, welcher der Habsucht, Herrschsucht und Genußsucht als Triebfedern und der selbstsüchtigen Härte gegen die vom Fortschritt Geschädigten und darum ihm Widerstrebenden bedarf.) Aber er ist ein heroischer Typus; und den Heroismus kann man nicht zur Grundlage eines ganzen zahlreichen Standes machen, in den der Jüngling eintritt wie in einen anderen Stand, der Versorgung wegen. Es ist wahr, daß einzelne edle Knaben und Jünglinge ihn aus religiöser Begeisterung wählen und daß wackere Alumnatsleiter bei den Uebrigen die weltlichen Motive durch die höheren zu verdrängen suchen; aber all Das ändert nichts an der Thatsache, daß der durchschnittliche Pfarrer und Kaplan nichts weniger ist als ein Heros. Ich habe persönlich nur zwei Männer kennen gelernt, die das Priesterideal verkörperten, also Heilige waren: meinen Alumnatsrektor Sauer und den Geistlichen Rath Müller, den Begründer des katholischen Vereinswesens in Berlin. (Männer, von deren vollkommener Keuschheit ich überzeugt bin, waren auch einige altkatholische Professoren, wie Baltzer, Döllinger, Michelis, Reusch. Doch gehören diese in eine andere Kategorie: in die der Männer, bei denen irgendein geistiges Interesse so stark ist, daß die Sinnlichkeit verkümmert, in die selbe Kategorie also wie die weltlichen Cölibatäre Adam Smith, David Hume, Kant, Alexander von Humboldt und viele Andere.) Für einen wahrhaft Heiligen ist die Ehelosigkeit selbstverständlich; aber auch nur in einem solchen Leben, zu dessen Art sie wesentlich gehört, hat sie Sinn und sittlichen Werth. Wird sie, wird die Enthaltung vom Geschlechtsverkehr für sich allein geschätzt, so beweist Das die Wirksamkeit entweder des im vierten Kapitel des Ersten Timotheusbriefes verurtheilten manichäischen (schon in der Apostelzeit unter dem Namen des gnostischen wirkenden) Motivs oder des im Galaterbrief so entschieden zurückgewiesenen Glaubens, daß Gott rituelle Reinheit fordere. Für sich allein, in einem gewöhnlichen Mannesleben, ist die Ehelosigkeit weiter nichts als eine gefährliche Abnormität. Und was giebt es Gewöhnlicheres, Unheroischeres als (von den schwarzbetuchten Biertonnen nicht zu reden, die man in Bayern herumwandeln sieht) einen gemüthlichen und behäbigen Dorf- oder Kleinstadtpfarrer? Jede brave arme Mutter seiner Gemeinde ist im Vergleich zu ihm eine Heroine, vor der er sich bei seinem Mittagsmahl zu schämen hat.

Herr Bierbaum müßte eigentlich merken, daß wir Beide in allem Grundsätzlichen einig sind, und auch die von ihm perhorreszirte „Allgewalt der Naturtriebe“ wird kein Hinderniß der Ver-

ständigung mehr sein. Der Vernünftige meint damit natürlich nicht, daß der Mensch genöthigt sei, jeder Regung eines Naturtriebes nachzugeben, sondern nur, daß die Beherrschbarkeit ihre Grenzen habe. Für den Einzelnen kann sie unbegrenzt sein; wer durchaus will, vermag sich totzuhungern oder durch Schlaflosigkeit umzubringen. Das geschieht ja. Aber nach Gottes Willen soll es für gewöhnlich nicht geschehen, denn er will offenbar, daß das von ihm geschaffene Menschengeschlecht am Leben bleibe, und darum müssen nicht nur die der Erhaltung des Individuums dienenden Naturtriebe, sondern muß auch der für die Erhaltung der Gattung bestimmte Trieb beim Durchschnittsmenschen unwiderstehlich sein; der durchschnittliche Geistliche ist nun, wie sich Jeder im Umgang mit Geistlichen überzeugen kann, kein außerordentlicher, sondern nur ein Durchschnittsmensch. Aber, wendet mein Gegner ein, ihm wird eine außerordentliche Hilfe zu Theil: die im Sakrament der Priesterweihe gespendete Gnade. Nun, ich habe einen Geistlichen gekannt, der bis zur Priesterweihe absolut rein gelebt hatte, bald nach ihr aber von Versuchungen geplagt wurde, gegen die er einen mehrjährigen verzweifelten Kampf führte, der mit einer schmählichen Niederlage endete. Natürlich war daran nicht etwa die Priesterweihe schuld, sondern der Umstand, daß mit ihr zufällig die Vollendung der Geschlechtsreife zusammentraf und daß dem Dasein des Dorfkaplans ein Inhalt fehlt, der im Stande wäre, die Wirkungen des körperlichen Zustandes zu paralysiren. Die Priesterweihe wirkt eben so wie die übrigen Sakramente, die der Erwachsene empfängt, nicht durch Eingießung einer übernatürlichen Kraft, sondern in einem natürlichen psychologischen Prozeß durch die damit verbundenen Betrachtungen, Erwägungen und Vorsätze; nachhaltiger als die anderen Sakramente, weil diese Betrachtungen das ganze Alumnatsjahr ausfüllen und in den wiederholten Exerzitien besonders wirksam gestaltet werden. Das Alles verleiht der Seele einen Schwung, der über Manches für eine Weile hinweghilft, aber nicht über Alles und eben nur für eine Weile. Hier haben wir es nicht mehr mit Grundsätzlichem zu thun, sondern mit einer quaestio facti. Was die Vergangenheit betrifft, so handelt es sich keineswegs, wie Bierbaums Autoritäten behaupten, um Verirrungen Einzelner, sondern darum, daß die Geistlichkeit ganzer Länder Jahrhunderte lang notorisch unkeuscher gelebt hat als die Männer des Laienstandes. Die ungeheure Fülle von Zeugnissen, die Das beweisen, zu entkräften, reicht die Autorität des einen Johannes Janssen, auf den sich Bierbaum stützt, nicht hin. Das Urtheil über die Gegenwart hängt von den Erfahrungen ab,

die Jeder macht. Nach meinen Erfahrungen ist die Keuschheit des katholischen Klerus beim Durchschnitt ein mühsam aufrecht erhaltener Schein. Beim Durchschnitt! Durchaus nicht etwa bei Allen. Die sich schuldlos wissen, werden von diesem Urtheil nicht getroffen. In Deutschland hilft unsere Zeit einem großen Theil des Klerus zu wirklicher, innerlicher Keuschheit, weil sie ihm in dichtbevölkerten Gegenden ein Uebermaß von Berufsarbeit aufbürdet und ihm außerdem reichliche Gelegenheit zu sozialpolitischer, volkswirthschaftlicher, politischer und literarischer Thätigkeit bietet.

Mehr als einmal habe ich gezeigt, daß und warum die Erzwingung der Ehelosigkeit in der Zeit Gregors des Siebenten eine geschichtliche Nothwendigkeit gewesen ist (weil ohne sie eine reichbegüterte, übermächtige, erbliche Priesterkaste und wahrscheinlich sogar ein abendländisches Khalifat entstanden sein würde). Ich habe hinzugefügt, auch in späteren Zeiten habe sich der Cölibat noch mitunter nützlich erwiesen; so würde der deutsche Klerus im Kulturkampf schlechter bestanden haben, wenn er verheirathet gewesen wäre. Glauben die Bischöfe um solcher Fälle willen, die auch in Zukunft noch öfter eintreten können, den Cölibatszwang aufrecht erhalten zu sollen, so finde ich Das entschuldbar. Aber Zweierlei muß man verlangen: Die älteren, erfahrenen Mitarbeiter katholischer Zeitschriften müssen aufhören, uns Komoedie vorzuspielen, indem sie thun, als ob sie aus der Haut fahren wollten, wenn Jemand gelegentlich die geschichtliche Thatsache betont, daß die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen nicht immer Keuschheit bedeutet. Und die Bischöfe müssen dem unerträglichen Zustand ein Ende machen, daß die beiden Lehren von der Todsündlichkeit jeder außerehelichen geschlechtlichen Befriedigung und vom sakrilegischen Charakter jeder Kommunion im Zustande der Todsünde unzählige feinere Gewissen zur Verzweiflung treiben, viele rohere bis zur Verruchtheit abstumpfen. Wenn die Bischöfe selbst ein Gewissen haben, werden sie die Pflicht erkennen, Abhilfe zu schaffen. Zum Schluß erinnere ich noch an Zweierlei: an das Gebot des Ersten Timotheusbriefes (3, 2): der Bischof sei eines Weibes Mann; und an die Gefahr, die gerade feineren Jünglingseelen, die von ihren Eltern für den Priesterstand bestimmt werden, daraus erwächst, daß, weil ihnen der Ehestand Tabu ist, Phantasie und Gefühl auf Abwege gerathen, von denen sie gar nicht ahnen, daß es Abwege sind, oder wenigstens vor dem Eulenburgskandal, der diese Gefühlsverirrung zum Gegenstand öffentlicher Erörterungen gemacht hat, nicht ahnten.

Neisse. Karl Jentsch.

Orientalische Weltanschauung.

Wie haben wir die Thatsache zu deuten, daß die Denkarbeit des Orients von der abendländischen Philosophie als quantité négligeable behandelt wird? Nur Parteivoreingenommenheit sektirerischer Schwarmgeister wird behaupten, im Totschweigen der Philosophie des Orients bei unseren besten Darstellern der Philosophiegeschichte liege eine Absicht oder gar geflissentliche Herabsetzung. Die Vernachlässigung der orientalischen Philosophie muß tiefer liegende Gründe haben. Die westasiatischen Denker freilich werden in jüngster Zeit mit größerer Aufmerksamkeit behandelt, zumal Schopenhauer hier die Wege geebnet hat; aber die Denkarbeit der Ostasiaten, insbesondere der Chinesen und Japaner, ist für das Abendland noch urbar zu machen. Sind die chinesischen Mauern gefallen, so ist es an der Zeit, daß auch die intellektuellen Mauern, die den Occident vom Orient trennen, geschleift werden.

Verdankt das Abendland seine Weltanschauung, sein philosophisches Weltbild eben so dem Orient wie seine Religionen? Gilt das Wort „Ex oriente lux" auch für exakte Wissenschaft, für Mathemathik, für Logik und Metaphysik? Sind unsere wissenschaftlichen Stammväter, die Griechen, bei den Asiaten in die Schule gegangen? Oder hat sich die abendländische Weltanschauung unabhängig von einer unmittelbaren geschichtlichen Einwirkung des Orients entwickelt? Auf diese entscheidend wichtige Frage erhalten wir dann eine befriedigende Antwort, wenn wir zwischen der logischen Kontinuität der allgemein-menschlichen Gedankenbildung und der geschichtlichen Kontinuität in der philosophischen Systembildung scharf unterscheiden. Dort folgen Gedankenreihen aus anderen, hier nur auf andere. Ein schlagendes Beispiel der logischen Kontinuität in der Gedankenbildung der führenden Kulturvölker des Alterthums bieten die großen Reformatoren im Uebergange vom siebenten zum sechsten vorchristlichen Jahrhundert in China, Indien, Persien, Hellas und Judaea, also an den Hauptstätten der alten Kultur. Confucius in China, Buddha (Sâkja-Muni) in Indien, Zoroaster in Persien, Pythagoras in Griechenland, Josua und Esra in Judaea stehen einander zeitlich nah; und doch kann keine unmittelbare geschichtliche Berührung zwischen diesen in keinem nachweislichen Verkehr stehenden Kulturcentren angenommen werden. In Folge der logischen Kontinuität in der Gedankenbildung kommen vielmehr Denker verschiedener Himmelsstriche, ganz unab-

hängig von einander, auf die selben Problemstellungen und auf analoge Lösungen.

Wie die Menschen aller Zeiten und Zonen ohne jede Verabredung die selben formalen Gesetze der Logik entweder unbewußt anwenden oder bewußt herausarbeiten, obgleich sie sich in Hunderte von Sprachen spalten, so kommen sie auch in großen Zügen zu ähnlichen, typisch wiederkehrenden Weltkonzeptionen. Machen doch die Menschen aller Gegenden der Windrose analoge (wenn nicht gar identische) Erfahrungen. Himmel und Erde, Tag und Nacht, Flüsse und Wälder, Thäler und Berge stellen die Menschen des ganzen Erdenrunds vor die selben Räthselfragen. Da aber die Prämissen der Wirklichkeit, der Außenwelt, im Großen und Ganzen allüberall ähnliche sind, so ziehen die Menschen naturgemäß ähnlich klingende, wenn nicht gar gleichlautende Schlußfolgerungen. „Völkergedanken" nannte sie Bastian. Von „Ideen-Wanderungen" spricht man heute. Wundt redet in seiner „Völkerpsychologie" von „Wanderhypothesen", die von Haus aus einen nationalen Zug an sich tragen. Die Panbabylonisten, zum Beispiel, sehen in der Ausbreitung der astralen Lehre über ganze Kultursysteme eine Wanderhypothese des babylonischen Kulturkreises. Was aber die Panbabylonisten als geschichtliche Kontinuität bezeichnen, Das kann ich in allen Fällen, wo wegen der geographischen Lage ein direkter Verkehr ausgeschlossen erscheint, nur als logische Kontinuität in der Gedankenbildung gelten lassen.

Die Gleichartigkeit der menschlichen Gattungvernunft mit ihren identischen Erfahrungen und die daraus sich ergebende einheitliche logische Organisation des Menschengeistes bewirken, daß die entwickelten Religionen die Etapen des Animismus, Fetischismus, Totemismus und andere allgemach durchschreiten und die Eierschale des Mythologischen abstreifen, um die mythologischen Figuren der Volksphantasie nach und nach in Naturkräfte aufzulösen, zuletzt in rein logische Begriffe zu verwandeln. Dieser Prozeß vollzieht sich in parallelen Linien überall, wo eine reifere Kultur die Kindlichkeit der Symbolik nicht mehr verträgt. Aber nicht nur religiöse Weltbilder, die sich in die zwei großen Legendenkreise vom „Goldenen Zeitalter" und der „Ewigen Wiederkunft" spalten, zeigen wunderbare Uebereinstimmungen, die nur als logische, nicht als geschichtliche Kontinuität gedeutet werden können, sondern auch rein philosophische Systeme. Die Psychologie der philosophischen Systembildung lehrt, daß Denker verschiedener Zeiten und Zonen ohne jede Spur geschichtlicher Beeinflussung bis in die feinsten gedanklichen Schattirungen mit einander übereinstimmen.

So finden wir bei den Indern ein ausgebildetes System der Atomistik, das mit der Lehre Demokrits nicht den geringsten geschichtlichen Zusammenhang hat. In der Maja-Lehre der Inder sieht Otto Schrader die Hauptgedanken von Kant vorweggenommen. Die Yoga-Lehre der Inder (Yoga = abstrakte Meditation) hat bereits eine streng systematische Gliederung und eine logische Durchbildung erfahren, die sie in die Nähe unserer größten Denker rückt. Und Jacobi hat in seinem Buch über die indische Logik gezeigt, daß die Nyaya-Lehre der Inder nicht nur den Syllogismus kennt, dessen Formulirung wir Aristoteles danken, sondern ein fertig ausgebildetes System der formalen Logik besitzt, das dem aristotelischen nicht nachsteht.

Die Lehre Buddhas ruht auf einer philosophischen Weltanschauung, dem System Kapilas, dem Buddha gefolgt ist. Anders Confucius (Kung-fu-tse; 551 bis 479 vor Christus). Bei ihm herrscht die praktische Tendenz vor. Seine Lehre ist mehr das Werk eines Staatsmannes als eines Philosophen oder auch nur eines religiösen Reformators. Der religiöse oder auch philosophisch-dogmatische Fanatismus ist Confucius völlig fremd. Seine Religion ist mindestens eben so duldsam wie der Buddhismus. Wie die Japaner, so üben auch die Chinesen in religiösen Fragen die weitestgehende Toleranz. In China behaupten sich, neben, nicht gegen einander, drei Lehren: die des Lao-tse, des Kung-fu-tse, des Fo (Buddha). Aber die Chinesen sagen: San Kiao i Kia. Das heißt: „Drei Lehren und doch eine Familie."

Die religiös gefärbte Ethik des Confucius stellt das Wohl des Einzelnen in den Vordergrund, betont aber mit Nachdruck, daß individuelles Glück nur durch das der Gesammtheit und dieses wieder nur innerhalb einer sittlichen Ordnung verbürgt werden kann. Dieser Kernsatz seiner Lehre empfängt die knappe Prägung, die stereotyp geworden ist: „Was Du nicht willst, daß man Dir thu', Das füge auch keinem Anderen zu" (quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris). Bei Sokrates, im Neuen Testament, im Kategorischen Imperativ Kants und in der Mitleidsmoral Schopenhauers kehrt die Formel wieder, die Confucius wohl zuerst geprägt hat.

In seiner „Großen Lehre" fordert Confucius die innige Gesellung von Güte und Schönheit: das Ideal der Kalokagathie in Hellas. Die Kunst, mehr Wissen zu erwerben, heißt es in seiner „Großen Lehre", erwirbst Du nur dadurch, daß Du die Dinge untersuchst. Sind die Dinge untersucht, dann erst ist das Wissen vollkommen; ist das Wissen vollkommen, dann erst ist das Denken wahrhaftig; ist das Denken wahrhaftig, dann erst ist das Herz

lauter; ist das Herz lauter, dann erst bildet sich die Persönlichkeit heraus; ist die Persönlichkeit ausgebildet, dann erst wird das Hauswesen geregelt; ist das Hauswesen geregelt, dann erst wird das Staatswesen geordnet. Hier sieht man den Staatsmann Confucius am Werk. Das Wissen ist ihm die Basis, das Staatswesen die Spitze der Pyramide.

Einen mystisch angehauchten Pantheismus vertritt der sinnigste Denker unter den Chinesen, Lao-tse. Seine Metaphysik trennt die Erscheinung vom Wesen der Welt. Hinter der Welt der Erscheinungen birgt sich ein unverkennbares Etwas, ein Urwesen, Tao genannt. Unter „Tao" versteht Lao-tse das höchste Wesen. Ganz ähnlich wie vom Namen Jahwe im Pentateuch heißt es im fünfundzwanzigsten Kapitel des Werkes von Lao-tse: „Wir müssen in diesem höchsten Wesen den Schöpfer der Welt sehen. Seinen Namen weiß ich nicht; wenn ich ihm einen Namen geben muß, so will ich es das Tao nennen."

Weniger metaphysisch ist die Lehre des chinesischen Philosophen Mencius (Meng-tse), die soziale Probleme bevorzugt. Hier sind die Grundzüge des chinesischen Sozialismus sichtbar, den Faber monographisch dargestellt hat. Daneben kennt die chinesische Philosophie noch Naturalisten und Epikuräer, Pessimisten und Optimisten, Quietisten und Eklektiker, genau so wie das indische und das hellenische Kultursystem. Die logische Kontinuität in der Gedankenbildung trieb in China ähnliche Systeme hervor wie in Westasien und im Abendland. Sogar die Scholastik ist den Chinesen nicht erspart geblieben, wie Von der Gabelentz gezeigt hat. Im Mittelalter bildet sich unter der Sung-Dynastie (960 bis 1280 nach Christus) die Lehre des Tscheng-tse heraus, die in China heute noch kanonische Geltung besitzt. In einer „Tafel vom Urprinzip" sucht Tscheng-tse, ähnlich wie auf der „Tafel der Gegensätze" die Pythagoräer, zu erklären, warum das Urprinzip, die Einheit, sich spalten und in die Zweiheit von Körper und Geist auseinandertreten mußte. Später wurde diese Philosophie von Tschu-tse (1129 bis 1200) in ein schulmäßiges System gegossen. Seit dieser Zeit stagnirt das philosophische Denken in China eben so wie im ganzen Orient. Wohin wir blicken: überall die selbe Erscheinung. Der Orient ist geistig verarmt, unfruchtbar, öde und starr. Seine philosophischen Gedanken wirken heute wie Versteinerungen auf uns.

Unverkennbar dualistischen Charakter hat die Weltanschauung des Parsismus. Die indische Philosophie mündet im „âtman", die chinesische im „Tao", also im Wesentlichen doch in eine monistische Deutung des Universums. Anders die Weltanschauung Zo-

roasters. Hier sind die Gegensätze von Licht und Finsterniß, symbolisirt in Ormuzd, dem guten und weisen Geist, und Ahriman, dem Prinzip des Bösen, durchgreifender; sie haben ethische Geltung nicht minder als metaphysische. Der Lichtgott ist Schöpfer und Erhalter, der Gott der Finsterniß Zerstörer und Vernichter der Welt. Zoroaster (Zarathustra = „der mit Kraft opfert") faßt die in der Zendavesta (Avesta = Grundtext, Zend = Auslegung) niedergelegten Grundgedanken des parsischen Kultursystems genau so zusammen wie Buddha das westasiatische und Confucius das ostasiatische Kultursystem.

Der Dualismus der Zarathustra-Lehre kündet: Die Welt zeigt einen ewigen Kampf von Licht und Finsterniß, von Gut und Böse, von Geist und Körper, von Wahrheit und Lüge. Nicht die ewige Ruhe, Nirwana, wird hier gepriesen, sondern der ewige Kampf. Zu Anfang herrschte Ormuzd, das Licht, die Reinheit, die Ordnung, das Ebenmaß, die Allwissenheit. Diese Allwissenheit und Reinheit nennt die Zendavesta das „Gesetz". Das „heilige Wort" (man denke an den λόγος) heißt es da, war vor dem Himmel, dem Wasser, der Erde, der Fauna und Flora, ja, vor dem Feuer, diesem „Sohne des Ormuzd". In seiner Allwissenheit sieht Ormuzd auch die bösen, aber unvermeidlichen Gegenwirkungen seines Erzfeindes Ahriman voraus und sucht sie zu paralysiren. Der Dualismus ist also in das Wesen der Gottheit selbst hineingetragen. Die Reinheit der Seele, so lautet die centrale Forderung Zoroasters, erhebt zu Gott, dessen Materie das Licht ist. Feuer und Flamme sind nur seine Symbole. Die Seele Gottes aber ist die Wahrhaftigkeit. Licht und Gottheit sind dem Zoroaster eben so sehr Synonyme für Ormuzd wie Nacht, Lüge und Böses für Ahriman. Am Ende aller Enden freilich siegt in der Zarathustra-Lehre das gute über das böse Prinzip, Ormuzd über Ahriman, so daß der Parsismus zum typischen Vertreter eines kosmischen Optimismus wird.

Die Ethik der Zarathustra-Lehre steht hoch über dem Durchschnitt der angrenzenden Kulturvölker. Sie betont die persönliche Verantwortlichkeit, die sich auf die Willensfreiheit gründet. Sie fordert gute Gedanken, gute Worte, gute Werke. Sie verkündet die „Ewige Wiederkunft", die es Nietzsche eben so angethan hat, wie die Nirwana-Lehre einst Schopenhauer bezauberte. Die Erdgeschichte verläuft nach einem Cyklus von zwölftausend Jahren, eingetheilt in vier Perioden von je dreitausend Jahren. Die letzte Periode ist das Erscheinen des Zarathustra (= „Heiland", „Erlöser", „Messias", „Christus"). Gott wird nun zum Allwesen; er ist „Alles in Allem". Mit Zarathustra beginnt der endgiltige Sieg

des Lichtreiches über die Macht der Finsterniß. Und so wird denn die Zarathustra-Lehre zum Prototyp aller optimistisch gerichteten Religionen und jeder evolutionistisch gestimmten Weltanschauung. Die parsische Lichtreligion verlegt ihr Vollkommenheitideal nicht rückwärts in die ferne Vergangenheit, wie der Buddhismus und mit ihm der gesammte Legendenkreis vom „Goldenen Zeitalter", das für immer entschwunden ist, sondern vorwärts in die entfernteste Zukunft (Eschatologie, Chiliasmus, Messianismus). Dort Vergangenheit-, hier Zukunft-Projektion. Dort Abstieg von oben nach unten, hier Aufstieg von unten nach oben. Dort Emanation, hier Evolution.

In dieser „Zukunftverkündung" der Zarathustra-Lehre sehen heutige Panbabylonisten, wie Hugo Winckler und Alfred Jeremias, eine formale Uebereinstimmung in der religiösen Weltanschauung des alten Orients, insbesondere auch Egyptens. Schon die Egypter weissagten, daß einst der Hirt für alle Menschen kommen werde, in dessen Herzen nichts Böses ist. Zwischen dieser Hirtenweissagung der Egypter und der Erlösunghoffnung der israelitischen Prophetie besteht ein offenkundiger Zusammenhang. Im Uebrigen scheint der babylonische Kulturkreis, am indischen, selbst am chinesischen gemessen, arm an philosophischer Schöpferkraft. Eigentliche Philosophenschulen giebt es weder in Egypten noch in Judaea, bis der Hellenismus durchbricht und in Alexandrien ein philosophisches Centrum für Griechen, Egypter und Juden schafft. Natürlich war in Egypten die Priesterkaste Trägerin aller Kultur, also auch aller philosophischen Tradition. Aber diese Kaste erwies sich als unfähig, eine in sich abgeschlossene philosophische Weltanschauung aus sich heraus zu erzeugen. Die egyptischen „Totenbücher" enthalten wohl Weisheitregeln, Spruchdichtung, hausbackene Alltagserfahrung, aber nicht den geringsten Ansatz zu systematischem Denken. Die göttliche Kausalität, welche die „Totenbücher" ahnungvoll andeuten, und die natürliche Kausalität, die da und dort durchschimmert, werden zu Gunsten einer Zauber-Kausalität preisgegeben. Und so gelangt denn Schneider („Kultur und Denker der alten Egypter") zu dem harten Urtheil, daß den Egyptern der Sinn für logische Folgerichtigkeit durchaus abgehe und daß sie die unmöglichsten Trugschlüsse unbedenklich zulassen. Nicht einmal das Unsterblichkeitproblem, das ihnen um so näher lag, als sie Leichname einbalsamirten, haben sie mit philosophischem Ernst angepackt.

In Heliopolis freilich glaubt Schneider Spuren einer naturphilosophischen Spekulation gefunden zu haben. Der centrale Ge-

danke dieser egyptischen Weltanschauung ist die Einheit alles Seienden in einem schaffenden und erhaltenden Wesen: der Sonne. Re (= Atman bei den Indern, Tao bei den Chinesen, Ormuzd bei den Persern) hat die Götter des Himmels und der Erde wie die der Luft erzeugt; sie sind seine Kinder, seine Familie. Er zeugte sie, wie die Sonne in der Natur alles Leben schafft: ohne Weib.

Grasser Anthropomorphismus hüben wie drüben. Die Rolle der „Maja“ bei den Indern übernimmt im babylonischen Kultursystem der „Mummu“. Mummu bedeutet die „mit Sinnen vorstellbare Welt“, wie sie sich in Raum und Zeit entwickelt hat. Mummu ist ein rationales Prinzip, das Verstand und Wissen in sich schließt. Was diesem Mummu zeitlich voranging, war Chaos oder ungegliederter Urstoff.

Primitiver noch als diese philosophische Kosmologie ist die rein utilitarische Ethik der Egypter. Die Moral der Konsequenzen ist die einzige, die sie kennen und anerkennen. Nutzen und Schaden sind das einzige Kriterium der moralischen Handlung. Zweckbedachtheit gilt als selbstverständliche ethische Norm. Der Begriff einer Gesinnungmoral, die den Werth einer Handlung nicht nach dem Effekt, sondern an der Lauterkeit der in ihr waltenden Gesinnung bemißt, ist den Egyptern völlig fremd. Ihre Ethik erhebt sich nie und nirgends zur Höhe der griechischen „Gnomiker“ oder „Sieben Weisen“; und von einer wissenschaftlichen Ethik, wie sie uns zuerst wohl bei Demokrit entgegentritt, ist noch weniger eine Spur zu finden.

Nach Alledem scheint mir der Erkenntnißwerth der orientalischen Weltanschauung für unser eigenes Denken fast belanglos. Bis auf die indischen Philosophen sind alle orientalischen Völker der Vorzeit in der „Protophilosophie“ stecken geblieben. Den entscheidenden Schritt vom Mythologischen zum Logischen, den der Grieche Thales zuerst gethan, haben sie nicht gewagt oder nicht zu thun vermocht. Die Weltanschauung der orientalischen Völker vermag daher heute nur noch geschichtliches Interesse auszulösen, aber kein systematisches mehr darzubieten. Die Geschichte des Mühens und Ringens des gesammtmenschlichen Geistes um ein dürftiges Zipfelchen der Erkenntniß ist des Schweißes der Edelsten werth. Sie ist weder ein Herbarium welker Begriffe noch ein Kuriositätenkabinet grüblerischer Einfälle, sondern (um mit Hegel zu sprechen) ein Pantheon ewiger Gedanken.

Professor Dr. Ludwig Stein.

Corpskneipe.*)

Ahlefeld legte seine Mütze auf den Tisch. „Silentium! Wir haben heute die Ehre und das Vergnügen, zwei Vertreter unseres lieben Kartellcorps Hansea bei uns begrüßen zu können....“

Während der sekundenlangen Pause, die der Redner nun machte, schossen Friedrich Harringa zwei Dinge durch den Kopf: erstens, wie oft er wohl in Göttingen diese Rede schon gehört hatte, die bei solchen Anlässen immer wörtlich die selbe war; dann, wie gut es doch war, daß

---

*) „Hellmuth Harringa, eine Geschichte aus unserer Zeit; fürs deutsche Volk herausgegeben vom Dürerbund (Alexander Köhler in Dresden)“: so heißt ein Roman, der frohe Zustimmung und heftigen Widerspruch findet und aus dem hier drum ein charakteristisches Stück veröffentlicht wird. Ein Bekenntnißbuch. Der Verfasser, Dr. Hermann Popert, der früher in Hamburg Amtsrichter war und im Guttemplerkampf gegen den Alkoholismus schon lange vornan steht, hat das Bedürfniß, seinen Landsleuten allerlei bittere, aber nothwendige und heilsame Wahrheiten zu sagen. Ueber das Gerichtswesen, die Presse, den ausschweifenden Drang des Kapitals, die Trinksitten, die nationale Pflicht zu Mannhaftigkeit und reiner Germanenkultur. Dieses Bedürfniß ist so stark, daß es den Gestaltungstrieb noch nicht zu rechtem Ausdruck kommen läßt. Wie weit die Plastikerkraft des neuen Mannes, seine Kunst, bestimmte Menschen im Licht ihrer eigenen Atmosphäre zu zeigen, reicht, ist nach diesem ersten Buch noch nicht zu ermessen. Hier wird für „Tendenzen“ gefochten. Das ist gewiß nicht zu tadeln, wenn das Streben ein innig zu wünschendes Ziel sucht. Aber Kunstwerke sind aus solcher Gemüthsstimmung selten entstanden. Einerlei: das Buch ist lesenswerth. Und die Pedantenmühsal, Irrthum und Uebertreibung anzukreiden, sollte man sparen. Die Lebensauffassung des Autors wird sich klären, wenn er sich seinem Ziel innerlich näher fühlt und die Ideale, die ihm noch manchmal wohl nur in Nebeln vorschweben, schärfer prüft. Kräftiges Schriftstellertalent kann der Unbefangene ihm nicht absprechen; auch nicht die Gabe, Vorgänge und Stimmungen lebhaft zu schildern. Und die überall fühlbare Liebe zu norddeutschem Land und norddeutschen Menschen tröstet den spröden Leser über manches Bedenken hinweg. Die Darstellung der Corpskneiperei (der, allzu sehr nach dem Schema der Warnungbücher für die reifere Jugend, die Leibesstrafe höllisch schnell folgt) hat den Sachkundigen schmerzhaft fröhliche Erinnerung geweckt. Daß sie, ohne Lücke, auch Dem verständlich ist, der von den handelnden und leidenden Personen vorher nichts gehört hat, ist ein lehrreiches Merkmal des Buches, dem die Wirkung nicht aus der Gesammtheit der dargestellten Welt kommt, sondern aus Einzelzügen, Einzelangriffen auf Mißstände; und aus dem tüchtigen Draufgängertemperament, das man hinter den oft ein Bischen absichtvollen Willensgeräuschen spürt.

er im letzten Augenblick vor dem Verlassen der Wohnung noch den Zettel zu sich gesteckt hatte, worauf die eben so wörtlich bestimmte Antwort verzeichnet stand, die er als der ältere der beiden anwesenden Hanseaten gleich zu geben haben würde. Er zog den Zettel heraus und las ihn verstohlen durch, während Ahlefeld auf dem vorgeschriebenen Gleis mit den Worten zu Ende kam: „... Wir heißen sie herzlich willkommen, danken für ihr Erscheinen, hoffen und wünschen, daß sie einige vergnügte Stunden in unserer Mitte verleben mögen, und trinken auf ihr und ihres C. C. Wohl, sowie auf ein ewiges Fortbestehen der innigen Kartellbeziehungen zwischen der Hansea einerseits und unserer lieben Baltia andererseits, unser Glas in Gestalt eines Schoppensalamanders."

Wieder erfolgte das Kommando zum Salamander. Wieder ergossen die Gläser ihren Inhalt in die Mägen und klapperten und stießen dann auf den Tisch. Kaum aber hatten Christian und die Füxe sie überall wieder gefüllt, als sich Friedrich pflichtgemäß erhob und an Ahlefeld die vorgeschriebene Frage richtete: „Darf ich um Silentium bitten?"

Ahlefeld, dessen Gesicht die Langeweile, die ihm die oft erlebte Ceremonie verursachte, schlecht verbarg, antwortete eben so nach der Vorschrift: „Silentium für den Herrn Vertreter der Hansea zu Göttingen."

Und Friedrich Harringa sprach in ernstem Ton die altehrwürdigen Worte: „Wir göttinger Hanseaten danken für die freundlichen Worte der Begrüßung wie für den auf unseres C. C. und unser Wohl geriebenen Schoppensalamander. Wir trinken auf ein ewiges vivat crescat floreat der Baltia zu Kiel, sowie auf ein ewiges Fortbestehen der innigen Kartellbeziehungen zwischen der Baltia einerseits und unserer lieben Hansea andererseits, unseren Rest." Nach den letzten Worten leerten er und Mosler, wie das Gesetz es befahl, ihr volles Glas, während sämmtliche Corpsburschen der Baltia feierlich „Prost" riefen.

„Ich komme den dritten und vierten Halben nach. Füchse einen Ganzen!" rief der Fuchsmajor. Die Sache klappte gut. Auch Holt erregte diesmal keinen Unwillen bei seinem Vorgesetzten.

Friedrich begann ein Gespräch mit dem Ersten Chargirten links neben ihm, von dem er hoffte, Mancherlei über das Leben auf den holsteinischen Landgütern zu hören. Von Ahlefelds Gesicht schwand sofort der Zug der Langenweile und er wurde ganz warm, wie er anhub, Friedrich die Schönheiten seines väterlichen Gutes zu schildern. Fitzwilliams hörte sehr interessirt zu, ließ auch einige Bemerkungen über den Landsitz seiner Familie in Wales einfließen. Die drei, die einander gut verstanden, achteten zwei Minuten lang wenig auf das fortwährende „Ich komme Dir einen Halben", „Prost, komme nach", um sie herum. Länger aber konnte Pornhagen es nicht mit anhören: er fragte, ob Friedrich ihm nicht von Göttingen her Etwas über die Gründe mit-

theilen könne, die zu dem Bruch des Kartells zwischen den „weißen" göttinger Sachsen und den „grünen" tübinger Schwaben geführt hatten. Friedrich Harringa hatte keine Ahnung mehr, da ihn Dergleichen nie interessirt hatte und außerdem die Geschichte eine Reihe von Jahren vor seiner eigenen göttinger Zeit lag. Aber die Sache gab doch Veranlassung, daß am Kopfe des Hufeisens eine Viertelstunde lang von nichts Anderem mehr gesprochen werden konnte als von dem Verhältniß, in dem die Corps des weißen Kreises überhaupt zu denen des grünen stehen. Und dann ging es von da auf die vielumstrittene Frage, ob für ein grünes Corps, wie die Baltia, nun eigentlich ein blaues oder ein schwarzes Corps das wünschenswerthere Vorstellungverhältniß sei. Während Graf Ahlefeld jetzt noch gelangweilter aussah als vorher, gerieth Pornhagen, so weit ers für zulässig hielt, in Begeisterung; mit der ganzen Gründlichkeit, die die Sache forderte, zählte er die sechs bis sieben schwarz-grünen Kreuzungen, die es gab, einzeln auf. Und von der Grundlage dieser unanfechtbaren Thatsachen aus wies er dann unwiderleglich nach, daß der Anspruch der blauen Corps, den grünen Corps näher zu stehen als die schwarzen, mit dem historisch Gewordenen durchaus nicht in Einklang sei.

Aber schon in seine letzten Worte fiel Stavenhusens dröhnendes Organ: „Sind sie rum?" Er war Niebuhr einen Halben vorgekommen. In den einhundertundachtzig Sekunden, die von fünf Bierminuten umfaßt werden, mußte Der nachkommen. Nun waren zwar erst dreißig Sekunden verstrichen, aber Stavenhusen wünschte eine Bierrempelei. Er fand auch sofort zwei schadenfrohe Gemüther, die als falsche Zeugen mit dem Ausruf „Rum" feierlich bestätigten, die heilige Frist sei bereits verstrichen. Und als sich Stavenhusen fragend nach dem dritten nöthigen Helfer umsah, fand er auch den schnell in dem Corpsburschen Scharnweber. Der war als witzig bekannt und rief deshalb nicht „Rum", sondern „Arrak". Aber auch dieses Wort genügte, um das Gesetz zu erfüllen; und kaum war es ausgesprochen, als Stavenhusen zur Fuchsentafel hinüberrief: „Silentium! Niebuhr ist im einfachen B. V. Ein bierehrlicher Fuchs erhält den Auftrag, Niebuhr an die Tafel des Hauses zu kreiden."

Auf einen energischen Augenwink Medows sprang Holt auf und schrieb den Namen Niebuhr mit Kreide an eine schwarze Holztafel, die hinter ihm an der Längswand des Zimmers hing. Nach der Vorschrift ergriff er dann sein Seidel, ging, dieses in der Hand, um das ganze Hufeisen herum bis hinter Stavenhusens Stuhl, nahm respektvoll die Mütze ab und meldete: „Melde, Niebuhr an die Tafel des Hauses gekreidet zu haben, und trinke zur Bekräftigung meiner Aussage, was folgt."

Wenn er gedacht hatte, Stavenhusen würde nach einigen Schlucken „Geschenkt" sagen, so irrte er. Stavenhusen dachte über Füchse im Allgemeinen und über Holt im Besonderen genau wie Medow und Pornhagen. Holt mußte das ganze Glas austrinken. Das war das achte

Gemäß, das er nun im Magen hatte; zusammen bald zweieinhalb Liter. Er war aber kaum wieder an seinen Platz gekommen, als Niebuhr sich schon an den ihm schräg gegenübersitzenden Corpsburschen wendete: „Sievers, ich pauke mich raus.“

Sievers sprach, wie die Sitte gebot, nur für die Nächstsitzenden verständlich: „Silentium! Niebuhr paukt sich in die Bierehrlichkeit zurück.“

Und nachdem dann Niebuhr einen Ganzen hinunter gegossen hatte, erklärte Sievers so laut, daß Alle im Zimmer es hörten: „Silentium! Niebuhr ist wieder bierehrlich. Ein bierehrlicher Fuchs kreide ihn aus.“

Holt hatte noch keine halbe Minute auf seinem Platz gesessen, aber wieder traf ihn Medows befehlender Blick. Er spürte, wie eine dumpfe Wuth in ihm emporstieg. Aber er fühlte auch die Ketten, die ihn hielten, und gehorsam ergriff er den kleinen Schwamm in dem Kasten unter der Tafel und löschte Niebuhrs Namen aus. Dann folgte wieder der Marsch mit dem Seidel durch den Raum und die Meldung, diesmal an Sievers. Der war gnädiger und ließ ihn nur wenige Schluck trinken. Trotzdem fühlte Holt, wie sein Magen rebellisch wurde. Als er wieder ruhig auf seinem Stuhl saß, schien Das vorüber zu gehen. Wenn nur nicht gerade in diesem Augenblick Medow den Gedanken gehabt hätte, den fünften und sechsten Halben nachzukommen und zu diesem Zwecke die Füchse aufs Neue einen Ganzen trinken zu lassen! Holt dachte, er zwänge es nicht mehr. Aber es gelang noch.

Fitzwilliams fühlte das Bedürfniß, den Waschraum zu betreten. Mit feierlicher Zuvorkommenheit öffnete ein Corpsbursche der Baltia dem Gaste die Thür, die aus dem Kneipzimmer auf den Vorplatz führte, und dann die vom Vorplatz zum Waschraum.

Holt merkte, wie ihm immer wirrer im Kopfe wurde. Und in der steigenden Unklarheit vergaß er eins der heiligsten Gesetze der Kneipe. An seinen Nebenmann Niclassen, der, wie er selbst, Jurist war, richtete er eine Frage, die sich auf die Institutionenvorlesung des Professors Muthesius bezog; die Frage war ziemlich sinnlos, aber er hatte das dringende Bedürfniß, einen Augenblick lang an etwas Anderes zu denken als an die ringsum besprochenen Dinge.

Niclassen war vorsichtig genug, mit der Antwort zu zögern, und hatte das Glück, noch nichts gesagt zu haben, als nun Medow dazwischen fuhr: „Holt, wie oft soll ich Dir sagen, daß die Fachsimpelei verboten ist. In die Kanne! Eins ist Eins, Zwei ist Zwei, Drei ist ...“

Bei den ersten Worten hatte Holt eine wahnsinnige Lust in sich gespürt, dem brutalen Gesellen seine Faust in das breite Slavengesicht zu schlagen. Aber er dachte an seinen Vater und konnte sie nur in der Tasche ballen. Ihn schauderte, als er das Gemäß an den Mund setzte. Doch wider alles Erwarten brachte er auch diesmal das Bier noch hinunter. Aber dann begann es ihn zu schütteln, stärker und immer stärker. Wohl stimmte auf Ahlefelds Kommando gerade jetzt die Korona das

zweite Lied an: „So pünktlich zur Sekunde“; aber Holt war es nicht mehr möglich, den Mund zu öffnen. Alles, was er denken konnte, war auf einen Punkt gerichtet: daß er sich nur nicht in das Kneipzimmer hinein erbrach. Die zwanzig Mark Geldstrafe wären ja zu tragen gewesen. Aber Ahlefeld, gerade Ahlefeld in die Lage bringen, ihn nachher vor dem ganzen Renoncenkonvent wegen solcher kolossalen Selbstzuchtlosigkeit rüffeln zu müssen: nein, nur Das nicht! Er würgte und würgte, während das Lied ertönte. Drei Verse lang ging die Sache. Doch als nun der vierte Vers einsetzte, konnte er nicht mehr, und während es erklang:

„O Baltia, Dir gehör ich,
Dich lieb ich treu und heiß,
Auf Deine Farbe schwör ich,
Die Farb' blau-silber-weiß“

stürzte er ganz formlos, trotz Medows zornigen Blicken, hinaus auf den Vorplatz. Es war ihm gleichgiltig, daß er draußen Fitzwilliams fast umwarf, der gerade aus dem Waschraum heraustrat. Er rannte nur wie besessen, den Mund krampfhaft geschlossen und beide Hände fest davor gepreßt, in eine Ecke des Vorplatzes und beugte sich über einen trichterförmigen Porzellanbehälter, der dort in Brusthöhe eingebaut war und nach unten in eine Blechröhre endete, die sich in den Boden verlief. Seine Hände packten zwei Messinggriffe, die rechts und links an der Wand angebracht waren, und während der ganze Körper krampfhaft erschüttert wurde, brachen ihm aus Mund und Nase dicke Ströme von Bier, Schleim und Magensäure.

Dazu klang von drinnen der letzte Vers des Liedes, den Alle stehend sangen:

„Wir Balten wollns beweisen,
Beweisen durch die That,
Daß Balten-Herz und -Eisen
Stets brav geschlagen hat.“

Fitzwilliams hörte den Gesang. Und sah die Erscheinung vor sich. Und dachte an die sonnenbraunen Kraftgestalten der Bootsmannschaft von Oxford. Er war der Schlagmann gewesen bei dem letzten Siege über die Rivalen von Cambridge. Er hatte hier in Kiel die junge deutsche Flotte gesehen, hatte viel mit Marineoffizieren verkehrt und herzliche Hochachtung für das stammverwandte Volk gewonnen. Hatte manchmal auch Etwas wie Eifersucht gespürt, wie ein ganz leises Zagen, ob da nicht Etwas heranwachse, das selbst Altenglands Stern einst überstrahlen möge. Solcher Anwandlungen gedachte er jetzt. Und in den Zug des Ekels um seinen Mund trat eine Linie beruhigter Ueberlegenheit. Mit klarer Zuversicht zog es ihm durch das Haupt: „Britons never, never, never shall be slaves.“

Holt kam gerade rechtzeitig wieder hinein, um den siebenten und achten Halben, den der Fuchsmajor jetzt nachkam, mittrinken zu können. Zwar zitterte seine Hand noch ein Wenig von der Anstrengung

draußen, und als er in dieser Schwäche Bier vergoß, ließ ihn Medow zur Strafe gleich noch einen Ganzen hinterher trinken. Uebrigens mußte in diesem Augenblick auch Niclassen den Vorplatz und den Trichter in der Ecke aufsuchen.

Graf Ahlefeld sah mit verstohlenem Gähnen nach der Uhr. Gegen Zehn. Also mindestens fünf Viertelstunden noch muß es dauern.

Die Trinkenden fühlten sich erregter; das Bier hatte die Rauflust aufgestachelt. Zwar hielten die unverbrüchlichen Gesetze nach wie vor Alles im Bann strenger Feierlichkeit. Aber diese Gesetze selbst boten ja bestimmte Bahnen, auf denen man das Thier rasen lassen konnte. Die Bierrempeleien, wie erst zwischen Stavenhusen und Niebuhr, mehrten sich. Und immer häufiger scholl auch das Wort „Bierjunge" und die Antwort „hängt".

Jetzt rief Sievers, der bisher verhältnißmäßig wenig getrunken hatte, die Herausforderung zu Scharnweber hinüber. Er war an den Verkehrten gekommen. Scharnweber mußte sich überlegen und antwortete: „Prost doppelt!" Sievers fühlte sich vom Muth der Verzweiflung gepackt und rief: „Prost dreifach!"

„Lührs ist Unparteiischer", bestimmte, dem Gesetz gemäß, Scharnweber als der Geforderte.

„Silentium! Ich bins", rief der Dritte Chargirte Lührs; und während auf seinen Wink Christian und die beiden Färe drei volle Gemäße vor jeden der beiden Gegner hinstellten, fuhr er fort: „Ich zähle bis Drei. Auf Drei wird getrunken. ‚Popokatepetl' entscheidet."

Die Kämpfer standen bereit. Sobald Lührs bis Drei gezählt hatte, floß das Bier des ersten Seidels in die beiden weitaufgerissenen Schlünde hinab. Als sie es hinunter hatten, war noch kein Vortheil auf einer Seite zu sehen; ganz gleichzeitig flogen die zweiten Seidel hinauf. Nun gelang es Sievers, der mit rasendem Muth zog, zwei Sekunden eher fertig zu werden. Schon meinte Pornhagen leise zu seinem Nachbar Mosler: „Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß Scharnweber sich von Dem ansiegen läßt." Aber es kam anders. Scharnweber dachte jetzt an den durch drei Semester fest begründeten Ruhm, der zu verlieren war; Das gab ihm Halt und Kraft. Wie ein Gletscherbach in den Abgrund stürzte das dritte Seidel in seinen Magen, und als Sievers erst den letzten Tropfen hinabgoß, hatte sein Gegner schon das Wort des Sieges „Popokatepetl" ausgesprochen. Ja, sein Triumph wurde noch größer: denn während Sievers nun sofort hinausstürzen mußte, um an den Trichter auf dem Vorplatz zu gelangen, vermochte Scharnweber noch in guter Haltung Lührs' Entscheidung mit anzuhören: „Sievers dürfte zweiter Sieger sein."

Dann allerdings war es auch für ihn höchste Zeit; und er kam jetzt so rasch an den Trichter, daß sich der Anfang des Bierstromes aus seinem Munde noch mit den letzten Resten Dessen vereinigen konnte, was Sievers ausspie.

Der Trichter blieb jetzt überhaupt nicht fünf Minuten lang mehr

unbenutzt. Nicht nur häuften sich drinnen die Bierrempeleien und die Bierjungen stetig: auch dem Fuchsmajor war man nach Erledigung der ersten zehn Halben sofort zehn weitere vorgekommen. Als Graf Ahlefeld endlich erleichtert für sich feststellte, daß es elf Uhr geworden sei, gabs unter den Füchsen keinen mehr, der nicht zweimal draußen am Trichter gewesen war. Und als jetzt das Lied erscholl „Ich kenn' einen Helden seltener Art“, beugte sich gerade Holt zum dritten Mal über das Geräth.

Als er wieder herein kam, sah er totenblaß aus, und als er sich hingesetzt hatte, fiel sein Kopf schwer auf den Tisch. Sofort rief Medow: „Fuchs, setze Dich gefälligst ordentlich hin; sofort in die Kanne! Eins ist Eins...“

Aber weiter kam er nicht, denn mit ganz ungewohnter Schärfe fuhr ihn Ahlefeld an: „So, Medow, nun ists genug! Du sorgst jetzt dafür, daß der arme Kerl im Nebenzimmer aufs Sofa gepackt wird.“

Medow knurrte tückisch in sich hinein, wagte aber nicht zu widersprechen und ließ die Anordnung durch Niclassen und einen anderen Fuchs ausführen. Die Beiden konnten übrigens auch kaum mehr auf den Beinen stehen, und als gleich darauf Ahlefeld die Mütze vor sich auf den Tisch legte und rief: „Silentium! Offizielle Kneipe ex!“ da gingen auch sie zugleich mit den meisten anderen Füchsen ins Nebenzimmer, wo sie halbtot auf das Sofa, die Sessel und die Stühle sanken.

Was von den Füchsen noch auf den Beinen stand (drei oder vier), blieb mit den Corpsburschen in der tabakgeschwängerten Luft des Kneipzimmers und trank weiter.

Aber schon nach einer Viertelstunde zog Ahlefeld seine Uhr und „So, wir wollen nach Haus gehen“, und zu Harringa, Mosler und Fitzwilliams: „Die Corpsburschen Lührs und Medow werden sich die Ehre geben, die Herren zu geleiten.“

Friedrich verständigte sich durch einen raschen Blick mit Fitzwilliams und lehnte dann dankend ab: Medow, den er im Lauf des Abends beobachtet hatte, war ihm zu unerfreulich geworden, als daß er seine Gesellschaft noch länger gewünscht hätte, und Lührs sah so totmüde aus, daß es ihm leid that, ihn noch wach zu halten. So fand er sich denn nach ein paar Minuten mit Mosler und dem Engländer allein vor dem Haus und athmete in tiefen Zügen die reine Luft der köstlichen Sommernacht ein. Die verfehlte ihre Wirkung auch auf die beiden Anderen nicht: Fitzwilliams stand gleich Friedrich stumm genießend da und Mosler sagte: „Herrschaften, darf ich einen Vorschlag machen? So schön ist es selten; wäre weiß Gott schade, jetzt schon ins Bett zu kriechen. Wo wohnst Du eigentlich, Harringa?“ Und als Friedrich geantwortet hatte, fuhr Jener fort: „Also Feldstraße, ungefähr Ecke Waitzstraße? Na, und ich Eckernförderallee. Das ist Beides etwa gleich weit von hier. Ich meine also, Harringa und ich gehen schnell nach Haus, legen Mütze und Band ab und dann treffen wir uns alle Drei wieder hier auf diesem Fleck. In fünfunddreißig Minuten kann Das gemacht sein.“

Fitzwilliams hatte nichts einzuwenden. „Gut,“ sagte er zu Friedrich, „ich bringe Sie nach Haus und wieder hierher.“

Friedrich kam Moslers Vorschlag sehr gelegen. Er hatte nicht die mindeste Lust, schon ins Bett zu gehen. Ihm war so herrlich zu Muth, so überschäumend jugendstark. Wie er den Sommer im Blut fühlte! Den Sommer und das gute Getränk des Abends. Er hatte heute dem Biercomment so manches Schnippchen geschlagen; jetzt ging es ihm nicht wie Holt und den anderen armen Kerlen, die ein sinnloser Zwang getrieben hatte, die Gottesgabe zu mißbrauchen. Mild durchwärmt und leicht erhoben, schritt er neben Fitzwilliams dahin. Schon nach einer kleinen halben Stunde trafen sie auf dem freien Platz vor der „Klinke“ wieder mit Mosler zusammen.

Der rief ihnen schon von Weitem sehr laut entgegen: „Wohin solls nun gehen?“

„Zunächst ans Wasser“, antwortete Friedrich. „Und dann immer dran entlang den Hafen hinunter. Und nachher, denke ich, biegen wir links ab und bummeln noch eine Stunde im düsternbrooker Gehölz.“

Die Anderen warens zufrieden und schritten auf den lockenden Glanz zu, der von der Germaniawerft, wo auch um diese Stunde die Arbeit nicht ruhte, über den Handelshafen herüberstrahlte.

Mosler wurde jetzt mit jedem Schritt lauter und aufgeregter. Mit großem Aufwand an Kräften erkletterte er die Kohlenhaufen, die unten am Eisenbahndamm zwischen Schienenstrang und Kaimauer lagen. Und als man an einen Dampfer kam, dessen Heck die Aufschrift „Brunsnis-Flensburg“ trug, war er kaum zu halten: er wollte mit Gewalt an Bord steigen und den Kapitän zur Rede stellen, was dieser Schiffsname zu bedeuten habe, den er absolut nicht verstehen könne.

Fitzwilliams sagte nichts dazu, sondern hielt ihn nur mit sanfter Gewalt fest, damit er nicht zwischen Kaimauer und Schiff ins Wasser stürze. Friedrich Harringa aber fühlte sich unliebsam gestört. Dieser Kölner sollte ihm nicht die Stimmung zerreißen! In ihm war es wie Glockenklang, wie seliges Sehnen, als berge der Schleier dieser Nacht noch ein großes, weiches Geheimniß.

Sie waren den Eisenbahndamm zu Ende gegangen, hatten die kleine Brücke des Bootshafens überschritten und gingen den Wall entlang. Jetzt, als sie die düstere Masse des Packhauses hinter sich hatten, sprangen rechts die vier Seegartenbrücken in die Wasser des Kriegshafens hinein.

Friedrich lenkte die Schritte auf die erste der Brücken; die beiden anderen jungen Männer folgten. Man hatte Glück: Moslers Redestrom war gerade auf einen Damm getroffen; vielleicht wurde der Rheinländer allmählich müde. Fünf Minuten lang störte nichts das weiche Wehen des Seewindes, das stille Leuchten der Sterne und den hellen Glanz der Hunderte von Lichtern, die von den Schiffen im Hafen schimmerten.

Als man dann aber den Weg fortsetzen wollte, zeigte sich, daß es

völlig unmöglich war, Mosler am Café Fährhaus vorbei zu bringen. Er müsse jetzt Cognac haben. Die beiden Anderen gaben wohl oder übel nach. Als man drinnen war, quälte Mosler so lange, bis Friedrich ihm widerwillig die kleine Kristallflasche leeren half. Fitzwilliams' bestimmte Erklärung, er habe für diesen Abend genug getrunken, steigerte Moslers Erregtheit fast bis zu einem Zornausbruch. Es gelang aber, ihn zu begütigen und in verhältnißmäßiger Ruhe wieder aus dem Café herauszubringen.

Dort wurde er mit einem Mal sehr fröhlich. „Herrschaften," rief er vergnügt, „mir kommt eine Prachtidee. Ich denke, wir lassen das düsternbrooker Gehölz schwimmen. Wir sind hier nur eine halbe Minute von einem ganz famosen Lokal, wo ich mich vor acht Tagen glänzend amusirt habe. ‚Hinter der Mauer' Nummer sechzig, zehn Schritt hier in die Fischerstraße hinein und dann links um die Ecke. Man siehts dem Hause von außen nicht an. Eine Eleganz da drinnen und eine Sektmarke! Na, und Mädchen! Ich bin doch jetzt, wer weiß, wie oft, nach Hamburg 'rübergefahren und kenne die Schwiegerstraße gründlich. Aber so was habe ich wirklich selten gesehen. Also abgemacht: da gehen wir jetzt hin."

Friedrich war es, seit sie das Café verlassen hatten, als schwimme ein leichter Nebel in seinem Kopf. Immer lockender schien ihm der Zauber der Nacht, immer heller klang es in seinem Blut. Was lag über diesen Häusern mit einem Mal für ein seltsamer Reiz, wie wundersam lockte das Dunkel dieser engen Straßen. Jetzt Etwas erleben! Etwas ganz Neues, das Schleier lüftete, hinter die man nie gesehen hatte. Irgendein Abenteuer. In diese Stimmung schlugen Moslers Worte hinein. „Hinter der Mauer." Ja, so, den Klang der Worte kannte er. Und ihm war eigentlich, als habe er sonst den Begriff des Ekels damit verbunden. Aber nun ging Das wieder unter in dem Nebel, der durch sein Haupt wogte, und in dem Kraftgefühl, das immer höher schwoll. Warum war ihm eigentlich dieser Mosler früher so unangenehm gewesen? War doch ein lustiger Geselle!

Was klangen da in seine Traumstimmung für merkwürdig kühle Worte? Ach, sie waren ja zu Dreien. Was wollte denn nun der Dritte?

„Hören Sie, lieber Harringa", sagte die Stimme mit dem leichten englischen Accent, „lassen Sie die Finger von der Geschichte, besonders heute abends. Wir sind ja gute Bekannte geworden hier in Kiel, darum werden Sie es mir nicht übel nehmen: ganz nüchtern sind Sie doch nicht mehr; man siehts Ihnen jetzt deutlich an, seit wir das Café verlassen haben. Machen sie keinen Unsinn. Geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns weitergehen."

Und er wollte seinen Arm unter den Friedrichs schieben. Aber mit einem wahren Wuthschrei sprang Mosler dazwischen. Er hatte jede Herrschaft über sich verloren; mit hochrothem Gesicht, mit den Händen wild in der Luft herumfuchtelnd, schrie er zu dem Engländer, dem er kaum bis an das Kinn reichte, hinauf: „Mein Herr, Das ver-

bitte ich mir! Das geht Sie gar nicht an! Wenn Sie sich hier als Spielverderber aufthun wollen, dann scheren Sie sich gefälligst nach Hause, Sie ..."

Er stockte. In Fitzwilliams' etwas lässiger Haltung war kaum eine Veränderung zu bemerken gewesen, und ob die grauen Augen ihren Ausdruck gewechselt hatten, konnte im Schein der Straßenlaternen Niemand erkennen. Aber Mosler hatte gesehen, wie sich die Fäuste des jungen Mannes ballten. Das hatte genügt, um seinen umnebelten Geist doch noch eine Erkenntniß fassen zu lassen: Der, den er zu beschimpfen im Begriff war, ist kein deutscher Student, sondern ein freier Mann. Der gelernt hatte, seine natürliche Waffen zu gebrauchen, und der ihn, wenn er unverschämt wurde, einfach mit zwei Boxerstößen auf das Pflaster warf, ihm keine Satisfaktion dafür gab und nicht nöthig hatte, das Ehrengericht des S. C. zu befragen, ob ihm Das gefalle oder nicht. Er zog also vor, den Rest seiner Worte zu verschlucken, stammelte: „Pardon, ich bin heute etwas aufgeregt", und machte, daß er einen Abstand von einigen Schritten gewann.

Als er sich dann nach Friedrich umsah, bemerkte er zu seinem Vergnügen, daß Der schon links in die Fischerstraße hineinschritt. Er ging hinter ihm her, erreichte ihn und Beide bogen links um die Ecke. Fitzwilliams sah ihn einen Augenblick nach, machte eine bedauernde Bewegung und schritt dann in die Wasserallee hinein, seiner Wohnung im Forstweg zu.

* * *

... Es war an einem Morgen drei Wochen darauf. Fitzwilliams hatte gesegelt und schlenderte nun, von der Bellevuebrücke her, den Düsternbrooker Weg entlang seiner Wohnung zu. Als er vor der Marineakademie stand, sah er sich auf der anderen Seite der Straße einen jungen Herrn entgegenkommen. Es war die unverkennbare hochgewachsene Gestalt Harringas. Er hatte ihn seit dem Abend der Baltenkneipe nicht wiedergesehen und war im Begriff, auf ihn zuzugehen und ihn zu fragen, weshalb er in der letzten Zeit nicht mehr zu dem abendlichen Rudern gekommen sei. Aber Harringa bemerkte ihn offenbar nicht, sah eigenthümlich starr geradeaus und bog, ehe Fitzwilliams ihn erreicht hatte, in die Reventlowallee hinein, wo er in einem Haus verschwand. Fitzwilliams war kein neugieriger Mensch. Aber das Aussehen und Gebahren des jungen Chemikers hatten einen so unheimlichen Eindruck gemacht, daß der Engländer unwillkürlich seine Schritte bis vor das Haus lenkte, in das Harringa hineingegangen war. Gleich darauf kehrte er mit betrübtem Gesicht um. Auf dem Porzellanschild am Eingang des Hauses hatte er den Namen eines berühmten Spezialarztes gelesen.

München. Hermann Popert.

Selbstanzeigen.

Die **Dokumente der Gnosis.** Eugen Diederichs in Jena.

Die Gnosis reicht mit ihren Anfängen in beträchtlich frühere Zeiten hinauf als alles Christliche, das wir haben, entfaltet sich etwa um die muthmaßliche Zeit des Ursprunges der christlichen Lehre zu breitem Umfang auf dem Boden eben der Länder, die alsbald auch für die christliche Propaganda in Betracht kommen, und wird schließlich erst mühsam von der aufstrebenden Kirche unterdrückt. Schon hierdurch ist sie heute, wo auch die strittigen Fragen nach Wesen und Art des Urchristenthumes von Neuem gestellt wurden, besonderer Aufmerksamkeit sicher. Sie besteht aus einer Fülle zum Theil noch recht gut überlieferter, religiös angehauchter, philosophischer Systeme, in denen kühne und ergreifende Versuche zur Lösung ewiger Probleme unternommen wurden und deren Urheber sich als bedeutende Denker, die in gleichem Maße der Betrachtung „des Sternenhimmels über uns und des Sittengesetzes in uns“ nachhingen, zu erkennen geben. So kommt es, daß wir auch menschlich an ihnen regen Antheil nehmen und sogar bereit sind, sie um ihres tragischen Schicksales willen, das ihre Schriften fast völliger Vergessenheit, ihre Lehren vielfacher Entstellung anheimfallen ließ, hier und da auch allzu hoch einzuschätzen. Aber selbst wenn man von ihrem Verhältniß zur Kirche absieht und den Wahrheitgehalt ihrer Lehren unberücksichtigt läßt, erkennt man sie als beredte Zeugen einer Zeit, die, wie wohl kaum eine zweite, in Denken und Fühlen Altes und Neues, in Trümmer sinkende Kulturen und erstehende Lebenswerthe, zu gestalten vermochte. Unser religiöses Interesse an der Gnosis ist zufällig und subjektiv, bestimmt durch den Umstand, daß in unseren Landen das Christenthum eine der größten Mächte ist; unser philosophisches Interesse an ihr läuft nur allzu leicht Gefahr, ganz anders Gedachtes nach den Ergebnissen modernen Denkens abzuurtheilen; um auch für alle anderen Betrachtungweisen zugleich die einzig verläßliche Grundlage zu schaffen, bleibt nur das historische und als solches streng objektive Verfahren, das bestrebt ist, der ins Auge gefaßten Erscheinung als solcher gerecht zu werden. Im Fall der Gnosis läßt es sich gar nicht so schwer anwenden, wie der erste Blick glauben möchte. Denn von den Lehren der Gnostiker ist noch so viel überliefert, daß es wohl schon von allem Anfang an völlig zum Verständniß der Bewegung ausgereicht hätte, wenn nur nicht, wie leider bisher immer geschah, der moderne Bearbeiter seine unmaßgeblichen Gedanken so laut auszusprechen gewohnt wäre, daß die verhallende Stimme des Gnostikers nicht mehr zum Leser dringen kann und ein Zwiegespräch zwischen Beiden über den Abstand der Jahrtausende hinweg, das fürs Erste immer in der leisen Sprache verborgener Regungen des Herzens anheben muß, vollends unmöglich wird. Daher entschloß ich mich, endlich einmal den Gnostikern selbst das Wort zu ertheilen und dem Leser die eigentlichen „Dokumente der Gnosis“ in

möglichster Reichhaltigkeit und einer seinen Bedürfnissen genügenden Form in die Hand zu geben. Bei der Zusammenstellung der gnostischen Originaltexte wurde nur die eigentliche Gnosis unmittelbar vor und nach dem Auftreten des Christenthumes berücksichtigt, also etwa die Zeit von 200 vor bis 200 nach Christus; auch aus dieser Epoche aber nur das Schönste und Bedeutsamste. Die Auswahl beschränkte sich nicht etwa auf Das, was die kirchlichen Schriftsteller an gnostischen Systemen in ihrer Polemik aufbewahrt haben; vielmehr fanden auch heidnische und jüdische Dokumente und einige Stücke aus der gnostischen Erbauungliteratur in die Sammlung Aufnahme. Die meisten der so vereinten Texte wurden überhaupt noch nicht oder doch nur für enge Gelehrtenkreise in die deutsche Sprache übertragen. Der Uebersetzer hat eine flüssige, der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Sprache angestrebt. Die den Texten angefügten Erläuterungen geben dem Leser das Rüstzeug, dessen er zum Verständniß des vorangegangenen Stückes bedarf und das ihm den Rückblick auf die wichtigsten Voraussetzungen ermöglicht. Aber durch diese Menge gnostischer Gedankengänge und Gedankengebäude muß ein Führer leiten, der auch die Gnosis als Ganzes aus ihren Einzelerscheinungen und unter steter Rücksicht auf sie zu vermitteln bereit ist. Die Stelle solches Führers vertritt die umfangreiche Einleitung, in der nicht nur Wesen und Eigenart der Gnosis erläutert, gnostisches Denken an dem Beispiel eines sorgfältig analysirten Mustersystemes vor Augen geführt wird, sondern die vor Allem die Ueberlieferung der Gnosis streng historisch beleuchtet und schließlich auch die Fragen nach dem Ursprunge der ganzen Bewegung erörtert; all Dies aber so, daß der Ansicht des Verfassers immer die Mittheilung des ihr zu Grunde liegenden Stoffes vorangeht, so daß der Leser stets in der Lage ist, sich sein eigenes Urtheil zu bilden. Daß die Weltanschauung der Babylonier, die Lehre der Orphiker, Mythisches und manches Andere im letzten, den Ursprüngen der Gnosis nachspürenden Theil der Einleitung erwähnt wurde, ging aus dem Bestreben hervor, die Gnosis aus ihrer scheinbaren Sonderstellung zu bringen und in die großen Zusammenhänge der Kulturgeschichte einzureihen. Dr. Wolfgang Schultz.

✱

Deutsche Machthaber. Schuster & Loeffler, Berlin. 6 Mark.

In unseren politisch erregten Zeiten und anderthalb Jahre nach der Novemberrevolution erschien es zeitgemäß, die deutschen Machthaber zu schildern. Um so mehr, als durch die Veränderung der technischen, wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse die entscheidenden Einflüsse sich vollkommen umgestaltet haben. Wilhelm der Zweite hat dieser Umgestaltung in sehr beachtlichem Maß Rechnung getragen; er legt auf den Umgang mit Männern des Verkehrs, des Handels, der Industrie und der Börse besonderen Werth. Die Presse hat dem Buch vorgeworfen, es enthalte eine Unzahl von Indiskretionen und vieler-

lei Klatsch. Der Sachkenner merkt, daß ich sehr diskret war und daß die in meinem Buch erzählten Geschichtchen wahr sind. Da ich acht Jahre, von 1897 bis 1905, mit Wermuth an der Vorbereitung der Handelsverträge im Reichsamt des Innern gearbeitet habe, konnte ich ihn aus eigener Anschauung schildern. Das Selbe gilt vom Grafen Posadowsky. Rudolf Martin.

✸

Englands wirthschaftliche Zukunft. Leipzig, Hans Sachs-Verlag. Eine Mark.

Meine kleine Schrift will nicht in die fernste wirthschaftliche Zukunft Englands hineinleuchten. Ich begnüge mich damit, Entwickelungtendenzen zu zeigen, deren Grundlinien schon heute überall sichtbar sind. Meine Schrift ist keine gelehrte Abhandlung, obwohl ich glaube, keine einzige unrichtige Ziffer oder unexakte Behauptung angeführt zu haben. In möglichst allgemeinverständlicher Sprache will ich zeigen, daß der englische Imperialismus eine Entwickelungwahrscheinlichkeit ist und daß hier ein tieferer Zusammenhang mit anderen wirthschaftlichen Ereignissen unserer Zeit erkennbar wird. Das Wesen des englischen Imperialismus ist nur zu begreifen, wenn man eingesehen hat, daß er, wie die ostasiatische Entwickelung und die Kartelle, das Symptom einer neuen Zeit ist. Die Aera eines vollkommeneren, verjüngten (ich möchte fast sagen: eines „raffinirteren") Kapitalismus hebt an.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.

✸

Im Kampf um die Ideale. Verlag von Ernst Reinhardt in München. 4 Mark.

Ich wollte in diesem Buch ein Stück unserer Zeit mit ihren Problemen, Sorgen, Wünschen, mit ihrer Lust und Trauer festhalten. Die Freude des Schaffenden lag zunächst darin, den schier übergroßen Stoff nach neuen, eigenen Gesetzen zu formen. Meine „Menschheitsymphonie", die im tiefsten Moll beginnt, dann, mit dem Uebertritt aus dem Reich des Nebels, des Regens und des Sturmes in die wärmeren Zonen, zu Kantilenen, Romanzen und zu sanften Adagios übergeht, auf dem Atlantischen Ozean zum Oratorium im Fugenstil sich erhebt und in kräftigster und hellster Durtonart endet, stellt im Letzten den Sieg des Optimismus über den Pessimismus dar. Wie ich mir den Aufbau des Buches vom Standpunkt des Architekten, der eine durch Brand zerstörte Kirche neu erstehen läßt, oder auch vom Standpunkt des Webers aus, der einen kunstvollen, sprechenden Teppich gewirkt hat, vorgestellt habe, mag der Leser in dem Buch selbst wahrnehmen. Es hat seinen Zweck erfüllt, wenn es Den, der es mit Bedacht liest, ob Volk oder Herrscher, gesünder, freier, klarer, froher, geschickter zur Mitarbeit an den großen Aufgaben unserer Zeit und ruhiger für den großen Weg gemacht hat, den wir Alle einmal gehen müssen.

Klein-Flottbeck. Georg Bonne.

Renten und Realkredit.

Staatsrenten und Bodenkredit: Beide fordern Reformen. Um die prinzipielle Frage, ob das Recht des Bodens den Ansprüchen der Staatspapiere vorangehen müsse, kümmert man sich nicht; auch wird kaum daran gedacht, die Körpermaße der beiden Rivalen einander zu vergleichen. Daß in deutschen Staatsanleihen 19 bis 20 Milliarden angelegt sind, ist leicht auszurechnen; schwerer ists, den „finanziell faßbaren“ Boden zu schätzen. An 100 Milliarden wird nicht viel fehlen. Der Rentenkoloß ist ein Mittelgebirge, der andere Riese aber streckt sich bis in die höchsten Gletscherregionen. Aber die Staatspapiere sind die „Gewappelten“; in ihnen und durch sie wirkt die Macht des Reiches und das Ansehen der Bundesstaaten. Deshalb ist die Sorge um ihren Kurs Ehrensache. Dem Boden fehlt solche Autorität (wenn sichs nicht um ein Paradefeld handelt, das natürlich im Rang über dem gewöhnlichen Baugrund steht). Die Hypothek muß sich gegen das Staatspapier also mit allen Waffen vertheidigen. Der Realkredit ist ein wichtiger Theil der Wirthschaft; doch (schon weil ihm der Mißduft der Bodenspekulation anhaftet) nicht so hoch im Ansehen wie das Rentengeschäft.

Daß für die deutschen Standardwerthe Etwas geschehen müsse, ist bis zur Ermüdung wiederholt worden. Jeder Versuch, die Vermögensanlage nach den Wünschen des Staates neu zu ordnen, muß aber mit den Hypotheken rechnen. Das Experiment mit den Sparkassen blieb in den Anfängen stecken. Die öffentlichen Versicherunganstalten, besonders die Sozietäten der Feuerversicherung, sollen nun zum Asyl der Staatspapiere werden. Den Banken war empfohlen worden, ihre Reservefonds mit deutschen Renten zu füttern; sie antworteten, daß sie von dieser Speise schon genug zu sich genommen haben. Die privaten Versicherungsgesellschaften sollen gezwungen werden, den vierten Theil ihres Vermögens und fürs Erste den dritten Theil ihrer jährlich zuwachsenden Mittel in Staatspapieren anzulegen. Sie sind von dem Rath nicht gerade entzückt. Die Summe der von ihnen ausgeliehenen Hypothekengelder wird ungefähr 5 Milliarden betragen; bei den deutschen Sparkassen werden es 9½ bis 10, bei den Hypothekenbanken 11 Milliarden sein. Der Hypothekenbestand der Versicherunginstitute macht etwa 75 Prozent ihres Gesammtvermögens aus. Auf einer Generalversammlung des Deutschen Vereins für Versicherungwissenschaft wurde entschiedener Widerspruch gegen den geplanten Rentenzwang empfohlen und besonders auf die Möglichkeit von Zins- und Kursverlusten hingewiesen. Die Anstalten für Sozialversicherung, denen, wie den Feuersozietäten, die den Privatgesellschaften vorgeschlagene Pflicht auferlegt werden soll, haben andere Daseinsbedingungen als die Lebensversicherunganstalten. Die sind Erwerbsinstitute und müssen (schon der Konkurrenz wegen) für den Vortheil der Versicherten sorgen. Das können sie nur, wenn ihr Vermögen guten Ertrag bringt. Nach dem Bericht des Kaiserlichen Auf-

sichtamtes für Privatversicherung ergaben die hypothekarischen Darlehen im Durchschnitt der letzten vier Jahre 4¼ Prozent. Dazu kommen die Einnahmen an Provisionen mit ¾ Prozent im Durchschnitt. Die Anlage in deutschen Staatspapieren brächte aber nur einen durchschnittlichen Ertrag von 3,60 Prozent; also 1,40 Prozent weniger. Und dieser Verlust würde sich mit dem Effektenzuwachs erhöhen. Bei einem jährlichen Vermögenszuwachs von 300 Millionen Mark wären schon im ersten Jahr 100 Millionen (ein Drittel) in Staatspapieren anzulegen und so müßte es weiter gehen, bis die Minimalgrenze von 25 Prozent des Gesammtvermögens erreicht ist. Daß man an billig gekaufter Staatsrente verdienen könne, wird gar nicht mehr bedacht; die Unlust rechnet nur mit unveränderten oder noch schlechteren Anleihekursen. Der Einwand, daß man gerade den Kurs stützen wolle, wird nicht beachtet; leichter als dem Fiskus glauben die Leute der Erfahrung, die lehrt, daß es mit unseren Anleihen nicht vorwärts geht.

Was den Werthpapieren zugeführt wird, müßte den Hypotheken entzogen werden. Die Versicherunginstitute werden von den eigentlichen Beherrschern des Hypothekenhandels, den Pfandbriefbanken, als lästige Konkurrenten angesehen. Trotzdem die Qualitäten der Pfandobjekte nicht sehr verschieden sind, haben die Hypothekenbanken eine Sonderstellung und die Nebenbuhler aus der Versicherungbranche gelten ihnen nicht für voll. Die Mängel des Hypothekarkredites sind nicht im Bereich der Ersten Hypotheken zu suchen. Darlehen, die an erster Stelle eingetragen werden, findet man leicht. Die Reform des Hypothekenwesens soll den Zweiten Hypotheken nützen, die nicht in den geschäftlichen Bezirk der Pfandbriefbanken und Versicherunganstalten gehören. Mindert sich, durch die Begünstigung der Staatspapiere, das den besten Beleihungen erreichbare Kapital, so verengen sich aber auch die Grenzen der Möglichkeiten für Zweite Hypotheken. Von den Sparkassen hofft der Kommunalmann, dem die Wohnungnoth am Herzen liegt, alles Heil. Sollen die Sparkassen für die Staatspapiere sorgen, so müssen sie die Hypotheken vernachlässigen; dennoch wird ihnen zugemuthet, mehr für den Hypothekenmarkt zu thun. Und die Stadtobligationen wollen auch gefördert sein. Neulich nannte ein Bürgermeister die Noth der Zweiten Hypotheken einen Krebsschaden der Städte. Die Lösung des Problems der besten und billigsten Wohnung ist mit dem Schicksal der Nachhypotheken eng verknüpft. Wer aber soll helfen? Die städtischen Sparkassen; die sich auch um das Wohl der Reichsanleihe und der Preußischen Konsols verdient machen sollen. Das ist ein etwas anspruchsvolles Verlangen. Die Städte leihen jetzt selbst Gelder auf Zweite Hypotheken aus. Dazu bedürfen sie natürlich eines Fonds, wenn sie nicht Pfandbriefe ausgeben. Der Fundus kann nur durch eine Anleihe beschafft werden; aber man predigt den Städten, namentlich den kleineren, Enthaltsamkeit, damit sie die Ruhe des Rentenmarktes nicht stören. Im vorigen Jahr haben drei deutsche Gemeinden eigene Hypothekeninstitute errichtet: Magdeburg, Rixdorf,

Barmen. Auch in München denkt man immer noch an eine städtische Bank für Zweite Hypotheken. Da siehts schlimm aus. Das Geld ist in die versteckteſten Löcher geflogen, um ja keinem Grundstücksjäger mehr vors Korn zu kommen. Die haben mit ihren Treibjagden den alten Wildstand fast völlig vernichtet. Der Typ einer münchener Grundstücksgesellschaft, Neu-Westend, ist zu einer Sanirung verurtheilt worden, die eine Musterkarte alles Elends der Terrainspekulation zeigt. Ein Besitz, der mit beinahe 16 Millionen im Buch stand, mußte auf den dritten Theil seines Werthes reduzirt werden. Dabei ist Wohnungnoth fühlbar. Das Geld, das früher nicht zu halten war, wenn es von Terrains hörte, muß heute listig aus Sparkassen und städtischen Fonds herbeigelockt werden, damit wieder gebaut werden kann. Sechshunderttausend Menschen und fünfhundert leere Wohnungen.

Die Nothwendigkeit, den Realkredit zu erleichtern, wird schon lange empfunden. Die Hausbesitzer suchen sich von den oft sehr drückenden Bedingungen der Hypothekenbanken und Versicherunganstalten zu befreien. Die städtischen Hypothekeninstitute können billiger arbeiten als die Händler mit Hypothekengeld. Sie werden besonders da nützlich wirken, wo die private Hypothekenbank kein passendes Feld zu finden glaubt. Einzelne Stadttheile werden bevorzugt, andere, die an sich nicht schlechter sind, gemieden. Sieht man näher zu, so merkt man, daß nicht immer nur Laune, sondern oft auch Privatinteresse dahinter steckt. Natürlich ists auch im bunten Bezirk des Grundstücksgeschäftes zu Ringen und Bünden gekommen. Das Manipuliren mit großen Bodenflächen ist kein billiges Spiel. Die böse Werthzuwachssteuer hat die Kosten oft unerschwinglich gemacht. Die paar Großen, besonders die Deutsche und die Dresdener Bank, die auf dem berliner Grundstücksmarkt eine Rolle spielen, haben ihre Posten bis ins letzte Außenvorwerk geschickt. Da arbeitet eine Triebkraft an der anderen; und ein Geschäft ist fix und fertig, ehe Andere noch mit der Offerte heraus sind. Der Verkauf des Scheunenviertels ist eine solche Leistung. Für die Stadt Berlin ist die ganze Sache, wie männiglich bekannt, kein Heldenstück. Was hineingesteckt wurde, bleibt zum großen Theil am Ort seiner Bestimmung; ein Geschäft war also bei dem Verkauf nicht mehr zu hoffen. Nun hatte die Neue Bodengesellschaft ein Angebot gemacht, das man zu niedrig fand. Eine andere Firma wollte den Baugrund in Erbbau übernehmen. Da konnte die Stadt in die Praerogative der Grundstückspekulation eingreifen und das Erbbaurecht fördern. Aber ein drittes Angebot schien noch günstiger als die beiden anderen. Dahinter stand, wie man annahm, die Deutsche Bank; und acht Millionen: kein Pappenstiel! Die Häupter des Grundstückmarktes halten fest und treu zusammen. Da ists nicht leicht, bequemere Hypothekarkreditbedingungen zu schaffen; und es wird noch schwerer, wenn zur selben Zeit für den Kurs der Staatspapiere gearbeitet wird. Gegen die Standesunterschiede auf dem Kapitalmarkt scheint noch kein wirksames Rezept geschrieben zu sein.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Januar 1911.

Berolinum.

Verband Groß-Berlin.

Als im Herbst 1808 das preußische General-Departement aufgefordert worden war, über die Denkschrift des königsberger Polizeidirektors Frey „Von der Polizei und ihrem Verhältniß zur Stadtkommune“ ein Gutachten zu geben, schrieb Heinrich Theodor von Schön, der damals Geheimer Finanzrath war, das nothwendige Erforderniß einer gut organisirten Stadtgemeinde sei, daß sich das Volk selbst regire. Freiherr vom Stein setzte darunter die Frage: „Warum nicht, wenn es dazu fähig ist?“ Wer die Selbstverwaltung preist, darf nicht vergessen, wo der stärkste Förderer des Gedankens den Grenzstrich zog. Das Volk, meinte er, soll alle Geschäfte leiten, die es in einer dem Gemeinwesen nützlichen Weise zu leiten vermag, und nur da unter Vormundschaft gestellt werden, wo seine Leistung dem Bedürfniß noch nicht genügt. Das Muster der Städteordnung kam aus Frankreich. „Die gewählten Repräsentanten treten am ersten Sonntag im Dezember nachmittags zusammen, konstituiren sich unter dem Vorsitz des Aeltesten von ihnen, legitimiren sich gegenseitig durch Vorzeigung ihrer Beglaubigungen und wählen durch lautes Stimmenabgeben aus ihrer Mitte einen Präsidenten, einen Substituten und drei Protokolführer auf drei Monate. Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Ueberzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruktion, ihr Gewissen aber die Behörde,

der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben.“ Aus solchen Bestimmungen, deren manche fast wörtlich den französischen Gesetzen von 1789 und 1795 nachgebildet waren, sprach der Geist der Großen Revolution. Daß er zu kräftigem Ausdruck komme, hat Stein gewollt. Was morsch geworden war, sollte fallen, was stürzen mußte, mit furchtloser Faust sogar noch gestoßen werden. Die Uebermacht der Bureaukratie mit ihrem schwerfälligen Formelwesen, ihrem verstaubenden Schreibwerk hemmte ringsum den Wuchs des Gemeingeistes; dem geduckten, auf Schritt und Tritt überwachten, von jeder Mitwirkung an den Gemeindeangelegenheiten ausgeschlossen Bürger war nicht zuzumuthen, frohen Sinnes dem Gemeinwesen Opfer zu bringen. Das hatte Stein früh erkannt; und gefühlt, daß ein Neues werden müsse. Doch er kannte auch sein Preußenland und wußte, daß man in einen Staat, der gestern erst die Fessel der Erbunterthänigkeit gelöst hatte, nicht jede auf anderem Boden gewachsene Ordnung importiren dürfe. Was in Frankreich schon nützlich war, konnte in Preußen noch schaden. Den Erbfehler des deutschen Liberalismus, der alles unter anderem Himmel Bewährte hastig einschleppen zu müssen wähnt, hat der große Preuße nie mitgemacht; sich auch weislich gehütet, dem Satz Freys zuzustimmen: „Wir erwarten ganz vergebens, daß der Gemeingeist der Engländer, Franzosen und Anderer bei uns erwachen werde, wenn wir nicht dem Militär die Schranken anweisen, welche es in allen Ländern, wo Gemeingeist herrscht, nicht überschreiten darf.“ Das klang schön; aber die Ausführung der Absicht, die Offiziere und Mannschaft des Heeres nun der Polizei und Justiz zu unterstellen, schien mit der Pflicht, das alte Preußen, für seine besonderen Aufgaben, zu erhalten, noch unvereinbar. Nicht nur von Fremdworten: auch von Fremdgeist sollte der Entwurf zur Städteordnung frei sein. An die Allwissenheit und Allgüte des souverainen Volkes mochten die Landsleute Rousseaus und Robespierres glauben. Stein hatte für einen geschwächten, ungesättigten Staat zu sorgen, dem harter Kampf bevorstand und dessen Volk erst zeigen mußte, ob es, in der sternlosen Nacht des Absolutismus, die Fähigkeit zur Selbstverwaltung schon erworben habe.

Seit ein paar Wochen hört man den Schreckensschrei: „Die Errungenschaft der Selbstverwaltung ist gefährdet!“ Durch das Zweckverband-Gesetz, das die preußische Regirung dem Landtag

vorgelegt hat. Die Stadtkreise Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf, Wilmersdorf, Lichtenberg, Spandau und die Landkreise Teltow und Niederbarnim sollen sich zu einem Zweckverband zusammenschließen, der das Verhältniß der Gemeinden und Kreise zu den Straßen-, Hoch- und Untergrundbahnen zu regeln, an Bauordnungen und Baufluchtenplänen mitzuwirken und für die Sicherung eines ausreichenden Wald- und Wiesengürtels, für Schmuck-, Spiel- und Sportplätze zu sorgen hat. Zwar steht in dem Gesetzentwurf der Satz: „Der Zweckverband bildet einen Kommunalverband zur Selbstverwaltung seiner Angelegenheiten mit den Rechten einer Korporation; er erhält die Bezeichnung Verband Groß-Berlin." Aber die Verbandsversammlung (die der Bundesrath des neuen großberliner Reiches sein soll) geht nicht aus allgemeinen Wahlen hervor, sondern wird, „nach dem Verhältniß der Einwohnerzahl", aus den Kreisvertretern zusammengesetzt; ist also einem Senat ähnlicher als einem Gebild demokratischer Wünsche. Und diese Versammlung wählt, auf mindestens sechs und höchstens zwölf Jahre, den Verbandsdirektor, der die Geschäfte zu führen hat und dessen Wahl erst giltig wird, wenn sie vom König bestätigt ist. Erweiterte Mitwirkung der königlichen Gewalt (die ja schon die Wahl der Bürgermeister und Kreishäupter zu bestätigen hat) und Errichtung eines Oberhauses, von dessen Spruch die Leitung der wichtigsten Gemeindeangelegenheiten abhängig wird: Grund genug, den Gesetzentwurf als ein neues Vorzeichen kommender Reaktion zu bezetern und die von den Begründern ausgesprochene Behauptung, der Plan der neuen Organisation ruhe auf dem Grundsatz der freien Selbstverwaltung, dreistem Uebermuth zuzuschreiben, der zum Schaden noch den Spott zu fügen wage ... Grund genug? Stadtkollegien und Kreistage wählen die in die Verbandsversammlung abzuordnenden Vertreter und der Staatsregirung bleibt nur das Aufsichtrecht. Die Anregung kommt diesmal nicht, wie vor hundert Jahren, aus Frankreich, sondern aus England, wo aus den Townships die Boroughs entstanden sind und seit 1888 die County Boroughs die bis dahin den Grafschaften vorbehaltene Verwaltungarbeit zu erledigen haben. Das Muster des Zweckverbandes ist der County Council, der die Aldermen und den Präsidenten wählt, wie die märkische Versammlung den Ausschuß und den Verbandsdirektor

wählen soll. Was in der Heimath der Bürgerfreiheit dem Bedürfniß genügt, dürfte bei uns nicht verschrien werden. Das Gesetz (dessen Redaktor, Herr Dr. Freund, Vortragender Rath im Ministerium des Innern, den Ruf eines gescheiten und modernen Menschen hat) mag Mängel haben; die Grundsätze der Selbstverwaltung stößt es nicht um und Stein würde es nicht, als eine Schädigung des von ihm Geschaffenen, mit dem Pathos eines Stadtverordneten in den Abgrund verdammen. Denn es versucht, aus dem Gewordenen das für neue Verhältnisse Nöthige zu entwickeln und das Verwaltungrecht einer Instanz zu gewähren, die zur Ausübung solchen Rechtes fähig ist oder werden kann.

Eine einzelne Gemeinde kanns nicht; selbst wenn sie von tüchtigen Männern geleitet wird. Eine Riesenstadt, die dem Auge eine Einheit scheint und deren Schicksal doch von zehn einander nicht immer freundlich gesinnten Verwaltungausschüssen abhängt. Der den Westen Durchwandernde weiß kaum, ob er auf berliner oder schöneberger, wilmersdorfer oder charlottenburger Boden ist. Wohl aber wissen es die Gesellschaften, die mit diesen Städten Geschäfte machen wollen; und wie sie ihre Wissenschaft zu nützen verstehen, hat das Beispiel der Großen Berliner Straßenbahn gelehrt. Zeigt eine Kommunalbehörde sich schwierig, so versucht mans bei einer anderen; hat man Wilmersdorf, so kann man Berlin rascher kirren. Verstadtlichungen, nach denen die Wünsche längst hinstreben, werden durch die Vielheit der Verwaltungen erschwert oder gehindert. „Die Einzelgemeinde wird nicht gewillt sein, mit ihrer Gemeindeunternehmung über ihre Grenze hinauszugehen; und ist sie dazu geneigt, so wird die Zustimmung der betheiligten Gemeinden zu einem gemeinschaftlichen kommunalen Unternehmen, bei dem Widerstreit der örtlichen Interessen, nur schwer zu erzielen sein. Daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit, im Verkehrsgebiet von Groß-Berlin den Widerstreit der Interessen durch die Entscheidung des über den Einzelgemeinden stehenden Verbandes auszugleichen." Gegen diese Sätze aus der Begründung des Verbandsentwurfes ist Wirksames nicht einzuwenden. Der Zustand war unhaltbar, der Eingriff des Staates unvermeidlich geworden. Hier ist endlich wieder ein preußisches Gesetz, das der Gerechte weder unnöthig noch unvernünftig nennen kann. Jubilate! Und hört nicht auf die fraktionell gedrillten Leute, die bis zum Nornentag der Reichs-

tagswahl nicht zugeben dürfen, daß im größten deutschen Bundesstaat Nützliches geschehen sei und die Regirung das winzigste Lobsprüchlein verdiene. Der Selbstverwaltung, die Stein meinte und die von ernsten Kommunalpolitikern geschirmt wird, droht keine Gefahr. Der Verbandsdirektor, der für neun Kreise das Wort führt, wird mächtiger werden als der Oberbürgermeister von Berlin? Das wäre kein Unglück; würde aber vermieden, wenn die Regentschaft im berliner Rathhaus einer starken Persönlichkeit zufiele. Berlin, das in der Versammlung von hundert nur vierunddreißig, im Ausschuß von achtzehn nur vier Sitze haben soll, kann im Verband nicht seinen Willen durchsetzen? Das solls auch nicht. Daß es den Weg zu dieser Möglichkeit fast völlig sperrt, scheint manchem guten Berliner der Hauptvorzug des Gesetzes.

Der berliner Stadtverwaltung ist seit Jahrzehnten das Leben allzu bequem gemacht worden. Sie hatte, als das Erbgut der preußischen Fortschrittspartei, den hörbarsten Theil der Presse für sich und konnte sicher sein, daß noch ihre ärgsten Fehler vom Mantel der Nächstenliebe bedeckt und Späherblicken geborgen werden. Weh Jedem, der sie anzugreifen, ihres Wesens Herrlichkeit nur zu bezweifeln wagte! Bismarck selbst hat die Folgen solches Frevels zu spüren gehabt. Als er, just vor zwanzig Jahren, den Gesetzentwurf über die Besteuerung der den Reichsbeamten zugewiesenen Dienstwohnungen vertheidigte, erwähnte er die Thatsache, daß die Steuerdeputation des Magistrates den Miethwerth seiner Privatwohnung auf zweiundsechzig Prozent seines Diensteinkommens geschätzt habe. Er sagte: „Mir ist die Geldfrage ganz gleichgiltig; wenn ich in dem Haus, das ich bewohne, auch nur in einem einzigen Jahr meine Ausgaben von dem Dreifachen auf das Doppelte meines Gehaltes heruntersetzen will, so erspare ich die Summe, um die es sich handelt, auf hundert Jahre. Das hat für mich keinen Werth; mir handelt sichs nur um die Würde und Unabhängigkeit der Reichsbeamten gegenüber den Kommunalbehörden.“ Deutete aber auch den Glauben an, der Magistrat wolle den politischen Gegner besonders hart packen, und sprach ehrfurchtlos von den im Rothen Haus Thronenden. „Das Steuersystem dieser Stadt, die wir zu bewohnen gezwungen sind, scheint mir im allerhöchsten Grade reformbedürftig; es entspricht in keiner Weise den Aufgaben, die einer so großen Verwaltung gestellt werden müssen. Wenn der Herr

Abgeordnete Richter neulich gesagt hat, unsere Zollgesetzgebung habe ein gewaltiges Fiasko gemacht, so muß ich sagen: Gegen das Fiasko der zwanzigjährigen berliner Finanzwirthschaft ist die Reichsfinanzwirthschaft noch ein glänzender Erfolg... Der städtische Beamte kann, so weit sein Gewissen es ihm erlaubt (und Gewissen sind ja von verschiedener Qualität), sich jedem Parteieindruck hingeben und ihn überall anbringen, wo er Gelegenheit dazu hat. Wenn ich nun unter den Einschätzungbeschlüssen, die ich erhalte, die Namen Runge und Hagen lese, so kann ich mich nicht erwehren: ich fühle mich fortschrittlich angeweht. Das sind sehr bekannte Leute, Parteiführer; ich kann nicht verlangen, daß die Herren besondere Liebe und persönliches Wohlwollen für mich besitzen, aber gerade deshalb sollten sie in ihrer amtlichen Eigenschaft den politischen Gegner mit Schonung behandeln, in dem unbeschränkten Mandat, das die regirenden Stadtherren haben. Ich glaube, es ist eine weltbekannte Thatsache, daß ein fortschrittlicher Ring, der gar nicht zu durchbrechen ist, die Stadt Berlin beherrscht. Alle Instanzen gehören in ihrer Mehrheit der Fortschrittspartei an. Gegen die Korporation, die fest zusammenhält, gegen die Farbe, die Berlin beherrscht, kommt nicht so leicht Einer auf. Ich habe der Stadtverwaltung gegenüber ungefähr das Gefühl gehabt, das ein Abgeordneter haben würde, der nach einer Session, wo er die Regirung heftig angegriffen hat, plötzlich in seiner Steuer, zur Strafe, um fünfzig Prozent erhöht wird." Das Fortschrittsvolk stand auf und durch die Engpässe der Königsstraße wehte mit eisigem Athem bis in den Arbeitfrieden des Kanzlerhauses der Sturm. Ein Knicker, der sich von der Steuer wegdrücken will; eie Gierschlund, der nie genug einschlürfen kann. So klang die Weise; noch rauher. Die leise, aber vernehmliche Andeutung, daß der Kanzler in jedem Jahr seinem Gehaltsbetrag aus Eigenem hunderttausend Mark zusetze, wurde überhört und, trotzdem sichs um ein Läppersümmchen handelte, gethan, als kämpfe ein Geizhals für seine Kasse. War die Verdächtigung der Gemeinde gar so niederträchtig, wie Klüngelwuth durch alle Gassen schrie? In deutscher Politik so ohne Beispiel? Bismarck las Tag vor Tag, daß er, um den Ertrag seiner drei Güter zu mehren, dem Reich die Gräuel des Schutzzolles zugemuthet habe und die „Schnaps- und Schweinepolitik" eines unersättlichen Großgrundbesitzers treibe. Wars unverzeih-

lich, daß der Geärgerte sich auch einmal in den Bezirk der Rachsucht verirrte und in dem Fehler einer Schätzung, die vergaß, wie wenig Raum in dem großen Haus zum Privatgebrauch diente, arge Absicht witterte? Wenn den preußischen Landräthen (denen, nach manchem ungerechten Schimpf, der jetzt im Abgeordnetenhaus errungene Triumph zu gönnen ist) nachgesagt wird, daß sie den Steuersatz vom Gefühl diktiren lassen und in ihrem Kreis den Freund glimpflicher als den Gegner behandeln, dünkt solche Insinuation keinen Volksparteimann unglaublich oder tadelswerth. Wenn ein Minister die Möglichkeit durchschimmern läßt, daß politische Feindschaft ihn schonungloser als andere Censiten anpacke, muß er ein Wicht ohne Scham und Ehre sein. (Den Stadthäuptern ist auch sonst Allerlei erlaubt, was den im Staat Regirenden als Todsünde gebucht wird. Der Staat muß, spätestens übermorgen, das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht gewähren; Magistrat und Stadtverordnete der Landeshauptstadt brauchen nicht ernsthaft nach diesem Ziel hinzustreben; die „Lebensfrage Preußens“ nicht einmal dem Städtetag zur Erörterung vorzulegen. Daß die Königliche Staatsregirung den sichtbarsten Theil der Beamtenschaft im Denkbezirk der Konservativen sucht, ist ein neuer Beweis ihrer alten Tücke und Engherzigkeit. Daß im berliner Rathhaus nur der Fortschrittspartei Angehörige oder ganz Nahe die Thrönchen erklettern, scheint durch die göttliche Weltordnung vorgeschrieben.) Natürlich wurde auch die Herrschaft der Parteifarbe bestritten und dem Kanzler, mit besonderer Heftigkeit von dem Abgeordneten Ludwig Loewe, vorgeworfen, daß er die Personen und Dinge, über die er rede, gar nicht kenne; denn in Berlin werde, ohne parteiliche Nebenrücksicht, nur das Verdienst bewährter Könner gekrönt. So tollkühne Behauptung wagt sich heute kaum noch ans Licht; und könnte den Hörer höchstens zu Heiterkeit stimmen. Ist etwa der Syndikus Robert Zelle Zweiter, dann Erster Bürgermeister geworden, weil sein „Handbuch des öffentlichen und Privat-Rechtes“, dieser Nothhelfer rathloser Subalternen, oder irgendeine ungewöhnliche Leistung im Dienst der Stadt ihn zu solchem Aufstieg empfahl? Hat Herr Martin Kirschner, der in Breslau Rechtsanwalt und Notar, ein paar Jahre lang auch, unter Forckenbeck, Stadtrath gewesen war, in raschem Tempo den selben Weg gemacht, weil auf märkischer Erde ein Tüchtigerer nicht zu erblicken

war? Kindern mag mans erzählen; aus weltfernen Bezirksvereinen damit Beifall heimholen. Erwachsene wissen, warum Herr Maaß, Berlins bester (nur eben nicht der Fortschrittspartei angelobter) Kämmerer, vor achtzehn Jahren nicht auf die Bürgermeisterliste kam; warum seit den Tagen der Naunyn und Seydel, Duncker und Hobrecht ein ernsthafter Versuch zur Auslese der für das Amt Tauglichsten niemals gemacht wurde; daß von den Stadtherren und Magistratsbeamten, wie Herr Kirschner als Stadtverordneter offen aussprach, das Bekenntniß zu „einer bestimmten politischen Ueberzeugung“ verlangt wird, zu dem Programm der Gruppen, die im Wandel der Zeit Fortschrittspartei, Sezession, Deutschfreisinnige Partei, Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung hießen und jetzt unter das Banner der Fortschrittlichen Volkspartei geschaart sind. Wer aber will sich den Mund verbrennen? Was Bismarck wagen durfte, könnte einem Schwächeren schlecht bekommen. Drum bliebs bei dem Dogma, daß Berlin nicht nur die schönste, sondern auch die am Besten verwaltete Stadt auf dem Erdball sei. Die Sauberkeit der Straßen und die Fülle der in Ehrenämtern thätigen Musterbürger; Kanalisation und Rieselfelder; Schule und Armenpflege; Schlachthof und Markthallen; und das „grandiose“ Nachtleben, das Paris uns (wer lacht da?) neidet und das weder London noch New York hat. Das Unbeschreibliche: hier ists gethan. Ein Menschenalter lang hörten wirs. Der Stadtverwaltung wurde das Leben allzu bequem gemacht.

Das war einmal. Die Alkyonischen Tage sturmloser Stille scheinen verlebt. Zwar wird alles Städtische, unkluges Thun und säumiges Unterlassen, von der liberalen Presse noch immer mit zärtlicher Schonung behandelt. (Wie würde, nach solcher Fehlerhäufung, über eine Königliche Staatsregirung das Urtheil lauten?) Die Möglichkeit des Ueberganges war nicht leicht zu finden. Jahrzehnte lang haben in der Stadt die Männer des Fortschrittsprogrammes gethan wie, mit stärkerem Verwaltertalent, im Lande die Konservativen: jede Klage grundlos genannt, alle Mängel bestritten und jede Leistung als vollkommen gerühmt. Omnia optime. Von dieser Hymnenhöhe war schneller Abstieg ins Flachland nüchterner Kritik nicht bequem. Schon aber hat sich die Tonart gewandelt. Nach dem Kampf ums Tempelhofer Feld wurde noch versucht, dem Kriegsministerium, das nur die Sorgfalt eines ordentlichen

Kaufmannes aufgewandt hatte, die Schuld an dem Fehlschlag zuzuschreiben. Dann zeigte sich die Unfähigkeit zu rascher Einigung mit den Vororten und der Straßenbahngesellschaft, enthüllte sich der Zustand der Fürsorgeerziehung, kam in die Finanzwirrniß der Armenpflege endlich Licht; und unter dem ersten Schnee wuchs die Ueberzeugung, daß Berlin schlecht verwaltet wird. (Das hatten Magistratsmitglieder längst zugegeben; und alle Augurngruppen einander sub rosa traurigster Untüchtigkeit geziehen.) Schlecht; nicht etwa: unredlich. An Fleiß und Gewissenhaftigkeit fehlts nicht; die Dezernate werden pünktlich erledigt; von früh bis spät klappern die Räder. Was aber beschert uns all diese Emsigkeit? Wer von einer nützlichen kommunalpolitischen That erzählen will, muß bis in die Zeit zurückgreifen, wo Graf Hue de Grais, der Präsident der potsdamer Regirung, für die berliner Vororte eine neue Bauordnung entwarf. Aus dem Rothen Haus kam keine große Freude. Die Schulen kümmern im Schlendrian hin und Niemand denkt daran, aus der Masse der Lehrer die feinen Köpfe und kräftigen Pädagogen zu sondern. Für Luft und Licht, Straßenschmuck und Gartenplätze wird in den Vororten besser gesorgt als im Bereich der Centralverwaltung, die noch heute, wie vor fünfunddreißig Jahren, zu beklagen scheint, daß der Bebauungplan „sich einen Luxus an öffentlichen Plätzen gestattet habe“, den Jammer am Bahnhof Friedrichstraße, am Alexanderplatz, Spittelmarkt, Potsdamer Platz fortwähren läßt und Gräuel von der Art des Karl- und des Hansaplatzes für Schmuckanlagen ausgiebt. Die Kunst fehlt im Budget der Reichshauptstadt. Andere Kommunen geben alljährlich für ihre Stadttheater große Summen aus; Berlin begnügt sich mit dem Plan, den Theaterbesuchern eine Steuer abzunehmen. In Frankfurt hat Oberbürgermeister Adickes erwirkt, daß aus dem Städelschen Institut ein sehenswerthes Museum wurde. In Hannover hat Stadtdirektor Tramm durchgesetzt, daß Hodler den Auftrag bekam, das neue Rathhaus auszumalen (hinter dem ein hübscher Park angelegt worden ist). Berlin thut nichts für die Kunst, nichts für die Künstler; die vom Staat verpönten mögen sehen, wo sie bleiben. Vergebens sucht des Wanderers Blick in dieser reichen Stadt auch nur einen Brunnen von leidlichem Kunstwerth. Die liebe Mittelmäßigkeit herrscht und läßt die Entwickelung gemächlich an sich kommen. Eine Entwickelung, wie in Europa noch

nie eine Stadt in so kurzer Frist sie erlebte. Der aber die Kommunalleistung in keinem Zug entspricht. Viel kleinere Städte sind weit voraus. Schon hat eine Vorortsgemeinde erklärt, sie wolle lieber mit Rixdorf vereint werden als mit Berlin, dessen „schwerfälliger Verwaltungapparat“ ihr nicht helfen könne. Und wir sollten stöhnen, weil der Zweckverband den Willen der Rathhausherren begrenzt? Nein: noch erweitert wünschen wir diesen Verband; auch für die Versorgung mit Wasser, Elektrizität, Gas im Flächenraum des großen Gemeindebündels zuständig. Hier ist ein neuer Weg (die Theilgemeinschaft, die Jahrhunderte lang zwischen den Spreestädtchen Berlin und Kölln bestand, ist der jetzt gewollten nicht ähnlicher als ein Duallakrieger den preußischen Gardisten), auf dem lohnende Ziele zu erreichen sind. Wie Stadt- und Landkreise der Centralgemeinde, so können Städte und Provinzen, können kleine Bundesstaaten sich, für die Arbeit auf einzelnen Verwaltungsgebieten, einander verbünden. Geld sparen und die Kräfte sammeln, die sie zu Verhandlungen mit den starken Interessengemeinschaften der Finanz, der Industrie und des Handels brauchen. Der Ersinner des Zweckverbandsgedankens wird in Preußens Geschichte nicht vergessen werden. (Wird er Verbandsdirektor?)

Berlin ist gewarnt. Eines Tages mußte die parteiliche Inzucht sich rächen. Daß die Berliner zu Geschäftsführern nicht Männer wählen, deren Denken in der Zeit abgeschlossener Stände und Zünfte wurzelt und alle Evolution wie den leibhaftigen Satanas haßt, ist ihr gutes Recht; heischt das Selbstachtungbedürfniß sogar als Pflicht. Doch moderne und (im ältesten und edelsten Sinn des Wortes) liberale Menschen giebts nicht nur in den Fraktionen, die sich freisinnig oder fortschrittlich nennen. In ihnen (die oft genug schon zu Schulen unduldsamen Sippendünkels wurden) gedeiht, wie manches schlimme Beispiel erwiesen hat, nicht einmal bei jedem Wetter der freie Bürgerstolz, der sich nicht mehr unterthan fühlt und von Demuth und Hochmuth, von Höflingsgewedel und patziger Flegelei gleich fern bleibt. Und ein Gewimmel von Talenten wird ein Unbefangener, der Berlins Geschichte miterlebt hat, da sicher nicht sehen. Herr Kirschner ist ein fleißiger, im Kleinen ungemein tüchtiger Mann, der (so heißts) jeden Winkel seines Verwaltungreiches kennt, sich überall rasch zurechtfindet und als Zweiter Bürgermeister, seit er sich eingearbeitet hatte, kaum zu

übertreffen war. Erster? Dazu fehlt ihm Schöpferkraft und Blickweite. Nie kam aus seinem Mund ein widerhallendes Wort, die Anregung zu fruchtbarem Thun; nie geschah, sei er die Bürgerkrone trägt, für den Geist oder das Bild der Hauptstadt Etwas, dessen die Bewohner und Besucher sich freuen durften. Seit siebenzehn Jahren sitzt er im berliner Rathhaus: und hörte das Eingemeindungproblem nicht an die Mauern pochen; hat das Nothwendige selten, das Mögliche nie erkannt. Oberbürgermeister von Berlin: im ganzen Reich fände der Ehrgeiz kaum ein schöneres, wichtigeres Amt; keins, durch das Nützlicheres zu erwirken wäre. Herrn Kirschner kennt Niemand; nie hat auf ihn das Stadtvolk in stolzer Freude, in zuversichtlicher Hoffnung geblickt. In jedem längeren Gespräch vernimmt in Frankfurt der Fremde den Namen Adickes; vielleicht als den eines Tyrannen, der, im Bewußtsein persönlicher Leistung, jeden entgegenstrebenden Willen ausrode. Um Lueger trauerte eine Stadt, trauerte das ganze Land Niederösterreich wie Waisen um den geliebten Vater. Herr Kirschner wird nicht erwähnt, auf der Straße nicht erkannt; ob er im Amt bleibt oder einem anderen Fortschrittsparteimann Platz macht, scheint die gleichgiltigste aller Fragen. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn die Organisation des Stadtgeschäftes sich bewährt hätte; dann dürften wir den wiener „Personenkultus“ von unserer Höhe her belächeln. Daß der unter Zelle und Kirschner gewordene Zustand nicht haltbar ist, zeigt der Zwang zum Zweckverband; der innere, durch Versäumniß entstandene. Und mancher Kommunalpolitiker behauptet, daß Wien heute besser verwaltet wird als Berlin.

Wien und Berlin.

Vesperandacht in der wiener Karlskirche. Die Maienwonne, die draußen, ein Bischen müde schon, aus Veilchen, Schneebällen, Flieder, hellen Menschenaugen himmelan jauchzt, ist über die Stufen gehüpft und heitert den ernsten Rhythmus des Gotteshauses in die Lenzstimmung daktylischer Verssprache. Ein mächtiger Baum, dessen Ehrwürde zärtlicher angeschaut wird, seit auf der grauen Haut der Aeste an grünen Pünktchen der Frühlingsaufstieg des Saftes sichtbar ist. Um den Altar blüht es, hinter dem Weihgeräth reiht junges Grün sich zur Hecke und die blanken, breiten Blätter der Kübelpflanzen fangen und spiegeln den Kerzen-

schimmer. In die Symphonie von Wachs und Weihrauch bringt der Athem des Gesträuches den Ton des Lebens; und alles Leben ist liebenswürdig. Der Raum ist ziemlich gefüllt und aus allen Zonen der wiener Menschheit kommt für die Heimkehrenden Ersatz. Weit vorn steht ein Mädchen. Sehr groß, wohl noch sehr jung, doch ganz fraulich. Ohne Hut; in einem langen, dunklen Radmantel, unter dem der Betrachter dürftige Kleider ahnt. Das hochgekämmte Blondhaar stülpt sich wie ein Helm über die niedrige Stirn. Ein hübsches, aber fahles, früh verwüstetes Gesicht mit furchtbar erfahrenen Augen. Die blicken gradaus ins Licht, ohne je aus der Sehrichtung abzuirren. Die Gestalt scheint erstarrt; daß Leben in ihr ist, verräth nur das Flattern der Nasenflügel und der trotzige Stolz der Haltung. Wie eine Fromme, die in Zerknirschung vor dem Kruzifixus niedersinken möchte, wirkt sie nicht. Eher wie Eine, die nach gehäufter Schuld ihre Rechnung mit dem Himmel macht und findet, daß sie noch Anspruch auf eine Nachzahlung habe. Ist der Namenstag ihrer Mutter und übersinnt sie ein verpfuschtes, vernaschtes Leben? Hat eine Mannlose ihr Kindchen gewürgt und bereitet sich, in des kaum noch pochenden Herzens Stille, selbst nun zur letzten Reise? Hofft eine Winkelbajadere auf den Trostruf des Herrn der Erde, der verlorene Kinder auf feurigen Armen zum Himmel emporhebt? Neben ihr Novellen, Romane sogar zu träumen, bleibt dem von den Pflichten des Ritus nicht Befangenen Zeit genug. Sie regt sich nicht; zwölf Minuten lang, achtzehn jetzt steht sie bewegunglos auf dem selben Fleck, weit vorn in der Mitte, wo der Blick das hellste Kirchenbild hat. Allerlei Menschheit schiebt sich an ihr vorüber; armsälige und geputzte, im Rock des Bürgers und des Soldaten. Sie scheint in der gesammelten Inbrunst ihres Denkens ringsum nichts zu sehen; wird auch im Gedräng der Gläubigen nicht beachtet. Vielleicht fällt sie nur dem Fremden auf? „Diese Person thut ja, als ob ihr die Kirche gehöre. Pflanzt sich auf den famosesten Platz! Muß übrigens mal hübsch gewesen sein; aber schlechte Sorte.“ Trotz dem Geflüster ist der berlinische Klang der Rede hörbar. Auch in der Frauenstimme, die noch leiser antwortet: „Gott, hier in Wien ist eben Alles durcheinander!“ Wie Schlummernde manchmal, wenn wache Augen sie eine Weile anschauen, unruhig werden, so scheint das Mädchen zu fühlen, daß es zum Blickpunkt geworden ist. Die berlinische Rede vernahm es

wohl nicht; ahnte sie nur. Die Lider verhängen für Sekunden das Geheimniß der Iris und wie von eisigem Anhauch überrieselts den Leib. Nun ists, als wäre das Fenster dieses Antlitzes aus polirtem Stahl; undurchdringlich. Die Hand zieht die Manteländer noch fester zusammen. Ohne Bekreuzigung geht sie aus der Thür.

Das Zufallserlebniß ist an Lehre oft reicher als eine Hauptaktion. Das Mädchen hatte Anmuth und in seinem schäbigen Mantel Würde. Auch draußen wäre keinem Nüchternen eingefallen, „mit dieser Dirne geradehin zu handeln“. Die Fähigkeit zu stolzem Ernst adelt in der finstersten Jammerecke selbst den Sünder. Kein Einheimischer hat des Mädchens geachtet; der Alltag muß also den Typus zeigen. Sehen so am Ende die einst „Süßen“ aus, die in schlammige Tiefe glitten? Im Spreeland wäre in so zerknittertem, verschlissenem Wesenskleid kaum jemals so viel nobles Menschenthum zu finden. Da müßte schon die Haltung, die ganze Fassade Jedem auffallen. Da läßt man freilich auch leichter merken, daß Einem Etwas auffällt. Das katholische Wien ist duldsamer als die Stadt, an deren „Geschmäcklerpfaffenwesen“ Goethe sich ärgerte. Duldsamer wenigstens im Aeußerlichen. Man grinst Den nicht an, dem das Mützlein anders sitzt als den Durchschnittsleuten, und muthet Frauen, die ihre Fettfülle in ein modisches Sammetfutteral gepreßt haben, nicht die Strafe des Spießruthenlaufes zu. Ein schwabinger Malweibchen, ein auf dem pariser Martyrberg eingekleideter Gauguinschwärmer käme behaglicher über den Graben als über die Friedrichstraße. Berlin will Einordnung, die uniformirt; will vor allem Anderen Korrektheit. („Er ist immer sehr korrekt“: Ausdruck höchster Anerkennung; „ein Original“: freundlich gefärbter Spruch der Geringschätzung; sieht Ekstase den Himmel offen, so faßt sich ihr Hochgefühl in das Wort „tadellos“, hinter das, mag sichs um ein Beefsteak oder ein Drama, um Parademarsch oder Biertemperatur, um Leichenfeier oder Verlobung handeln, der Ton ein Ausrufzeichen setzt.) Vor dem hohen Offizier, dessen Gebet im Stephansdom die inbrünstige Passion seiner Seele so sichtlich werden ließ, hätte sich in Berlin eine Wand aus Gaffern aufgerichtet. Dem blonden Vespermädchen wäre dort scharfes Gestichel nicht erspart geblieben und bald wohl vom Kirchendiener die Weisung zugetuschelt worden, „nun mal etwas zurückzutreten“. Daß in der Karlskirche die einzige hörbare Rüge

aus Norden her pfauchte, war kein Zufall. „Gott, in Wien ist eben Alles durcheinander!“ An heiligen wie an profanen Orten. Als Frau von Staël vor hundert Jahren in Wien war, las sie auf einem Papierblättchen, das dicht neben dem Grabmal des Prinzen Eugen einer Säule angeklebt war, die Bitte: „Betet für ein krankes junges Weib!“ Solcher Anschlag wäre, um Ellenbreite vom Grab eines Prinzen und Nationalhelden entfernt, in Berlin als lästerlicher Witz verpönt worden. Und hätte sicher nicht lange die steinerne Würde geschändet. Wiener ließen vielleicht das Herz von der Empfindung wärmen, daß gerade an dieser Stätte eine fest Verschleierte, Namenlose zu Fremden um Gebetshilfe aufschluchzte. Berlin duldet kein Durcheinander; es will, daß Jeder sich nach seiner Decke strecke, auf dem Platz bleibe, der ihm ziemt, sich genau nach dem Standpunkt und der Haltung des Vordermannes richte und hinter dessen Kontur nicht das schmalste Stückchen Litze sehen lasse. Das Alles heischt der Berliner vom Nächsten und Fernsten, ders wieder von den Anderen fordert; Keiner verlangts von sich selbst. Die „zwei Nationen“ D'Israelis, die im selben Land einander nicht kennen und deshalb hassen, spalten sich in Berlin in ein Halbdutzend. Der Richter verkehrt nicht mit dem Advokaten, weiß wenig von dessen Leben, hält ihn sich aber, in unbestimmtem Argwohn, fern; und der Kommerzienrath könnte mit einem Kaffeetyrannen aus Sao Paulo sich leichter verständigen als mit dem Landsmann, der ihm seit zwanzig Jahren morgens die Milch ins Haus trägt. Priester, Altadelige, Offiziere höheren Dienstranges können mit Menschen jeden Schlages sprechen, mit Kutschern, Taglöhnern, Wäscherinnen: weil sie sich sicher fühlen und nicht zu straucheln fürchten, wenn sie sich herablassen. Der gestern erst, nach hastigem Lauf, Angelangte, den die Lieblosen Parvenu nennen, hat immer Angst, das neue Ehrenkleid zu beflecken, und bleibt, um sich nicht in plumpe Vertraulichkeit zu erniedern, vor kleinen Leuten steif, bis an den Hals in seine Kastenwürde geknöpft. („Ich habe zu meinen Dienstmädchen noch nie ein Wort gesprochen, das nicht ihrer Hausarbeit galt“: Ruhmestitel einer berliner Musterdame.) Der Wiener fühlt sich, trotz allen Unterschieden der Klassenkultur, dem Wiener immerhin nah. Die Staël schwankt zwischen Staunen und Entzückung, als sie an schönen Sommerabenden im Prater neben den Glänzenden die Unscheinbaren spaziren, rasten und schmausen sieht. Das hatte sie in keiner Germanenstadt je erschaut.

Ueber Berlin sagt sie (in dem Buch „De l'Allemagne", das 1810 in Paris gedruckt war, aber erst 1813 in London erscheinen konnte): „Eine große, ganz moderne Stadt mit breiten, geradlinigen Straßen und schönen Häusern, in der aber weder von der Geschichte des Landes noch vom Wesen der Einwohner Etwas zu merken ist. Nichts erinnert an lange Vergangenes und die neuen prächtigen Gebäude scheinen nur bestimmt, den Vergnügungspielen und dem Gewerbe ein bequemes Obdach zu bieten." Das könnte gestern geschrieben sein. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches ist ins Ungeheure gewachsen, wächst noch mit jedem Mond. In der City ist kaum mehr Platz zu schaffen, die Geschäftshäuser rücken in Gegenden, die vor ein paar Jahren erst parzellirt wurden, und vor dem geängsteten Auge der Stadtväter, das die stärksten Steuerträger in die Nachbargemeinden und Vororte abwandern sieht, taucht schon der Plan auf, gegen Sonderentgelt den Bau von Wolkenkratzern zu erlauben und auf das neue Berlin ein noch neueres zu thürmen. Die Kleinkünste der Forensenbesteuerung genügen längst nicht mehr; und muß der städtische Abgabenzuschlag auch nur um die Hälfte erhöht werden, dann sind die Bewegungfähigen nicht länger zu halten. Straßen, deren Villenfront noch 1900 kein Ladenschild entstellte, sind jetzt mit Läden gepflastert. Sogar der Kurfürstendamm, eine der Adern, die den Thiergarten dem Grunewald verbindet, wird, mit allem Goldstuck und Mauermalpomp, in seiner ganzen Länge nächstens Geschäftsstraße sein. Berlins Westen ist ein Bilderlehrbuch der Nationalökonomie. Das Elend des anarchischen Kleinhandels, der Zwang zur Konzentration, zur Ueberbietung, Ueberbrüllung des Nachbars, die Unterhöhlung der Handelsbasis durch das Nagewerk unaufhörlicher Kostensteigerung, die Nothwendigkeit und der unaufhaltsame Triumph der Großwaarenhäuser: in kinematographisch schnellem Wechsel erblickt mans hier. Die Bewegung ist Zustand geworden. Ein Paktolos scheint unter diesen Bezirken hinzufließen, sie immer wieder mit Goldanschwemmung zu düngen. Riesige Doppelhäuser, bis in die Zweistubenwohnung im vierten Stock des „Gartenhauses" (den Garten markirt, wie auf Shakespeares Bühne eine Tafel, ein Grasstreifen, der am Rande des Steinhofes in Kümmerniß hinwelkt) mit allem heute möglichen Komfort, Centralheizung, Badekammer, Heißwasserleitung, Elektrischem Licht, ausgestattet;

Hunderte. In allen Baustilen; mit Thürmchen, Erkern, Ausbuchtungen, Säulen, Kupferbeschlag, Vasen, Wappenthieren, Ornament jeglicher Art, Goldgittern, Gipsvorgebirgen, bunten Mauerfresken und weiträumigen, in heller Marmorfarbe, Purpurroth und Messingglanz prunkenden Treppenfluren, die für den Aufmarsch eines Dienertrosses geschaffen scheinen und in denen die Pförtnersfrau in fadenscheinigem Umschlagtuch einsam den Fahrstuhl bedient. Das dem Ladenbetrieb vorbehaltene Erdgeschoß ganz in Marmor, Porphyr, Granit gerahmt; Auslagefenster von nie zuvor gesehener Dehnung; ein Funkelkonzert von Glühkörpern, Glas, Kacheln, Blinkgeräth rings um die zu Bergen gehäufte Waare. Zwischen zwei Straßenecken mindestens ein Laden, wie es, so groß, so überhell, so üppig geputzt und so vollgestopft mit sichtbarem Kundenköder, in der ganzen Wienerstadt kaum ein Dutzend geben mag. Ein Korso von Automobilen (nicht nur für den Luxusgebrauch: keine Firma ersten Ranges spedirt das Verkaufte noch mit Pferdewagen). Jedes Postamt oder Behördenheim ein Palast. Das Meiste so unschön, daß es den kultivirten Geschmack wie mit Pöbelfäusten abstößt; aber Alles ungemein kostbar. Nicht so kostbar freilich, wie es flüchtigem Blick scheinen will; „es sieht nach mehr aus“: eine echte berlinische Redensart. Damit es nach mehr aussehe, ziehen Beamten- und Kaufmannsfamilien in nachgestümperte Pitti-, Fugger- oder Astor-Häuser. Der Vorüberwandelnde soll, mit anderem seelischen Accent als in Ibsens „Puppenheim“ die Bankdirektorsfrau, rufen: „Donnerwetter!“ Das soll er mindestens auch denken, wenn er abends die Protzenburgherrschaft in ein Restaurant einbiegen sieht, wo zwischen kirschrothen Seidendamasttapeten goldfarbige Stühle der Gäste harren und die Kellner in der Dienertracht vom Hof des Sonnenkönigs serviren. (Ueber das berliner Restaurant wäre ein ganzes Buch zu schreiben. Nur in einzelnen Spielhöllen spreizen Farbe und Stoffe sich mit solchem prahlerischen Gelärm. Jedes Bräu strebt in Schloßhallen mit zehn Meter hoher Holztäfelung und Tausendkerzenlicht. Massenspeiseanstalten, deren Fabrikbetrieb für anderthalb Mark vier Gerichte liefert, gleichen in feierlichem Katakombenpomp überpinselten Kaisergrüften, aus denen ein Carolus Magnus weichen mußte, um dem Regime der Volksbeglückung durch „halbe Portionen“ Platz zu machen, oder tischen den spottbilligen Schmaus

in einem Tudorstaatsrathssaal, dem Gewölb eines schottischen Jagdschlosses auf. Keine motorische Kraft der Erde bringt den Neuberliner vom richtigen Kaliber in ein einfaches, gut gehaltenes Wirthshaus, wie die Kärntnerstraße zwei hat. Die Ausstattung (er sagt „Aufmachung") ist ihm hundertfach wichtiger als die Beschaffenheit von Speise, Trank, Bedienung; und das zuletzt eröffnete Lokal im Zweifelsfall immer das liebste.) Für den Vorüberwandelnden wird gebaut, gemiethet, getafelt, das ganze Dasein gefirnißt, mit Stucco di Lustro geschmückt. Er soll „platzen".

Woher zu Alledem das Geld kommt? Da ist das große Räthsel. Woher das Geld und die Kreditmöglichkeit, um diese Wohnung- und Ladenmiethen, diese Lebens- und Regiekosten zu bezahlen und ein ganzes Heer von Kommissionären, Zwischenhändlern, Agenten aller Grade durchzufüttern? Manche prassen nur vor dem Auge der Konkurrenz und knausern heimlich. Viele leben über ihre Verhältnisse hinaus und hoffen, mit dem Ertrag des Börsenkursspieles am nächsten Ultimotermin das Budget ins Gleichgewicht bringen zu können. (Nur durch dieses Trachten wird die Thatsache erklärt, daß Banken und Börse selbst in Jahren der Industriestille jubiliren, und die weniger erfreuliche, daß unsere Staatsanleihen haltlos unter den Ausgabepreis sinken; zu neuberlinischem Lebensaufwand genügt der karge Rentenzins nicht, vielleicht aber der rasche Werthzuwachs des Dividendenpapiers.) Solche Symptomologie reicht aber zur Lösung des Räthsels nicht aus. Hier ist ein Wunder: glaubet nur! Tausendmal ist ein Krach, ein Stadtbeben vorausgesagt worden: und der Himmel blieb hell und neue Prachtviertel schossen aus dem Boden, wo eben noch Briefträger, Kassenboten, Straßenbahnschaffner mit ihren Familien in Laubenkolonien schwelgten. Hier ist ein Wunder, dessen Durchleuchtung, Ergründung nützlicher wäre als die Aufpolirung verrosteter Formeln weltferner Volkswirthschaftlehre. Trotz Wandlung und Wachsthum, die aller Bewußtseinsmaßstäbe spotten, ists im Wesentlichen aber noch wie in den Tagen der Staël. Eine ganz neue Stadt, die über die Landesgeschichte und Volksart nichts aussagt, deren Glanz für Zufallsgäste geschaffen scheint und die einem Nishnij-Nowgorod des Weltwestens, einer unter jedem Mond aus allen Zonen beschickten Universalmeßstadt eher gleicht als einer Herzkammer Deutschlands. In all dem Gepinsel

fehlt die Naturfarbe, in all diesem ruhelosen Grimassiren die unverkennbare Physiognomie. Eine Tropenblume von Dimensionen und Schillerreizen, die eine junge Europäergroßmacht noch nie vorher sah; eine Märchenwunderblume vielleicht. Doch ohne Duft.

Gesellschaftliche Kultur zeigt sich deutlicher als in allem Anderen darin, daß ihr Besitzer nicht auffallen und unter keinen Umständen mehr scheinen will, als er ist. In Berlin hängen überreife Gymnasiasten sich Corpsbänder an, um für Studenten gehalten zu werden; Kaufmannsgehilfen klemmen ein rundes Glasscheibchen ins Auge, näseln und verrenken beim Handgruß den Oberarm, als wäre die Achsel nicht aus der Enge eines prallen Uniformrockes zu lösen; ihre Chefs erhandeln Bilder und beklatschen Dramen, die sie im Innersten abscheulich finden, und laden an ihren Tisch Leute, mit denen sie nicht sprechen können, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. In einer bestimmten, schon sehr breiten Schicht ist jeder dritte Mann Geheimrath, hat jeder vierte einen Orden (und diese Orden werden bei jedem Dutzendabendessen, wie an Hausmeisters Geburtstag eine Fahne, herausgehängt), posirt jeder sechste, als könne nur ein Kapitalverbrechen ihm den erworbenen Anspruch auf ein Denkmal wieder verwirken. Die feine Menschheit kribbelt verstört umher und stöhnt, nur allzu begreiflich scheine, daß Kleist hier zum Selbstmord gestimmt und seitdem kein Dichter von hohem Wuchs in Parvenupolis heimisch geworden sei: keine Wärme, keine Schätzung geistiger Werthe, die nicht von Amtes wegen abgestempelt sind, kein liebenswürdiger Luftton, keine Stadtindividualität. Alles neu, sauber, glatt, blank, in auffallender Verpackung; wie aus dem Schaufenster. Außer den Schlössern in Berlin und Charlottenburg, drei Kirchen, dem Alten Museum, der Königswache, dem Opernhaus und der Fassade des Schauspielhauses (das Innere ist unrettbar verniedlicht) kaum noch ein irgendwie ansehnliches altes Bauwerk; alles neue (Dom, Friedrichs-Museum, Gedächtnißkirche, Amtspalais und die Hundertschaft der Denkmale) ein Gräuel. Das einzige baumeisterliche Genie unserer Preußentage, Alfred Messel, erhielt als Todkranker den ersten Staatsauftrag. Bismarck, Wagner, Leibl, Klinger, Raabe, Fontane, Heyse, Mauthner, die Jüngeren Hauptmann, Wedekind, Dehmel, George, Eulenberg: Keiner hat gern in Berlin gelebt. Des Franzosen Auge leuchtet auf, wenn er von Paris spricht; der Oester-

reicher kommt nach langwierigem Raunzen in die Stimmung des Radetzky-Marsches, wenn von Wien die Rede ist, und wird in der Fremde das Heimweh nach seiner Kaiserstadt („die man eben kennen muß“) nie ganz los. Nur der Deutsche liebt die Hauptstadt seines Reiches nicht. Im Reichstag würde der leiseste Versuch eines Hymnus auf Berlin ausgelacht; im Süden, aber auch in Dresden und Hamburg rückt man von dem Berliner am Liebsten ein Stückchen weg, wie von einem vielleicht recht amusanten, doch pupillarisch unsicheren Gesellen, der von den Grazien nicht gesegnet wurde und, weil er sich unbeliebt fühlt, die reizbaren Hautstellen mit Igelborsten spickt. Dabei ist er, der als Mündiger nach Berlin kam, gar nicht dem Erleben der Stadt eingewurzelt. Wer ist denn Berliner? Ueberall Zugewanderte (natürlich: 1859 hatte Berlin vierhunderttausend, 1900 Groß-Berlin drei Millionen Einwohner). Der Erste Bürgermeister wurde aus Breslau, der Zweite aus Königsberg geholt (auch tüchtige Männer, die ihr halbes Leben lang in Linz oder Czernowitz saßen, hätten als Regenten im wiener Rathhaus wohl keinen leichten Stand). Chodowiecki war Danziger, Menzel Schlesier; die großen Chemiker Fischer und Van 't Hoff sind aus Jülich und Holland; Schmoller ist Schwabe. Die Liste ließe sich in infinitum verlängern. Gerade die Sichtbarsten wuchsen nicht aus berliner Boden und fühlten wohl nie den Drang, sich ihm mit dem Herzen anzugeloben. Von Adel und Patriziat ist nichts zu spüren. Der begüterte Hochadel kommt allenfalls für die Zeit der Hoffeste nach Berlin und miethet sich dann in Hotels ein. Daß aus Havelwäldern Parzellen werden und im Gebiet der Kunstpflege von der Gemeinde nichts, vom Staat nur Schädliches gethan wird, bekümmert die Granden von Preußen nicht; sie (und nicht sie nur) würden vergnügt die Hände reiben, wenn der „Wasserkopf“ schrumpfte. Guido Henckel, Fürst von Donnersmarck, war in dieser Standesregion so ziemlich der Einzige, der auch nur von festlichen Veranstaltungen großen Stils zu reden gab; er ist über Achtzig und, als der reichste und klügste Geschäftsmann der Monarchie, in seiner Lebensauffassung der Industrie näher als der Nobility. Den Ton geben die Neuen an. Die glitzern von Sternen, Kronen, Adlern, Schnallen und Schwertern; erwerben (nur durch den Widerhall ihrer Verdienste ums Vaterland, versteht sich!) Titel und, wenns reicht, Briefadel; locken Prinzen, Minister, Feldmarschalle

und andere Excellenzen an ihren Tisch; reiten Jagden mit und rodeln sogar auf hohes Verlangen. Rennen in der ersten freien Minute aber aus ihren lukullischen Landhäusern nach Paris oder Rom, Monte Carlo oder Sils-Maria; und wiederholen auf der Rückfahrt hinter der letzten Station das Geflügelte Wort ihres Steuerklassengenossen aus der Zeit deutscher Heroengeschichte: „Machs Fenster zu, Johann, janz schnell: ick rieche Berlin!"

Keine ungehemmte Kulturüberlieferung; kein Stadtadel; das Aelteste, Ehrenbehang und Geld, von vorgestern; und holde Frauenklugheit die seltenste, bis gestern noch die mißachtetste Waare. Ein harmlos fröhliches Massenfest, ein zotenlos ausgelassener Maskenball gar ist unmöglich. Noch unter den Aufgeputzten meist mürrische Mienen; man läßt das Vergnügen an sich kommen und wird schon beweisen, daß man so leicht wie der „theure Bundesbruder im Süden" nicht zu überrumpeln ist; ist mans einmal, dann wird die Stimmung bald kanibalisch wohlig, wird im Theaterdunkel jeder Geschlechtswitz vom gröhlenden Haufen wie in einen Trichter verschlungen und Heines boshaft begrenzte Vision weitet sich: „Das Gelächter ein Gewieher...." Noch immer die innerlich kalte Lärmsucht der Spontini-Zeit, die alle zarter gewöhnten Seelen wegtrieb. Steter Zustrom neuer Elemente von allerverschiedenster Herkunft und Wesensart, die nicht an der Einflußstelle schon in ein festes Bett gezwungen werden, sondern lange die Möglichkeit und die Neigung haben, die Lauflinie zu ändern und dadurch aufzufallen. Eine immer wieder durch Treibhaushitze beschleunigte Blüthe. Eine Stadt, die aus einem Feldlager entstand. Alle inneren Schwierigkeiten Preußens stammen daher, daß dieser Staat (von Friedrich Wilhelm, Fritz und Bismarck) den Nothwendigkeiten einer festländischen Wikingerpolitik angepaßt, daß vom droit de l'homme bis zum Agrarrecht Alles der einen Vorsorge untergeordnet wurde, die größtmögliche Menge felddienstfähiger, schon im „Civilverhältniß" in straffe Zucht gepferchter Menschen zu sichern, um morgen, wenns profitlich scheint, Krieg anfangen zu können; und daß jetzt, nach vierzig Friedensjahren, die zur Antwort Berufenen scheu an der Frage vorüberschleichen, ob wir das Repertoirestück „Kulturnation" nur, so lange der Vorhang aufgezogen ist, den Gründlingen im Parterre vormimen oder seiner Inhaltsethik nachleben, ob wir die Fetzen der Feudalzeit in den

Raritätenschrank sperren oder das Stück Barbarenthum, das einem politisch ungesättigten Volk die Möglichkeit raschen Vorsprunges, über freiere, also zum Maschinendienst minder brauchbare hinaus, läßt, auch unter schweren Opfern bewahren wollen, bis das Kinderland uns nicht mehr bestritten werden kann und der Krieg, das heilig barbarische Handwerk, unnöthig und (nur darum) undenkbar geworden ist. Hier liegt die tiefste Wurzel des Preußenproblems; und Alle müßten in diese Tiefe wenigstens hinabgeblickt haben, ehe sie über das air cassant, das Kratzen der wollenen Jacke, das „Sedanlächeln“ und die Drillmeisterallure der Preußen klagen oder spötteln. Aus dieser Wurzelscholle ward auch ein Theil des Stadtproblems ans Licht getrieben. Wer Berlin beurtheilen will, muß zuvor Potsdam, Preußens herrlichstes Juwel, durchaus studirt haben. Berlin wäre ein großes Potsdam geblieben, wenn neben den mit fritzischer Genialität im Grundriß ersonnenen und ausgebauten Kasernen (für Grenadiere und Musen) nicht eine Goldgräberstadt entstanden wäre. Heute? Ein weitflächiger Exerzirplatz, um den sich, mit von Jahr zu Jahr festerem Gürtelschluß, die größte Industrie- und Handelsstadt unseres Erdtheiles legt. Kann diese Stadt schon Persönlichkeit haben und liebenswürdig sein? Kann sie Persönlichkeit auch nur richtig schätzen? Eins nur schätzt sie: Organisation. Starke Persönlichkeit, mag sie Emil Rathenau oder Max Liebermann, Friedrich Althoff oder Karl Fürstenberg heißen (und noch viel, viel höher hinaufreichen: so kühl wie von dem offiziellen Berlin, das ihm doch Einiges zu danken hatte, ist Bismarck in den Jahren der Acht von keiner anderen deutschen Großstadt behandelt worden): jede ist ihr lästig. Solche Leute denken schließlich, daß es ohne sie nicht gehe und daß sie Ungeheures geleistet haben. Was denn? Heer und Generalstab, Allgemeine Elektrizitätgesellschaft und Deutsche Bank, Sozialgesetzgebung und Sozialdemokratie: Alles ist Ergebniß anonymer Organisation. Was bleibt denn unter Alleinfliegern vom Schlag Taussigs? Was vermag Fürstenbergs blitzende Dialektik gegen die Depositenkassen, die der ganz schlichte Wallich der Deutschen Bank eingerichtet hat? Die Persönlichkeit beschert der Zufall. Wir bauen auf sicheren Grund. Wir sind für Organisation.

Der Denkfehler liegt unter dünner Sandschicht. Schon hört man von allen Seiten die Klage, daß die auf Führerposten taug-

lichen Persönlichkeiten fehlen. Sie werden erwachsen. Berlin kann nach Menschenermessen nur stärker werden; auch sauberer, stiller, vornehmer (was ja meist nur bedeutet: älter; an eigener und von Anderen gesammelter Erfahrung reicher). Hinter den vergoldeten Schaubuden liegt die Industriestadt; hinter der oft bis ins Wahnwitzige überreizten Geberdensprache die beinahe unfaßbar gigantische Arbeitleistung. Parvenupolis wird, mit ihrer steten Angst, den letzten Schnellzug ins Land neuer Moral-, Kunst-, Möbel- oder Schneidermode zu versäumen, die Saiten feiner Seelen noch oft verstimmen. Vielleicht noch über den letzten Tag zweier Generationen hinaus. Gewiß nicht viel länger. Die Goldgräbermanieren werden edlerer Sitte weichen; kalte Heftigkeit und erkünstelte Steifheit ruhiger Würde und natürlichem Frohsinn. Ueber den Dächern, die der Architekt dann nicht mehr verwitzelt, wird der Luftton wärmer werden und allmählich in das buntgezackte Stadtbild sich die Physiognomie einer Persönlichkeit einzeichnen. Den allgewaltigen Lebensstrom, der diese wasserarme Stadt durchfließt, kann kein Geröll aufhalten, kein Abfallsgift verpesten. San Franzisko war widriger; und sieht vor dem Land seiner schönsten Hoffnungen einen gelben Riegel, der schwer zu sprengen sein wird. Einstweilen ist Berlin, was es sein kann und werden mußte. Das Dorado der vor zwölf Stunden ans Ziel Gelangten, die vor Nachtanbruch ausschreien müssen, was sie in zwölf Jahren ausrichten werden. Ohne Grazie, laut, täppisch, wie sein Wappenthier. Ohne Achtung vor der Persönlichkeit, doch in fast religiöser Andacht vor den Wundern der Organisation. Die bewundern an einander sogar die Feinde. Als den alten Marschall Moltke vor dem Reichstagshaus ein trunkener Proletarier einmal so unsanft gestreift hatte, daß dem Greis (der ein Plaudertalent, nicht ein Schweiger war) die Mütze vom Kopfe fiel, sagte er zu dem sozialdemokratischen Abgeordneten Blos, der sie ihm aufheben wollte, aber nicht dazu kam, nach artigen Dankesworten: „Das war kein Organisirter!" Im tiefsten Ernst. Er war zu jedem unvermeidlichen Kampf gegen die Sozialdemokratie entschlossen; aber der Erzieherleistung ihrer Organisation versagte er nicht den Ehrensalut.

Wien liebt die Persönlichkeit; bis zur Verhätschelung manchmal. Der Wiener, der geduldig den krausen Linien dieser Skizze nachgegangen ist, wird nicht erwarten, daß ein Fremder ihm, unter

dem häßlichen Schein der Beifallswerbung, sage, wie viel Wien von Dem hat, was der jüngeren Reichshauptstadt fehlt: beneidenswerth viel. (Er wagt sogar, anzudeuten, daß Wiener selbst es nicht allzu oft, allzu laut sagen sollten.) Ring und Burg; Schönbrunn und Sankt Stephan; Karlsplatz und Hohen Markt; Herrengasse und Postsparkasse; mitten in der Stadt Parkbreiten wie auf englischen Säkulargütern und alte Winkelromantik, wie Nürnberg und Augsburg nicht minniglichere haben. Im Lenz die blühende, duftende Schärpe, die Wiens Leib mit Wald und Wiesen gürtet und ihrer fernsten Zukunft noch Licht und Luft sichert. Die Donau, die diesen Leib umarmt, mit dem zur feinsten Essenz geläuterten Aroma des Orients ihr Brustgewölb und Antlitz umfächelt und in die Ohrmuschel wispert: „Du wirst des Ostens Königin sein, einer schon aufdämmernden Zeit Paris und Konstantinopel in einer Stadtwesenheit!“ Die Fülle hübscher, fröhlicher Menschen, denen, im Weinland, nah dem Gebirg, nicht das Uebermaß hastiger Arbeit die Freude am Leben gemordet hat und denen man anmerkt, daß sie gern gefallen. Den Born der Talente, der, wenn er ausgeschöpft scheint, schnell wieder überquillt und alle Gebiete des Staatsgeschäftes und der Musik, ernster Wissenschaft und heiterer Bildnerkunst, des Theaterwesens und der Presse vor dem Verdorren tränkt. Die stumme und die beredte Lyrik seiner Frauen. Die Tanzlust ganzer Stämme, die dennoch arbeitsam blieben. So viel! Bis zu Johann Strauß, der ja ein weiter wirkender Stadtbesitz ist als ein ganzer Schuppen, in dem ungelesene Bücher vergilben. Wir haben Richard; der nur in Berlin und nur durch Organisation (innere, technische, geschäftliche) sein merkwürdiges Könnerthum so ins titanisch Scheinende entwickeln konnte. An den Segen der Organisation glaubt man in Wien noch nicht recht; von Herzen nur an die Kraft der Persönlichkeit. Solcher Glaube macht der Liebe fähig und würdig. Aber wenn ich ein Wiener wäre, würde ich vielleicht einen nicht gar zu späten Wandel der Schätzung wünschen. Von Jedem kann Jeder lernen. Die Feenreichspracht der Hotels, Waarenhäuser, Mädchenmarkthallen mag Wien den Berlinern gönnen; sich auch ruhig, ohne Selbstbetrug, sagen, daß drüben die Schalanters nur anders aussehen und sich nicht so leichtsinnig unvermummt ins Licht wagen. Das blinde Vertrauen in den Messianismus der Persönlichkeit, die morgen,

wie die liebe Sonne, kommen und leuchten muß, genügte wohl aber nur dem Bedürfniß mythologischer Weltbetrachtung. Und die ehrwürdige Macht, die sich dem Schoß der Mythenzeit entband, hat durch Organisation den Erdkreis erobert: die Römerkirche der Apostelfürsten. Dem nie wieder erschauten, noch heute nicht morschen Erfolg dieser Macht (die man, als die Retterin antiker Schätze, eine Kulturmacht nennen darf) in ihrem von Fischer von Erlach ersonnenen Haus ernsthaft nachzugrübeln, wäre wohl vernünftiger gewesen als das nutzlose Bemühen, aus fleckigen Schleiern ein Mädchengeheimniß zu schälen. Ganz sicher: berlinischer.

Berliner Tragikomoedie.

Herr Harro Hassenreuter war im elsassischen Straßburg Direktor des Stadttheaters. Da hat er, der manchmal noch in Heldenrollen die Bretter stampfte und von seinen Mimen, als „unvergleichlicher Karl Moor“ und als Luther, mit Lob und Lorber gefüttert wurde, auf sein Brustgewölb fast so viele Orden gesammelt wie der Chef der Spediteurfirma Jacob & Valentin, der auf berliner Holzpapier meistgenannte Mann, dessen Verdienst um Reich und Staat, Volkswohlfahrt und Kultur wohl unermeßlich sein muß. Bis in die Zweite Klasse des Rothen Adlerordens, wie Emil, ist Harro freilich nicht hinaufgeklettert; kann aber eine „mit Ordenssternen überdeckte Brust“ präsentiren. Viel Geld scheint er von der Westgrenze nicht heimgebracht zu haben. Doch einen ganzen Nibelungenschatz an Liebe fürs neue Reich. Seinem ältesten Jungen hat er den Vornamen Otto gegeben, läßt ihn in der Kaiserlichen Marine dienen, nennt Bismarck den „Schmied der deutschen Einheit“, einen „gewaltigen Heros“ und wagt, vor Urberlinern von seinem deutschen Herzen zu sprechen. Hans Wurst; vom Wirbel bis zur Zehe. Der Theatermensch, wie er im alten Possenbuch steht; Kean und Delobelle sehen neben ihm wie ernsthafte Männer aus. Natürlich: Idealist. Schwärmt für die Klassiker, hält Schillers „Braut von Messina“ für ein auf unserer Bühne noch mögliches Drama und meint, im berliner Bullenwinkel könne nicht ein so mächtig die Seele ergreifendes, aus der Tiefe in die Höhen der Menschheit hineinlangendes Schicksal werden wie in einem vom Anhauch der Ahnengrüfte umwitterten Königspalast. Ein putziges Kerlchen. Mit dieser altbackenen Mischung von Patriotismus

und Idealismus hat er in Gottfrieds wunderschöner Stadt die Gunst des Statthalters Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe erworben. Der ist ja aus ähnlichem Teig. Auch Einer, der sich als Kalokagathos aufdonnert, thut, als sei ihm von hohem Sehnen nach dem Guten und Schönen das Herz voll, und alles wahrhaft Moderne haßt wie Beelzebub das Christenkreuz. Noch 1893, als er schon acht Jahre Statthalter war, schrieb er in Berlin, wohin ihn die Hofpflicht gerufen hatte, in sein Tagebuch: „Heute abends in ‚Hannele'. Ein gräßliches Machwerk; sozialdemokratisch-realistisch, dabei von krankhafter, sentimentaler Mystik, unheimlich, die Nerven angreifend, überhaupt scheußlich. Wir gingen nachher zu Borchardt, um uns durch Champagner und Kaviar wieder in eine menschliche Stimmung zu versetzen." Unglaublich? Wörtlich! Solche Leute ziehen den düsteren Dänenprinzen, den schwarzen Schlagetot von Venedig oder gar die geschlechtlose Jungfrau von Fritze Schiller noch heute einer Dichtung aus rauher Wirklichkeit vor. Der rechte Mann für Harro Hassenreuter. Läßt sich, den Reichsfürsten, die Stütze von Thron und Altar, morgens am Zoologischen Garten von einem wiener Soubrettchen, das er aus Straßburg als Harros Hauptliebste kennt, anplappern und schlendert mit dem hübschen Balg am Gartenrand entlang, bis der Kaiser kommt und, vom Pferd herab, dem Ertappten lachend mit dem Finger droht. So sind (merkts!) die Idealisten, die dem armen Hannele schaudernd entlaufen und im Anblick bittersten Menschenleides nach Champagner und Kaviar lechzen. Warum Chlodwig der netten Alice nicht erzählt hat, daß vor einer Stunde ihr Harro mit ihm am Frühstückstisch saß? Ein Diplomat, der den Talleyrand kennt; ein Gourmet, den Voltaires Kapaun gelehrt hat, daß die Sprache den Menschen ihre Gedanken verbergen hilft. Wundert Euch also nicht über das Schweigen der Durchlaucht. Die sorgt weiter für den Spießgesellen. Im Herbst zieht Harro wieder als Direktor in Straßburg ein und Fräulein Alice Rütterbusch thront bald dann als Pompadour über der westlichsten Stätte deutschen Kunstverschleißes. Einstweilen umfangen die Beiden einander heimlich und zärtlich auf dem Dachboden eines ostberliner Hauses, das einst eine Kavalleriekaserne war und jetzt von Einbrechern, Prostituirten und Kupplerinnen bewohnt wird. Weshalb gerade in dieser Spelunke? Das feine Fräulein hat sicher doch eine hübsche Wohnung („für Tage, Wo-

chen, Monate; Eingang direkt vom Flur“), wo es gemüthlicher ist und das Pärchen nicht vor dem plötzlichen Eintritt der Frau oder Tochter des Herrn Direktors zu beben braucht. Einerlei. Der Ritter hoher Orden (der lateinische Sprüche ohne Fehler citirt, aber, trotz langem Wirken in Straßburg und Colmar, keinen richtigen französischen Satz über die Lippe bringt) ist in den Dachboden nun einmal vernarrt. Da hat er seinen „Fundus“ gespeichert: Kostüme, Rüstungen, Waffen, Geräth, Theaterbibliothek; sogar die welken Kränze, die ihm, mit ihren breit und bunt leuchtenden Seidenschleifen, das Heim schmücken könnten. Da empfängt er, seine Postsachen. Da giebt er auch „dramatischen Unterricht“. Auf seine besondere Weise. Er läßt (während er „fortgesetzt“ Briefe öffnet) ein paar Jünglinge Schillers Chorstrophen deklamiren und unterbricht sie mit Schimpfwörtern oder mit abgelagerten Coulissenwitzen; hat auf die Diele mit Kreide die Felder des Schachbrettes gemalt und lehrt die Jungen da stehen und gehen. Für diesen Unterrichtsort, wo Ratten und Mäuse hausen und kein Fenster frischem Luftzug einen Spaltweg in den muffigen Dunst öffnet, und für diese Methode findet er, in Berlin, Schüler, unter denen ein Predigtamtskandidat, ein „ausgesprochener Kopf“ und ein wirklicher Doktor ist. Der Kandidat, ein armer Pastorssohn aus der Ukermark, dem eine junge Schwester verführt und in Schande geschleift worden ist, liebt Hassenreuters Tochter Walburga und will, trotz verkümmertem Körper, schwacher Stimme und Kurzsicht, Schauspieler werden. Wird auch, wie es scheint, an beider Wünsche Ziel kommen. Denn Walburga hat den Papa, der vor den Leuten immer so ehrbar thut, im Getändel mit der wohlriechenden Alice belauscht und kann von ihm, der sie zuerst geprügelt und eingesperrt hat, im Nothfall die Einwilligung in den Eheschluß erzwingen. Und vom Müggelsee her zieht das Gewitter des Naturalismus herauf, fegt den Schwulst und Bombast der biederen Klassiker von entweihten Brettern und wird morgen den blinzelnden, schief gewachsenen Stammler zum neuen Roscius krönen.

Die Pflicht, seinen Fundus vor Rattenzahn, Diebszange und Mottenschaden zu bewahren, hat Hassenreuter der Frau Jette John anvertraut, die im selben Haus wohnt. Dicht neben einer Witwe, die Männer von der Straße auflieſt und Kinder verkuppelt. Weshalb lebt Jette in solchem Schmutz? Ihr Ehemann ist

Maurerballier, hats schon als junger Gesell zu einem Taglohn von zwölf Mark gebracht und muß jetzt ansehnlichen Verdienst haben. Denn er arbeitet in Altona, kommt in jedem Monat höchstens für einen Sonntag nach Berlin und kann, trotzdem er zwei Hausstände zu erhalten hat, noch einen hübschen Geldhaufen auf die hohe Kante legen. An die Elbe hat ihn nicht nur der Lohn gelockt; seine Jette hat einen Bruder, der sich redlich als Zuhälter nährt und durch allerlei wüste Streiche der Polizei bekannt geworden ist. Diesen Bruno Mechelke, den die Schwester nicht abschütteln will, mag Paul John nicht sehen. Ein Mustermann. Hat sich aus Frankreich das Eiserne Kreuz geholt, singt, wenn er fröhlich ist, das Lied vom deutschen Rhein, geht selbst als Strohwitwer nur selten in Mädchenquartiere und sitzt in Berlin sogar, an Sonn- und Feiertagen, mit Cirkel und Schiene über den Bauplänen seines Meisters. Merkwürdig, daß so tugendliche Reine die Frau einsam zwischen Dieben und Dirnen läßt. Einsam: der Junge, den ihm Jette gebar, hat nur acht Tage gelebt; und von einem neuen Versuch, sich Brut zu schaffen, scheint das rüstige Paar nichts zu hoffen. Der Mann aber sehnt sich, sentimental wie je ein vom Fluch der Unfruchtbarkeit gelähmter Ibsenmensch, nach einem Kind; und die Frau fürchtet schon, er werde ihr in die Neue Welt entlaufen. Wünscht sich auch selbst ein Würmchen, das ihre Sorge besser als Fremde belohnen würde. Jette ist mit allen Salben geschmiert; leiht, gegen stattlichen Zins, auf Pfänder, weiß sich mit rüdem Wort und mit Maulschellen Respekt zu erzwingen, kennt die kleinen Künste des Alltagstruges, verkehrt mit der holden Ernährerin ihres Bruders und ist in jeder Großstadtpfütze zu Haus. Daß dieser abgefeimten Pfandleiherin und Hurengevatterin schwer werden solle, ein Kind zu erlangen, ist kaum zu glauben. Sie könnte sich einem Buhlen geben und nach der Empfängniß dann ihren Paul (wenn dessen Vierzigerkraft nicht mehr ausreicht) als Konsorten in die Vaterschaft schmeicheln. Könnte unter den tausend Säuglingen, die täglich in Berlin ausgeboten werden, einen wählen, sich, da sie hundertundzwanzig Mark für den Abstand zahlen kann und will, den kräftigsten aussuchen, den Nachbarn Schwangerschaft heucheln, vor der Scheinentbindung in ein anderes Stadtviertel umziehen und den gestempelten Meldezettel im Schrank haben, ehe Paul aus Holstenland heimkommt. Sie thut das Dümmste, was sich er-

denken ließ. Schwatzt einem polnischen Dienstmädchen den (am Dachschornstein, über Harros Fundus geborenen) Knaben ab und giebt ihn den neugierigen Haussippen, die sie, ohne Merkmal nahender Mutterschaft, die Treppe klettern und scheuern sahen, für ihr eigenes Kind aus. Schickt den Mann ohne genaue, für jede Fragemöglichkeit vorsorgende Instruktion zur Anmeldung aufs Standesamt und stiftet schon dadurch Verwirrung. Wird gegen die Polin, in der ein Muttergefühl erwacht ist und die ihr Kind sehen will, wüthig roh, bewirthet sie mit einem Katzenkopf, läßt sich, statt die Arme an ein Silberkettchen zu legen, das Kaufgeld zurückgeben und hetzt ihr, damit sie nicht wiederkehre, das Brüderchen auf den Hals. Läuft, weil ein Waisenpfleger nach dem von dem Dienstmädchen angemeldeten Kind sehen will, mit dem Jungen weg, legt Helfgott Gundofried Knobbe, das kranke Schreihälschen der Kuppelwitib, in ihre Küche, ihren Kinderwagen und denkt, nun müsse Alles gut enden. Die Polakin wird Helfgott für ihr Früchtchen halten und das quarrende Häuflein mitnehmen, der Pfleger sich wieder trollen, im Hausgewimmel Niemand die Unterschiebung merken und „die Gräfin“ (so heißt auf den Fluren die aufgeplusterte Knobbe) froh sein, daß sie nur noch einen Schnabel zu füttern hat. Die aber hatte mit Gundofriedchen noch einen fetten Gewinn verheißenden Erpressungversuch vor, wills drum nicht hingeben und ist der Ohnmacht nah, als sie es auf dem Arm einer Engelmacherin sterben sieht. Nach drei Tagen kommt die dumme Jette zurück. Ihr Bruder hat, mit anderen Zuhältern, die Polin in einen Bouillonkeller, zu Winkelprostituirten und in Gesindelkneipen verschleppt, durch Schnaps, Tanz, schnell wechselnden Geschlechtsverkehr abgemattet und, als die Rasende ihm dann doch an die Gurgel fuhr, beim dämmernden Sommermorgen gemordet. Schon ist die That ruchbar; Bruno wird von der Polizei verfolgt, will über die russische Grenze und läßt der Schwester, von der er das Reisegeld holt, einen Fliederzweig und ein Hufeisen, das ihr Glück bringen soll. Aber nicht bringt. Ein verwahrlostes Mädchen, das Jettes Mitwisserin war, entschleiert, weils von der sinnlos tobenden Frau einer niederträchtigen Lüge geziehen wird, das letzte Geheimniß. Das Kind gestohlen, die Mutter gemordet, strafbare Unterschiebung versucht. Lug und Trug ringsum; Verbrechen und Schmach. Mit harten Worten wendet sich Paul von der Schuldigen. Ein paar Minuten danach liegt sie tot auf dem Pflaster.

Diese Hintertreppengeschichte ist der Inhalt eines Theaterstückes, dem Herr Gerhart Hauptmann den Titel „Die Ratten", den Gattungnamen „Berliner Tragikomoedie" gegeben hat. Der Titel mag hingehen. An Hamlets Hofratte, Shylocks Land- und Wasserratten, Mephistos hurtige Nagerin darf man nicht denken; kaum an Heines Wanderrattengedicht. An unnützliches, in Schmutz und Stank sich rasch mehrendes Borstengethier, das Gebälk, Diele und Hausrath benagt. Für ein Drittel der über die Bühne raschelnden Personen kanns gelten; von achtzehn gehören sechs in die Familie des mus decumanus Pallas. Der Gattungname? Vor sechzig Jahren schrieb Hebbel: „Eine Tragikomoedie ergiebt sich überall, wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch, auf der anderen jedoch nicht die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen. Man möchte vor Grausen erstarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Frösteln beschleicht uns wieder, ehe uns Das gelingt. Ich fürchte sehr, manche Prozesse der Gegenwart können, so wichtig sie sind, nur noch in dieser Form dramatisch vorgeführt werden. Tragisch zu sein, hörten selbst die bedeutendsten auf, seit die Ueberzeugung der einen Partei nicht mehr mit der Ueberzeugung der anderen, sondern nur noch mit deren Interessen zu kämpfen hat. Aber die Träger und Verfechter dieser Interessen, wie nichtig und erbärmlich sie auch, als Persönlichkeiten betrachtet, seien, sind trotzdem der Komoedie noch nicht verfallen; denn fürchterliche Wirkungen gehen von ihnen aus. Da bleibt dem Künstler, der sich nicht begnügen will, die Rosen und Lilien auf dem Felde zu malen, nichts übrig als der Griff nach der Form der Tragikomoedie. Daß diese Form keine reine ist, wird er darum nicht vergessen." Aehnliches mag Herrn Hauptmann im Dunkel vorgeschwebt haben. Ein Theaterpascha, über dessen unechten Behang und freches Gebrüst man laut lachen möchte, von dem aber, weil er mit seinem Plunderkram den als „modern" bei der Erbschaftmasse Gemeldeten den Weg verstellt, „fürchterliche Wirkungen ausgehen". Ein herumgestoßenes, zerschundenes Weib, das sich durch Kindesunterschiebung und Mordanstiftung sein Bischen Glück sichern will,

mit schwieligen Händen die alten Gesetzestafeln zerbricht und deren zornige Hüter zu fragen scheint: Was sind Aichstriche, Staatsbürgerpflichten und Strafparagraphen gegen meines Lebens Drang, meines Herzens Noth, gegen eines Menschen menschliches Langen nach Glück? Und daneben der Sumpf: die träge, schlaffe, nur von der Gier nach Geld und münzbarer Ehrung in ihrem Handeln bestimmte Gesellschaft, die sich mit Patriotismus und Idealismus, wie mit billigen Dufttropfen aus dem Waarenhaus, besprengt und für Kaiser und Reich, für Religion und Sittsamkeit erglüht, weil aus solcher Gluth Doppelkronen und Ordenssterne heimzutragen sind. Bruno und Jette, die junge Spitta und die alternde Knobbe sind nicht die ersten Opfer, nicht die letzten, die dieser Sumpf hinunterwürgt. Die Ueberzeugung verblutet im Dornendickicht der Interessen: Tragikomoedie. Darüber ließe sich reden; sogar mit einem Dichter, der den Begriff des Staates, mit seiner segnenden Hoheit und beglückenden Macht, niemals auch nur in Nebeln sah, jedes nicht elegant ausgedrückte Empfinden für vaterländisches Wesen als ein schamloses Heuchlerthun, ein plumpes Popanziren verlacht und unter grauem Haar noch, ohne von seines Volkes Werden und Wollen, Geschichte und Lebensnothwendigkeit mehr als Zufallskenntniß zu haben, in dem aller Herrschaft und allen Staatswehrsymbolen feindlichen Anarchosozialismus sanfter Knaben lebt. Auch von ihm könnte man klärende Antwort auf die Frage erwarten, ob er Erwachsenen Herrn Hassenreuter und dessen Schemenanhang für Vertreter deutscher Menschheit, Jette und Bruno Mechelke nebst Frau Sidonie Knobbe für Opfer der Sumpfgesellschaft ausgeben und ernsthaft behaupten wolle, daß in seinem Morast Tragik und Komik aus der selben Wurzel sprießt. Das müßte lohnen, wenn wir vor einem Werk gewissenhafter Bildnerkunst stünden; die noch nicht stark zu sein brauchte. Vor der Lokalreportermär von den Ratten? Der hätte sich, ohne den berühmten Namen des Autors, höchstens ein Vorstadttheater geöffnet, dessen Gäste mit der Groschenkost der Hinterhauskolporteure aufgepäppelt wurden. Deren Gattungname ist nicht langer Rede werth. (Herr Hauptmann hat, außer dieser zweiten mißlungenen Tragikomoedie, ein Soziales Drama, eine Bühnendichtung, eine Diebskomoedie, eine Traumdichtung, ein deutsches Märchendrama, eine deutsche Sage, ein Spiel zu Scherz und Schimpf, ein Glashüttenmärchen, ein Legendenspiel und

einen Nokturnus auf die Bühne gebracht; wunderliche Namen für seine Papierpflänzchen gesucht, die hinter der grellen Rampe bald gilbten.) Ein Dutzendmelodrama, dem ein Philisterschwänkchen angeklebt ist. Das Ganze (wenn mans so nennen will) ohne innere Logik; die Handlung nicht von der besonderen Wesenheit deutlich erkennbarer Menschen determinirt; nirgends zu spüren, wie diese Menschen wurden, warum just so werden mußten. Die umständliche Hassenreuterei hat mit dem Kindsdrama nichts zu thun; und die erkünstelte Ortseinheit kann die beiden Welten kaum für einer Abendstunde Dauer in einander schachteln. Sollte gezeigt werden, daß Pfarrer (Spitta) und Komoediant (Hassenreuter) das Menschliche in dem Kind verkennen und drum leicht hassen, das dem Proletarier Glück (Paul und Jette), Lebensinhalt (Polin) oder Erwerbsmittel (Knobbe) ist? Dann mußte, was sichtbar und fühlbar werden sollte, gestaltet, nicht nur beredet werden. Wo man das Nothgebild packt, zerflatterts in stinkenden Dunst. Warum muß (nur was sein muß, gehört ins Eisengezähn eines Dramas) der Schauplatz eines in den Massenherbergen jeder Großstadt möglichen Geschehens eine von preußischen Reitern geräumte Kaserne sein? Ueber dem Pfandleih- und Kindsschmuggelgeschäft ein Theaterkramspeicher? Warum duldet der Maurerballier, der doch kein Pantoffelmännchen ist, das Gesteck und Gemächel mit dem Zuhälter und dessen wandelnden Sparbüchsen? Läßt seine Jette in der Verbrecherpenne, statt sie in ein helles, sauberes Arbeiterhaus einzumiethen oder nebst Sack und Pack nach Altona mitzunehmen, wo sie ihm kochen, flicken, stopfen und Geld ersparen könnte? Selbst ein Coulissennarr wird seiner bürgerlich anständigen Frau, seiner sittsamen Tochter, seinem verwöhnten Liebchen nicht zumuthen, oft durch den Pestqualm solchen Menschenkehrichts zu waten; seinen Damen nicht freundschaftlich intimen Verkehr mit Jette John ansinnen; im Frack, mit Lackschuhen und Ordenspalier nicht über schmutzige Wanzentreppen bis auf den Dachboden steigen; seine einzige Habe, die Theaterkleider, deren Verleihung den Entthronten nährt, nicht im Unrath eines Einbrecherasyls und Rattenedens lassen. Das polnische Dienstmädchen wird einem Wildfremden eher folgen als dem jungen Mechelke, vor dem schon der Schwangeren, noch ehe sie mit Brunos Schwester in Streit kam, wie vor einer Bocksfratze graute. Auf Schritt und Tritt wird das Un-

wahrscheinlichste Ereigniß. Die Effektsucht einer Gattung, die einst als „Volksstück mit Gesang“ auf den Kundenfang ging; auch ihre Lüdertechnik. Wer das nächste Gespräch nicht hören darf, wird weggeschickt, wers belauschen soll, an die Dachluke gesetzt; Lücken der Handlung oder Charakteristik werden durch „Episoden“ ausgefüllt; gehts gar nicht weiter, so erzählt eine Kolportageheldin ihres Lebens und Liebens Geschichte. Das Stück könnte in seinen stillen Theilen von dem kraftlos betriebsamen Herrn Georg Hirschfeld, in seinen lauten von dem Weltanschauer Sudermann sein. An den fein fühlenden Poeten Hauptmann erinnert nur die Sprache.

Die giebt zwar keinen neuberlinischen Ton (solls ja auch nicht: Chlodwig ist Statthalter, Madai Präsident der berliner Polizei, Alexander Heßler noch nicht wieder Direktor des straßburger Stadttheaters und der Naturalismus aus der friedrichshagener Fechsung dicht vor der Dreschtenne; hier ist Historie; die uns, trotzdem noch kein ganzes Vierteljahrhundert uns von ihr trennt, fast so fern dünkt wie Hugos Mirakelhof und Sues Mysterienschmutzstadt). „Ick bin nu 'n Mann, wo mit eene Frau verkuppelt is, wo een Bruder hat, wo hinterher sind, mit Rejirungsräthe und Mordkommission (1889?), weil er draußen, nich weit von de Spree, unter een Fliederstrauch Eene hat umjebracht.“ Ob in Berlin, gar von strebsamen Bauaufsehern, jemals so gesprochen wurde? Doch richtig oder falsch: nur an die Sprache ist ernste Sorgfalt gewandt worden; nur die Sprache täuscht manchmal da noch Naturlaute vor, wo die Empfindung schlechten Schmökern der Spätromantik entlehnt sein könnte. Ritter Harro, der Citate speit, das Neanderthal nennt und „c'est ça“ in „Sessa“ verquatscht, spricht ungefähr, wie ein Edler von Schönthan ihn sprechen hieße, und seine Alice (aus Lerchenfeld oder Ottakring) erzählt uns von Bassermannschen Gestalten und unparlamentarischen Ausdrücken. Was Dialektfärbung vermag, können ein paar Beispiele lehren. Die Polin: „Ick jeh, mit meine letzte Pfennig mir kaufen Vitriol (trefft, wen trefft!) un jießen dem Weibsbild, wo mit ihm jeht (trefft, wen trefft!), mitten in Jesicht. Trefft, wen trefft! Brennt ihm janze verfluchte hibsche Visage kaput! Mir jleich! Hat mir betrogen! Zu Jrunde jerichtet! Hat mich Ehre jeraubt! Hat mich verfluchtiger Hund verführt, verlassen, belogen, betrogen, in Elend jestoßen! Trefft, wen trefft! Soll blind sein! Nase soll wegjefressen sein! Soll jar nicht mehr überhaupt auf Erde sein!“ Der Zuhälter: „Ick weeß, ick bin mit 'n Ast uf 'n

Puckel, wenn det 'nooch det'n Keener sieht, ün nich in Zangzuzih uf de Welt jekomm. Ick muß sehn und mir mit mein Ast mang mang helfen ... Heute morjen halb Viere hätt' se det Flockenläuten noch heren jekonnt. Der Mond hat 'n jroßen Hof jehat. Uf 'n Zimmerplatz hinter de Planken is een Luder von Hund immer rufjesprung und anjeschlagen. Denn dreppelte et und denn is 'n Jewitter niederjejang. Wacht ma, Jette: hier is noch 'n Hufeisen! Det ha ick jefunden! Det bringt Glick! Ick brauche ihm nich!" Frau John: „Wenn een Kindchen meinswechen jeboren is, denn is et jedennoch noch in de Mutter; und wenn es meinswechen jestorben is, denn is et immer noch in de Mutter. Ham Se den Hund jehert hintern Plankenzaun? Der Mond hat'n jroßen Hof jehat. Bruno, Du jehst uf schlechte Weche! .. Paul, det Kind is aus meinen Leibe jeschnitten! Det Kind is mit meinen Blute erkoft! Nich jenug, alle Welt is hinter mich her und will et mich abjagen! Nu kommst och Du noch und machst et nich anders. Det is der Dank! Als wenn det ick ringsum von hungrige Welfe umjeben bin! Mir kannste tot machen; mein Kindeken soßte nich anfassen. Jeh, Paul! Du bist jar keen Mensch. Du bist Eener, wo Jift in de Ochen und Hauer wie Welfe hat. Immer zu doch! Nu seh' ick Dir, wie det Du bist. Ick verachte Dir bis zum Jüngsten Dache!" Herr John: ‚Horchen Se ma, wie det knackt, wie Putz hinter de Tapete runtergeschoddert kommt! Allens is hier morsch! Allens faulet Holz! Allens unterminirt, von Unjezieser, von Ratten und Mäuse zerfressen! Allens schwankt. Hier mach' ick mir fort, eh' det Allens een Schutthaufen drunter un drieber zusammenbricht." Noch einmal die Polin: „Det Jeld hat mir jebrannt. Et war mich wie Schlange unter Kopfkissen; is vorjekrochen, wo ick müde bin einjeschlafen. Hat mir jepeinigt, hat mir umringt, hat mir jequetscht!" Uebersetzt diese Reden ins Schriftdeutsche: und Ihr seid nah bei der unsterblichen Gefühlswelt Adolfs d'Ennery, der dem Kulturkreis der weißen Menschen die „Zwei Waisen", „Marie Anna, ein Weib aus dem Volke" und „Das Leiermädchen Fanchon" gab; nicht allzu weit von dem Oesterreicher Ottokar Franz Berg und dem Norddeutschen Hugo Müller, der „Von Stufe zu Stufe", „Goldene Herzen" und andere „Lebensbilder" schuf. Die Dialektfarbe birgt dem Blick das Papier und lügt Leben in modernde Brettertiraden. Läßt die Hörer immer wieder aufhorchen und erleichtert (niederdeutsche und oberbayerische, sizilische und jüdische Truppen habens

erprobt) den Mimen das Spiel. Sprache ist Firniß, wird Menschengewand, scheint (hörst Dus, Mauthner?) schließlich Leben.

Am dreizehnten Januarabend wurden die Ratten im Lessingtheater gezeigt. „Du ollet vatrockentes Kichenspind, schaff Da man bessere Lauscha an.“ „Se blubbern ja man keen eenziget richtiget deitschet Wort aus de Fresse raus.“ „Denn kriste so lange den Schuh um die Ohren, bis et Dir vorkommt, det Du 'ne Mutter von Drillinge bist.“ „Wenn Du nich jerade, det De bei meine Schwester uf Schlafstelle wärscht, denn hätt' ick Dir woll ma wat Luft jemacht, Rotzjunge, det De häst vierzehn Dache 't Loosen jekriecht.“ „In 'n Bullenwinkel hat se bei Eene jenächtigt, wo Arthurn seine Jeliebte is. Den nächsten Dach sind wir immer zwee, drei Jungs hinterher jewesen, nich losjelassen, immer von Frischen Quinten jemacht; und in de Schublade is et ja nu och lustig zujejang.“ „Det is 'ne Tülle, wo elejante Trittlinge hat“. „Pinke mußte mich jeben, sonst jeh' ick verschütt, Jette!“ Vor der Bühne die berliner Westfinanz und Großhändlerschaft in Smoking und Putzrobe; prächtig aufgeschirrte Mütter haben ihre jungen Töchter mitgebracht. Preis eines guten Platzes: dreizehn Mark und eine halbe. Auf der Bühne die John und die Knobbe; ein Zuhälter und eine Engelmacherin; ein von Kindsnoth geschütteltes Dienstmädchen und ein im Schmutz sterbender Säugling. Hinter der Bühne ein Dichter, dem der für seine schmalen Schläfen viel zu breit geflochtene Kranz vom Haupt in den Nacken gerutscht ist und wie ein Henkersstrick nun den Hals umdroht; den Mancher heute gern über das Weh fruchtloser Jahre hinwegtrösten möchte; den jeder Redliche aber warnen müßte, je wieder sich in so (nicht nur stofflich) Gemeines zu erniedern, mit kunstgewissenloser Lüdrianshast nach dem spröd fliehenden Glück zu haschen. Keinem gefällt das Stück, das ein in der Hauptstadt nie heimisch gewordener, längst ihr völlig entfremdeter Enkel schlesischer Weber für Luxusberliner schrieb und in dem Mutterleidenschaft um das Lager des einer leichtsinnigen Slavenmagd abgelisteten Kindes verprasselt. Wohlfeiler Schmierenwitz hilft über öde Strecken und aus der Langeweile peitscht Ekel die fast schon Gelähmten auf. Doch (wer weiß?) morgen erfährt man vielleicht, daß einem Genius wieder ein Meisterwerk entbunden ward: und hat das Pathengeklatsch als tauber Thor verpaßt. Plaudite! Tragikomoedie? „Ick rieche Berlin!“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Februar 1911.

Ornamente.

Liberti.

Zwar speisen (sprach zu dem reichen Freigelassenen Diodorus der Epigrammatiker Martial) an Deinem Tisch Senatoren und Ritter, wenn Du die Wiederkehr Deines Geburtstages feierst; doch von Allen hat nicht Einer im Herzensgrund Achtung vor Deinem Wesen. Was der Spötter aussprach, kam aus dem Klassenempfinden der vornehmen Römergesellschaft. Durch die Manumissio wurde der Sklave frei; wenn der Eigenthümer ihn losgesprochen, die Festuca ihn berührt, der zuständige Beamte ihn in die Steuerliste eingetragen hatte, war er libertus; fast ein freier Römer mit allerlei Bürgerrechten. Aber: freigelassen, nicht als Freier geboren. Die der Gesellschaft Angehörigen rümpften die Nase: „Sklavenbrut!" Maecenas, der Mann ohne Vorurtheil, meinte, Jeden, der frei geboren sei, müsse der Adel gelten lassen; dürfe ihn nicht, wie mans gegen den edlen Horatius versuchte, als den Sohn eines Freigelassenen ächten noch ins Dunkel weisen. Die Kaiser haben, die schlimmsten mit dem kräftigsten Eifer, dafür gesorgt, daß der maecenische Rath Gehör fand. Unter Augustus durften die Freigelassenen noch nicht an der Hoftafel mitessen; waren aber schon als Hofbeamte und Geschäftsführer (besonders oft in finanziellen Betrieben) angestellt und Rufinus, der Sohn eines Freigelassenen, wurde von dem Caesar, dem er als Lustknabe gedient hatte, einer Legion vorgesetzt. Der Adel sollte merken, daß die Tage seines

Herrschaftrechtes vergangen seien und das Belieben des Imperators den gestern Niedrigsten heute über den bisher Höchsten hinausheben könne. Alle Unterthanen sind gleich und allen, wie alt auch, wie reich an Verdienst ihr Geschlecht sein möge, weist nur ein Wille den Rang an: diesen Grundsatz sollten sich die Stolzen einprägen, deren Uebermuth gewähnt hatte, ihr Recht auf die wichtigsten und einträglichsten Staatsämter sei mit ihnen geboren worden. Die Lebensregel des Absolutismus half den Freigelassenen rasch auf die Höhe. Bald waren sie Münzmeister und Steuererheber, Hofvorkoster und Gladiatorenspielleiter, Vergnügungintendanten und Schloßhauptleute, Hafenpräfekten und Schatullenverwalter, Kleinodienbewahrer und Direktoren der kaiserlichen Purpurfabriken; oft sogar Oberstkämmerer (praepositi sacri cubiculi), bis die Orientalisirung des Hofes dieses Amt den Eunuchen gab. So hoch Gestiegenen konnte die „Gesellschaft" den Ehrensalut nicht mehr weigern; trotzdem sie obendrein meist Ausländer waren, Griechen, Egypter, Syrer, und auf irgendeinem Sklavenmarkt, mit geweißten Füßen, vor den Kauflustigen auf dem Gerüst gestanden hatten. Der Römer verachtete den Orientalen, bestritt ihm aber nicht die Gabe scharfen Verstandes, die ihn zur Leitung schwieriger Geschäfte tauglich mache, und ließ sich gern von einem so schlauen Helfer bereichern. (Herodes, der Judenkönig, der dem Augustus tausend Talente schenkte, war nicht der einzige Orientale, von dem ein Caesar Geld nahm.) Oft wurde diesen Eingewanderten die Beilegung römischer Rufnamen gestattet. Unter Klaudius gehörten die Freigelassenen Narcissus, Pallas, Kallistus, Posides und Felix, unter Nero die Liberti Polyklet und Helius zu den am Hof und im Reich mächtigsten Männern. Die meisten Kaiser, sagt der jüngere Plinius, „waren Herren der Bürger und Sklaven der Freigelassenen; der Rath und der Wink dieser Leute lenkte das Handeln des Fürsten; sie waren sein Ohr und seine Zunge; und wer sich in ihre Gunst einzuschmeicheln vermochte, konnte Prätor, Priester, Konsul werden." Reichthum zu erwerben, ward den Gehätschelten und Umdienerten nicht schwer. Narcissus soll fast neunzig, Pallas fünfundsechzig Millionen Mark gehäuft haben. Schon die Möglichkeit, Bittstellern das Haus des Kaisers zu öffnen und Alles zu verhökern, was sie von seinem Reden und Denken, seiner Ansicht und Absicht wußten oder absatzfähig fan-

den, brachte viel Geld ein. (Daß die Sitte, am Kaiserpalast „eitlen Dunst“ zu verkaufen, zum Gewerbe geworden war, erzählt Martial; und von Alexander Severus wissen wir, daß er einen Dunstverkäufer kreuzigen, einen anderen in Rauch ersticken und durch einen Herold verkünden ließ: „Wer Dunst verkauft, soll in Dunst umkommen.“) Der Adel, die Sippe der alten Geschlechter, sah sich überstrahlt; konnte an Glanz der Lebensführung die Parvenus nicht erreichen. Die Freigelassenen hatten in Rom die prächtigsten Paläste, draußen die geräumigsten Villen und größten Gärten. Alabastersäulen und Elfenbeinstatuen, Geräth aus Silber, Bernstein, Schildpatt, Glashäuser, in denen Purpurtrauben reiften: was aus Occident und Orient herbeizuschaffen war, schmückte das Leben, die Wohnstätten, die Tafel der Emporkömmlinge. Ihre Bäder waren berühmt; zwischen Wänden aus den seltensten Marmorsorten floß aus silbernen Röhren das Wasser in silberne Becken und wurde da mit bajanischem Sprudel erhitzt, mit kostbaren Essenzen durchduftet. Auf ihren Tisch kamen Austern aus dem Lukrinersee, afrikanische Perlhühner, illyrische Schnecken, spanische Hasen, fein gewürzte Fischsaucen, Pfauen, Fasanen, Flamingos und anderes theure Geflügel und Wildpret. Nach der Mahlzeit wurden unter die Gäste Geschenke vertheilt oder verlost: Gewänder, Scharlachmäntel, Geschirr, Kristallschalen, Möbel, Waffen, Statuen, seltene Vögel, Zwerge, Sängerinnen, Köche, Kuchenbäcker, Narren und hübsche Sklavinnen. Für den Schmuck des Saales und der Tafel, für Guirlanden, Kränze, lose Blumen, Parfums und Beleuchtung wurden ungeheure Summen ausgegeben (fast neunhunderttausend Mark nur für den Rosenputz eines Festsaales von einem unter Nero Freigelassenen). Fische und Delikatessen, die dem Caesar zu theuer waren, wurden von den vorgestern in Wohlstandsbehagen Angelangten ohne Feilschen gekauft. Rom sollte von ihnen reden; ein Ritter schmatzend dem anderen erzählen, was ihm im Haus des Kallistus oder Pallas aufgetischt worden sei. Denn die Verschwender, sagt Seneca, „sind erst zufrieden, wenn ihr Leben von früh bis spät beschwatzt wird; sie wollen um jeden Preis auffallen und ärgern sich jedesmal, wenn die Gesellschaft nicht erfährt, daß und wofür sie einen Theil ihres Geldes verpraßt haben“. Auch ihre Wohlthätigkeit mußte ein lautes Echo wecken. Sie knauserten nicht; bauten Tempel und

Thermen, ließen Mehl und Oel vertheilen, arme Kinder erziehen, gründeten Schulen und Greisenasyle, schufen Begräbnißplätze für Mittellose, bezahlten Denkmale, Gladiatorenspiele, Thierhetzen und bewirtheten an Familienfesttagen ganze Stadtviertel mit Leckereien. Von Allem aber, Bauten, Stiftungen, Vermächtnissen und Volksfesten, sollte man reden; recht laut und recht lange. Vielleicht lernten die alten Geschlechter die neuen dann endlich achten.

Im Verkehr konnten sie ihnen den Zoll äußerer Ehre nicht weigern. Reichen Leuten, die dem Kaiser nah waren, um die Quellen der Macht saßen und in deren Haus man gut speiste und trank, werthvolle Geschenke empfing und die Träger der höchsten Würden traf. Die in den Ritterstand erhoben oder wenigstens durch die Verleihung des den equites gebührenden Goldreifes ausgezeichnet wurden und manchmal sogar aus dem Entschluß allerhöchster Gnade das Ritterpferd erhielten. Die will ein Kluger sich nicht zu Feinden machen. Vor ihnen beugte sich selbst der Senat. Als Pallas sich einen Stammbaum ersonnen hatte, der seine Abkunft von einem Arkaderkönig bezeugen sollte, stellte im Senat ein Sohn der Scipionen den Antrag, dem Königssprossen, der sich, im Interesse des Reiches, seinem uralten Adel entkleidet und einen Hofdienst übernommen habe, den Dank des Staates zu votiren. Diese Proskynesis genügte noch nicht. Auf den Vorschlag eines Konsuls wurden dem Stammbaumschwindler die prätorischen Insignien und fünfzehn Millionen Sesterzen angeboten. Als er (der Besitzer von fünfundsechzig Millionen Mark) die Geldspende abgelehnt hatte, pries ein Dekret, das der Senat in eine Bronzetafel graben und neben einer Statue des Julius Caesar öffentlich ausstellen ließ, die Uneigennützigkeit des edlen Pallas. Solche Fälle blieben nicht vereinzelt; und erklären, daß der Hochmuth der reichen Liberti ins Maßlose stieg. Achtung? Die war nicht zu erpressen. Immerhin sollte der Adelsklüngel merken, daß seine Ansehensforderung zu überbieten sei. Wer hatte ihn denn gehindert, Talent zu haben und durch seine Intelligenzleistung das Trachten der von Osten her Vordrängenden unwirksam zu machen? Die waren nun am Ziel; und wollten das Erworbene nicht furchtsam ins Dunkel bergen. Von unversöhnlichen Hassern wenigstens gefürchtet werden. Ungestraft sollte Keiner sie höhnen, zu ducken versuchen. Als auf der Bühne ein Satz gesprochen worden war, der den einst ge-

prügelten Sklaven als einen im Glück der Freiheit unerträglichen Gesellen bespottete, rief der Freigelassene Polybius (unter Klaudius Chef des Civilkabinets), um die höhnenden Blicke von sich abzuwenden, mit trotzig schallender Stimme: „Der selbe Dichter hat ja auch gesagt, aus Ziegenhirten seien Könige geworden!“ Und als Pallas (der Bruder des Statthalters Felix, der den Juden Paulus richten sollte), drei Jahre nach der feierlichen Ehrung durch den Senat, des Hochverrathes angeschuldigt wurde und durch das Zeugniß seiner Diener überführt werden sollte, sagte er vor Gericht, nie habe er sich herabgelassen, zu seinen Dienern zu reden, sondern, wenn ein Wink nicht genügte, den Befehl schriftlich gegeben. So üppig war der Stolz dieser Leute gediehen, vor deren Gnadenpforte schon im Morgengrau Ritter und Senatoren sich drängten. Knirschend vielleicht; doch mit demüthigem Blick.

Knirschend; denn noch galt der Libertus nichts, galt nicht einmal dessen Sohn als dem aus freiem Stamm Gezeugten ebenbürtig. Mancher hatte die Schranke, die ihm die hohen Staatsämter sperrte, mit flinkem Fuß überklettert und zu dem Reichthum Beamtenmacht erlangt. Noch aber konnte Einer, der selbst Sklave gewesen war, sich nicht durch das Thor schmuggeln, das des Ersten Standes schmales Gebiet abschloß. Die Söhne Freigelassener haben den Senatorenrang früh erreicht. Der durch Güterschlächterei und Staatsagenturgeschäfte reich gewordene Sohn eines Flickschusters wurde, als Ehemann einer Bäckerstochter, der Vater des Ritters Vitellius, dessen Sohn Konsul und Censor, dessen Enkel gar Kaiser ward. Schon unter den ersten Caesaren war vielen senatorischen Familien solche Abkunft nachzuweisen. Doch erst unter Kommodus saßen im Senat Männer, die Rom noch als Sklaven gekannt hatte. Wurden sie dann den Ranggenossen gleich geachtet? Nein, spricht Epiktet; „der ewig Unzufriedene, der als Sklave die Freiheit, als Freier Auszeichnung ersehnt hat, ist auch am Ziel seiner Wünsche, als Senator, nur in glänzender Knechtschaft.“ Um so heftiger ist sein Drang, mit den sichtbaren Zeichen der Würde sich vor neidischen Blicken zu brüsten. Wir dürfen die Tunika mit dem breiten Purpurstreifen zieren; zur Männertoga den mit schwarzen Riemen bis auf die halbe Höhe des Schienbeines gebundenen Senatorenschuh tragen; beim Schauspiel auf dem besten Platze sitzen; als Spielveranstalter uns ganz in Purpur hüllen; in Ka[illegible]ssen

mit Silberbeschlag durch die Stadt fahren; unseren Frauen gebührt der Rang der feminae clarissimae; unser Atrium kann die Menge der morgens in der Wolltoga schwitzenden Klienten kaum fassen. Haben wirs nicht weit gebracht? Die Ueberranten klagen; jammern, daß Rom eine halb griechische, halb orientalische Stadt geworden und der ganze syrische Orontes in den Tiber eingeströmt sei. Achttausend in Rom ansässige Juden geleiten den Botschafter des Herodes ins Kaiserschloß. Viertausend Freigelassene werden von Tacitus als jüdischen und egyptischen Ursprunges genannt. Und diese über Nacht zu Wohlstand gelangten liberti ärgern mit ihrem Luxus das Auge der alten Römer, deren Zahl mit jedem Mond schrumpft. Ein Freigelassener, den die durchstochenen Ohrläppchen als Orientalen erweisen, heischt den Vortritt vor Prätoren und Tribunen: weil seine fünf Läden ihm ein Jahreseinkommen von vierhunderttausend Sesterzen (achtzigtausend Mark; nach dem Geldwerth des ersten christlichen Jahrhunderts eine Riesensumme) bringen. Neben ihm steht Einer, dessen krummer Rücken einst Reisigbündel von Haus zu Haus schleppte und der jetzt ein Vermögen von achthunderttausend Sesterzen hat. Der Trimalchio des Petronius beschleunigte seinen Aufstieg dadurch, daß er, als junger Sklave, den Sexualdrang seines Herrn und seiner Herrin befriedigte, und fordert mit protzigem Lächeln nun, daß man auf sein Grabmal schreibe, er habe klein angefangen, nie einen Philosophen gehört und dreißig Millionen Sesterzen erworben. Seht ihn an; den dicken Goldreif mit Eisensternchen an seinem Finger, die Scharlachschuhe, den Purpurmantel aus Tyros. Seht den Zoilus in seiner Prunksänfte; hört, daß er während eines Schwelgermahles elfmal das Gewand wechselte; sich krank stellte, um den Gästen seine in Egypten gekauften Polster, seine Purpurkissen und Scharlachdecken zu zeigen; daß die Klienten, wenn er bei Tisch eingeschlafen ist, in stummer Andacht eine Stunde lang seinen Schnarchtönen lauschen müssen. So leben Männer, deren Beingelenk einst ein Fesselring einschnürte und deren Leib (manchmal, unter hübschen Pflästerchen, auch das Antlitz) noch die Striemenspur der Peitsche trägt. So prassen sie. Auf ihren Tafeln die Ausbeute ganzer Silberbergwerke. In ihren Badstuben Wasserfälle, Säulen und Marmorbilder. Im Frauengemach Spiegel, deren Werth die Mitgift einer Tochter aus altem Rittergeschlecht über-

steigt. Gestern getreten und mit dem Stock zur Arbeit getrieben; heute viri clarissimi. Und keine Möglichkeit, sie wieder in den Pferch zurückzuscheuchen, aus dem sie kamen? Keine, lautet die Antwort; weil wir die für den Kampf ums Dasein Tauglichsten sind, haben wir gesiegt; nur durch eigene Kraft, nicht, wie Ihr winselt, durch des Kaisers Gunst. Ihr dürft uns hassen. Müßt uns aber dulden.

Viri clarissimi.

Daß man auf preußischem Boden durch Geldaufwand Senator werden könne, hätte noch vor zehn Jahren Keiner geglaubt. Trotzdem die Sitte, Wohlthätigkeit mit staatlichem oder höfischem Ehrenbehang zu vergelten, sich schon damals eingebürgert hatte. Wer behauptet, daß Preußen sich nicht schnell genug modernisire? Vor sechzig Jahren bestimmte, im Februar 1851, eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms des Vierten, daß eine die Kreuzesform zeigende Dekoration nur Christen zu gewähren, Männern anderen Glaubens statt des Kreuzes ein Stern zu geben und im Bereich des Rothen Adlers fortan die Ordensform dem Glaubensbekenntniß des Empfängers anzupassen sei. Ein türkischer Wesir, ein jüdischer Kaufmann durfte Brandenburgs rothen Adler auf einem Stern, niemals aber auf einem Kreuz zur Schau stellen; und manche Junkerstirn runzelte sich, als dem ersten Geheimen Kommerzienrath der berliner Judenheit erlaubt worden war, sein Knopfloch mit einem Adlerkreuz zu putzen. Jetzt ist der Besitz eines Ordens eine Geldfrage; Glaube und Abstammung belanglos geworden. Wer unbescholten ist und sich halbwegs „korrekt" gehalten hat, kann ungefähr Alles haben, wenn er für einen Kirchenbau, ein Denkmal oder Waisenhaus, eine Forschungreise oder Aehnliches ein anständiges Sümmchen hergiebt. Jeder „Interessent" kennt die Vermittler (deren Schlepperdienst und Spediteurleistung auch wieder mit Orden bezahlt wird) und kann von ihnen erfahren, was für sein Geld zu haben wäre; durchs Telephon, wenn er Eile hat. Dagegen wäre zunächst noch nicht viel zu sagen. Der Kaiser und König möchte Armen helfen, prächtige Kirchen bauen, gemeinnützliche Anstalten schaffen und zapft, weil sein Vermögen nicht ausreicht, zu so löblichem Zweck die Eitelkeit wohlhabender Menschen an. Daß solcher Zweck die dazu angewandten Mittel heilige, lehrt alte, nicht erst von argen Jesuiten entschleierte Weis-

heit. Rechts Aufgaben, die nur von einem hohen Geldhaufen aus zu bewältigen sind; links Leute, die durch sichtbare Ehrenzeichen beweisen möchten, daß sie nicht mehr zum Troß gehören. Schnell war vom Bedürfniß zum Wunsch die Brücke zu schlagen; und welche Summen über diesen Weg gebracht wurden, zeigt allein schon die Geschichte des Kirchenbauvereins für Berlin, der im Lauf zweier Jahre von Privaten fast sechs Millionen Mark erhielt. Gehts nur ein Weilchen noch in dem jetzt gewählten Tempo weiter, dann wird es bald vierhunderttausend Besitzer preußischer Orden geben. Sichere Folge: Entwerthung und Preissturz; Zwang, da die Zweite Klasse zu verleihen, wo früher die Vierte genügte. Schlimmer ist, daß die Psychologie nicht mit im Rath saß und die Rückwirkung auf die Träger des preußischen Staatsgedankens unbedacht blieb. Offiziere und Beamte sehen, daß Orden und Titel, die nach langer, karg bezahlter Pflichtleistung ihr Leben krönen, als nicht hoch genug für junge Industrielle und Händler gelten; daß man die einem alten Hauptmann gebührende Ordensklasse einem Bankdirektor nicht anzubieten wagt; daß Alles, was ihnen Ueppigkeit und Glanz der Lebensführung ersetzen sollte, jetzt zu kaufen ist. Adler und Sterne, Wilhelmsorden und Luisenorden, Oelbergkreuz und Hubertusorden, Medaillen und Schnallen, Eichenlaub, Krone, Brillanten: Das flimmert um den mit Rosen und Orchideen, Japanernelken und Rivieraflieder geputzten Dinertisch. Den Rothen Adler Dritter Klasse, auf den der Vater noch als Major stolz war, ließe der beamtete Sohn jetzt am Liebsten zu Haus im Kästchen. Sein Junge soll nicht in den Staatsdienst (wenn er sich nicht, wider Erwarten, als einen Schwachkopf erweist); Altersversorgung ist auch in Privatbetrieben zu sichern; viel bessere Einkommensmöglichkeit; und die Frackklappe hat er da auch eher voll als an der Amtskrippe. Ueber ein Kleines wird der Offizier- und Beamtenersatz so schwierig werden, daß man die Israeliten herbeibitten oder nach neuem Köder ausschauen muß; spätestens an dem Tag, der endlich auch den preußischen Adel einsehen lehrt, daß er, statt über die Entwickelung des Kapitalismus zu flennen, sich ihr anbequemen, statt Unvermeidlichem sich, mit erlahmender Kraft, entgegenzustemmen, ins Geschäftsleben eintreten und, ohne Staatshilfe, Geld erwerben muß. Dann erst kann auch er Wohlthätigkeit (modern style) treiben und braucht das Feld nicht länger den der neuen Schicht Entsprossenen zu überlassen. Die bestellen es jetzt. „Frü-

her klagte man in Berlin, daß die weiten wohlhabenden Kreise, namentlich der Industriellen, die Wohlthätigkeitarbeiten lange nicht ausreichend unterstützten. Ich hatte dadurch, daß ich mit diesen Kreisen in persönliche Beziehungen getreten war, erreicht, daß sie vielfach auch an der Spitze der kirchlichen Arbeit standen und wesentlich zu den großen Erfolgen beitrugen.“ Das schrieb Freiherr von Mirbach, der Oberhofmeister, im August 1904; und seitdem haben wirs herrlich weit gebracht. So weit, daß vom Ertrag der Eitelkeitmesse nun gar die hohe, die heilige Wissenschaft leben soll und man in Berlin, wie im Rom der Caesaren, durch Geldaufwand die senatorische Würde einhandeln kann. Bis an die Sterne (nicht nur der Generalordenskommission) weit. 1911.

Zwei Pläne waren auf einander geprallt. Ein Kluger hatte sich gesagt: „Der Kaiser braucht, um sein Wirkungbedürfniß zu stillen, für Zwecke der Allgemeinheit Geld. Immer von den selben Leuten Tribut fordern: Das geht auf die Länge nicht. Die ansehnlichsten Sterne und Kreuze, Adler und Kronen haben sie; sind Geheimräthe, Mitglieder des Kaiserlichen Yacht- und des Kaiserlichen Automobil-Klubs, der Orient- und der Luftschiffahrt-Gesellschaft und, in Schnallenschuhen und Kniehosen, oft schon im Weißen Saal gewesen; schließlich kann man nicht Jedem, der für Arktisches oder Antarktisches ein Bündel brauner Lappen spendirt, einen Hohenzollernprinzen franko an die Festtafel liefern. Und viel billiger werden sies bald nicht mehr thun; nur für die Möglichkeit, die Höchsten gründlich zu kompromittiren, den höchsten Preis zahlen. Der Kreis der Beiträger muß beträchtlich geweitet werden. Noch mehr Orden und Titel? Das wäre Schleudertaktik, die uns die Waare entwerthet. Man könnte die Würde eines Wirklichen Geheimen Kommerzienrathes schaffen, der auf Titel und Rang einer Excellenz Anspruch hätte. Wenn der Kram nicht mehr als zweihunderttausend Mark kostet, sind bis morgen mindestens fünfzig Anwärter auf den Beinen. Nur: um die Sache nicht ins Lächerliche entgleisen zu lassen, müßte man mit den Ernennungen knausern. Excellenztitel müssen tröpfeln: sonst gelten sie als Ramschartikel. Auch mit der Judenangst ist zu rechnen; außer dem dessauer Cohn hatten wir noch keine jüdische Excellenz; und ob S. M. sich zu solcher Neuerung entschließt, ist, trotz dem huldvollen Verkehr mit Sems reichen Söhnen, nicht sicher. Wir brauchen Etwas, das die Demokratie nicht ärgert, also auch die Preßmannschaft nicht auf

die Schanze ruft und dennoch ein schönes Stück Geld bringt. Senatoren: Das ists. Das giebts beinahe nur noch in Republiken; bei uns nur im Dunstkreis der Akademie, um die kein Mensch sich kümmert. Das klingt nobel und zugleich doch bürgerlich. Preis? Wenn wirs nicht theuer machen, hats keine rechte Attraktion. Dreißig Leute, die sich verpflichten, ihr Leben lang alljährlich hunderttausend Mark zu geben, findet man ohne Mühe; freilich muß garantirt werden, daß innerhalb einer Sperrfrist der Preis nicht herabgesetzt und, sobald die Dreißig eingelassen sind, die Kasse geschlossen wird. Dann hat der Kaiser für Zwecke der Wohlthätigkeit in jedem Jahr drei Millionen Mark; kann damit anfangen, was ihm beliebt; und das Getrommel der Becken- und Hauskollektanten hört auf. „Εὕρηκα!“ Archimedes kann, als die Krone des Syrakuserkönigs ihn das Gesetz des spezifischen Gewichtes gelehrt hatte, nicht stolzer gewesen sein, mit seinem Intellektualfund nicht zufriedener als der kluge Ersinner des ersten Planes. Ein Anderer hatte die Reden gelesen, in denen Geheimrath Lamprecht Forschunginstitute forderte und zu deren Gründung Privatmittel erbat: weil gezeigt werden müsse, „daß hier neue Wege nicht nur von den Pfadfindern, sondern auch von der wichtigen Zahl wahrhaft Zeitverständiger innerhalb der Nation als der Erschließung bedürftig erachtet wurden.“ Diesem Anderen, einem Hofgelehrten, lag das Zunftinteresse nah am Herzen; seines Strebens Ziel mag gewesen sein, für die Wissenschaft Geld mobil zu machen und die Gelegenheit zu stetem persönlichen Verkehr mit dem Kaiser zu schaffen. Dreißig Männer à hunderttausend Mark für das Jahr? Er schüttelt das Haupt. So viel brauchen wir ja auch nicht, wenn der Rahmen verengt wird. Das Vernünftigste ist, bei zwanzigtausend Mark anzufangen, ohne, nach der bewährten Kollektenlosung, der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen, und die Senatorenwürde den Zahlungwilligsten vorzubehalten. Der erste Plan blieb im Dunkel; der zweite erwarb oben und unten schnell Beifall. Als aus den Händlerstätten fast zwölf Millionen zusammengeschleppt waren, wurde die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft gegründet.

Zur Förderung der Wissenschaft. Wer nur einfaches Mitglied geworden ist, darf eine Ehrenschnalle anstecken, die den Kopf des Kaisers in einem Vergißmeinnichtkranze zeigt (und den Träger wohl mahnen soll, auch in den nächsten Jahren die Förderung der Wissenschaft nicht zu vergessen). Wer in die Hunderttausende

gestiegen und drum Senator geworden ist, hat das Feiertagsrech auf einen grünen Talar mit rothem Kragen. Solche Prämien sind heute schon nöthig, um Käufer herbeizulocken. Und vielleicht wars deshalb kein Zufall, daß der einzige Widerspruch aus dem Mund einer Dame kam, die sich weder in die senatorische Würde noch in den grünrothen Kittel wickeln, also nur die Vergißmeinnichtschnalle präsentiren könnte. Diese gescheite und thatlustige Witwe, die jedem ihr unmittelbar ausgesprochenen kaiserlichen Spenderwunsch sonst ihren Geldschrank weit öffnet, soll plötzlich, zum ersten Mal, die Erlaubniß zu schriftlicher Antwort erbeten und dann vorgeschlagen haben, das für Forschunginstitute nöthige Geld durch eine Dividendensteuer aufzubringen. Später ließ sie sich dann zwar zur Hingabe eines Sümmchens bereden; blieb stramm aber auf ihrem Standpunkt. Dessen Wahl muß der nüchtern Prüfende billigen. (Den Grundsatz, nicht das empfohlene Mittel; eine Dividendensteuer könnte, wie in extremis der behende Freiherr von Rheinbaben erkennen lernte, dem schon schwer belasteten Effektenverkehr gefährlich werden und in Brüssel, London, Paris die Depositenkassen mit Industriepapieren deutscher Besitzer füllen). Sind Forschunginstitute nöthig, so hat der Staat sie zu gründen; hat er im Bereich des Wissenschaftministeriums kaum eine wichtigere Aufgabe als die, solche Anstalten einzurichten. Kann ers nicht, so mag ihn der Teufel holen. Dreizehnhundert Millionen im Jahr für Heer und Flotte, doch nicht das Bischen, was die Wissenschaft, fern vom Unterrichtsbetrieb, für ihr inneres Gedeihen braucht: dagegen wäre der wildeste Fluch von der Zunge eines brandrothen Fechters für „Kulturaufgaben" noch viel zu mild. Doch der Staat kanns; und kann mehr. Wenn in Preußen oder im Reich zur Gründung und Erhaltung von Forschunginstituten im Ordinarium eine halbe Million gefordert und das Verlangen auf das Gutachten namhafter Gelehrten gestützt würde, dürfte keine große Partei (auch das Centrum nicht) die Ablehnung wagen. Und jede Haushaltsberathung brächte der Nation die Möglichkeit, zu erfahren, was in diesen Anstalten seit dem vorigen Jahr getrieben ward. Sollte solche Hebung des Vorhanges vermieden werden? Fürchtete ein zaghaftes Gemüth den Zorn des Herrn Wermuth oder die rauhe Bürgertugend des Ecce-Lenze? Wars nöthig, auf dem Markt der Eitelkeit eine neue Bude zu eröffnen? Blickt hin: sie bringt ja nicht einmal Beträchtliches ein. Zwölf Millionen Mark Kapital; nicht

viel mehr als eine halbe Million Zinsen. Eine Läpperei; im Budget einer Großmacht nicht der Rede werth. Darum Trommeln und Lockpfeifen, Schnallen und Schauben? Kohlenlieferanten und Baumwollhändler in den Senatorenrang erhöht? Zur Förderung der Wissenschaft. Glaubt Seine Excellenz der Herr Wirkliche Geheime Rath Professor Dr. Harnack, Generaldirektor der Königlichen Bibliothek, Ritter hoher und höchster Orden, Adoptivvater des Senatsplanes und Präsident des Senates, glaubt dieser beredte und geistig flinke Bewunderer des Kaisers (den er selbst in Alltagsartikeln Seine Majestät nennt) wirklich, daß den unzünftigen Beiträgern die Förderung der Wissenschaft ein Herzensbedürfniß ist? Für Unterseebote oder Volksspielplätze, für Votivkirchen oder Aviatik, für ein Säuglingheim oder ein Hofopernhaus hätten sie, unter dem selben Patronat, die selbe Summe gegeben. Ueber die Verwendung können sie eben so wenig mitreden, wie der Kirchenhistoriker Harnack einem Cottonking zu rathen, der große Chemiker Emil Fischer die Strategie der Firma Caesar Wollheim wider Emanuel Friedlaender & Co. zu bestimmen vermöchte. Und des so entstandenen Werkes, des so seltsam gefügten, soll Alldeutschland sich freuen? Schlimm genug, wenn deutsche Gelehrte damit zufrieden sind, daß die Forscherarbeit von Leuten geherbergt und genährt wird, die für ihr Geld Titel und Ehrentand annehmen; daß sie nicht laut, statt auf der vanity fair nach Kundschaft zu spähen, vom Staat ihren Pflichttheil heischen. Wir wollen nicht, daß Privatleute gegen Entgelt leisten, was jeder nicht bankerote Staat leisten müßte. Wollen nicht, daß eine Gelehrtengruppe hinter einem Vorhang über die Mittel verfügt, die aller Wissenschaft zugedacht sind; die Gruppe mag aus den edelsten, von engem Parteigeist freisten Männern bestehen: die zur Beschießung ihrer Dogmenfestungen nöthige Munition wird sie dem Gegner nicht liefern. Wir wollen auch nicht, daß die Möglichkeit kaiserlicher Ingerenz sich noch weiter ins Land der Wissenschaft und Kunst erstrecke. Dem Zollernherold Heinrich von Treitschke, der das Schicksal des Vaterlandes wie eigenes Glück, eigenes Leid empfand, wurde der Verdunpreis, dem in Europa als Deutschlands stärkster Könner anerkannten Maler Max Liebermann der Doktortitel geweigert, dem fleißigen, aber talentlosen Bildhauer Otto Lessing der Orden Pour Le Mérite verliehen. Wir lechzen nicht nach neuem Erlebniß ähnlicher Art. Einen jungen Kant, Jakob

Grimm, Schopenhauer sähen wir sicher nicht im grünen Talar; niemals den genialsten Naturforscher, der sich je laut zum Republikanerideal bekannt hätte; ein als Atheist berüchtigter Nationalökonom, ein dem Marxismus verlobter Physiker käme nicht bis ins Gehöft der Schnalleninhaber. Aber die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft würde leben, wachsen, in gepriesener Herrlichkeit blühen. Unter einem Hofdogmenlehrer. Zur Förderung der Wissenschaft.

(„Von der Wissenschaft hege ich die höchste Vorstellung. Alles Wissen hat eine elementarische Kraft und gleicht dem entsprungenen Wasser, das unablässig fortrinnt, der Flamme, die, einmal geweckt, Ströme von Licht und Wärme aus sich ergießt. So lange es Menschen giebt, kann dieser lechzende Durst nach Wissen, wie vielfach er gestillt wurde, nie völlig erlöschen. Eigenheit der Elemente ist es aber, aller Enden hin in ungemessene Weiten zu wirken, und darum verdrießt es die Wissenschaft jeder ihr in den Weg gerückten Schranke und sie findet sich nicht eher zufriedengestellt, bis sie eine nach der anderen überstiegen hat. In der menschlichen Seele glimmen alle Wissenschaften und können unmittelbar aus ihr zur Flamme aufschlagen. Aber der genügsamen Anschaulichkeit indischer Waldeinsiedler, auf deren stillhaltendem Haupt Vögel ihre Nester bauen, hat sich die Welt längst entrückt und unablässig gestrebt, ein aus der Vorfahren Hand empfangenes, in sich wucherndes Erbe der Hand der Nachkommen zu überliefern, wie es nur durch eine frei und unabhängig waltende, vollkommen tolerante gesellige Doktrin und Selbstleitung geschieht, möge sie Akademie zu heißen fortfahren oder, zu höherer Entfaltung ihrer Ziele emporgetragen, auch einen neuen Namen finden.“ Jakob Grimm am achten November 1849 in der berliner Akademie der Wissenschaften. Ein Exemplar seiner Schriften müßte schnell für die Bibliothek der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gekauft werden.)

Die Lober der neuen Institution weisen uns das Vorbild der Vereinigten Staaten von Amerika. Vergessen nur, zu erwähnen, daß in Amerika andere Steuersitte gilt als bei uns und daß die Carnegie und Rockefeller für ihre Millionenspenden nicht von Staatsvertretern Lohn erhalten. Dem reichen Deutschen werden heute zehn bis fünfzehn Prozent seines Einkommens vom Steuerfiskus abverlangt. Will er dem Vaterland und den Mitbürgern noch mehr leisten, so hat er schon im Engsten dazu die günstigste Gelegenheit. Herr Eduard Arnhold hat Künstlern und Gelehrten

vorwärtsgeholfen, Bilder und Skulpturen gekauft, Studien und Konzerte ermöglicht, die Noth Armer gelindert und den hastigen Eifer Werdender von der düsteren Klippe des Sorgenstrandes losgekettet, ehe Orden und Titel wie Hagelschauer auf ihn niederprasselten und eine Januarwoche ihm von der Höhe den Wilhelmsorden, den Senatorentitel und die Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie eintrug. Ob er (wie der Berliner sagt) sich viel daraus macht? Nicht lieber unbekannt, unbelohnt Talente förderte und Thränen trocknete? Jetzt ist er eingeschätzt. Hat für Forschunginstitute und für Römerzüge prämiirter Akademieschüler fünf Viertelmillionen gegeben, vielleicht fast den dritten Theil seiner Jahreseinnahme, und darf nun, wenn wieder gesammelt wird, nicht allzu tief unter der Selbsttaxe bleiben. Ob die Verwendung des Geldes, die Leitung der Institute, die Auswahl der Stipendiaten ihm, der Böcklin und Manet, Liebermann und Renoir liebt, Freude bereitet: einerlei. Nur die Ornamente der Macht sind ihm ja verliehen, wie im alten Rom manchem Mann senatorischen Ranges, den der Caesar eines höheren Amtes noch nicht würdig fand und der sich deshalb mit der leeren Form, mit dem Schein eines Seins begnügen mußte. Die Menge zählt ihn am Ende zu den Eitlen, die in die Sonne vordrängen und abends selig ihr Glitzersternchen bestaunen. Und hat er für Nordpol und Südpol, für Hofforschung und Hofkunst, Automobilrennbahnen und Flugapparate, Hospize und Kirchenfenster seinen Tribut gezahlt, dann bleibt selbst dem Reichen in mageren Jahren wohl nicht immer genug, um tollkühner Künstlerjugend den Weg in die Freiheit zu bahnen.

Noch ist die Zeit nicht fern, die bürgerlichen, unbeamteten Leuten nur Orden anhängte, wenn sie einen Prinzen aus eines Wucherers, eines schlauen Mädchens Schlinge befreit, einem Minister, Feld- oder Hofmarschall aus der Klemme geholfen hatten. Daß solche Leute jetzt für ansehnliche Beiträge zu nützlichem Werk betitelt und bebändert werden, ist gewiß kein Unglück. Nur: sit modus in rebus! Der Titel eines Senators, der Ehrenhut eines Doktors dürfte nicht zu erkaufen sein. Baumwollkonjunkturen und Kohlenpreise, die ungemeinen Gewinn bringen, geben noch kein Recht auf den Rang, der nur der Geistesleistung sich öffnen sollte. Deutschland und Preußen können die Eitelkeitschatzung entbehren. Sonst wären sie bald in neuem Drang der Noth. Denn die immer wieder Heimgesuchten fangen zu stöhnen an. Und die Zuschauer lachen.

Masken.

Alfred von Berger, wohl einer der klügsten und feinsten Köpfe des heutigen Oesterreichs, hat, als die Aera Franz Ferdinands und Aehrenthals durch ihre ersten Thaten sichtbar wurde, mit nicht verhehltem Jubel das neue Oesterreich-Ungarn begrüßt: „Wir werden wieder gehaßt in der Welt, wie es einem großen, selbstbewußten Volke zukommt.“ Er empfand, daß auf die Allerweltbeliebtheit des Oesterreichers, den das Ekelwort „gemüthlich“ auszeichnete, nicht mehr zu rechnen sei. Man dachte an Ferdinand Kürnberger und vernahm mit hellem Staunen den Klang, den dieser echte Sohn Oesterreichs vor vierzig Jahren für die Schicksale seines Vaterlandes gefunden hatte; hörte den selben Klang der That, den das neue, jetzt werdende Oesterreich zu ersehnen schien, bei dem nach allen seinen Wandlungen auch Hermann Bahr angelangt war und den aus dem Deutschen Reich nur wärmster Zuruf grüßen konnte.

Wie weit in unseren Tagen aber die Literatur fast überall vom wirklichen Leben der Nation steht und schafft, dafür scheint die wiener Dichtung immer aufs Neue Belege bringen zu wollen. Da meinte man, wenn es Arthur Schnitzler brannte, die Judenfrage darzustellen, die Oesterreich so lange durchtobte und heute noch bewegt, müsse ein starkes Gemälde entstehen, aus dem wir die Linien des Kampfes wirklich erkennen könnten. Wir müßten sehen, wie sich die tiefen Unterschiede zwischen den einzelnen Schichten der jüdischen Bevölkerung auswirken, wie hier die Assimilation gelingt, dort der Zionismus als die einzige Rettung erscheint und in der Mitte unsichere Dispositionen nach beiden Seiten schwanken, vom feindlichen Ansturm anderer sozial aufgepeitschten Kräfte zerrieben, auch wiederum befeuert, nicht der Ruhe überlassen werden. Statt solcher Darstellung fand man im „Weg ins Freie“ Schnitzlers feine Gaben, die Stimmung verdämmernder Abende an der Donau, in wiener Gassen, in Oberitalien, man fand Plausch und immer wieder Plausch über die Judenfrage; aber das eigentliche Geschehniß rankte sich an die Gestalt eines dilettirenden Aristokraten (oder aristokratischen Dilettanten), dem wir seinen Beruf zur Kunst so wenig glauben wie die Behauptung, daß er die Thür ins Freie wirklich gefunden habe. Sein ganzer Weg führt im Kreis um ein süßes Mädel, eins der ungezählten dieser wiener Generation, herum; und der scheinbar neue Pfad wird ihn gewiß nicht ins Freie, sondern zu einem neusten und süßesten Mädel hinführen.

Das sind die Tendenzen und Stimmungen, die Wien von je

und oft genug mit Recht den Namen der Phäakenstadt eingetragen haben; nur zu verständlich für Jeden, der auch nur Wochen lang im Bann der schönen Stadt mit ihrer weichen Luft und ihrer Musikfreude geweilt hat; und doch erscheint das Alles dem Leben völlig fremd und nur fragmentarisch, wenn ein Staatsmann und ein nationaler Gedanke aufstehen und ein großes Reich an seine Größe erinnern, es zu neuen Thaten nach so vielen Worten emporrufen. Gewiß liegt (auch Das hat Bahr gesagt) jedem Oesterreicher noch ein Stück Spanier im Blut; wir brauchen nur an Grillparzer zu denken. Aber im alten Spanien gabs, neben dem Fanatismus einer religiösen Unduldsamkeit von nahezu dämonischem Stil, doch mehr als ein bloßes Fuchteln mit den Klingen; da wurde wirklich dreingeschlagen, die Welt beherrscht und nicht nur mit Dolchen gespielt. Etwas Romanisch-Südliches brütet in dem Drama dieses Wien, dem Drama Hugos von Hofmannsthal; aber die Dichtung schwebt immer wie gefangen einher zwischen den Mauern einer dem Leben fernen Weltanschauung, die im Grunde immer nur eine Ich-Anschauung ist und bleibt; eine fast tragisch klingende Frage an die Vergänglichkeit aller Dinge, an den Sinn dieses Lebens wird laut, aber die Antwort lautet weder Ja noch Nein: sie wird mit leisen Worten, mit wunderschönen Worten gegeben, die doch das wirkliche Leben nicht durchdringt. Das wirkliche Leben, das doch auch in Oesterreich, in Anzengrubers Romanen, Dorfgängen und Dramen, in Saars Novellen und Elegien, in den Erzählungen der Frau von Ebner-Eschenbach und in den Werken so manches erfreulichen Talentes, von Rosegger bis zu Hoffensthal, klingt und wirkt. Man fühlt sich versucht, noch einmal das Wort Grillparzers von der Gefährlichkeit Wiens zu citiren; zumal, wenn man sieht, wie auch Kräfte, die nicht in ihrem Bannkreis heranwuchsen, allzu rasch der Stimmung dieser Woge erliegen. Wie hinter Masken wandelt diese ganze wiener Dichtung einher; und wer offenen Angesichtes in den Kreis trat, nimmt nur zu rasch die Larve vor und geht im Reigen mit. Jakob Wassermann hatte sein starkes Talent, das sich schon in einzelnen Szenen der „Juden von Zirndorf" verrieth, noch eben zu der großen, objektiven Leistung des „Kaspar Hauser" emporentwickelt. Nun erscheint auch er, der jetzt in Wien lebt, ganz verfallen dem weichen, spielerischen Leben, das nicht Oesterreich an sich, das nur immer wieder eine bestimmte Gruppe wiener Literatur darstellt und sich schon in Friedrich Halm vorbereitet hat. „Die Masken Erwin Reiners" heißt, bezeichnend genug, der neue Roman Wassermanns. Der Stoff ist sehr einfach: ein junger Gelehrter von fast weiblichem Empfinden muß, um seine

angegriffene Lunge zu kräftigen, eine zweijährige Reise in die Tropen unternehmen, wo er zugleich seine Wissenschaft erweitern will. Er vertraut seine fern von der wiener Gesellschaft lebende schöne Braut für Nothfälle dem Schutz Reiners, eines Freundes, an. Dieser Erwin, Sohn eines reich gewordenen Bürgers, Dozent, Sportsman, Lebemann, Schriftsteller, Kunstgenießer, entdeckt in Virginia ein Mädchen von nie erschautem Reiz und nimmt sich am ersten Tag der Bekanntschaft vor, sie zu erobern. List und Lockung, Werbung und Brutalität bringen ihn zwar so weit, daß sie ihn, französisch ausgedrückt, in ihrem Blut wohnen fühlt; seine Wünsche aber mag sie, in der tiefen Keuschheit ihres Herzens und der Liebe zu dem Abwesenden, nicht erfüllen. Er entführt sie und hält sie zwei Tage in seiner Gewalt; dem ganz Zerstörten, dessen Gesicht ihr furchtbar verwandelt erscheint, will sie, innerlich und äußerlich müde, sich schließlich hingeben, aber er fühlt aus diesen Worten einer ermatteten Resignation, daß sie ihm jetzt ganz entglitten ist. Sein von innen heraus zerstörtes, von außen her untergrabenes Leben endet ein Schuß. Das Mädchen findet sich nach langer Krankheit zu dem von einem vornehmen Menschen zur letzten Stunde heimberufenen geliebten Manne zurück.

Ein Stoff, der für novellistische Behandlung nicht ohne Reiz wäre; und Niemand kann leugnen, daß auch die allzu breite, romanhafte Darstellung Wassermanns ihren Reiz hat. Virginias Auf und Ab, ihrer Mutter Hin und Her von kleinbürgerlicher Ehrbarkeit bis zu fast kupplerischer Verblendung: Das ist fein und aus sehr intimer Menschenbeobachtung heraus gegeben. Nur die Voraussetzungen, auf denen Alles ruht, sind künstlich und brüchig; künstlich und brüchig ist, rasch uninteressant wird Erwin Reiner selbst. Man hat ihn, vulgär gesprochen, nach wenigen Seiten „heraus“: ein Genüßling, der, wie Fontane so hübsch sagt, das Moralische aus dem ästhetischen Fonds bestreitet, ein Mensch, der die rohen Triebe seiner Natur durch eine starke äußere Selbstzucht, gute Formen und einen weite Bildungskreise bewältigenden Verstand scheinbar hebt und veredelt. Im Ganzen doch nicht mehr als ein Blender, der nirgends tiefere Theilnahme für seine Masken, Gesichte seiner brutalen Leidenschaft und seiner spielerischen Geistigkeit, weckt. Warum, fragen wir nicht erst am Schluß, wird uns dieser Mensch so dargestellt, mit so peinlicher Deutlichkeit und Ausführlichkeit beschrieben? Das ist keine Beckmesserfrage; denn nirgends leuchtet hier, wie etwa aus der Gestalt Virginias und wie aus manchem früheren Werk Wassermanns, der hohe und starke Zwang heraus, der einen Dichter treibt, so und nicht anders zu

schaffen. Rathlos stehen wir vor der Frage, wie in einer starken und gährenden Zeit immer wieder feine und starke Talente, die zu gestalten verstehen, sich an das Ephemere klammern mögen, uns mit Erlebnissen speisen wollen, denen das Feuer wirklicher Wesenheit abgeht. „Anderes, Größeres bewegt die Welt", möchten wir wiederum mit Fontane rufen; „wer wirklich lebt, will reales Leben sehen." Kaspar Hauser und sein Geschick: da waren Menschen in Schuld und Haß und Liebe, Menschen, deren Noth und Lust noch im Spiegel des Geheimnißvollen uns bis ans letzte Empfinden rühren mochten. Diese Masken Erwin Reiners bleiben uns Masken.

Gelebtes Leben! Auch der letzte große Erzähler wiener Herkunft, der dahingegangen ist, Ferdinand von Saar, war nicht Einer, der in titanischem Trotz Felsen packte, der, wie Hebbel, Menschen verzehrte. Aber der in seinen gesunden Tagen dem Leben Zugewandte hat unvergängliche Bilder von höchstem poetischen Reiz aus dem Oesterreich seiner Zeit geschaffen. Und als der alte wiener Poet, wie er sich gern nannte, vom Kahlenberg die Heimathstadt übersah, getröstete er sich in allem Schmerz über die nationale Zerrissenheit mit dem starken Wort: „Doch Du bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel Dein Thurm auf. Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan." Für seine kraftvolle Existenz hat dieses Oesterreich, dieses Wien Anzengrubers, Saars, Luegers, Bergers neue Beweise erbracht. Und doppelt betrauern wir nun, daß seine Dichtung immer noch zwischen Schattenbildern einhergeht und Masken vor uns hinstellt, wo wir gern Menschen, Volk, Staat, Gesellschaft in wirklich lebendiger Wechselwirkung aus den Seiten des Romans heraustreten sähen.

Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.

Allerlei.

Das Sittsame fördert; das Rücksichtvolle scheint es zu Etwas zu bringen. Der, der die Zeit niemals mit irgend etwas Ablenkendem verlieren will, trocknet und rostet ein. Es scheint, daß es unklug und bösartig ist, immer energisch zu sein. Mangel an Zuversicht geberdet sich gern konstant energisch. Nun ist ja das Alles so wunderbar. Fallen und seinen Posten verlieren, heißt oft: einen neuen unter die Füße bekommen. Triumphiren ist oft nichts Anderes als Versinken in den Wellen der Anmaßung; und doch triumphirt man so gern.

Immer und immer gesetzt, gerecht und gefaßt sein, ist hart und streift ans Unmenschliche, während doch menschlich sein unser unabänderliches Los ist. Schön und vortrefflich ist nur das Menschliche. Gewisse Tugenden sind ein Laster oder die Blüthe eines solchen. Das Laster scheint eine Höhle voll Unrath und Unverständniß zu sein, aber aus dem Laster hervortreten, mit Reue in der Seele, ist schöner als niemals sündigen. Sind denn nicht vielfach die Fehler der Anlaß zu den Entzückungen und Rührungen? Wie willkommen ist dem alten Vater der verlorene Sohn; wie herrlich, wie herrlich ist es, Gnade und Erbarmen zu finden. Die Tugend beißt sich in die Lippen und kehrt dem liebevollen Schauspiel schamhaft und boshaft den Rücken, schauervoll fühlend, wie häßlich es ist, nie fehlzugehen. Das Sittsame, das Kämpfe duldet und übersteht, ist das Wundervolle. Der wirkliche Weltmann, zum Beispiel, ist sittsam; er ist fromm und duldet.

Die Wortkargheit kann in eine Schwäche ausarten; genau wie das Gegentheil. Das Schweigen beherrscht uns oft, wie uns die Sucht, Alles auszuplaudern, beherrschen kann. Man soll nicht schweigen, wo es uns schicklich scheint, den Mund aufzuthun; nur müssen wir freilich ungefähr wissen, was schicklich ist: und Das weiß der Seelenvolle. Kann man nicht auch durch das Schweigen verleumden? Jedenfalls sehr unangenehm kann man sein. Man soll stets ein Wenig lügen, Das, was man nicht sagen darf, so sagen können, daß es wie eine einfache Unterhaltung klingt. Das Gehörte Dem, den es angeht, genau so wiedersagen, wie es uns gesagt wurde, ist taktlos und muß verletzen. Aus Rücksicht ein Wenig die Wahrheit entstellen, heißt, sie vertiefen und verfeinern. Die Liebe versteht zu lügen, die Liebe versteht zu reden, die Liebe allein versteht, auf schöne Art zu schweigen. Uebrigens sind das Alles Schwankungen. Es kommt da auf die Fälle an und auf die Personen. Zu gewissen Menschen steht man so, daß ich und der Andere es fühlen, wie unmöglich es ist, daß wir einander verkennen oder mißverstehen können. Beleidigungen, zum Beispiel, liegen nie im Ausdruck, sondern immer in den besonderen Umständen. Plötzlich habe ich irgendwen tief verletzt und ich weiß es gar nicht. Dich liebt Jemand: und Du drehst dieser Person im Weltleben den Rücken. Du liebst dann wieder dort, wo Du mißverstanden und verkannt wirst.

Der große Dienst, den wir einer Frau erweisen, stürzt uns in die Gefahr, von ihr für einen Dummkopf gehalten zu werden. Man muß ihr dann grausam hart begegnen, um sie zu überzeugen, daß sie es mit einem Menschen von Selbstbewußtsein zu thun hatte. Nichts verachten und verschmähen echte weibliche Naturen so sehr wie Güte so ins Blaue hinein. Die Frauen erziehen den anwachsenden Mann zur Schätzung und Werthung seiner selber. Vielleicht geht im Meer dieser Erziehung manche feine, gute und tüchtige Mannesgesinnung für immer unter, denn edel und hochherzig ist man nicht gern zum zweiten Mal, wo man

das erste Mal ausgelacht worden ist. Doch wer könnte edel von Natur sein und nicht für immer?

Das Schweizerland, wie kühn und klein steht es da, umarmt von den Staaten! Was ist es als Land allein für eine zugleich hehre und anmuthige Erscheinung! Europas schneeige Pelzboa könnte man es nennen. Wundervoll wie seine Geschichte ist seine Natur. Merkwürdig wie sein Volk ist sein Bestand. Es ist, als ducke es sich. Doch scheint es auch nicht ein Panther, denn es hat keine Grenzen-Beute zu machen. Seine Enthaltsamkeit ist seine Festigkeit, seine Bescheidenheit ist seine Schönheit, seine Beschränkung sein unvergleichliches Ideal. Wie ein politischer Felsen steht es da, umbrüllt von den politischen Wogen. So lange es bleibt, was es ist, schadet ihm, scheint es, nichts. Inwiefern es sich klein fühlt, darf es sich stark und eigen und unabhängig fühlen, abhängig nur von der Besonnenheit und Unerschrockenheit. Seine Würde ist seine Grenze; und so lange es diese in ihrer Art unübersehbare Grenze zu bewahren weiß, ist es in seiner Art ein bedeutendes und großes Land, groß als Gedanke. Wie reizend und wie gefährlich ist seine Lage. Seine Menschen, wie heimatlich wissen sie, das Alterthum bekräftigend, zu leben. Sein Handel geht hoch, seine Wissenschaften blühen. Doch wozu ihm schmeicheln? Daß es sein Eigen ist, schmeichelt ihm am Tiefsten. Man will sie grob nennen im Ausland, die Schweizer. Das ist so, als nennte man den Franzosen unzuverlässig, den Deutschen anmaßend, den Türken unsauber, den Russen rückständig. Wie verpesten Redensarten die Erde! Wie vergiften gewisse Gerüchte das Leben!

Reisen, im Eisenbahnwagen sitzen, Erster Klasse natürlich. Man ist eingestiegen und immer fährt man ins unbekannte, fremde Weite. Das ist reizend. Man beherrscht so ein Bischen alle Sprachen. Kauderwelschen: Das ist so nett. Attachirt ist man als richtiger Reisender. Süß, einfach göttlich. Und nun sitzt man; draußen ist Winternacht, es schneit. Von der Wagendecke lächelt das Lämpchen wie ein unaufgeklärtes tiefes Menschenbrust-Geheimniß Dich an. Thränen treten Dir plötzlich in die Augen. Wie ist Dir, Du attachirter perfekter Reisender? Empfindest Du Schmerzliches? Ja, ich bin versunken in ein Meer von wehmuthvollen Erinnerungen. Ich werde in die fernen Länder davongetragen. Uebrigens lese ich ja jetzt die Zeitung. Plötzlich ist mir vollkommenem Weltreisenden, als fahre ich zurück in die freudenüberströmte, liebe Kindheit. Die Eltern tauchen vor mir auf; und da schaue ich namentlich Mama tief in die Augen. Welch eine Wonne, welch ein Glück ist es, klein zu sein! Mir ist, als möchte ich gerade jetzt von Papa verprügelt werden. Doch weiter fährt es, weiter, weiter. Reisender sein: ach ja; und draußen der Mitternachtschnee. Ach ja, Reisender sein, ist hübsch. Aber richtiger attachirter Reisender muß man sein.

„Das Alles ist nicht so schlimm“: finde ich hübsch gesagt. Mein

lieber Bruder Hans sagte Das immer. Er ist ein goldener Mensch, golden durch Treue. Ja, wenn es bei uns zu Haus oft schlimm aussah, sagte Hans: „Das Alles ist nicht so schlimm. Es sieht nur so schlimm aus.“ Mir scheint, Ehre und Liebe reden so. Tragisch die Dinge nehmen, ist ja plump. Wenn Du keinen Erfolg in der Welt hast, so ist Das gar nicht so schlimm. Der Humor ist die unübertreffliche Königin des Weltlebens. Hier wäre wieder ein Wörtchen vom Wesen des wahren Weltmannes zu sagen. Doch man muß sich diese Schreibfreude leider versagen; und Das ist gar nicht so schlimm. Einen Hieb bekommen, ist gar nicht so schlimm. Verachtung wecken, wo man meinte, es recht gethan zu haben, ist auch nicht so schlimm. Was ist schlimm? Muthlos und freudlos sein? Ist Das wirklich so schlimm? Ja: Das, Das ist schlimm. Wenn ich falle und dazu lache, ist Das gar nicht so schlimm. Wenn ich mich aber über die Niederlage ärgere, dann ist es schlimm. Doch ich habe noch allerlei Anderes zu sagen. Das Leben enthält nicht nur Einerlei, sondern gar Mancherlei. Also auf ins Allerlei!

Wenn ich eine Weile nicht habe denken dürfen, sondern habe wirken müssen, wie sehne ich mich da wieder nach dem Leben in den Gedanken! Wenn es mir schlecht in der Welt geht, wie wünsche ich da wieder, geachtet, ausgezeichnet, gestreichelt, verwöhnt und geliebt zu werden! Wenn ich lange Zeit mit gewöhnlichen Menschen zu thun gehabt habe, wie schwebt mir da der Umgang mit feinen, ungewöhnlichen Menschen paradiesgartenähnlich wieder vor! Und wenn ich dahingesunken bin in den Abgrund der Verwilderung, ach, wie so gern betrage ich mich nachher wieder gesetzt und gesittet! Muß Alles so sein Gegengewicht haben? Soll man immer und immer wieder durch die Schärfe der Gegensätze gerüttelt und geschüttelt werden? So scheint es; und so mache Du Dich nur stets auf Schwankungen, Unklarheiten und Unordnungen gefaßt. Trage es immer wieder, das Schwere, dulde es immer wieder, das Unangenehme, finde es immer wieder beherzigenswerth und liebenswerth, das Vielerlei. Pünktliche Ordnung schaffst Du nie rund um Dich und in Dir. Deshalb sei doch ja nicht versessen auf die Ordentlichkeit. Dies stört, macht feig und blendet.

Wir stecken immer noch sehr im Mittelalter und Diejenigen, die über die Neuzeit murren, weil sie seelenarm sei, im Vergleich mit der Vorwelt, irren arg. Abschaffen ist der Lauf der Welt? Wie? Wenn Alles so leer, so leicht würde, daß man an gar nichts mehr zu denken brauchte? Anzeichen, daß die Menschen der Kultur und ihrer Peinlichkeiten überdrüssig werden, sind vorhanden. Eine Welt glatt wie Glas, ein Leben sauber wie eine Stube am Sonntag. Keine Kirchen und keine Gedanken mehr. Puh, mich friert. Es sollte doch wohl immer noch Allerlei in der Welt geben. Mich würde nichts bewegen, wenn nicht Allerlei mich bewegte.

Charlottenburg. Robert Walser.

Max Dauthendey.

Bei jedem Versuch, sich über den ethischen Gehalt einer Kunstform klar zu werden, tauchen aufs Neue die in unseren Tagen so viel umstrittenen Fragen nach den Vorbedingungen der Kritik auf; deshalb sei mir erlaubt, meine kurze Abhandlung über Dauthendeys Kunst mit einigen allgemeinen Worten über Kritik zu beginnen. Ich glaube wohl, daß ein Künstler ein guter Beurtheiler sein kann, und unter den Schriftstellern waren zweifellos die größten Dichter auch die größten Denker; daß aber darum ein Kritiker Künstler sein muß, um seinen Beruf recht ausführen zu können, ist leichtfertig geschlossen. Die Vorbedingungen zum Kritiker erscheinen mir zunächst im seelischen Anspruch, in den Gemüthskräften zu ruhen, im Ueberblick und in der Fähigkeit, zu vergleichen. Beschränkungen, die dem Künstler dienlich sein können, um sich im Besonderen zu sammeln, sind dem Kritiker hinderlich. Wer einer literarischen Kritik eine andere Tendenz unterschiebt als die, schlichthin aufzuklären, muß in die Konflikte gerathen, die jeder persönliche Ehrgeiz in der Berührung mit dem Schaffen eines Anderen bewirkt. Auch handelt es sich nicht darum, den Künstler dem Publikum auf neue Art vorzuführen, sondern es handelt sich nur um die Bewerthung seiner Leistung. Denn so weit uns die Persönlichkeit eines Künstlers nicht in seinen Gestalten begegnet, ist sie uns gleichgiltig. Macht einmal ein Unterhaltsamer unter Denen, die sich als Kritiker verantwortlich fühlen, aus der Verwischung dieser Grenzen einen etwas eitlen Sport, so entschädigt uns gewiß unser Vergnügen; aber die Verwirrung, die seine Gläubigen und gar seine Nachtreter kennzeichnet, ist trostlos. Das krampfhafte Bemühen, sinnlos geistreich zu sein, wirkt so ermüdend, wie alle geflissentliche Effekthascherei als Mißbrauch der deutschen Sprache peinlich ist, und von allen Waffen gegen den Triumph der Mittelmäßigkeit ist die Maßlosigkeit die lächerlichste. Ich bewundere in dieser Hinsicht die Franzosen. Die Furcht, dadurch banal zu erscheinen, daß man die Worte ihrem Sinn nach einfach braucht, ist immer ein Beweis dafür, daß der Schreibende wenig zu sagen hat und über dies Wenige nicht mit sich im Klaren ist. Wirklich gute Gedanken sorgen beinahe selbst für ihr achtbares Auftreten.

Diese Erörterungen und der Gedanke an Dauthendeys Kunst haben mich zu der Frage geführt, wie weit ein Künstler über sein Bedürfniß, seinen Gefühlen Gestalt zu schaffen, hinaus Geist besitzt. Das Wort Naivetät wird heute allzu oft als Kriterium verwandt und gewöhnlich da, wo ein Dichter außerhalb seines Schaffens vor den Erscheinungen des praktischen Lebens mehr oder weniger hilflos ist. Oder man nennt einen Dichter naiv, dessen Talent zwar unbestrittene Thatsache ist, dessen Gedanken über Gedichtetes aber thöricht erscheinen. Beides ist falsch. Man liebte, Liliencron in dieses Zwielicht zu stellen, man sieht Dauthendey darin und fürchtet, etwas unsicher, am Ende möchte sich doch ein Tadel damit verbinden, wenn man dabei an Goethe

denkt. Und es ist doch nur eine Frage nach dem Grade der Bedeutung. Reichen im Wesenshaushalt eines Dichters die Geisteskräfte nicht aus, um die Gefühlswelt zu klären, so ist Das, bei allem Talent, nicht etwa eine nothwendige und tugendhafte Beschränkung, sondern es ist eine Beschränkung im Sinn eines Mankos. Künstlerische Naivetät hat mit Mangel an Uebersicht nichts gemein, sondern sie ist die durch keine Reflexion beeinträchtigte heroische Frömmigkeit der Freude. Sie schließt Reflexion in der ordnenden Phantasie des Künstlergeistes nicht aus, denn höchste geistige Klarheit und Kraft sind mit Naivetät wohl zu vereinen, wie es Dantes Wesen deutlich erweist, wie es Goethes Wesen bestätigt. Und vor diesem Anspruch sinkt die eigen komplizirte und doch so planlos überwachte Beschaffenheit des Dichters Dauthendey zu einem Zufallsspiel von Talent, Geist, Naivetät und Erkenntniß zusammen.

Die große Zahl seiner lyrischen Gedichtbände, die in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, weisen neben einer ermüdenden Fülle wahrhaft belangloser Reimereien Liebeslieder auf, die zu den schönsten gehören, die die deutsche Dichtkunst aller Zeit erschaffen hat, und das große neue Buch „Die geflügelte Erde" erweist klarer und umfassender den Reichthum und die Grenzen des Dichters. Vielleicht haben mit mir Viele, die auch seine Jugenddichtungen kennen und die dies Buch erwartet haben, auf das große Epos gehofft, das Dauthendey berufen schien, den Deutschen unserer Zeit zu schreiben. Die groß angelegten Fragmente seiner Weltreise, die vor diesem Buch bekannt wurden, die düsteren und gewaltigen Gesänge der Schwarzen Sonne, das herrliche kleine Epos vom zerstörten Messina gaben uns das Recht und die Hoffnung dazu. Der wundervolle Gesang am Beginn des Buches erfüllt die höchste Erwartung. Aber das Ganze blieb ein buntes Trümmermeer verspielter Reichthümer für große Gebilde, deren ursprünglich gewollte Pracht und deren Bestimmung wir ahnen.

Dauthendey fehlt die Kraft zu großen Zusammenschlüssen; das Einzelne dient dem Ganzen nicht auf jene Art, die uns das Bewußtsein vom ordnenden Walten einer Kraft in geschlossenen Formen vermittelt. Als hielte diese dithyrambische Weise, im Einzelbild zu versinken, den gelassenen Blick über das Ganze zurück. Die Verhältnisse sind verschoben, so daß die weitgeschauten und oft wahrhaft hoch angelegten Gesänge neben belanglosem Geplauder stehen; sie sind nur äußerlich mit einander verbunden, ohne einander zu dienen, und die Anlage des Gesammtwerkes erscheint dadurch oft klein bis ins Kleinliche. Die künstlerische Erkenntniß dieses Fehlers der Form zeigt sich deutlich als äußeres Zeichen; ich glaube, sie in dem Versuch zu erkennen, die Sehnsucht nach der Geliebten wie ein rothes Band durch alle Visionen und Thatsächlichkeiten seiner Erlebnisse zu ziehen. Es ist nicht immer gelungen. Wie ein schmerzhafter Drang nach künstlerischer Einheit irrt diese Sehnsucht verrätherisch durch das Buch, zertheilt, statt zu verschmelzen, und läßt im Genießenden den Wunsch erwachen, diese Kraft der Liebe möchte dem sittlichen Gehalt der Kunstform zu

Statten gekommen sein. Dabei bleibt ein lichtes Wunder, wie dieser seltsame Mann im Spiel und im Wagen oft gewinnt. Denn die künstlerischen Höhen des Buches sind nicht als Resultate einer ernsten und bewußten Schöpferarbeit zu betrachten, weil wir niemals glauben werden, daß ein Großer mit der Allure des Erhabenen Banalitäten sagt. Und da das Buch eine Fülle nicht durchdachter und ganz belangloser Zeilen mitführt, liegt die Versuchung nah, das Beste dem Zufall zuzuschreiben. Ich citire, um ein Beispiel für die Gedankenlosigkeit manchen Einfalls zu geben, den Schluß eines Gesanges:

„Drei Hitzen haben mich umloht: der Sonne Schlot, das Gluthblitzen im Meer und der Benzinmotor im Boot,
Gar nicht zu sprechen von der vierten Hitze, der Sehnsucht Dauerbrand, in dem ich immer sitze."

Maupassant sagt einmal: „Das Wort hat nicht nur einen Sinn, sondern auch eine Seele." Die Seele des Wortes hat einen bedeutungvollen Zusammenhang mit seiner Vergangenheit; sie wird ihm durch Das verliehen, was die Menschheit seit Jahrhunderten beim Erklingen des Wortes empfunden hat, durch seine Tradition. Es ist ein markantes Zeichen der Dichtkunst unserer Tage, daß so Vielen der Sinn für die Verwendbarkeit eines Wortes fehlt. Alle Worte ohne diese Tradition erreichen im künstlerischen Gebilde nur eine anekdotenhafte Wirkung, wenn sie nicht gar ernüchternd oder herabwürdigend wirken. So ist etwa ein Telephon, ein Automat oder ein Flugapparat für den Anspruch hoher Kunst heute noch unverwendbar. Solchen Worten haftet vorwiegend noch ihr nüchtern-praktischer Sinn an; die Menschheit hat sie noch nicht durch die Geschichte ihrer Freuden und Leiden getragen. Da aber alle große Kunst sich einzig mit Freude und Leid des Menschenherzens befaßt, so entsteht ein fataler Mißklang, den kein Großer je hervorgerufen hat.

Dauthendey vorzuwerfen, daß ihm dieser Sinn völlig fehle, wäre gewiß ungerecht; aber ihm fehlt die Zucht. Eine saloppe Genialitätduselei, ein Glaube an die Unfehlbarkeit des Einfalls zerstören ihm oft die stärksten Wirkungen. Auch hierfür will ich ein Beispiel nennen, das keine Ausnahme im Buch bildet, sondern in seiner grotesken Verirrung für eine Fülle kleiner Entgleisungen typisch ist:

„Mich hatte Sehnsucht, schlimmer gewiß als jeder Menschenfresser im Gebiß,
Und hat mich wieder, immer wiederum gekäut und hat die Mahlzeit stets mit jedem Tage stumm an mir erneut."

Es ist eine eigene Sache um die Sehnsucht, die in diesem Buch wieder und wieder genannt wird. Ich glaube, daß das inbrünstige Verlangen nach Vollkommenem und nach Erfüllungen vom Künstler immer am Besten durch die Art vermittelt worden ist, wie er vom Gegenstand seines Wunsches spricht. An sich beglückt es so gar nicht, zu wissen, daß ein Dichter Sehnsucht hat, und selbst die oft holzschnittartig naive und täppisch liebevolle Art, in der Dauthendey es mit-

theilt, kann uns das Bewußtsein nicht rauben, daß unsere Nachsicht oft gefordert wird, ohne daß wir dafür entschädigt werden. Und da von Dem die Rede ist, was man vielleicht das Kindliche des Dichters nennen kann, so vergleiche man diese polternde Herzensunbedachtheit im Sinnfälligen einmal mit der Schlichtheit, die Wedekinds beste Verse auszeichnet. Etwa im „Thaler“ oder in „Ilse“. Wie wohlthuend wirkt darin die männliche Klugheit, die uns neben Anderem zeigt, daß es durchaus nicht erforderlich ist, albern zu werden, wenn man das Kindliche im Menschenherzen anruft. Was sich Dauthendey, wie vielleicht kein anderer Dichter unserer Tage, manchmal an unbedachtem Frohsinn des Fabulirens gestatten darf, um zu hohen und reinen Wirkungen zu kommen, ist erstaunlich. In dem Buch sind epische Partien von einer so eindringlichen, farbenprächtigen Bildlichkeit, von so hochherzigem Ruhm der tiefsten inneren Wahrheit und von so souverainer dichterischer Kraft, daß unsere Bewunderung sich bis zur Ehrfurcht steigert. Aber gerade um dieser Höhen willen, von denen ich das Ganze betrachte und messe, wirkt dieses Ganze wie eine übereilte, ungeordnete Disposition zu einem großen Werk.

Was die Wahl des behandelten Gegenstandes und dessen Fülle betrifft, so glaube ich, daß ein reiches Maß dankbarer Anerkennung Dauthendey lohnen wird. Ich könnte mir keinen liebenswürdigeren Erzähler einer Weltreise denken als diesen Dichter, dessen Auge so selten vom Unwesentlichen der Erscheinungen getroffen wird, dessen unermüdliche Freude am Genuß sich so unmittelbar mittheilt wie ein frohes Erlebniß und dessen machtvolle Vitalität Alles mit dem goldenen Lebenslicht einer unverwelklichen Daseinsfreude überströmt.

München. Waldemar Bonsels.

Die Glocken der Heimath.

Die Glocken der Heimath. Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Was weiß man im Deutschen Reich von seinen alten Kolonien im südöstlichen Europa? Immer wieder mache ich die Erfahrung, daß man nichts von ihnen weiß, gar nichts. Man liest in Jahren einmal einen Leitartikel über die fernen Brüder oder einen Reisebericht; und legts zu dem Uebrigen. Irgendein Interesse setzt sich in keinem Leser fest und der Kreis der Männer, die sich mit den Auslandsdeutschen beschäftigen und die geistigen Beziehungen, die sie mit dem alten Mutterland verknüpfen, pflegen und aufrecht zu halten bemüht sind, ist sehr, sehr klein. Das deutsche Volk in seiner Gesammtheit hat diese Frage nie schwer genommen. Wer fortzieht, ist eben fort. Läßt er manchmal Etwas von sich hören, so ists ganz schön. Geht es ihm gut, um so schöner. Klagen soll er nicht. Wär' er daheim geblieben! Es ist ein Bischen

barbarisch, dieses Verhältniß des Mutterlandes zu den vielen Millionen, die außerhalb des Deutschen Reiches wohnen. Die offizielle Politik kann nichts für sie thun und die Volksgesammtheit nimmt sich diese bequeme Staatsmoral ebenfalls zur Richtschnur. Und so werden aus fernen Volksgenossen, und mögen sie auch nach Hunderttausenden zählen, Vergessene, Fremde. Manchmal werden sie ja wieder entdeckt; aber da ergiebt sich dann das Merkwürdige, daß die auf fernen Posten stehenden Deutschen, weil sie geblieben, wie sie zur Zeit ihrer Auswanderung waren, wie Raritäten erscheinen. Im Reich daheim hat sich Alles gewandelt und geändert, die Trachten, die Bräuche, die Mundarten; draußen aber ist Alles echt geblieben, unbeleckt von der Kultur. Und dieses Echte, dieses Unberührte ist jetzt das Fremde. Achthundert Jahre sitzen die Sachsen in Siebenbürgen. Ihre Trachten, ihre Sitten und Bräuche sind aus dem Deutschen Reich längst verschwunden, ihre Mundarten nur finden noch im Luxemburgischen und am Rhein Verwandte. Aber eine volle Verständigung ist nicht zu erzielen. Hätten diese Sachsen sich nicht an die Reformation angeschlossen, wären sie nicht in den Verband der deutschen Kirche getreten, sie würden im fernen Siebenbürgen gänzlich verschollen sein.

Eine jüngere Kolonie im Osten bilden die Schwaben in Ungarn. Sie zählen heute rund eine Million und sind in größeren Gruppen übers Land verstreut. Ihr Centrum ist das Banat und die Bacska, wo ungefähr fünfhunderttausend Schwaben seßhaft sind. Im Jahr 1716 erst hat Prinz Eugen diese Gebiete endgiltig von den Türken befreit; dann begann die Besiedlung. Die ältesten deutschen Orte sind dort noch keine zweihundert Jahre alt. Und bis um 1800 wurde fortkolonisirt. Diese Schwaben sind also ein ganz junges Volk, sie sind noch ein werdender nationaler Körper. Weltenfern vom Deutschen Reich haben sie sich entwickelt, weltenfern auch vom österreichischen Deutschthum. Und sie haben ihre alten Volksbräuche erhalten und ihre Dialekte mischten sich zu einer immer noch im Fluß befindlichen neuschwäbischen Mundart. Wie die Sachsen, so leben auch sie in einer fremden Umwelt als Urdeutsche fort. Solches Stammesleben müßte im höchsten Maße interessant sein; besonders den Deutschen im Reich. So ists aber nicht. Die Sachsen haben eine alte Literatur; Epiker, Lyriker, Dramatiker, Märchenerzähler, Historiker sind aus ihrer Mitte hervorgegangen. Wer im Reich kennt ihre Bücher? Als der Sachsenbischof Georg Daniel Teutsch den ersten Band seiner Geschichte der siebenbürger Sachsen veröffentlicht hatte, anno 1858, schrieb der Historiker Ludwig Häußer an den Verfasser einen gar merkwürdigen Brief. Sein Inhalt wird den Deutschen in der Fremde denkwürdig bleiben. „Ich weiß nicht, ob es die Verpflanzung auf ein anderes Terrain oder das Gefühl der Vereinzelung ist, was diese Energie und Unmittelbarkeit des Volksgeistes weckt; aber es kommt mir immer so vor, als sei das deutsche Wesen, je weiter es an die Grenzmarken der Kultur und Nationalität als vereinzelter Posten vorgeschoben ist, desto markiger und ursprünglicher als bei uns im

Binnenlande, wo die Reibung und die Anspornung fehlt.“ Der Historiker fand bei den Kolonialdeutschen mehr nationales Bewußtsein, mehr Idealität, mehr Begeisterung für ihr Volksthum als bei den daheim Gebliebenen. Er meint, daß die Fremde und die Reibung mit anderen Völkern manche Eigenschaften des deutschen Gemüthes vollkommener entwickle als das Stillsitzen auf der alten Scholle. Das hat schon Mancher von uns Ostdeutschen gedacht. Aber man empfindet im Reich leicht als Exaltation, was in der Kolonie draußen, im Völkerstreit, das Natürliche und Selbstverständliche ist. Und man interessirt sich im alten Mutterland nicht für unsere Kämpfe. Ein schweres Unrecht geschieht uns damit. Wie ein unsinniger Verschwender geberdet sich das deutsche Volk, wenn es nicht aufnimmt, was wir ihm zu bieten haben, wenn es diese Blüthen deutschen Gemüthes nicht hegt und pflegt.

Seit hundert Jahren haben die Sachsen eine Literatur, die man im Deutschen Reich nicht liest. Und jetzt kommen auch wir Schwaben! Noch war bis jetzt aus diesem jungen Volke, in dessen Mitte zufällig Nikolaus Lenau geboren wurde, kein selbständiges Schriftthum hervorgegangen. Ohne unbescheiden zu erscheinen, kann ich sagen: Hier ist ein Neues, ist etwas Jungfräuliches. Die ungarischen Schwaben melden sich zum Wort in der deutschen Literatur; und sie haben mich vorangeschickt. Drei Heimathbücher aus dem Banat habe ich in den letzten Jahren geschrieben: „Götzendämmerung“, „Der kleine Schwob'“ und „Die Glocken der Heimath“. Und eine Gruppe von fünfzehn aus dem dortigen Schwabenthum hervorgegangenen Autoren habe ich in einem Buch unter dem Titel „Schwaben im Osten“ vereinigt. Wir sind da, wir pochen an die Herzen im alten Mutterland und fordern Einlaß.

Freilich: Kommerzienräthe und Assessoren gibt es in unseren Romanen nicht; auch keine Modefräulein, keine Aesthéten, keine kleinen Fürstenhöfe, keine interessanten Lieutenants und stolzen Kammerherren. Selbst die Weltstadt fehlt und der große Kulturschwindel, den sie vortäuscht. Was wir bieten, ist ein Anderes; was man bei uns findet, ist eine neue deutsche Welt, von der man im Reich keine Ahnung hat. Und dabei ist kein Verdienst. Wenn Einer, der beinahe zweihundert Jahre fort war, wiederkommt, weiß er eben von anderen Menschen und Lebensumständen zu erzählen, als sie in der alten Heimath gedeihen.

Was soll ich selbst noch von meinem neuen Roman reden? Nicht ein Wort will ich darüber sagen. In Jedem von uns läuten die Glocken der Heimath. Doch wer im gesicherten Besitz, im Frieden der alten Heimath lebt, ahnt kaum, wie sie bei Denen läuten, die in Sturm und Noth, in Kampf und Sieg draußen stehen auf fernen Posten. Ich meine in aller Bescheidenheit, man sollte sich darum ein Bischen mehr kümmern in dem großen Deutschen Reich. Wenigstens die dichterischen Gaben, die wir dem alten Mutterland darbieten, sollte man vom Weg auflesen. Das verpflichtet zu nichts.

Wien. Adam Müller-Guttenbrunn.

Selbstanzeigen.

Der kalte Eros. Axel Juncker Verlag in Berlin.

Des Buches Landschaft (dessen Hauptperson, möchte ich sagen) ist die majestätische römische Campagna, sind die wilden pontinischen Sümpfe. Die Seele der Campagna ist Melancholie. Ihre Melancholie ist eine Sehnsucht nach Liebe und Frucht. Aber Alle, die sie an sich zieht, muß sie mit ihrem Malariaathem vergiften. Die Größe der Tragoedie ist über ihr. Fürst Manlio ist der letzte, der überfeinerte Sprößling des alten römischen Geschlechts der Fortebrancas. Eine kurze Weile verleiht die junge Liebe der kerngesunden Elsa ihm einen Ansporn zu edlem Willen und Thatkraft. Nach ihrem brutalen Bruch aber ist er ein Wrack. Als viele Jahre später eine neue Liebe an seine Energie appellirt, findet sie die eigenthümliche Schönheit seiner Seele vergiftet und vergiftend wie die Campagna, in der seine Güter liegen. Sie ist reich veranlagt, geschaffen für ein Leben in edler Schönheit; aber eine brutale Ehe verletzt und zerstört das Sinnenleben des blutjungen Mädchens und vergiftet hierdurch auch ihre Sittlichkeit. Sie ist erotisch erkaltet. Unwiderstehlich zieht es sie zu der Seele der Männer, während deren Körper ihr unüberwindlichen Widerwillen einflößt. Als sie einsieht, daß ihr Körper der Preis für Manlios Seele ist, den sie liebt, versucht sie, das tragische Opfer zu bringen, das ihr Untergang wird. Ihr Schicksal greift tief in ein ernstes Eheproblem der modernen Menschen. Dr. Emil Rasmussen.

✻

Bernard Shaw. S. Fischer in Berlin. 6 Mark.

Dieses Buch wirbt um die Ehre, ein Werk von vollkommenster Subjektivität zu sein. Denn von einem ganz lebendigen Menschen ist es geschrieben und handelt von einem in ungewöhnlichem Grade lebendigen Manne. Es handelt von einem Manne, dem alle Dinge, Gedanken und Gefühle, Wissenschaften und Künste nichts als Waffen sind, Waffen, seinen Lebenswillen durchzufechten, ihm sichere Einheit nach innen, Macht nach außen zu erstreiten; und es ist geschrieben von einem Menschen, der im Kampf um die Bildung seiner Lebensmacht diesen Mann wiederum selber ergreift als eine gute Waffe, als Schild und als Schleuder. So ist weder im Sinn des Betrachters noch im Wesen des Betrachteten Etwas von jenem Fertigen, erstorben Feststehenden, Willenerlösten, dessen kritischer Niederschlag Formulirungen von endgiltig befestigter Wissenschaftlichkeit, von ruhender Objektivität sein könnten. In diesem Manne Shaw ruht nichts und ist nichts endgiltig, es sei denn sein Bewegungwille. Wort und Wesen, Vorstellung und Fühlen wechselt er mit jedem neuen Wind, der über seinen Weg fährt und ihn trägt oder rückwirft. Aber freilich: er ist Keiner, der den Mantel nach dem Winde hängt, um sein bequemeres Fortkommen zu haben. Er ist der Kapitän eines Segelschiffes, schwimmt

auf der hohen See unserer Zeit und glaubt, an Bord Alles zu führen, was werthvoll und lebenswillig unter den Gütern der heutigen Menschen ist. Und nun setzt er die Segel nach dem Wind, weil er zum Ziel will, weil er den praktischen, ganz lebendigen Willen zum Ziel hat und nicht den dogmatischen Ehrgeiz, sein Steuer quer durch jede Strömung zu halten, gerade, steif und unbeweglich. Es sind ganz gewiß die zahlreichen Werthobjekte der Zeit, die er an Bord führt, es ist zweifellos das außerpersönliche Ziel, was der vielbewegten Lebensfahrt dieses Mannes ein Interesse verleiht. Bernard Shaw ist ein höchst geschäftiger, höchst geschickter und, wie es scheinen will, auch sehr erfolgreicher Agent seines Ruhmes gewesen; aber ich hielte es nicht der Mühe werth, drei Zeilen lang über den Mann zu sprechen, wenn ich nicht wüßte: Der will seinen Ruhm als einen Wind mehr in die Segel seiner Sache, er ist Keiner von Denen, die allen Stoff der Welt aufbrennen, um ihr kleines Ich ins Licht zu setzen. Daß sie von hundert objektiven Inhalten schwer ist, macht selbstverständlich Gewicht und Würde auch dieser Persönlichkeit aus. Aber was diesen Inhalten Leben, Wirksamkeit und Reiz verleiht, ist dies neue Individuum, das mit mächtigem Willen diese Dinge anspannt, richtet, organisirt, formt und umformt im Druck der bewegten Gegenwart. Alle Kräfte dieses Mannes werden erst im Kampf, im Fluß, in der Wandlung des Lebendigen sichtbar. Das ist die subjektive Natur meines Stoffes.

Und nicht anders steht es mit der Subjektivität des Verfassers. Wäre Das, was mich treibt, nach diesem Manne Shaw zu greifen, nicht mehr als die zufällige Laune und Bedürftigkeit eines isolirt absonderlichen Individuums, ich dürfte von keinem ernsten (in meinem Sinn „ernsten“) Menschen verlangen, daß er nur drei Zeilen in diesem Buch lese. Aber ich muß wohl, wie jeder Schriftsteller, der sich ernst nimmt, an die objektiven Werthe glauben, die großen Gemeinsamkeiten, überpersönlichen Giltigkeiten, die den Inhalt meines Seins, das Ziel meiner Bewegung ausmachen. Ich muß vertrauen, daß mein Ich, in tiefere Schichten unserer Zeit die Nährwurzeln streckend, heute hundert Dinge als persönlichste Angelegenheit umspannt, die in Wahrheit heute Angelegenheit aller Menschen sind, Dinge, die sich als „objektive Werthe“ erkennen ließen, wenn es einen Standpunkt außerhalb dieses gegenwärtigen, kämpfenden, lebendigen Lebens gäbe, um diesem Leben zuzuschauen. Wenn; aber Dem ist nicht so. Ich stehe im Kampf und weiß mich Partei, Parteigänger meines tiefsten, eigensten Lebenswillens. Der allein hebt mir die Dinge in bedrohlich beglückende Nähe, macht erst im Licht meiner Subjektivität alle Objekte formbar, sichtbar, greifbar. Als eine Waffe zu seiner reineren Erfüllung hat heute mein Wille das Phänomen Shaw ergriffen: nun habe, halte und nütze ich ihn, wie dieser Shaw etwa den Schopenhauer und Marx, den Wagner und Ibsen ergriff. Ich glaube im Glück dieser Aneignungarbeit oft, den wahren, den objektiv richtigen Shaw zu haben; aber ich weiß mit meinem besten Bewußtsein, daß ich dafür gar keine

Garantie übernehmen kann, daß ich letzten Endes nur meinen mir nöthigen Shaw zu bieten habe.

Homo homini lupus: wenn in besseren Tagen dieser Satz vielleicht einmal seine Geltung in der materiellen Welt verliert, ewig wird er unter den Geistern gelten. Sie ergreifen, bewältigen, verschlingen einander und suchen in Begeisterung, Liebe und Verehrung ewig den Nährstoff zu ihres Selbst Erhaltung. Zwischen dem Richard Wagner, den Chamberlain sieht, und dem, den Nietzsche der Aeltere und Shaw sehen, ist nicht viel Gemeinsames; es sind drei verschiedene Menschenbilder. Aber es ist jedesmal das Bild, das der Bildner als das richtige und wirkliche gewinnen, festhalten und verfechten mußte von seinem Standpunkt, seinem zu haltenden Selbst aus. Der Mensch schafft den Menschen nach seinem Ebenbild. Und nichts mißt vielleicht besser Rang und Größe einer Persönlichkeit aus als die Feststellung, wie viele und wie verschiedene solcher Bildaufnahmen sie möglich und nöthig macht. Nöthig: weil sie hoch genug ragt, um von wahrhaft umsichtigen Menschen nicht übersehen werden zu können. Möglich: weil sie in ganz gerundeter Vollplastik dasteht, von jedem möglichen Punkt andere Ansicht bietend. (Es sind die minder ausgeführten Menschen des Schöpfers, die gleichsam im Halbrelief dastehen, schön nur für Beschauer auf einer Seite, sonst kaum oder gar nicht sichtbar: Zinzendorf nicht Christus, Marlowe nicht Shakespeare, Roon nicht Bismarck.)

Shaw ragt heute hoch genug auf; man muß ihn sehen. So gebe ich denn mein Bild, meine Ansicht von ihm. Vielleicht ist sie nicht „richtiger“, nicht objektiv giltiger als (nach meiner Ansicht) seine Ibsenaufnahme. Aber Das will ich dann, als sein konsequenterer Schüler, vor ihm voraushaben: ich ambitionire keine allgemeine Giltigkeit. Ich behaupte nicht, den Shaw für alle Welt zeichnen zu können; ich fertige dies Bild, wie mein Lebensbedürfniß, mein Lebenswille es mich zeichnen heißt. Und ich werde mich freuen, wenn ich recht Viele auch in diesem Punkt „zu meiner Ansicht“ bekehren kann. Denn wer ein Ding so sieht wie ich, muß bald alle so sehen: er ist auf meinen Standpunkt getreten. Meine Lebensanschauung wird dann über ihn Macht haben, wird die seine werden; und Das halte ich natürlich für sehr wünschenswerth, denn ich fühle meinen Willen natürlich als den besten. Ich glaube an die objektiven Werthe meiner Anschauung in diesem Punkt wie in allen Punkten. Aber ich erhebe nicht das Dogma der Wissenschaftlichkeit. Ich glaube an den Werth der Kräfte, die mein Wille einschließt und entfaltet; aber ich mache mich nicht anheischig, ihn zu beweisen. Im Wirken soll sich ihr Fluch oder Segen erproben. So lange sie als lebendige Kräfte in einem Lebendigen wandelnd und wachsend im Kampf stehen, wird es keinen Punkt geben, sie als fertig bewerthbare anzuschauen. Ich trete nicht aus mir heraus, wenn ich ein Buch schreibe; ich trete für mich ein. Der Werth solchen Buches steckt dann freilich nicht in seinen Feststellungen, sondern in seiner Bewegungskraft.

Julius Bab.

Aldrich & Co.

Seit der Herbstkrisis von 1907 sind die Vereinigten Staaten nicht wieder in behagliche Ruhe gekommen. Denn die paar Börsenmanöver brachten zwar für ein Weilchen Glanz, nicht aber dauernde Freude. Nach der Präsidentenwahl, hofft man, wirds besser werden. Wenn Morgan nicht gewesen wäre, hätte das neue Jahr mit einer Finanzkrisis begonnen. Das Schauspiel erinnerte schon an den Oktober 1907. Einzelne Depositenbanken kamen in Verlegenheit und das Publikum forderte an vielen Kassenschaltern sein Geld zurück. Im Jahr 1907 gings um Hunderte von Millionen. Bei der Knickerbocker Trust Company und den zwanzig anderen Trustgesellschaften, die ihre Schalter sperrten, lagen 400 Millionen Dollars Depositengelder. Diesmal wars nicht so arg. Die nach der großen Krisis auf den Trümmern der Hamilton Bank errichtete Northern Bank des Herrn Josef Robins, der als Robinowitsch nach Amerika gekommen war, hatte 7 Millionen Dollars Depositen. Nach ihr kam die Washington Savings Bank in die Klemme (1½ Millionen Dollars Spargelder). Acht Tage später wankte die Carnegie Trust Company unter dem Ansturm ihrer Gläubiger. Der Name des vielgepriesenen Stahlkönigs Andrew Carnegie, der mit ihr nichts zu thun hat, war nur das lockende Reklameschild. Die Depositen betrugen hier 8 Millionen Dollars; darunter war auch ein Guthaben der Stadt New York, das durch persönliche Beziehungen des Stadtkämmerers Hyde zu dem wichtigsten Aktionär der Bank in deren Kasse gekommen war. Auch in der Madison Trust Company, in der zwölften und der neunzehnten Bezirksbank von New York sah es schlimm aus. Da griff Morgan ein. Die drei Institute wurden mit Geld versehen und konnten ihre Gläubiger befriedigen. Der Banksuperintendent erklärte, die Epidemie sei erloschen. Ist sies wirklich?

Im Dezember 1910 sagte der Schatzsekretär McVeagh in seinem zweiten Bericht an den Kongreß, auf Ruhe sei nicht zu rechnen, so lange das alte System des Bank- und Notenwesens nicht beseitigt sei. „Paniken können vermieden werden, aber nicht unter unserem Finanzsystem. Das begünstigt die Entstehung von Krisen, während die Organisation der Umlaufsmittel in allen anderen großen Wirthschaftländern die Möglichkeit giebt, Katastrophen zu verhindern.“ Vier Wochen danach hielt, beim Festessen der American Association of Commerce and Trade in Berlin, Herr von Gwinner eine Rede über das Thema, das McVeagh gestreift hatte; und auch der Direktor der Deutschen Bank empfahl dringend die Aenderung des Systems. Amerika brauche eine Centralnotenbank nach dem Muster der Deutschen Reichsbank, denn es vermag, bei all seinem Reichthum, nicht den Umlauf seines Papiergeldes dem jeweiligen Bedarf anzupassen. Vor drei Jahren sei in Chicago unmöglich gewesen, 100 Dollars in Bargeld zu erhalten. Eine Centralbank aber werde ihre Geschäfte mit der größten Goldreserve der Erde, mit einem Goldvorrath von 900 Millionen Dollars, beginnen

können. Vielleicht wäre der Fundus sogar noch größer; jedenfalls größer als die wegen ihrer Breite bewunderte Golddecke der Bank von Frankreich. Eine Woche nach Gwinners Warnung erschien Senator Aldrich, der Vorsitzende der Monetary Commission, mit einem neuen Reformplan; freilich mit einem, der noch Skizze ist. Da die Monetary Commission, die eine Finanzreform vorbereiten soll, seit mehreren Jahren an der Arbeit sitzt, konnte man ein besser durchgearbeitetes Programm erwarten. Herr Aldrich hat die europäischen Einrichtungen studirt, schätzt sie sehr hoch, hält aber noch andere Wege als unsere für gangbar. Die vielen Nationalbanken (es giebt heute über 7000) sollen bleiben; nur die lokalen Bankverbände vereinigt werden. Eine mit einem Kapital von 300 Millionen Dollars ausgestattete Centrale, die Reserve Association of America, soll die Nationalbanken in sich aufnehmen. Wenn sie das Banknotenmonopol hat, ist die Centralbank fertig. Aber wie lange kann es dauern, bis man dieses Ziel erreicht? Aldrich will das System der Nationalbanken nicht beseitigen, sondern deren Empfindlichkeit schonen. Das zeigt die untere Begrenzung des Aktienkapitals auf 25 Millionen für Mitglieder der neuen Einrichtung (die kleineren Nationalbanken würden also fortbestehen) und die geringe Zahl der geplanten Filialen. Der Grundpfeiler und Grundfehler des amerikanischen Notensystems, die Deckung durch staatliche Schuldverschreibungen statt durch Dreimonataccepte, bleibt, wie er war. Das ganze Projekt sieht aus, als wäre es nur zur Beruhigung der Oeffentlichen Meinung ersonnen. Die amerikanische Banknote hat vollen Werth; aber ihre Gesammtmenge kann nicht den Schwankungen des Bedarfes angepaßt werden. Der Apparat der Deckung ist zu schwerfällig. Die Emission von staatlichen Schuldverschreibungen, also von Effekten, vollzieht sich unter ganz anderen Begleiterscheinungen als das Diskontiren von Wechseln. Da die Ueberwachung des Geldmarktes durch eine Centralstelle fehlt, giebt es keine Diskontpolitik im deutschen Sinn; kein Warnungsignal im Augenblick der Gefahr; keine Anpassung der Geldmenge an den Bedarf. Drüben ist entweder engste Geldklemme oder Ueberfluß. Und Aldrichs Plan, der wohl nur die Mahner beruhigen soll, wird das Gleichgewicht sicher nicht herstellen.

Daß er rasch verwirklicht wird, ist nicht anzunehmen. Das amerikanische Bundesgesetz über das Notenbankwesen (The National Bank Act) ist siebenundvierzig Jahre alt und im Wesentlichsten nicht verbessert worden. Dem Sehnen nach einer Centralbank stemmten sich immer wieder politische Bedenken entgegen. Wenn nicht alle vier Jahre ein neuer Präsident gewählt werden müßte, ginge es vielleicht. Aber was sind vier Jahre für einen Fabius Cunctator? Jeder amerikanische Schatzsekretär, mag er Shaw, Cortelyou oder McVeagh heißen, muß sich der „großen Politik“ unterordnen. Zu der gehören auch die Wünsche der Großfinanz, die allein in den 7200 Nationalbanken ein Stammkapital von einer Milliarde Dollars und einen Depositenschatz von 5500 Millionen, also zusammen 26 Milliarden Mark, liegen hat.

Die Nationalbanken zählen sich zur vornehmsten Gattung der Depositenbanken, weil sie, durch die National Bank Act, eine gesetzliche Kontrole über das Depositengeschäft haben. Aeußerlich zweiter Garnitur sind die Trust Companies und alle Lokalbanken, denen das Recht zur Notenausgabe fehlt. Die Trustgesellschaften, deren es etwa 1500 giebt, spielen aber in der Kredit- und Geschäftswelt keine kleine Rolle. Da sie frei sind, können sie ihren Kunden höhere Zinsen geben als die Nationalbanken; deshalb strömen ihnen die Depositengelder zu. Die Summe des fremden Kapitals, das in den Trustbanken steckt, ist mit drei Milliarden Dollars sicher nicht zu hoch gegriffen. Die Nothwendigkeit einer Zusammenfassung des Geldumlaufes war aus der raschen Zunahme der Nationalbanken zu entnehmen. Im Jahr 1900 gab es 3800; 1910 hatte die Zahl sich beinahe verdoppelt. Im Jahr 1864, als das Notenbankgesetz in Kraft trat, gab es 508 Nationalbanken mit einem eingezahlten Kapital von 87 Millionen Dollars und 122 Millionen Depositengeldern. Die älteste amerikanische Bank ist die Bank of North America in Philadelphia, die seit 1782 besteht. Sie gehörte anfangs zu den Staatenbanken, die ihre Konzession von dem einzelnen Bundesstaat erhalten. Etwas einer Centralbank Aehnliches gab es drüben schon zweimal. Erstens die Bank of the United States, die 1791 geschaffen wurde und, trotz rühmlicher Arbeit, mit dem Ablauf ihres Privilegs im Jahr 1811 ihr Ende erreichte. Die Staatenbanken hatten an Macht gewonnen und drängten die Regirung, auf die Erneuung des Centralbankprivilegs zu verzichten. Im Bereich der Staatenbanken hatte sich nach und nach eine richtige Kantönliwirthschaft entwickelt. Ungefähr wie im Deutschland der Zeit, wo man eine bayerische, württembergische oder badische Banknote in Preußen oder Sachsen kaum anbringen konnte. Im April 1816 entstand die zweite amerikanische Centralbank; sie hatte wechselvolle Schicksale, ohne je rechte Volksthümlichkeit zu erlangen; wurde vom Präsidenten Jackson mit hartnäckiger Feindschaft beehrt; und hauchte 1836 ihr Leben unter den Fußtritten politischer Gegner aus. Dieses war der zweite Streich, der gegen eine Bank of the United States geführt wurde. Senator Aldrich weiß, warum er den Weg scheut, der an dieses Ziel zurückführen könnte. Er kennt seine Landsleute und hat das amerikanische Bankwesen wohl mit noch größerem Nutzen als das europäische durchaus studirt. Trotzdem man von einer bis in die Kindheit der Vereinigten Staaten zurückreichenden Tradition sprechen könnte, ist die Hoffnung, die Centralnotenbank durchzusetzen, noch immer gering. Theoretiker und Praktiker wissen, daß sie nöthig ist und nützlich würde, und mancher stimmt im Stillen dem Schatzsekretär zu, der gesagt hat, daß die Vermeidung von Wirthschaftkrisen, die Unsummen verschlingen, nicht einen Cent kosten würde. Nur eben: im Stillen. Selten hat Einer den Muth zu lauter Rede. Allzu wichtige Interessen stützen das Bestehende; und schon die Nationalbanken sind (oder: scheinen) zu stark, als daß der Kampf raschen Sieg bringen könnte. Ob Herr von Gwinner mit seiner

Rede mehr ausrichten wird als Tafts Finanzgehilfe? Die Amerikaner sind klug; und müßten sich schließlich doch sagen, daß der Leiter des größten und dem amerikanischen Geschäft nächsten Institutes nicht so eindringlich warnen würde, wenn die Zustände nicht wirklich schlimm wären.

Mit kleinen Nachhilfen kann man über den „Drang der Umstände“ hinwegkommen. Herr Aldrich hat sich als Praktiker auf diesem Gebiet bewährt. Das dem Geldmarkt dienende Nothstandsgesetz, die Aldrich-Vreelandbill, ist sein Werk. Das auf Grund dieser Bill zu schaffende „Nothgeld“ hat die Merkmale der mitteleuropäischen Banknoten. Die Aldrich-Vreeland-Noten dürfen nämlich auch durch Kaufmannsaccepte gedeckt werden. Was hier Ausnahme ist, für Fälle der Noth, müßte Regel sein: dann würde dem Geldmarkt geholfen. Das Gesetz trat am dreißigsten Mai 1908 in Kraft; es war eine Folge der Oktoberkrisis von 1907. Man wollte, ganz wie heute, schnell ein beruhigendes Tränklein brauen. Aber die Wirkung hatte keine Dauer. Die Banken widerstreben einer Hauptbedingung des Gesetzes. Mehrere Institute sollen sich zu Currency Associations vereinen und mit gemeinsamer Haftpflicht das Nothgeld emittiren. Gegen diese Verpflichtung regt sich starker Widerspruch. Die soliden Banken wollen nicht mit ungesunden Anstalten zusammengekoppelt werden, für deren faule Noten sie am Ende aufkommen müssen. Wenn die Aldrich-Vreelandbill abgelaufen ist, muß ein neues Nothstandsgesetz kommen. Die bunte Musterkarte amerikanischer Zahlungmittel verträgt die Einfügung neuer Typen. Neben den Gold- und Silbermünzen giebt es Nationalbanknoten und Greenbacks. Das ist ein volksthümlicher Name für die United States Notes, die eigentlichen Schatzscheine, die unbegrenzt als gesetzliches Zahlungmittel fungiren. Eine Sonderstellung haben die Gold- und Silbercertifikate: Anweisungen, die das Schatzamt gegen Hinterlegung von Gold- oder Silbermünzen giebt. Ihre Eigenschaft als Geld ist insofern beschränkt, als der Staat sie nur bei Entrichtung aller öffentlichen Abgaben in Zahlung zu nehmen braucht; doch dürfen sie in die gesetzlichen Bankreserven eingefügt werden. Noch enger begrenzt ist das Gebiet der Clearinghouse Loan Certificates, die eine Art Nothstandsgeld unter den zum Clearinghouse gehörenden Instituten sind. Das Clearinghaus giebt, gegen Hinterlegung von Werthpapieren oder Wechseln durch die ihm bekannten Banken, die Scheine aus, die im Abrechnungverkehr das Geld ersetzen.

Die Politik der kleinen Mittel beherrscht der Yankee. Er läßt das Notenbankgesetz unberührt, greift nicht mit rauher Hand in den Zauberkreis der Nationalbanken und schützt sich gegen die Noth durch die Einführung neuer Methoden der Geldproduktion. Man sollte glauben, daß ihm die Umlaufsmittel nie fehlen können. Dennoch werden sie immer wieder knapp; und es zeigt sich, daß nur ein Land, durch dessen Adern der Geldstrom rasch kreist, sich mit Recht reich nennen darf.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Februar 1911.

Quatuor.

Schröder und Genossen.

Am dritten Februar 1895 wurde Herr Ludwig Schröder, der im Mai 1889 die von den strikenden Bergarbeitern Abgeordneten ins berliner Schloß geführt und aus dem Munde des Kaisers das Wort gehört hatte: „Für mich ist jeder Sozialdemokrat ein Reichs- und Vaterlandsfeind", als Sozialdemokrat mit anderen Genossen aus einer Versammlung des Christlichen Gewerkvereines gewiesen. Am Kassentisch fordert er die zehn Pfennige, die er für die Erlaubniß zum Eintritt gezahlt hat, zurück. Der mit der Aufsicht betraute Gendarme Gustav Münter, ein baumhoher Mann, dem der Abzug der Sozialdemokraten allzu lange dauert, tritt „energisch und scharf" (Worte aus seiner Zeugenaussage) an Schröder heran und ruft ihm zu: „Nun aber 'raus!" Schröder stürzt, steht auf, fällt zum zweiten Mal; und verläßt dann den Saal. In der Zeitung des „Alten Bergarbeiterverbandes" wird erzählt, Münter habe den Bergmann durch zwei Stöße zu Fall gebracht. Der Redakteur des Blattes, Herr Margraf, wird angeklagt, Münter durch die öffentliche Behauptung nicht erweislich wahrer Thatsachen beleidigt zu haben. Schröder sagt unter dem Zeugeneid aus, daß der Gendarme ihn gestoßen habe; sechs Genossen beschwören, daß sie den Stoß gesehen haben. Münter leugnet ihn; sagt, daß seine Hand den Bergmann nicht berührt habe, und findet Zeugen, die bekunden, daß sie den Stoß, der ihrem Auge nicht entgehen konnte, nicht gesehen haben. Da die essener Strafkammer nur die Belastungzeugen für glaubwürdig hält, verur-

theilt sie den Redakteur zu sieben Tagen Gefängniß. Die Königliche Staatsanwaltschaft am Landgericht Essen aber sagt sich nicht: „Erregung und politisches Vorurtheil mag diese Leute geblendet haben; ihren guten Glauben anzuzweifeln, ist schon deshalb kein Grund, weils doch gar zu albern wäre, solcher Kleinigkeit wegen sich der Meineidsgefahr auszusetzen. Keine Macht der Erde bringt mich in die Thorenmeinung, von zwei einander widersprechenden Eiden müsse einer wissentlich falsch sein. Ich bin zufrieden damit, daß die Strafkammer meinen Zeugen geglaubt hat; irrrten sie, so ist für Margraf, der wegen anderer Preßvergehen sieben Monate zu verbüßen hat, die Zusatzstrafe von einer Woche schließlich keine Katastrophe. Ich lasse die Sache ruhen." Die Königliche Staatsanwaltschaft erhebt gegen Margrafs sieben Entlastungzeugen Anklage wegen wissentlichen Meineides, nennt sie, in der Anklageschrift wider Schröder und Genossen, „verbissene Sozialdemokraten" und erreicht rasch die Eröffnung des Hauptverfahrens. Im Käfig der Angeklagten sozialdemokratische Bergarbeiter; auf den Bänken der Geschworenen essener Bürger, die das kreischende Geschimpf der Proletarierblätter oft geärgert hat und die, wie der Deutsche Kaiser, in dem Glauben leben, jeder Sozialdemokrat sei ein Reichs- und Vaterlandsfeind. Solchen Leuten traut das feindliche Klassenempfinden gern den Entschluß zu einem Meineid zu. Und der Vertreter der Anklagebehörde schürt den Groll durch die Feststellung, daß fast alle für die Angeklagten Zeugenden der Sozialdemokratie angehören. Immerhin muß sogar ein Schutzmann, müssen christlich-soziale Zeugen zugeben, daß Münter „mit den Armen gestikulirt" habe; während er selbst behauptet, seine rechte Hand sei geballt gewesen, die linke habe den Säbelgriff umfaßt und nur sein Leib vielleicht den Körper Schröders berührt. Fünfzehn unbescholtene Männer zeugen wider Münter. Doch die Jury glaubt ihm. Am siebenzehnten Augustabend des Jahres 1895 verkündet ihr Obmann den Schuldspruch. Die sieben Angeklagten werden ins Zuchthaus geschickt. Am nächsten Morgen preist die Kölnische Zeitung „den Tag, an dem ein Schwurgericht durch seinen Spruch festgestellt hat, daß Sozialdemokraten geneigt sind, für in bedrängter Lage sich befindende Genossen mit einem Meineid einzutreten". Aehnliches liest man in anderen Zeitungen ähnlicher Farbe. Und an dem selben Tag schreibt Schröder an seinen Vertheidiger, Herrn Rechtsanwalt Dr. Victor Niemeyer in Essen:

„Seien Sie versichert, ich werde meine mir auferlegte Strafe, wenn es nicht anders sein kann, mit männlicher Geradheit zu tragen wissen; die absolute Schuldlosigkeit giebt mir den Muth und die Kraft, auch in unglücklichen Tagen mit der innerlichsten Beruhigung der so traurigen Zukunft getrost entgegenzusehen. Mit aller Hochachtung Ludwig Schröder, zu $2^1/_2$ Jahren Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre und niemals wieder als Zeuge oder Sachverständiger zugelassen zu werden Verurtheilter wegen wissentlichen Meineides."

Diesen Brief hat Herr Dr. Niemeyer im September 1895 hier veröffentlicht; und gesagt: „Das menschliche Auge ist kein photographischer Apparat; das dem Geist eingeprägte Bild verändert sich durch spätere Erzählungen und Besprechungen, wobei die Suggestion eine unglaublich große Rolle spielt; Gehörtes und Wiedererzähltes vermischt sich mit dem Thatbestand des wirklich Beobachteten: und so entstehen Schilderungen, die unvereinbar scheinen und von deren Wahrheit die Schildernden doch fest überzeugt sind. Wenn Münter wirklich gestoßen hätte, so wäre ohne Weiteres noch nicht anzunehmen, daß er einen Meineid geleistet habe. Auch dieser nervös erregte Mann, der täglich in ähnliche Konflikte einzugreifen hat und der sich in dem bochumer Prozeß viel bedeutsamerer Dinge ‚nicht zu entsinnen‘ vermochte, brauchte sich der Einzelheiten seines Vorgehens nicht mehr bewußt zu sein." Noch im August hatte ich geschrieben: „Wer die Macht der Suggestion und Autosuggestion kennt, kann sich vorstellen, daß die Angeklagten optima fide geschworen haben, selbst wenn die Behauptung des Gendarmen, er habe Schröder mit der Hand nicht berührt, richtig ist. Da Münters Persönlichkeit nicht den besten Eindruck machte und er sich zu leichtfertigen Behauptungen hinreißen ließ, da keine der beiden Zeugengruppen in ihren Aussagen entkräftet wurde und da ferner die fünf Vertheidiger in einer feierlichen Kollektiverklärung die feste Ueberzeugung von der Unschuld ihrer Klienten aussprachen, erwartete man ziemlich allgemein die Freisprechung der Angeklagten. Die Möglichkeit, daß die Geschworenen im Bann einer Klassenanschauung standen, die ihnen Sozialdemokraten weniger glaubwürdig erscheinen ließ als andere Bürger, ist in diesem Fall schwer abzuweisen. Der Genosse war nicht dumm, der einmal sagte, die Sozialdemokratie könne, ohne sich selbst anzustrengen, von den Fehlern ihrer Gegner froh und

behaglich leben.“ Herr Schröder hatte, als er ins Zuchthaus kam, zehn Kinder, war Inhaber der Kriegsdenkmünze von 1870 und der Landwehrdienstauszeichnung und, trotzdem er schon zwei Jahrzehnte lang für die Bergarbeiter focht, nur dreimal (wegen Beleidigung durch die Presse und wegen Aufforderung zum Strike) bestraft worden. Ein ruhiger Mann; kein Hetzer. Er hat die Zuchthauszeit in leidlicher Rüstigkeit überlebt und ist jetzt ein Sechziger.

Sechzehn Jahre lang hat, ohne vom Fehlschlag den Eifer lähmen zu lassen, Herr Dr. Niemeyer für das Recht seines Mandanten gekämpft, der ihm die Mühe doch nicht durch hohen Lohn vergelten konnte; und endlich erreicht, daß vom hammer Oberlandesgericht die Weisung kam, das Verfahren wieder aufzunehmen. (Warum entschließen unsere Gerichte sich so schwer zur Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Urtheil geschlossenen Verfahrens? Warum sträuben sie sich meist so spröd gegen den Nachweis eines der im Paragraphen 399 der Strafprozeßordnung umschriebenen Verfahrensfehler? Richter, die an einer Schwurgerichtsverhandlung mitgewirkt und nach deren Schluß zu dem Vertheidiger gesagt hatten, keiner Strafkammer hätte dieser Thatbestand zu einer Verurtheilung genügt, haben in der selben Sache den Antrag, die Wiederaufnahme zu beschließen, abgelehnt. Der Fall ist nicht vereinzelt. Sind zehn Wiederaufnahmen, die das rechtskräftige Urtheil bestätigen, von Staat und Justiz nicht leichter zu tragen als eine Ablehnung des Verfahrens, das einem schuldlos Bestraften zu seinem Recht, seiner Ehre helfen könnte?) Wieder standen Schröder und Genossen (einer ist inzwischen gestorben, einer verschollen) nun vor dem essener Schwurgericht: und diesmal sind sie freigesprochen worden. Der Kronzeuge vom Mai 1895, Gendarme Gustav Münter, ist tot, sein Zeugniß durch neue Angaben als mindestens objektiv unglaubwürdig erwiesen. Das Schwurgericht hat festgestellt, „daß ein begründeter Verdacht gegen die Angeklagten nicht mehr vorliege“, und ihnen deshalb, nach dem ersten Paragraphen des „Gesetzes betreffend die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen“ (vom Mai 1898), das Recht auf Entschädigung aus der Staatskasse zuerkannt. Das ist am dritten Februar 1911 geschehen.

Das genügt aber nicht. Den Männern, die schuldlos im Zuchthaus gesessen haben, schuldet Deutschland eine stärkere Genugthuung. Sechzehn Jahre lang sind sie als Entehrte durch die Reihen

ihrer Mitbürger geschritten; und von Manchem hatten die Nächsten selbst sich in Zorn oder Verachtung gewandt. Was kann geschehen? Da die Enthüllung des Fehlspruches und seiner Folgen die Gemüther mächtig gepackt hat, wäre rasch eine stattliche Summe für die überlebenden Opfer eines verhängnißvollen Justizirrthums aufzubringen; leicht auch eine Form zu finden, die der Ehrengabe jeden Makel eines Almosens nähme. Das genügt noch nicht. Mein Wunsch sucht ein würdigeres Denkmal. In einer Erklärung, der von der Maß bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt Unterschriften zu werben wären, müßte ausgesprochen werden, daß Alle, die entschlossen sind, mit den großen Zeichen der Zeit zu gehen, alle Kraft an die Aufgabe setzen wollen, die Wiederkehr dunkler Stunden zu verhüten, in denen ein Glaube geächtet, ein Deutscher dem anderen als Totfeind verdächtigt wird und der Wahn, der einer nach anderer Gesellschaftform strebenden Partei Anhangende sei ein unredlicher, unsauberer Mensch, neues Unheil zeugt. Daß sie weder das Ziel noch die Kampfesart der Sozialdemokratie billigen, aber überzeugt sind, daß eine gedeihliche Entwickelung deutschen Reichslebens nur gesichert werden kann, wenn diese Partei wie jede andere behandelt und allmählich so zur positiven Mitarbeit am Reichsgeschäft gezwungen wird. Daß sie des unnützlichen Geredes gegen diese Partei (schon weil es im Ausland falsche und dem Reich schädliche Vorstellungen von der inneren Einheit und äußeren Stoßkraft Deutschlands entstehen läßt) längst müde geworden sind und nicht schweigend zuhören werden, wenn eine bedrängte Regirung oder Parteienkoalition, um den Blick von ihren Schwierigkeiten abzulenken, zu einem Kreuzzug gegen die Sozialdemokratie ruft, zu dem nirgends auch nur der kleinste Anlaß sichtbar ist. Daß ihre Ueberzeugung den kürzesten Ausdruck in dem Satz findet: Die Sozialdemokratie wird in den Gemeindeparlamenten und in der gewerkschaftlichen Arbeit sich mehr und mehr den Nothwendigkeiten der nüchternen Praxis anpassen lernen und muß, wenn sie so weit ist, überall auch als zur Staatsregirung Mitwirkende willkommen sein; diese wohlthätige Entwickelung wird um so schneller vorschreiten, je ruhiger man die Sozialdemokratie ihrem Schicksal überläßt und je rascher man die Gewohnheit ablegt, sie täglich zum Objekt von Erörterungen und Kriegserklärungen zu machen, die ihr Selbstgefühl ins Ungeheure steigern. Fünftens: daß sie den Entschluß, auch in der Zeit der Reichstags-

wahl jedem Versuch der Volkstäuschung (durch grelle Ausmalung des Rothen Schreckens) sich kräftig entgegenzustemmen, gerade jetzt rückhaltlos aussprechen, weil die essener Vorgänge, die den Blick in das Jahr der „Umsturzvorlage“ zurücklenken, gezeigt haben, welches Unheil durch die Lockerung der Volksgemeinschaft bewirkt werden kann, und weil es einer Nation von der Kraft und dem Muth der deutschen unwürdig ist, ein Vierteljahrhundert lang, dum volvitur orbis, auf dem Standpunkt zu bleiben, den, vor völlig Neuem und bedrohlich Scheinenden, die erste Angst empfahl, Ueberrumpelten empfehlen konnte ... Das wäre ein Denkmal.

Die Strafsache soll man nicht zur Hintertreppengeschichte verpfuschen. Der lange Münter scheint ein fleckiger Lüdrian, braucht aber kein Scheusal gewesen zu sein; nicht ein abgebrühter Halunke, der, um sich einen sanften Rüffel zu ersparen (Schlimmeres hatte er, bei dem Wind, der anno Umsturzvorlage wehte, ja nicht zu fürchten), sieben anständige Männer ins Zuchthaus schwört. Wenn er noch lebte und jetzt, nach dem Freispruch des essener Schwurgerichtes, als des Meineides Angeklagter vor die Jury käme, wäre solches Verfahren kaum viel erfreulicher als das im Sommer 1895 begonnene. Damals mußte ein weiser Richter sämmtliche Eide nach ihrem wahren Werth wägen; sie als ehrlichen Ausdruck eines vielleicht irrenden Glaubens nehmen, nicht als objektive, nur durch den Nachweis des Meineides zu erschütternde „Feststellung“ des Thatbestandes. Die ersten Minuten in einer Arbeiterversammlung. Stimmengeschwirr und geschäftige Bewegung. Die Christlich-Sozialen in heller Wuth, weil Sozialdemokraten sich in den Saal geschmuggelt haben; gewiß in der Absicht, die Versammlung zu sprengen. Die Sozialdemokraten knirschen: sie haben, weil „freie Diskussion“ zugesagt worden war, an der Kasse das Eintrittsgeld gezahlt, um den Leuten des Christlichen Gewerkvereines wieder einmal gründlich die Wahrheit zu sagen, und werden nun, wie räudige Hunde, weggejagt. Der Gendarme hat sich natürlich schon über die Störung seiner Abendruhe geärgert, die er beim Schoppen genießen wollte, und fürchtet jetzt, die Renitenz der Rothen, die er längst auf dem Strich hat, werde die Dauer der Versammlung noch weit über die Geisterstunde hinaus dehnen. Wenn er nicht ein schlapper Kerl scheinen will, muß die Bagage draußen sein, ehe der Lärm seinen Wachtmeister aus dem Schänkraum herbeiruft. Er nähert sich Herrn Schröder, der zu zaudern scheint, und will,

„energisch und scharf“, dem Rädelsführer Beine machen. „Nun aber'raus!“ Die Körper der Beiden berühren einander. Hat Münter gestoßen? Mit der Faust, dem Knie oder Bauch? Als er die Behauptung liest, sagt er wohl: „Blech; ich habe den Mann gar nicht angefaßt.“ Sagts auch den Vorgesetzten; und ist überzeugt, daß er Wahrheit spricht. Wenn er in der Hauptverhandlung gegen den Redakteur Margraf „umfällt“, ist seine Behörde blamirt, die seine Aussage zur Stellung des Strafantrages bestimmt hat. Aber er fällt nicht um. Sozialdemokraten recken die Schwurfinger gegen ihn? Die Sorte kennt man. Die lassen keinen Genossen, dem ihr Eid heraushelfen könnte, im Wurstkessel schwitzen. Und Münter wird weder vom Staatsanwalt noch vom Vorsitzenden hart angepackt; nicht in dem Gewitterton, in dem schon der schreckende Donner des Strafparagraphen 153 grollt, ermahnt, gewissenhaft („weil sonst Weiterungen entstehen könnten“) zu überlegen, ob nicht doch vielleicht eine Zufallsbewegung seines Körpers den Bergmann zu Fall gebracht habe. Ein Diensteid! Den auch nur leise anzuzweifeln, dünkt manchen Gerichtsbeamten eine Sünde wider den Heiligen Geist der Amtspflicht. Die Frage, ob der angeklagte Redakteur zu bestrafen oder freizusprechen sei, war leicht zu beantworten. Er mußte beweisen, daß der Gendarme gestoßen habe. Das konnte er nicht; hatte die Thatsache aber von sieben glaubwürdigen Männern gehört, die als beeidete Zeugen nun für seine Darstellung eintraten. War also, selbst wenn das Gericht ihn für fahrlässig hielt, höchstens an seinem Geldbeutel zu strafen. Mußte die Frage, ob Münter gestoßen oder nur „gedrängelt“ habe, zur Staatsaktion aufgebauscht werden? Daß er, wenns nicht anders gegangen wäre, gestoßen (und damit, nach seiner Meinung, die Dienstpflicht nicht verletzt) hätte, hat der Gendarme als Zeuge bekundet. Und wegen solchen Quarks ein hochnothpeinliches Schwurgerichtsverfahren? Daß Schröder und Genossen verurtheilt wurden, war die Schuld der Jury; Männer, die in ihrem Klasseninteresse wurzeln und denen die Erfahrung des Psychologen und Kriminalisten fehlt, sind zur Urtheilsfindung in halbwegs schwierigen Rechtsfällen eben doch nicht so gut gerüstet, wie der vom Segen der Volksgerichte Schwärmende wähnt. Von aller Schuld sind aber auch die Juristen, die an dem Verfahren mitgewirkt haben, nicht loszusprechen. Der Gerichtshof war an den Wahrspruch der Geschworenen gebunden; konnte aber, wenn dessen Grundmauer ihm brüchig schien, eine gelindere

Strafe verkünden. Der Vorsitzende mußte bei der Rechtsbelehrung den Laien einschärfen, daß eine beeidete Aussage, deren Inhalt als objektiv unrichtig erwiesen sei, die Thatbestandsmerkmale strafbaren Meineides erst durch den Nachweis wissentlich falschen Zeugnisses erhalte. Wenn die Beschlußkammer sich dieses Unterschiedes bewußt geworden (und bei uns die Eröffnung eben so ausführlich zu begründen, auch eben so angreifbar wie die Ablehnung) wäre, hätte sie das Verfahren nicht eröffnet. Wann endlich wird dem Hirn aller Richter einleuchten, daß in neunzig von hundert Fällen der redlichste Zeuge nur beschwören kann, was er für richtig hält, und daß erst der Nachweis einer wider besseres Wissen beschworenen Angabe ihn meineidig macht? Zu einer Zeugin, die gesagt hatte, genau so, wie sie ihn dargestellt habe, sei der Vorgang in ihrem Gedächtniß, hörte ich einen Strafkammerpräsidenten sprechen: „Ach was! Ihr Gedächtniß! Damit kann das Gericht nichts anfangen. Die Sache ist elf Jahre her. Hier handelt sichs darum, ob sie ganz sicher so war, wie Sie angeben. Bedenken Sie, daß Sie unter Ihrem Eid stehen! Sie hören doch, daß ein anderer Zeuge ganz anders aussagt. Da können Sie uns nicht mit ihrem Gedächtniß kommen!" Wäre in Preußen der Justizminister ein Kriminalist (daß ers nicht ist, hat Herr Beseler durch die ganze Behandlung der moabiter Sache, insbesondere durch seine Rede über den Nothwehrbegriff wieder gezeigt), dann würde er die Ersten Staatsanwälte anweisen, gegen die im neunten Abschnitt des zweiten Strafgesetzbuchtheiles aufgezählten Verbrechen nur da einen Strafantrag zu stellen, wo nüchterne Erwägung den Nachweis wissentlich falscher Bekundung für wahrscheinlich hält und nicht nur die Hoffnung winkt, das Klassengefühl einer Jury über die Lücken des Thatbeweises wegreißen und so „die Sache durchkriegen" zu können.

Moabit.

Ein Statistiker müßte einmal ausrechnen, wie viele Artikel über die moabiter Ex- und Prozesse in Deutschland veröffentlicht worden sind und wie viele Stunden berliner Parlamente mit der Erörterung dieser Gegenstände verschwatzt haben. Die Stundenzahl ist gewiß größer als die in zehn Jahren der Prüfung des internationalen Reichsgeschäftes gegönnte. Nach der langwierigen Drescherarbeit blieb auf der Tenne kaum ein brauchbares Korn. Da außer der Strafkammer das Schwurgericht bemüht worden

war, mußte man erwarten, daß die Rädelsführer die härteste Aufruhrstrafe (Zuchthaus bis zu zehn Jahren und Polizeiaufsicht) treffen werde. Das ist nicht geschehen; so schlimm, wie sie geschildert worden waren, kann die Zusammenrottung und der Widerstand gegen die Staatsgewalt also nicht gewesen sein. Und daß die überanstrengte, durch gröbsten Schimpf und tückischen Angriff gereizte Schutzmannschaft viele Fehler gemacht, viele Unschuldige mißhandelt hat, ist von den Gerichten, im Namen des Königs, festgestellt worden. Wenn in solchem Fall, der das Bürgergefühl auf die Seite der für Ordnung und Sicherheit kämpfenden, blutenden Polizei drängt, ein preußischer Gerichtshof sich zu solcher Feststellung entschließt, müssen mindestens einzelne Vertreter der Staatsgewalt recht arg gesündigt haben. Im Getümmel ist ein Unschuldiger getötet und der Beamte, dessen Waffe ihn niedergestreckt hat, nicht gefunden worden. Nach der (noch nicht widerlegten) Behauptung der Vertheidiger wurde einem durch rechtskräftigen Gerichtsspruch verurtheilten Zeugen der von einem Kriminalkommissar für ihn erbetene Strafaufschub gewährt, damit er, dessen Aussage die Angeklagten belasten mußte, nicht als Gefangener vorgeführt werde und den Geschworenen dann weniger glaubwürdig scheine als ein freier Mann. Ists wahr, so ist gegen die Paragraphen 487 und 488 der Strafprozeßordnung gehandelt worden. Der Abgeordnete Heine, der in beiden Prozessen Vertheidiger war, hat im Reichstag gesagt: „Was in diesen Prozessen an offener und versteckter Beeinflussung geleistet worden ist, war bisher unerhört. Die Anklagebehörde hat Kniffe angewandt, die man an einem Rechtsanwalt, als gemeine Advokatenkniffe, laut tadeln würde." Darauf ist nicht geantwortet worden. Der Abgeordnete muß ersucht werden, die Behauptung da zu wiederholen, wo er nicht immun ist und gezwungen werden kann, sie als wahr zu erweisen. Einstweilen hat der preußische Justizminister, dem die Fehlerliste wohl noch nicht lang genug schien, neuen Grund zu ernster Beschwerde geliefert. Der Schwurgerichtspräsident hatte sich verpflichtet geglaubt, in seinem Schlußvortrag („Rechtsbelehrung") die Meinung der Vertheidiger zu bekämpfen, daß der Thatbestand strafloser Nothwehr schon gegeben sei, wenn der sich Wehrende den Angriff für „rechtswidrig" (in diesem Fall also für nicht vom Privilegium der Amtspflicht geschützt) hielt; und an einem Beispiel zu zeigen versucht, wann das Gesetz erlaube, einen rechts-

widrigen Angriff, auch den eines Polizeibeamten, „durch einen wohlgezielten Revolverschuß abzuwehren". Die Absicht war löblich, die Form des Satzes mißlungen. In der Presse entstand Lärm. Rechts wurde der mißverstandene Richter gerüffelt, links (sicher sehr wider seinen Wunsch) als Hort der Freiheit gepriesen. Weil Herr Beseler voraussah, daß auch davon während der Berathung des Justizhaushaltes die Rede sein werde, forderte er den Richter auf, ihm in einem „Privatgespräch" Zweck und Inhalt des auffälligen Satzes zu erklären. Als dieser Schritt getadelt wurde, antwortete der Minister, er habe nur, um im Landtag Auskunft geben zu können, von dem Richter eine Information erbeten. „Was sollte ich denn thun?" Zweierlei konnte er thun. Entweder sich mit dem Bericht des Oberstaatsanwaltes Preuß begnügen, der die Anklagebehörde vor dem Schwurgericht vertreten hatte, und im Landtag sagen, daß er sich nicht berechtigt dünke, den unabhängigen Richter zum Bericht über eine Amtshandlung aufzufordern. (Dann war ihm „Beifall auf allen Seiten des Hauses" sicher.) Oder durch das Medium der Staatsanwaltschaft den Richter so stimmen, daß er selbst, aus freiem Willen, dem Minister die gewünschte Aufklärung anbot; und dann im Abgeordnetenhaus sprechen: „Die Information, die ich, um jedes Mißverständniß zu meiden, nicht erbeten hatte, hat der Herr Landgerichtsdirektor mir gegeben, ohne irgendwie dazu genöthigt worden zu sein." So wäre ein Geschickter um die Klippe gekommen; und hätte sich nicht der Gefahr ausgesetzt, aus dem Mund eines stolzen Richters die Antwort zu hören: „Was ich, nach der Vorschrift des § 300 StPO, den Geschworenen gesagt habe, geht Eure Excellenz gar nicht an." Doch von Geschicklichkeit war in dem ganzen Handel ja nichts zu spüren. Daß er anders betrieben werden konnte, scheint, auf dem Ordensfest, auch der Kaiser dem Ersten Staatsanwalt Steinbrecht angedeutet zu haben.

„Schon wieder hat von Ihnen Etwas in der Presse gestanden. Die Rede, die Sie am Geburtstag des Kaisers vor Ihren höheren Beamten gehalten haben. Als muthiger und aufrichtiger Mann werden Sie mir nicht erzählen, der Wortlaut sei ohne Ihr Wissen veröffentlicht worden. Einen Polizeipräsidenten, der sich in jedem Quartal mindestens einmal der Neugier des Zeitungslesers empfiehlt, kann ich nicht brauchen. Bisher habe ich Sie gehalten, weil die Sozialdemokraten Ihre Versetzung für einen Parteierfolg ausgegeben hätten. Aber Sie stellen meine Geduld auf

schwere Proben. Sie sind ein gescheiter Mann von bestem Wollen und mögen sich zur Ministerpräsidentschaft berufen glauben. Noch aber bin ich dieses Amtes Inhaber; und dulde nicht, daß ein dem Ministerium des Inneren unterstellter Exekutivbeamter mir ins politische Geschäft hineinpfuscht. Ueber Geschmacksfragen will ich mit Ihnen nicht streiten. In Ihrer neusten Rede bekennen Sie sich zu dem Glauben an das Königthum von Gottes Gnaden und erzählen, daß manche Republik uns um Seine Majestät beneide. Das mag hingehen; so wunderlich sichs, als Polizeipräsidialerlaß, in der Zeitung macht. Glauben Sie aber, daß die Wittelsbacher, Wettiner und andere deutsche Bundesfürsten sich freuen, wenn sie aus Ihrem Mund hören, die Hohenzollern seien ein ‚unvergleichliches' Herrschergeschlecht? Daß Ihre Angabe, die Schutzmannschaft habe ‚tadellose Mannszucht gehalten' und ihr ‚Ehrenschild' sei rein, die Gerichtsurtheile, die anders sprechen, übertönen kann? Ihren Leuten ist vielfach Unrecht geschehen; doch sie haben oft auch Unrecht gethan. Oefter, als ich nach den ersten Berichten annehmen durfte. Jeder Sterbliche kann irren? Stimmt; sagt schon Theognis. Cicero, ders wiederholt, setzt aber, mit Fug, hinzu, daß nur der Thor sich in den Irrthum festbeiße. Die Schutzleute haben schwere Arbeit gehabt und sind von Roheit und Niedertracht bis aufs Blut gereizt worden. Darauf müssen sie gefaßt sein. Das darf sie nicht in blinde Wuth treiben. Ich bin für Wahrung der Staatsautorität; wenn ich aber gesehen hätte, daß unschuldige Menschen (wie Ihre Offiziere vor Gericht anerkannt haben), Frauen und Kinder sogar, mit dem Säbel geschlagen wurden, wäre auch ich wild geworden. Ich erwartete von Ihnen Vorschläge zu einer Reorganisation des Dienstes: und Sie rücken mit der tadellosen Mannszucht und dem reinen Ehrenschild an. Ueberall heißts nun natürlich, in Preußen dürfe die Polizei ihre Mißachtung gerichtlicher Urtheile zu öffentlich hörbarem Ausdruck bringen. Wen triffts? Mich. Mir scheint, Sie hätten am Alexanderplatz, wo drei Viertel des Dienstbetriebes modernisirt werden müßten, genug zu thun und keinen Anlaß, sich immer wieder in ‚weiteste Oeffentlichkeit' zu drängen. Das Menschenrecht, im Streben zu irren, überschreiten Sie, wenn Sie annehmen, die moabiter Sache (die, nach preußischer Tradition, nach dem Ablauf eines Tages beendet sein mußte) habe Ihnen Lorber eingebracht. Wirklich nicht; eben so wenig wie Ihre Behandlung der Arbeiterdemonstrationen, Ihre

Ukase, Zeugenwerbungen und Verkehrspolitik. In Alledem verräth sich ein Mangel an Augenmaß, der mich vor einer Sozietät, wie Hinckeldey sie mit Manteuffel erstrebte, abschrecken müßte; wenn ich sie je gewünscht hätte. Ich habe nie daran gedacht; und muß mir, wie Bismarck im August 1853 that, ausbitten, ‚daß die Polizeibehörden sich mehr, als es bisher der Fall zu sein scheint, mit solchen Geschäften befassen, welche ihrer ursprünglichen Bestimmung und den Rücksichten der Schicklichkeit entsprechen, die man den übrigen Dienern Seiner Majestät schuldig ist.‘ Sie finden, daß mirs an Energie und Kampflust fehle, und können, im Hochgefühl ihrer Stärke, der Versuchung, in die Bresche zu springen, nicht leicht widerstehen. Danke. Aber Sie täuschen sich über den Liebreiz Ihrer Person und über den Machtbereich Ihres Amtes. Selbst die verkröcherten Konservativen thun nur, als seien sie mit Ihnen zufrieden; sinds aber nicht. So lange ich hier sitze, will ich durch die Zeitung nichts mehr von Ihnen hören. Können Sie sich in Berlin nicht still halten, dann muß ich Seine Majestät ersuchen, Sie an einer der Kritik nicht so leicht zugänglichen Stelle zu beschäftigen.“ So müßte, ehe es zu spät wird, Preußens Ministerpräsident zu dem Herrn Doktor Traugott von Jagow sprechen.

Reisepolitik.

Im vorigen Jahr ist der Kaiser in das ungarische Jagdrevier des Erzherzogs Friedrich von Oesterreich gereist, trotzdem in diesem Revier (bei Mohacs) und im ganzen Komitat Baranya die Cholera hauste und ihre Ausbreitung dadurch beschleunigt werden konnte, daß viele Treiber aus verseuchten Orten kamen. Die ungarische Regirung war unruhig und ließ den Jagdbezirk durch Militärkordons absperren. In der Presse Oesterreichs und Ungarns wurde auf den grassen Gegensatz hingewiesen, der entstehen müsse, wenn das düstere Reich der Seuche zur Stätte fröhlicher Jägerei werde; und die Vermuthung angedeutet, daß der Erzherzog erst aufathmen könne, wenn der Sonderzug des Kaisers Mohacs wieder verlassen habe. Wilhelm soll die Ansteckungsgefahr nicht gefürchtet und in Wien, als er auf dem Bahnhof seinen Leibarzt vorstellte, zu Franz Joseph gesagt haben: „Den habe ich mir als Bazillenfänger mitgebracht.“ Den Besuch, der unter solchen Umständen dem Wirth eine Pein sein mußte, abzusagen, schien ihm wohl nicht rathsam: die Initiative zum Aufschub der Jagd mußte

von dem Erzherzog ausgehen. Wäre die Absage aus Berlin gekommen, dann hätte sie als ein Ausdruck des Mißtrauens gewirkt; als ein Symptom des kränkenden Verdachtes, der Wirth könne den Gast nicht vor Lebensgefahr schützen. Warum hat man im Fall des Kronprinzen nicht eben so gehandelt? Damals gings um ein Waidmannsvergnügen, jetzt um eine Staatsaktion. Der Kronprinz sollte, als Vertreter des Kaisers, des Reiches, die Höfe von Peking, Tokio, Bangkok besuchen. Nun ist in China die Pest, die dort nie ganz erlischt, jäh aufgeflackert: und der Reichskanzler hat deshalb den Kaiser gebeten, seinen Aeltesten aus Indien heimzurufen. Ein seltsames Gesuch; das leider Gehör fand. Wahrscheinlich haben die Pestberichte hitzig übertrieben; und selbst sie haben noch nicht von einer Gefährdung der Europäerviertel geredet. In Ostafrika und anderen Kolonien blicken Soldaten und Beamte furchtlos in die Pestquartiere hinab, neben denen sie in ungestörter Gesundheit leben. In Peking halten Hof und Diplomatencorps einen Ortswechsel noch nicht für nöthig. König Friedrich August von Sachsen läßt sehr laut verkünden, daß die Pest ihn nicht von der Reise nach Egypten abschrecke. Der Kronprinz muß umkehren. Ein junger, gesunder Mann und Soldat, der morgen gezwungen sein kann, auf dem Schlachtfelde das Leben zu wagen, muß auf die Erfüllung einer amtlichen Pflicht, der ersten, die er vor dem Auge der Welt übernommen hat, verzichten, weil sie nicht ganz gefahrlos ist. Aus Peking kommt die Meldung, daß Alles, mit großem Kostenaufwand, für den Empfang des Kronprinzen vorbereitet, fertig gewesen sei. Aus Bangkok die Erklärung, Siam habe noch nie einen Pestfall zu verzeichnen gehabt. Die Japaner schweigen; und lächeln, wenn kein Europäerauge sie sieht. Mußte es sein? Wer in ein Haus, wo ein Kind an Diphtherie erkrankt ist, zum Ball oder zu einer Mahlzeit geladen wird, kann solche Einladung leichtfertig finden; wird aber nicht antworten, er komme nicht, weil er die Infektion fürchte. Glaubt Herr von Bethmann, Redlichkeit werde erst durch den Mangel an Geschicklichkeit offenbar? China, Japan, Siam haben in Berlin Vertreter. Die konnte man in die Wilhelmstraße bitten und ihnen da sagen, Frau und Mutter des Kronprinzen seien durch die Pestberichte geängstet, das Programm der Reise, die gerade das Volksleben kennen lehren sollte, müsse der Seuche wegen verengt werden und der berliner Hof werde drum dankbar sein, wenn von drüben der Aufschub der Besuche angeregt

werde. Jetzt? Der Kronprinz ist um die Möglichkeit gebracht worden, sich als einen von Bazillenfurcht nicht einzuschüchternden Mann zu erweisen; der von hundert Hoffnungen begrüßte Reiseplan ist gescheitert; und die Asiatenhöfe hören in der Absage den Widerhall des Verdachtes, sie seien sich ihrer Wirthspflicht nicht bewußt geworden. Aber wir sind wieder einmal ehrlich gewesen; und ehrliche Leute brauchen nicht mit Taktgefühlen zu prunken.

Das neue Opernhaus.

Im September habe ich hier von dem (merkwürdig beschränkten) Wettbewerb erzählt, der, sub auspiciis dreier Ministerien, entscheiden solle, welcher Architekt das Hofopernhaus in Berlin bauen werde; einen Brief Messels veröffentlicht, der, wie ich, längst schon fürchtete, der Königliche Baurath Professor Genzmer werde den Auftrag erhalten, den doch nur „ein ganzer Kerl" bewältigen könnte; und mit der Frage geschlossen: „Der Kaiser hat auf den lebenden Messel gehört; hört er den toten?" Fast durfte mans hoffen. Im Ministerium der öffentlichen Arbeiten (wo Herr Genzmer, als ein durch Intendantengunst, nicht auf dem gewöhnlichen Weg über die Amtstreppe auf die Höhe Gelangter, nie gehätschelt wurde) soll man entschlossen sein, keinem der acht Wettbewerber den Bau zu übertragen und der „maßgebenden Instanz" den Regirung- und Baurath Eduard Fürstenau (aus der Hochbauabtheilung) als den Mann zu empfehlen, der ein brauchbares Projekt ausarbeiten könne. Das darf auch nicht geschehen. Herr Fürstenau, den der Wirkliche Geheime Oberbaurath Launer, der in der Hochbauabtheilung mächtigste Vortragende Rath, in die Sonne gebracht hat, ist gewiß ein braver Beamter; hat aber noch nie Nennenswerthes gebaut. Und hier handelt sichs, nach Messels Wort, um „die vornehmste Aufgabe", deren Verfehlung als „ein nationales Unglück" zu betrachten wäre. Um einen Monumentalbau, der mindestens dreißig Millionen Mark kosten und künftigen Geschlechtern als das Wahrzeichen deutscher Baukunst aus dem ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts gelten wird. Fischer und Licht, Hoffmann und Seidl zu schwach befunden, der Jugend die Thür verriegelt und der noch nie in seinem Kunstvermögen erprobte Herr Fürstenau gekrönt: Das darf Herr von Breitenbach, der Minister, nicht mit seiner Theilverantwortlichkeit decken. Wir haben mitzuzahlen, also auch mitzureden; und möchten, nach der Gedächtniß-

kirche, dem Dom, dem Friedrichsmuseum, der Kaiser-Wilhelm-Akademie und dem Reichsmilitärgericht, endlich einmal uns eines Gebäudes freuen, auf das der Fremde mit Neid, nicht wieder mit Hohn, schaut. Das Bauprogramm stellt Forderungen, die noch nie, noch nirgends mit dem Auftrag zu einem Theaterbau verbunden waren; auch nicht in der Patriarchalzeit, wo die Fürsten alles, von der Grundmauer bis an den Blitzableiter, für ihr Hoftheater Nöthige bezahlten und das Volk nur einließen, wenns ihnen beliebte. Ein dem Hof reservirtes Treppenhaus; zwei ihm vorbehaltene Treppen; fünf Hoflogen, darunter eine, die sich durch zwei Ränge streckt, für Galavorstellungen; ein großer Fest- und Speisesaal; ein kleiner Saal für Cercle und Thee; Vorsäle; vier Boudoirs; Toilettezimmer; Küche, Keller, Anrichteraum, Speisenaufzüge: das Alles wird verlangt. Einem Opernhaus, dessen Zuschauerraum zweitausendfünfhundert Menschen faßt, soll ein Schlößchen angegliedert werden, in dem unten der Kronprinz, oben der Kaiser große und kleine Empfangssäle zur Verfügung hat und für achtzig Menschen gekocht und ein Festmahl aufgetischt werden kann. Dadurch wird dem Architekten die Arbeit erschwert. Er muß nicht nur versuchen, ein Haus hinzustellen, das auf den berliner Boden taugt (also weder an Paris noch an Monte Carlo erinnert), aus ihm organisch erwachsen scheint und in seiner Bestimmung dem Blick sofort erkennbar wird, sondern obendrein noch den neuen Gedanken eines Theaterschlosses in das ihm passende Prachtgewand kleiden. Für die schwere Aufgabe ist der beste Mann gerade gut genug. Dem Landtag winkt die Gelegenheit, sich über die Blamage, die ihm die allzu zärtliche Behandlung der Florapuppe eintrug, hinwegzuhelfen und zu zeigen, daß auch Kunstfragen ihn der Rede werth dünken. Zunächst muß er fordern, daß die Baupläne der Wettbewerber veröffentlicht werden. Wer weiß? Am Ende hat da Einer, dem mans nicht zutrauen konnte, Ansehnliches geleistet. Bleibt so holde Enttäuschung aus, dann müssen die Schranken des Wettbewerbes geweitet, muß jedem deutschen Architekten erlaubt werden, seinen Plan den Richtern vorzulegen. Und diese Richter müssen sachverständig sein; die edle Baukunst lieben und ihre Lebensgesetze kennen. Ein Werk von solcher Tragweite darf nicht im Dunkel entstehen; eine Aufgabe, wie sie in einem Jahrhundert kaum wiederkommt, nicht von Geheimrathslaune verstümpert werden. Den Mund halten und zahlen: Das war einmal.

Akademische Baukunst.

„Wißt, in diesen letzten Tagen
Ward die Schere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unserer Alten nicht erbaut."
Klotho: Faust II.

Die Winterausstellung der Königlichen Akademie der Künste hat der Architektur drei Säle eingeräumt. Sie sind fast ausnahmelos von Mitgliedern des Institutes belegt; unter den Ausstellern finden wir nur drei eingeladene Künstler: den Architekten Julius Habicht, den thätigen Leiter der Baubureaux der Reichsbank, und die zu gemeinsamer Arbeit verbundenen Geheimen Bauräthe Cremer und Wolffenstein.

In dieser akademischen Architekturausstellung wirkt das Ordentliche Mitglied Bruno Schmitz ganz als Outsider. In den Projekten für Mannheim (Großherzogsdenkmal und Reißmuseum) und für Leipzig (Innenraum des Völkerschlachtdenkmals), die er hier zeigt, bricht die ganze Fülle seines überschäumenden Temperamentes durch, das zu der kühlen Gelassenheit und senilen Ruhe der übrigen Akademiker im stärksten Gegensatz steht. Man braucht nicht einmal ein hitziger Freund der Kunst Schmitzens zu sein, man kann sogar meinen, daß in seinen oft gewaltsamen Formen mehr ein Mangel an Disziplin als ein Ueberfluß an Genie zu erkennen ist: und wird in dieser Umgebung doch die Leidenschaftlichkeit und Jugendfrische seiner Arbeiten wahrhaft als Erquickung empfinden. Viel leichter fügen sich dagegen die Arbeiten des süddeutschen Akademikertriumvirates Thiersch, Seidl und Hocheder dem Gesammtbild der Ausstellung ein, obwohl sie es, als Künstlerleistungen, beträchtlich überragen. Was die Arbeiten dieser münchener Architekten auszeichnet, ist das bei aller eklektizistischen Stilromantik doch lebendig entwickelte Raumgefühl, das die Form nicht nach akademischer Praxis als zweidimensionale Zeichnung, sondern plastisch, im Verhältniß ihrer proportionalen Werthe und im natürlichen Maßstab ihrer kubischen Wirklichkeit denkt. In ihnen ist ein solides, von akademischer Reißbrettvirtuosität noch nicht ersticktes technisch-handwerkliches Können, das sie niemals die dringend zu fordernde Fühlung mit dem Bedürfniß verlieren läßt. Und diese Eigenschaft giebt ihnen auch die Fähigkeit, die Baumaße als ein Körperliches zu empfinden, eine Begabung, die dann in dem großen Zug der Gruppirungen zum Ausdruck kommt, in der ja die Münchener anerkannte Meister sind. Das Projekt Hoch-

eders für das neue Verkehrsministerialgebäude in München, sein Schloß Hirschberg und Seidls Schloßanlagen in Steinach und Neubeuern sind gute Proben solcher Kunstübung. Mehr im dekorativen Sinn sieht man die architektonische Form von Thiersch bei seinem Erweiterungbau des münchener Kaufhauses Bernheim verwandt. Hier wird mit ein paar von den Palastfassaden italienischer Frührenaissance erborgten Requisiten eine Architektur gemacht, die es nur noch der Qualität des Handwerklichen zu danken hat, wenn sie nicht ganz ohne Wirkung bleibt. Wo solche Eigenschaften dann fehlen, wie bei den Arbeiten der berliner Architekten Kayser und Großheim, da tritt das Werk akademischer Reinkultur hervor.

Diese in geschäftlicher Gemeinschaft arbeitenden Architekten zeigen in Photographien ihren letzten berliner Neubau, das Reichsmilitärgericht am Lietzensee; die große Baugruppe besteht aus einem umfangreichen Hauptbau mit Sitzungsälen und zahlreichen Verwaltungräumen und einem kleineren Nebenbau, in dem der jeweilige Inhaber des höchsten Militärjustizamtes wohnen und seinen Rang repräsentiren soll. Als Bauplatz stand ein Eckgrundstück zur Verfügung, das auf der einen Seite von einer schmalen Straße, auf der anderen von einem großen freien Platz mit weiträumigem Ausblick über die Fläche des Lietzensees begrenzt wird. Man konnte daran denken, das Hauptgebäude an den freien Platz zu legen und diesem mit einer breit und massig entwickelten Monumentalarchitektur eine städtebaulich wirksame Dominante, einen weithin sichtbaren point de vue zu schaffen. Die Akademiker richten das dreigeschossige Hauptgebäude mit seinem steilen Mansardendach nach der engen Seitenstraße, legen (wohl um der schönen Aussicht willen) das kleine, zweistöckige Wohnhaus nach der Seeseite, wo es im weit offenen, locker gefügten Raum völlig verschwindet, und ersetzen die fehlende (architektonisch bedeutende) Schauseite durch einen unmotivirten Thurmbau auf der Ecke, der als willkürliches Verbindungstück zwischen beide Baukörper eingeklemmt ist. Resultat: eine zerrissene Baugruppe mit häßlicher Silhouette, ohne jeden künstlerischen Gesammteindruck, ein ungeheurer Aufwand von Motiven nutzlos verthan, nirgends eine große, durchgehende Linie, der das Auge folgen, eine glatte stille Fläche, auf der der Blick des Beschauers sich ausruhen kann. Und gleich daneben zeigt diese Architektenfirma zwei Projekte für das Waarenhaus, das A. Wertheim am Alexanderplatz, auf dem früher von den Königskolonnaden begrenzten Grundstück, errichten läßt; ein „Idealprojekt“ und eine Ansicht des Neubaues. Beide im Vergleich zum Reichsmilitärgericht überraschend gut, jugendfrisch und

darum ohne die intensive Mitarbeit eines jüngeren Architekten der Firma (C. Rentsch?) nicht denkbar. Das Idealprojekt, das eine fast kühn erfundene, an Messels Wertheimfassade am Leipziger Platz erinnernde Fensterachse zeigt, schlägt für die ganze Länge der Front nach der Königstraße eine Oeffnung des Erdgeschosses in weitgespannte Arkaden vor, ein Motiv, das starker architektonischer Wirkung sicher gewesen wäre, leider aber in dem Ausführungprojekt, eben so wie die schöne Hauptachse, wieder aufgegeben wurde.

Ein Musterbeispiel akademischer Baukunst ist die Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin: das Ergebniß einer Konkurrenz, aus der die Königlichen Bauräthe Cremer und Wolffenstein, Beide Mitglieder der Akademie des Bauwesens, siegreich hervorgegangen waren. Von lähmender Langeweile sind die endlos sich hinziehenden Fronten, rhythmisch gegliedert nach dem bekannten fünftheiligen System akademischer Fassaden (ein Mittelrisalit, zwei Seitenrisalite, dazwischen je eine Reihe gleichmäßig ad infinitum sich wiederholender Achsen). Flach, kalt und unempfunden ist das Detail der Dekoration, der Säulen und Pilaster; im Vergleich damit scheint der trockenste Zopfbau uns ein Musterbeispiel von Geist und Grazie. Auch an diesem Bauwerk sehen wir das schon hervorgehobene Merkmal akademischen Geistes: das Fehlen jedes Verständnisses für den Werth der architektonischen Situation. Die Lage des Grundstückes an dem schönen und edel proportionirten Platz vor dem alten Hamburger Bahnhof, dessen schlichte Front den Platz würdig nach der Tiefe abschließt, mußte von Kunstrechtes wegen auch hier die Orientirung des Gebäudes bestimmen. Eine Front von großem Zug an der den Platz begrenzenden Seite konnte, gegenüber der Fassade des Verwaltungsgebäudes der Königlichen Ministerial- und Baukommission, die zur Bildung eines geschlossenen Platzraumes noch fehlende dritte Seitenwand schaffen. Die Architekten haben die Hauptfront des Hauses an die mit Verkehr überlastete Invalidenstraße gelegt, wo der Blick rasch über sie hinweggleitet; an die Platzseite aber grenzt ein Nebenflügel mit unbedeutender Fassade, vor der ein hoher, das Dach weit überragender Schornstein als Ziegelrohbau aufgemauert ist.

Die an diesen Projekten aufgedeckten Fehler sind symptomatisch für die Werke der Akademiker. Sie wiederholen sich immer wieder und sind die Folgen einer Arbeitweise, die sich den vom lebendigen Bedürfniß gebotenen Anregungen verschließt, jeden neuen Baugedanken im Wust toter Konventionen erstickt und mit ungeheurem Dünkel jede selbständige, die Entwickelung fördernde Leistung der nicht zur Zunft Gehörenden ablehnt. Mit Bedauern und Resignation sieht man einen Architekten von der Potenz Schwech-

tens, dessen kraftvolle Anfänge aus der Zeit, da er in Berlin die Fassade des Anhalter Bahnhofes baute, zu der Hoffnung berechtigten, er sei Einer aus eigenen Gnaden, in der Sackgasse der geistlosesten Stilimitation enden, nachdem er längst dem Glauben an seine Mission entsagt und seine große Begabung zur Befriedigung romantischer Hofwünsche mißbraucht hat. Er zeigt die Photographien von Innenräumen aus dem posener Kaiserschloß, Treppenhaus und Korridore, den hochgewölbten Remter und die für den Kaiser bestimmten Gemächer. Den Kopien fehlt nicht das kleinste Detail der alten Vorbilder; weder die schlanken Granitpfeiler des Remters, auf die strahlenförmig die zierlich profilirten Rippen der luftigen Sterngewölbe ausmünden, noch das kräftig geschnittene Bandornament der Wandvertäfelung; weder die aus Eisen geschmiedeten Radkronen des Thronsaales (freilich mit elektrischer Glühbirnenbeleuchtung) noch die monumentale Steinarchitektur hoher Kamine (freilich nur als üppige Verkleidung der Centralheizungskörper). Eine erkältende Pracht, aber ohne die grandiose Maßstabswirkung der alten Originale.

Das Verdienst, die Schwächen solcher Architektonik aufgedeckt zu haben, gebührt, nach seinem Freund Alfred Messel, dem berliner Stadtbaurath Ludwig Hoffmann, der in einem Sonderaum Photographien des bucher Greisenasyls ausgestellt hat. Auch Hoffmann ist Akademiker, seiner Erziehung wie seinem Temperament nach. Auch er bedient sich überlieferter Formen; aber er hat das Funktionelle ihrer sinnlichen Existenz erfaßt und darum haben sie bei ihm überall Klang und Leben. Hoffmann ist kein genialer Architekt und sein Bildnergeist lebt in noch engeren Grenzen als Messels; das Versagen vor der neuartigen Aufgabe, die ein Wasserthurm bot, beweist es. Aber in seinem Amt ist nicht Zeit zu ungewissen Experimenten und bei dem ungeheuren Umfang der Bauaufgaben, die er alljährlich zu bewältigen hat, ist konservative Zurückhaltung vielleicht mehr am Platz als kecke Originalität. Hoffmanns unbestrittener Ruhm bleibt, daß er sein Amt mit dem lebendigen Geist der neuen Baugesinnung erfüllt und von der lähmenden Wirkung akademischer Anschauung befreit hat. Auf dem so erworbenen Grund baut jetzt die junge Generation weiter und sucht der Forderung einer neuen Zeit gerecht zu werden. Arbeiten wie die (im Modell vorgeführten) Reichsbankbauten des Architekten Julius Habicht, der sich einen Schüler messelischen Geistes nennen darf, sorgen dafür, daß diese Kunstgedanken nun endlich auch in der Provinz Verständniß finden.

Charlottenburg. Walter Kurt Behrendt.

Schmutz.

Schon der Wortschatz des Alterthums zeigt deutlich, daß es sich über den Schmutz, über seine Eigenart und Entstehung wie über seine üblen Folgen klar geworden war. Die Römer schieden den situs, Das, was durch Vernachlässigung, durch das Lagern an dunklen, feuchten Orten rostig, schimmelig, modrig, welk, faul geworden war, von sordes und squalor, von Dem, was, so zu sagen als persönlicher Schmutz, am Menschen selbst und an seinen Kleidungstücken haftet, wenn er, weils ihm an Geld oder an Zeit fehlt, die nöthige Pflege versäumt und schließlich geradezu in übelriechendem paedor vergeht. Man sprach von lutum, der gelösten „Erde", dem Schmutz der Straße, von purgamentum, dem Kehricht, dem Unrath, der von der Mühe des purgare und polire, des Ausfegens und anderer Reinigungarten zurückblieb.

Wenn Mangel Schmutz verschuldete, so meinte man, daß wiederum Alles, was kümmerlich, im „Schweiße des Angesichtes" mit der Hand ums tägliche Brot arbeiten mußte, der Handwerker, der Krämer, nicht nur körperlich, sondern auch in seiner Gesinnung schmutzig, gemein, wirklich aus Erde (Staub) geboren sei. Und man war um so mehr zu solcher Annahme berechtigt, als in den Schmutzvierteln der Städte, dem Kerameikos Athens, der Subura Roms, lichtscheue Gewerbe sich ansiedelten, zügellose Orgien in verborgenen Spelunken gefeiert wurden. Wie von greifbarem Schmutz, der befleckt, so sprach man von den Schandflecken, vom Makel solcher Gewerbe.

Aus ähnlichen Erwägungen hielt man Schmutz auch für ein Zeichen der Trauer. Wer sich ihr ganz hingab, vergaß die Pflicht zur Sauberkeit. Man trauerte in „Sack und Asche", um sich das Ansehen des sich selbst vernachlässigenden Trauerbolds zu geben. Aus ähnlicher Erwägung vernachlässigten sich Fromme, um ihre Gottgefälligkeit ins rechte Licht zu rücken, Asketen und Frömmler. Typisch war schon damals für die „Brüder in Apoll", für die Musensöhne vernachlässigte Toilette, wirres langes Haupthaar, mangelnde Körperpflege, Schmutz. Der Verkehr mit dem Genius ließ ihnen, wie vielen ihrer modernen Nacheiferer, keine Zeit für solche Kleinigkeiten.

Wenn das Alterthum den Umgang mit Schmutzigen (sordidi) oder Leuten aus schmutzigem, niedrigem Stand, mit im Schmutz (sordido loco) Geborenen mied, so geschah Das nicht nur, weil man durch ihre Berührung beschmutzt zu werden fürchtete, sondern, weil man durch sie, durch ihr contagium, noch mehr durch das Leben in schmutziger Umgebung, durch das Einathmen unreiner, übel riechender Luft, wie sie auch der tückische rothe Gott Set der Egypter, der Typhon der Griechen (der sprachliche Ahn unseres Typhus) in seinem mit Staub beladenen Gluthwind aushauchte und wie sie aus dem Lernaeischen Sumpf aufstieg, infizirt, angesteckt zu werden fürchtete. Deshalb baute man seine Villen im Freien, vor der Stadt, legte auf sonnigen Höhen, in der Nähe sprudelnder Quellen und Haine, wo die Luft stets rein ist,

Tempel der Heilgötter, Asklepieen (Sanatorien) an und ließ besonders Lungenkranke in Höhenluft leben oder Seereisen machen. Hier sei noch erwähnt, daß man schon damals kleine Lebewesen (animalia minuta) für die Träger oder Erreger mancher Krankheiten hielt und sie durch desinfizirenden Rauch oder durch Räucherungen mit „göttlichem“ Schwefel oder anderen Ruchstoffen zu vertilgen suchte.

Den persönlichen Schmutz bekämpfte man in ausgiebigster Art (in musterhaft gestalteten Bädern; auch an die Hygienevorschriften des Leviticus ist hier zu erinnern), vertrieb freilich auch, nach orientalischem Vorbild, oft den Teufel durch Beelzebub: besonders die Frauen trieben, um über Körperausdünstung hinwegzutäuschen, solchen Mißbrauch mit Parfums, daß der Ekel das Wort münzte, am Besten rieche die Frau, die nicht riecht. Des schlimmeren Schmutzes der Seele suchte man sich dadurch zu erwehren, daß man den Bemakelten in den lichtscheuen Lasterhöhlen nachspürte, sie mit der Geißel des Spotts und der Satire wegscheuchte und ihnen die Hüter des Gesetzes auf die Fersen hetzte. Natürlich haben diese Mittel auch damals nicht immer genützt.

Heute verstehen wir unter Schmutz fettig-feuchte, klebrige, fleckende, schmierige und beschmierende Massen; im Grunde das Selbe, was das Alterthum unter Lutum verstand. Denn die Hauptsache im Schmutz ist „Erde“, die in fein vertheiltem Zustand, als Staub, von leisestem Windhauch aufgestöbert, in die feinsten Ritzen stiebt und durch Feuchtigkeit zu Schmutz wird. Erde ist aber zum allergrößten Theil mineralischer Art und noch mehr natürlich die Erde, die als Staub auf den Kunststraßen aufwirbelt, auf denen der moderne Kulturmensch sich, eben so wie der des Alterthums, zu bewegen gewohnt ist. Wie die alte Chaussee, die via calceata, aus weißem Kalkstein geschüttet war, so waren kalkhaltig, weiß, wie noch jetzt in Italien, die etwa achtzig Prozent Hauptbestandtheile ihres Staubes im Gegensatz zu unserem hellgrauen, Kieselsäure haltigen aus Granit und dem fast schwarzen aus Basalt; und ähnlich gefärbt war der Schmutz. Die Farbe allein, noch sicherer chemische Untersuchung ließe seinen Namen und seine Art erkennen.

Der wichtigste normale Bestandtheil der „Mutter“ Erde, der Ge meter der Griechen, aus der der Mensch gemacht ist und zu der er wieder wird, aus der alles Irdische sproßt, alles Sterbliche die Nahrung zieht und in dessen Bestandtheile es wieder, im ewigen Kreislauf, zerfällt, ist organischer, pflanzlicher oder thierischer Natur. Aller pflanzliche Abfall, die Holz- und Gemüsereste, die von den Rädern der Wagen zermalmt, von den Füßen der dahineilenden Menschen zertreten werden, dann die vielen Abfälle des Hauses, die, trotz gut geleiteter Abfuhr, wenn sie nicht durch den Gebrauch schon zu Müll oder Mulm geworden sind, auf der Straße sicher dazu zermahlen werden, die mancherlei Lebewesen, die auf der Erde verwesen, dann die Abfälle, die für so werthvoll gehalten werden, daß arme Anwohner sie sammeln, um das bescheidene Gärtchen fruchtbar zu machen, in der Stadt die vielen Spuren der dem Menschen gegenüber fast bevorrechtigten

Vierfüßler, die bei ihrem erzwungenen Morgenspazirgange frech die Bürgersteige besudeln, statt die Exkremente nach Art der sauberen Katzen an heimlichem Ort zu vergraben: das Alles und vieles Andere noch mengt sich zu Schmutz. Je tiefer ins Land hinaus, desto größer wird die Beimischung von Pflanzenstoffen werden, wie sie der Wind von Blüthen der Samen tragenden Pflanzen oft viele Meien weit mit sich führt: die mit Flugorganen versehenen Samen der Ulmen, der Korbblüther, der Blüthenstaub der Gräser, der Schwefelregen der Nadelhölzer und des Haselstrauches, Pilz, Schimmel, Sporen. Für die Nähe der Stadt und erst gar für die Innenräume der Häuser sind andere Staubtheile organischer Natur charakteristisch, die man im Sonnenstrahl spielen sieht und die leicht auf einer Glasplatte aufzufangen, unter dem Mikroskop ihrer Art nach und mit einer empfindlichen Wage ihrem Gewicht nach festzustellen sind. Im eigentlichen Sinn „Schund"; Das, was, durch das Reinlichkeitstreben der fleißigen Hausfrauen von den Gebrauchsgegenständen mit Bürsten, Besen, Schrubbern abgeschunden, ab- und zusammengefegt, zum Theil sich wieder auf den Staub fangenden, das so nöthige Sonnenlicht abhaltenden Gardinen und den Sauberkeit hindernden Teppichen ansetzt, beim „gründlichen Reinmachen" mit Wasser und Seife, zu wirklichem Schmutz geworden, in die Ecken geschmiert oder, zu Nutz und Frommen der Umgebung, durch Klopfen in die Luft gewirbelt, wenn nicht gleich den harmlosen Straßengängern auf die Köpfe geschüttelt wird.

Harmlos im Grunde sind die Schädigungen, welche die bis jetzt erwähnten Staubtheile bewirken. Ihre Flecke können ohne allzu große Mühe beseitigt werden; gegen das Einathmen des Staubes, der sich in die Lungen setzt, die Athmungorgane reizt und dadurch zu einem guten Nährboden für Krankheitkeime macht, können wir uns immerhin durch vernünftigen Gebrauch des weise als Luftfilter konstruirten Nasenorgans schützen. Ziemlich arg leiden die durch die Einwirkung von Grasblüthenstaub auf ihre Schleimhaut „infizirten" Heuschnupfenkranken. Für die Menschheit unendlich wichtiger sind die kaum wägbaren, nur unter sehr starken Vergrößerungen sichtbaren organischen Beimengungen aus dem Reich der niedrigen Lebewesen, die man seit Leuwenhoeck wohl kennt, deren Leben und Lebensäußerungen man aber erst aus den genialen Arbeiten Pasteurs und Kochs genau erkennen lernte. Sie, die lange keimkräftig bleiben und im Wind von Ort zu Ort wirbeln, erklären die Erscheinungen des Blutregens, der blutenden Hostie und Aehnliches. Wenn sie auf geeignete Nährböden, Milch, Käse, Fleisch, Kartoffeln, fallen, leiten sie Gährung- und Fäulnißerscheinungen ein und können so zu Krankheitursachen werden.

Die Prozentsätze der mineralischen und der organischen Schmutzbestandtheile ändern sich natürlich je nach den örtlichen Verhältnissen. Eine Reise quer durch Deutschland gäbe uns Gelegenheit, etwa in den Kohlengegenden Westfalens, da, „wo der Märker Eisen reckt", den schwarzen Kohlenstaub und den rußigen Menschen, in der Nähe von

Cementfabriken oder Kalkbrennereien weißen Schmutz, in Holzbearbeitungsfabriken anderen als in Farbmühlen zu beobachten. Oft giebt die Schmutzart der ganzen Gegend die Farbe und das typische Aussehen. Wie viel Staub die Luft enthält, ist leicht zu erkennen. Eine gewisse Menge Luft wird in geeigneter Art durch Behälter gesaugt, in denen der Staub sich absetzt, oder sie wird, wie es jetzt bei den „Staubsaugern" zu geschehen pflegt, geradezu filtrirt. Bei solchen Versuchen fand Aitken in einem Raumcentimeter Luft auf dem Rigi 210 bis 2000, in London (seiner größeren Luftfeuchtigkeit wegen) 48000 bis 116000, im trockeneren Paris 160000 bis 210000, in Stuben 1860000, an deren Decken 5420000, im Freien bei Regen 32000, bei schönem Wetter 100000 winzige Staubbestandtheilchen. Sie wiegen in einem Raummeter auf dem Lande bei trockenem Wetter 3 bis 4,1, bei feuchtem Wetter 0,1, in Fabriken bis zu 171 Milligramm.

Die Staubverhältnisse in gewerblichen Anstalten, noch mehr ihren Einfluß auf die darin beschäftigten Arbeiter zeigen die von dem Franzosen Frois mitgetheilten Untersuchungergebnisse. In Holzsägereien athmet der Arbeiter in zehnstündiger Arbeitzeit 0,1, in Eisengießereien 0,12, in Bronzirungwerkstätten 1,08, in Cementfabriken 1,12 Gramm Staub ein, der zum größten Theil in der Lunge (ich erwähne nur, daß in der Lunge eines Arbeiters in einer Ultramarinfabrik auf 1000 Gramm des Gewebes außer Kohlentheilchen fast 20 Gramm Mineralbestandtheile gefunden wurden, die den frühen Tod des Mannes veranlaßt hatten) haften bleibt und sehr bald zu Gesundheitstörungen Anlaß giebt. In Werkstätten, die organische Stoffe bearbeiten, schwirren in einem Raummeter, wenn Lumpen sortirt werden, 26, beim Tuchscheeren 2½, in Roßhaarzupfereien 23, in Federschleißereien gar 26 bis 28 Millionen Keime als Staub herum, darunter viele, die Lungenentzündung bewirken. Eine gute Ventilation setzt die gegebenen Zahlen wenigstens um 75 Prozent herab. Unter gewöhnlichen Verhältnissen zählte man in gleich großem Luftraum im März 5 bis 480, im Mai 54 bis 460 (im Allgemeinen nach Regen mehr als bei Trockenheit) Keime und Schimmelsporen. Aus den gegebenen Zahlen ließen sich, annähernd wenigstens, die Mengen von Staub berechnen, die der Straßenverkehr in die Luft wirbelt oder der von oben schmutzend herabfällt. Das Exempel würde Manchen erschrecken.

Zu den unberechtigten Eigenthümlichkeiten Cassels gehört, daß dort die Kohle zuerst auf die Straße geworfen und dann erst in die Aufbewahrungräume getragen wird. Bei einem Kohlenverbrauch von auch nur zwei Tonnen auf den Kopf und das Jahr müssen in dieser Stadt (mit 150000 Einwohnern) manchmal 300000 Tonnen Kohlen auf der Straße liegen. Entgingen bei jeder Tonne auch nur 100 Gramm dem Besen (0,01 vom Hundert), so würden dort im Jahr 300 Doppelcentner vergeudet und als Staub und Schmutz in erster Reihe wohl die duftigen „Dessous" unser Damen besudeln und frühzeitiger Vernichtung überliefern, die Athemorgane belästigen, den Flußlauf verunreinigen und

anderes Unheil stiften. In Dresden hat man nachgewiesen, daß Fabrikessen 200 bis 400000 Kilogramm Rußstaub in die Luft senden und daß über der so sauberen Stadt im Jahr durchschnittlich 1000 Tonnen Ruß und Kohlenstaub schweben und schließlich herunterfallen. Geradezu ein Schulversuch ist es, der in dem verhältnißmäßig kleinen Hagen angestellt wurde und bewies, unter welchen beinahe trostlosen Schmutzzuständen Industriestädte leiden. Ein Schneefall hatte rund ein halbes Liter Schmelzwasser auf den Geviertmeter gegeben. Es war schwarz gefärbt von 0,4 Gramm Kohle- und 0,8 Gramm Ascheteilchen, die der Schnee aus der Luft heruntergezogen hatte oder die während der kurzen Zeit zwischen Schneefall und Aufsammeln darauf gefallen waren. Bei etwa 3285 Geviertmeter Oberfläche Hagens bedeutet Das eine Staub- und Schmutzmenge von rund 394 Doppelcentnern.

Halten wir uns vor Augen, mit welchen Gefahren uns die Milliarden Staubtheilchen in unserer Lebensluft belauern, daß ein solches Theilchen genügt, um uns dem Tod zu überliefern, so müssen wir den Brauch, Konditorwaaren und Delikatessen (jüngst sah ich Hunderte für den Gebrauch geöffneter und geputzter Austern auf Brettern austragen) ohne jede Decke, dem Staub ausgesetzt, an den Festort zu senden, als eine skandalöse Unsitte tadeln. Wunderbar genug, daß sie noch kein „Spaßvogel“ benutzt hat, um (was bei unseren modernen, so stark wirkenden Arzeneimitteln leicht möglich wäre) eine harmlose Massenvergiftung vorzubereiten, wie sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch eine zweite Brinvilliers einer schlesischen Stadt angethan ward.

Als ich vor etwa zwanzig Jahren in dem kleinen Nordseebad Sankt Peter auf der Halbinsel Eiderstedt die Seeluft auf den als Heilfaktor gepriesenen Salzgehalt untersuchte (und dabei feststellen konnte, daß er, den schon Theophrast vor etwa zweitausend Jahren als vorhanden annahm, ins Fabelreich gehöre), ermittelte ich auch, daß am Strande bei Landwind im Raummeter Luft 280, bei Seewind nur 20 ungesunde Keime enthalten waren. Daß auch andere, gasförmige Beimengungen unsere Athmungluft verpesten, daß sie auch durch die ausgeathmete Luft schädlich beeinflußt wird, daß nach dem englischen Wort „Mans own breath is his greatest enemy“, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Je mehr Menschen, desto schlechter die Luft, sagt der Volksmund.

Hinter die Gesundheitschädigungen treten andere Wirkungen des Schmutzes im gewöhnlichen Sinn des Wortes weit zurück. Groß genug aber sind sie dennoch. Bedenken wir, daß der erwähnte eine Tag in Hagen einen Verlust von 130 Doppelcentnern unverbrannter, ungenutzter Kohle brachte, ziehen wir die Verwendung bei der Rußentwickelung, wie in Dresden, beim Transport, wie in Cassel, in Rechnung, erwägen wir weiter den ungeheuren Schaden, der den Städten durch das Fortschaffen des Schmutzes erwächst, wie viel Arbeitlast und Kosten den einzelnen Haushaltungen aufgebürdet, wie viele Kleider durch das immer wiederholte Reinigen vernichtet werden, daß die Wasserläufe verschlicken und der Fischbestand krank gemacht und getötet wird, ver-

gessen wir auch nicht, daß der aussichtlose Kampf gegen den Schmutz, geradezu ein Kennzeichen unserer Industrie- und Kulturstädte, den Menschen gegen ihn abstumpft und ihn immerhin in seinem Denken und Fühlen (wie Zola meisterhaft in seinem „Germinal“ schildert) lässig macht, so haben wir in all diesen Fällen Schmutzwirkungen, die für das Volksleben von wesentlicher Bedeutung sind.

Gegen den Staub, des Schmutzes Haupttheil, muß der Krieg bis zur Vernichtung geführt, Wege und Stege müssen aus möglichst unangreifbarem Material, die darauf rollenden Räder so gestaltet werden, daß möglichst wenig zermalmt wird. Abfall muß auf der Straße so schnell wie möglich beseitigt werden, damit er nicht erst schädlichen Staub bewirke. Man befeuchte jeden Weg, der trocken ist, pflanze Bäume, die Schatten spenden, und warne die Damen, durch unsinnige Schleppkleider den Staub aufzuwirbeln und fortzutragen. Wer die ungeheuerlichen Mengen Ruß in der Luft sieht, die in Gestalt dicker Wolkenschichten über unseren Industriestätten lagern und Luft und Licht von ihnen abhalten, Der ersehnt für die Menschheit die Stunde, die ihr die rauchfreie und restlose Verbrennung bringt. Einstweilen müssen in Mühlen und Fabriken die schon lange gebräuchlichen, nach dem Muster uralter (Feder-) Wedel und Weiher gestalteten Windmaschinen (Ventilatoren) ausgiebig benutzt und, wo möglich, noch verbessert werden, damit sie sich der Stäubchen gleich nach deren Entstehung bemächtigen und sie unschädlich machen. In Wohnungen soll man Staub gebende und fangende Einrichtungsgegenstände vermeiden. An die Stelle des abstäubenden Mädchens oder Dieners soll der mechanische Staubsauger treten, der den Staub nicht in die Umwelt vertheilt, wie es seit uralter Zeit geschieht, sondern zu endgiltiger Vernichtung sammelt, also „von Haus aus“ unschädlich macht.

Die Feuchtigkeit, die den Staub so schnell schmierig und klebrig macht, liefern die Ausscheidungen des Körpers, die im Süden noch viel stärker sind als in gemäßigten oder kalten Zonen. Dieser Schmutz ist es, der den Staubgeborenen, den Plebejer, der im Schweiß des Antlitzes sein Brot mit der Hand verdient, von dem Edlen, dem Patrizier, dem Herrn scheidet, der nicht oder nur mit dem Kopf arbeitet. Die Nase schafft vielleicht noch mehr Klassenantipathien als Herz oder Hirn. Ich erinnere an den Vorwurf der Römer, daß die Judaei foetentes seien; an die Geringschätzung der sordidi, von denen ich schon sprach; daran, daß Roms Mißachtung Paris den Namen Lutetia, Schmutzstadt, gab; an den Hautgeruch, der den Schwarzen dem Weißen unleidlich machen soll, an die bezeichnende Redensart, „Einen nicht riechen können“, an das Wort „Air“ (etwa die Umluft), das wir den Franzosen entliehen. „Per fumum“, durch Rauchopfer, suchten die Alten sich bei den Göttern „in guten Geruch zu bringen“. Der Orientale bestreicht sich mit wohlriechendem Oel. Frauen verrathen durch den Duft ihres Blumenschmuckes den Wunsch des Herzens. Mutter Natur gab dem reinen (keuschen) Weib instinktive Abneigung von allem Unreinen als edles Erbtheil mit auf den

Lebensweg, als Grundlage für sein hochheiliges Amt als Gattin und Mutter, als Priesterin des Hauses, als Herrin von Zucht und Sitte. In dem Drang, solchem Amt zu genügen, ging und geht die Frau manchmal zu weit. Doch der Spott über Schmuck- und Parfumverschwendung klingt harmlos neben dem harten Tadel, den Unsauberkeit und muffiger Geruch hervorruft, wie er aus nicht aufgeräumten, verstaubten, nicht gelüfteten Stuben dem Besucher entgegenströmt. Nur darfs nicht, nach dem alten Spruch, heißen: „Außen Hui, innen Pfui!" Eine Frau, die sich parfumirt, weil sie sonst schlecht röche, ist nicht nur träg und schmutzig, sondern hat auch eine unsaubere Seele. Ihre kosmetischen Künste sind Lug und Trug. Ihnen innig gesellt, hausen in solcher Frau Haus hinter Parfums und Räucherkerzen „Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde", nach Lessings Reihenfolge.

Daß eine Frau sich selbst und ihr Haus, ihr Kleid und ihre Familie rein halte, ist für den engsten und für den weitesten Lebenskreis mindestens eben so wichtig wie ihre, von irgendeiner Instanz ihr bescheinigte „Bildung". Oft aber hat man den Eindruck, daß bei uns die Gefahr des Schmutzes unterschätzt werde; wenigstens da, wo die Sorge um Leib und Leben nicht laut mitspricht. Vor den Bakterien haben die Aerzte den Menschen Angst genug gemacht. Daß aber auch Staubtheilchen den Organen schädlich werden und Krankheitherde schaffen, wird gar zu leicht vergessen. Wo gehobelt wird, fallen Spähne; wo Leben ist, geht beim Stoffwechsel allerlei Abfall in Erde und Wasser über. Gewiß; aber das Unvermeidliche wird durch streng gewahrte Sauberkeit um den Hauptttheil seiner schädigenden Wirkung gebracht. Kein Opfer darf den Stadtbewohnern zu groß sein, wenn sie damit erkaufen können, daß sich neben den mit hohen Miethkasernen und dunstenden Fabriken bebauten Straßen weite, staublose, grüne Plätze, Parks und Wiesen dehnen. Auch der Kampf gegen den Staub ist ein Kulturkampf; und Liebigs Wort, die Höhe der Kultur lasse sich aus der Größe des Seifeverbrauches erkennen, scheint mir nur für bestimmte Zeiten und Umstände richtig. Die Griechen, denen man hohe Kultur doch wohl nicht absprechen kann, hätten selbst von der feinsten pariser Seife gewiß nicht viel konsumirt. Und wenn wir dahin kämen, daß die Minderung der Staub- und Rußplage auch in Industriestädten den Seifenverbrauch zum Rückgang brächte, könnten wir recht zufrieden sein. Das Gezeter über den „Schmutz" (im übertragenen Sinn) wird oft schon zu laut; die Volksretter sollten sich wieder einmal mit dem greifbaren oder riechbaren Schmutz ein Weilchen ernsthaft beschäftigen.

Wenn die Geschichte und tägliche Erfahrung lehrt, daß der Verkehr mit Apoll und den Musen Abkehr, Geringschätzung von Aeußerlichkeiten, wie Ordnung und Sauberkeit, als Folge hat, dann birgt das wieder einmal moderne Eindringen der Frauen in den Umgangskreis des Lichtgottes, in die Gebiete von Kunst und Wissenschaft uns große Gefahren. Im Kampf gegen den Erbfeind Schmutz ist die Frau unentbehrlich, unersetzlich; und man darf, ohne sie ins enge Haus

bannen zu wollen, von ihr sagen, daß sie, wenn sie in diesem Kampf ohne Ermatten vorangeht, „der Natur gehorcht und dient, wenn nicht am Würdigsten, so sicher recht würdig dem Himmel“.

Cassel. Hermann Schelenz.

Die große Kunst.

„Du willst wissen, lieber Junker, woher ich meine wundervolle Geige habe? Und warum ich nie darauf spiele, warum sie Niemand anrühren darf? Warum ich die Macht süßen Klanges gefangen halte, so unbarmherzig und thöricht es Euch Alle dünkt? Du sollst es wissen, mein Junker. Als Bub, da hab ich des Schloßherrn Kind geliebt, das schöne, wilde, stolze Kind. Ihr zu Dienst trug ich Leid und Gefahr. Ich wußte ihr Vogelnester zu bringen, seltene Muscheln, glänzende Kiesel. Da ich nun in die Ferne wanderte, in Städte und Länder, um Wissenschaften zu erlernen, trug ich ihr Bild mit mir im Herzen.

Nach Jahren sah ich sie wieder, die meine kleine Herrin gewesen. Sie trug sich stolz, kalt lächelten die wundervollen Lippen. Und es hieß, die edle Dame besitze Alles, wonach menschliches Begehren zielen mag, Schönheit, Reichthum, Adel und Geist. Ihr fehle nur Eins: ein warmes Herz in der Brust. Darum trieb sie nur Spott und Hohn mit Allen, die sich ihr liebend nahten. Ich aber konnte nicht glauben, daß es also stand mit der vielsüßen Herrin. Innig vertraute ich der Holden, wie sehr ich sie von je her geliebt habe.

Sie betrachtete mich ernst, ohne Spott; dann sprach sie die Worte: ‚Wohl, ich entsinne mich Deiner Knabengeschenke, Deiner treuen Dienste, Deiner Vogelnester, glänzender Kiesel und seltener Muscheln. Darum will ich gütig für Dich sein, gütiger, als ich für Andere jemals war. Ich warne Dich; denn nur Schmerzen und kein Glück habe ich zu verschenken. Als Du fern warst, ist die Liebe zu mir gekommen und von mir gegangen. Die große Liebe, die nur einmal kommt. Wenn ich jetzt noch lächle oder küsse, geschieht es nicht aus Liebe, sondern aus Haß und Hohn. Darum flieh, guter Jüngling! Hast Dus nicht vernommen, weiß es nicht so Mancher? Ich habe kein Herz!‘

Wie nun meine Herrin ihre bittere Rede geendet hatte, fühlte ich, daß meine Liebe bei jedem ihrer Worte an Macht, an verzweifeltem Muth gewann. Denn nun wußte ich, daß tiefes Leid die Stolze so stolz gemacht und so hart. Und ich hoffte, ihr Leid besiegen zu können mit meiner großen Liebe, wie man Drachen besiegt, die goldene Schätze hüten. Nicht ohne inneren Trost ging ich von ihr. Die alte Wunderkapelle hatte ich im Sinn von unserer Lieben Frau im Wald, die schon

in manchem verzweifelten Fall milde Hilfe gewährt hat. Dort lag ich Tag und Nacht auf den Knien und bat um eine Gnade, um ein Geschenk, das mir Macht verleihe, das Herz meiner Herrin zu erlösen. Ihr grimmes Leid mußte ich besiegen, das Wache hielt und die Schätze ihrer Huld Keinem auf Erden gönnen mochte.

Wie ich so lag in Flehen, Fasten und in Thränen, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Neben mir stand ein alter freundlicher Mann, der eine Geige umschlungen hielt.

‚Du hast so heiß um eine Wundergabe, um ein Geschenk der Macht gefleht. Nimm diese Geige! Wenn Du das Spielen recht erlernst, dann hast Du Wunderkraft über die Herzen.‘

Dankbar griff ich nach dem Geschenk und fragte, bei wem ich wohl das Spiel erlernen könnte. Da belehrte mich der Alte: ‚Ans Meer mußt Du gehen, wenn es tottraurig schluchzt an der Felsen Brust. In den Wald mußt Du gehen, wenn der Sturm ihn zwingt zum gewaltigen Klagelied. Du mußt Dein Ohr dem Murmeln des Forellenbaches leihen und das Girren der wilden Taube wohl merken. Alles, was des Menschen Herz in Sehnsucht schwellen läßt, wirst Du lernen, fromm in frommen Einsamkeiten.‘

Ich that, wie mir geheißen war. Wind und Welle, Wald und Bach und wilde Vögel lehrten mich. Lange wohnte ich fromm in frommen Einsamkeiten, bis ich merkte, daß ich Macht gewann. Denn die scheuen Thiere wurden vertraut und zogen dem Ton der Geige nach. Sobald ich ins Dorf kam und leise spielte, hörte das Fluchen der Männer, das Kreischen der Weiber auf. Als ich im festen Schloß zum Dank für Herberge, die ich genossen, meine Geige ertönen ließ, wurde der finstere Burgherr mild und schenkte seinen Gefangenen Freiheit. Die blasse Burgfrau, die den einzigen Sohn bei jüngster Fehde verloren, lächelte mir unter Thränen zu.

Da meinte ich, vor meine Herrin treten zu dürfen.

Ich fand die Vieltraute in ihrer Rosenlaube im Kreis ihrer Jungfrauen. Alle stickten an einem reichen Teppich, die Jungfrauen mit Fäden von Grün und Blau und Roth, die Herrin aber mit Fäden aus Silber und aus Gold. Ungeduld kräuselte ihre Lippen bei meinem Anblick; doch sie willfahrte meiner Bitte. Ich durfte spielen.

Und ich spielte, was mich Wind und Welle und wilde Vögel gelehrt. Alles Seufzen, alles Schluchzen, alles Werben und Minnen dieser Erde sollte für mich flehen und für mich beten. Ich merkte wohl meine Macht: denn die Jungfrauen vergaßen ihre Fäden von Grün und Blau und Roth. Thränen standen in jedem Auge und auf die kostbare Stickerei (sie fertigten ein weißes Einhorn, das unter Blättern und seltsamen Blumen graste) fielen ihre hellen Tropfen. Nur meine Herrin stach fort und fort mit ihrer Nadel den dunklen Grund. Die goldenen Fäden glitzerten zwischen ihren schmalen Fingern. Als ich geendet hatte, erhob sie kaum das Haupt. Spitz und kühl sagten die schönen, stolzen Lippen: ‚Eitler Thor, mit Deiner Wundergabe! Rühr-

test Du alle Herzen der Welt mit dieser seltenen Kunst und ließest dem trockensten Auge Thränen entquellen: mich bewegtest Du nicht! Ein so armsäliges Wiegenlied vermag nicht, meinen Haß, meinen Hohn, meinen Groll auf die Liebe in Schlaf zu singen. Fahr wohl! Und suche meinen Anblick nicht länger!'

Vor Weh schrie ich laut auf. ‚Kann Dich Stolze die Himmelsgabe und all mein Beten nicht zwingen, so möge die Hölle selbst mir zu Deiner Huld helfen. Fahr hin, meine Kunst, die alle Herzen der Welt rühren kann, nur das meiner Liebe nicht! Falsche, ohnmächtige Kunst, ich fluche Dir!'

Die Geige lag, zu Boden geschleudert, zerbrochen zu meinen Füßen.

Aber ein seltsam stechender Schmerz fuhr mir durch Hirn und Brust. Ich schwankte und brach zusammen.

Als ich aus tiefer Versunkenheit erwachte, sah ich mich gelagert in einem fremden Raum und neben mir saß ein Mann, Magister oder Arzt (so schien es), in schwarzem Talar, auf dem Haupt einen schwarzen, spitzigen Hut. Der Mann mochte mich wohl gepflegt haben, denn ich mußte sehr krank gewesen sein; ich fühlte mich totmatt.

Der Fremde nahm jetzt meine arme Geige in die Hand. Er hatte weiße, schmächtige Finger. Auf weißem, schmächtigem Hals saß sein Kopf mit den dunkel glühenden Augen. Liebkosend fuhr er mit den Fingern über die Geige und sprach: ‚Ihr habt sie übel zugerichtet, aber ich denke wohl: Ich mache sie wieder heil.' Wundersam schien seine Liebkosung die Geige zu heilen; ja, viel schöner wurde sie, schien plötzlich aus kostbaren Hölzern zu sein, fein und köstlich eingelegt.

‚Soll ich zu spielen versuchen?' fragte lächelnd der fremde Meister. Mit leisem Strich hub er an. Da ward mir seltsam zu Muth. Denn was er spielte, hatte nicht irdischen Klang; es tönte, als hielten Selige im Himmel trautes Zwiegespräch.

Zitternd flüsterte ich: ‚Das ist keine irdische Melodie. Unsere Melodien kenne ich alle. Vom Himmel selbst scheint zu kommen, was Ihr jetzt spielt.'

‚Richtig gerathen!' wurde mir zur Antwort. ‚Einst gehörte ich im Himmel zu den Allerbesten unter Denen, die dort oben Musik machen. Ihr seht, ich habe Einiges behalten. Doch nun merkt auf: nun spiele ich Etwas von mir, etwas ganz Eigenes!'

Aufgerichtet stand der Meister, den Fiedelbogen in der Hand. Dann sauste der Bogen nieder und ein langer, heißer Seufzer wehte durch den Raum.

Ich horchte hin. Heftig brannten meine Lippen, wie wundgeküßt; ich sprang vom Lager, in toller Sehnsucht die Arme ausgebreitet. Jetzt wußte ich, welcher Meister sein Eigenstes spielte: wie sturmgepeitschte Flammen zuckte und glühte es in seinem Höllenlied. Ueber Schmach und Tod schritt stolz das wilde Begehren, schrie auf in schrecklicher Lust und nahm seine Beute.

‚Mir diese Macht! Mir diese Kunst! Ich zahle mit meiner Seele das Lehrgeld!‘

‚So meint' ich es auch‘, sagte der Teufelsmeister und legte die Fiedel mit dem Bogen in meinen Arm.

Voll höchster Kraft fühlte ich mich und stand eilends auf, um mich an den Königshof zu begeben; denn es ging dort gerade festlich zu und auch meine stolze Herrin weilte unter den Gästen.

Als ich in den geschmückten Saal eintrat, saßen König und Königin auf ihrem Thron, rings prangten edle Frauen und Herren, sie aber, die Schönste der Damen, saß in Silberbrokat mit Silberschleier auf dem Haupt in hocharmigem Sessel.

Mit zorniger Ungeduld sah sie mich an, als ich um Erlaubniß bat, die Weisen, die ich in Welschland gehört, der hohen Versammlung vorzutragen.

Leisen Striches hub ich an, wie mein Meister gethan. So himmlisch hold klang mein Spiel, daß alle Ritter, alle Frauen weinten. Der König schenkte mir eine goldene Kette.

Aber voll Zorn und Verachtung blitzten die Augen meiner schönen Herrin und ihre Lippen öffneten sich, um mir ‚Fahrwohl!‘ zu sagen.

‚Noch nicht!‘ flüsterte ich ihr zu. ‚Du kennst nicht meine Macht, Du Stolze, nicht meine große Kunst, für die ich theures Lehrgeld gab. Der Himmel half mir nicht, da flehte ich die Hölle an, daß Du einmal in meine Arme sinken mußt! Aus Liebe küssest Du mich nie; so küsse mich, weil Du nicht anders kannst, zu Lust und Schmach!‘

Mein Bogen fuhr sausend über die Saiten; und wie ich spielte, schritt rother Zauber grüßend durch das Königshaus. Da loderte die Gier der Hölle auf. Wilden Taumel gebar meine Geige. Nichts behielt Macht als das Begehren, über Schmach und Tod lachte es laut im Saal, schamlos und schwül wogte ein wilder Kuß rings um die Halle.

Nur wo meine Herrin saß, hochaufgerichtet, bleich im Silberkleid, da schäumte das wilde Wogen zurück und sie blieb unberührt, unbewegt.

Da winkte sie mir mit der Hand und sprach voll Hohn: ‚Es ist genug, Du großer Künstler! Denn mich erreichest Du nimmermehr, wenn Du auch die ganze Welt verzauberst. Einmal habe ich geliebt... Mein Herz ist tot. Ist die Erde Deiner Macht ganz unterthan: ich lache Deiner Kunst und Deiner Liebe!‘

Ich sank nieder zu den Füßen meiner Herrin und lag wie tot.

... Seht, Junker, ich bin gar nicht sicher, ob ich nicht damals gestorben bin. Mir ist, als sei ich tot und in der Hölle. Die Menschen sagen mir ja, ich habe das Alles nur geträumt, als ich verwundet lag und nach meiner Geige schrie und Niemand, Niemand sie mir geben wollte.“

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Bankſittenpolizei.

Die Berliner Handelsgeſellſchaft darf auf Zahl und Art ihrer Feinde nachgerade ſtolz ſein. Neulich ſollte ſie wieder einmal aufs Hochgericht Oeffentlicher Meinung. Warum? Sie wagte den Ausdruck der Abſicht, ein bekanntes amerikaniſches Eiſenbahnpapier, die Aktie der Chicago-Milwaukee-St.-Paul-Bahn, an die berliner Börſe einzuführen. Deutſche Bank und Diskontogeſellſchaft hatten einer neuen Anleihe der Republik Chile ihre Protektion gewährt; weshalb ſollte die Handelsgeſellſchaft vor einem guten Yankeepapier zurückſchrecken? Das deutſche Geld hatte ſich einer neuen ungariſchen Kronenrente hingegeben, hatte ſtarke Sympathien für eine newyorker Stadtanleihe gezeigt und war willig den Lockungen des Proſpektes über eine Südmandſchuriſche Eiſenbahnanleihe gefolgt. Die Deutſche Bank hatte uns eben erſt Amerikaner beſchert, an deren haltbarer Güte ernſte Leute ſchon jetzt ernſthaft zweifeln. Da war Alles ſtill geblieben. Aber Herrn Fürſtenberg ſcheint verboten, was allen Anderen erlaubt iſt; trotzdem ſelbſt ſeine Feinde nachgerade einſehen, wie klug er gehandelt hat, als er ſich aus dem Fürſtenconcern zurückzog. Die Herzen, die treu fürs Vaterland ſchlagen, waren freilich längſt in Erregung wegen der ſündhaften Neigung deutſchen Geldes zu fremdländiſchen Werthpapieren. Das Reich und Preußen hatten erklärt, den Geldmarkt ſchonen zu wollen (damit das Publikum, gerührt von ſolcher Beſcheidenheit, deutſche Staatspapiere kaufe). Und nun kamen die Banken mit neuer Waare aus Amerika und Aſien. Das durfte nicht geduldet werden. Ein kleiner Bankier verſuchte, die Börſenſeele in Wallung zu bringen; und man ſagt, er habe Glück bei einigen Parlamentariern gehabt, die nun ſchleunig ihren Heerbann aufboten. (Der Arme wurde noch in der ſelben Woche in eine Heilanſtalt gebracht.) An der Spitze des Handelstheiles der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung, der ſonſt wenig Reiz bietet, laſen wir eines Tages: „Wie wir hören, hat man an der zuſtändigen Stelle in Preußen Veranlaſſung genommen, in eine Prüfung der Frage einzutreten, ob die Zulaſſung der Chicago-Aktien, wenn ſie in der That beantragt werden ſollte, mit Rückſicht auf die Lage des deutſchen Geldmarktes zu verhindern ſein würde.“ Noch hatte die Berliner Handelsgeſellſchaft keinen Proſpekt veröffentlicht, nicht einmal die Zulaſſung beantragt. Jetzt erklärte ſie, die Vorbereitungen zur Emiſſion der Chicagoſhares fortſetzen zu wollen. Nun folgte der zweite Tuſch. Erklärung der Konſervativen Fraktion: „Die Unterzeichneten erlauben ſich, an den Herrn Reichskanzler die Anfrage zu richten, welche Maßregeln die Verbündeten Regirungen zu ergreifen gedenken, um der Ueberſchwemmung des deutſchen Geldmarktes mit fremden Werthpapieren und dem übermäßigen Abfluß deutſchen Kapitals nach dem Ausland vorzubeugen?“ Aus dem Verſuch, die Zulaſſung einer amerikaniſchen Bahnaktie zu hindern, wird ein großer Feldzug gegen ausländiſche Werthpapiere. Kann es eine günſtigere Gelegenheit geben, ſich den Wählern als Retter des Vaterlandes zu empfehlen?

Wo ist die „zuständige Stelle in Preußen“, die „Veranlassung genommen hat, in eine Prüfung der Frage einzutreten“? Paragraph 1 des Börsengesetzes sagt: „Die Landesregirungen üben die Aufsicht über die Börsen aus“. Vertreter der Landesregirung ist der Staatskommissar, der zum Ressort des Handelsministers gehört. Hat er das Recht, gegen die Zulassung unerwünschter Papiere einzuschreiten? Im Paragraphen 2 des Börsengesetzes heißt es: „Die Staatskommissare sind berechtigt, die Börsenorgane auf hervorgetretene Mißbräuche aufmerksam zu machen“. Man kann daraus folgern, daß die Regirung berechtigt ist, ihre Aufsicht auch auf die Zulassung von Werthpapieren zu erstrecken; denn ihr Kontrolrecht ist durch keine einschränkende Bestimmung begrenzt. In den Motiven zur Börsengesetznovelle heißt es, daß die Berechtigung der Landesregirung, gegen nicht erwünschte Emissionen einzuschreiten, sich ohne Weiteres aus ihrem Aufsichtrecht ergiebt. Sie kann auf die Zulassungstelle einwirken, aber die Entscheidung nicht erzwingen, sondern sie erst wieder als Beschwerdeinstanz angreifen. Doch giebts gegen gefährliche Emissionen noch andere Mittel. Die Zulassungstelle hat, nach dem Gesetz, die Aufgabe und die Pflicht, Emissionen nicht zu genehmigen, durch welche „erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden oder die offenbar zu einer Uebervortheilung des Publikums führen“. Es ist nicht immer leicht, eine Schädigung „erheblicher allgemeiner Interessen“ festzustellen; und bei der Prüfung des Prospektes der Chicago-Milwaukee-Shares wäre die Zulassungstelle sicher nicht auf die Idee gekommen, daß ein „erhebliches allgemeines Interesse“ auf dem Spiel stehe. Die Bahn zahlt seit acht Jahren regelmäßig Dividenden von 7 Prozent; und das Papier wird zu etwa 130 Prozent notirt. Das Kapital der Bahn setzt sich aus 116 Millionen Dollars Stamm- und 116 Millionen Dollars Vorzugsaktien zusammen. Die Bahn gehört zu den wenigen amerikanischen Gesellschaften, die nicht überkapitalisirt sind. Auf die Meile ihres Netzes kommen nur 34000 Dollars investirten Kapitals. Sie hat große Reserven und ist ungefähr das Beste, was Amerika hat. Gegen diese Aktien läßt sich eigentlich also nichts sagen. Deshalb soll die Entscheidung nicht als Konsequenz einer Untersuchung fallen, sondern mit Rücksicht „auf die Lage des Geldmarktes“; und da eine drohende Schädigung eines erheblichen allgemeinen Interesses nicht zu erweisen ist, spricht man von der „Ueberschwemmung“ des deutschen Marktes mit fremdländischen Papieren. Die mit oft bewährter Sachkenntniß arbeitenden Börsenfeinde gaben das Schlagwort aus: „Invasion von 900 Millionen Mark amerikanischer Eisenbahnshares!“ Ob sie wirklich glauben, das ganze Aktienkapital der Bahn komme nach Berlin? In der Wirklichkeit handelt sichs um ganze 12 Millionen Mark! Eine Ueberschwemmung wäre also nicht zu fürchten. Natürlich sollen die Chicagobahnaktien nicht zur Kassanotiz, sondern zum Terminhandel eingeführt werden. Das versteht sich bei dem Charakter des Papiers von selbst. Aber man konnte immerhin schreien: „Eine neue Spielmarke!“ Da könnte übrigens

auch der Bundesrath einſchreiten, dem jeder einzelne Antrag auf Zulaſſung eines Papiers in den Ultimohandel vorgelegt werden muß. Doch das Vaterland ſoll gerettet werden; auch vor geſunder Vernunft.

Die Behauptung vom übermäßigen Abfluß deutſchen Geldes nach dem Ausland wird widerlegt durch das Ergebniß der deutſchen Zahlungbilanz, die im Jahr 1910 einen beträchtlichen Ueberſchuß der Goldeinfuhr brachte. Eine Ueberſchwemmung aber müßte ſich im Verhältniß der fremden zu den einheimiſchen Werthpapieren äußern. Im Jahr 1910 ſind 3598 Millionen Mark in Werthpapieren angelegt worden. Davon 739 Millionen in ausländiſchen Effekten. Ein Verhältniß von 20 Prozent, das ſich wahrſcheinlich nach Ablauf dieſes Jahres weiter erhöht haben wird, bei dem man aber von Ueberſchwemmung noch nicht reden darf. In den letzten Jahren hat ſich die Summe der ausländiſchen Effekten in Deutſchland raſch vermehrt. Läßt ſich dagegen ankämpfen? Dem Reich fehlt die Polizeigewalt über das Geld der Privatleute. Das geht dem Zinsfuß und der Kurschance nach. Das Publikum fragt, wo ihm der beſte Weizen wächſt. In die knappe Rüſtung deutſcher Staatspapiere läßt ſich Keiner zwängen. Nur Unkenntniß kann glauben, daß eine Grenzſperre gegen ausländiſche Werthe den deutſchen Renten Käufer ſchaffen werde. Die Börſen des Auslandes bieten dem deutſchen Bürger täglich die Gelegenheit, ſein Geld anzulegen und zu verlieren. Iſts da nicht beſſer, man läßt die beſten fremden Papiere ins Land, wo ihr Preisſtand auf dem deutſchen Kurszettel zu beobachten iſt? Auch an deutſchen Papieren iſt ſchon viel Geld verloren worden; und fremde Effekten haben uns viel eingebracht. Deutſchlands Gewinne an Ruſſen und Amerikanern haben in der Zeit von 1860 bis 1892 mehr als eine Milliarde betragen. Die Banken leiden nicht an überſtrömender Liebe zur Menſchheit; Humanität deckt ſich eben nicht immer mit Dividendenpolitik. Alſo müſſen ſie manche Emiſſion mitmachen, an die ſie nichts Anderes knüpft als der Wunſch, möglichſt bald aus der Geſchichte herauszukommen, natürlich mit anſtändigem Nutzen. Auch an die Konkurrenz muß man denken; an das Rennen um Bulgaren, Ungarn, Türken. Frankreich kann ſich dem Ausland wähleriſch zeigen. Deutſchland, mit ſeiner ungeheuren Betriebſamkeit, mit den rieſigen Geldturbinen, braucht Arbeit. Die franzöſiſchen Banken ſind Safes, die deutſchen ſind Fabriken. Neben das Bedürfniß des Publikums tritt, als zweites Motiv für die Anlage deutſchen Geldes in fremdländiſchen Papieren, der Materialbedarf der Banken. Die verwalten einen großen Bruchtheil des deutſchen Vermögens; mit höhniſcher Geberde kommt man über die Werthung ihres Effekten- und Konſortialgeſchäftes nicht hinweg. Und die volkswirthſchaftliche Bedeutung ausländiſcher Effekten hat kein Nationalökonom von Gewicht je gering geſchätzt. Schmoller hat in der Börſenenquetekommiſſion geſagt: „Wenn Deutſchland ſeine Bedeutung auf dem Weltmarkt erhalten und ſtärken will, muß es ſein auswärtiges Kapitalgeſchäft im Allgemeinen eher vermehren als einſchränken.“ Und Sartorius Freiherr von Waltershauſen

sagt in seinem Standardwerk „Das volkswirthschaftliche System der Kapitalanlage im Ausland“: „Der Exportkapitalismus spinnt sein heutiges Gewebe auch über die europäischen Länder unter einander. Unzählige feine Fäden, nicht Jedem sichtbar, überziehen das Ganze, laufen von Bankhaus zu Bankhaus, von Börse zu Börse, von Kaufmann zu Kaufmann, von Rheder zu Rheder, von Familie zu Familie. Ist in diesem ganzen Getriebe kein anderer Sinn als Geldgewinn, Uebervortheilung, Konkurrenz? Bringt es nicht auch gegenseitige Förderung, wachsendes Vertrauen, Verständniß, Anpassung, wechselseitige Rücksichtnahme? Würde ein Krieg nicht alle europäischen Kapitalisten zugleich schädigen, da schon eine Geschäftskrisis in Wien auch in Berlin, eine solche in Paris auch in London aufs Tiefste empfunden wird?“ Die Zinsen, die das Ausland für die in Deutschland untergebrachten Effekten zu zahlen hat, werden verrechnet gegen Waaren, die dem deutschen Markt geliefert werden. Rußland zahlt die Zinsen seiner Außenanleihen in Getreide. Mit seiner Getreideausfuhr wächst sein Kredit als Schuldner. Die deutsche Industrie hat von dem Gelde, das fremden Ländern gegen Schuldverschreibungen geliehen wird, beträchtlichen Vortheil; auch da, wo Bestellungen nicht zur ausdrücklichen Bedingung der Anleihe gemacht wurden. Hätte Deutschland sich von der Finanzirung fremder Anleihen ganz zurückgehalten, so wäre seiner Industrie der Weltmarkt von Frankreich, England, Amerika streitig gemacht worden. Könnte man das Ergebniß der Vermischung deutschen Geldes mit fremdem Kapital per Saldo feststellen, so müßten die Streiter für Schutz und Ehre des deutschen Vermögens verstummen. Aber die deutschen Staatspapiere sollen gehoben werden; deshalb ist alles fremde Wesen, das sich bei uns etwa mausig machen will, zu bekämpfen. Die Rechnung ist falsch. Wer Vergnügen an der Spekulation in Amerikanern hat, pflegt nicht an deutsche Renten zu denken; findet er keine Amerikaner, so kauft er sich ein Industriepapier. Das Verlangen nach hochverzinslicher Geldanlage hat überall die Möglichkeit reichlicher Befriedigung.

Daß in Frankreich die Regirung in jede Emission hineinreden kann, ist nicht immer ein Glück. In einem Rentnerland mag dieser Zustand erträglich sein. In einem regsamen Industriestaat wäre ers nicht. Warum nennt man die deutschen Großbanken so stolz „Welthäuser“? Doch nicht, weil alle Welt das Recht hat, ihnen Rathschläge zu geben. Von morgen an soll also der preußische Handelsminister über die „Lage des Geldmarktes“ wachen; und diese Lage wird natürlich stets schlecht sein, wenn ein fremder Eroberer vor den Thoren steht. Neben der Diskontpolitik der Reichsbank wird es nun die weise Emissionpolitik des preußischen Handelsministers geben, der ja sicher die innere Gesundheit eines Weltgeschäftes besser zu beurtheilen vermag als der erfahrene Fachmann, der seit Monaten mit seinem Unterthanenscharfsinn daran arbeitet. Morgen kann die Frucht der Vorarbeit ihm vernichtet werden.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Februar 1911.

Das Reichsland.

„Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selbst nicht so dumm oder so schlecht bin, zu wünschen, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brechen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballes. Beruhigt Euch, Ihr Pharisäer der Nationalität! Ich werde Eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen; wenn sie nicht mehr eine müßige oder knechtische Spielerei sind. Ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem Deutschen Reich nicht so leicht einverleiben, wie Ihr es thut; denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich: wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen haben, wegen der Gleichheitgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüth sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge viel zu wünschen übrig lassen. Doch die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir Das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese Nation in der That überflügeln, wie wir es schon im Gedanken gethan haben, wenn wir uns bis zu dessen letzten Folgerungen emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihren letzten Schlupfwinkel, den Him-

mel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen und wie wir, die Jünger, es wollen. Nicht nur Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns dann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt. Die ganze Welt wird deutsch werden. Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus." Diese Sätze schrieb Heinrich Heine am siebenzehnten September 1844. Dreißig Jahre danach sprach der größte Schüler heinischer Stilkunst: „Das Elsaß hat, Straßburg abgerechnet, volle zweihundert Jahre und darüber zu Frankreich gehört und die Gewohnheit hat über die Menschen eine außerordentliche Macht. Wenn die Elsässer erst einmal zweihundert Jahre zu Deutschland gehört haben werden, dann empfehle ich einen vergleichenden Rückblick: und ich bin überzeugt, daß sie bei uns doch im Ganzen angenehmer gelebt haben. Jedenfalls werden sie dann an der ursprünglichen Stammesgemeinschaft der Deutschen mit eben so großer Wärme und Energie hängen, wie jetzt die Anhänglichkeit ist, die sie, in einem so vortrefflich geläufigen Deutsch, für Frankreich an den Tag legen. Nicht für Elsaß-Lothringen haben unsere Krieger ihr Blut vergossen, sondern für das Deutsche Reich, für seine Einheit, für den Schutz seiner Grenzen. Wir haben die Länder an uns genommen, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinausschieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damit wir ein Glacis haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen. Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, die Herren aus dem Elsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irruptionen, die seit zweihundert Jahren diese leidenschaftliche, kriegerische Völkerschaft unternimmt, deren alleiniger, direkt ausgesetzter Nachbar zu sein Deutschland das Unglück und die Unannehmlichkeit hat. Diesen Kriegen gegenüber haben wir die Spitze von Weißenburg, die tief in unser Fleisch hineinragt, abbrechen

müssen; und gerade in dieser elsässischen Spitze wohnt ein Theil der früher französischen Bevölkerung, der an Kriegslust, an Haß gegen den deutschen Nachbarstamm den Galliern in keiner Weise Etwas nachgiebt. Bis zu dem Zeitpunkt, wo wir die jetzt unter uns anwesenden Abgeordneten von Elsaß-Lothringen kennen lernten, habe ich sanguinischere Ansichten über die Möglichkeit gehabt, in Elsaß-Lothringen bald ein konstitutionelles und parlamentarisches Leben großzuziehen. Nachdem wir nun die Tonart kennen gelernt haben, in der die gewählten Vertreter von Elsaß-Lothringen die Reichspolitik, die Reichsinteressen auffassen, habe ich (ich bin sonst nicht schüchtern in der Politik) doch ein gewisses Bangen und Zagen empfunden, ob ich dem Reich den Schritt zumuthen darf, der dahin führen kann, daß wir in Elsaß-Lothringen eine parlamentarische Institution schüfen, deren Majorität oder Gesammtheit von der Gesinnung und Auffassung der Herren Abgeordneten Simonis und Winterer sein könnte. Ich glaube, daß ein solches Parlament für den europäischen Frieden eine große Gefahr in sich bergen würde. Alle unsere Schritte werden von den Interessen und vor allen Dingen von der Sicherheit des Reiches, seines Gebietes und seiner Grenzen geleitet werden; und so wenig ich sonst vor einem gebotenen dreisten Entschluß in der Politik zurückschrecke, werde ich mich durch Vorwürfe oder durch Ueberredung nicht dahin bringen lassen, die Interessen des Deutschen Reiches aus Gefälligkeit für solche Elsässer zu gefährden, die im Ganzen nicht zu unseren Freunden gehören. Verlangen Sie von mir nicht, daß ich auf einem so brüchigen und für die Sicherheit und Ruhe des Reiches bedenklichen Boden mit einer gewissen stürmischen Eile vorausdrängen soll, immer bereit bleibend, die Verantwortung für die Folgen zu tragen.“ (Am dreißigsten November 1874.)

Zwei Statthalterstimmen. Edwin Manteuffel, der Marschall: „Ist mein Urtheil richtig, so ist die weitere Entwickelung seiner Verfassung der Wunsch des Landes und das Bedürfniß für seinen Frieden. Aber zum Reifen solcher Frucht gehört Zeit; erstürmen läßt sie sich nicht; voreiliges Fordern einzelner Prärogative führt vom Ziel ab. Erforderlich ist: Festhalten an der bisherigen rein sachlichen Erledigung der Fragen, bei selbständigster Vertretung des Landes; Festhalten an der bisher bewährten Mäßigung, aber auch offen furchtlose Anerkennung der Zusammengehörigkeit von

Elsaß-Lothringen mit Deutschland. Ich verlange heute noch keine Sympathien für diese Zusammengehörigkeit; mein Rath ist nur, das Land möge sich klar machen, daß sie definitiv ist. Ich kenne den Grundton der deutschen Nation zu gut, um nicht zu wissen, daß ihre Vertreter eine diktatorische Behandlung von Elsaß-Lothringen nicht wollen und die Möglichkeit herbeiwünschen, Elsaß-Lothringen auch in Bezug auf seine Verfassung gleichberechtigt neben den anderen deutschen Staaten zu sehen. Den Weg, der dahin führt, habe ich angedeutet. Ich glaube nicht, daß der stolzeste Römer je stolzer auf Rom gewesen ist, als ich es auf mein Vaterland bin; und daß die Landeseinwohner, die mit dem Ausland paktiren sollten, das Tischtuch zwischen sich und mir zerrissen, habe ich schon beim Betreten des Landes ausgesprochen. Aber Seine Majestät der Kaiser hat mich in dieses Land gesandt, Wunden zu heilen, nicht, Wunden zu schlagen. Ich soll Gefühle schonen, die in der Natur liegen nach der Trennung von einem Staat, wie Frankreich es ist, nach zweihundertjährigem Zusammenhang. Ueber den Rhein hinüber rief ich laut, daß Elsaß-Lothringen seine alten landständischen Rechte niemals verwirkt habe, daß nach seiner Wiedervereinigung mit Deutschland ihm daher alle Verfassungrechte der anderen deutschen Lande zustehen, daß Elsaß-Lothringen von einer Religion und Gesetz ehrenden Bevölkerung bewohnt sei, deren innerer Werth sich schon dadurch zeige, daß eine zweihundertjährige Vergangenheit in ihren Herzen fest wurzle und sie ihre Gefühle nicht wechsle wie Kleider; unsere Pflicht sei, diese Gefühle zu respektiren. Das Reich kann dem Lande die vollen Verfassungrechte nicht eher geben, als bis es die Sicherheit hat, daß ihm selbst nicht neue Schwierigkeiten dadurch entstehen. Kein Mensch hat das Recht, zu verlangen, daß Elsaß-Lothringen französischer sei als Frankreich selbst, das dieses Land nicht behaupten konnte und in völkerrechtlichem Vertrag an Deutschland zurückgegeben hat. Die Pflichten der Elsaß-Lothringer gegen ihr Geburtland treten jetzt in den Vordergrund. In vollstem Freimuth erkläre ich, daß ich mir zur letzten Aufgabe meines Lebens gestellt habe, Elsaß-Lothringen seine verfassungmäßige Selbständigkeit zu erwerben; und meinen Ruhm hätte ich darein gesetzt, daß man dereinst auf meinem Grabstein läse: ,Hier ruht der Mann, unter dessen Verwaltung Elsaß-Lothringen seine Gleichberechtigung

mit den anderen deutschen Staaten erworben hat.' Ich denke, die dem Land nachtheiligen, wirklich veralteten Protestphrasen und Hetzereien werden nach und nach aufhören. Nur subalterne Auffassung meint, Elsaß-Lothringen müsse als ein erobertes Land behandelt werden. Ich kenne den gesunden Kern der Bevölkerung, weiß, daß sie mich versteht, und die Zukunft wird mir Recht geben." Chlodwig Hohenlohe, der Reichsfürst: „Wenn eine Nation ein Land erobert oder wiedergewinnt, so will sie es auch behalten. Sie ergreift daher alle Maßregeln, um ihren Besitz zu sichern. Diese Maßregeln sind um so schärfer, je lebhafter sich das Bestreben des Nachbars geltend macht, wieder in den Besitz des verlorenen Landes zu gelangen. Der Paßzwang wird aufhören, wenn wir seiner nicht mehr bedürfen. Andere Maßregeln werden folgen, um Elsaß-Lothringen dauernd von Frankreich abzuziehen und uns näher zu bringen. Unsere Aufgabe ist, dem Land und dem Volk zu beweisen, daß es unter deutscher Herrschaft gedeihen kann."

Drei Fürstenstimmen. Wilhelm der Erste von Württemberg (der 1815 im Elsaß Corpskommandant gewesen war) während des Krimkrieges zu Bismarck: „Kommt es zum Aeußersten, so muß mir das Hemd näher sein als der Rock. Geben Sie uns Straßburg: und wir werden für alle Eventualitäten einig sein; so lange Straßburg aber ein Ausfallsthor für eine stets bewaffnete Macht ist, muß ich fürchten, daß mein Land von fremden Truppen überschwemmt wird, bevor mir der Deutsche Bund zu Hilfe kommen kann. So lange Straßburg nicht deutsch ist, wird es immer ein Hinderniß für Süddeutschland bleiben, sich der deutschen Einheit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben. Deutschland kann nicht früh genug mit starken Streitkräften am Oberrhein eingreifen; die Franzosen werden stets früher da sein." Kronprinz Friedrich an die Schwester Luise: „Ich bin der Meinung, das Elsaß inclusive Metz zunächst als Reichsland zu verwalten und Niemand speziell zu geben." Großherzog Friedrich von Baden an den Minister Jolly: „Wir Badener müssen besonders vorsichtig sein, da uns jeder Schritt zur Wiedervereinigung von Elsaß und Lothringen als eigennützig ausgelegt werden kann. Dies ist um so mehr zu befürchten, als schon ganz offen von der Vergrößerung Badens durchs Elsaß gesprochen wird und mir von preußischen Generalen in diesem Sinn Andeutungen gemacht

wurden, die kaum mehr einen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß diese Absicht besteht. Wenn Deutschland durch die nun von Frankreich zurückeroberten Provinzen vergrößert werden soll, müssen diese Provinzen unter preußische Oberhoheit gestellt werden; falls sie einen gewissen Grad von Selbständigkeit behalten sollen, könnte Preußen (Das heißt: der Kaiser) einen Statthalter bestellen, der die Provinzen, unter Berücksichtigung ihrer Eigenthümlichkeiten, selbständig zu regiren hat. Bei Besprechung der Frage, ob die eroberten französischen Gebietstheile zu einem neutralen, unabhängigen Staat umgestaltet werden sollen, der die Sicherung Deutschlands vor künftigen Kriegsgelüsten Frankreichs herbeiführen kann, dürfte vielleicht erwähnt werden, daß ein solcher Gedanke immerhin eine gewisse Berechtigung hat, insofern er diesen Landestheilen eine Selbständigkeit gewährt, welche Deutschland ihre Freundschaft für die Zukunft viel mehr sichert als eine Eroberung. Wir könnten sagen, der aufgetauchte Gedanke, Baden durch Elsaß zu vergrößern, also zu entschädigen, widerstrebe unseren Anschauungen von der künftigen definitiven Gestaltung Deutschlands. Die bestimmte Betonung dieser Gesinnungen scheint mir nöthig, weil ich oft vernehme, man glaube in maßgebenden Kreisen, verpflichtet zu sein, die süddeutschen Staaten für ihre nationale Gesinnung zu belohnen. Wenn wir also diese Art Kompensation recht entschieden im Voraus ablehnen und das wahre nationale Gesammtinteresse hoch halten, so können wir auch dazu beitragen, Bayern und Württemberg mit in diese Bahn zu führen und solche Gelüste im Keim zu ersticken. Diese Selbstverleugnung möchte ich noch lieber Selbstachtung nennen. Die Provinzen kann nur der Stärkste erhalten, der allein im Stande ist, sie mit eigener Kraft zu behaupten; in Baden ist man deshalb dafür, daß Elsaß und Lothringen der Krone Preußen unterstellt werden."

Diese Sätze zeugen laut wider Bismarcks Annahme, der Großherzog habe schon während des Krieges die Vergrößerung Badens, die „Abrundung zu einem ansehnlichen Königreich" erstrebt und später gegrollt, weil er den an dieses Ziel führenden Weg gesperrt fand. Laut aber (in einem Ton, der uns heute zu Wehmuth stimmt) erinnern sie auch an die fast schon vergessene Thatsache, daß die Eingliederung der eroberten Provinzen in die preußische Monarchie damals in den anderen deutschen Staaten kaum einen

ernst zu nehmenden Gegner hatte. Mit Friedrich von Baden stimmte der Großherzog von Oldenburg überein. Ernst von Sachsen-Koburg war bereit, als Vertreter Preußens für die Uebergangszeit Statthalter in Straßburg zu werden. (Bismarck lehnte das Erbieten schroff ab; hohe Herren, sagte er zu Keudell, haben im Elsaß jetzt nichts zu suchen.) In dem Bericht des Bundesrathes vom zwanzigsten April 1871 stehen die Sätze: „Ob durchschlagende und dauernde Gründe gegen die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit der preußischen Monarchie vorliegen, darüber hat selbstverständlich das Ermessen der preußischen Regirung zu entscheiden. Hier sollte nur festgestellt werden, daß mindestens kein Widerstreben einer solchen Lösung entgegentreten würde.“ Also eine unzweideutige Aufforderung: Entschließt Euch in Berlin noch jetzt zur Annexion; wir würden darin die einfachste Lösung des Problemes sehen. Vier Wochen danach sprach Heinrich von Treitschke, der vom Wahlkreis Kreuznach-Simmern Abgeordnete, im Deutschen Reichstag: „Noch vor wenigen Monaten hatte ich gewünscht, daß dieses Reichsgesetz (über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Reich) die Worte enthalte: ‚Die Lande werden dem preußischen Staat einverleibt.‘ Ich sagte mir: die Aufgabe, diese entfremdeten Stämme deutscher Nation unserem Land wieder einzufügen, ist so groß und schwer, daß man sie nur erprobten Händen anvertrauen darf; und wo ist eine politische Kraft im Deutschen Reich, die die Gabe, zu germanisiren, erprobt hat wie das glorreiche alte Preußen? Ich, der ich nicht ein geborener Preuße bin, darf es wohl sagen, ohne mir den Vorwurf der Prahlerei zuzuziehen: Dieser Staat hat die Preußen selber dem polnischen Wesen, die Pommern dem schwedischen, die Ostfriesen dem holländischen, die Rheinländer dem französischen Wesen entrissen und rückt noch heute alltäglich die Schlagbäume deutscher Gesittung einige Zoll weiter ostwärts. Dieser erprobten Kraft, hatte ich gemeint, sollten wir die Aufgabe aufbürden, auch im Westen der Held und Mehrer des Deutschen Reiches zu sein. Die Elsässer sind uns, als Mitglieder eines centralisirten fremden Staates, nur zu fremd geworden; mit um so größerer Energie sollte man sie in einen deutschen Einheitstaat hineinzwingen, in die fest geschlossene Kraft des preußischen Staatslebens. Und für Preußen wie für Deutschland wäre es ein Glück gewesen, wenn der Staat, der Deutschland leitet, auch in

seinem Inneren zahlreiche süddeutsche Elemente enthielte. Preußen muß, wenn es Deutschland verstehen und leiten soll, in seinem Inneren süddeutsche Eigenart schätzen und würdigen lernen. Diese Hoffnung fiel an dem Septembertag, da die preußische Krone in München erklären ließ, sie wolle für sich keine Vergrößerung. Jetzt müssen wir die Verhältnisse, wie sie liegen, annehmen und fragen: Wie gehen wir zu Werk, um dieses Reichsland, um dieses gemeinsame Besitzthum Deutschlands mit deutscher Gesittung zu erfüllen, um es in Wahrheit zu einem Gliede des Deutschen Reiches zu machen? Wir wollen die neuen Landsleute vom ersten Augenblick an als Deutsche behandeln und darum ihnen von Unbeginn einige Grund- und Kerngedanken des deutschen Staatsrechtes schenken, die gleichsam die politische Luft bilden, darin wir leben. Wir wollen die neuen Landsleute dadurch ehren, daß wir ihnen die mächtigste und erste Dynastie, die wir besitzen, geben; und wenn dereinst die Zeit kommt, da einige der alten Kaiserschlösser im Elsaß wieder aufgebaut werden, dann werden wir nicht zu erröthen brauchen, den Adler der Hohenzollern neben den Löwen der Hohenstaufen aufzuhängen, die heute noch auf der Hochkönigsburg bei Schlettstadt Wacht halten. Die Elsässer sind seit Jahren mit Versprechungen gefüttert worden und haben sich dadurch gegen jede Regierung jenes Mißtrauen angeeignet, das zum Charakterzug des französischen Volkes geworden ist. Wir aber üben deutsche Art; versprechen wir den Elsässern nicht zu viel, aber dann: ein Mann, ein Wort! Es ist die Weise außerordentlicher Staatsmänner, auf sich selber und ihre überlegene Kraft zu rechnen und die Institutionen sich gleichsam auf den Leib zuzuschneiden; sie dürfen wagen, Institutionen zu schaffen, die unklar, verworren und schwer zu beherrschen sind, denn sie denken, mit Recht: Ich werde sie bewältigen können. Wir aber sollten auch an die kleinen Menschen denken, die nach dem Fürsten Bismarck dereinst kommen werden. Ich kann, als Volksvertreter, nicht über mein Gewissen bringen, gleichsam mit verbundenen Augen auf dem Schiff zu stehen und in ein klippenreiches Meer hinauszusegeln, lediglich in dem Vertrauen, daß ein wetterfester Steuermann am Ruder steht. Den Gedanken, die Provinzen Elsaß und Lothringen in einen Staat umzuwandeln, halte ich für ganz und gar verwerflich. Seit langen Jahren kämpfen wir in harter Arbeit um Deutschlands

Einheit. In diesem Jahrhundert sahen wir Hunderte der deutschen Kleinstaaten zusammenbrechen. Wir sind jetzt gesonnen, die wenigen Staaten, die noch geblieben sind, als Männer von rechtlichem Sinn zu achten und zu schonen, weil sie nicht mehr im Stande sind, der Macht des Deutschen Reiches geradezu verderblich zu werden. Aber zu der noch allzu großen Zahl einen neuen Staat zu schaffen, jetzt, da wir hart am Werk sind, die deutsche Zersplitterung zu verringern, aus drei Departements, die niemals in ihrer Geschichte ein Staat waren, jetzt einen Staat neuzubilden, einen neuen halbdeutschen Partikularismus an der gefährdeten Grenze großzuziehen: Das wäre ein Schlag in unser eigenes Angesicht. Das eigentliche Hauptbedenken gegen das ‚Reichsland‘ liegt doch offenbar darin, daß wir dort leicht einen neuen Partikularismus der ungesundesten Art, der immer von Neuem durch französische Agenten aufgehetzt wird, künstlich erziehen können. Und er ist schon in üppigster Blüthe vorhanden. Im Elsaß lebt der selbe Partikularismus, der die Pommern zu guten Schweden, die Hannoveraner auf die drei Kronen von England stolz machte, so fest und so tief gewurzelt wie kaum irgendwo auf deutschem Boden. Dafür zu sorgen, daß er nicht zu einer Gefahr werde: Das scheint mir die Aufgabe. Ich wünsche auch, daß nicht etwa eine Spielerei mit einem fürstlichen Statthalter, einem Prinzen gemacht werde, der Hof halten muß. Ein solcher Prinz gehört, mit aller Hochachtung für hohe Geburt sei es gesagt, zu den schlechtesten Beamten, weil er Hof halten muß. Die Elemente der Gesellschaft, die durch solchen höfischen Flittertand gewonnen werden können, sind solcher Art, daß ich wenigstens auf deren Unterstützung mit Vergnügen verzichte. Das Werk des Germanisirens im Elsaß wird gelingen, muß gelingen. Das Recht der Natur, die Stimme des Blutes, die schon so viele verlorene Söhne unseres großen Vaterlandes in das Reich zurückgeführt hat, wird sich auch im Elsaß regen. Der Tag wird kommen, wo in dem letzten Dorf der Vogesen der deutsche Bauer sprechen wird: Es ist ein Glück und eine Ehre, Bürger des Deutschen Reiches zu sein.“

Noch ist dieser Tag nicht gekommen. Trotzdem die Generation, die im Kriegsjahr die Grenze des Mannesalters überschritten hatte, fast ausgestorben ist und der Corpskommandant General von Blume einst voraussagen zu dürfen glaubte, ihr Tod werde

schnell die Deutschheit der beiden Provinzen sichern. Wars klug, sie zu einem „Reichsland“ zu machen? Nützlich, sie, die aus einem festen, fast chinesisch abgeschlossenen Kulturverband kamen, ohne das Leitseil der Stammverwandtschaft ins Nebelmeer staatsrechtlicher Begriffe zu stoßen? „Ernsthaft konnte nur in Frage kommen, ob das Elsaß und Lothringen einem der bestehenden Bundesstaaten (ganz oder unter Vertheilung der Länder) angeschlossen werden soll oder ob es zunächst ein unmittelbares Reichsland bleibt, bis es selbst, so zu sagen, in der deutschen Familie mündig geworden ist, um über sein eigenes Geschick mitzubestimmen. Ich habe mich von Anfang an unbedingt für das Reichsland entschieden; erstens, um dynastische Fragen nicht ohne Noth in unsere politischen zu mischen, zweitens, weil ich glaube, daß die Elsasser sich mit dem Namen der Deutschen leichter als mit dem der Preußen abfinden. Der Name Preußen ist nicht ohne Erfolg durch die künstlichen Intriguen der französischen Regirung verhaßt gemacht worden; es war alte Tradition in Frankreich, nicht anzuerkennen, daß die Preußen Deutsche seien, stets den Deutschen zu schmeicheln und sie als Schützlinge Frankreichs gegenüber Preußen darzustellen. Wo die Franzosen etwas Uebles von uns sagen wollen, da heißt es: Les Prussiens; wo sie Etwas anerkennen wollen, da sagen sie: Les Allemands. Leichter als die Gewöhnung an den Namen Preußen wird den Elsassern der Enschluß sein, ihrer Abstammung als Deutsche sich bewußt zu werden. Aber wir dürfen nicht daran denken, den Reichstag als elsasser Landtag zu substituiren. Alle anderen deutschen Volksstämme besorgen ihre Geschäfte, so weit sie nicht der Reichskompetenz anheimfallen, unter eigener Mitwirkung; wie sollten die Elsasser dazu kommen, bei Vertretung ihrer eigensten Angelegenheiten die Pommern, Württemberger, Sachsen, Hannoveraner und andere Stämme darüber abstimmen zu lassen? Warum sollen wir dieses Land, dessen Bewohner doch vollkommen ausgetragene Kinder sind und ihre Geschäfte vollständig verstehen, gewissermaßen unter eine Reichsvormundschaft stellen?“ Das hat Bismarck im Reichstag gesagt (und wer ihm, wie Herr von Bethmann, zutraut, er habe fast zwanzig Jahre nach dem Krieg ernstlich an eine Vertheilung des Reichslandes gedacht, läßt sich von einer Strategenkunst blenden, die manchmal die Mühe der Aktenanlage nicht scheuen durfte). In der Gemeinschaft mit

Baden, dessen Großherzog das Herz jeder Bourgeoisie zu gewinnen verstand, hätten die Elsässer sich schnell heimisch gefühlt; und die Fuchtelsucht der sichtbarsten Lothringer hätte der Zwang der engen preußischen Wolljacke gehemmt. Wurde nach dem Krieg aber das Gebiet eines deutschen Staates oder gar zweier Bundesfürsten vergrößert, dann fühlten die anderen, die nichts erhielten, fühlte besonders Bayern sich verletzt und schon in der Geburtstunde des Ewigen Bundes entstand unmuthiges Murren. Dem Staatsmann, der in der Wochenstube für gute Stimmung sorgen mußte, blieb keine Wahl. Um den Verdacht, daß Preußen wieder „Etwas schlucken“ wolle, zu entkräften, durfte er auch den Wunsch des Kronprinzen, der so gern (fast zwei Lustren lang) Statthalter im Reichsland werden wollte, nicht erfüllen. Die besonderen Umstände der Reichsgründung haben den Prozeß verlangsamt, in dem die eroberten Provinzen dem deutschen Staatswesen anwachsen sollten. Die Transplantation von Haut- und Knochenstückchen gelingt nur, wenn für die Möglichkeit der Einheilung in eine bestimmte Körperstelle vorgesorgt worden ist; und die Vorstellung einer seit den Tagen Ludwigs des Vierzehnten auf Deutschlands Westflanke granulirenden Wundfläche, der das Elsaß und Lothringen, als der deutschen Haut gleichartiges Gewebe, rasch einwachsen werde, hat sich als Trugbild erwiesen. Die Bewohner des Reichslandes sind nicht mehr Franzosen. Werden sie einst Deutsche sein? Als das Rheinland an das alte Deutsche Reich zurückgelangt war, hörte man, Jahrzehnte lang, in der Beamtenschaft die Klage, da sei, von diesem Bastardvolk, nichts zu hoffen, die Entfremdung von deutschem Wesen nicht in Aeonen heilbar. Wer hats den Rheinlandsöhnen angesehen, die unter Preußens Fahne fochten, unter und auf deutscher Erde dem Reich die Weltmachtstellung bereiteten? Deutschland wird die neuen Provinzen im Innersten erobern, weil es sie erobern muß. Durch Gewalt oder durch Milde? Durch Druck oder durch die Gewährung voller Freiheit? Noch heute gabeln sich vor dieser Frage die Meinungen wie vor vierzig Jahren. Und dem postumen Zeugniß der Toten, die heute hier sprachen, kann der Lebende nichts Neues, nichts Beträchtliches anfügen.

Weil das Elsaß während der ganzen Dauer des Mittelalters ein Born deutscher Kultur gewesen ist, hat das 1870 herrschende Geschlecht seine zuversichtlichste Hoffnung auf die Artverwandt-

schaft gesetzt, die nach dem ersten Frostschreck fühlbar werden und einen Frühling deutschen Empfindens herbeizaubern müsse. Ein Land, wo Eckard und Tauler der Reformation die Wege ebneten, Gutenberg seine Druckpresse besann, der Stättmeister Sturm von Sturmeck eine protestantische deutsche Hochschule schuf, Oberlin und Schilter lehrten, Herder und Goethe studirten, wo Meister Gottfried gesungen, Meister Erwin gebaut hatte: dieses Land mußte über Nacht der Vermummung müde werden und sich wieder als einen Theil des deutschen Reichsleibes fühlen. So hoffte man; und vergaß, daß hier fünfhundert Jahre lang die Römer, dann Gothen, Alanen, Alamannen, Franken befohlen hatten; die Hoheitzeichen des Ostfränkischen und des Austrasischen Reiches, Frankreichs und Spaniens anerkannt worden waren; den berühmtesten Söhnen des letzten Jahrhunderts, Rapp und Kleber, Ney und Kellermann, die Sache Frankreichs Lebensinhalt und Schicksal geworden war. Die Sache der Revolution und Bonapartes; der Weltbefreierin, Weltherrscherin. Altdeutsches Land: Das klang einlullend ins Ohr. Doch dieses Landes Bewohner wollten Franzosen sein und bleiben. Sie hatten die Schmach des Rheinbundes als Nachbarn gesehen; die Norddeutschen als eine Barbarenhorde hassen, die geknechteten oder zuchtlos bedrohten Süddeutschen bedauern, die troisième Allemagne als den Stammsitz des Volksverrathes mißachten gelernt. Wars nicht begreiflich, daß nach dem Sieg der deutschen Waffen ein Zehntel der Bevölkerung laut den Entschluß, Franzosen zu bleiben, aussprach und der größte Theil der Zaghafteren ihn dem Nächsten zuraunte, der solches Vertrauens würdig schien? Die der Scholle Verschriebenen mußten im Land aushalten; zeigten aber nach einem Vierteljahrhundert noch den Sendlingen der Patriotenliga im Winkel der Bodenkammer die Trikolore, die des Rachetages harre, und zogen am vierzehnten Julimorgen in Schaaren über die Grenze, um auf der Heimatherde das Nationalfest mitzufeiern. Deutsch? Abbé Jacot, der in einem französisch geschriebenen Buch den Lothringern vorbehaltlose Hingabe an Deutschland empfahl, hat die deutsche Sprache nie meistern gelernt. Und Graf Ferdinand von Dürckheim-Montmartin, der unter Louis Napoleon gedient und sein Schloß Fröschweiler mit den in Malmaison von Bonaparte und Josephine benutzten Möbeln geschmückt hatte, wurde von Stammesgenossen wie ein Verräther

geächtet, weil er gewagt hatte, an seine Abkunft aus einem deutschen Edelmannshaus zu erinnern. Der Rückblick lehrt, daß den Deutschen der Anschluß oft schwerer geworden ist als den nie zuvor von deutscher Wesensart Berührten. Das Nationalempfinden hat auch in diesen oft durchpflügten Boden nicht so tiefe Furchen gezogen wie das Wirthschaftinteresse. Der Weinbauer freut sich der Zollfreiheit im kaufkräftigen deutschen Reichsgebiet und wird von der Konkurrenz Frankreichs nicht mehr überrannt. Er kann sich mit dem noch immer „neuen“ Zustand eher befreunden als der Spinnereibesitzer, der in Deutschland mit starken Wettbewerbern zu ringen hat und eine Zollmauer überklettern muß, um auf den französischen Markt, seine alte Absatzstätte, zu kommen. (Die Baumwollstadt Mülhausen, die doch erst 1797, auf ihren Antrag, der Französischen Republik einverleibt worden war, ist lange das Centrum des Widerstandes gegen Deutschland geblieben.) Blinder Historismus muß ewig in Irrniß führen. Im Erdwesten schafft nicht Stammesgedächtniß noch Ahnenkult, schafft, nach dem aristophanischen Wort, nur Wohlbehagen dem Menschen ein Vaterland. Da ists, wo er gedeiht. Auch Elsaß-Lothringen wirds erleben. Der Wohlstand des Volkes ist, trotz mancher Hemmung, gestiegen. Und mählich verhallt nun der Trutzruf der alten Starrköpfe: Nous maintiendrons!

Die Liste der deutschen Regirungfehler ist lang. Von der Stunde an, da Manteuffel sich vor Monseigneur Dupont des Loges, dem Bischof von Metz, in Bewunderung bückte und diesem Paulus (den 1882, weil er sich gegen die Verleihung des preußischen Kronenordens gewehrt hatte, Gambetta und Bourbaki als großen Patrioten priesen) täglich in Schwärmertönen sein Vertrauen betheuerte, bis in die Aera Zeppelin-Aschhausen („Halten Sie mir den Bischof in Ordnung!“) hats an Mißgriffen und Uebereilungen nicht gefehlt. Auch unter Bismarck nicht; der mit keinem Statthalter ganz zufrieden war und von jedem heimlich bei Hofe (in Berlin und Karlsruhe) bekämpft wurde. Die Systeme wechselten mit allzu unbedächtiger Schnelle; was gestern als wirksames Heilmittel galt, wurde morgen als Gift verschrien. Immer der (stille oder laute) Streit der Milden wider die Harten; noch in Hohenlohes Buch liest man, wie heftig Miquel für die Ausnahmegesetze sprach, die Chlodwig nicht mehr nöthig fand. Dennoch ging Alles leidlich: weil das Reich stark und im Ansehen noch nicht

geschmälert war. Elsässern und Lothringern schwand die Sehnsucht nach dem Empire und dessen glänzender Hauptstadt. Sie schickten sich in die Gewißheit, daß Frankreich sie nicht „befreien" werde. In der Republik sank die Geburtenziffer, folgte ein Dutzendministerium dem anderen, blühten nur die paar Luxusindustrien. Deutschlands Macht, Bevölkerungzahl, Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr. Blieb man vor diktatorischen Maßregeln bewahrt, dann ließ sichs, mit dem Bischen Homerule, das die Einrichtung des Landesausschusses gewährt, am Ende noch auskommen; konnte man den „Protest" für das Sonntagsvergnügen aufsparen. Den Hähnen und Hähnchen schwoll der Kamm erst wieder, als das Deutsche Reich vereinsamte und sich zu Rückzügen entschloß, die ihm der Totfeind nicht zugetraut hatte. Schon nach der Knüpfung des franko-russischen Bundes wandte sich Dr. Petri, den Bismarcks Aerger „den einzigen deutschfreundlichen Reichstagskandidaten im Elsaß" genannt hatte, hitzig gegen die berliner Centralregirung und heischte für das Reichsland das Recht unbeschränkter Selbstbestimmung und die Souverainetät, die den Bundesstaaten gewahrt ist. Jeder neue Mond sah nun neuen Verlust. Schwäche und Zagheit brachten uns um den mühlosen Prestigegewinn, der von dem Dreyfushader, dem Kampf gegen die Kirche, dem Sieg der Jakobiner und der Enthüllung mancher Fäulniß für die deutsche Sache zu hoffen war. Nach Deutschlands traurigen Schlappen im Noten- und Redenkrieg um Marokko wurde es schlimmer. Das Deutsche Reich isolirt und von Mißtrauen eingekesselt, Frankreich umworben und in West und Ost von stark scheinenden Großmächten gehätschelt: wer weiß, wie bald vom frankfurter Friedensvertrag nur Fetzen bleiben? Die Deutschen verzichten auf den Diktaturparagraphen: fühlen sich also schwach und werben auf dem gefährdeten Glacis um Liebe. Deshalb kommt der Kaiser nach Urville und freut sich, wenn Statthalter und Bezirkspräsidenten ihm den Zustand des Landes in rosigem Licht zeigen. Deshalb wird ein Herr de Schmidt, der für Frankreich optirt, in der französischen Armee aber nicht einmal die Charge des sergent-major erlangt hat, zum Rittmeister ernannt und huldvoll aufgefordert, seine Söhne bei den potsdamer Gardes du Corps dienen zu lassen. Deshalb müssen sämmtliche Würdenträger dem Haus De Wendel Reverenz erweisen (bis über den Zweck einer vom Haupt dieses Hauses angelegten Chaussee eine Erörterung entsteht,

in die sogar der Große Generalstab eingreift). Deshalb müssen die Söhne eines französirten deutschen Freiherrn, der unter Louis Napoleon Kammerherr und Mitglied des Corps Législatif gewesen war, die Geschäfte des Staates und der Kirche leiten. Wird jedem Vermögenden, der sich spröd vom deutschen Leben zurückhält, des Herzens Wunsch vom Auge abgelesen und Denen, die sich für die deutsche Sache ins Feuer stellen, angedeutet, daß sie besser thäten, unliebsames Aufsehen und Geräusch zu meiden. Englische Touristen werden im Reiseanzug aus dem Hotel geholt und auf die bequemsten Paradeplätze geleitet; auf die Stirn französischer Grenzwächter strahlt die Gnadensonne hernieder. Mancher gute Deutsche aber friert im Schatten. In Allem wittert man das Geständniß der Schwachheit; und wagt endlich wieder den derben Gestus übermüthiger Feindschaft. Seit ein Hauptmann des Königsregimentes einen franzelnden jungen Lothringer, der sich wider besseres Wissen gerühmt hatte, den Deutschen in einem Restaurant geschlagen zu haben, im Zweikampf mit der ersten Kugel tot in den Sand gestreckt hat, haben die nächtlichen Belästigungen der Offiziere aufgehört. In Metz aber ists so weit gekommen, daß ganze Horden am hellen Tag bis vor die Hauptwache gezogen sind und „Vive la France!“ gerufen haben. Dreimal mußte die Wache den Platz räumen: dann erst zerstob die Schaar, die nicht etwa nur aus Strolchen und Bummlern bestand. In der größten Garnisonstadt des Reiches. Nach vierzigjähriger Herrschaft und zwanzigjährigem Werben um Liebe. Wie wurde Das möglich? Der alte Respekt ist eben fort.

Die Frage nach der Zukunft des Reichslandes gehört in den Bezirk der internationalen Politik und darf nicht ohne Mitwirkung des Großen Generalstabes beantwortet werden. Im Kriegsfall wären starke, in der Grenzgegend rasch ergänzte französische Truppen vor den Thoren Lothringens, ehe unser Nachschub aus Westfalen angelangt sein könnte. Leben im Reichslande den Franzosen Freunde, die Schienenstränge zerstören und Telephondrähte zerschneiden, dann können die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz uns ungünstig lauten und zaudernde Gegner Deutschlands aus vorsichtiger Neutralität locken. Mit unerbittlicher, unerschreckbarer Kraft muß deshalb jeder Auflehnungversuch niedergezwungen werden. Ist die Autorität des Reiches wieder hergestellt, den pariser patriotards jeder Zweifel daran genommen, daß auch das be-

hutsamste Hetzmanöver nicht ungeahndet bleiben wird, und enthebt Deutschland sich dem weichen Pfühl passiver Politik, die sich mit friedseligem Verzicht noch brüstet, dann darf es Elsässern und Lothringern gewähren, was sie wünschen. Was sie wünschen: nicht weniger; sonst ists vernünftiger, das Gewordene nicht erst anzutasten. Sie fordern für ihr Land den Rang und das Recht eines selbständigen, im Bundesrath vertretenen Staates. Diesen Wunsch könnte ein starkes und seiner Stärke bewußtes Reich erfüllen (die Hindernisse, die jetzt auf Papier gemalt werden, sind selbst von mittelwüchsigen Leuten leicht zu überwinden); und würde ein gutes Geschäft machen, wenn Elsässer und Lothringer dann so laut, daß mans in Paris hörte, erklärten: „Wir sind zufrieden." Das Geflenn um die „verlorenen Töchter" müßte an dem Tag enden, wo die Beweinten ihrem Behagen rückhaltlosen Ausdruck gäben. Was der Kanzler vorschlägt (reichsländische Volksvertretung, Oberhaus, erweiterte Selbstbestimmung), ist nicht genug oder zu viel. Würde das Feuer schüren, das wir ersticken müssen. Ein nur durch Militärgewalt ans Reich gekettetes Provinzenpaar: dieser Zustand kann nicht ewig dauern. Vertheilung an Bundesstaaten: zu spät. Preußische Sekundogenitur, der die Herrschaft über Elsaß-Lothringen zugesprochen würde? Die meisten Bundesfürsten würden heute nur knirschend zustimmen. Umwandlung in ein „Kaiserland", einen unlösbar der Kaiserkrone verbundenen Staat, dessen Landesherr und Monarch der Deutsche Kaiser wäre? Das würde bedeuten: Mehrung preußischer Hausmacht, Minderung des Reichsbesitzes. Und könnte, wenns flinke Offiziöse jetzt auch „sehr annehmbar" dünkt, dem Reich und dem Kaiserthum zum Verhängniß werden. Herr von Bethmann hat den Reichstag gewarnt, nach dem großen Muster Kierkegaards „Alles oder nichts!" zu rufen. Hier aber, gerade hier ist die tollkühn klingende Losung zum Motto vorsichtiger Staatsmannsweisheit geworden. Nichts (mag auch in fröhlicher Laune Manches versprochen worden sein): wenn nur an der Fassade herumgepfuscht, doch der Wunsch mündiger Völker nicht erfüllt werden kann. Alles: wenn damit die Zufriedenheit der ruhigen Bürger zu erkaufen ist. Ein im unzufriedenen Reichsland lärmendes Parlament würde zur nationalen Gefahr. Deutschland darf sich kein Dublin oder Prag schaffen; im Vollgefühl seiner Kraft aber alles Verlangte gewähren. Muß nur, durch den Rhythmus seines Handelns, dafür sorgen, daß man ihm wieder Muth zutrauen lernt.

Seliger Herbstabend.*)

Der Bergwald drängt empor in mächtigen Stufen.
Ein Rausch, ein Lebenschor hat mich gerufen
Dahin, wo noch die große Sonne steht.
Aus Thälern flieh' ich, wo die Schatten wehen,
Es flammen meine vielgeliebten Höhen,
Die meine Seele immer suchen geht . . .

Dort, dort! Tief aus den Hüllen drängt das Leben;
Aus Kränzen von oktoberbunten Reben
Geht heimlich her ein blauer Himmelsschein;
In allen Trauben quillt des Lebens Süße,
Es mahnt an Becherklang und rasche Küsse:
So hingegeben reif lacht dieser Wein!

Ihr Andern schaut im Herbst das große Sterben,
Ich fühle neue Seligkeiten werben . . .
Der Sturm, der durch die Welt hinreißend stiebt,
Trifft nur die Hüllen, die im Wechsel sinken,
Und hinter denen neue Wonnen winken,
Das heilige Leben, das da nimmt und giebt . . .

O, über diese selig bunte Reise!
Es öffnen und es schließen sich die Kreise,
Glück wandelt sich in Leid und Leid wird Glück.
Aus Tiefen rufen die Vergangenheiten
Und aus den Höhen seh' ich Wunder schreiten
Und kein Erleben gäb' ich je zurück.

Auch Dich nicht, der Du einst in fernen Lenzen,
Die immer nah sind, über alle Grenzen
Mich hingerissen hast in Deine Welt
Und der dann, müd' aus stolzer Bahn geglitten,
Nicht folgen konntest meinen Flügelschritten,
Die keine Macht in stumpfer Ruhe hält . . .

Ob zwischen uns die Winter silbern schweigen,
Ob Wälder müde sich zum Sterben neigen:
In Gründen und in Wurzeln kocht die Kraft!
Ob Deine Lippen stumm sind und nicht küssen,
Doch brennt in Dir ein seliges Vermissen
Nach mir und nach der einzigen Leidenschaft.

*) Aus einem unvollendeten Cyclus: „Lebenstrunkene Lieder."

Da wend' ich mich . . . Dort, wo die Trauben quellen,
Wo letzte, herbstesbunte Auen schwellen,
Kommst Du, den meine Seele nie vergaß . . .
Ein fragend Anschaun, trunkenes Erkennen . . .
Da ists, als ob in Lebensröthen brennen
Die Höhn und Herzen, die schon winterblaß.

Komm' mit! Wir gehn zum höchsten Sonnenglühen.
Das ist im jungen Sturm ein Farbenblühen!
Der Wald rauscht seine Worte groß herein.
Ich führe Dich in Seligkeit und Schweigen,
Das Leben wird uns wundervoll zu Eigen
Und alle Gipfel werden mein und Dein!

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Goethe für Jungens.*)

An dem fürchterlichen Titel, der über diesen Zeilen steht, bin ich nicht schuld. Er ist das Eigenthum des Herausgebers oder des Verlegers. Als ich das Buch erhielt, mit einem schmeichelhaften Schreiben des Verlegers nebst einer marktschreierischen gedruckten Selbstempfehlung, und als ich dann auf dem Umschlag des Buches die Verse las: „Das Haus ist wohlbegründet, in dem sich Goethe für Jungens findet“, war ich entsetzt; doch glaubte ich, nachdem ich das Buch angesehen hatte, trotz meiner Empörung über das ganze Machwerk schweigen zu müssen, weil ich mich der Hoffnung hingab, daß das Publikum nicht auf Derartiges hineinfallen und daß es an Warnern nicht fehlen werde. Da nun aber, wie ich höre, das Buch selbst in einer großen berliner Zeitung angepriesen wurde, fühle ich mich gedrungen, meine Stimme zu erheben.

Zunächst ist freilich zuzugeben, daß das Buch von einer guten Idee getragen ist; von der, Knaben von etwa neun bis sechzehn Jahren, die gewiß nicht Alles verstehen, was von unserem größten Dichter herrührt, das für sie Passende auszuwählen. Auch die Eintheilung, die Prosa und Poesie mischt, das Ausgewählte nach bestimmten Rubriken ordnet, kann vor der Kritik bestehen. Im

*) Von Rudolf Frank; Verlag „Neues Leben“ Berlin.

ersten Abschnitt, „Kleine Kränzchen" (ein Pedant würde dem Herausgeber ankreiden, daß es entweder kleine Kränze oder Kränzchen heißen muß, die von ihm gewählte Bezeichnung aber undeutsch ist), werden gesellige Lieder, im zweiten Abschnitt, „Fromme Herzen", religiöse Gedichte und eine Erzählung aus den Wanderjahren mit biblischem Anklang, im dritten Abschnitt, „Krieg und Kriegsgeschrei", militärische Lieder, im vierten, „Abenteuer und Balladen", erzählende Gedichte, im fünften „Faust", im sechsten „Fabeln und Schnurren", im siebenten, unter der Aufschrift „Die Kinder, sie hören es gerne", Märchen und Märchenartiges, im achten, „In der guten Laune", lustige Gedichte und Anekdoten, im neunten, „Gutes Wort", ausgewählte Sprüche, im zehnten, „Die Welt ist schön", Naturlieder und Stimmungbilder gegeben. Diese Eintheilung läßt sich rechtfertigen und bietet einen Rahmen, in den viel Empfehlenswerthes einzupassen war. Auch mit dem Anhang, der in etwas bunter Mischung den Epilog aus Schillers „Glocke", die Rede über das straßburger Münster und Goethes Gespräch mit Napoleon zu einem Ganzen vereint, kann schließlich selbst Einer zufrieden sein, der diese Verschmelzung heterogener Dinge und die absonderliche Anordnung etwas seltsam finden mag.

Schlägt man nun aber das Buch auf, so wird man stutzig und die Verwunderung verwandelt sich nicht selten in Empörung. Gleich in der ersten Abtheilung stößt man auf folgende Titel: „Die Tinte, der Araber, der Säer", Titel, von denen der Goethekenner absolut nichts weiß. Blättert man dann die Verse auf, so ist das erste Gedicht ein kleiner, nichtssagender Vers aus der Abtheilung „Sprichwörtlich", das zweite ein Vierzeiler aus dem „Divan", der dort die Aufschrift „Freisinn" führt, das dritte eine Beschreibung des Sämannes (denn ich kann mich nicht entschließen, das von dem Herausgeber willkürlich gewählte Wort noch einmal niederzuschreiben) in poetischer Prosa, von der ich nicht gleich sagen kann, woher sie stammt. Vor solcher Willkür muß man doch fragen: War es wirklich nöthig, Goethes Titel willkürlich umzuändern oder anspruchlosen Versen nichtssagende Aufschriften zu geben? Und wenn man einmal ein Gedicht mittheilt, wie das entzückende „Frühling übers Jahr", ein Gedicht mit einer allerliebsten Schilderung des Lenzes, das aber seine rechte Bedeutung erst durch die zweite, auf Christiane bezügliche Strophe erhält: war es da angebracht, diese zweite Strophe einfach zu tilgen und der ersten, die kein Ganzes bildet, den neuen Titel „Frühling" voranzustellen?

Der religiöse Abschnitt mag hingehen, obwohl es seltsam ist, den anmuthigen Scherz „Gutmann und Gutweib", der hier „Die

thörichte Wette“ heißt, unter die Gedichte religiösen Charakters einzureihen, weil der Vorgang, von dem die Erzählung spricht, sich am Sankt Martinstag abgespielt hat. Auch findet man in diesem Gedicht eine der schulmeisterlichen Verbesserungen, die der Herausgeber liebt. Goethe sagt (von der Thür): „Und klapperte sie einhundert Jahr“; Herr Frank weiß es besser und singt: „Und klappern kann sie tausend Jahr“.

Bunter geht es schon in dem Abschnitt her, der die Kriegsgedichte enthält. „Anno domini 1813, Befreiunglied der Deutschen“: Das verheißt uns das erste Stück; und giebt ein paar Strophen aus dem Chorlied des Dramas „Des Epimenides Erwachen“. Es mag hingehen, wenn der Herausgeber diesen Chorgesang zu einem selbständigen Liede macht, aber es ist durchaus unerlaubt, ist geradezu eine Fälschung, wenn er aus Goethes Worten: „Es ist um das All zu thun“ den Vers macht: „Um die Freiheit ists zu thun“. Klärchens liebliches Lied „Die Trommel gerühret“ muß sich den bedenklichen Titel „Soldatenbraut“ gefallen lassen; und man begreift nicht, warum des Dichters Lesart: „Wir schießen darein“ in „Wir schießen hinterdrein“ (was auch im Metrum gar nicht paßt) verändert werden mußte. In dem Gedicht „Kriegsglück“ werden anderthalb Strophen aus einer geradezu unbegreiflichen Zimperlichkeit weggelassen, Verse, die das Mühen der Frau um den erkrankten Krieger schildern und absolut nichts Verfängliches enthalten. Aus der selben Pruderie werden im „Lagerlied“ (eine höchst unglückliche Bezeichnung für das Soldatenlied in „Wallensteins Lager“) die dritte und die siebende Strophe des Originals ausgelassen; daß die sechste gefallen ist, wird man schon eher verstehen; aber mußte denn dieses Gedicht in die Sammlung?

Gegen die Balladenabtheilung läßt sich nicht allzu viel sagen. Ob es vom pädagogischen Standpunkt aus nöthig war, den „Totentanz“ aufzunehmen, bleibt mir fraglich. Dagegen ist entschieden zu mißbilligen, daß eine der Volksballaden aus der „Fischerin“, eine, die gar nicht von Goethe herrührt, unter dem Titel „Wie der Wassermann das Mädchen aus der Kirche holt“ mitgetheilt wird. Und wollte der Herausgeber den „Rattenfänger“ überhaupt aufnehmen, so konnte er aus einer Empfindung, die man pädagogischen Takt zu nennen liebt, die dritte Strophe weglassen; warum er aber als dritte noch einmal die erste wiederholte, dürfte außer ihm keinem Menschen verständlich sein.

Den schärfsten Widerspruch fordert die Abtheilung „Faust“ heraus. Nicht Goethes „Faust“ wird im Auszug den Knaben dargereicht, sondern ein Puppenspiel in drei Aufzügen unter dem

Titel „Dr. Johann Faust, der weitbeschriene Zauber- und Schwarzkünstler“. Den Abdruck dieses Puppenspiels leiten die folgenden Sätze ein: „Es muß wohl vor allen anderen Komoedien einen ganz besonderen Eindruck gemacht haben. Denn später hat er selbst einen Faust gedichtet und dieser wurde sein bedeutendstes Werk und zugleich die größte Dichtung, die wir in deutscher Sprache besitzen. Wenn Ihr einige Jahre älter seid, werdet Ihr ihn lesen; heute ist er für Euch noch zu schwer. Aber das Puppenspiel von Faust ist was für Jungens; und darum, und weil es ein Lieblingstück des jungen Goethe und die Quelle seiner gewaltigen Dichtung war, stehts hier im Goethe für Jungens. Wenn Ihr dann später Goethes Faust auf der großen Bühne oder im Buch begegnet, dann wird die Erinnerung an das Puppenspiel Eure Freude an der Dichtung und Eure Bewunderung für Goethes Geisteswerk noch erhöhen.“ Jedes Wort dieser Einleitung ist unerträglich. Zunächst: kindelt man wirklich so mit deutschen Knaben? Ferner: wie kann der Herausgeber zu behaupten wagen, daß dieses Puppenspiel die Quelle von Goethes gewaltiger Dichtung sei? Die Aehnlichkeit besteht doch höchstens darin, daß in beiden Spielen von einem Faust die Rede ist, sonst aber unterscheiden sich beide wie ein Riese vom Zwerg oder wie ein leuchtender See von einem stinkigen Morast. Ist Herr Frank wirklich so von allen guten Geistern verlassen, daß er annehmen kann, diese Kasperle-Komoedie, die man vielleicht vertragen kann, wenn man sie sieht, könnte beim Lesen einem sinnigen Knaben Genuß bereiten? Und wie will er beweisen, daß gerade diese Fassung, die er giebt, Goethe auch nur bekannt gewesen sei? Meint er wirklich, daß er durch einen Monolog, wie er am Anfang dieses Puppenspiels steht, auf Goethes Dichtung vorbereitet? Also lautet dieser Monolog:

> „So weit hab' ichs nun mit Gelehrsamkeit gebracht,
> Daß ich aller Orten werd' ausgelacht,
> Alle Bücher durchstöbert von vorne bis hinten
> Und kann doch den Stein des Weisen nicht finden.
> Jurisprudenz, Medizin, Alles umsunst,
> Kein Heil als in der neckromantischen Kunst.
> Was half mir das Studium der Theologie,
> Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?
> Keinen heilen Rock hab ich mehr am Leibe
> Und weiß vor Schulden nicht, wo ich bleibe.
> Ich muß mich mit der Hölle verbünden,
> Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen.
> Aber um die Geister zu citiren,
> Muß ich mich in der Magie informiren.“

Ist denn auch nur denkbar, daß solche blöde Sudelei, in der ein Literaturkundiger eine Einleitung in die Geschichte der Faustdichtung erkennen mag, die Jugend unser herrlichstes Drama genießen lehren könne? Und Das wagt man in einem Buch zu verbreiten, das der Einführung in Goethes Welt dienen soll?

So viel über Das, was in dem neuen Buch geboten wird. Es ist dürftig, in unangemessener Weise bearbeitet, mit ganz unerträglichen Zuthaten ausstaffirt. Aber auch von Dem, was fehlt, muß geredet werden. Glaubte der Herausgeber wirklich, daß aus Fausts Monologen, aus seinen Gesprächen mit Wagner nicht gar Manches der Jugend anzuvertrauen sei? Und wenn er den Werther und Wilhelm Meisters Lehrjahre ganz ausschied: hat er denn gar nicht bedacht, daß „Dichtung und Wahrheit" außer Märchen und Anekdoten noch Anderes giebt, herrliche Charakteristiken einzelner Personen, literarische Abschnitte voll der feinsten und auch für die Jugend verständlichen Bemerkungen, würdige und anziehende Darstellung historischer Zustände? Hätte Hermann und Dorothea, Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso, nach verständiger Auswahl, nicht Stoff zur Anregung und Erbauung geliefert? Mußten nicht die Prosastücke, die gerade heranreifenden Knaben so viele Lebensregeln, Wegweiser für ihr ganzes Leben bieten, mit besonders andächtiger Liebe für diesen Zweck durchforscht werden? Das wäre eine gesündere Nahrung gewesen als Anekdötchen, Scherzgedichte und Dergleichen. Denn ein Goethebuch für Knaben soll doch nicht nur der Unterhaltung, sondern in erster Linie der Belehrung dienen und eine auch für Knaben schickliche Weihestimmung vorbereiten. Man wende nicht ein, durch solche Vermehrung wäre das Buch zur Unförmlichkeit gediehen; hätte der Herausgeber das Puppenspiel und die Geschichte aus den Wanderjahren einfach ausgelassen und die Schwänke und Kleinigkeiten auf ein Mindestmaß beschränkt, so hätte er wenigstens fünf Druckbogen für Würdigeres gespart.

Er war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Nicht „unser bestes Jugendbuch", wie es in der Empfehlung des Verlegers heißt, hat er geliefert, sondern eine unzureichende, Goethes Wesen durchaus nicht vermittelnde Sammlung. Was er versprach, ist, von einem tüchtigen Pädagogen, der vor großer Dichtung Ehrfurcht empfindet, erst noch zu leisten. Vor diesem schlechten Buch aber soll jeder Freund Goethes und deutscher Jugend eindringlich warnen.

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Verse.*)

Nervi, das Meer und Genuas Paläste . .
wie les' ich Das . . . Mit starrem Glanze hebt
der Himmel sich darüber. Und mir schwebt
der Duft her silberner Olivenäste.

Dann auf der weißen Straße von Levante . . .
Der Motor singt. Er saust wie ein Shrapnell.
Das Thal schäumt auf von Blüthen, breit und hell,
und schneeig blinkt der Alpen Gletscherkante.

Allein das Meer! Es funkelte nie blauer,
nie floß es sanfter in des Himmels Schale.
Hier wird vergeblich Deine wilde Trauer.

Selbst als Galeeren in uralter Zeit
die Bai durchfuhren, scholl mit einem Male
das Lied der Ruderknechte hier befreit.

Rokokogarten.

In diesen grünenden und graden Gängen
siehst Du das Leben wunderlich erstarren
und sich in trügerische Formen zwängen.
Hier bauten vornehme und weise Narren
sich ihre Liebesgärten auf den Hängen,
erfüllt vom Klang ironischer Guitarren.

Uralte Ahornbäume, graue Buchen
stehn da und Mauern frommer Taxushecken.
Willst Du Natur an diesem Orte suchen,
sie äugt Dich an aus lieblichen Verstecken.
Gott Pan weilt ferne, nur am Wasserbecken
grinst ein Triton; doch mußt Du nicht erschrecken:
gewöhne Dich, zu lächeln, statt zu fluchen.

Gewöhne Dich, zu lächeln, statt zu hassen.
Nie würde Deines Herzens Zwiespalt neben
die heitre Anmuth dieser Hügel passen.
Du mußt die Welt nur im Betrachten fassen
und Dich, wie einst es Brauch war, durch das Leben
in einer Sänfte tragen lassen.

Wien. Camill Hoffmann.

---

*) Aus dem Gedichtband „Die Vase", der bei Axel Juncker erscheint.

Anzeigen.

Stendhal (Henry Beyle): Römische Spazirgänge. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ernst Diez. Verlag von Eugen Diederichs in Jena. 8 Mark.

Stendhals „Promenades dans Rome" (1828), in Frankreich längst als standard work der Italienliteratur geschätzt, sind in Deutschland bisher nur von Kennern gewürdigt worden. Hier ist nun eine sorgsam vorbereitete deutsche Ausgabe. Die Uebersetzer haben eine ausführliche Einleitung beigesteuert, die das Verhältniß Stendhals zum Kunstgeschmack seiner Zeit präzisirt und zum ersten Mal die Entstehung und Quellengeschichte des Werkes kennen lehrt. Viel veraltete Baedekerweisheit von 1828 ist in der Uebersetzung ausgemerzt worden, da sie die noch lebensfrischen Theile des Werkes zu ersticken drohte; das Buch umfaßt aber immer noch über vierhundert Seiten. Es ist mit zahlreichen, das Verständniß erleichternden Anmerkungen und Hinweisen versehen, die der Originalausgabe fehlen, und durch vierundzwanzig Kupferstiche des berühmten Piranesi, des „Raffaels der Ruinen Roms", illustrirt, welche die ewige Stadt ungefähr so darstellen, wie sie zu Stendhals Zeit aussah; bekanntlich haben Feuersbrünste (wie bei San Paolo Fuori le mura), Ausgrabungen und Abreißungen dieses Bild seitdem beträchtlich verändert. Von dem Inhalt und der Art, wie Stendhal Rom sah und darstellte, werden am Besten einige Auszüge aus dem Text einen Vorschmack geben. Das ganze Werk setzt sich aus solchen mehr oder minder lose gefügten Tagebuchaufzeichnungen zusammen; es ist, wie Alfred von Reumont schon 1844 schrieb, „amusant, vielfach belehrend und mehr geeignet, in seinem Plauderton, seiner fragmentarischen Schreibart, dem Aufnehmen und Fallenlassen einer Menge der verschiedenartigsten Gegenstände ein anschauliches Bild römischer Verhältnisse unter Pius dem Siebenten und Leo dem Zwölften zu geben als irgendein anderes". Wir können es heute getrost als bleibendes Werk zwischen Goethes und Taines Italienreisen einreihen.

Charlottenburg. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Ich habe mich in einem Haus der Via Gregoriana eingemiethet, wo einst Salvator Rosa gewohnt hat. Von dem Tisch, an dem ich schreibe, überblicke ich drei Viertel von Rom; und vor mir, am anderen Ende der Stadt, erhebt sich majestätisch die Peterskuppel. Wenn die Sonne sinkt, sehe ich sie durch die Kuppelfenster scheinen; eine halbe Stunde später hebt sich der herrliche Dom vom klaren orangefarbigen Abendhimmel ab; und darüber funkelt ein erster Stern. Nichts auf Erden hält hiergegen Stand. Die Seele ist gerührt und erhoben; stille Glückseligkeit erfüllt sie ganz. Doch ich glaube, um diese Empfindungen voll auszukosten, muß man Rom lange kennen und lieben. Ein junger Mensch, der niemals Leid erfahren hat, begriffe sie nicht. . . .

Im Kolosseum muß man allein sein. Sobald andere Besucher es betreten, schwindet die Freude des Reisenden fast völlig. Statt sich in

erhabene und ergreifende Träumereien zu verlieren, beobachtet er unwillkürlich die Lächerlichkeiten der Ankömmlinge; und es scheint ihm stets, als ob sie reich daran wären. Das Leben schrumpft zusammen wie im Salon; man hört wider Willen die armsäligen Gespräche. Besäße ich die Macht, ich wäre ein Tyrann und ließe das Kolosseum während meines römischen Aufenthalts schließen. . . .

Die Römer des neunzehnten Jahrhunderts sind keine Ungläubigen wie wir; sie mögen in ihrer Jugend an ihrer Religion zweifeln, aber man fände in Rom doch wenige Deisten. Vor Luther gab es deren viele, selbst Atheisten. Seit dieses großen Mannes Auftreten haben die Päpste Angst bekommen und überwachen sorgfältig die Erziehung. Das Landvolk der Campagna ist so mit Katholizismus durchtränkt, daß nach seiner Auffassung nichts in der Natur ohne Wunder geschieht. Ein Hagelschlag kommt zur Strafe für einen Nachbar, weil er das Kreuz, das auf seinem Feld steht, nicht mit Blumen geschmückt hat. Eine Ueberschwemmung ist eine Warnung des Himmels, um eine ganze Ortschaft auf den rechten Weg zurückzuführen. Stirbt im Monat August ein junges Mädchen am Fieber, so ists eine Strafe für seine Liebschaften. Der Pfarrer schärft Dies jedem Beichtkind ein.

Perronti führte im französischen Heer ein Bataillon. Seine Tapferkeit ist durch hundert Kämpfe erwiesen; er begann seine Laufbahn damit, daß er 1800 zum Tode verurtheilt wurde. Er rühmt sich nur einer Thatsache: daß er ein Freigeist sei. Von seinen Schlachten kein Wort; dagegen kann er den „Gevatter Matthieu" und die „Pucelle" von Voltaire auswendig und citirt Stücke daraus; und er weiß immer einen neuen Grund anzuführen, daß man fünf Minuten nach seinem Tode eben so weit ist wie fünf Minuten vor der Geburt. Das Geschick führte diesen Freigeist kürzlich nach Neapel an einem Festtage des San Gennaro. Unglücklicher Weise ließen er und ein paar Freunde sich fortreißen, in den Dom zu gehen, mitten unter den ungeheuren Schwarm von Bettlern, die den Heiligen beschimpfen und ihn faccia verde nennen, wenn sein Blut nicht flüssig wird!*) Kaum steht Perronti an dem Eisengitter, das die Menge von dem Wunder abtrennt, als er weint, auf die Knie sinkt und sich schließlich den Reliquienbehälter, der das kostbare Blut des Heiligen Januarius enthält, auf Stirn und Mund drücken läßt. Nach Beendung der Ceremonie verbirgt er sich in einen Beichtstuhl. Am folgenden Tag antwortet er auf alle Anzüglichkeiten beschämt und verwirrt: „Es war stärker als ich." So sind die italienischen Freigeister. . . .

Im Jahre 1824 wohnte ich einer Heiligsprechung bei. Der neue Heilige wurde zu dieser Würde erhoben, weil er eines Freitags zu

---

*) Das „Wunder des Heiligen Januarius", das sich jährlich zweimal wiederholt, besteht darin, daß sein geronnenes, angebliches Blut, das in einer Phiole aufbewahrt ist, flüssig wird. Vollzieht sich dieses Wunder zu langsam, so ists ein schlechtes Vorzeichen.

einem Feinschmecker kam und gebratene Lerchen auf seinem Tische fand. Sofort gab er ihnen das Leben wieder; sie flogen zum Fenster hinaus und die Sünde war vereitelt. Ein Anderer wurde kanonisirt, weil er einen Kapaun in einen Karpfen verwandelt hatte.

Einer von uns, der in italienischen Dörfern in Quartier gelegen hatte, hörte oft von Madonnen reden, die seufzten oder die Augen bewegten. Die sichere Wirkung solcher Wunder ist, daß der nächste Kneipenwirth gute Geschäfte macht. Nach Verlauf von sechs Monaten, wenn das Wunder anfängt, Ungläubige zu finden, wird es von der geistlichen Behörde verboten....

Das Bedürfniß nach gedeckten Wandelhallen machte sich in Italien, wo die Sonne das halbe Jahr hindurch Fieber brütet, mehr geltend als etwa in Paris. Auch die Gewitterregen sind so plötzlich, daß man nach fünf Minuten windelweich ist, als ob man in den Tiber gefallen wäre. Daher die Nothwendigkeit gedeckter Wandelhallen.... Die Form dieser Riesenbauten, Basiliken genannt, war die eines länglichen Vierecks. Das Innere war durch Säulen in mehrere Schiffe geschieden; die Säulen des Mittelschiffes trugen gewöhnlich andere von leichterer Bauart, die ein Obergeschoß in Emporenform bildeten. Eine halbrunde Nische schloß den Bau ab; hier tagten die Gerichte. Die Römer trafen einander in den Basiliken, um Geschäfte aller Art zu erledigen; man verkaufte dort allerlei Waren; es war ein Treffpunkt für Müßiggänger. Eine der Hauptvergnügungen dieses Volkes, das seit der Tyrannei den Müßiggang gelernt hatte, war, in die Basiliken zu gehen, wie wir heute ins Café gehen, die Börse besuchen oder Gesellschaften mitmachen. In der republikanischen Zeit konnten alle Geschäfte, große wie kleine, vor Gericht enden. Ein Konsul, der Unterschleife gemacht hatte, wurde genau so wie ein Bürgersmann, der ein Rind gestohlen hatte, vor Gericht citirt. Die jungen Leute der vornehmsten Familien traten als Advokaten auf; die Beredsamkeit war der Weg zur Ehre. Einem Prozeß beizuwohnen, war für die Römer, was für uns die Zeitunglecture ist. In Rom nahm man am öffentlichen Leben viel mehr Antheil, weil man zu Hause viel weniger beschäftigt war. Die Frauen waren nichts weiter als Mägde, die Wolle spannen und die Kinder aufzogen. Die Römer waren so schlau, ihren Frauen einzureden, daß die erste Pflicht einer achtbaren Matrone sei, sich zu langweilen. Erst in Caesars Zeit spürten die reichen Frauen den Betrug dieses Systems; damals rief Cato, daß Alles verloren sei....

Vor der Revolution in Frankreich besaß ein Schuster, ein Anwalt, ein Arzt gewissermaßen die Eigenschaften seines Standes. Der Arzt, der Advokat hatten nur ein bescheidenes Fortkommen. Jetzt ist Paris eine Republik, in der die Gleichheit herrscht; und man ist vor Allem Gesellschaftmensch, denn Jeder weiß, daß man nur durch seine Salonbeziehungen zu Ruhm und Vermögen gelangt. In Rom sucht man das Glück, indem man seine Leidenschaften befriedigt. Jeder folgt dem Antrieb seiner Seele; und diese Seele nimmt niemals die Farbe

des Handwerkes an, mit dem der Mensch sich sein Brot verdient. Im Handwerk des Schusters liegt durchaus nichts Enges und Niedriges; und wenn ihm das Glück morgen ein großes Vermögen bringt, wird er in der vornehmen Gesellschaft nicht zu sehr auffallen. Höchstens durch seine Energie; denn hier wie überall hat die französische Erziehung die höheren Stände verkümmert. Es wird in den Augen der Nachwelt ein Hauptmerkmal des neunzehnten Jahrhunderts sein, daß die nothwendige Kühnheit, anders zu sein als Alle, völlig fehlt. Das macht die Walze der Civilisation; sie ebnet Alles auf das selbe Niveau ein und erdrückt die Ausnahmemenschen, deren einige den Namen Genie erhalten. Doch die nivellirende Wirkung des Jahrhunderts geht weiter; sie verbietet der geringen Zahl von Ausnahmemenschen, die trotz Alledem geboren werden, Etwas zu wagen und zu arbeiten. Ihr Leben lang sieht man sie am Ufer stehen und sich zu dem Wagniß anschicken, ins Wasser zu springen. An das Ufer gebannt, beurtheilen sie von da aus die Schwimmer, die oft weniger taugen als sie....

Ein cholerischer Mensch, der sich einen Messerstich erlaubt, hat in Rom immer drei Arten von Hoffnung. Und diesem phantasievollen Volk genügt ein Fünkchen von Hoffnung, um die stärksten Einwände zu entkräften und den Leidenschaften zum Sieg zu verhelfen. Der cholerische Mensch hofft: nicht erwischt zu werden; durch Verwendung eines Fratone nicht verurtheilt zu werden; wenn auch verurtheilt, dennoch freigelassen zu werden, und zwar wieder durch die Gunst eines Mönchs, was freilich in der Franzosenzeit nicht vorkam.

Das Brigantenthum hat einen seltsamen Ursprung. Um 1550 erinnerten sich die Bewohner des Kirchenstaates noch der italienischen Republiken und der durch sie geschaffenen Sitten, nach denen Jeder seine Rechte mit allen Mitteln verfocht. (Diese Freiheit war erst vor zwanzig Jahren von Karl dem Fünften unterdrückt worden.) Die Unzufriedenen hatten sich in die Wälder geflüchtet: um zu leben, mußten sie rauben. Sie besetzten die ganze Berglinie von Ancona bis Terracina und rühmten sich, die verachtete Regirung zu bekämpfen, welche die Städte bedrückte. Ihr Handwerk betrachteten sie als überaus ehrenhaft und es ist nothwendig, daß dieses Volk voll List und Feuer, das von den Briganten ausgeplündert ward, deren Mannhaftigkeit bewunderte. Der Bauernjunge, der Brigant wurde, stand bei den jungen Mädchen des Dorfes in viel höherem Ansehen als einer, der den Sold des Papstes nahm. Diese Oeffentliche Meinung zu Gunsten der Briganten, welche die armen, kranken, methodistischen Engländer, wie Eustace, so empört, war die Folge der unsinnigen Verwaltung der Päpste, die seit dem Konzil von Trient regirten. Im Jahr 1600 bildeten die Briganten die einzige Opposition. Ihr Abenteurerleben gefiel der italienischen Einbildungskraft. Der Sohn einer verschuldeten Familie, der heruntergekommene Edelmann, rechnete es sich zur Ehre an, mit den Briganten, welche die Campagna durchstreiften, gemeinsame Sache zu machen. In einer Zeit, wo es keine Tugend gab und

unfähige Schurken sich in alle Vortheile der Gesellschaft theilten, zeigten sie wenigstens Tapferkeit....

Ueber die Methode, wie man im niederen Volk zu Vermögen kommt, höre man die Meinung meines Schusters. Man hüte sich sehr, arbeitsam, fromm und bieder zu sein. Man macht Skandal, amusirt sich, geht mit hübschen Frauen auf den Monte Testaccio; der Skandal verbreitet sich im Stadtviertel; plötzlich aber wird man von der göttlichen Gnade betroffen und überantwortet seine Gewissenspflege irgendeinem Fratone (einem Kapuziner oder Barfüßer, der bei einflußreichen Kardinälen verkehrt); man arbeitet den Tag über fleißig in seiner Werkstätte, um sich abends vorsichtig zu zerstreuen; man giebt Almosen: und in fünf oder sechs Jahren ist man guter Kundschaft, Fürsten und Fremden empfohlen und sieht sich an der Spitze eines renommirten Geschäfts. „Ich hätte rascher Geld gemacht," fügte der Schuster hinzu, „wenn ich eine hübsche Frau geheirathet hätte; aber, weiß Gott, dieses Mittel widerstrebte mir." Ein Mißtrauischer wird mir erwidern: „Wie, mein Herr, ein Schuster hat Ihnen Das in einer Viertelstunde und in zehn Zeilen gesagt?" Nein, Verehrtester, in sechs Jahren und in dreißig oder vierzig Plauderstunden....

Die Glücksspiele sind eine der großen Leidenschaften der Italiener. Wenn ein Römer von seiner Liebsten verlassen wird, vergißt er nie, wie tief sein Schmerz auch sei, die Zahl der Jahre seiner Geliebten und die des Tages zu setzen, an dem sie sich getrennt haben.

Ein Italiener, der ein Bild liebt, hängt es seinem Bett gegenüber auf, um es beim Erwachen zu sehen, und sein Salon bleibt schmucklos. Man verlangt hier wirkliche Freuden und der Schein gilt nichts....

Gestern handelte ein Engländer um ein Gemälde. Er sagte zum Maler: „Wie viele Tage hat Sie dieses Bild gekostet?" „Elf Tage." „Schön; dafür gebe ich Ihnen elf Zechinen; mit einer Zechine pro Tag sind Sie reichlich bezahlt." Der Künstler stellte sein Bild entrüstet an die Wand und drehte dem Aristokraten den Rücken. Diese Art von Höflichkeit liefert die Engländer den Pfuschern aus. Ich sah Bilder, die mit achtzig und hundert Louisdor bezahlt wurden und die nicht hundert Franken werth waren; was mir große Freude machte....

Rom hat gar nichts von der Heiterkeit, dem lauten Treiben und dem Geschrei einer Großstadt wie Neapel. Die ersten Tage glaubt man, in der Provinz zu sein. Bald aber gewinnt man dem ruhigen Leben, das man hier findet, Geschmack ab. Ein Franzose von natürlichem, gesundem und tiefem Geist sagte gestern zu mir: „Ich möchte wirklich, daß mich der Papst zum Monsignore mache. Ich würde hier mein Leben im Betrachten und Erforschen der Denkmale zubringen." Zur Zeit des Kardinals Consalvi hätte ich diesen Wunsch getheilt: Rom wäre ein sehr guter Zufluchtort vor der Welt, ihren Ränken und Leidenschaften, and their sea of troubles (Hamlet). Dieses Gefühl bevölkerte die Klöster im dreizehnten Jahrhundert....

In Rom soll man, wenn möglich, drei Tage ununterbrochen in

der Gesellschaft fröhlicher Gefährten und drei Tage in tiefster Einsamkeit leben. Wer Seele hat, würde verrückt, wenn er immer allein wäre...

Für eine schöne Römerin, die in ihren Manieren schlicht ist (und so sind sie fast alle), ist nichts schwieriger, als in einem pariser Salon halbwegs gut aufgenommen zu werden. Die Schlichtheit der Manieren, die plötzlichen Bewegungen, die Antworten, die mehr mit dem Gesichtsausdruck als mit Worten gegeben werden, gelten in Paris, namentlich wenn dieses Benehmen mit großer Schönheit gepaart ist, fast für schlechten Ton. Die Geberden einer Römerin sind eben so schlicht wie lebhaft, mag sie nun im Theater im Vordergrund einer hellerleuchteten Loge sitzen oder im Hintergrund eines Salons, dessen Portieren geschlossen sind. In Rom kennt sich alle Welt; wozu sich also geniren? Auch ist Zwang für diese Seelen, die stets tief mit Etwas beschäftigt sind, und wäre es nur eine Nichtigkeit, unerträglich. . . .

Eine Römerin, der ein junger Ausländer gefällt, betrachtet ihn mit Wohlgefallen; so oft sie ihn in Gesellschaft sieht, kümmert sie sich nur um ihn. Sie wird einem Freunde des Mannes, den sie zu lieben beginnt, offen sagen: „Dite a W***che mi piace." Wenn der bevorzugte Mann das Gefühl, das er einflößt, theilt und die schöne Römerin fragt: „Mi volete bene?" so wird sie ganz einfach sagen: „Si, caro." In dieser einfachen Weise knüpfen sich hier Verhältnisse, die Jahre lang dauern; und wenn sie ein Ende haben, so ist stets der Mann der Verzweifelte. Der Marchese Gatti hat sich erst kürzlich nach seiner Rückkehr aus Paris erschossen, weil er seine Geliebte untreu fand....

Der Italiener betet seinen Gott mit den selben Fibern des Herzens an, womit er seine Geliebte vergöttert und die Musik liebt. Denn für ihn liegt in der Liebe viel Furcht. Die Hauptsache, um eine Italienerin zu erobern, ist, daß man eine entflammbare Seele hat. Der französische Geist, der Kaltblütigkeit besitzt, ist ein Hinderniß. Das will unser liebenswürdiger Reisegefährte Paul nicht verstehen. Er amusirt sehr, doch er besticht keineswegs; und er begreift nicht, daß er Damen, die er Thränen lachen läßt, nicht gefällt.... Stendhal.

Karl Hilty: Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens von Heinrich Auer. Bern, K. J. Wyß, 1910. 3,20 Mark.

Hilty hatte sich in dreißigjähriger öffentlicher Thätigkeit (als Rechtslehrer an der Universität Bern, als einflußreicher Palitiker, als Offizier — zuletzt ward er Oberst und Oberauditor der schweizer Armee) die allgemeine Hochschätzung seiner Landsleute erworben, als Diese zu ihrer Ueberraschung aus dem Büchlein „Glück" und den darauf folgenden religiösen und ethischen Schriften erfuhren, daß ihr großer Patriot ein Mystiker sei, der im steten Bewußtsein der Gegenwart Gottes lebe. Die reichsdeutschen Leser wußten nichts von den persönlichen Verhältnissen und der amtlichen Stellung des Verfassers, mochten ihn wohl für einen Geistlichen halten und hatten darum keinen Anlaß zur Ver-

wunderung. Von da an hat Hilty weit über die Schweiz hinaus als Apostel gewirkt. Seine erbaulichen Schriften sind bis jetzt in dreihunderttausend Exemplaren verbreitet, neue Ausgaben werden vorbereitet, in mehrere Sprachen ist namentlich „Glück“ übertragen worden. Im Oktober 1909 hat Hilty sein Erdenleben beendet. Jüngst ist ein anderer Apostel gestorben, ein größerer, würde eine Volksabstimmung bekunden, denn Tolstoi ist in jedem Hause bekannt, das eine Zeitung hält, und in Deutschland wenigstens giebt es kein Haus ohne Zeitungen und Wochenblätter; von Hilty dagegen haben sogar konservative Zeitungen nichts gemeldet. Seine Büchlein sind nur von Freund zu Freund verbreitet worden. Sollte ein Besucher von berliner oder wiener Literaturcafés zufällig von ihm wissen, so würde er sich hüten, davon Etwas zu verrathen; er würde den Namen nicht nennen, in keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise, denn er müßte sich ja schämen, mit der Schmach des Jahrhunderts bekannt zu sein, mit dem Mucker, der eine Universität-Kathedra der freien Schweiz verunzirt hat. Warum man sich Tolstois nicht schämt, ist bekannt; einer der Gründe mag auch sein, daß er für das sogenannte Freidenkerthum keine Gefahr bedeutet, weil seine Lebensweisheit unfruchtbar ist. Denn nach seinem Rezept kann der Durchschnittsmensch nicht leben, hat er selbst nur unvollkommen zu leben vermocht, wie ihm einer seiner Freunde, Professor Masaryk, oft genug vorgehalten hat. Darum ist er als Apostel (über seine literarische Bedeutung habe ich kein Urtheil) nur ein Phänomen gewesen, das vorüberrauschte. Hiltys Büchlein dagegen werden wie die Bibel und Thomas a Kempis im Stillen fortwirken, denn sie enthalten Rathschläge, die man befolgen kann, Anweisungen, nach denen sich leben läßt; sie sind klar und schlicht, frei von aller Phantastik und Utopik. Der einzige Fehler, den ich in seiner Lehre finde, ist, daß sie hier und da von seiner Berufsstellung und von seiner Nationalität zu stark beeinflußt sind. Er hält Manches, was allerdings einem Universitätprofessor keine Schwierigkeit verursacht, für allgemein durchführbar und er überschätzt die demokratische Republik, weil er zufällig in dem einzigen europäischen Land lebte, für welches diese Staatsform die angemessenste, die geradezu von der Natur geforderte ist. Daß Hilty begeisterter Demokrat, Gegner der Todesstrafe und eifriger Befürworter des Frauenstimmrechtes war, wird vielleicht Manchen, der sonst aller „Pietisterei“ weit aus dem Wege geht, bestimmen, sich über dieses Exemplar der ihm verhaßten Richtung aus Auers kleinem Buch zu informiren. Die zahlreichen Verehrer des Mannes aber werden sehr dankbar dafür sein. Wenn sie darin weniger über sein äußeres Leben finden, als sie wahrscheinlich wünschen (nur von seinen Jugendjahren bekommen wir ein klares und ausgeführtes Bild), so liegt Das wohl daran, daß sein Mannes- und Greisenalter in der Bahn genau geregelter Berufsthätigkeit sehr einfach verlaufen ist, und an seinen Klausnergewohnheiten.

Neisse. Karl Jentsch.

Razzia.

Witzige Leute behaupten, das Börsengeschäft habe nachgelassen, seit die bucket shops bekämpft werden. Die sorgten doch immer dafür, daß der Wille zur Spekulation rege blieb. Wer nicht nur witzig sein will, darf sich aber des Eifers freuen, mit dem der Deutsche Bankierverband gegen das Ungeziefer vorgeht. Der Konnex mit der Presse, der sofort gesucht wurde, hat sich gut bewährt. Man theilt einander die Erfahrungen mit und schafft so eine lückenlose Kasuistik. Der Centralverband der deutschen Banken und Bankiers konnte feststellen, daß eine „ersichtliche Abnahme des bekämpften Unwesens“ eingetreten ist. Das stimmt zu der scherzhaften Klage über das Fehlen der „Einpeitscher“ für die Effektenspekulation. Die überraschende Mannichfaltigkeit der bucket-shop-Literatur, die Woche vor Woche in neuen Erscheinungen auf den Markt kam, ist nicht mehr zu erblicken. „Nie kehrst Du wieder, goldne Zeit.“ Der Bankierverband hat ausländischen Effektenhändlern zweifelhafter Qualität das Leben schwer gemacht. Aber das Wesen des bucket shop ist nicht leicht zu fassen. Glaubt man, ihn zu haben, so schlüpft er Einem, aalglatt, durch die Finger. Und die Gerichte kennen die Merkmale des unsoliden Effektenhandels noch nicht genau genug, um immer rasch den richtigen Entschluß zu finden. Von der Verfügung des Justizministers, daß in der Staatsanwaltschaft Spezialisten für diese Strafsachenart ausgebildet werden sollen, darf man eine Verschärfung der Kontrole erhoffen. Auch der Handelsminister und der Minister des Innern haben Verfügungen gegen die Schwindelbankiers erlassen. Durch die Vacuumreinigung des deutschen Marktes wird wohl auch ein Theil des Schmutzes, der sich an den Grenzen anhäuft, mit aufgesogen werden. Nöthig wäre es; denn im Ausland scheint der bucket shop günstigere Lebensbedingungen zu finden als in den deutschen Landen. Von dem Verfahren gegen budapester Firmen sprach ich hier schon. Im Juli 1908 hatte unser Generalkonsul diese Effektenhändler wegen Betruges angezeigt; und die Untersuchung ergab die Nothwendigkeit der Anklage. Dennoch wurde Ende 1910, durch Beschluß des Anklagesenates, das Verfahren eingestellt. Zwar, hieß es, sei bewiesen, daß die Firma und ihre Agenten vielfach die mit dem Publikum abgeschlossenen Geschäfte „in sich“ gemacht und den ganzen Verlust des Kunden in die Tasche gesteckt hatten; man könne aber nicht feststellen, daß sie falsche Auskunft über die Papiere gegeben oder die Kurse künstlich beeinflußt habe. Zu dieser Feststellung (daß man nicht feststellen könne) hat man zwei Jahre und ein halbes gebraucht; und selbst wenn die Beschwerde des Staatsanwaltes Erfolg hat, bleibt allzu viel Zeit zu neuer Plünderung des Publikums.

Der bucket shop nützt jeden Vortheil aus und scheut auch die Klage wegen Beleidigung nicht, wenn er hofft, daß einzelne seiner Geschäfte das Licht des Gerichtssaales vertragen. Dem Kritiker gelingt vielleicht der Wahrheitbeweis nicht ganz (wers erlebt hat, weiß, wie

schwer Einem die Entschleierung der Wahrheit oft gemacht wird) und die Folge ist dann eine Verurtheilung wegen Beleidigung. In Dresden hat neulich ein Landgerichtsdirektor, am Schluß der Verhandlung gegen einen Schnapphahn, einen Appell an die Presse gerichtet. Die Zeitungen sollen nicht nachlassen, das Publikum vor zweifelhaften Firmen und Geschäften zu warnen; denn nur sie können das Volk vor solchen Ausbeutern schützen. Dieser Landgerichtsdirektor hat wohl eine bessere Meinung vom Werth der Presse als der Reichstagsabgeordnete Dr. Wagner, unter dessen Namen der neue Beleidigungparagraph läuft. Diese Lex Wagner würde den Kampf der Zeitungen gegen die Schwindelbankiers beträchtlich erschweren. Schon heute ist, wenn die Kette des Beweises eine kleine Lücke zeigt, eine unangenehme Strafe zu fürchten. Wird nun das Maximum der Strafe wegen Beleidigung durch die Presse auf 10000 Mark, zwei Jahre Gefängniß und 20000 Mark Buße erhöht: wie viele Redakteure werden dann Lust haben, für das Wohl der Menschheit sich in solche Gefahr zu begeben? Das Schlimmste ist die „Buße". Den „Rentenjägern" werden sich die Bußejäger gesellen. Der reiche Verleger mag dem drohenden Gewölk mit Ruhe entgegensehen; die Millionen im Safe leiten den Blitz zur Erde. Aber die ärmere Provinzpresse, die breiten Massen der Bevölkerung die Meinung macht, darf nicht wagen, sich in eine Aktion einzulassen, durch die sie vielleicht in Vermögensverfall geräth. Daran sollte man bei der Schlußabstimmung über die Lex Wagner denken. Die Regirungen, die das Mandat der Presse zur Vernichtung der bucket shops anerkennen, müßten eine Bestimmung ablehnen, die das Werkzeug stumpf macht. Die Gerichte sind den Dingen zu fern, um jedem Schwindelbankier die Schlinge kunstgerecht um den Hals legen zu können; und sie verlieren, wenn die Presse geknebelt wird, ihre beste Aufklärungtruppe. Unter der Herrschaft des neuen Paragraphen könnten wir erleben, daß Spezialisten aufkommen, die das Einsäckeln hoher Bußesummen zu einem netten Nebengeschäft ausbilden. Die frisch drauflosklagen, den Wahrheitbeweis auf die Fälle beschränken, wo er nach menschlichem Ermessen nicht geführt werden kann, und dann mit ihren 20000 Mark munter abziehen. Der Richter wird sie erkennen und ihnen die Buße versagen? Sicher nicht oft. Vor Gericht sieht mancher Kläger wie ein Ehrenmann aus; fern von der Thurmstraße zeigt er dann ganz andere, weniger holde Wesenszüge.

Der Bankierverband hat sich nicht nur um die Etymologie des Wortes „bucket shop" bemüht (es stammt entweder aus dem amerikanischen Geschäftsleben und bedeutet da „Eimerladen", weil unsolide Getreidefirmen vor ihren Geschäftslokalen Eimer mit Getreideproben aufstellen, um das Publikum zu täuschen; oder vom englischen bucket = Tölpel), sondern hat auch die Spuren des besonders gebräuchlichen Prämienschwindels erkennbar gemacht. Der Anreißer bedient sich mit Vorliebe der Prämie, weil er auf sie das Schlagwort „Versicherung gegen Verlust" anwenden kann. Der Kontrahent wird durch die Er-

klärung geködert, daß er, im schlimmsten Fall, nicht mehr verlieren kann als die Prämie. Die verliert er bei Geschäften mit einem bucket shop immer; denn der empfiehlt dem Kunden meist Papiere, die auf der schiefen Ebene sind; oder solche, in denen es offiziellen Prämienhandel gar nicht giebt, also auch keine Kontrole des Kurses; oder er wählt Effekten, die so geringe Kursschwankungen haben, daß er dem Klienten einreden kann, es lohne nicht, die Papiere abzunehmen oder zu liefern. Auch dann geht die Prämie flöten. Das Prämiengeschäft ist ja eine legitime Form des Terminhandels; wird oft aber zu frechstem Bauernfang benutzt. An sich dient die Prämie oder das Reugeld zur Begrenzung des spekulativen Wagnisses. Die Parteien sind von vorn herein auf ein festgesetztes Maximum von Verlust gefaßt. Die Prämie kann bei Spekulationen à la hausse und à la baisse zur Anwendung kommen. Wer ein Papier per Ultimo kauft, in der Erwartung, daß der Kurs am Stichtag höher als am Abschlußtag sein werde, sichert sich gegen die Möglichkeit eines niedrigeren Kurses durch eine bestimmte Prämie. Ist die zu zahlende Differenz größer als die Prämie, so muß er natürlich das Reugeld zahlen. Im anderen Fall straft ihn der Kursunterschied. Wer dagegen per Ultimo verkauft und auf einen unter den vereinbarten Stand fallenden Kurs rechnet (um die Papiere billiger einzuhandeln, als er sie zu liefern hat), Der läßt die Prämie schießen, wenn er am Tag der Liquidation des Geschäftes sich nur zu einem beträchtlich höheren Preis mit dem erforderlichen Material versehen könnte. Um das Risiko weiter zu theilen, kann man eine Kombination von Vorprämie (à la hausse) und Rückprämie (à la baisse) herstellen: das Stellagegeschäft. Auf der Basis eines mittleren Kurses hält man sich die Möglichkeit offen, die Papiere entweder zu liefern oder abzunehmen oder, wenn Beides nicht lohnt, die verlorene Differenz, das „Stellgeld“, zu zahlen. Einer kauft am zehnten Februar eine Stellage auf 100 Aktien per Ultimo März zu 150/160. Das heißt: er kann am Prämienstichtag erklären, ob er die Aktien zu 150 liefern oder zu 160 abnehmen will. Wird das Papier am Tag der Erklärung zu 155 notirt, so verliert der Kontrahent 5 Prozent in beiden Fällen. Das ist das Maximum des Verlustes; denn jeder Kurs, der zwischen 150 und 160 liegt, bringt eine geringere Einbuße als 5 Prozent. Hat sich die Notiz unter 150 gesenkt, so gewinnt der Stellagekäufer; denn er kann, laut Abmachung, die Stücke zu 150 liefern, hat aber die Möglichkeit, sie zu diesem Zweck billiger anzuschaffen. Ragt der Kurs über 160 hinaus, so wird der Kontrahent die Papiere beziehen, denn er braucht dann für eine Aktie, die theurer als 160 ist, nur diesen Preis zu zahlen. Der bucket shop sucht sich die einfachste Form des Prämienhandels aus: die Barprämie. Die wird, im Gegensatz zur Vor- oder Rückprämie (Reugeld), beim Abschluß des Geschäftes gezahlt, während die andere Entschädigung erst fällig wird, wenn der Kontrahent erklärt hat, daß er von seiner Spekulation à la hausse oder à la baisse zurücktritt. In diesem Fall hält er sich die Möglichkeit offen, von der Er-

ledigung eines Effektenhandels durch Zahlung einer Buße befreit zu werden. Bei der Barprämie aber erwirbt er vorher das Recht, am Tag der Abwickelung des Geschäftes sich dafür oder dagegen zu erklären. Wenn der Pseudobankier das Prämiengeld hat, ist der Kunde aller Sorgen ledig; denn er sieht die Prozente nicht wieder und ist dadurch der Mühe enthoben, später eine Entscheidung zu finden. Einen Gegenkontrahenten, der Erklärungen fordern könnte, giebts nicht, da der bucket shop selbst als maskirter Gegner auftritt. Der Handel bleibt Geheimniß des cabinet particulier. Die Börse wird durch ihn nicht behelligt. Und der kluge Gimpelfänger sorgt dafür, daß das kontrolirbare Börsenpapier in Begleitung von Nonvaleurs erscheint, an denen der Gimpel hängen bleiben muß. Verluste lassen sich, bei so günstigen Vorbedingungen, nach Belieben und jeweiligem Bedürfniß konstruiren.

Nicht ganz so einfach ist die Jagd auf Vor- oder Rückprämien. Bei denen kommts darauf an, den Kunden zur Verlängerung des Prämienhandels zu bringen und ihm dann anständige „Interessen“ für „Schiebegeld“ zu berechnen. Solche Behandlung von Prämiengeschäften giebt es im Verkehr zwischen soliden Bankfirmen und Publikum fast gar nicht. Im Normalfall wird sich der Kunde mit dem Verlust der Prämie begnügen und eine Prolongation nicht wünschen. Denn durch die Kosten für Prämie und Prolongation entsteht ein so beträchtliches Aufgeld, daß der Kurs den Kunden schon sehr begünstigen muß, um noch die Chance eines Gewinnes zu lassen. Der unsolide Bankier aber lebt vom Prolongiren; denn er will ja dem Auftraggeber nicht einen Gewinn auszahlen, sondern ihn in Verpflichtungen hetzen, aus denen es kein Entkommen mehr giebt. Als letztes Mittel bleibt ihm die Möglichkeit, Gewinne als Vorschüsse für neue Geschäfte zurückzubehalten. Der Kunde, dem einmal das Glück gelächelt hat, ist das gegebene Objekt für neue Reizversuche. Er kommt gewiß wieder.

Man darf aber nicht glauben, jeder Prämienhandel und jeder Bankier, der sich damit befaßt, sei verdächtig. Die solideste Firma kann Prämiengeschäfte machen. Da der Bankierverband eine Liste der bucket shops führt, die nach Möglichkeit à jour gehalten wird, kann auch der Unkundige den Weg in saubere Häuser finden. Wichtig ist, daß die Geschädigten sich rechtzeitig melden und furchtlos ihren Ausbeutern auf den Leib rücken. Das müßten, nicht nur im eigenen Interesse, auch „Personen vom Stand“ thun, denen das Bekenntniß, daß sie auf den Leim gekrochen sind, schwer wird. Mancher hat geschwiegen, weil er für sein Prestige zitterte. Damit wird nur den Schwindlern genützt. Werden sie jetzt, unter dem Zwang der Bedrohung, sich zu ehrbarem Wandel entschließen? Sehr wahrscheinlich ists nicht. Eher, daß sie, nach einer Erholungpause, mit neuen Gaunerkniffen, gegen die noch nicht vorgesorgt ist, vor einem hohen Adel und verehrlichen Publiko erscheinen. Darum müssen die Wächter die Augen offen behalten; und auch der Bankierverband darf noch lange nicht abrüsten. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Februar 1911.

Laienjustiz.

Schöffen: das verhunzte Römerwort scheint auf die Mehrheit des Deutschen Reichstages mit der selben Magie zu wirken wie auf manche Dame die Vorstellung des Hosenröckleins. Die meint, in der Exhibition ihrer Körperformen sei Eva zwar schon recht weit gekommen; tanze mit entblößten Brüsten und Achselhärchen, wohl auch, wos hoch hergeht, im geschlitzten, Wade und Knie dem Blick präsentirenden Rock und lasse im prallen Straßenkleid vom Hals bis an den Schenkel jede Wellenlinie und Buchtung errathen; müsse noch lauter fortan aber die Geschlechtskunden an die wichtige Thatsache erinnern, daß sie Beine habe. Der Schneider wickelt sie heute schon so eng ein, daß fast jede Muskelregung sichtbar und dem Männerauge rasche Inventur möglich wird. Noch aber (das Theatermädchen, das einen Pagen, Kadetten, Sekundaner gespielt hat, kanns nachrechnen) ist der Geschlechtsreiz einer Frauenbeinhülse stärker. Also: Pluderhöschen; nur nicht von so plumpem Zuschnitt, wie, in der Frühzeit der Radlerinnen, Mrs. Knickerbocker sie in Paris einzuführen versuchte. Unter dem engen Rock verengt sich bald die Hose; und über ein Kleines trägt Frau und Fräulein die ganze Leibesbilanz durch das Gaffergewühl. Emanzipation des Fleisches. George Sand (die gern in Hosen ging, noch lieber freilich sans culotte sich des Lebens freute), Friedrich Schlegel und die Wortmacher des Jungen Deutschland sähen aus beglücktem Auge solche Frauenbewegung ins Freie und Freche.

Die Holden, die sich in ihrem Hosentraum gar so modern dünkeln, vergessen nur, daß die Mode sie in alten Orientbrauch zurückzuschwatzen trachtet; ins Gewand der rechtlosen Haremsfrau, dem das Abendland längst entwuchs. Mit Bewußtsein entwuchs: seit es begreifen lernte, daß nur das Verhüllte die Phantasiekräfte hitzt und ihrer im Dunkel hoffenden Ahnung den männischen Drang nach dem Besitz des nur im Traum Erkennbaren entbindet. Zeigt, was Ihr habt und nicht habt, noch ein Weilchen auf allen Straßen: und ringsum, liebe Damen, wird der Stachel der Begierde sich stumpfen (wie im Orient, wo Sexualia, trotzdem die Frau kaum vor das Holzgitterwerk des Harems darf, nicht so tief in die Lebensgestaltung hineinlangen wie bei uns). Was Euch neu scheint, ist uralt und verlebt; Euer Langen umfängt die Mode vom vorigen Menschheitjahr. Doch winkt Euch mit fettem Zeigefinger ein Trost: in seinem Rechtsbezirk seht Ihr den Deutschen Reichstag in den selben Irrthum gleiten. Auch diese stolze Versammlung der Wahlweihenträger möchte um jeden Preis modern scheinen und hält noch für neu, was nicht nur alt, sondern alter Erfahrung lange schon veraltet ist. Ihr wollt Odaliskenhosen; die Reichstagsmehrheit will Gerichtsschöffen. Für die Erste und für die Zweite Instanz der Strafrechtssachen. Will, wenn sie sich zu neuer Wahl stellt (jede halbwegs vernünftige Regirung wird dafür sorgen, daß es so spät wie möglich geschehe und die Parteiwuth sich vorher heiser schreie), vor den Stimmzettelbesitzern sich mit der Freudenpost spreizen: „Wir haben im ganzen Bereich der Strafgerichtsbarkeit, haben überall, wo eine Thatfrage zu beantworten, nicht die Anwendung eines Rechtsgrundsatzes zu prüfen ist, den Laien Sitz und Stimme gesichert, Männer Eurer Art zur Rechtsfindung und Entscheidung den Rechtskundigen ins Kollegium gesellt. Wählt uns drum, Ihr Bürger; denn nur wir sind im wahrsten Wortsinn modern."

Die so sprechen, spotten ihrer selbst; und wissen nicht, wie. Sind so unmodern, so kurzsichtig und auf die Augenblickswirkung erpicht wie die Paschamädchen, die sich, beherzt und behost, in den Straßenmittag wagen. Auf Karl den Großen und seine Skabinen, auf den Sachsenspiegel und Sachsens Generalstaatsanwalt Friedrich Schwarze dürfen sie dreist sich berufen; niemals auf die großen Zeichen unserer Zeit. Die will Theilung der Arbeit; Zuweisung jedes Theiles an den dazu Tauglichsten. Ist nicht mehr die Zeit,

da Jeder Pflugführer und Hirt, Zimmermann und Jäger, Handwerker und Fischer in einer Person war; da im Haus gewebt und gesponnen, Kleid und Geräth hergestellt wurde. Wir fordern nicht vom Schuster, daß er ein gestörtes Uhrwerk wieder in Gang bringe, und geben ihm, statt des Pfriems und der Ahle, für sein eigenes Gewerbe Pantographen, Sohlenformpressen und Schuhpflockmaschinen. Wir fürchten, daß der geschickteste Entbinder uns chirurgisch von der Appendizitis nicht so sicher befreien werde wie Einer, dessen Messer hundertmal den Wurmfortsatz weggeschnitten hat. Wer heute ein Börsenpapier kaufen will, fragt nicht den Leiter der Bankpolitik, sondern den Verwalter des Laufenden Geschäftes. Die Differenzirung aller Lebensformen zwingt auch den darob Stöhnenden, aus seiner Noth nur beim Spezialisten noch Hilfe zu suchen. Und aus der seelisch ärgsten Noth, der des geschädigten Rechtes oder der bedrohten Ehre, sollen wir vom Unkundigsten nun Rettung erhoffen? Vor siebenzig Jahren schon hat Francesco Carrara, ein Haupt der Klassischen Kriminalistenschule, gesagt, daß die Laiengerichte die Strafrechtspflege zu einer Lotterie machen und die Wage der Themis durch eine Urne ersetzen. „Immer und überall wird es strenge und milde Richter geben; doch alle bauen ihr Urtheil auf den festen Grund juristischer Erkenntniß und Erfahrung. Nur der Laie läßt sich vom Gefühl an nüchterner Erwägung hindern.“ Und der Herrschaftbezirk dieses Laien soll anno 1911 im Deutschen Reich noch erweitert werden. Aus dem schon allzu großen Revier, das ihm seit dem Juni 1905 die Paragraphen 27 und 75 der Gerichtsverfassung zuweisen, soll der Schöffe in die Strafkammern hinaufklettern und auch da mitwirken, wo über die Berufungen entschieden wird. Auf den Gipfeln, in der Eisregion der Verbrechen, für die weder das Reichsgericht noch die Strafkammer zuständig ist, thront längst, im Vollbesitz schrankenloser Gewalt, der Laie. Jetzt wird ihm, Schöffen oder Geschworenen, wie von Dante dem Kaiservogel, von dem Schwaben Brenz dem Heilandsleib, die Fähigkeit zu nützlicher Ubiquität zugesprochen. Wird das deutsche Gerichtswesen an den Schöppenstuhl des achten Christenjahrhunderts gefädelt. Das nennt die Zeitung „modern“.

Das Schwurgericht ist aus England (wo es aus tief ins Erdreich der Normannenzeit hinabreichenden Wurzeln erwachsen war) nach der Französischen Revolution aufs Festland gekommen.

Nach den kleinen Revolutionen des Jahres 1848 hat die Erinnerung an die Spruchkollegien der Schöppenstühle dann in den Staaten des deutschen Südens und Nordens die Schöffengerichte in neues Leben gerufen. Die von dem Absolutismus und dessen Schergen gedrückten und gebüttelten Bürger erhofften alles Heil von dem freien Willensausdruck des souverainen Volkes und mühten sich, seiner Allweisheit auch das Gebiet des Strafrechtes unterthan zu machen. Der gesunde Menschenverstand des freien Mannes, meinten sie, wird besser richten als der hinter Aktenstößen verstaubte, im Dickicht der regulae und Paragraphen verkrüppelte Rechtssinn des abhängigen Beamten. Dieses Strebens Strömung schien klug Regirenden gefährlich; als sie, nach dem Sturm, sich wieder zu regen wagten, empfahlen sie den fürs Schwurgericht Schwärmenden die Institution der Schöffengerichte, die dem Walten der Jury vorzuziehen sei, weil sie den Schlagbaum zwischen That und Recht aufhebe und dem Laien auch die Mitwirkung an der Strafwahl gewähre. So that noch Adolf Leonhardt, der zuerst in Hannover, dann in Preußen Justizminister war; ihm schien das Schöffengericht (nach Treitschkes Spottwort) „die blühende Göttin mit den Rosenwangen" und er rieth dem Reichstag, an die Stelle der Schwurgerichte „Große Schöffengerichte" zu setzen. Dachte, als schlauer Kriminalist, wohl: Kann ich den Aberglauben an den Laienrichter nicht aus Eurem Hirn jäten, so will ich ihn wenigstens, unter dem Vorsitz des Rechtsgelehrten, unschädlich machen. Die Reichstagsmehrheit blieb hart und ließ sich die Jury nicht rauben. Begnügte sich aber, wie der leichtgläubige Liberalismus so oft in seiner Lebensgeschichte, auch unter dem Auge der Gneist und Lasker mit modisch gekleideten und frisirten Luggebilden. Der Richter sollte unabhängig werden; ists aber nicht, wenn seine Beförderung am Willen des Justizministers hängt, wenn er Titel und Orden annehmen darf und die Versetzung in einen anderen Wirkenskreis hinnehmen muß. Ins Ehrenamt des Schöffen und Geschworenen soll jeder Deutsche berufen werden, der die Schwelle des dritten Lebensjahrzehntes überschritten hat, im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte und in diesem Besitz nicht durch ein gegen ihn eröffnetes Hauptverfahren bedroht ist, über seine Habe frei verfügen kann, seit zwei Jahren in der Gemeinde wohnt, nicht aus öffentlichen Mitteln Almosen empfängt und weder zu den Dienstboten

noch, als Soldat, Geistlicher, politischer oder richterlicher Beamter, zu den der Staatsgewalt bequem erreichbaren Gruppen gehört. Mann vor Mann prangen sie in der Urliste. Lohnarbeiter und Leute, die bei der Behörde in schlechtem Geruch stehen, werden aber nicht hinter die Gerichtsschranken gerufen. (Nie, sagte Bismarck, „bin ich Schöffe oder Geschworener gewesen; die Maßgebenden hielten mich für einen Querkopf, dem nicht recht zu trauen sei".) Der politische Grundsatz der Laiengerichtsbarkeit wurde vom ersten Tag an also durchlöchert. Wir haben ein Allen gemeines, für Alle gleiches Wahlrecht, das sich nur halten kann, weil die Ungleichheit der Wahlkreise es nicht zu voller Wirkung kommen läßt; hätte der Stimmzettel des Industriestädters die selbe Rechtskraft wie der des Landmannes, so würde dem Reich morgen die Wehrmacht entzogen. Wir haben ein System der Laienrechtspflege, das sich humpelnd weiterschleppt, weil ihm, wider den Willen des Geistes, der es schuf, das Klassenkampfgelände, auf dem es zusammenbrechen müßte, gesperrt ist. Oder wäre ein der heute geltenden Staatsordnung erträglicher Strafprozeß denkbar, wenn die organisirten Arbeiter so oft, wie sie nach ihrer Kopfzahl und nach dem Sinn der Gerichtsverfassung fordern dürften, am Richtertisch säßen? Ringsum gleißt unser Leben von Lügentand. Et omnia vanitas.

„Mit ungleich größerer Ruhe würde ich, als Leiter eines sozialdemokratischen Blattes, meinen Kopf unter den Urtheilsspruch eines Kollegiums von rechtsgelehrten Richtern beugen als unter den unberechenbaren Ausspruch des Geschworenengerichtes." Der Satz, den Treitschke im November 1876 sprach, wird und muß überall wahr bleiben, wo der Sozialdemokrat nicht hoffen kann, auf den Bänken der Jury Glaubensgenossen zu finden. Seit erwiesen ward, daß auch dieser Blüthentraum der Vernunftgläubigen unter Europens Himmel nicht reifen könne, haben selbst in den romanischen Ländern die Modernsten, Tarde und Mouton, Ferri und Lombroso, gegen die Schwurgerichte gesprochen. Just die Modernsten besonders laut. Die wissen, daß man das Verbrechen nicht aus seiner Entstehungsphäre, den Verbrecher nicht aus der Gesellschaft, die ihn gebar, erzog und im Wesen mitbestimmte, lösen darf und daß der Strafrichter die Hauptlehren der Psychologie, Anthropologie, Soziologie in sein Bewußtsein aufgenommen haben muß. Doch wie unter dem Richter Jephtha die

Männer von Gilead an der Jordanfurt die Ephraimiter daran erkannten, daß die Zunge der Bedrohten das Wort Schibboleth nicht richtig auszusprechen vermochte, so glaubt heute der Dutzendliberale noch, die Abneigung von der gerühmten Institution der Schwurgerichte verrathe den Feind der Bürgerfreiheit. Das schärfste Wort des hellsten Verstandes kann dieses Vorurtheiles Hecke nicht lichten. Sprecht unter vier Augen mit einem Richter, Staatsanwalt, Vertheidiger: sie werden sagen, daß jede Schwurgerichtsverhandlung einem Schauspiel ähnele, dessen Erfolg von der Rollenbesetzung abhängt, und daß der Anwalt (des Staats oder des Rechts; unsere Gerichtssprache unterscheidet da witzig), der die Jury in seines Willens Richtung zu zwingen, zu schmeicheln versteht, von den Berufsgenossen kaum höher geschätzt wird als irgendein für die Galerie schwitzender Gaukler. „Das ist nur vor Geschworenen möglich." „Der jüngste Landrichter belächelt ihn; aber auf die Jury wirkt sein Gewinsel." Alle Tage hört mans. Erlebt, daß der gut vertheidigte und dem flüchtigen Blick „sympathische" Mörder als ein durch schwere Beleidigung zum Zorn gereizter Totschläger mit einer Gefängnißstrafe davonkommt, der stier und scheu hinter dem jungen Offizialvertheidiger hockende Totschläger als Mörder aufs Schafot geschickt wird. In einer Lustmordsache wagt der jüdische Vertheidiger den (oft bewährten) Hinweis auf den Kruzifixus, der das Opfer des weltberühmtesten Justizmordes geworden sei und warnend in diesen Saal niederschaue. Der Taktmangel bringt die Geschworenen in fromme Wuth; trotz der Dünnheit des Indizienbeweises bejahen sie die Schuldfrage und weigern die Zubilligung mildernder Umstände. Ein Wohlhabender ist angeklagt, am Leib seines Dienstmädchens „mit Gewalt unzüchtige Handlungen vorgenommen zu haben" (einer That schuldig zu sein, die dem alten Jehan Loys Vives und dem jüngeren Alexandre Dumas wider den Willen der Angegriffenen gar nicht möglich schien). Aussage wider Aussage; ob der beeideten so sicher zu glauben ist, daß auf diesen Glauben eine Zuchthausstrafe bis zu zehn Jahren gestützt werden kann, scheint selbst dem Staatsanwalt nicht völlig gewiß. Da drängt blinder Eifer dem Vertheidiger den Satz auf die Lippe: „In seiner Jugend, meine Herren Geschworenen, ist wohl Jeder von Ihnen einmal in eine Lage gekommen, die von bösem Willen zu so häßlicher Anschuldigung mißbraucht werden konnte." Was? Wir? Hinter der hübschen Hausmagd die Thür verriegelt

und dann aufs Ganze gegangen? Unerhörte Frechheit! Sollen wir uns morgen nachsagen lassen, vielleicht gar am Kaffeekränzchentisch unserer Hausehre, wir seien mild gewesen, weil wir allzumal uns als Sünder fühlten? Gern möchte der Anwalt das enteilte Wort nun im Busen bewahren; doch schon ists zu spät. Schuldig; mit elf Stimmen gegen eine (eines sechzigjährigen Junggesellen ohne im Ortsbezirk ansässige Sippe). Darf man eine Institution preisen, deren Ergebniß so von pfiffiger Kunst oder von Zufallsthorheit bestimmt wird? In aller Oeffentlichkeit wird sie gepriesen. „Die Geschworenen haben ja nur über den Thatbestand zu urtheilen." Richtig; doch die Feststellung solcher (juristischen) Thatsache ist viel schwerer und in ihren Folgen beträchtlicher als die Anpassung des Strafmaßes an den Wahrspruch. „Sie urtheilen nach dem Rath des gesunden Menschenverstandes und des sittlichen Gefühles, nicht nach dem Schematismus erstarrter Rechtsbegriffe." Das kann auch der gelehrte Richter; auch ihm braucht der Buchstabe nicht den Geist zu töten: er kann, in voller Freiheit, von allem in der Hauptverhandlung Vorgebrachten sich zum Urtheil stimmen lassen und da der sänftenden aequitas Raum schaffen, wo ihm das von Luther der terentischen Komoedie entnommene Wort zutreffend scheint: „Das strengest Recht ist das allergroßest Unrecht." Kein Richter aber soll nur nach dem Gefühl (das so leicht irrt), nur nach der raschen Wallung seines Gemüthes urtheilen. Warum lehnt in einer Brandstiftungsache der Vertheidiger, in einem Meineidsfall der Staatsanwalt den kleinen Landwirth ab? Warum forschen Ankläger und Advokaten so früh wie möglich nach dem Beruf der Geschworenen und wagen, wenn die zwölf Männer gekürt sind, schon eine Prognose? Weil sie die Macht des Klassenbewußtseins, Klassengrolls kennen; weil sie wissen, daß der schlecht versicherte Bauer, der das Wort nicht allzu hoch schätzt, von der Schuld eines Brandstifters leichter als von wissentlicher Verletzung der Eidespflicht zu überzeugen ist. Wer aber darf das Kind beim rechten Namen nennen? „Die Allmacht der Jury gleicht einem zweischneidigen Schwert. Sie kann manchmal das Gesetz korrigiren oder den Gesetzgeber auf den Willen der Oeffentlichen Meinung hinweisen; oft aber fälscht sie den Sinn des Gesetzes und gefährdet die Freiheit des Individuums. Auf das Gesetz, räth Bentham, nicht auf dessen Verachtung soll man hoffen. Die Vorzüge, die das Schwurgericht haben mag, sind um den Preis der Willkürherrschaft zu

theuer erkauft.“ Das sind Sätze Enricos Ferri, der in Rom Jahre lang der Führer der Sozialdemokratischen Partei war. Thut nichts. „Das Schwurgericht ist eine Errungenschaft des Liberalismus.“ Wer weigert den Ehrensalut? Achtung! Präsentirt das Gewehr!

Dennoch hat der seit dem Jahr der Justizreform immer wieder auftauchende Wunsch nach einer Erweiterung der Schwurgerichtszuständigkeit keine nahe Aussicht auf Erfüllung. Die selbe Reichstagsmehrheit aber, die fast schon bereit scheint, die für die Vertheidigung wichtigste Schanze zu räumen, dem Ansturm der vom moabiter Aufruhrprozeß Enttäuschten den ersten Absatz des Paragraphen 244 der Strafprozeßordnung zu opfern, will das Schöffenreich jetzt bis in die Zweite Instanz dehnen. Vae victoribus! „Die Beweisaufnahme ist auf die sämmtlichen vorgeladenen Zeugen und Sachverständigen sowie auf die anderen herbeigeschafften Beweismittel zu erstrecken; von der Erhebung einzelner Beweise kann jedoch abgesehen werden, wenn die Staatsanwaltschaft und der Angeklagte hiermit einverstanden sind.“ Dieser knappe Wortlaut des § 244 [1] StPO sichert dem Angeklagten in Fährniß die Beweismöglichkeit; erlaubt ihm, durch unmittelbare, dem Gericht erweisliche Zeugenladung selbst dem sprödesten Kollegium die Beweiserhebung aufzuzwingen. Wird hier auch nur das winzigste Stückchen abgebröckelt, dann entsteht ein Schade, den keine anderswo angeflickte „Rechtsgarantie“ tilgen kann (und dessen bloße Androhung alle Kriminalanwälte zu gemeinsamer Abwehr ins Feld rufen müßte). Die Schöffen, denen die Strafkammer geöffnet wird, werden, mit ihrem gesunden Menschenverstand, ihrem sittlichen Gefühl, dafür sorgen, daß jeder Beweisantrag, der die Entlastung des Beschuldigten verheißt, angenommen werde? Wenn sies, erstens, wollen und, zweitens, können; wenn sie genau wissen, worum es sich handelt und was für das Urtheil „erheblich“ sein könnte. Das haben sie bisher nicht immer gewußt. Natürlich. Ihnen ist die Einberufung in den Gerichtsdienst nicht, wie den Geschworenen, ein Ereigniß, das für Wochen beliebten Unterhaltungstoff liefert; meist nur ein lästiger Zwang, der sie ihrem Geschäft entzieht und ihnen allerlei undurchsichtigen Kleinkram vors blinzelnde Auge rückt. Fragt die Vertheidiger, wie groß der Prozentsatz der auf die Jurybank Geladenen ist, die drängend ihre Ablehnung erbitten. Wären die Schöffen ablehnbar, dann hätte der Herr Rechtsanwalt keine ruhige Stunde mehr. Doch sie müssen mitjudiziren. Trachten

zuerst wohl auch mit redlichstem Eifer, den Aerger hinunterzuwürgen und kühn ins Dunkel der Thatbestände zu schauen. Wenns nur nicht so höllisch schnell gehen müßte! Uebertretung, Hehlerei, Beleidigung, Hausfriedensbruch, Unterschlagung, Diebstahl, Körperverletzung, Betrug, strafbarer Eigennutz, Begünstigung, Jugendvergehen, Nöthigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt: die Bilder wechseln so rasch wie im Kino-Theater. Selbst an den Krücken des gesunden Menschenverstandes und des sittlichen Gefühles tastet der einfache Kleinbürger sich in diesen fremden Welten nur langsam zurecht. Fragen? Die Würde des Gerichtes sänke, wenn ein zur Rechtsprechung Berufener während der Verhandlung seine Unkenntniß verriethe. „Einen Augenblick: der Herr Schöffe wünscht, eine Frage zu stellen." Das knattert und zischt durch den Raum; der verschüchterte Klempnermeister wirds nicht so bald wieder thun. Der Vorsitzende hat es leicht; hat die Akten gelesen und erkennt, rompu au métier, flink mindestens den Typus im Kläger, Beklagten und Zeugen. Ruft, ehe seine Nachbarn noch recht wissen, wie es bei dem Hausfriedensbruch zugegangen ist und wessen Hand im Treppengedräng den Kläger geohrfeigt hat, schon mit ungeduldiger Stimme: „Die nächste Sache!" Auch im Berathungzimmer muß man sich sputen. „Ihre Ansicht ist sicher sehr werthvoll; nur, leider, nicht mit der ständigen Judikatur des Königlichen Kammergerichtes vereinbar. Wenn Sie wollen, suche ich Ihnen die in Betracht kommenden Entscheidungen heraus. Das wird uns freilich ein Weilchen aufhalten. Und der Speisezettel ist heute ziemlich lang: noch acht Sachen; darunter drei mit wahren Zeugengeschwadern. Doch bin ich in jedem Fall zu ausführlichster Rechtsbelehrung bereit." Zwischen Fünf und Sieben könnte man zu Haus noch die Post erledigen und die Abendkundschaft bedienen. Unnützes Zaudern; der Vorsitzende ist ja ein gewissenhafter und erfahrener Mann, der sein Strafgesetzbuch und seine Pappenheimer kennt. Ein wahrer Segen, daß ers so schleunig macht. Die erste Schöffenfrage war: „Wird es sehr lange dauern?" Die letzte ist: „Bringt uns der nächste Sitzungtag wieder so viele Sachen?" Nie aber kam aus dem Mund eines Anwaltes die Frage nach der Wesensart „mitsitzender" Schöffen. Die, weiß er, nimmt der Rechtskundige, Aktenkundige an die Leine. Auch höchst gebildete Herren, die zu reger Mitarbeit entschlossen waren, in der Hast des Rechtsfabrikbetriebes aber früh erlahmten. Auch borstige Volksmänner, die sich

vorgenommen hatten, „mal 'nen frischen Zug in den staubigen Papierkrämpel zu bringen". In der Stickluft welken die herrlichsten Entwürfe. Noch schwerer wird der Laie die Strafkammerarbeit lernen. Da sind lange Schriftsätze eingereicht worden, die er nicht kennt; hats eine Voruntersuchung mit Protokolstößen gegeben, von der er nichts ahnt. Und so viel Zeit wie ein Schwurgericht hat die Kammer nicht. Soll sie in Rückstand bleiben? Alltagstechnik und Berufssprache helfen durchs Gestrüpp. Der Laie? Sitzt mit.

Dreijähriges Studium an einer Universität, zwei langwierige Prüfungen, dreijährigen Vorbereitungdienst: Das muß der Mann hinter sich haben, dem der Staat einen Richterstuhl anweisen darf. Und dieser selbe Staat holt nun aus Werkstatt und Kontor, Keller und Salon Leute, die weder Juristerei noch Psycho-, Sozio- und Anthropologie jemals studirt haben, und spricht zu ihnen: „Richtet; Ihr könnt es so gut wie der Fachmann und braucht drum nicht in Angst zu erschaudern." Er läßt sie nicht nur, nach Montesquieus Rath, über einen einzelnen Thatbestand urtheilen; nein: über Vorsatz und Absicht, Bewußtsein und Zurechnungfähigkeit. Von den Zeiten der Blutrache und Talion bis ins bläßliche Morgenroth der bedingten Verurtheilung, von Beccaria bis auf Binding hat jedes Kriminalistengeschlecht still die ererbten Instrumente zu schleifen, zu verfeinern gestrebt, um sich die zuverlässigste Rechtsfindung zu sichern. Den so Erzogenen, für die Technik ihres Berufes so Vorgebildeten sagt der Staat (der die Schöffen ja nur von der Berufunginstanz wegweist): „Eurer Wissenschaft und Menschenkunde kann ich nicht länger vertrauen; die würdige Erfüllung der Richteramtspflicht ist mir erst verbürgt, wenn neben Euch ein Grünkramhändler oder Bildhauer, ein Klavierlehrer oder Schornsteinfegermeister im Kollegium sitzt." Warum bäumt die Juristenzunft sich nicht wider den Schimpf? Weil jede Theilung der Verantwortlichkeit ihr willkommen ist und der Laienbruder ihr unschädlich scheint. (Kann ers bleiben, da er das Bewußtsein der Verantwortlichkeit einschläfert?) Den in der Hauptstadt erwachsenen Vertheidiger überläufts, wenn er in kleinen Gerichtsorten die Schöffen und Geschworenen glotzen sieht. Und uns wird der Wahn zugemuthet, in solcher Zufallslaisirung walte das modernste Lebensgesetz. Gut bezahlte, mit ihrem Namen für ihre Leistung haftende Spezialisten brauchen wir. Der Schöppenstuhl ist Gerümpel.

Ein deutscher Hausschatz.

Meine Abschweifung ins Gebiet der Aesthetik hat mir außer der künstlerischen noch eine literarische Belehrung zugezogen. Man schickt mir, um mir einen richtigeren Begriff von der modernen Lyrik beizubringen, die neuste, einunddreißigste, von Dr. Heinrich Fränkel „völlig erneuerte“ Auflage von Wolffs Poetischem Hausschatz des deutschen Volkes. (Otto Wiegand in Leipzig.) Die Belehrung trifft in doppelter Beziehung daneben. Ich meine nur, die Lyriker können uns nichts wesentlich Neues mehr sagen, weil ja die menschlichen Gefühle und Stimmungen immer die selben bleiben, wenn auch die Gegenstände und Anlässe, durch die sie hervorgerufen werden, nach Orten und Zeiten wechseln. Und ich habe (wogegen sich aus den Kreisen älterer Herren kaum Widerspruch erheben wird) als meine persönliche Erfahrung ausgesprochen, daß beim Mann die Empfänglichkeit für lyrische Gedichte mit den Jahren abnimmt. Er hat als Jüngling den klassischen Ausdruck seiner Gefühle in schönen Gedichten genossen und findet die Gedichte, die er später liest, fad, nicht, weil sie schlechter sind als seine alten Lieblinge, sondern, weil sie nichts Anderes sagen und nichts Anderes sagen können. Er mag sich ein jugendliches Herz bewahrt haben und noch heute Jünglingsgefühle im Busen hegen; will er sie aber nähren und in ihrem Genusse schwelgen, so zieht er den Versen die Musik vor, die den selben Zweck hat wie das lyrische Gedicht: ein Gefühl, eine Stimmung zu erwecken, die aber zugleich einen (je nach Belieben Stunden lang auszudehnenden) von der bloßen Gefühls- oder Stimmungwonne verschiedenen, zu ihr hinzukommenden Genuß gewährt. Und zweitens: Wolffs Hausschatz enthält ja nur zum kleinsten Theil Lyrik; den weitaus größeren Theil nehmen Epik und Didaktik ein. Man müßte denn zur Lyrik auch die Romanze und Ballade rechnen, die in die Epik gehört, und das philosophische Gedicht und die sinngedichtliche Darstellung eines gescheiten und nützlichen Gedankens, die Schilderung einer bedeutenden Situation, einer lehrreichen Begebenheit, eines Charakters, eines sozialen Verhältnisses, was Alles doch wohl in die Kategorie der Didaktik einzureihen ist. Alle diese Dichtungarten aber liebe ich noch heute. Den Homer habe ich erst in sehr reifen Jahren würdigen gelernt und vor Kurzem hat mich Hebbels „Mutter und Kind“ tief ergriffen. Schillers philosophische Gedichte werden, so lange ich lebe, immer wieder aufs Neue mein Nachdenken anregen, und wenn mir Jemand einen guten Gedanken in einem klassischen Gedicht, eine

süße Frucht in goldener Schale darbietet, so bin ich ihm dankbar. Nicht zu gedenken der Erheiterung, die ich Holteis schlesischen, Reuters plattdeutschen, Edwin Bormanns sächsischen, Trojans Kladderadatsch-Gedichten verdanke. Ich gestehe, daß diese Schätzung der gereimten Poesie aus der kurzen Bemerkung, die den verdienstvollen Neuschöpfer des alten Wolff gekränkt hat, nicht herauszulesen war, und ich ziehe daraus die Lehre (so alt man wird, man lernt niemals aus), daß man Neben- und Zwischengedanken, die durch vollständige Ausführung gegen Mißverständnisse sicher zu stellen der Raum fehlt, hübsch für sich behalten soll.

Wenn ich nun auch der gut gemeinten Belehrung nicht bedarf, so ist mir doch die Gabe, die dazu dienen sollte, sehr erfreulich. Zunächst weckt sie liebe Jugenderinnerungen, denn ich war als Primaner mit dem alten Wolff ganz vertraut; allerdings, trotz meiner damals sehr lyrischen Stimmung, mehr mit seinem Hausschatz deutscher Prosa. Dann ist das Buch eine sehr willkommene Ergänzung meiner Bücherei: es enthält Bruchstücke aus den alt- und mittelhochdeutschen Epen, die ich weder vollständig noch in Anthologien besitze und in die ich mich an manchem Feierabend zu vertiefen gedenke. Auch schöpfe ich aus dem Bande wirkliche Belehrung, wenn auch anderer Art, als mir zugedacht war. Ich bewundere den Reichthum des deutschen Dichterwaldes. Die reichliche Hälfte der hier Aufgenommenen (es sind über vierhundert) habe ich bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt. Und ich lerne die Neueren kennen. Diese Neueren füllen beinahe die ganze zweite Hälfte des starken Bandes. Einzelne davon, wie Heyse, Wilhelm Jensen, Raabe, Isolde Kurz, Ricarda Huch, die Ebner-Eschenbach, kenne ich ja aus ihren Prosawerken; hier sehe ich nun auch, wie sie sich in gebundener Rede bewegen. Manche erscheinen mir von einer neuen Seite, die ich an ihnen nicht vermuthet hätte. Lauff, der Hofpoet, entwickelt in seinem Liede vom Borstenschwein einen gesunden Humor, was mir eine günstigere Meinung von seinem Charakter beibringt, und auch Dehmel, der tiefe, halb mystische, hat Humor, wie das köstliche Wiegenlied beweist, das er seinem Racker von Jungen singt. Dagegen verräth der als Prosaiker gewöhnlich derb humoristische Otto Julius Bierbaum in seinen Gedichten die zarteste Empfindung. Mancher Philister, der Heinrich Heine bisher nur aus patriotisch-frommen Literaturgeschichten und Berichten kennen gelernt hatte, wird ihm seine mancherlei Sünden verzeihen wegen der beiden Gedichte „Deutschland“ und „Nachtgedanken“. Daß ein packendes Gedicht ethische, religiöse, soziale Wahrheiten erfolgreicher klar und frucht-

bar machen und verbreiten kann, als es Predigten, gelehrte Abhandlungen und dicke Bücher vermögen, brauche ich nicht erst aus dem neuen Hausschatz zu lernen, denn ich weiß es längst und habe dieses Mittel selbst oft angewendet und empfohlen; aber diese Sammlung giebt mir die erwünschte Gelegenheit, wieder einmal daran zu erinnern. Wer könnte ergreifender die tragischen Wirkungen der Habsucht predigen als Chamissos Abdallah? Die Ueberlegenheit einfältiger Liebe über hochmüthige Klugheit als „die beschränkte Frau“ von Annette Droste-Hülshoff? Oder die Nichtswürdigkeit der selbstsüchtigen Ausnutzung uneigennütziger Gutmüthigkeit als „Die treue Haut“ von Nikolaus Becker?

Die modernen Dichter, die ich hier kennen lerne, sind gar nicht so modern (im Sinn der Fliegenden Blätter), wie ich befürchtet hatte, sondern ganz vernünftig; sie fühlen und denken nicht anders als wir gewöhnlichen altmodischen Philister. Michael Georg Conrad ist geradezu zum Küssen in dem Gedicht „Der Säemann“, dieser herzigen Schilderung deutschen Bauern- und trauten Familienlebens auf dem Gut seiner Eltern. Moderne Zustände, Verhältnisse, Probleme, Streitfragen spiegeln sich in manchen dieser Gedichte, aber sie drängen sich nicht vor, zerren uns nicht, der Aufgabe der Poesie zuwider, in den Staub und Schmutz und Kampfeslärm der schlechten Wirklichkeit hinein. Ein Vedalied von Deußen, ein Ruf der Angst vor der Entgeistigung der Welt von Rainer Maria Rilke, die Prosa der Gegenwart (im Gegensatz zur alten Romantik), die, wie Julius Grosse zeigt, der Herzenspoesie nichts anzuhaben vermag, Russische Verbannte von Kreowski, Handwerksburschenlos von Detlev von Liliencron, ein paar Ostmarkenlieder von Felix Dahn mahnen daran, daß es eine häßliche Wirklichkeit giebt, die uns die Aufgabe stellt, sie schöner zu machen, und daß wir in der schönen Idealwelt der Poesie nicht müßig schwelgen, sondern aus ihr Kraft zum Handeln schöpfen und ihr die Vorbilder fürs Handeln entnehmen sollen. Zeitgemäß ist die Mahnung des Bauern an seinen Sohn von Kowarzik.

Der um die Pädagogik hochverdiente Wilhelm Münch hat Recht, wenn er in seinem Geleitwort das Werk einen wirklichen Hausschatz nennt. Es wird als solcher viel Segen stiften. Die Idee dazu ist vom bayerischen Central-Schul- und Studienrath Friedrich Immanuel Niethammer ausgegangen, der 1808 Goethe zu einer solchen Sammlung anregte. Dessen Schützling Oskar Ludwig Bernhard Wolff hat den Plan ausgeführt. 1839 erschien der Poetische Hausschatz; in den sechziger Jahren hat ihn Oltrogge neu bearbeitet und jetzt ist er durch diese allerneuste Bearbeitung auf

die Höhe der Gegenwart gebracht worden. Jede Bereicherung um Neues macht natürlich eine neue Sichtung des Alten nothwendig, damit nicht der Umfang alles Maß überschreite. Keine kleine Aufgabe bei der unübersehbaren Stofffülle. Darum wäre es unbillig, mit dem Bearbeiter um die Auswahl zu rechten. Ich vermisse Manches und würde, wenn ich die Auswahl zu treffen hätte, Manches von dem Aufgenommenen weglassen. Aber es wäre zwecklos, solche Wünsche öffentlich zu äußern, denn von den vielen Tausenden, die das Buch benützen werden (von den neunundzwanzig Auflagen, die bis 1893 erschienen waren, ist eine Viertelmillion Exemplare abgesetzt worden), hat jeder seine besonderen Wünsche. Da ist jede Möglichkeit ausgeschlossen, sie alle zu berücksichtigen, und man muß den Unternehmer eines so schwierigen Werkes, das dem Ausland ein Gesammtbild der deutschen Poesie bieten und den Volksgenossen das Beste als Hauskost geben will, nach seinem eigenen Urtheil frei schalten und walten lassen.

Neisse. Karl Jentsch.

Philosophie und Kraftökonomie.

Der Begründer der modernen Naturwissenschaft, Isaak Newton, der als Erster physikalische Vorgänge auf Gesetze der Mechanik und Gesetze der Mechanik auf eine kleine Anzahl letzter Prinzipien zurückführte, Isaak Newton hat die Vorgänge in der Natur, wie die Leistungen der menschlichen Technik, mit dem Satz zu bezeichnen versucht: Maximus effectus minimo sumptu, „größtmögliche Wirkung mit geringstem Kraftaufwande". Nach dieser Regel, nach der „Regel des kleinsten Kraftmaßes" werde, so meinte Newton, jede vollkommene technische Leistung vollbracht. Jede Maschine, jedes Nutzgeräth, jeder Kunstgegenstand, der menschliche Organismus selber und überhaupt all Das, was wir „organisch", „zweckmäßig", „vernünftig" nennen, müsse so angelegt sein, daß es seinem Zweck ohne Energieverlust genügen könne, ohne unnöthige Betriebsunkosten, sei es durch Widerstand, durch Reibung, durch Umschweife, durch Zufälle. Betrachten wir irgendeine Arbeitmaschine, eine Schnellzugslokomotive, ein Rennboot, ein Automobil. Jedes dieser technischen Gebilde ist, wie alle Werkzeuge und alle Maschinen, eine Analogie des Menschen, so zu

sagen eine Erweiterung und Projektion des menschlichen Organismus mit allen seinen Funktionen auf die Außenwelt. Und diese Menschenähnlichkeit der „Technik" geht bekanntlich so weit, daß man aus Schiff- oder Wagenbau, aus dem Bau von Wassermaschinen, Brücken- oder Tunnelbauten eines Zeitalters psychologische Rückschlüsse auf die Natur der Seele und auf die Eigenart der Menschen dieses Zeitalters machen kann. Fragen wir nun aber, worin der Fortschritt jener geistigen Arbeit liegt, die Wagenbauer oder Maschinen-Ingenieure, Fahrradtechniker, Schiffs-Konstrukteure, Aviatiker zu leisten haben, dann finden wir: die Verbesserung technischer und eben so aller künstlerischen Gebilde hängt davon ab, daß irgendwelche Arten von Energie nach dem Prinzip des kleinsten Mittels, also mit geringstem Energieverlust ausgenutzt werden. Insofern aber jede Maschine „kraftsparend" ist, nähert sie sich dem Gesetz der organischen Welt, so daß kein Zufall ist, wenn jede Art von technischem Gebild irgendeinem natürlichen Organismus auch in den äußeren Formen ähnlich geräth, etwa das lenkbare Luftschiff dem Bewegungskörper des Vogels oder das Dampfschiff der Form eines Fisches. Denn der Bau jeden Geschöpfes ist ja eben nichts Anderes als eine ideale Maschinerie, die just dem spezifischen Naturzweck eines jeden Wesens aufs Vollkommenste „angepaßt" ist. Ein „Organismus": Das ist Wechselwirkung von Elementen, gemäß dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes. Man kann daher sehr wohl begreifen, daß Newton das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes für ein Naturgesetz hielt. Also für Etwas, das man auf dem Wege der Erfahrung und des Induktionschlusses da draußen in der Natur eben „vorfinden" kann. Man kann auch begreifen, daß Newton dazu kam, das Gesetz der Trägheit mit dieser Regel des geringsten Kraftverbrauches in Beziehung zu bringen, daß er zu dem tiefsinnigen Glauben kam: Das Gesetz des vom Baum fallenden Apfels und das Gesetz des Kosmos seien das selbe Gesetz. Nämlich eben dieses: daß jeder Vorgang in der Welt stets auf dem direktesten Wege und mit geringstem Verlust an Energie sich vollziehen müsse.

Andere Zeiten, andere Denkarten haben das Zeitalter des großen Newton abgelöst. Der wesentliche Unterschied aber dieser neuen Denkart gegenüber der sehr primitiven Weltanschauung war wohl, daß der menschliche Geist immer mehr dazu kam, Gesetze, die er scheinbar aus der „Natur" oder aus der „Erfahrung" herausholte, in seiner eigenen Konstitution in unablegbar gegebenen Formen und Kategorien des Denkens verankert zu finden. Was man früher für ein Naturgesetz hielt, erscheint nun als ein

Gesetz des Geistes. Wo man früher die Physik befragte, da fragt man heute die Erkenntnißtheorie. Und so begann man denn, auch dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes eine logische Ausdeutung zu geben und zu seiner Erklärung nicht mehr die Naturbeobachtung der Empiristen, sondern die Form des Bewußtseins in Betracht zu ziehen. Und hier lag ein sehr einfacher Gedanke nah. Wenn Jemand zu untersuchen hat, wie es komme, daß das Wasser kugelförmig erscheint, dann wird er sofort fragen, ob etwa das Gefäß, in dem das Wasser ist, die Form einer Kugel habe. Und wenn Jemand sich wundert, daß Alles in der Natur nach dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes „zweckmäßig geregelt" scheint, so wird er sich zunächst fragen, ob nicht der Geist, der die Natur denkt, im Denken der Natur sein eigenstes Gesetz umschreibe, wie das Kind sich in einem Spiegel entdeckt, ohne zu ahnen, daß, was es sieht, sein eigenstes Wesen sei. In der That scheint es in dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes sich zunächst darum zu handeln, daß wir eine Grundform unserer Wahrnehmung auf die Inhalte dieser Wahrnehmung übertragen, während wir nur behaupten dürfen, daß die Natur im Spiegel unseres Bewußtseins zweckmäßig teleologisch-vernünftig (und Das heißt eben: kraftökonomisch) ist. Der tiefere Untergrund dieses Thatbestandes der Naturzweckmäßigkeit ist also, daß alle Bewußtheit von Natur eine Einheit ist und daß alles Wahrnehmen, Bewußtmachen, Apperzipiren, Denken, Rechnen nichts Anderes heißt als Zusammenbinden und Vereinheitlichen von „Erfahrung". Wenn nun aber alle sogenannte „Apperzeption" des Menschen Einheit-Apperzeption ist, dann ist eo ipso gesagt, daß uns nichts bewußt werden kann, ohne daß wir nach dem Gesetz des kleinsten Kraftmaßes verfahren und in den Inhalten unserer Vernunft eben auch das Gesetz der Vernunft selbst vorzufinden wähnen.

Ein Philosoph der Mathematik hat gelegentlich die paradoxe Bemerkung gemacht, die Redensart „der Mann kann nicht bis Drei zählen" sei eigentlich nicht gar so despektirlich, da ja Niemand, selbst der größte Mathematiker nicht, mehr als bis Zwei zählen könne. Was mit dieser Bemerkung gemeint ist und worauf sie abziele? Auf die merkwürdige Thatsache, daß alles bewußte Denken polar, daß jede mathematische Ueberlegung zweitheilig sei. Logisches oder mathematisches Denken besteht immer darin, daß irgendein nicht subsumirtes, nicht „ausstehendes" Element in eine bereits gegliederte Formel, eine feststehende Größe, in eine „ideale Geltungeinheit" aufgenommen werden, daß irgendeine „Menge" oder „Mannichfaltigkeit" um ein ihr nicht eingefügtes

Element erweitert werden muß. Mögen nun die Geltungeinheiten, mit denen etwa ein Arithmetiker arbeitet, noch so komplizirt, noch so reich gegliedert sein: die Form der mathematischen Operation ist die, daß zwei Mannichfaltigkeiten sozusagen gegeneinander gehetzt werden, bis die komplizirte die unkomplizirtere gleichsam absorbirt hat. Eben an dieser dualistischen Grundform alles Denkens liegt es auch, daß eine sogenannte Antinomie, ein Paradoxon, entsteht, wo wir von dieser Polarform der Denkfunktion absehen. Wir können nicht ein unendliches Kontinuum, eine endlose Zeitabfolge oder eine „Menge aller Mengen" denken, eben weil Denken voraussetzt, daß apperzipirt, vereinheitlicht werden, daß also eins von zwei Elementen der gewonnenen Einheit assimilirt werden muß. Eine absolute Einheit, außerhalb deren ja gar nichts mehr gefunden werden kann, liegt jenseits der Möglichkeit des Denkens selbst. Dies Alles besagt nur, daß Denken ein kosmisches „Vereinheitlichen von Erfahrungen" sei und daß unser Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes ein Gesetz der Psychologie ist, eben jenes Gesetz, das man wohl neuerdings als Gesetz der Denkökonomie oder schlechtweg als Gesetz der Abstraktion zu bezeichnen pflegt. Jede Abstraktion, alles Bilden von abstrakten Begriffen, mathematischen Geltungeinheiten, „Ideaten" oder auch nur von Universalbegriffen verfährt nach diesem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes, indem unzählige feine Unterschiede und Schwankungen, Fluktionen und Nuancen der Wahrnehmung und Erfahrung in jedem Augenblick von uns übersehen werden, damit eine schematische Registrirung, eine ideale Vereinheitlichung unseres Erfahrens überhaupt zu Stande kommen und das nuancirte Einzelne (das τόδετι) gleichsam durch das Transparent des Begriffes hindurch subsumirt werden kann. Erlebtes wird also dadurch Gewußtes, daß wir es gemäß dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes in die logisch-mathematische Form der Begrifflichkeit hineinzwingen. Von David Hume bis auf Avenarius und Mach sind immer wieder Philosophen und Physiker aufgetreten, die dieses Gesetz des geringsten Kraftaufwandes im Denken so übersteigerten, daß sie im Kausalgesetz, also in der Behauptung, daß jeder Erfahrungthatbestand eine „Ursache" haben müsse, nur ein Kraft ersparendes Regulativ menschlicher Erfahrung sahen.

„Die einfachste Form des Kausalgesetzes", so lautet ein tieferes Wort von Descartes, „ist das Wunder." Wenn der Naturmensch den Donner hört, wenn er Blitze zucken sieht und sich zum ersten Mal fragt, woher nun eigentlich dies Alles komme, dann statuirt er ein Wunder. Da droben sitzt der Donnergott,

irgendein mächtiger Dämon. Der macht Donner und Blitz. So befriedigt sich des Menschen primitives Bedürfniß nach Naturerkenntniß. Auf späterer Stufe tritt an die Stelle des mystischen Begriffes des Wunders der nicht minder abergläubige Begriff der wissenschaftlichen Ursache. Zunächst in der Form, daß man „Naturkräfte" statuirt. Woher kommt der Blitz? „Er ist Erscheinung der Elektrizität." Wie erklärt sich das Fallen der Körper im Raum? „Es ist die Folge der Anziehungskraft der Erde." Mit diesen Formulirungen beruhigt sich der Geist, ohne viel zu bedenken, daß sie der Weisheit des molierischen Arztes nachgebildet sind, der auf die Frage: „Warum wirkt Rhabarbar purgirend?" antwortet: „Der Rhabarbar enthält eine vis purgativa." Man muß aber darüber klar sein, daß diese Erkenntniß theoretischer Unzulänglichkeit, die, wie man wohl getrost behaupten darf, noch der ganzen Naturwissenschaft innewohnt, für die praktische Brauchbarkeit naturwissenschaftlicher Resultate kein Gegenargument ist. Man kann auf Grund falscher Arbeithypothese zu den richtigsten Resultaten kommen. Ja, die ganze Geschichte der technischen Naturwissenschaft zeigt deutlich, daß die größten Entdeckungen der Menschen, etwa der Galvanismus, die thierische Elektrizität, viele Thatsachen der Chemie oder der Astronomie, auf Grund philosophisch falscher Voraussetzungen gefunden wurden.

Aber es gibt eine noch primitivere Form von Denkökonomie, als es das Konstituiren von Ursachen ist. Nämlich das Ignoriren der Thatsachen. Dieses ist die allgemeinste und beliebteste Methode zur Befriedigung des denkökonomischen Bedürfnisses, das die Welt nach dem Prinzip des geringsten Kraftaufwandes zu regeln trachtet und daher Thatbestände, die man nicht ökonomisch eingliedern kann, einfach ablehnt und als „mystisch," okkult, schwärmerisch, allzu phantastisch wegschieben muß. Erst in zweiter Instanz werden dann sehr langsam die anfangs abgeleugneten Thatsachen auf die schon bekannten Thatbestände zurückgeführt. Zuerst also heißt es: „Elektrizität, Magnetismus, Hypnose? Das giebt es ja gar nicht." Und zuletzt heißt es: „Elektrizität, Magnetismus, Hypnose? Das sind nur besondere Modifikationen von Naturkräften, die wir schon lange, lange kennen." Die beunruhigende Störung des Lebensgefühles, die durch alles Neue, Ungewohnte, scheinbar Aufrührerische in uns erweckt wird, muß nach dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes dadurch beseitigt werden, daß man Revisionen der Erkenntniß so lange wie möglich aus dem Wege geht; ja, daß man sie unter Umständen durch Ketzergerichte und Autodafés so lange zu hemmen sucht, wie es überhaupt mög-

lich ist. Und wenn endlich die Sprache der Lebensthatsache zu mächtig wird, dann wird das scheinbar Neue als etwas Altbekanntes in die alten Regulative der Welterfahrung langsam aufgenommen. Dann werden die alten Regulative langsam erweitert und neu gestaltet.

Aber wir brauchen, um die Wirkung des kleinsten Kraftmaßes am menschlichen Seelenleben zu studiren, nicht so hoch zu steigen. Wir können Machs Behauptung, daß das naturalistische Konstatiren von Ursache und Wirkungen nur ein technisches Mittel, nur der „Bequemlichkeitmodus" des menschlichen Lebenswillens sei, bei Seite lassen. Das Prinzip der Denkökonomie gehört vor Allem den Niederungen des Seelenlebens an. Es giebt keinen Empfindungvorgang, keine Sinneswahrnehmung, kein Hören, Sehen, Riechen und Schmecken, das nicht nach dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes geregelt wäre. Die Psycho-Physik kennt einen Grundsatz, den man das Gesetz von Weber oder Weber-Fechner nennt. Zwischen den Empfindungen eines Sinnesgebietes und den ihnen entsprechenden objektiven Sinnesreizen besteht ein festes, mathematisch formulirbares Verhältniß, ein Gang, der für jedes Sinnesgebiet ein anderer, aber für jede Art von sinnlicher Empfindung unwandelbar feststehend ist. Die Empfindung wächst im Logarithmus des zu ihr gehörigen Reizes. Wenn vor mir zehn Kerzen stehen und einen Lichtreiz ausüben, dann muß ich, um einen eben merklichen Zuwachs an Lichtempfindung zu erleben, noch eine Kerze zu den zehn hinzufügen. Wenn nun aber hundert Kerzen vor mir stehen: wie viele Kerzen muß ich dann hinzufügen, um einen eben merklichen Zuwachs der Helligkeitwahrnehmung zu erleben? Offenbar zehn Kerzen; und bei tausend muß ich hundert hinzufügen, bei zehntausend tausend; und so fort. Je stärker der auf mich einwirkende Empfindungreiz schon ist, um so mehr muß ich ihn noch verstärken, um einen Unterschied gegenüber dem vorhergehenden Empfindungzustand erleben zu können. Wir haben hier ein ungemein wichtiges und merkwürdiges Gesetz der Psycho-Physik vor uns, das man ganz allgemein als das Gesetz der abnehmenden Quantität der Theile eines Ganzen bezeichnet hat. Man meint damit, daß jeder Reiz (Licht oder Schall, eine Lust, ein Schmerz, ein Glückserlebniß, ein sinnlicher oder ein sittlicher „Werth") an Wirkungfähigkeit im selben Maße abnimmt, wie er in einer Reihe gleichartiger Reizelemente untertaucht. Wir sammeln vielleicht Münzen oder Briefmarken oder sonstwas. Der Werth, den jede einzelne Briefmarke besitzt, ist ein Einzigkeitwerth. Je mehr Exemplare der selben Art

bereits vorhanden sind, um so geringer wird die Eindrucksenergie, die psychische Quantität, mit der unsere Aufmerksamkeit auf das einzelne Exemplar reagirt. So fällt in einer Gesellschaft von lauter Civilisten ein einzelner Soldat oder in einem militärischen Kreise ein einzelner Mann in Civil auf. Aber die Wahrnehmungenergie, mit der dieser Einzelne auf unsere Seele einwirkt, schwillt ab, wenn das einzelne Element in einer Summe oder Menge gleichartiger Elemente untertaucht. Hier aber haben wir wiederum das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes vor Augen. Es handelt sich um die Kraft ersparende Wirkung der Subsumption. Die einzelne Empfindung oder Wahrnehmung regt uns weniger auf, nimmt weniger physische Energie in Anspruch, je mehr sie in eine Summe gleichartiger Empfindungen oder Wahrnehmungen eingehen kann. Jeder einzelne sinnliche Empfindungvorgang müßte die Seele bis zur Unerträglichkeit anspannen und foltern, wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, jedes Erlebniß unter gleichartige Erlebnisse zu subsumiren. Nur im Vorbeigehen möchte ich darauf verweisen, daß dieses Gesetz der abnehmenden Quantität auch für die Sozialwissenschaft, für Finanzwissenschaft und Soziologie von der größten Wichtigkeit ist. Die Preistheorie, die Definition von Gut und Werth im ökonomischen Sinn ist davon abhängig, daß dieses psychologische Gesetz von der abnehmenden Wirkungsfähigkeit eines Elementes gegenüber dem Anwachsen der Summe gleichartiger Elemente klar verstanden und durchschaut wird. Dieses psychologische Gesetz ist aber in letzter Hinsicht nichts Anderes als ein Gesetz des kleinsten psychischen Kraftaufwandes, das die höchsten geistigen Funktionen wie die sinnlichen Empfindungen der Menschen beherrscht.

Wir haben bisher das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes in dreifacher Hinsicht betrachtet. Wir haben in ihm mit Newton ein Naturgesetz, ein Gesetz der „Zweckmäßigkeit in der Natur“ gefunden. Wir fanden dann, daß dieses Gesetz in der Natur im Grunde Gesetz bewußten Geistes sei und daß die höchsten intellektuellen Funktionen, die Funktion der Kausalität und die Funktion der Substanzialität (ich meine damit die Annahme von Substanzen, von abstrakten idealen Einheiten hinter Leben und hinter Natur), nichts Anderes umschließen als die Nothwendigkeit Kraft ersparender Regulation von Menschenleben. Wir haben endlich gesehen, daß auch im Leben der sinnlichen Empfindung die Nothwendigkeit energetischer Oekonomie alle seelischen Vorgänge beherrscht. Ein Naturgesetz, ein Denkgesetz, ein psychologisches Gesetz: das Alles fanden wir in dem Prinzip des geringsten Kraft-

aufwandes. Nun aber komme ich zu zwei Momenten, die dieses Gesetz des geringsten Kraftaufwandes in einem völlig neuen und zugleich viel vertrauteren Licht erscheinen lassen: im Licht der alltäglichen Praxis des Lebens; denn es ist Vorrecht der Philosophie, nicht nur Fundamente, Voraussetzungen des Erkennens zu untersuchen, sondern vor Allem auch, die Resultate der Erkenntniß zusammenfassend, der Arbeit des Geistes Ziele vorzuzeichnen. Dies aber geschieht in dreierlei praktischer Wissenschaft: in der Aesthetik der Kunstphilosophie, in der Ethik oder Pädagogik und schließlich in der Religion, Philosophie oder Theologie. So wollen wir jetzt (wenn auch nur grob und kursorisch) betrachten, welche Wirkung das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes für diese drei Hauptgebiete der Philosophie besitzen kann.

Wer jemals über das Wesen des Schönen, über Wirkungen eines Kunstwerkes, eines gothischen Domes, einer Symphonie nachgedacht hat, Der kennt die ästhetische Bedeutung der Kraftersparniß. Nur führt dieses Gesetz in Kunstwissenschaften andere Namen, deren einfachster und wichtigster lautet: Gesetz der monarchischen Gliederung. Ein Gegenstand, den wir „schön" nennen, der also ästhetisches Wohlgefühl erweckt, muß bestimmte formale Forderungen erfüllen, deren wichtigste ist, daß wir im Erleben und Schauen des ästhetischen Gegenstandes eine möglichst reichgegliederte und differenzirte Einheit in möglichst einfacher Form, „mit einem einzigen Blick" auf eine mühelose, fast spielende Art im Bewußtsein umspannen. Die Landschaft, das Bauwerk, das Tonstück, Drama oder Gedicht muß einheitlich auffaßbar im selben Sinn sein, wie ein Organismus vernünftig und einheitlich erscheint. Das Bauwerk muß „sehgerecht", das Theaterstück „sinnvoll", die Plastik mühelos apperzipirbar sein. Die gemalte Landschaft muß sofort übersehen werden können und doch müssen wir, wie Leonardo sagt, „in ihr spaziren gehen können". Dieses Alles nun wird durch jene formale Gliederung erfüllt, die wir als monarchische Gliederung bezeichnen. Die bunte, große Welt der ästhetischen Formelemente ist im Kunstwerk so angeordnet, daß keinerlei Einzelheit aus dem Ganzen herausfallen kann, daß vielmehr jedes Element auf einen herrschenden Mittelpunkt bezogen erscheint, eben so wie der Staat oder irgendein soziales Gebilde, ein großes Bankinstitut, eine Fabrik, eine Akademie, ein Verein, eine Hochschule so gegliedert ist, daß zahllose Komplexe in einzelne Spitzen auslaufen, die alle sich wiederum auf eine ihnen übergeordnete Einzelpersönlichkeit beziehen. Diese monarchische Gliederung wiederholt das Grundgefüge unseres denkenden Bewußt-

seins, eine Oekonomie, die wir in Allem vorfinden müssen, was uns ästhetisch ansprechen, wohlgefallen, als schön und erfreulich entgegentreten soll. Hier besteht also ein ewig giltiges Gesetz, das der Konstitution des Bewußtseins schlechthin entspricht und ohne dessen Erfüllung in den Künsten gar nicht von Harmonie, Proportion, Rhythmus, Symmetrie, Modulation, Melodie geredet werden könnte. Der alte Gedanke der Pythagoräer, daß hinter den Künsten, daß zumal hinter der Skala der Farben und der Töne mathematische Gleichungen stünden, erfährt eine eigenartige Bestätigung, wenn wir sehen, daß das Gesetz der Kraftersparniß sich durch alle Formen und Gestalten der Kunst und Natur hin bewährt, das selbe Gesetz, das wir als Gesetz unserer logisch-mathematischen Vernunft ansprechen. Aber nicht nur das Schöne, das „in sich" Vollendete, nicht nur organische Form und Gestalt untersteht dem Gesetz des geringsten Kraftaufwandes. Auch alle Bewegungen, Geschehnisse, Vorgänge, Handlungen, Thaten, die wir als richtig und gesollt ansprechen, mit denen wir zufrieden sind, die ethische Billigung erleiden.

Damit betreten wir das zweite große Gebiet: der Ethik oder Pädagogik. Eine „moralische" Handlung, also eine Handlung, die sittliche „Billigung" findet, muß im Gebiet des Denkens und Thuns genau das selbe Gesetz erfüllen, das das Kunstwerk im Gebiet der Anschauungen erfüllt. Die sittliche Handlung muß Zufall, Ungefähr, muß alles Unlogische, Ueberflüssige, Entbehrliche, Unzweckmäßige von sich ausschließen. Ein sittlich gutes Handeln kann nur solches sein, das einem vorgestellten Zweck oder „Ideal" gemäß ist. Unter all diesen vorgestellten Zwecken und Idealen menschlichen Handelns giebt es wiederum eine Stufenfolge von der Art, daß jeder niedrigere einem übergeordneten Zweck, jedes naheliegende einem höheren Ideal unterstellt ist, schließlich aber alle ethischen Ideale in einem obersten ethischen Zweck gipfeln, nämlich im „Sinn des Lebens schlechthin". Man redet daher in der Ethik von einem „System der Zwecke", das die gleiche monarchische Gliederung aufzuweisen hat, die wir soeben als Formgesetz der Künste kennen lernten. So ist der berühmte „Imperativ" Kants nichts Anderes als eine letzte formale Richtschnur für das Gesammtsystem praktischer Willenszwecke überhaupt, die Alle dem Gesetz des geringsten Kraftaufwandes unterstehen müssen. Keine menschliche Handlung also kann für sich selbst gut oder schlecht sein, sondern die Frage, ob sie gut oder schlecht ist, hängt ab von ihrer jeweiligen Stellung im Gesammtsystem aller überhaupt möglichen Willenszwecke. Man hat dieses oberste sittliche Gesetz mit

einem sehr einfachen und sehr weitherzigen sittlichen Grundsatz umschrieben, mit dem englischen Satz: Make the best of it. Thue in jedem Augenblick Das, was gemäß Deiner jeweiligen Einsicht von Dir als Bestes gefordert werden kann. Von Keinem kann erwartet werden, daß er absolut Richtiges thue; dazu müßte er Gott sein. An Jedem von uns aber ergeht das Gebot, das dem Grad und Umfang unserer Erkenntniß jeweilig Bestmögliche zu thun. Und noch etwas Anderes liegt in dem Satz: „make the best of it", nämlich eine ganz neue, eigenartige Umschreibung unseres Gesetzes vom kleinsten Kraftaufwand. Man streitet oft darüber, ob das Wohl des Menschengeschlechtes ein höheres Ideal sei als das Wohl meines eigenen Selbst; oder ob die Pflicht gegen das Vaterland höher zu achten sei als die Pflicht gegen die Menschheit; ob ich meine Pflicht gegen Frau und Kinder vernachlässigen dürfe, um irgendeinem höheren Pflichtkreis zu genügen. Dieses fichtische Problem vom „Konflikt der Pflichten" existirt für uns nicht mehr, wenn wir den Sinn des Gesetzes vom kleinsten Kraftaufwand verstanden haben. Es giebt kein Hoch und Niedrig, keine höhere und geringere Pflicht im absoluten Sinn. Es ist gar nicht möglich, daß eine Handlung moralischen Charakter trägt, die das Nächstgegebene und Nächstgeforderte überspringt, um vermeintlich höheren Pflichten nachzujagen. Wer seinem Vaterland nicht dient, schädigt die Menschheit, wer seine Familie vernachlässigt, vernachlässigt sein Vaterland. Genau so, wie in den Künsten Niemand Meister werden kann in einem höheren Wirkungskreis, der nicht zuvor den geringsten Kunstkreis vollkommen ausfüllt, so kann man keine „höhere" sittliche Pflicht erfüllen, bevor man nicht die nächstgelegene Pflicht erledigt hat. Wo also Jemand die gute Form im Kleinen vernachlässigt, wo er die kleinen Dinge des Alltages nicht ernst nimmt, wo er nicht das Bestmögliche dort thut, wo er es zunächst allein zu thun vermag, da soll man nicht Disziplinlosigkeit, Unfreundlichkeit, Rücksichtlosigkeit mit vermeintlichen „höheren Pflichten und Idealen" entschuldigen. Denn das Grundgesetz der Ethik ist eben ein Gesetz der Relation zwischen Zwecksystemen, wobei die Erfüllung des höheren und höchsten Zweckes immer schon die volle Absolvirung aller nächsttieferen Zwecksysteme voraussetzt.

Und nun die praktische Nutzanwendung: die „Pädagogik". Denn Pädagogik ist technische Anwendung der Ethik. Alle Erziehung geht darauf hinaus, „Charaktere" zu bilden. Was aber nennen wir einen Charakter? Ein Charakter ist ein Mensch, der das sittlich Geforderte als das Selbstverständliche oder Natürliche

thut, mit anderen Worten: Der charaktervolle Mensch thut aus Instinkt und Trieb, was der charakterlose nur auf dem Weg der Reflexion und Ueberlegung als das sittlich Richtige begreifen kann. An dieser Stelle fällt das allermerkwürdigste Licht auf unser Gesetz des geringsten Kraftaufwandes. Wir blicken hier in seine letzte Tiefe, in der die biologische, die entwickelungsgeschichtliche Bedeutung des Gesetzes klar wird. Alles, was man gemeinhin Trieb, Instinkt, Impuls, oder was man Anlage, Typus, Rasse, Art nennt, all Das ist nur als der Niederschlag einer Generationen langen Lebensgeschichte. Es ist Sediment von Handlungen und Thaten, die, von unseren Vorgeschlechtern millionenfach wiederholt, schließlich zur bleibenden Substanz der menschlichen Natur geworden und durch Vererbung weitergezüchtet sind. Alle Erziehung, alle Pädagogik besteht nun darin, daß Trieb, Instinkt, Komplexe, Charaktere, die aus früheren Lebensbedingungen vererbt wurden, brachgelegt und umgestaltet werden, so weit sie nicht veränderten Lebensbedingungen entsprechen und nützlich bleiben können, und daß umgekehrt solche Handlungen, die in einer bestimmten Zeit nothwendig und zweckmäßig sind, durch zahllose Wiederholungen schließlich mechanisirt werden.

Es gibt eine Möwenart, die man nur noch in Gefangenschaft am Leben halten kann. Läßt man diese Thiere frei fliegen, so haben sie die Gewohnheit, sich sofort auf den Boden zu stürzen und sich in epileptiformen Zuckungen so lange auf der Erde hin und her zu wälzen, bis sie tot liegen bleiben. Hier handelt es sich um einen Instinkt, der, als das Thier unter anderen Lebensbedingungen lebte, wahrscheinlich nothwendig und zweckvoll war. Die Vorfahren dieser Vogelart lebten über Wassern und mußten sich blitzschnell über Wellenkämmen hin und her bewegen, um nach Nahrung zu tauchen. Unter veränderten Lebensbedingungen dagegen wurde der nützlichste Instinkt verderbenbringend, ja tötlich. So leben nun in uns allen Instinkte und Triebe, die in Widerspruch stehen mit den Forderungen einer neuen Zeit und den neuen Aufgaben wechselnden Lebens. Dann ist es Programm der „Pädagogik", solche Triebe brachzulegen, indem man sie durch neue „Instinkte" ersetzt. Man drückt das auch wohl so aus, daß man sagt, die Schulen sollen Charaktere bilden, sollen also Männer erziehen, die gute und richtige Gewohnheiten haben. Jede beliebige Handlung des Menschen trägt in sich die Tendenz, ein Instinkt, ein Trieb zu werden, und sie wird es um so sicherer, je öfter sie bereits wiederholt ist. Darum ist nichts so verkehrt wie der alte Satz: Einmal ist keinmal. Jede schlechte Neigung, der wir an den An-

fängen Widerstand leisten, muß um so sicherer zum unablegbaren Trieb werden, je öfter wir ihr nachgeben. Jede That, die beim ersten Mal Hemmungen und Widerstände des Gewissens erfährt, wird schließlich zur selbstverständlichen Natur, ja, zum vererbbaren Wesen des ganzen Menschen. In diesem Gesetz der Gewöhnung und Vererbung aber äußert sich eben unser altes Gesetz des geringsten Kraftaufwandes. Es ist das höchste Interesse des Lebewesens, daß die für es nützlichen oder lustvollen Aktionen sich mit dem geringsten Aufwand von Bewußtsein, mit der größten Schonung seiner Lebensenergie vollziehen. Und für diese Kraftersparniß im Haushalt des Organismus sorgt die Natur dadurch, daß sie aus den Handlungen Typen, Arten und Charaktere bildet, daß sie alle oft geübten Handlungen „mechanisch“ unbewußt werden, also mit dem geringsten Aufwand von Energie vor sich gehen läßt. Die Pädagogik aber, die heute beginnt, die Gesetze der Biologie bewußt anzuwenden, kennt daher kein höheres Gesetz als die Bildung von Charakteren, die aus innerstem Naturdrang Das thun, was im Interesse des Lebens bewußt gefordert werden muß, und die also das Gesetz der Natur in ein Gesetz bewußten Lebens umwandeln.

Und damit bietet sich für unser Gesetz des geringsten Kraftaufwandes die letzte und tiefste Perspektive. Dieses Gesetz, das für Aesthetik wie für Pädagogik bindend ist, steht uns schließlich auch auf dem dritten Gebiet, dem der Religionphilosophie, als das Gesetz echter Religiosität vor dem geistigen Auge. Man kann streiten, ob das Gesetz des geringsten Kraftaufwandes in der Natur oder im Bewußtsein verwurzelt sei, ob es Gesetz unserer Vernunft oder Erfahrung aus der Welt natürlicher Thatsachen ist. Der Glaube allein kann in diesem uralten Streit zwischen Empirismus und Rationalismus entscheiden. Der Glaube, der uns zu ahnen verstattet, daß die Grundform unseres vernünftigen Wesens zugleich auch außermenschlichem Geschehen innewohne, daß die Natur nicht allein von unserem Bewußtsein geschaffen und bestimmt werde, sondern daß auch Bewußtsein aus der „Natur“ emporgetaucht und selbst ein Theil des „Natürlichen“ sei. Für jedes Menschenleben, auch für das gewöhnlichste und armsäligste kommen Augenblicke, in denen dunkles Ahnen der Gewußtheit lebt, daß unser Schicksal und Los, daß das unsägliche Räthsel kosmischen Geschehens und all diese furchtbaren Unendlichkeiten von Zufall, Dunkelheit und Verworrenheit kein blos zufälliges Geschehen, sondern bewußte That, bewußte Entwickelung sind. Daß in Allem, was in uns und um uns vorgeht, mag es noch so ungerecht,

dunkel und widersinnig scheinen, irgendein immanenter Sinn, irgendeine Art von Gerechtigkeit sich erprobe. Aus diesem Gedanken an die „Einheit“ aller kosmischen Energien begreifen wir schließlich, daß selbst der Geist, von dem wir bei unserer Betrachtung ausgingen, daß selbst ein Isaak Newton schließlich in der Mystik und in den dunkeln Symbolen und Gesichten der Apokalypse das selbe Lebensgesetz suchte, das ihn der fallende Apfel lehrte, und daß er neben jenes Gesetz des geringsten Kraftaufwandes, neben seinen Satz „Maximus effectus minimo sumptu“ schließlich eine zweite lateinische Formulirung schrieb, den Satz: „Natura non facit saltus“, in der Natur giebt es keine Sprünge. Oder mit einem Wort Leipnizens: „Die Natur rechnet, wenn sie sich entwickelt“. Die Natur rechnet: Das ist der schlichteste Ausdruck, den Leibniz für den Glauben fand, daß die unüberbrückbare Kluft zwischen Vernunftgesetzen und Naturgesetzen, zwischen Mathematik und Philosophie auf der einen und Thatsachenforschung auf der anderen Seite nur Menschenkluft sei. Naturforscher wie Newton und Leibniz haben die tiefe Unzulänglichkeit natürlichen Wissens und unsere philosophische Bedürftigkeit gefühlt. Fachgelehrte und Spezialisten der Wissenschaft und Technik, die dieses Bedürfniß Newtons nicht nachempfinden, so sagte Kant, sind gleich wie die Cyklopen. Sie haben nur ein einziges Auge, mit dem sie die Welt freilich schärfer und genauer sehen als gewöhnliche Menschen, aber ihr Schauen bleibt eben darum einseitig, wofern nicht die Philosophie dafür sorgt, daß die Fachwissenschaft ein zweites Auge erhält. Die Cyklopen aber, die einäugigen Riesen, mit denen Kant die Fachgelehrten vergleicht: sind sie nicht die ersten „Techniker“? Das Alterthum sah in den Cyklopen die unterirdischen Helfer Vulkans, die die Maschinen und Brücken bauten, die ersten Wasserstraßen und Landstraßen, die ersten hohen Thürme und Bögen, die schließlich in die Wohnungen der seligen Götter eingedrungen sind. Die einäugigen Cyklopen wurden die Pioniere einer neuen Zeit. Eines Tages thürmten sie den Pelion auf den Ossa und erstiegen die Burg der griechischen Götter. Sie machten dem Reich von Hellas ein Ende. Der Schritt dieser Cyklopen dröhnt nun durch die Jahrhunderte. Aber die Kraft des blinden, täppischen Riesen konnte nur entgöttern, nur Götter vernichten, so lange das zweite Auge fehlt und die Dinge der Welt zwar scharf und sicher, aber einseitig und ohne Liebe erschaut werden.

Hannover. Dr. Teodor Lessing.

Abschied.

Du hast die Pforte hinter Dir geschlossen,
Noch liegt das müde Knarren mir im Ohr;
Ich sah Dir nach, bis fern Dein Bild zerflossen,
Dann sah ich lange noch das dunkle Thor.

Ich wandte mich. Auf den nun stillen Wegen
Umschauern gelb die Blätter meinen Fuß;
Vom Himmel fällt ein feiner, kalter Regen.
Der Herbst und ich ... Und fern Dein Abschiedsgruß.

Du hast mir Blumen auf den Tisch gestellt,
Die fern im Süd den jungen Lenz begrüßen
Und licht vereint zu weitem weißen Feld
Die Luft erfüllen mit dem Duft, dem süßen.

Hier kümmern sie in Einsamkeit dahin;
Was soll dem Herbst auch Frühlingssonne taugen?
Fragst Du nicht selbst nach solchen Lebens Sinn,
Du Fremde mit den räthselvollen Augen?

Wohl bist Du fort. Doch schwebt der Blumengeist
Mit leisem Hauch noch über allen Dingen,
Ein Duft, der um Vergangenheiten kreist,
Um sie gebannt ans Licht des Tags zu zwingen.

Wie dumpfes Athmen dringt es auf mich ein
Beim ruhelosen Auf- und Niederschreiten;
Das Schweigen wird zu qualenvoller Pein ...
Wo ist ein Weg, ein Weg in lichte Weiten?

Vergebens hab' ich an dem Thor gerüttelt,
Durch das die Spur von Deinen Schritten führt;
Ich hab' vom Baum das letzte Laub geschüttelt
Und eisiger Wind hat tötlich mich berührt.

Ich bin zurück ins leere Haus geflüchtet,
Wo ich mir selbst in ferner Fremde bin.
Wenn erst der Tag sein blasses Haupt gelichtet,
Vielleicht ist dann des Friedens Anbeginn.

Das Schweigen legt sich bleiern auf die Dinge,
Die starren Augen schlafen endlich ein;
Es senkt sich der Gedanken lichte Schwinge,
Der Zauber schwindet. Stein ist wieder Stein.

Noch einmal flimmerts durch die Nacht wie Funken:
Die Inschrift auf dem fernen Totenhaus —
Das Leben liegt in Finsterniß versunken,
Wie letzte Glocken schlägt das Herz sich aus . . .

Hamburg. Theodor Suse.

Lady Hamilton.*)

Die maskenhafte Schönheit der Lady Hamilton haben Romney und Gainsborough gemalt und Goethe hat sie beschrieben und die Zeit ihres Triumphzuges durch den Kontinent hat viele schwärmende Zeugen. Ihr Leben ist wie ein Roman, in dem sie nicht die Heldin ist. Sie war eine jener Frauen, die wie die Edelsteine nur strahlen, wenn Licht auf sie fällt. Sie kam aus dem Dunkel, leuchtete eine Weile, da die Sonne der guten Zufälle hochstand, und verschwand wieder in eine trübe Nacht. Diese Frau, die einen scheuen Helden zum verliebten Narren machte, besaß nicht das Genie ihrer Schönheit, kaum deren Talent, sondern nur eine kaum geschickte kleine Witzigkeit, mit der sie die Zufälle zu nützen suchte, von denen ihr Leben die Bestimmung erfuhr. Wie sie bis an ihr Ende nicht orthographisch schreiben lernte, so erkannte sie auch dieses Allerwichtigste nicht: das Gesetz ihres Handelns aus der Schönheit ihres Körpers abzuleiten. Das Gebot der Schönheit heißt: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Lady Hamilton führte ein abenteuerliches Leben, aber der elementare Satz des Abenteurers: „Die Welt ist für mich da", blieb ihr immer fremd. Sie gab ihre Schönheit aus, als ob es nichts wäre, und ließ nichts zu deuten. Sie konnte es nicht zu einer Steigerung bringen und war, wie sie die Anderen haben wollten. Die plastischen Posen und Mimen nach Skulpturen und Bildern, die sie, bewundert, in ihren Salons vorführte und die Goethe beschreibt, waren ihre armsälige Natur, mit der sie sich zufrieden gab. Sie mimte eine Kleopatra und

*) Aus dem vielfach anregenden, von munterer Feder geschriebenen (und wunderhübsch ausgestatteten) Traktat „Gott und die Frauen", den Herr Franz Blei (als zweiten Band seiner „Vermischten Schriften") bei Georg Müller erscheinen läßt und in dem auch über Helena und Dalila, Ninon und die Camargo, Chopin und George Sand, über Gott, Moral, Askese, Schminke, Schmuck, Parfum, Mode, Tanz, Ehe und Treue, also (ganz im Sinn der Alltagssprache) über Gott und die Welt, fast immer in anmuthigen Wendungen, geredet wird.

eine Agrippina, aber zu einer Lady Hamilton konnte sie es nicht bringen. Denn außer ihrer unfruchtbaren Schönheit besaß sie nichts, nicht einmal ihre Geliebten: keiner von allen war eifersüchtig auf sie. Vielleicht, weil ihre Schönheit so über Alles war, daß Keiner, der sie liebte, an ihr zum Dichter wurde. Denn Dieses ist doch die Eifersucht: daß ich nicht will, ein Anderer solle das Bild haben, das mein Werk ist, das ich mir von der Geliebten erdichtet habe. „Du machst Dir nichts mehr aus mir", klagt die Frau ihrem Geliebten, der es nicht mehr ist, da er aufhört, sich aus ihr „Etwas zu machen". Lady Hamilton war so schön, daß für den Traum nichts blieb, und ihre gleichzeitigen Liebeleien waren alle legitime Verhältnisse.

Emma Harte kam als ein Kindsmädchen von Preston nach London. Bald danach hatte die Siebenzehnjährige ein Kind von einem Mann, der nicht einmal ihr Geliebter war. Den fand sie dann in einem anderen, einem dritten, einem vierten Mann, bis sie an Sir Greville kam, einen jungen Herrn von besserer Artung als der kleiner Landedelleute, die in London ihr Erbe verschlemmten, und der trinkfrohen Seekapitäne, die seine Vorgänger waren. Sir Greville war ein Sammler von Münzen, Bildern und Raritäten aller Art; auch Emma liebte er mehr als Sammler denn als Verliebter, ließ sie in Tanzen und Singen unterrichten, zahlte für den Unterhalt ihrer Kinder, so lange sie lebten, und hätte diese Kostbarkeit gern dauernd in seiner Sammlung behalten, wären nicht seine Mittel beschränkt und wäre Emma weniger verschwenderisch gewesen. Greville mußte sich um eine reiche Heirath kümmern und trat Emma, die ihm dabei nicht förderlich schien, an einen anderen Sammler ab, der sich den Luxus dieses Stückes leisten konnte und außerdem sein Onkel war, den er einmal beerben sollte; welcher Umstand es ihm richtiger erscheinen ließ, seinen verwitweten Onkel mit einer Maitresse zu versehen, als ihn wieder heirathen zu lassen. Der reichere Sammler und Onkel war der Ritter Hamilton, Vertreter Englands am neapolitanischen Hof, wo er, trotz seinen fünfundfünfzig Jahren, der beste Tänzer immer noch war, sehr beliebt bei Karoline, deren antifranzösische Politik er mit allen Ränken und Witzen der damaligen Diplomatie unterstützte, und nicht weniger beliebt beim eß- und jagdfrohen Ferdinand wegen seines vorzüglichen Magens und steter Bereitschaft zum fröhlichen Jagen auf Eulen, Knaben und allerlei Wildpret. Dabei ein Mann von Geist und Geschmack, als welchen ihn Casanova schätzt, und weiten Herzens genug, seiner Geliebten Liebschaft mit der Königin zu ertragen und (was mehr ist) Emma zu heirathen. William Beckford, dem Niemand eine Spur von cant vorwerfen kann, lebte eine Weile am neapolitanischen Hof und nennt ihn a hell of corruption. Die Königin war, mit all ihrem üppigen Blut, intelligenter als ihre Schwester Antoinette in Paris, die schon eines Halsbandes wegen den Kopf verlor. Karoline nahm ihre Revolution in eine festere Hand; man weiß aus der Geschichte, wie Bürger und Adel von Neapel die Revolution machten, die könig-

treuen Lazzaroni sich von den Franzosen schlachten ließen und wie es mit der parthenopäischen Republik zu Ende ging. Der Name der Lady Hamilton ist in allen diesen Geschichten. Ihrer Schönheit danken Caraccioli und die anderen republikanischen Männer und Frauen ihr Martyrium um die Freiheit; und der Lady Schönheit verdankte der flüchtige Hof, daß er aus Palermo wieder nach Neapel auf den Thron konnte, über dem schon die Guillotine gestanden hatte. Für alle diese kleinen Geschäfte hatte die Hamilton einen Helden gewonnen, der sein Genie, der Alles dafür aufgab, sie zu besorgen.

Als Nelson nach der Schlacht auf dem Nil in den Hafen von Neapel einlief, ein einäugiger, einarmiger, verwundeter Held, kam die Lady Hamilton mit „ihrer Königin", wie sie Karoline nannte, auf das Admiralschiff und fiel Nelson an die Brust. „Ist es möglich!" rief sie. Man sagt, Nelson ging auf See, weil er zu schwach war, sich auf dem Land fortzubewegen. Und bekam auf dem Wasser immer die Seekrankheit und Nervenkrämpfe bei jedem Kanonenschuß seines Schiffes. Dieser schwache Körper lebte nur durch den mächtigen Willen. In jungen Jahren heirathete er eine bescheidene, gütige Frau und lebte mit ihr glücklich wie ein Landpfarrer, bis ihm das Abenteuer in den Weg kam und der vom Kampf Erhitzte sich ganz darin verlor, Ruhm und Pflicht, Frau und Reputation vergaß, in den sizilischen Gewässern den Interessen der Karoline diente, weil es die Lady Hamilton so wollte. Er ließ die verrathenen Republikaner, Männer und Frauen, auf Galgen und Rahen knüpfen, auf Wunsch der Damen, und ruderte die neugierigen Frauen um das Schiff herum, an dessen Bugspriet der Prinz Caraccioli hing, ruderte sie um das Schiff, damit sie den Gehängten „von allen Seiten sehen können".

Das Interesse an Nelson ist stärker als das an der Hamilton; seine Art ist räthselvoller. „He was her dupe, she could make him believe any thing, that the profligate queen was a Madonna", meint Beckford, aber warum Nelson Alles glaubte, sagt er nicht. „She affected sensibility, but felt none, was artfull, a devil in temper when set on edge", sagt Beckford von der Hamilton. Die „sensibilité" war ein Modegefühl der Zeit oder vielmehr ein Modewort, das einen weiteren Begriff faßte als den der Empfindung oder des Gefühls. Beckford bestimmt ihn für die Hamilton deutlicher, indem er noch sagt, sie sei gekünstelt, unecht gewesen. Man muß an ihre Lebenden Bilder denken. Sie scheint keine individuelle, eigenthümliche Bindung gefunden zu haben zwischen der kühlen englischen Dezenz ihrer Haltung und ihren etwas wilden Lüsten. Man erzählte, daß sie den gefangenen Republikanern in die Forts Obst zur Erfrischung brachte, das sie vorher vergiftet hatte. Und mehr dieser Art; was man vielleicht erfunden hat, aber doch für sie erfinden konnte.

Nelsons wegen ist man versucht, die Lady Hamilton höher zu werthen, und möchte glauben, daß ihr nicht nur die kleinen Seelen des Fleisches eigen waren, sondern, was man eine starke Seele und den Willen nennt, mit dem sie den Helden zu dieser Liebe zwang, für

die er Alles vergaß. Aber was man von Nelson sieht, ist schüchterne Schwäche immer, wo es nicht Schlachten auf dem Meer gab. Vielleicht suchte er Erholung von den wilden Aufregungen seiner Siege in einer noch wilderen der Sinne. Es giebt Briefe von ihm an sie, in denen er sinnlich rast. Wenn überhaupt, dann hätte Lady Hamilton in diesem Verhältniß mit Nelson die Größe zeigen müssen; aber man findet nur die gewöhnlichen Klugheiten einer Frau, die anfängt, an ihre nächste Zukunft zu denken. Ritter Hamilton ist im Sterben und sie plagt ihn, ihr eine Pension zu erwirken. Und sie schafft ein Kind herbei, das sie Nelson als seiner Liebe Kind einredet, was er ehrlich und glücklich glaubt. Man sieht: sie war wenig um ihre Mittel besorgt und wählte sie wie ein Alltagsweibchen. Man darf nicht darüber staunen, daß sie die Fäden nicht halten konnte, mit denen sie immer ihr Schicksal an das Anderer knüpfte, statt das Schicksal Anderer an das ihre. Hamilton stirbt; und nicht viel später läßt Nelson bei Abukir das Leben. Emma Hamilton war fett und unförmlich geworden, dem Trunk und lächerlicher Gesellschaft ergeben. Sie geräth in Schulden, die sie ins Gefängniß bringen. Umsonst erinnert sie Karoline an ihre Dienste für Neapel, umsonst den König George an ihre Verdienste um England. In allen diesen Eingaben und Briefen spricht sie nur von ihren diplomatischen Kunststücken, kleinlich, lügenhaft, ohne Würde und Stolz. Sie erinnert Karoline nicht an ihre milesischen Nächte und England nicht daran, daß sie Nelsons Geliebte war. Sie konnte dafür keinen Schein vorweisen, denn ihre kühle, unbelebte Schönheit war wie ein Traum vergangen, an den sich Keiner erinnern konnte; so wenig war sie allen ihren Geliebten ein Erlebniß gewesen. So starb diese Frau, vor ihren Gläubigern auf der Flucht, arm und verlassen in Calais. Ein irischer Unteroffizier auf Halbsold las über dem Grab der katholisch Gewordenen die Gebete; als Sargtuch hatte man in der Eile, weil das rechte nicht da war, einen schwarzen Seidenunterrock der Toten genommen.

Gewiß: es ist stärkeren Persönlichkeiten nicht gelungen, ihr Leben, das alles Bestimmende vor der Revolution bekommen hatte, in den Aenderungen nach der Revolution so zu Ende zu führen, wie es die frühere Zeit angelegt hatte. Die Guillotine meinte es oft nicht gnädig mit Denen, die sie verschonte, und beschloß oft im rechten Augenblick ein Heldenleben und bewahrte es davor, daß es sich selbst parodirte. Aber diese historische Einsicht nimmt von der Lady Hamilton nur einen kleinen Theil ihrer Schuld. Es giebt keine andere Frauenklugheit als die der Leibesschönheit, von der die Hamilton den schlechtesten Gebrauch machte: sie erniedrigte sie zu kühlen Vorstellungen einer abstrakten Sache; sie wußte mit ihrer Schönheit nichts Rechtes anzufangen und mimte sie schließlich nur. Das Leben beherrschte sie nicht damit; und so wurde sie das Opfer seiner guten und schlimmen Zufälle.

Wien. Franz Blei.

Konjunktur.

Der Versuch, uns mit einer neuen Banksittenpolizei zu beglücken, hat den Unternehmern bisher keinen Ruhm eingebracht. Was im Reichstag für und gegen die Emission ausländischer Papiere gesagt wurde, hatte jedenfalls nicht den Reiz der Neuheit. Der deutsche Markt sollte von diesen Papieren „überschwemmt“ sein; und man wollte hören, ob die Regirung für nöthig halte, Kommissare ins Gebiet der Ueberschwemmung zu entsenden. Staatssekretär Dr. Delbrück erklärte: „Die Regirung ist entschlossen, jedes Reglementiren zu unterlassen; denn das Eingreifen in diese Verhältnisse ist eine überaus verantwortungvolle Sache, die neben Vortheilen auch Nachtheile bringen kann.“ Und die Erkenntniß der Distanz des Staates zur Freiheit des Kapitals kam in dem Satz zum Ausdruck: „Ein Mittel, die Bankwelt und den einzelnen Kapitalisten zu hindern, Geld in ausländischen Papieren anzulegen, giebt es nicht.“ Alles wird also bleiben, wie es war; und der preußische Handelsminister wird der Zulassungstelle einen Wink geben, wenn ein unerwünschter Gast im Anmarsch ist. So geschah es bei der letzten bulgarischen Emission, die schließlich in Wien Unterkunft fand, nachdem auch in Paris die Regirung der Einführung widersprochen hatte. Dieser Fall ist lehrreich. Den Bulgaren blieben die preußischen Börsen verschlossen, weil der Staat die Schuldverschreibungen nicht ausreichend gedeckt fand. Auch in Hamburg versagte der Senat die Erlaubniß zur Einführung. Und der Erfolg dieser Sperrmaßregeln? Die Bulgaren haben sich bei uns eingenistet, trotzdem sie an keiner deutschen Börse amtlich notirt werden. Merkwürdig, daß dieser Schulfall im Reichstag nicht erwähnt wurde. Da schien man zu glauben, die Regirung könne schon die Veröffentlichung von Prospekten hindern. Das kann sie nicht. Oft wird zur Subskription auf Papiere eingeladen, deren Zulassung in den Börsenhandel noch gar nicht beantragt ist. So war es, zum Beispiel, bei der chilenischen Anleihe, die im Januar zur Zeichnung aufgelegt wurde. Die Zulassungstelle und die Landesregirung interessiren sich für eine Emission erst, wenn deren Einführung in den Börsenhandel in Frage kommt.

In den Wandelhallen des Börsenhauses hat die Interpellation keine Seele aus dem Gleichgewicht gebracht. Nicht einmal die Behauptung des Staatssekretärs, daß Deutschland, wenn nicht alle Zeichen trügen, vor einer aufsteigenden Konjunktur stehe, die wahrscheinlich außerordentliche Anforderungen an den Geldmarkt bringen werde. Einst lockten solche Wetterprognosen die ältesten Leute aus dem Bau. Jetzt fehlt der rechte Glaube. Zwar sah man die Montanpapiere gemächlich in die Höhe klettern, als ob es keine Syndikatsorgen gäbe. So zuversichtlich wie Herr Delbrück (der ja in Preußen Handelsminister war) spricht aber kaum ein ernsthafter Montanmann. Der Vorsitzende des Stahlwerksverbandes, Herr Schaltenbrand, hat neulich einen Weg gezeigt, auf dem die Erneuerung dieses im Juni 1912 endenden Ver-

bandes vielleicht möglich wäre: man solle die Berathung mit der des Kohlensyndikatsvertrages verbinden, obwohl dieser Vertrag erst im Dezember 1915 abläuft. Ob es gelingen wird, ist immerhin ungewiß. Die besten Musikanten scheinen am Ensemblespiel keine Lust mehr zu haben. Hugo Stinnes arbeitet nach seinem eigenen Programm und sucht im Kohlenhandel eine unangreifbare Stellung zu erlangen. August Thyssen baut und erweitert; er wird sich in den neu zu errichtenden Kartellen nicht mit kleinem Raum begnügen. Daß vor der Erledigung des wichtigsten Punktes der Tagesordnung die Montanindustrie mit sicheren Konjunkturen rechnen könne, scheint undenkbar. Die Tage der Verhandlungen werden Angstbeschlüsse und übereilte Geschäfte bringen; und das Ausland rüstet schon, um beim „freien Wettbewerb" auf dem Platze zu sein. Die erhöhten Dividenden, die im Jahr 1911 gezahlt werden, machen noch keine Hochkonjunktur.

Gelsenkirchen, das für 1909 nur 9 Prozent gezahlt hatte, soll diesmal nicht mehr als 10 Prozent geben. Aber der Kurs der Aktie ist 214. Mit solcher Verzinsung kann man kaum zufrieden sein. Daß Deutschlands Roheisenproduktion Rekordziffern aufweist (14,80 Millionen Tonnen im Jahr 1910; und im Januar 1911 eine beträchtliche Steigerung), spricht für die technische Leistung der deutschen Hütten; von Hochkonjunktur kann man aber erst reden, wenn der Ertrag der Leistung entspricht. Für die Stimmung, die bei den Montanleuten herrscht, ist das Urtheil über die jüngste Transaktion der Firma Friedrich Krupp symptomatisch. Diese größte deutsche Aktiengesellschaft der Montanindustrie ist im Stahlwerkverband die stärkste Halbzeuglieferantin. Zu den wichtigsten Abnehmern des Verbandes gehört die Westfälische Drahtindustrie in Hamm, die nun, wenn ihre Aktionäre zustimmen, in Krupps Einflußsphäre kommt. Diese Aktion hat natürlich einen neuen Schatten auf den Weg der Syndikate geworfen. Wenn der beste Abnehmer und der leistungfähigste Lieferant sich zusammenthun, wird den anderen Mitgliedern des Verbandes das Leben erschwert. Auch die hammer Aktionäre sind unruhig geworden. In der Aktiengesellschaft Friedrich Krupp wird nicht Dividendenpolitik getrieben. Die Aktien sind in einer Hand; und es ist gleichgiltig, ob sich da 8 oder 10 Prozent des Kapitals ansammeln. Nun soll die Dividende des hammer Unternehmens von der Entscheidung Krupps abhängig werden. Garantirt wird den Aktionären nur ein Satz von 5 Prozent; trotzdem die Westfälische Drahtindustrie im Durchschnitt der letzten dreißig Jahre mehr als 8 Prozent gezahlt hat. Das Unternehmen muß aber Anschluß an einen Roheisen- und Halbzeugfabrikanten suchen oder sein Rohmaterial selbst herstellen. Das ist das Schicksal aller Einzelbetriebe, da die Zukunft des Montangewerbes bei den großen gemischten Werken liegt, die sich bis in die letzten Verästelungen der Verfeinerungindustrie ausgewachsen haben.

Mehr ist von „steigender Konjunktur" an der Börse und in den Banken zu merken; mehr: noch nicht viel. Als das berliner Clearing-

haus, die Bank des Berliner Kassenvereins, mit einer Jahresziffer von fast 63 Milliarden ans Licht kam, hatte man die Gewißheit, daß die Banken leben und leben lassen. Das Ultimogeschäft an der Börse spiegelte sich in der Arbeitleistung des Kassenvereins, der, zum Beispiel, Ultimo September 1910 eine Tageseinlieferung von 740 Millionen Mark zu bewältigen hatte. Auch der erste Bankenabschluß dieses Jahres darf sich sehen lassen. Die Nationalbank für Deutschland hatte einen Umsatz von mehr als 19 Milliarden. Das sind beinahe acht Milliarden mehr als im Jahr 1908. Die Nationalbank, die 7 Prozent giebt, hat in zwei auf einander folgenden Jahren ihre Gewinnquote um je ein halbes Prozent zu erhöhen vermocht. Das vorige Jahr brachte nicht so hohe Börsen- und Emissiongewinne wie 1909; der Unterschied kommt in dem Ergebniß des Effekten- und Konsortialgeschäfts und in den Provisionen zum Ausdruck. An beiden Stellen ist der Gewinnzuwachs kleiner. Dafür hat der erhöhte Wechselzinsfuß (Reichsbankdiskont 4,35 gegen 3,92 Prozent; Privatsatz 3,56 gegen 2,87 Prozent im Jahresdurchschnitt) dem Wechseldiskont- und Kontokorrentgeschäft erhöhten Nutzen beschert. Die Nationalbank hat sich stets liquid zu halten versucht. Das Jahr 1910 aber war diesem Bemühen nicht günstig. Die Bilanz hat eine sichtbare Schwenkung gemacht, da die Mehrung der fremden Gelder (Kreditoren und Depositen) hauptsächlich zur Alimentirung der Debitoren diente, die nicht zu den „leicht greifbaren“ Aktiven gezählt werden. Rebus sic stantibus kommt eine Erhöhung des Aktienkapitals nicht zur unrechten Zeit. Seit dem Jahr 1905 hat die Nationalbank neue Aktien nicht mehr ausgegeben. Damals wurden 20 Millionen emittirt (bei der Uebernahme der Firma Born & Busse). Diesmal sollen 10 Millionen zu 120, in Wirklichkeit also 12 Millionen neu in den Betrieb gesteckt werden. Unter dem Bericht fehlt zum ersten Mal der Name Witting. Mit „besonderem Bedauern“ wird seines Rücktrittes gedacht; aber sein „bewährter Rath und seine Mitarbeit bleiben der Nationalbank erhalten“.

Daß die Kapitalserhöhung der Nationalbank vereinzelt bleiben wird, ist nicht anzunehmen. Aehnliche Einschnürungen der Liquidität müssen auch anderswo fühlbar werden. Die Deutsche Bank will allerdings von der Absicht einer Kapitalserhöhung nichts wissen. Dabei stehen die Aktien auf 270, schleppen also ein werthvolles Bezugsrecht ungenutzt mit sich. Uebrigens wird zwischen ihnen und preußischen Konsols bald kein sichtbarer Unterschied mehr sein; denn wer heute Aktien der Deutschen Bank kauft, erwirbt damit eine Rente von nur 4½ Prozent; und eine höhere Dividende ist durchaus nicht sicher. Von der Diskontogesellschaft hatte man 10 Prozent, also ein halbes mehr, zu bekommen gehofft; da die Norddeutsche Bank aber nur 9½ zahlt und die Diskontogesellschaft noch nie über den Satz dieses ihr ganz gehörenden Institutes hinausgegangen ist, so wirds wohl bei der alten Quote bleiben. Auch kein Grund, von der „steigenden Konjunktur“ so inniglich überzeugt zu sein wie der Herr Staatssekretär. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. März 1911.

Posen.*)

Der Fehlschlag unserer nationalen Politik in der Ostmark ist eine wenig erfreuliche, aber unbestreitbare Thatsache. Der Gegensatz der Nationalitäten wird in der Provinz Posen heute so stark empfunden wie nur jemals; und mehr als je zuvor wirkt er auf wirthschaftliche und kulturelle Verhältnisse der Provinz ein. Ueberall sind die Polen geschäftlich und gesellschaftlich von den Deutschen abgerückt und die Deutschen haben, wie es menschlich und natürlich ist, Abneigung mit Abneigung, Boykott mit Boykott erwidert. Aber das wirthschaftliche und geschäftliche Uebergewicht neigt sich immer mehr auf die Seite der polnischen Bevölkerung. Wenn sich an die Ansiedlungpolitik die Hoffnung auf die Germanisirung Posens geknüpft hat, so ist diese Hoffnung bis jetzt gründlich enttäuscht worden. Was wollen die Zehntausende deutscher Kolonisten und ihnen Angehöriger neben den ständig wachsenden Millionenziffern der Polen bedeuten? Was bedeutet die relativ geringe Erweiterung deutschen Landbesitzes gegenüber der zunehmenden Polonisirung der Städte, die sich in der Residenzstadt selbst wie in fast allen kleineren Orten von Jahr zu Jahr bemerkbarer macht und selbst in früher rein deutschen Städten wie Bromberg und Fraustadt hervortritt? Und das Schlimmste: der Nationalitätenstreit hat auf das bis vor Kurzem völlig friedliche Schlesien übergegriffen und auch dort ist eine Konsolidirung der polnischen Bevölkerung im Werden, die ganz analog den posener

*) Diese Darstellung kommt von einem Beamten, der in der Provinz Posen lebt und sich bemüht, ohne nationales oder parteiliches Vorurtheil den Zustand und die Stimmung der Ostmark zu schildern.

Verhältnissen und unter ihrem unmittelbaren Einfluß die nationale Stärkung des slavischen Elements mit gleichem Erfolg anstrebt.

Man hat freilich kein Recht, diesen Mißerfolg der jetzigen Regirung und ihrer durch den Ostmarkenverein inspirirten Kampfpolitik auf die Rechnung zu setzen. Die Ursachen der unerfreulichen Entwickelung liegen tiefer und diese Entwickelung selbst ist viel älter als die hakatistische Bewegung, die ja erst durch sie und zu ihrer Abwehr entstanden ist. Es ist zunächst eine geschichtliche Nothwendigkeit, die sich, allen Abwehrmaßregeln zum Trotz, hier durchsetzt. Mit der Zunahme des Wohlstandes, mit der Hebung des Lebens und der Bildung erstarkt wenigstens in unserem Zeitalter unvermeidlich auch das Nationalbewußtsein. Und wo es sich von außen eingeengt, von fremdem Volksthum umgeben und niedergehalten sieht, muß es gerade aus diesem Gegensatz seine Kraft ziehen und in den Staatsgenossen fremden Stammes den Gegner sehen, gegen den es sich wendet. Die wirthschaftliche und kulturelle Erstarkung nun verdanken die preußischen Polen dem preußischen Regiment. Was vom nationalen Standpunkt aus ein Mißerfolg dieses Regimentes scheint, ist unter staatlichen Gesichtspunkten ein großer Erfolg. Als die polnischen Landestheile an Preußen kamen, sah es in ihnen schlecht aus: ein verschuldeter und verkommener Adel herrschte über unterdrückte und ausgesogene Bauern; beide Klassen waren gleich roh und ungebildet, beide ohne soziales Empfinden und politisches Streben. In den Landstädten (andere gab es nach unseren heutigen Begriffen nicht) wurde die Oberschicht des Bürgerthums fast ausschließlich von Deutsch sprechenden Juden vertreten; die Polen bildeten überall das Proletariat. Die preußische Regirung hat die Straßen gebaut und die Aecker meliorisirt, hat den Bauern Rechte gegeben und Schulen gegründet. Die heutigen Städte, in denen die verschiedenen Bevölkerungelemente gleiche Vortheile städtischer Gemeinschaft genießen, sind wenigstens mittelbar sämmtlich ihr Werk. Doch sie verstand nicht, mit der Hebung des Lebens zugleich die Hebung des Staatsbewußtseins zu erwirken. Als die ersten polnischen Banken gegründet wurden, als der Marcinowski-Verein seinen bedeutsamen Aufschwung nahm, versäumte sie, die Aufnahme deutscher Mitglieder und deutschen Kapitals zu erzwingen und hierdurch diese Gründungen und Institutionen ihrem nationalen Charakter zu entkleiden. Und seit den Tagen Flottwells folgte ein System dem anderen. Zehn bis zwanzig Jahre lang wurden die Polen verhätschelt und mit Zuckerbrot gefüttert; dann, wenn sie sich zu laut und übermüthig regten, etwa eben so lange mit der Peitsche behandelt. Solchen Wechsel, der unter allen Umständen Erbitterung

hervorruft und einen ruhigen Ausgleichungprozeß hindert, hat die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viermal gebracht. Niemals fand die Regirung einen Mittelweg, der, fern von Unterdrückung und Provokation, aber auch von schwächlicher Nachsicht, zu dauernd haltbaren Verhältnissen führen konnte. Endlich kam gegen Ende des Jahrhunderts noch die ungeschäftliche und ungeschickte Gebahrung der Ansiedelungskommission in ihrer ersten Jugend hinzu. Sie wollte raschen Erfolg sehen, wo nur behutsame Arbeit ans Ziel führen konnte. Sie kaufte um jeden geforderten Preis und durchschaute nicht einmal die Manöver der polnischen Güteragenten. Sie half dem bankeroten und halb bankeroten polnischen Adel und mittleren Grundbesitz zu Geld und übersah, daß die glücklichen Verkäufer, wenn sie eine Ecke des Landes räumten, den Kaufpreis benutzten, um sich in einer anderen (besonders gern in den Städten) wieder anzukaufen.

Die Folgen aller dieser Thät- und Unterlassungsünden fanden die heute Regirenden vor; sie haben sie nicht verschuldet, aber auch nicht zu beseitigen vermocht. Daß es ohne den Ostmarkenverein und seine Politik noch trostloser aussehen würde, mag sein. Aber die verdienstvolle Initiative der Begründer des mächtig gewordenen Vereins beweist noch nicht, daß die Politik richtig ist, in deren Dienst heute fast alle Regirungbeamten in Posen und Westpreußen stehen. Unter den Deutschen, die im Centrum des Kampfgebietes, in der Provinz Posen thätig sind, hält kein ernsthafter Mann noch für möglich, die Polen zum Aufgeben ihrer Nationalität, zur Auflösung ins Deutschthum zu zwingen. Eine gewaltsame Germanisirung der Polen war vielleicht vor hundert Jahren noch möglich, bevor die preußische Regirung durch die Verfassung eingeengt und an bestimmte Rechtsnormen gebunden wurde und bevor die Polen waren, was sie heute sind: ein Volk oder doch der Bruchtheil eines Volkes, das durch ein starkes Nationalgefühl, eine eigene Bildung und Literatur (mag auch noch so viel davon deutschen Vorbildern entlehnt sein) und ganz besonders durch eigene wirthschaftliche Interessen zusammengehalten wird.

Aber kann, wenn schon nicht die Entnationalisirung, so doch wenigstens die wirthschaftliche und soziale Niederhaltung der Polen das Kampfziel sein? Als Preußen die Provinz übernahm, war es möglich, die neuen Unterthanen niederzuhalten und ihnen die Stellung von Proletariern oder Heloten anzuweisen. Der preußische Staat brauchte zu diesem Zweck noch nicht einmal das Land aufzutheilen, wie England mit Irland that. Es genügte, den verschuldeten Adel seinem gerechten Schicksal preiszugeben und das Volk in dem Zustand zu lassen, in dem es war. Aber heute ist, zu

einem großen Theil eben durch das Verdienst der preußischen Regirung, dieser Zustand wesentlich anders geworden. Die Entwickelung zu Wohlstand und Bildung ist im Gang; könnte eine Staatsregirung daran denken, sie gewaltsam zurückzudrängen? Selbst wenn sie wollte, würden ihr im Rechtsstaat dazu die nöthigen Mittel fehlen. Wie sollte ein Ausnahmegesetz aussehen, das die wirthschaftliche Erstarkung eines einzelnen Bevölkerungtheils einiger Provinzen hemmen könnte? Oder wollen wir nur Gehorsam? Fälle von Widersetzlichkeit oder gar geplanter Unbotmäßigkeit sind in Posen nicht häufiger als anderswo. Im Gegentheil: die eigenthümliche slavische Fügsamkeit und Unterwürfigkeit ist noch heute für die unteren Volksklassen ein charakteristisches Kennzeichen und man kann von deutschen Regirungbeamten hören, daß die Polen eigentlich ganz angenehme Unterthanen seien. Und daß sie zuverlässige und disziplinarisch lenkbare Soldaten sind, wenn auch nicht gerade gewandter und intelligenter als unsere deutschen Bauernjungen, weiß Jeder, der unser Militär kennt. Wer nur Gehorsam will, braucht also keinen Kampf und kein Feldgeschrei.

Wenn man die Verhältnisse in unseren polnischen Landestheilen richtig beurtheilen will, muß man zuerst von den falschen Parallelen und Gleichsetzungen absehen, die man so oft liest und hört und die meist aus Unkenntniß der Wirklichkeit hervorgehen. Posen ist nicht nach österreichischen Verhältnissen zu beurtheilen. Die Zustände in den österreichisch-slavischen Ländern, besonders in Böhmen, zeigen äußerlich allerdings manche Aehnlichkeit mit unseren. In Wirklichkeit sind sie von unseren völlig verschieden und die oft gehörte Gleichsetzung von Prag und Posen ist so grundfalsch, daß nur Unkenntniß oder böser Wille sie wagen kann. Denn erstens ist Oesterreich nicht Preußen und zweitens sind die Polen nicht Czechen. Es giebt kaum zwei moderne Staatsverbände, die weniger Aehnlichkeit mit einander haben als das national und politisch straff konsolidirte Preußen und das decentralisirte Oesterreich mit seinen vierzehn Landessprachen und seinen dieser Buntheit entsprechenden Verwaltungtraditionen. Kaum weniger verschieden aber als diese beiden Staatswesen sind die beiden slavischen Völker, die unter ihnen leben; verschieden nach Geschichte und Kulturstand, nach Temperament und Gesinnung. Ein auch nur halbwegs gerechter Vergleich fällt hier ganz zu Gunsten der Polen aus. Von dem fanatischen Haß gegen deutsche Kultur und Sprache, der die Czechen erfüllt, ist bei den preußischen Polen wenigstens nichts zu bemerken. Eine Sprachenfrage im österreichischen Sinn giebt es bei uns nicht, denn der Pole lernt im Allgemeinen willig und leicht Deutsch; er ist intelligent genug, um den Vortheil zu wür-

digen, der ihm aus der Zweisprachigkeit erwächst. In der Klasse der Handarbeiter, die ja die Mehrheit der Bevölkerung bilden, merkt man überhaupt nichts von Widerstand gegen die Deutschen. Dem einzelnen Deutschen begegnet der Pole aus dem Volk mit der gutmüthigen Freundlichkeit oder auch der etwas unterwürfigen Ergebenheit, die das Erbtheil dieses lange gedrückten Volkes sind; die Polen der besseren Gesellschaft halten sich fern, aber sie bleiben höflich und gemessen, wie es Leuten von Selbstbewußtsein und Kultur (Das sind sie, zumal im Vergleich mit den Czechen) zukommt. Ich habe nun Jahre lang in der Provinz Posen gelebt, kleinere und größere Städte bereist: nicht ein einziges Mal ist mir eine Unhöflichkeit von gebildeten, eine Ungezogenheit von ungebildeten Polen entgegengetreten; und die meisten Deutschen werden diese Erfahrungen bestätigen. Die Antipathie gegen die Deutschen äußert sich, abgesehen von der schweigenden Ablehnung der besseren Stände, denen man schließlich das Recht dazu nicht bestreiten kann, in der Presse, in politischen Versammlungen und in der unverhüllten Stellungnahme der Kirche. Von hier sind alle Einflüsse ausgegangen, die von Zeit zu Zeit die große Masse erregt und zu einer ihrer Natur recht fremden Renitenz getrieben haben. Mit ihnen aber verbinden sich die schlimmen Mächte, die aus dem wirthschaftlichen Leben niemals zu verbannen sind: Konkurrenzneid, der den Fremden mehr haßt und fürchtet als den Stammesgenossen, Gewinnsucht, die aus den politischen Gegensätzen geschäftliche Vortheile zu ziehen sucht, Gewissenlosigkeit, die in dem nationalen Boykott das Mittel sieht, die Mitbewerber zu beseitigen.

Der Traum von einem neuen Großpolen ist für den Bestand des preußischen Staates genau so gefährlich wie die Zukunftgesellschaft der Sozialdemokraten, wie solche Ideologien überhaupt, die immer Dem, der sie hegt, mehr schaden als Dem, gegen den sie sich wenden: denn sie lenken den Blick von den Realitäten, von dem unmittelbar Gegebenen und Nothwendigen ab. Mit welcher entscheidenden und vielleicht gefährlichen Kraft würde die Sozialdemokratie in unser politisches Leben eingreifen, wenn sie sich in ihrer Gesammtheit ganz der Gegenwart und der Wirklichkeit zuwenden wollte! Schade, daß die Polen sich nicht in ähnlicher Weise, durch den Gedanken an das künftige polnische Reich, abhalten lassen, ihre Gegenwartinteressen praktisch zu vertreten! Doch man lasse sie nur von Großpolen träumen: je ungestörter, desto unschädlicher pflegen solche Träume zu sein. Will man sie aber bekämpfen: durch welche Mittel kann es wirksam geschehen? Durch Polizeimaßregeln und Chicanen gewiß nicht. Leider hat unsere Verwaltung durch den Kampf gegen die Sozialdemokratie wenig gelernt. Jahr vor Jahr

untersucht die berliner Polizei die Inschriften auf den Gräbern der „Märzgefallenen“ und entfernt die rothen Schleifen. Das scheint ihr dann ein Erfolg. In Posen reißt man den Hausbesitzern, die ihre Mauern für die Fronleichnamsprozession mit blau-weißen Fahnentüchern geschmückt haben, die Draperien herunter, muß sich aber zufrieden geben, wenn sie statt der weißen hellgelbe Tücher heraushängen. Wenn die Waschfrau Nowicki sich Nowicka nennt, wie ihre Schwiegermutter und Großmutter gethan haben, so erblickt man darin eine gegen die Krone Preußen gerichtete Böswilligkeit und verficht die gebührende Repression bis zum höchsten Gerichtshof. Daß nicht Jeder, der nationale Traditionen festhält, damit politische Opposition treiben will, scheint unseren Behörden ein ganz und gar fremder Gedanke zu sein. In jedem Polen sehen sie einen Politiker, also einen Gegner. Daß auch die Polen zunächst leben wollen, daß sie, so weit sie den produktiven Ständen angehören, zunächst für ihre Existenz zu sorgen haben und dann erst Politik treiben können, daß die große Masse eben wegen dieser nächsten Sorge gar nicht dazu kommt, sich politisch zu bethätigen, daß viele Polen überhaupt nicht zu solcher Bethätigung neigen, wenn sie nicht durch Verärgerung dazu gedrängt werden: das Alles scheint unseren Ostmärkern nicht einleuchten zu wollen. Sehen sie nicht, daß ihr Irrthum erst den Indifferenten zum Anschluß an die Polenfreunde treibt und die Masse der Gegner nur noch verstärkt? Möge man den Polen ihre Tradition und ihren Zukunftstraum lassen; diese Dinge wenigstens nicht mehr allzu tragisch nehmen. Man braucht ja die Duldung nicht so weit zu treiben wie unter Caprivi, wo preußische Militärkapellen, zu öffentlichen polnischen Umzügen, das „Noch ist Polen nicht verloren“ gespielt haben sollen. Freche Herausforderungen darf der Staat nicht hinnehmen. Konspirationen, selbst wenn sie mehr lächerlich als gefährlich sind, müssen unterdrückt und bestraft werden. Aber etwas mehr ruhiges Blut, etwas mehr Ueberlegenheit und Verständniß für den Gegner wäre unter allen Umständen vortheilhaft für die deutsche Sache. Denn von dem politischen Schlachtfeld ist der Kranz, nach dem wir streben müssen, überhaupt nicht zu holen; und der Kampf, der mit hochtönenden Worten oder kleinlichen Chicanen gegen die großpolnische Idee geführt wird, ist kaum mehr als ein Kampf gegen Schatten. Die Entscheidung liegt auf dem wirthschaftlichen Gebiet: hier ist die eigentliche Gefahr, hier fordert keine Ideologie, sondern die Wirklichkeit Kampf und Abwehr heraus. Diese wirkliche Gefahr besteht darin, daß die preußischen Polen die deutschen Staatsgenossen, die sie nicht aufsaugen können, aus dem Grundbesitz, aus lohnender Berufsthätigkeit und dadurch schließ-

lich aus ihren Wohnorten und der Provinz verdrängen; sie besteht darin, daß die Ostmarken, zumal Posen, auch wenn sie preußischer Besitz bleiben, doch polnisches Land werden, in dem Sinn, wie es das österreichische Galizien ist. Seit Langem führen die Polen den Kampf systematisch und erfolgreich. Mit den deutsch gesinnten und Deutsch redenden Juden, besonders in den kleinen Städten, ist es ihnen zuerst geglückt: deren durch Konkurrenz und Boykott erzwungene Abwanderung schafft überall dem polnischen Kaufmann und Händler Platz. Aber auch auf dem Land ist die deutsche Bevölkerung in die Defensive gedrängt und die Frage ist in Wirklichkeit längst nicht mehr, ob der Pole, sondern, ob der Deutsche sich in der Provinz zu behaupten vermag.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, hat einst Bismarck die Ansiedelungpolitik beschlossen; damals vielleicht noch mit dem Gedanken, daß durch die Ansetzung deutscher Bauern die Provinz Posen dem Polenthum entrissen und für die deutsche Sprache und Kultur erobert werden könne. Die Aussicht auf solchen Erfolg ist klein geworden und auch die Ansiedelungpolitik ist in Defensivstellung zurückgewichen; eben deshalb ist sie nothwendig geblieben. Deutsche Sprachinseln dadurch zu schützen, daß man sie verbindet oder erweitert, deutsche oder fast deutsche Städte mit deutschen Dörfern und Siedelungen zu umgeben und ihren Charakter dadurch zu wahren: Das sind nahe Aufgaben nationaler Politik. Andere freilich als vor fünfundzwanzig Jahren, da die Bodenpreise noch normal und polnische Güter noch im Handel zu haben waren. Wir möchten hoffen, daß das Enteignungsgesetz, auf das der Ostmarkenverein sich blindlings verrannt hat, der letzte Mißgriff war; der Verzicht auf seine Anwendung ist das beste Urtheil über die Gewaltmaßregel, welche die Folgen vergangener Unbesonnenheit tilgen sollte. Viel eher wäre ein Einspruchs- oder Vorkaufsrecht der Ansiedelungskommission bei Gutsverkäufen zu rechtfertigen gewesen. Vor Allem aber: die Polengegner dürfen nicht immer nur auf das flache Land sehen. Gerade in den Städten hat das polnische Element an Zahl und Wirthschaftkraft in der letzten Zeit zugenommen.

Seit Jahren hat ein Polenklüngel über deutsche Geschäfte und deutsche Handwerker den Boykott verhängt. Die Presse veröffentlicht nicht nur Listen der erlaubten polnischen Geschäfte, sondern auch die Namen wichtiger Personen, weltlichen und geistlichen Standes, die in anderen als diesen Geschäften kaufen. Das ist eine traurige Verquickung von Hetzgewerbe und Gewinnsucht. Ist es nun aber vernünftig, den Boykott mit Boykott zu bekämpfen und nach den polnischen nun deutsche Geschäftslisten zu veröffentlichen? Das Staatsinteresse empfiehlt, den Gegensatz zu mildern und den

Widerstand der Polen dadurch zu lähmen, daß man so weit wie möglich ihre Erwerbsinteressen mit dem Bestande des deutschen Regimentes verknüpft. Wenn man an den Lieferungen für den Bau und die Einrichtung des Kaiserschlosses polnische Firmen betheiligt hätte, statt, was deutsche Geschäfte der Provinz nicht leisten konnten, aus Berlin zu beziehen, so hätte man eine Bresche in die Mauer der feindlichen Festung gelegt. Und was hier im Großen möglich war, ist jeden Tag im Kleinen möglich. Die polnischen Geschäfte, in denen die Deutschen nicht kaufen, finden ihre Rechnung im Anschluß an die polnische Clique und den nationalen Boykott.

Kein Deutscher darf, wenn er zwischen zwei gleichwerthigen Geschäften zu wählen hat, das polnische dem deutschen vorziehen. Das Ostmarkenprogramm aber verlangt, daß wir auch den untüchtigeren, weniger leistungfähigen Landsmann vorziehen. Die Folge dieses Prinzips ist, daß man in einzelnen deutschen Geschäften schlechter bedient wird als in polnischen: der Deutsche weiß, daß seine Kunden bei ihm kaufen müssen, auch wenn er sich wenig Mühe giebt, sie zu befriedigen, und geht die Sache einmal ganz schief, so läuft er zur Regirung und weiß sich aus dem Ostmarkenfonds einen Zuschuß zu verschaffen, der ihm weiter hilft. (Das gilt natürlich nicht von allen, doch von manchen deutschen Geschäften und besonders Handwerkern.) Die Polen aber wollen die deutsche Kundschaft gewinnen: sie lassen die Angestellten Deutsch sprechen und geben sich bei der Bedienung die größte Mühe. So wird die deutsche Leistungskraft durch die Boykottpolitik nicht gesteigert, sondern herabgesetzt.

Daß bei solchen Kampfmitteln alle schlechten Instinkte des gemeinen Brotneides und der Gewinnsucht ans Licht drängen, war zu erwarten. Wir haben die wunderlichsten Dinge erlebt. In der Stadt Posen giebt es einen Lohndiener polnischer Abstammung, der seines anstelligen und bescheidenen Wesens wegen von den Deutschen (auch von Beamten) bevorzugt wurde. Darob entbrannte der Unmuth seiner deutschen Berufsgenossen: sie wandten sich mit einer Beschwerde an die Regirung; und siehe: in einem Rundschreiben wurde den Regirungbeamten gerathen, nur noch deutsche Lohndiener zu beschäftigen. Der Mann, gegen den der Ukas sich richtete, verlor nach dem einen Schlag die Hälfte seiner Kundschaft; und wenn die andere Hälfte ihn nicht um so energischer gehalten hätte, so wäre ihm nichts übrig geblieben als der Versuch, im polnischen Lager sich durch Gesinnungtüchtigkeit einzunisten.

In der Stadt Posen kommen auf hunderttausend Polen kaum sechzigtausend Deutsche, in der ganzen Provinz ist das Verhältniß ähnlich: etwa zwei Drittel zu einem. Da ist doch klar, wer bei

einer Scheidung der beiden Lager geschäftlich mehr verliert. Ein deutscher Tischler in der Provinzhauptstadt verlor in Folge des polnischen Boykotts allmählich die ausgedehnte polnische Kundschaft, die er neben seiner deutschen hatte. Der letzte polnische Hausbesitzer, für den er arbeitete, erklärte ihm nach der Annahme des Enteignungsgesetzes, daß er, zu seinem Bedauern, keinen Deutschen mehr beschäftigen könne. In der selben Zeit bekam der Mann eine größere Reparaturarbeit in einem amtlichen Gebäude in der Nähe der Stadt. Er ging hin und nahm einen polnischen Gesellen mit; natürlich: deutsche Arbeiter und Gehilfen sind in Posen ja zu bekommen. Da erklärt ihm der zuständige Regirungvertreter, daß er ihn nicht brauchen könne, wenn er polnische Gesellen beschäftige; und der arme Mann sitzt nun buchstäblich zwischen zwei Stühlen auf der bloßen Erde. Das nennt der Ostmarkenverein wirthschaftliche Stärkung des Deutschthums.

Auch hier wird übrigens die Suppe nicht so heiß gegessen wie gekocht. Es giebt Polen, sogar Geistliche, die an der Hinterthür boykottirter deutscher oder jüdischer Geschäfte vorfahren und aussteigen, und die patriotischen Damen der deutschen Beamtengesellschaft, die bei keinem polnischen Bäcker und Schlächter kaufen würden, treffen sich mit dem Lächeln schweigenden Einverständnisses bei ihrer Schneiderin und Putzmacherin polnischer Nation, weil „diese Modistinnen bekanntlich mehr Chic haben als deutsche".

Der Widersinn der deutschen Boykottpolitik zeigt sich Dem besonders deutlich, der bedenkt, daß es schließlich doch die preußische Regirung ist, die den Polen zwar nicht die materiellen, wohl aber die intellektuellen Mittel giebt, sich im wirthschaftlichen Kampf zu behaupten. Das Schulwesen der Provinz steht auf einer sehr achtbaren Höhe; besonders die Volks- und Bürgerschulen in den Städten nehmen es mit den westlichen Theilen der Monarchie wohl auf. Die Bemühungen der Regirung, tüchtige Lehrkräfte für den Osten zu gewinnen, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Viele polnische Kinder lernen im Lauf einer sechs- bis achtjährigen Schulzeit die deutsche Sprache beherrschen und die Gebiete der preußisch-deutschen Geschichte und der Bürgerkunde recht gründlich kennen. Auch ist im regelmäßigen Gang der Dinge von irgendwelcher Widersetzlichkeit nationaler Färbung nichts zu bemerken; so lange die Kinder des Volkes unter dem Einfluß der Schule stehen, fühlen sie sich offenbar in keiner Weise vom Deutschthum bedrückt oder bedrängt: sie empfinden den nationalen Zwiespalt überhaupt nicht. Es ist ein Vergnügen, die kleinen polnischen Volksschüler bei ihren Ausflügen oder Spazirgängen, auch wenn kein Lehrer dabei ist, „Heil Dir im Siegerkranz" oder „Ich bin ein Preuße" singen zu

hören, so harmlos, wie es je deutsche Jungen thaten. Aber sobald sie die Schule oder Fortbildungschule verlassen und ins Leben treten, wendet sich die selbe öffentliche Macht, die sie bis dahin geleitet hat, gegen sie. Sie werden dem Einfluß der polnischen Vereine einfach überlassen, oft ihm durch den deutschen Boykott geradezu in die Strömung getrieben und sie müssen sich in vielen Fällen entschließen, das von deutschen Lehrern Erlernte gegen die deutschen Landesgenossen anzuwenden.

In den Ostmarken ist keine Kulturpolitik möglich, die nur den Deutschen und nicht auf die Dauer auch den Polen nützt. Das gilt von Volksschulen und Gymnasien, von Fortbildung- und Gewerbeschulen. Aber es gilt auch von Instituten wie der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek, dem Kaiser-Friedrich-Museum und der Akademie in der Stadt Posen. Namentlich gegen die Akademie richtet sich das Mißtrauen der Ostmärker. Denn der Entwickelung des Schulwesens kann man nicht wohl entgegentreten, Museen und Bibliothek sind immerhin harmlose Einrichtungen, aber eine Hochschule, wenn sie auch nur allgemein bildende Zwecke verfolgt und keinerlei Berechtigungen verleiht, enthält allerlei Entwickelungmöglichkeiten. Sie könnte sich sogar zu einer Universität auswachsen; und wenn sie zwar bis jetzt nur von deutschen Hörern besucht wird, würden dann dort auch die polnischen Studenten ihren Vortheil finden. Darum scheint es den Hakatisten besser, jeder Entwickelung des unfertigen und in ziemlich embryonalem Zustand ins Leben gerufenen Institutes von vorn herein entgegenzutreten. Das nennt man dann Kulturpolitik in den Ostmarken! Ob eine Universität nöthig, ob die Stadt Posen der dafür geeignete Platz ist, mag zweifelhaft sein. (Bromberg liegt günstiger und ist eine dem Deutschthum sicherere Stadt.) Vielen Männern unseres Ostmarkenvereins gilt aber als ausgemachte Sache, daß eine posener Universität das Centrum polnischer Strebungen und Verschwörungen werden müsse; gerade hier muß der Vergleich mit Prag immer wieder herhalten. Richtig ist, daß die ausländischen Polen fern gehalten werden müßten und auch im Bereich des Verbindungwesens ein paar Kautelen unerläßlich wären. Aber traut man dem preußischen Kultusministerium nicht zu, daß es für einen deutschen Lehrkörper sorgen und damit den deutschen Charakter der Hochschule wahren wolle oder könne? Und traut man der deutschen Wissenschaft und dem Verkehr mit ihren Vertretern keinerlei werbende Kraft zu? So scheint es. Denn man möchte am Liebsten wohl jede Kultur- und Arbeitgemeinschaft zwischen beiden Bevölkerungtheilen vermeiden. Man sieht nicht gern, daß die Deutschen Polnisch lernen, und überläßt den Polen

lieber die vielen Stellen in Geschäften und auf Gütern, wo zweisprachige Leute erforderlich sind. Sollte die uralte nationale Schwäche der Deutschen, sich fremdem Volksthum leichter als dem eigenen zuzuneigen, heute noch nicht überwunden sein, sollten wir dem Selbstbewußtsein und der nationalen Treue unserer Landsleute noch heute mißtrauen müssen? Wenn es so wäre, dann gebe man den Kampf gegen die Polen heute noch auf; denn unsere Niederlage wäre vor dem Anfang ernsten Kampfes entschieden.

Das Schuldregister der Kirche ist so oft aufgeblättert worden, daß ich fürs Erste davon schweigen und mich heute mit ein paar Leitsätzen begnügen will, in die ich die Ergebnisse dieser Betrachtung zusammenfasse.

1. Das Ziel unserer Polenpolitik kann nicht Germanisirung, nicht Verdrängung oder Niederhaltung der Polen sein, sondern nur ein gedeihliches Zusammenleben und friedlich wetteifernde Arbeit beider Bevölkerungtheile. Die unbedingte Unterwerfung der Polen unter die Normen des Rechtsstaats Preußen ist Grundlage und Voraussetzung dafür. Hoffnungen auf eine zukünftige Umgestaltung der Karte Europas bleiben Jedem unbenommen.

2. Da die Deutschen der wirthschaftlich schwächere Volkstheil sind, so ist die Hilfe gerechtfertigt, die ihnen die Regirung durch besondere Mittel (Ansiedelungbegründung und Unterstützungfonds) leistet. Diese Mittel dürfen aber nicht kränkend und verbitternd wirken; insbesondere darf die Regirung keinerlei Boykottbewegung, die sich gegen die Polen als einen Volksstamm richtet, unterstützen. Daß ein Theil der aufgewandten Mittel und begründeten Institute auch der polnischen Bevölkerung nützt, ist unvermeidlich und entspricht nur der Gerechtigkeit. Denn wenn die Polen sich als preußische Unterthanen fühlen sollen, haben sie auch Anspruch auf die Vortheile dieser Unterthanschaft; so weit sie loyale Unterthanen sind, gerade im deutschen Interesse den selben Anspruch wie die Staatsbürger deutscher Sprache.

3. Kein Pole darf, nur wegen seiner Abstammung und Sprache, als Gegner betrachtet und behandelt werden, wenn er sich nicht politisch als Gegner des preußischen Staates bethätigt. Wer die nationalpolnischen Sonderbestrebungen erfolgreich bekämpfen will, muß die politisch meist gleichgiltige Bevölkerung von den Fanatikern und Hetzern scheiden. Diese Feinde müssen mit aller Kraft zurückgedrängt und unschädlich gemacht werden. Das dazu wirksame Mittel ist die Entnationalisirung des polnischen Klerus.

* *
*

Ein vergessener Karikaturist.

Es mag vorkommen, daß das Urteil über einen Künstler im Lauf der Zeiten schwankt und, je nach der geistigen, künstlerischen Tendenz der Entwickelung, korrigirt wird. Eigentlich wiederholt jede Generation diese Revision der Urtheile. Selten aber ist der Fall, daß ein Künstler fast ganz unbekannt bleibt, obwohl er auf seinem Gebiet zu den Ersten zu zählen ist. So ist es Rudolf Töpffer, dem schweizer Karikaturisten, ergangen. Man hält es nicht für möglich in einer Zeit, die so gern sammelt und registrirt.

Obwohl Töpffer vor etwa hundert Jahren gelebt hat, tritt sein Werk uns so frisch entgegen, als sei es erst jetzt entstanden. Wir brauchen keine künstlichen Behelfe und Erklärungen, um seine Kunst verstehen, genießen zu können. Seine Menschen sind ewig giltige Typen, die noch unter uns wandeln. Seine Kunst ist ganz unmittelbar, realistisch und phantastisch zugleich, deutsch und französisch, graziös und ganz persönlich-charakteristisch; und sie erreicht das Niveau, das über der Zeit steht. Dies Alles beweist, daß es Töpffer gelang, sein Werk als ein dauerndes zu gestalten und eine Satire des Menschlichen zu geben, die über den Moment hinausgeht, wenn sie auch selbst ganz temperamentvoll aus der Beobachtung des flüchtigsten Augenblicks gewonnen ist. Und wenn die Welt ihn zeitweilig vergessen hat: sein Werk lebt weiter. Die Geschichte der Karikatur ist nicht so reich, daß sie sich den Luxus des Vergessens leisten könnte. Ein paar Namen: dann ist die Liste erschöpft; der Meister sind wenige. Und recht oft geht des satirischen Künstlers Werk, wie es scheint, mit ihm dahin. Man hört noch von ihm, sein Ansehen bleibt in Geltung, aber seine Werke zünden nicht mehr; und so verliert sein Name an Eindruckskraft. Eine kühle Achtung bleibt. Gerade unsere Zeit aber schätzt ja das Augenblickliche, das dem Satiriker, dem Humoristen eigen ist. Das Eruptive seines Temperaments, mit dem er seiner Zeit sich hingiebt, sie an sich reißt und sie in Form bringt, um sie damit zugleich ganz fern von sich zu stellen, fesselt uns und wir entdecken in seinem Allzu-Zeitlichen vielleicht Dinge, die ewig sind.

An Hogarth, an Daumier, an Busch sei erinnert. Damit ist aber die Reihe der großen Karikaturisten schon beendet. Gerade Busch ist ein interessantes Beispiel. Jeder kennt ihn. Sein Ansehen ist international. Aber giebt es ein Werk über ihn, wie es Bücher über jeden Künstler giebt, der vielleicht nicht die Hälfte dieser genialen Anlage besaß? Das vom Karikaturisten Geschaffene eilt den anpreisenden Analysen, die sonst erst mühsam den Weg

bereiten müssen, voraus und schafft sich selbst sein Publikum, das nun der Führung nicht mehr bedarf. Mit dem Theil, der an dem Werk zeitlich ist, nimmt die Zeit es wieder in sich auf und kümmert sich mehr um die inhaltliche Satire als um das künstlerische Temperament, mit dem aus dem Wechselnden ein Bleibendes, aus dem Variablen ein Stil geholt ist. Man darf das Werk der drei Neffen Nöldeke über den Onkel Busch nicht gegen diese Feststellung anführen. Es sind Aufzeichnungen, Erinnerungen; als solche hoch zu schätzen. Aber es ist keine systematische Werthung, die das Bleibende bedeutsam heraushebt. Und seit wann wissen wir Etwas von Daumier?

Rudolf Töpffer schuf sich, um seinem Talent gemäß sich bethätigen zu können, ein neues Genre, eine Literatur in Zeichnungen, wie er sie nennt. Der Künstler hat in einem interessanten Werk, das man kaum noch kennt, dem „Essai de Physiognomonie", ausführlich über seine Absichten gesprochen. Da sagt er:

„Man kann in Kapiteln, in Reihen, in Worten Geschichten schreiben: Das ist Literatur im eigentlichen Sinne. Man kann auch in einer Folge graphischer Darstellungen Geschichten erzählen: Das ist Literatur im Bilde. Man kann auch Keins von Beidem thun: und Das ist manchmal das Beste. Die Literatur im Bilde hat ihre besonderen Vorzüge, denn durch den Reichthum der Details ergiebt sie eine außerordentliche Prägnanz. Zwei Bücher von Richardson sagen schwerlich mit so viel Lebendigkeit die selben Dinge wie die zehn oder zwölf Blätter von Hogarth, die unter dem Titel ‚Die Heirath nach der Mode' uns das traurige Geschick und jammervolle Ende eines Wüstlings miterleben lassen. Diese Literatur hat außerdem den besonderen Vortheil der klaren Anschauung. Denn alle noch so werthvollen Bücher, die man zur moralischen Erziehung des Volkes oder der Kinder geschrieben hat, kommen an Lebendigkeit den zwanzig Blättern von Hogarth nicht gleich, die unter dem Titel ‚Die Folgen des Fleißes und des Müßiggangs' uns ein doppeltes Schauspiel vor Augen führen: das des lasterhaften Müßiggangs und das des ehrlichen Fleißes, die durch die ihnen eigene Kraft so verschiedene Schicksale gestalten. Auch ist Hogarth weniger ein bedeutender Künstler als ein bewundernswerther tiefer praktischer und populärer Moralist. Literatur im Bilde machen, heißt nicht nur, nach einem gegebenen Vorwurf arbeiten und alles darin Enthaltene bis zur Neige ausschöpfen. Es heißt nicht, einen an sich witzigen Stift in den Dienst eines grotesken Einfalls setzen. Es heißt auch nicht, ein Sprichwort oder einen Witz darstellen. Sondern es bedeutet die vollständige Erfindung eines Vorgangs, dessen einzelne Theile in der Zeichnung neben einander gestellt werden und in sich ein Ganzes bilden; es heißt, ein Buch gemacht haben, sei es nun gut oder schlecht, schwer oder leicht, toll oder ernst, nicht aber einen Witz oder ein Cou-

plet. Aber es giebt verschiedene Arten von Büchern; und die tiefsten, die wegen der in ihnen enthaltenen Schönheiten bewundernswerthesten sind nicht immer die vom großen Publikum am Meisten gelesenen. Sehr mittelmäßige Bücher haben, wenn sie in sich gesund sind und dem allgemeinen Geschmack entgegenkommen, oft einen weiter reichenden und nützlicheren Einfluß. Sicher scheint, daß Menschen, die mit einigem Talent für graphische Darstellung eine gewisse sittliche Kraft verbinden, durch die Literatur im Bilde einen sehr nützlichen Einfluß haben können, wenn sie auch sonst gar nicht sehr bedeutend sind.

Ein Beweis dafür, daß nicht immer ein großer Sack voll Gelehrsamkeit und Begabung nöthig ist, um Literatur im Bilde zu machen, ist, daß ich selbst darauf gekommen bin. Ohne zeichnerisches Können und ohne andere Absicht als die, in ganz primitiver Weise zu eigenem Vergnügen eine Art Wirklichkeit aus den närrischsten Einfällen meiner Laune heraus zu schaffen, habe ich Büchlein hergestellt, die ein geneigtes Publikum so, wie sie sind, sehr freundlich aufgenommen hat. Wenn diese kleinen Bücher, von denen nur wenige herrschende Mißstände oder Auswüchse angreifen oder verspotten, lieber nützliche Sittenlehren ins rechte Licht gesetzt hätten: würden sie dann nicht viele Leser angezogen haben, die solche Lehren in den Predigten nicht hören wollen und in Romanen kaum finden können?

Wo es sich um Literatur im Bilde handelt, also um eine Reihenfolge von Skizzen, bei denen es gar nicht auf zeichnerische Korrektheit ankommt, sondern nur auf den klaren Ausdruck einer einfachen Idee, ist nichts an Schnelligkeit, Bequemlichkeit und Sparsamkeit dem autographischen Verfahren zu vergleichen, das weder der helfenden Mitarbeit eines Stechers bedarf noch verlangt, daß die Zeichnung verkehrt gemacht werde, damit der Abdruck das richtige Bild zeigt. Auch braucht man nicht länger als eine Stunde zu warten, bis die in den Stein geschnittene Zeichnung gedruckt ist und tausend bis zweitausend Abzüge liefert. Wegen der größeren Schnelligkeit und geringeren Umständlichkeit habe ich nur das noch grobe Verfahren benutzt, das man auch für Cirkulare und Dergleichen anwendet; aber genaue Prüfung hat mich gelehrt, daß es sehr verbessert werden könnte, vielleicht so sehr, daß man damit ähnliche Resultate erzielen könnte wie mit der kalten Nadel und dem Grabstichel.

Diese Bilderromane (wie man sie nennen kann) zeigen uns fortlaufende, zusammenhängende Geschehnisse. Töpffer will nicht, wie die meisten Karikaturisten, eine Szene herausheben; wohl betont er stark die Situation, die die Komik enthält; aber er reiht die Bilder an einander; sie ergeben nicht erst im Ganzen einen engeren Zusammenhang; und er erzählt wirklich. Die meisten Karikaturisten wollen durch die Einzelperson auf das Ganze, auf die Gesellschaft, auf Zustände deuten, ein Sittenbild geben; der Einzelne ist ihnen nur Mittel. Töpffer ist die Einzelperson Selbst-

zweck; er läßt sie sich ausleben; er verfolgt sie in allen Situationen. Unerschöpflich reihen sich die Motive an einander; er erzählt in Bildern, mit der Ruhe und Sachlichkeit des vollendeten Epikers. Da nun aber seine Personen so wild aufgeregt sich geberden, bringen sie in die Gelassenheit des Schildernden manchmal etwas Dramatisches. So ist jeder dieser Bilderromane einem Narren der Menschheit gewidmet; und indem jedesmal ein ganzer Charakter sich auslebt, erleben wir in ihm eine Welt. Der Familienvater, der seinen zahlreichen Kindern die beste Erziehung geben möchte und dabei mit den Erziehern immer neues Mißgeschick erlebt; der einem commis-voyageur ähnelnde Geck aus der Provinz, der in der Hauptstadt sein Glück in der Gesellschaft machen will; der phrasenhafte, in jedes seiner Werke verliebte Künstler; Leidenschaft und Eifersucht der Thoren; pedantischer Dünkel der Gelehrten, der sich bis zum absurdesten Wahnwitz steigert: Das sind Töpffers Typen. Nach ihnen nennt er seine Cyklen: Monsieur Crépin, Monsieur Jabot, Pencil, Vieux-Bois, Festus, Albert.

Mit entzückender Verve reißt uns der Zeichner gleich mitten in die Geschehnisse. Nachdem er den absonderlichen Herrn uns flüchtig vorgestellt hat, beginnt dieser Held seine Attaque auf das Leben; und da er bald auf Widerstände stößt, die nicht immer passiv sind, ergiebt sich ein Chaos, ein strudelartiges, wildes Geschehen, Kämpfen, Ringen, Anklagen und Rechtfertigen. Zu dem Persönlich-Komischen tritt das Allgemein-Komische. Auf die Institutionen der Welt, die Gesetze der Gesellschaft fallen blitzartig satirische Streiflichter; das Militär, die Justiz, die Bürgermeister bekommen ihr Theil ab. Es geht wahrhaft tumultuarisch zu. Wir erfahren, wo die verlorenen Perrücken bleiben und was die Pechpflaster erleben, die Frau Crispin verliert. In diesem turbulenten Chaos werden dann Höhepunkte geschaffen, auf die der Refrain immer wieder hinweist. „Herr Jabot setzt sich wieder in Positur"; „Herr Altholz wechselt das Hemd". Die Enge der allzu persönlichen Komik, die bald bemerkbar würde, wird ins Allgemeine erweitert. Töpffer dürstet förmlich danach, seinen Helden aus der Enge hinaus auf das freie Schlachtfeld der Allgemeinheit zu führen, wo er mit Gegnern wüthend zusammentrifft und halb wie ein Don Quijote, halb wie ein Sancho Pansa kämpft. Der Künstler verwickelt und verstrickt ihn nicht in sich selbst, in Familienleben, in erotische Erlebnisse; dies Alles wird freilich auch berührt. Aber Töpffer sucht freieren Ausblick. Schon die eigenthümliche Mischung der beiden Cervantestypen in der Brust eines Helden beweist die Eigenart seiner Auffassung. Und zum Schluß löst sich das Einzel-

schicksal von dem Allgemeinen ab und der Held steht wieder als Persönlichkeit vor uns.

Wie Töpffer seine Typen fand, hat er uns erzählt. Seine Kunst, die so leicht und flüchtig ist, leitete ihn. Er kritzelt mit der Feder auf dem Papier; da entsteht ein Kopf, der ganz bestimmte Charakterkopf eines Menschen, der so und so geartet ist. Es ist Mr. Crépin. Die Stelle sei angeführt, da sie für Töpffers Art und Anschauung charakteristisch ist: „Was mir eines Tages den Gedanken eingab, die Geschichte eines Herrn Crépin zu schreiben? Dazu trieb mich der Umstand, daß ich eine solche Figur zufällig mit der Feder gezeichnet hatte. Sieh doch, sprach ich zu mir: da haben wir einen Menschen, der so sein muß, wie er ist. Vielleicht freut man sich nicht, wenn man ihn sieht. Er ist gutmüthig, hat einen gesunden Menschenverstand, aber seine Intelligenz reicht nicht weit und seinen Entschlüssen fehlt es deshalb an Konsequenz. Man sieht ihm an, daß er Familienvater ist, und kann wetten, daß seine Frau ihm nicht gehorcht. Diese Frau hat auch ganz andere Ansichten von der Erziehung der elf Kinder. Daraus entstehen alle Konflikte. Immer neue Lehrer kommen ins Haus." Und nun zeichnet er die Lehrer. Den Künstlereinfall spann also die Phantasie weiter. Die Frau ist dumm, neugierig und läßt sich flink für jede Erziehungmethode gewinnen, wenn deren Vertreter auch ein Gauner oder Trottel ist. Der arme Pantoffelheld versucht manchmal, dagegen anzukämpfen; streckt aber meist die Waffen.

Man sieht an solchen Beispielen, wie Töpffer seinen Standpunkt wählt. Er will nicht anklagen, weder den Einzelnen noch gar die Welt an den Pranger stellen. Als feststehend nimmt er das ganze Menschenthum solcher Subjekte, ihr Narrenthum als ihr Wesen. Da wird nicht verhöhnt, nicht belehrt, nicht zu bessern versucht. Ein Narr kommt zum anderen: und so entsteht die große Narrenwelt, in der jeder Narr sich als der Regel, der Norm angepaßt empfinden darf. Der Autor schafft sich mit Freiheit eine Welt, in der er seine Geschöpfe glücklich werden läßt; wenn sie aber zu Grunde gehen, giebt er ihnen eine so groteske Größe, daß sie ihrer Verrücktheit zu Liebe, also mit Wollust, fallen und nun noch sterbend unser Zwerchfell erschüttern. Mit merkwürdiger Konsequenz knüpft sich bei Töpffer an das Reale die Phantastik. Denn es ist klar, daß solche Welt nur im Geistigen, in der Vorstellung ihre Heimath hat, daß sie Schöpfung des künstlerisch empfindenden Menschen ist, der hinter allem Sein den Schein wahrnimmt, hinter der Fata Morgana der Erscheinungen seine Welt finden will. So ist es kein Wunder, wenn Töpffer manchmal alle

Gesetze der Schwere aufhebt; seine Narren fliegen in der Luft herum, als hätten sie das Luftsegeln schon erfunden. Ein Zephir weht, Madames Röcke blähen sich: und schon segelt sie wie eine Riesenblume durch die Luft; ihr Hündchen, das sie mitnahm, fällt ihr vor Schreck aus den Händen und bleibt an den Telegraphenstangen mit den verstellbaren Armen hängen: und sofort wird dadurch in die Welt hinausdepeschirt, daß im Osten sich ein Kriegswetter zusammenballt.

Mit dieser Phantastik stimmt die Leichtigkeit und Feinheit der Zeichnung überein. Dem scharfen, schlagenden Witz (der aber nie Situationwitz bleibt) gesellt sich die Linie einer Zeichenkunst, die alle Dinge ganz leicht und graziös hinstellt, so daß fast der Zauber des Atmosphärischen, die Schönheit des Lichtes sie umkleidet. Die Konturen lösen sich auf; etwas Vibrirendes, Flimmerndes kommt in die Darstellung. Jeder gemeinen, allzu kleinlichen Nachahmung weicht der Stift aus; schreibt in den Gestalten eine Arabeske hin, die suggestiver wirkt als jedes getreue Konterfei. Töpffer benutzt die menschliche Gestalt nur, er schaltet mit ihr, sie wird unter seinen Händen Ausdruck. Und mit dieser Technik giebt er nicht nur die Charaktere wieder: er meistert damit auch die Landschaft. Ja, man kann sagen, er zeige darin (was ihm Viele, verführt durch seinen närrischen Witz, abstreiten werden) reine Schönheit; er zeigt, daß er Sinn hat für das Auf und Ab der Linien. Wenn man den Hintergrund betrachtet, diese Wiesen und Wälder, diese Berge und Triften, oder im Einzelnen die Blumen und Bäume sich vornimmt, deren Eigenleben er subtil erfaßt, wenn man sieht, wie er ein Gebüsch, einen Strauch in zitternden Linien aufwachsen, im weiten Raum Vögel fliegen, die Ferne sich ins Undeutliche verlieren läßt, dann weiß man, daß Töpffer ein Landschaftzeichner ersten Ranges ist. Jede Kontur löst er auf und die Dinge stehen in lebendiger Schönheit vor dem Auge. Duftige, leichte Perspektiven begrenzen und erweitern den Raum und man bewundert, daß dieser Künstler schon in seiner Zeit, rein aus künstlerischem Instinkt heraus, Luft und Licht so locker malt, wie es erst die modernen Maler lernten. Man kann sagen: wie Töpffer mit seiner Weltanschauung sich aus der engen Komik des besonderen Einzelnarrenthums befreit und aus der Komik hinaus zu einem großen Humor kommt, so befreit er seine Kunst aus der Situationsatire und entdeckt in seiner geistreichen Technik das Mittel, das ihn über den Witz erhebt. Wie dort zur Höhe einer Weltanschauung, kommt er hier zu Schönheit und reiner Kunst.

Als drittes Mittel bietet sich dem Künstler das Wort: und auch das formt er meisterlich. Sein Text ist lapidar und berichtet nur Thatsächliches. Aber die Art, wie er berichtet, zeigt wieder souveraine Ueberlegenheit über das blos Stoffliche. Die Worte, mit denen Töpffer seine Bilder kommentirt (er läßt nicht seine Geschöpfe reden, sondern glossirt witzig ihre Erlebnisse und entfernt sich damit von ihnen), sind in einer Art Depeschenstil gehalten und geben kaum mehr als einen Steckbrief der Personen und Dinge.

Eckermann und Soret berichten, daß sie in den Jahren 1831 und 1832 mit Goethe Zeichnungsammlungen durchblättert haben, von deren Vortrefflichkeit und Eigenart Goethe ganz frappirt gewesen sei. Als Eckermann einwendet, Das „sei noch keineswegs das Beste von Töpffer, er habe noch ganz andere Dinge zu senden", erwidert Goethe: „Ich weiß nicht, was Ihr wollt! Was sollte es denn noch besser sein! Und was hätte es zu sagen, wenn es auch wirklich etwas besser wäre! Sobald ein Künstler zu einer gewissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleichgiltig, ob eins seiner Werke vollkommener gerathen ist als ein anderes. Der Kenner sieht in jedem doch immer die Hand des Meisters, den ganzen Umfang seines Talents und seiner Mittel."

Diese Ermunterung (bis dahin waren die Zeichnungen nur den nächsten Freunden bekannt) trieb Töpffer zu dem Entschluß, die Bilder-Romane zu vervielfältigen. Autographisch übertrug er sie unmittelbar auf den Stein. Diese von Töpffer selbst autographirten Exemplare waren schnell vergriffen; sie sind als Originale zu bezeichnen. Nun giebt es aber Neudrucke. Ein Nachdruck erschien in Paris 1839 (von Aubert). Töpffers Sohn François zeichnete 1860 die Originale nach und veranlaßte eine neue Ausgabe. In Genf war 1846 (mit Töpffers Erlaubniß) eine Ausgabe mit französischem und deutschem Text herausgekommen; die Zeichnungen machte Bode nach den Originalen.

Eine neue Zeit scheint für die Würdigung dieses Künstlers insofern gekommen zu sein, als erst die Gegenwart die künstlerische Satire wieder zu reicher Entwickelung gebracht und uns zugleich aber auch gelehrt hat, die Feinheiten der Zeichnung, die Leichtigkeit der Linie, die Behandlung von Luft und Licht richtig zu schätzen, während man sie früher als inkorrekte Sudelei belächelte. Wie ein Wunder wirkt die Thatsache, daß Töpffer diese Gaben und Künste nicht dem Geschmack und Programm seiner Zeit opferte. Vielleicht rettete ihn vor solchem Opfer nur seine Krankheit, ein Augenübel, das er als die Tragik seines Lebens betrachtete, da es ihn hinderte, Maler zu werden. Auch Wilhelm Busch

kam ja aus dem Verzicht auf die große Kunst, die ihn vielleicht zu einem Durchschnittstalent gereift hätte, zu den unscheinbaren, dem Tag und der Unterhaltung dienenden Zeichnungen, die ihm dann schnell den Weltruhm bescherten.

Großlichterfelde. Ernst Schur.

Die Baupolizei der Zukunft.

In den Vororten der Großstädte ist bei den Terrainspekulanten die Baupolizei verhaßt. Natürlich: sie verhindert ja die „vollständige" Ausnutzung des Terrains, da sie den Bau der vierstöckigen Miethkaserne verbietet. Wer nicht Terrainspekulant ist, freut sich natürlich sehr über die weise Baupolizei, die alle Bauunternehmer zwingt, etwas mehr „künstlerisch" vorzugehen. Aber die Baupolizei könnte wahrhaftig mit ein paar weiteren Machtsprüchen noch mehr für die künstlerischen Interessen der Architektur erreichen. Die Baupolizei könnte die Bauunternehmer zwingen, auch die große vierstöckige Miethkaserne künstlerisch auszugestalten.

Was stört uns eigentlich an der Miethkaserne? Doch nur das Uniforme. Was wirkt aber am vierstöckigen Miethhaus in erster Linie uniform und eintönig? Doch nur die übliche Fensterordnung.

Dagegen hätte die Baupolizei zunächst Front zu machen. Das Verdienst, hier beispielartig vorgegangen zu sein, gebührt Alfred Messel, der in dem bekannten Wertheimbau in der Leipziger Straße gezeigt hat, wie man selbst die Fenster eines Waarenhauses, das doch sehr viele Fenster braucht, so anbringen kann, daß sie apart wirken; er wählte Säulenarrangements, die von unten bis zum Dach hinauf die ganze Front gliederten, so daß die Fenster zwischen den Säulen gar nicht mehr unangenehm auffallen können. Die Säulenwirkung war stärker als die Fenster. Die Darmstädter haben im freistehenden Villenbau durch neuartige Anordnung der Fenster auch sehr gute Wirkungen erzielt und man muß bedauern, daß sie so wenige Nachahmer fanden.

Nun sollte man doch annehmen, daß ein Wandel in dieser Fensterfrage möglich ist. Die Baupolizei wird überall von architektonisch gebildeten „Bauräthen" geleitet. Das Fensterproblem ist einfach. Man brauchte nur vorzuschreiben, daß Fenster mit dem usuellen Fensterkreuz nicht mehr angebracht werden dürfen. Die Zimmer- und Maurermeister würden nicht opponiren. Im Gegentheil: sie würden das Verbot freudig begrüßen und in jeder Front die Fenster immer wieder

anders gestalten. Es ist doch gar nicht nöthig, daß ein großes Wohnzimmer symmetrisch angebrachte Fenster hat; in allen Villenbauten vermeidet man heute schon das Symmetrische so viel wie möglich. Und nun kommt hinzu, daß jedes nach der Straße hinaus liegende Zimmer gar nicht immer zum Hinausblicken geeignet zu sein braucht; das Fenster kann da manchmal oben, dicht unter der Zimmerdecke, liegen. In solchem Zimmer wirkt Alles wie in einem Atelier und man hat die Empfindung, ganz von der Umwelt abgeschlossen zu sein. Die Lichtfülle ist auch so völlig genügend, selbst wenn die Fenster farbige Scheiben haben.

Das kleine Baupolizeiverbot würde also angenehm revolutionirend wirken. Ist es denn gar nicht durchzusetzen?

Das Fensterkreuz paßt nicht mehr in unsere Zeit. Es ist ein Stück aus dem Mittelalter. Man setzte ein Kreuz ins Fenster, um dem Teufel den Eintritt ins Haus zu verwehren. Man dachte sich den Teufel natürlich fliegend als Aviatiker und glaubte, daß er ganz leicht durch jedes Fenster in das Haus eintreten könnte. Nun möchte ich sämmtliche Architekten, Bauräthe, Baumeister, Zimmer-, Maurer- und Glasermeister ganz ergebenst fragen, ob sie aus Furcht vor dem Teufel bei dem Kreuz im Fenster bleiben wollen. Ich glaube: sie werden mir mit höllischem Gelächter erwidern, daß ihnen der Teufel heutzutage nicht mehr sehr einflußreich vorkommt; sie werden erklären, daß sie vor einem Kredit gebenden Bankdirektor viel, viel mehr Respekt haben als vor dem alten Teufel aus dem sehr finsteren Mittelalter.

Alle Bauunternehmer werden das Fensterkreuzverbot froh begrüßen: denn dadurch wird ja jedem Neubau mit den billigsten Mitteln ein ganz apartes Mietheranziehungmaterial geschafft.

Man könnte fast denken, die neue Fensterordnung könne auch ohne Polizeiverbot kommen. Aber da unterschätzt man wohl die fabrikartig herstellenden Baufirmen, die, jahraus, jahrein, immer die selben Fensterrahmen liefern und sehr billig arbeiten können, weil sie die maschinellen Vorrichtungen besitzen. Freuen würde ich mich, wenn der Einfluß dieser Rahmenfabriken nicht so groß wäre, wie ich befürchte. Ist ers aber, so kann nur die Macht der Baupolizei die erwünschte Hilfe bringen. Die Baupolizei ist doch eine sehr sympathische Einrichtung und nur bei den Terrainspekulanten der Vororte ein Wenig verhaßt.

Da wäre das Eine, was ich von der Zukunft der Baupolizei sehnlich erhoffe. Das Zweite scheint mir selbst allerdings sehr kühn; aber ich kann den künstlerischen Werth meiner kühnen Idee nicht für etwas Nebensächliches halten. Ich meine, die Baupolizei sollte einfach verbieten, daß jedes Stockwerk den selben Flächenraum einnimmt wie das eine Etage tiefer befindliche.

Eine etwas verschmitzte Sache! Aber ich denke dabei nicht an den Baurath Schmitz. Ich stelle mir die Miethkaserne der Zukunft einfach als Terrassenbau vor. Dann würde natürlich die „vollständige“ Ausnützung des Terrains nicht mehr möglich sein. Aber in vielen Vororten hat ja die Baupolizei die Macht, die „vollständige“ Ausnützung

des Terrains zu verhindern. Bei der vierstöckigen Miethkaserne kann sie diese Macht auch beweisen.

Wenn die Etagen terrassenförmig auf allen Seiten des Hauses in die Höhe streben, so fällt auch ohne Umstände die zusammenhängende Straßenfront fort. Ich glaube, daß auch dieses Baupolizeigebot von den Bauunternehmern freudig begrüßt würde; denn dadurch wird eine Miethkaserne einfach ein Terrassenpalast. Zu jeder Wohnung gehört dann eine breite, prächtige Terrasse. Und ich glaube, daß die Miether rasch höhere Preise für solche Wohnungen mit Terrasse zahlen werden, so daß sich Bauunternehmer und Terrainbesitzer nicht zu beklagen hätten. Die Terrassenanlage gestattet auch die Einführung von Oberlicht in sehr viele Zimmer.

Leider muß ich gestehen, daß ich in dieser Terrassenangelegenheit nicht so recht an die Bauherren glaube. Die werden sagen: Sicher ist sicher! Experimentiren wir lieber nicht mit diesen Terrassen! Wenn die Herren so sagen, kann auch hier nur ein Machtgebot der Baupolizei die erwünschte Hilfe bringen.

Und ich glaube an die Zukunft der Baupolizei. Ich glaube daran und freue mich schon auf die neuen baupolizeilichen Bekanntmachungen. Dann werden die Großstädte nicht mehr so idiotisch wie Spielzeugkastenprodukte wirken. Heute ist der Anblick einer modernen Großstadt für jeden architektonisch gebildeten Menschen eine schwere, gesundheitwidrige Gemüthskränkung und Nervenpein. Dieses Uniforme! Das Uniforme wirkt in der Kunst immer wie ein tötliches Gift. Weil ich an die Zukunft der Baupolizei glaube, möchte ich auch gleich ein drittes Polizeigebot sehr energisch empfehlen; es wird dem Gesundheitapostel eben so gefallen wie dem Gärtnereibesitzer.

Ich dächte, die Polizei könnte befehlen, daß auf jedem Dach eines Miethhauses ein kleiner Blumengarten anzulegen ist. Dieser Blumengarten könnte ja nicht sehr groß sein, weil das oberste Stockwerk eines künftigen Miethhauses, der vielen unteren Terrassen wegen, nur einen ganz kleinen Flächenraum haben wird. Wenn dieses Dritte aber auch noch bewilligt wird (ich bin optimistisch genug, auch Das zu erhoffen), so hätten wir die hängenden Gärten der Semiramis in jeder Zukunftgroßstadt. Und die ganze Sache würde beinahe einen assyrisch-babylonischen Eindruck machen. Terrassen hats in Babylon und Ninive ganz sicher gegeben. Das ist nicht zu bestreiten. Wers aber bestreiten will, mag Das ruhig thun: ich werde nichts dazu sagen. Eins nur muß jeder Unbefangene zugeben: die Luftschiffer werden sich am Meisten über die hängenden Gärten freuen. Und daher wird der Zukunftgroßstadtbewohner auf seinem Dachgarten im Sonnen- und im Mondenschein sehr oft Aeroplane und Luftschiffe, besonders oft lenkbare, über sich sehen. Der Blick nach oben wird sehr modern werden.

Friedenau. Paul Scheerbart.

Der Tod Vincents van Gogh.

Er war früh wach und müde von der Nacht. Diese furchtbare Angst, die ihm den Schlaf mordete! „Ich möchte nur ruhig athmen können“, dachte er. Da rief ihn die Sonne, die den glasirten Thonkrug auf dem Geschirrgestell überfallen hatte.

Er nahm Leinwand und Malzeug, schritt durch die Vorstube, wo das Hausgesinde frühstückte, und grüßte freundlich. Er hatte die Menschen gern, namentlich die arbeitsamen und der Menge fernen. Die das Schicksal ein Wenig zerzaust hatte und die des Künstlers Einsamkeit nicht störten. Zu Mittag, gegen Drei, wolle er wieder heimkommen und die Leinwand wechseln.

Er ging durchs schläfrige Dorf, sah nach den hochgethürmten Dächern und nach den Rosen, die vor den Fenstern hingen. Vor einem Garten blieb er stehen und trat an den Zaun. „Reseda, Geranien und violfarbige Portulaken“, dachte er; „wo wars nur? Geranien wie Feuer? Ach, wohl Groot Zundert.“ Er verweilte. Daß ihm gerade heute die heimathlichen Blumen von Brabant in den Sinn kamen! Und dann wieder die Blumen (Klematis und Rosen waren es gewesen, Das wußte er sicher, Blumen vergaß er nie), die irgendwo über ein graues Haus wuchsen. Aber im Haus (er lachte kurz auf und wandte sich zum Gehen) die dürren, blöden Jungen von Ramsgate, die ihn für den französischen Sprachlehrer hielten und an Sonntagen für den Aufpasser, wenn sie „Häschen-'rüber“ spielten und ihre Frackschöße im Wind flogen.

„Violfarbige Portulaken und feuerrothe Geranien“, dachte er wieder. Er schüttelte sich. Er wollte sie nicht mehr, die Blumen, die hinter Zäunen gehegt werden, und auch die anderen nicht, die über graue Häuser wachsen und Ergötzliches zudecken. Ihn verlangte nach den Blumen, die auf Feldern wuchern, nach seidenen Farben, von Sonne satt und tief gebräunt.

Da grüßte ihn einer der Landleute, die den Gast seltsam, aber liebenswürdig fanden. Er sah auf. Das Feld war nah; in der Ferne die runden, normännischen Thürme und seitab das Kastell. Des Weges kamen grobe Ackersknechte und leere Fruchtwagen. Er schaute nach einem verwitterten Kerl, der die Pferde trieb. Wie er schwer einherstampfte und zugriff: der reine borain, dachte der Betrachter. „Dieses Borinage ist ein Teufelsland. Wie müde und häßlich es sein Volk macht! Und dann der Typhus, der über sie herfiel und ihnen den Rest gab. Es war kein Leben mehr in ihnen; aber sie kamen doch den letzten Abend in die Backstube zum Abschied. Der Backofen, die rußigen Balken an der Decke, die blakende Oellampe über den schwarzen, zerstörten Gestalten ... Armes, treues Blut!“

Er wehrte ab. Von Treue wollte er nichts wissen. Hatte er sie damals nicht gut aufgenommen? Fremd und matt war sie zu ihm gekommen und in der Dämmerung hatte sie ihr alltägliches Leid erzählt:

vom Fallen ohne Schuld, von ihren siechen Kindern, die keine Medizin haben, und von der eigenen trüben Einsamkeit. Und zuletzt hatte sie vor ihm gekniet, das verweinte Gesicht wild verhangen von dem gelösten Haar, und die angeborene Rührung war über ihn gekommen. Der Gnade dieser Stunde dankte er ein Bild: „Misère.“ Freilich: sie war ja schuldlos an dem Ende. Er war wieder einmal ganz heruntergekommen und mußte fort. Aber sie hatte es doch über sich gebracht und sich nicht gewehrt, von ihm zu gehen. Und wohin?

Vie de Bohême!

Und während er ins Feld schritt, entsann er sich, daß er wohl seitdem seine Liebe von den Menschen auf die Blumen übertragen hatte.

Da war er auch schon an seinem Ort. Er stellte die Leinwand zurecht und sah ins Land. Ringsum leichte Hügel, dicht vor ihm ein paar Bäume, die einen Busch bilden, und das breite Wasser der Saône, die heute von der weiten Julisonne blank ist. Er war grenzenlos müde. Doch schüttelte er die Schwere ab, fuhr hart über die Augen und blickte auf die frei wuchernden Blumen zu seinen Füßen. Eine Blutwelle drang in die fahlen Wangen und er fühlte, wie das Fieber ihn überfiel. „Das wiederbilden dürfen!“ dachte er, „dieses zarte, bebende Leben, diese schüchternen Geschöpfe, ihre strahlenden Seelen!“ Er bückte sich nach einer rosafarbigen Schwanenblume, streifte die Gräser behutsam zurück und hielt ihren Kelch wie ein feines Glas zwischen den Fingern. Er erinnerte sich an das Lächeln eines Kindes, dem er eine Frucht gereicht hatte, damit es ruhig halte, während die Mutter Modell saß. Er sehnte sich nach den Blumen, nach einem innigen, wunschlosen Verweben mit ihrer Heiterkeit. Er war so müde, daß er den Malstock sinken ließ und sich ins Gras setzte. Da spürte er den Geruch der Erde und fühlte sich seltsam erfrischt.

Wie er jetzt aufsah über das flachgewellte Land, vermochte er nur die zarte Welle ineinanderfließender Farben wahrzunehmen, die wie ein Duft von edlem Gestein über den Blumen schwebte und sich von den niedertauchenden Sonnennebeln küssen ließ. Er schloß die Augen und athmete, sanft, berauscht, den Segen der Blüthe. Wie die Liebkosung von weichen Mädchenarmen empfand er es und dachte, daß wohl die Blumen ihn weltfremd und fraulich gemacht und die Wünsche seiner Seele so zart gestimmt hatten.

Und er erinnerte sich an den achtzigjährigen Hirten mit dem Patriarchenschädel, den man eines Tages in die Nachbarstube des arlesischen Irrenhauses brachte. Der hatte ein Leben geführt! Bei freundlichen Thieren, von ihrer Milch und ein paar raren Dörrfrüchten gesättigt; und auch nachts, mit einer Thierhaut bedeckt, unter dem großen Himmel des Südens. Wie die Jahreszeiten waren seine Tage sacht ineinandergeflossen; kein anderes Erlebniß als die Wunder der Sonne und der Dämmerung, die Sterne heraufführt, kein Ereignen als der stille Wandel der Natur. Und auch in den kurzen Stunden, da der Arzt das Herz noch wecken konnte, das der Frühfrost schwer verwundet hatte,

kein Wunsch und keine Angst. Nur dankbar für das ungewohnte Bett und die freundlichen Hände. Er starb gern und nahm es mit einer seltsamen Demuth, wie einen Willen der Natur. Er erinnerte sich seiner genau; wußte auch, daß er den erzväterlichen Kopf in ein Bild gebracht habe. „Wer die Ruhe hätte, so zu leben," dachte er, „im Athem des Alls und ohne Wunsch als den, seinen verhaltenen Herzschlag zu theilen. Nicht bilden!"

Er sprang auf. Die Angst fiel wieder über ihn her. „Der Bruder! Ich bins ihm schuldig; er opfert sein halbes Leben und hängt sein Vertrauen an das unverkäufliche Zeug." Er griff nach dem Malstock und hieb ein paar breite Striche auf das Tuch. Seltsam fügten sich die Farben zu einander; von Glut und Dämmern kostbaren Brokates war ein Glanz darüber. Kein Blumenfeld, aber sein keuscher, rauschender Duft, ohne anderen Sinn als den der Schönheit.

Und für einen Augenblick verließ ihn die Angst; er stand tief athmend und aufrecht; von einem großen Muth beglückt, zum ersten Mal ohne den Drang, zu schaffen, blickte er auf. Mit halbem Lächeln, wie Einer, bei dem ein heimlicher Frohsinn eingekehrt ist, legte er das Malzeug weg und grüßte mit hellerem Auge die purpurne Pracht zu seinen Füßen.

Ein Wort fiel ihm ein, das er (es war nicht lange her) an des Vaters Totenbett gesagt hatte. „Sterben ist schön; aber leben ist viel schöner."

Dann schoß er sich in die Brust.

Im Sinken sah er noch die Sonne und, als er niederfiel, tausend Sonnenblumen, die er vor allen liebte. „Sie warten schon", dachte er; dann, als ihn die Gräser berührten, wie herrlich es sei, in Blumen zu sterben.

Um Drei kamen die Hausleute, nach ihm zu sehen. Sie wußten, daß er die Mittagsstunde sonst niemals versäumte, um ihnen nicht unbequem zu werden. Sie fanden ihn bewußtlos, trugen ihn heim und legten ihn aufs Bett. Der Arzt kam, konnte nicht mehr helfen und telegraphirte dem Bruder nach Paris.

Später erwachte der Verwundete. „Ich hatte einen toten Baum beim Küster in Brabant," dachte er, „und alle leeren Vogelnester trug ich in seine dürren Zweige. Ob die Vögel nun ein Haus haben oder ob sie alle schon gestorben sind?" Und dann wieder: „La Berceuse! Wie war nur die Legende? Du singst den Schiffern, wenn der Sturm sie umheult und sie an weißen Klippen untergehen, die Wiegenlieder ihrer Mütter. Sing mirs! Ich bin ja auch ein Kind der Provence, wo die Blumen, die purpurnen und (der Bruder trat ans Bett) die anderen, die Sonnenblumen ..."

Theodor sprach zu ihm, vom Genesen, von einem neuen Leben ohne Angst.

„Die Trauer läßt mich nie wieder los", sagte Vincent müde. Dann kehrte er das Antlitz der Wand zu. „Purpurne und blaue, wie

Saphir," dachte er, „und Sonnenblumen, strahlende, hunderttausend.. Sonne!..."

Er verlor die Besinnung und starb.

In der Kammer, die er als Atelier benutzt hatte, inmitten von vollendetem und halbfertigem Malwerk, stand die Kiste, die seinen Körper barg. Ein Schatz von Blumen war darüber gehäuft; obenauf lagen Sonnenblumen.

In einem angegilbten Brief, den der Bruder am fünften August 1890 geschrieben hat, steht: „Sagen, es sei gut, daß er ruht: ich wage es nicht. Vielleicht finde ich darin gar eine der harten Grausamkeiten des Lebens und in ihm selbst einen der Märtyrer, die mit einem Lächeln um den Mund sterben. Er verlangte nicht, am Leben zu bleiben, und war so ruhigen Geistes, weil er stets für eine an den Edelsten und Besten erprobte Ueberzeugung gestritten hatte. Noch in dem letzten Brief, den ich, wenige Stunden vor seinem Tod, von ihm empfing, sagt er: ‚Ich versuche, es eben so gut zu machen wie die Maler, die ich sehr geliebt und bewundert habe.' Er war ein großer Künstler, also auch ein großer Mensch. Einst wird Das wohl erkannt werden und Mancher wird trauern, weil Vincent so früh fortgegangen ist. Er selbst verlangte, zu sterben. Die Menschen in dem schönen Dorf hielten viel auf ihn und von allen Seiten hörte man, daß er liebenswerth gefunden wurde; eine große Schaar geleitete ihn auf den letzten Weg. Ich plane eine Ausstellung seiner Werke in Paris. Am Liebsten möchte ich Alles zeigen, was er geschaffen hat; man muß viel von seiner Hand beisammen sehen: dann begreift man es besser. Er wird nicht vergessen werden."

Haag. Max Eisler.

Heilpädagogien.

Für den hier neulich vom Professor Gurlitt verfochtenen Gedanken, Heilpädagogien zu schaffen, „wo es zuerst und vor Allem darauf abgesehen ist, die Kinder gesund und tüchtig zu machen, und wo neben dem erfahrenen Jugendbildner ein erprobter Nervenarzt waltet", trete ich seit Jahren in der Literatur ein. (1903: „Schulen für nervenkranke Kinder"; 1909: „Aerztlich-pädagogische Vorschulen".) Oft habe ich darüber öffentlich gesprochen, oft privaten Rath ertheilt und den Gedanken auch in die Praxis umzusetzen versucht. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß es mir ging wie Jedem, der Neues zu bringen wagt. Schweigen, das töten soll, dann laute Anfeindung und schließlich Anerkennung des Geforderten, das nun gar nicht mehr neu sein soll: so wars immer und scheints bleiben zu wollen. Seit der Gedanke an Heilpädagogien, wo Arzt und Lehrer im Interesse der „Schwächeren" (nicht

schwach Begabten) zusammenarbeiten, sich unter den Fachmännern durchgesetzt hat, ist es Pflicht, rückhaltlos zu den Eltern solcher „schwächeren“ Kinder zu sprechen. Der Kinder, die bald die Lust und die Fähigkeit zum Lernen verlieren. Denen der Aufenthalt in der Schule zur Qual wird, weil sie dem Unterricht nicht folgen können. Die zerstreut, zerfahren, unaufmerksam, faul, im Haus schwer erziehbar, gereizt, widersetzlich, eigensinnig oder gleichgiltig, in ihren Bewegungen hastig und fahrig, unruhig und zappelig sind. Die blutleer aussehen und wenig Appetit haben. All diesen „schlechten Schülern“ und „unartigen Kindern“ ist gemeinsam, daß sie rasch ermüden. „Die selbe Forderung an jeden Schüler“: Das ist Schulgrundsatz; muß es im Allgemeinen auch sein. Im Haus fehlt es auch oft an behutsamer Rücksicht auf das schwache Kind, das dann leicht einer Dauerermüdung verfällt. Endlich werden die Krankheitsymptome so sichtbar, daß der Arzt um Rath gefragt wird. Meist zu spät. In Sanatorien ist die geistige und körperliche Hygiene für solche Kinder nicht zu finden; auch der Landpastor, der aus der Noth helfen soll, kann ihnen nicht bieten, was sie brauchen. So welken junge Menschenleben, die unter anderen Verhältnissen zu schöner Blüthe gedeihen konnten.

Die Ermüdung wirkt immer zersetzend; im ersten Stadium aber so, daß die durch sie erzeugte gesteigerte Erregbarkeit der Nervencentren den Ermüdeten zu beleben scheint, die Phantasie anregt, aus der großen Summe von Komplexen geistiger Gebilde sich rasch da und dort Einzeltheile hervorholt, diese zu neuen Kombinationen zusammenstellt und so eine größere geistige Regsamkeit ergiebt. Greift diese Zersetzung (Dissoziation der Vorstellungen und Gefühle) zu weit um sich, dann ist die kombinatorische Zusammenfügung (Assoziation), die darauf folgen müßte, fast oder ganz unmöglich geworden. Der höchste Grad solcher Störung kommt der Psychose nah. Was die Ermüdung aus dem Menschen macht, wie sie ihn sich selbst untreu werden läßt, seine ethischen und ästhetischen Werthurtheile verkehrt und ihn Anderen verächtlich oder mitleidenswerth macht, habe ich in der „Aerztlich-pädagogischen Vorschule“ gezeigt. Die in langen Jahren gesammelte Erfahrung hat mich gelehrt, daß in Heilpädagogien durch individualisirende Erziehung und Körperpflege Gutes erreicht werden kann. Nach kurzem Aufenthalt in meinem Heilpädagogium ist manches Kind auf die Normalschule zurückgekehrt und da so schnell wie jedes andere vorwärts gekommen. Ein Massenbetrieb, der das Schema aufzwingt, kann freilich nichts Dauerndes leisten. Die Einzelbehandlung hat aber oft mit überraschender Schnelligkeit wohlthätige Wirkung gebracht. Und deshalb ist den Eltern sehr ernsthaft zu rathen: Lernt Eure schwachen Kinder früh verstehen, damit die mißverstandenen nicht selbst Euch eines Tages zu schreckender Erkenntniß führen!

Dresden. Dr. Heinrich Stadelmann.

Gedichte in Prosa.*)

Aus der Schulzeit.

Ich erinnere mich an einen Tag aus meiner Schulzeit. Wir hatten im Klassenzimmer von den Sagen der alten Griechen gehört, von Perseus und Theseus, von Achill und Odysseus und Herakles, und wie ihre Namen alle lauten. Nun standen wir in der Zwischenstunde unten auf der Straße, in ein Gespräch vertieft, voll stiller Ehrfurcht und Bewunderung für die Helden der alten Welt.

Da kam ein Weib über den Weg gegangen, das die Frucht ihrer Mutterschaft unter der Schürze trug. Es mochte wohl die Frau eines Arbeiters sein; denn sie ging unbedeckt und trug einen Thonkrug am Arm. Sie sah bleich und elend aus und ein sich sträubendes Kind hatte sich hinter ihr an das Kleid geklammert. Als meine Kameraden sie erblickten, lachten sie und stießen einander in die Seite und spotteten laut über das arme Weib.

Ich sehe noch: wie sie roth wurde und, das Kind am Arm nehmend, sich mühsam über die Straße schleppte, um ihrem Mann das Essen zu bringen, bis auf die andere Seite des Weges, wo die Arbeiter das Pflaster aufgerissen hatten. Ich weiß noch, wie ich mitlachte; was sollte ich auch Anderes thun?

Jahre habe ich gebraucht, um begreifen zu lernen, daß jenes Weib eine tapferere Kriegerin war als alle Sagengestalten unserer Kindheit.

Heimkehr.

Ich hatte Jahre im Auslande verbracht, jenseits der Grenze. Jahre voll Freiheit, voll köstlicher, kettenloser und wegfremder Freiheit. Nun kehrte ich zurück an die Stätte meiner Jugend; ich wollte heim. Mich zog es nach dieser Scholle, der ich geflucht, da ich sie verließ, nach diesem Lande, das ich verachtet, weil es mir den Weg zu meinen Zielen gesperrt, mir Schranken entgegengestellt hatte. Ich lächelte über den Schwur, den ich einst im Aufbrausen der Stunde gethan, nie mehr diese Erde zu betreten. Ich wollte heim; es war ja das Land meiner Väter.

Ich kam zu Fuß. Der Weg führte mich über das Gebirge. Ich wußte: über diese Schluchten sollte die Grenze gehen; aber die wachsende Dunkelheit hüllte das Gebirge in Schleier. Da suchte ich nach einem Licht, nach dem Schein eines Hauses, nach irgendeinem Zeichen am Weg, das mich die alte Heimath wiedererkennen ließe. Endlich fand ich ein Schild, das an einen Baum geschlagen war; im scheidenden Licht entzifferte ich die Worte: „Verbotener Weg".

Und ich lächelte in trüber Erkenntniß; nun wußte ich, daß ich wieder in Deutschland war.

---

*) Aus dem bunten Skizzenbuch „Gedichte in Prosa", das Herr Armin Wegner bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erscheinen läßt.

Der Bahnwärter.

Das war Bahnwärter Jacobsen, der da ganz draußen zwischen den Feldern wohnte, wo das Gleis der Züge an den grauen Sandhügeln entlangläuft, ehe es seinen Weg theilt, um auf der einen Seite nach der Stadt hinunter zu eilen, während es auf der anderen in langen Windungen immer weiter in die Berge hinaufklimmt.

Gerade dort, wo die Schiene sich theilt, lag das Wärterhäuschen, mit seinem hohen, schwarzen Holzdach, das ihm wie eine Mütze schief im Nacken saß. Und ein paar Schritte weiter, in einem spärlichen Laubwald, stand die Hütte, die Bahnwärter Jacobsen als Wohnung diente, einsam und abseits vom Dorf gelegen. Er selbst aber war nicht anders in der Umgegend bekannt als unter der Nummer seines Wärterhauses, die mit großen, schwarzen Ziffern auf die rothen Ziegel gemalt war. Was war er auch Anderes als eine Zahl? Eine Maschine, die für ein paar Stunden hinter den blinden Scheiben in ihrem lichtlosen Schuppen stand, in dem es nach Oel und Werg roch, und dann hinauseilte, die Barriere über den Weg zog, ein paar Laternen anzündete, den schweren Hebel der Weiche mit dem eisernen Gewicht herumschlug und, mit der rothen Signalfahne, vor den vorüberfahrenden Zügen stramm stand, wie ein Soldat vor seinem Feldherrn.

Und doch wohnte ein ganzes, schmerzliches Erleben mit seinem bitteren Erkennen und Verzichten hinter diesem wetterbraunen Gesicht, das in dem gelben Schein der vorüberhuschenden Wagenlichter stets so hart und unbeweglich schien. Er war nicht immer allein dort draußen gewesen, hatte nicht immer einsam sein abgeschlossenes Dasein hinter diesen stillen Wänden geführt, die nun kein anderes Leben mehr kannten als den Duft von ein paar bunten Bohnen an den Fenstern und die erschrockene Stimme eines kleinen Kanarienvogels. An die Zeit freilich, da sein Weib noch lebte, mochte kaum Einer sich im Dorf erinnern (schien es ihm selbst doch wie ein Traumhaftes, so ungewiß in seiner Vergangenheit, als wenn es nur ein mit Freude und Trauer gemischtes Spiel seiner Gedanken wäre); aber das Kind, das sie ihm schenkte, hatten Alle gekannt, die drüben im Dorf wohnten, diesen blassen, blauäugigen Knaben, den er mit so viel Angst und Sorge heranwachsen sah. Weshalb muß das Leben so grausam sein?

Er konnte jenen Abend nicht mehr vergessen: noch immer sah er seinen Knaben den schmalen Weg entlanglaufen, der, ein paar Schritte von den Schienen entfernt, das Gleis durch die graue Ebene begleitet, sah, wie ihm der Hut in den Nacken rutschte, wie seine Bluse flatterte und ihm die blonden Haare in die erhitzte Kindesstirn hingen, während er, mit seinem Reifen spielend, an ihm vorbeigeeilt kam. „Lauf nicht zu weit, Hans!“: so hatte er im Zwielicht zu ihm hinüber gerufen, während er die Weiche stellte. „Nein, Vater!“ erwiderte der Knabe athemlos und rannte weiter.

Dann war es gekommen: er stand vor der Barriere, die Signalfahne in der Hand, durch die graue Dämmerung brauste der Zug heran,

die Schiene erdröhnte unter ihm, seine Lichter glühten und seine schwarzen Wagen hoben sich scharf gegen den schwerblauen Abendhimmel. Da sah er auf einmal, als die letzten Wagen noch an ihm vorüberrollten, wie sein Kind dem entgleitenden Reifen auf die Schienen nachlief; er rief den Namen des Knaben, so laut, daß er fast das Brausen des Zuges übertönte.... Aber da war es schon geschehen.

Weshalb hatte das Leben so grausam sein müssen? Weshalb? Noch Tage lang glaubte er, das Blut zu erkennen, das einen dunklen Fleck auf den Schienen hinterlassen hatte; bis es der Regen auslöschte. Seit jener Stunde aber erfüllte ihn stets eine unruhige Erwartung, sobald der Abendzug heranbrauste. Im Frühling kam er immer, wenn die Dämmerung gerade hereinbrach, wenn die Arbeiter auf den Feldern schon heimgegangen waren, wenn er die Laternen an den Weichen schon entzündet hatte und ihre bunten Lichter matt durch die Dämmerung leuchteten; im Sommer war es oft noch hell, im Herbst und im Winter aber lag schon Finsterniß über der Strecke. Er sah den Zug von fern herankommen, erblickte den sprühenden Schweif aus dem Schlund der Maschine, die Funken, die in die kalte Abendluft emporwirbelten und langsam verlöschten. Dann begann der Boden, zu zittern und zu dröhnen, und der breite Schein der Lichter fiel über die Schienen, die weit, weit erglänzten, wie eine weiße Straße. Und dann schauten sie ihm einen Augenblick gerade in das Gesicht, diese feurigen, rothunterlaufenen Augen, die vorn aus dem schwarzen Rumpf der Maschine heraustraten.... Das war der rasselnde Tod, der vorüberjagte, unter dessen dröhnenden Gliedern der Boden zu stöhnen begann, dessen heiß gelaufene Räder sein Kind gemordet hatten. Er fing an, diese Augen zu hassen, als wohne ein Lebendiges, eine wissende Seele in dieser breiten, eisernen Brust die sich dahinter aufthürmte, schwarz und unheimlich. Er fühlte, wie sein Blut zitterte, während die Wagen an ihm vorüberrollten, aus deren Fenstern das Licht in Streifen über den Weg fiel und an deren Scheiben sich ab und zu ein menschliches Antlitz neigte, um hinauszusehen. Dann war es vorbei, und während Bahnwärter Jacobsen langsam und ein Wenig gebeugt heimging in seine Wärterhütte, kam die Nacht mit ihrer tiefen Stille und Einsamkeit.

Allmählich aber wuchs ein Wunsch nach Rache in ihm auf. Die unruhige Erwartung, die ihn stets erfüllt hatte, ehe der Abendzug heranbrauste, wurde zu einer peinigenden Qual. Oft, wenn die Maschine an ihm vorbeigerollt kam, dröhnend, als wolle sie aus den Schienen springen, war ihm, als müsse er sich voll Haß auf diese grinsenden Augen stürzen, und von Angst erfüllt, klammerte er sich an die Barriere. „Mörder," stammelte er, „Mörder ...", während der geifernde Athem der Maschine ihm um das Haupt flog.

Dann, im Traum, kam es wieder: keuchend sah er das Ungethüm heranstürmen, hörte das Brodeln des Dampfes in der finsteren Lunge, rittlings saß er auf dem Rumpf der Maschine, ihr die eisernen Rippen aus dem schwarzen Leib zerrend. „Mein Kind," rief er tonlos, „Du

hast mein Kind getötet!“ Und er erwachte und fand sich in Schweiß gebadet, allein in seinem engen Haus, an dessen dürren Wänden nur das Dunkel wie ein heimlicher Dieb entlangschlich.

So verging wieder ein Jahr, spurlos wie der Sand am Bahndamm, der zwischen dem Kies der Schienen in die Felder herabrieselte; und die Luft des Frühlings zog durch die Aecker, lind und warm....

Und eines Abends wartete er wieder in der Dämmerung auf den Zug. Am Nachmittag waren Güterwagen gekommen und auf das verlassene Seitengleis gebracht worden, das nach den großen Feldscheunen hinüberführte, die für die Rübenernte dienten und wo das Stroh aufgespeichert lag; seitdem lief die Weiche auf das tote Gleis hinaus. Bahnwärter Jacobsen zündete seine Lichter an, das rothe Licht an der Schranke und das grüne am Signal und die weiße Laterne an der Weiche; aber er ging nicht, um ihren schweren Hebel herumzudrehen. Dreimal hatte er sich auf den Weg gemacht; aber immer wieder kehrte er um. Nein, er ging nicht. Er zog die Barriere vor, lange, lange, ehe es Zeit war; aber die Bauern und Ackerknechte waren ja doch schon von den Feldern heimgekehrt und Wagen kamen selten vorüber. Dann stützte er die Ellbogen auf den Balken der Barriere und blickte den schmalen Pfad hinauf, der an den Schienen entlanglief, und sah, wie das Gras an seinen Rändern wieder neu zu keimen begann. Wie oft war er diesen Weg mit seinem Knaben gegangen, all die Jahre hindurch, seit sein Weib drüben hinter der Kirchhofsmauer ruhte! Einsam fühlte er sich, bitter einsam.

Und er wartete auf den Zug und die Dämmerung, die leise hereinbrach. Von fern kam der Ton einer Glocke, weit aus der Stadt drang es herüber: Das war das Abendläuten; und langsam, kaum merkbar, verblaßte der Himmel und ganz zuletzt erlosch auch die weiße Wolke, die so lange leuchtend durch den tiefen Abendhimmel gewandert war. Ein paar Sterne blinzelten, matt, als wenn sie verschlafen wären, die Eisendrähte am Damm summten ihr ewiges, schwermüthiges Lied und ein kalter Wind flüsterte in den Gräsern, so daß Bahnwärter Jacobsen sich fröstelnd in seine Jacke hüllte. Dann tönte die Signalglocke, kurz und hart wie Reue; und da sah er auch schon die feurige Garbe aus dem Herd der Maschine hinter den Hügeln auftauchen und vernahm das Dröhnen der eisernen Schwelle und sah den weißen Glanz über den Schienen und dann die feurigen Augen, die roth, wie blutunterlaufen, auf ihn blickten und die den Haß in seiner Seele entbrannt hatten. Dann jagte der Zug heran, brausend wie der Nachtwind; schneller als sonst, schien es ihm. Er aber preßte die Signalfahne an die Brust und setzte die Füße fest gegen einander. So sah ihn der Führer des Zuges, der im Vorbeifahren hinüberblickte, und so blieb er stehen, unbeweglich, ohne zu zucken, als die hellen Wagenlichter ihm über das Gesicht liefen, mit hartem verbittertem Antlitz, ein einsamer Krieger auf seinem Wachtposten, — bis der Zug in das tote Gleis jagte und das furchtbare Getöse herüberdrang. Armin Wegner.

Prinzipienreiter.

Practica est multiplex, auf Deutsch: Kluge Geschäftsleute reiten nicht auf Prinzipien herum. Als wir die Interpellation über die ausländischen Anleihen hinter uns hatten, ließ die Regirung der Französischen Republik, deren steifnackiger Nationalstolz gegen fremde Bettler so überlaut gerühmt worden war, erklären, sie habe gegen die Aufnahme einer Türkenanleihe in Paris nichts mehr einzuwenden. Türke und Franzmann sanken einander gerührt in die Arme. Wir werden sehen, ob die Gegenleistung der Türken groß genug ist oder ob das verletzte Prinzip nach Deutschland flüchten muß. Da findet es stets ein Asyl. Denn da sind immer Leute zu finden, die sich ungemein vornehm dünken, wenn sie, wie weiland der Reußenheinrich anno 1844, ein Prinzip als Steckenpferd aufzäumen und im engen Bezirk tummeln dürfen. Die besten Geschäftsleute sinds freilich nicht. Aber sie halten sich meist für die besten Patrioten. Und werden sich schwer zu dem Zugeständniß entschließen, daß die Franzosen, um nicht herunterzupurzeln, von ihrem Prinzip abgestiegen sind; daß die Lobgesänge auf die stramme französische Geschäftspolitik also um mehrere Töne zu hoch gestimmt waren.

Das von den Franzosen verschmähte Türkengeschäft war im November 1910 mit der deutsch-österreichischen Gruppe abgeschlossen worden. Eine 4prozentige Anleihe von 7 Millionen Pfund, die bis zum fünfzehnten März 1912 abzunehmen ist. Bis dahin wurde ein Vorschuß auf Schatzwechsel gegeben, die aus dem Erlös der Anleihe zurückzuzahlen sind. Dem Finanzkonsortium wurde ferner eine Option auf noch 4 Millionen Pfund überlassen. Das vom Finanzminister Dschavid Bei mit dem Crédit Mobilier vereinbarte Abkommen trat nicht in Kraft, weil die Regirung für die cote Bedingungen stellte, die den Stolz der Türkei verletzten. Den Wunsch, ein Spezialpfand zu stellen, hatte die Türkei erfüllt; die Zumuthung einer französischen Oberaufsicht über ihre Finanzverwaltung wies sie zurück. Frankreich wagte eine Machtprobe und rechnete dabei auf den chronischen Geldmangel des Osmanenreiches. Als dem britischen Sekundanten, Sir Ernest Cassel, der zur Vermittelung bereit war, von London aus abgewinkt wurde, hieß es in Paris: „Londres ne veut pas, Berlin ne peut pas“. Das Erste war richtig, das Zweite falsch. Berlin konnte. Jetzt fordern die Pariser keine Kontrole mehr. „Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe.“ Ein ganz gewöhnlicher Anleihehandel, mit der üblichen Spezialbürgschaft. Fünf Millionen Pfund; zur Hälfte in diesem, zur Hälfte im nächsten Jahr. Das Geld soll zu Wegebauten verwendet werden. Die französische Regirung hat sich mit der Zulassung der Anleihe einverstanden erklärt, obwohl die Osmanenbank auch bei dem neuen Geschäft (nun zum dritten Mal) nicht mitwirkt. Die Gruppe der Banque Française pour le Commerce et l'Industrie, zu der auch der Crédit Mobilier gehört, bildet das Emission-Konsortium. Die Banque Otto-

mane hat ihre Vormachtstellung verloren und muß paktiren, um zu retten, was noch zu retten ist. Ihr neuer Gouverneur, Botschafter Revoil, versucht, sie durch einen neuen Draht der Regirung zu verbinden. Die Bank sollte wenigstens wieder die Reichsfinanzirerin werden. Auch dieser Versuch glückte: zwischen dem Finanzminister Dschavid und der Banque Ottomane wurde Friede geschlossen. Die Bank hat auf das Monopol zur Ausgabe türkischer Schatzscheine verzichtet und sich mit einem Vorzugsrecht begnügt. Ihr Verwaltungrath wird durch den Eintritt dreier Fezträger erweitert und vertürkt. Dem Staatsschatz wurde von der Bank ein neuer Kontokorrentvorschuß bewilligt, dessen Verzinsung niedriger ist, als zunächst verlangt worden war. Dschavid Bei hat nicht versäumt, die Aussöhnung mit der Osmanenbank feierlich zu verkünden. Und Frankreich freute sich des längst herbeigewünschten Versöhnungfestes. Vielleicht giebts noch eine Nachfeier: ein Bündniß zwischen der von Sir Ernest Cassel gegründeten Nationalbank of Turkey und der Banque Ottomane. Die soll allerdings alle Annäherungversuche bisher kühl abgelehnt haben. Unter dem Halbmond ist aber kein Ding unmöglich; die Hoffnung auf den frankobritischen Bankenbund braucht also noch nicht zu sterben. Die Türkei hat allen Grund, mit England zufrieden zu sein. Sir Adam Block, der Vorsitzende der Dette Publique Ottomane, hat in seinem Jahresbericht die Politik des neuen Finanzministers gepriesen und erklärt, die Türkei habe das Recht, ihre finanzielle Organisation selbständiger zu gestalten. Solche Worte laben das Herz der Jungtürken.

Geschäft ist Geschäft. Das Pathos hat da nichts zu suchen. Man läßt ein Feuerwerk heißer Betheuerungen verpuffen und sucht dann in der Asche nach verwerthbaren Ueberresten. Braucht man zu beweisen, daß es auch in den Vereinigten Staaten so gemacht wird? Nachdem ihnen vom preußischen Handelsminister angedeutet worden war, daß die Chicago-Milwaukee-Aktie mit Vorsicht zu behandeln sei, mußten die Yankees eigentlich in sich gehen und sich vor neuen Eisenbahnanleihen hüten. Fällt ihnen nicht ein. Just in der Woche, da im Deutschen Reichstag Milwaukee „gefixt" wurden, brachten vier verschiedene Eisenbahngesellschaften neue Notes und Bonds ans Licht. Nicht in Deutschland natürlich; in New York und Paris. Die Franzosen scheinen die Gefährlichkeit der Yankeewerthe noch nicht richtig erkannt zu haben. Der Kulturhistoriker kann aus der Betrachtung des „Geistes" der Zulassungstellen Mancherlei lernen. In Deutschland weigert man einem Papier den Einlaß in die Börse, wenn durch seine Einführung ein „wichtiges allgemeines Interesse" gefährdet wäre; in Amerika macht man die Zulassung eines Papiers davon abhängig, daß die Stücke bei einer bestimmten Firma gedruckt worden sind. Der Deutsche ist Moralist; der Yankee ist Aesthet. Der Eine verlangt eine flecklose Seele, der Andere ein modisches Kleid. Jener denkt an das „allgemeine Interesse"; Dieser arbeitet mit einem weniger schemenhaften Begriff und sorgt für die Dividende einer bestimmten Gesellschaft. Wer

besser fährt, kann nicht zweifelhaft sein. Die Stadt New York hat neulich eine Anleihe von 60 Millionen Dollars ausgegeben; der Börsenvorstand aber lehnt die Zulassung ab, wenn die einzelnen Stücke des neuen Rententitels nicht bei der American Banknote Company hergestellt wurden. Eine andere Firma, die New York Banknote Company, arbeitet billiger und eben so gut. Die Stadtverwaltung hat deshalb die Offerte dieser Gesellschaft angenommen und soll nun dafür durch Sperrung der Börse bestraft werden. Was soll nun aber aus den Papieren werden, die dem Veto der American Banknote Co. verfielen? Man müßte sie makuliren und am richtigen Ort neue Stücke bestellen. Daß dadurch eine neue „Ueberschwemmung“ des deutschen Marktes entstehe, ist nicht zu befürchten. Und Herr Sydow wacht.

Der preußische Handelsminister hat im Abgeordnetenhause erklärt, daß er nicht die „Qualität“ ausländischer Werthpapiere, sondern nur die „Quantität“ prüfen und davon die Zulassung neuer Emissionen abhängig machen werde. Das Verhältniß der Menge zur Aufnahmefähigkeit des Marktes soll also entscheiden. Wenn Herr Sydow findet, der Geldmarkt könne, bei den hohen Ansprüchen der Industrie, Chicago-Milwaukee nicht aufnehmen, muß er die Dinge anders sehen als Reichsbankpräsident Havenstein, der den Diskont von 4½ auf 4 Prozent herabgesetzt hat. Zwischen der Werthung der Geldverhältnisse im Ministerhaus am Leipziger Platz und im Bankpalast in der Jägerstraße klafft ein Widerspruch. Die Brücke, die über die Kluft führt, ist „das Prinzip“. Der Handelsminister (noch mehr der Börsenkommissar Geheimrath Göppert) will das Effektenkapital vor den schädlichen Keimen fremdländischer Emissionen schützen. Also darf fürs Erste kein ausländisches Werthpapier in Berlin zugelassen werden. Denn eine Lex Handelsgesellschaft giebts nicht; und die „Lage des Geldmarktes“, die entscheidend sein soll, wird sich im Lauf des Jahres kaum bessern. Die Berliner Handelsgesellschaft, deren Leiter seine Zeit nicht an nutzlose Kämpfe zu verzetteln pflegt, kann diesen Beschluß leicht ertragen. Was aber aus unserem Effektengeschäft und unserer „finanziellen Kriegsrüstung“ werden soll, wenn solche Prinzipien in Kraft bleiben: Das wissen die Götter des Handelsministeriums.

Einzelne Börsenleute haben sich in einen Streit darüber eingelassen, ob Herr Fürstenberg, nach allem Geschehenen, nun noch den formalen Antrag stellen werde, seine Milwaukee-Aktien zuzulassen. Andere haben gemeint, er sei da wieder in eine unbequeme Lage gekommen. Ich kanns nicht finden. Er hat versucht, den Handelsminister zu überzeugen, Seiner Excellenz zu zeigen, daß sie von falschen Voraussetzungen ausging. Daß dieser Versuch nicht gelang, ist nicht die Schuld des beredten Bankdirektors (der in diesem Fall, weil sichs um ein bombensicheres Papier handelt, nicht nur alle nicht vom Vorurtheil geblendeten Leute, sondern sogar die Zunftgenossen auf seiner Seite hat). Er kann die Antwort des Handelsministers, der sich, trotz der Vertretung der Erbanfallsteuer, bei der Mehrheit beliebt zu machen

verstand, nun der deutschen Menschheit vorlegen und sich mit dem Gefühl begnügen, daß er kein verständiges Mittel unversucht gelassen hat. Ob die Amerikaner sich über die Sache ärgern, disqualifiziert finden und sich an irgendeiner Stelle, wo wir empfindlicher sind, rächen: diese Frage braucht Carolo Magno nicht den Schlaf zu rauben. Auch eine andere nicht, die tiefer ins Prinzipielle hinabreicht. Die Zulassung fremder Anleihen soll künftig von dem Zustand unseres Geldmarktes abhängen. Die Vorbereitung solches Anleihegeschäftes kostet aber geraume Zeit. Beim Beginn dieser Vorarbeit kann der Geldmarkt sehr gut, am Ende aber viel schlechter aussehen. Dann kommt das handelsministerielle Veto und der ganze Arbeitaufwand war nutzlos verthan. Wer wird sich unter solchen Umständen noch auf die Vorbereitung so mühevoller und unsicherer Geschäfte einlassen? Und welche Papiere werden wir in politisch unruhigen Zeiten, bei Kriegsgefahr oder Kriegsgeschrei, zu Geld machen, wenn wir keine guten und deshalb leicht verkäuflichen Werthpapiere fremder Staaten im Land haben?

Der Jahresabschluß der Berliner Handelsgesellschaft ist gut. Die Dividende beträgt wieder 9 Prozent. In der vorigen Bilanz war eine Million für die Talonsteuer reservirt worden; diesmal wurden anderthalb Millionen für etwa noch eintretende Verluste am Engagement bei der Niederdeutschen Bank zurückgestellt. Das ist viel; aber Vorsicht kann niemals schaden. Nach diesem Abzug vom Gewinn des Effekten- und Konsortialkontos bleibt der stattliche Ertrag von mehr als 4½ Millionen. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Saldo dieses Kontos im Jahr 1909 um fast 2 Millionen zugenommen hatte. Ein Gesammtumsatz von fast 15 Milliarden ist für ein Institut, das ohne Depositenkassen arbeitet, eine kaum zu überbietende Leistung. Die fremden Gelder, mit denen die Berliner Handelsgesellschaft arbeitet, werden ihr nicht durch Pumpstationen zugeführt. Ein einziges Hebewerk hat die Arbeit zu leisten, die anderswo mit der Hilfe von Depositenkassen und Filialen besorgt wird. Der Aufbau dieses Institutes ist von dem aller anderen Banken so verschieden, daß man sich noch nicht vorstellen kann, wie die Schablone der Zwischenbilanzen diesem besonderen Wesen angepaßt werden soll. Da man sich auf ein neues, erweitertes Schema geeinigt hat, muß die Handelsgesellschaft schließlich mitmachen; und durch die Bestimmung, daß neue Aktien der Banken, die keine Zweimonatbilanzen bringen, nicht mehr an die Börse zugelassen werden, wird ja jeder Widerstand ausgeschlossen. Die Handelsgesellschaft giebt mehr Geld heraus, als ihr zugetragen wird: eine natürliche Folge ihres Systems. Soll sie sich nun der Gefahr aussetzen, in den Zwischenbilanzen schlechter auszusehen als die Nachbarn? Am Ende muß selbst Herr Fürstenberg sein Prinzip opfern und Depositenkassen eröffnen. Dann haben die Anderen einen Konkurrenten mehr. Er aber kann sagen, daß zwar ein Fürst von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, nicht aber ein kluger und moderner Geschäftsmann sich den Luxus gestatten darf, auf einem Prinzip herumzureiten.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. März 1911.

Rom.

Während Karl Alberts Sohn Victor Emanuel, der noch König von Sardinien hieß, nur in Venetien und Rom aber nicht als Oberhaupt der Halbinsel anerkannt war, mit dem Parlament schon über das Gesetz verhandelte, das ihn zum König von Italien krönen sollte, sannen in West und Ost die Diplomaten der Frage nach, wem das neue Staatsgebild nützen, wem schaden werde. Ganz sicher schien die Antwort nur dem England Palmerstons: eine Halbinsel ohne Flotte muß sich den Briten gefügig zeigen; wenn sie klug genug sind, jede freundliche Handlung Louis Napoleons mit höherem Angebot zu übertrumpfen. In Preußen dachte der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten anders als sein der Dienstzeit nach jüngster Gehilfe. Bismarck hatte von Italiens innerer Kraft und äußerer Macht keine hohe Meinung heimgebracht. „Dieses Land ist unendlich viel mehr in der Civilisation zurück, als ich geglaubt habe; und die Rodomontaden der Liberalen Partei über die Vortrefflichkeit der hiesigen Staatsmaschine und die Höhe der materiellen Entwickelung sind in unverschämter Weise aus der Luft gegriffen. Das Militär sieht gut aus. Das heißt: soldatisch, nicht elegant. Dagegen sind die Douaniers überzahlreich und bettelhaft korrumpirt. Die Posteinrichtungen sind unglaublich lüderlich. Man ist ganz der Willkür der Posthalter und Postillone preisgegeben. Die Posthalter haben nicht die vorgeschriebene Pferdezahl; die sie haben, sind abgetriebene Schindmähren, die

keine Peitsche mehr zum Laufen bringt. Wie lange eine Post fährt und wie theuer, kann man nur an Ort und Stelle im Bureau erfahren; keine andere Behörde, kein Buch giebt sonst Aufschluß. Ich bin wahrhaft erstaunt, ein wie großer Abstand in puncto europäischer Civilisation zwischen den Zuständen (nicht nur bei uns, sondern) in jedem deutschen Staat und denen des ‚kultivirtesten‘ italienischen liegt. Dabei sprechen diese Leute in ihrer Presse von uns wie von nordischen Barbaren und Sklaven sultanischer Herrscher." Im geeinten Reich mochten die Zustände sich allmählich bessern; und in diesem Reich, das mit Oesterreich Händel hat, mit Frankreich in Streit gerathen muß, sollte Preußen, wenn der Preis nicht zu hoch ist, Sympathien zu werben trachten. Deshalb schreibt Bismarck schon im Dezember 1860 (als Victor Emanuel mit Garibaldi in Neapel eingezogen war) aus Petersburg an seinen Minister: „Ich würde, wenn wir dadurch nicht etwa in eine Art Spannung mit Rußland gerathen, was allerdings eine andere Frage ist, weder für die Abberufung unserer Gesandtschaft aus Turin noch gegen die Zulassung Sardiniens in Konstantinopel votiren, sondern Sardinien, ohne Ostentation prinzipieller Betheiligung an seiner Eroberungpolitik, doch überall ein freundlicheres Gesicht machen, als wir bisher ihm zeigen. Die Theilnahme für die Durchführung an sich unzweifelhafter Thronrechte ausländischer Fürsten kann uns weder nützen noch stützen; wir stehen auf der eigenen Kraft und fallen mit ihr; daß wir auf legitimen Grundlagen stehen, ist sehr erfreulich, hat aber an sich allein keine Tragfähigkeit. Wenn es uns gelingt, ein erfolgreiches Interesse an dem Geschick italienischer Fürsten zu bethätigen, so werden wir die Satisfaktion haben, die Zahl der im Strom der Geschichte untergegangenen Dynastien für jetzt vor einem neuen Zuwachs bewahrt zu haben; für die Konsolidirung der analogen preußischen Interessen ist damit aber nichts gewonnen; vielleicht sogar eine kleine Einbuße an Sympathie der eigenen Unterthanen für die Regirung zu Buch zu bringen. Geht es uns aber wie Cato, daß es die victa causa bleibt, die uns gefiel, so haben wir Schaden nach mehreren Seiten hin. Ich kann mich in der Prämisse irren, daß es für Preußen heilsam sei, wenn sich im Süden, zwischen Frankreich und Oesterreich, ein kräftiger italienischer Staat bildet; aber ich bin von ihrer Wahrheit durchdrungen und glaube, daß, eben so wie eine

solche Schöpfung die Sicherheit Preußens nach außen fördert, daneben die Gunst, die wir ihr zuwendeten, einen im Großen und Ganzen wohlthuenden Eindruck innerhalb Preußens und Deutschlands machen, die Uebereinstimmung zwischen Regirung und Unterthanen kräftigen würde. Sie sehen, wie weit meine italienische Politik von der der Kreuzzeitung entfernt ist, und ich hoffe, daß Sie diese meine Parteifelonie nicht verrathen und mir die freimüthige Darlegung meiner Meinung in diesem schriftlichen Privatgespräch nicht verargen.“ Schleinitz sieht die Dinge anders; er antwortet dem Gesandten und „verehrten Freund“: „Ihre günstigen Erwartungen von dem künftigen einheitlichen Königreich Italien vermag ich nicht zu theilen. Ich will zugeben, daß es unter Umständen wohl einmal unser Alliirter wird sein können, glaube aber, daß wir es viel konstanter in den Reihen unserer Gegner, namentlich im Gefolge Frankreichs, als unter der Zahl unserer Freunde erblicken werden. Dazu kommt, daß es uns wirklich als Verbündeter, beim besten Willen, nach keiner Seite hin erhebliche Dienste leisten könnte, während es als Gegner im Verein mit Anderen sehr unbequem, ja, sogar gefährlich werden kann. Daß Preußen keinen Beruf hat, außerhalb des eigenen Landes den Champion und den Don Quixote der Legitimität zu machen, darüber bin ich mit Ihnen ganz einverstanden. Das hindert aber nicht, daß wir der Revolution da, wo sie unser Macht- und Interessengebiet überschreitet, doch mit allen Mitteln entgegentreten sollten. Ob und wie weit wir Das in Italien thun werden, ist weniger eine politische als eine militärische Frage; und das Unglück der Situation ist, daß bei dem Zustand Oesterreichs kein Mensch zu sagen vermag, ob überhaupt und in welchem Grade auf diese Macht bei einem allgemeinen Tohubohu noch zu rechnen sein wird.“

Die Meinungen der beiden an Charakter und Talent so ungleichen Diplomaten näherten sich einander erst wieder, als ein Tölpelstreich das Spiel zu verwirren drohte. Freiherr Georg von Vincke hatte, als Führer der Liberalen in der Zweiten Kammer, beantragt, in der dem König von Preußen vorzulegenden Adresse zu sagen, die Einheit Italiens sei eine europäische Nothwendigkeit. Schnell schrieb Schleinitz an Bismarck: „Hoffentlich legt man dem Amendement Vincke in Rußland keine über die vier Wände des Abgeordnetenhauses hinausgehende Tragweite bei. Der

König hat in seiner Antwort, welche re vera noch etwas schärfer lautete, als in den Zeitungen gedruckt zu lesen ist, darüber auch keinen Zweifel gelassen. Der Lazarusorden wäre für den westfälischen Freiherrn eine ganz angemessene Belohnung, die ihm von Herzen zu gönnen wäre.“ Bismarck pflegte den Dilettirversuch Vinckes als einen Beweis für die von ihm oft behauptete täppische Ungeschicklichkeit der deutschen Liberalen in allen Geschäften internationaler Politik anzuführen. Und sogar Leute, die der Fraktion Vincke viel näher standen, rangen ob solcher Thorheit die Hände. Theodor von Bernhardi, der nach dem Frieden von Villafranca in sein Tagebuch geschrieben hatte: „Die Italiener sind in den bevorstehenden Kämpfen nun unsere natürlichsten Verbündeten“, nannte Vinckes Antrag unsinnig und that, was er, fern von Berlin, thun konnte, um dessen Erörterung zu hindern. „England möchte uns gern in vollkommener Passivität erhalten und hofft, dadurch, daß es in seinen Sympathien und Forderungen für Italien noch weiter geht als Louis Napoleon, schließlich zu ernten, was Frankreich gesät hat. Unsere nächste Sorge muß sein, daß sich im Haus der Abgeordneten ja keine Sympathien für Italien kundgeben (sonst, sagt Max Duncker, giebt uns England nichts dafür, daß wir uns seiner Politik in Italien nicht widersetzen). Napoleon wünscht sehnlichst solche Aeußerungen in unserem Abgeordnetenhaus; so entschiedene, daß dadurch jedes Einschreiten Preußens unmöglich gemacht würde. Nur wer in abstrakte Doktrin verrannt ist und von der Wirklichkeit gar nichts weiß, kann so thöricht sein, jetzt solche Aeußerungen der Sympathie zu wollen, durch die unsere europäische Stellung geschwächt würde.“ Vergebens. „Da hat Vincke-Hagen wirklich den Passus in die Adresse eingeflickt und es hat sich wirklich eine Mehrheit dafür gefunden, wenn auch nur eine geringe und selbst die nur mit Hilfe der Polen. Welch ein Beweis von politischer Unmündigkeit! Die Liberale Partei richtet sich zu Grunde. Carlowitz, die beiden Bethmann-Hollweg und noch elf andere Abgeordnete haben eine Erklärung abgegeben, mit der sie ihr Votum zu Gunsten des vinckischen Amendements eigentlich wieder aufheben. Offenbar sind die Leute erschrocken über ihre eigene That, seit sie den Eindruck sahen, den das unerwartete Ereigniß machte. Nach der Annahme des Antrages soll der Französische Gesandte zu Schleinitz gesagt

haben, unter solchen Umständen werde es seiner Regirung doppelt schwer sein, die Italiener von Venetien zurückzuhalten."

Wozu die Erinnerung? Der Vincke hat wieder Samen. Italien feiert den fünfzigsten Geburtstag seiner Einheit; und unsere Liberalsten möchten mitfeiern. Auf ihre besondere Weise. „In diesem Jahr, dessen laute Volksfeste im Grunde doch dem Untergang des Kirchenstaates gelten, will ich keinen Souverain empfangen; soll mein Gedächtniß Trauer tragen." So hat der Papst gesprochen. Kein Gerechter kanns ihm verargen. Dieses Jahr gehört dem Jubel des Siegers (der im März 1861 freilich noch auf das römische Patrimonium Petri verzichten mußte) und jeder Monarchenbesuch müßte den Besiegten schrill an die schwer zu verschmerzende Thatsache mahnen, daß auch er einst in einem Erdenreich König war. Vinckes Erben aber hatten sich in den Kopf gesetzt, daß der Deutsche Kaiser zur Feier nach Rom fahren müsse. Warum? Schuldet er dem König von Italien einen Besuch? Würde Victor Emanuel sich zu einem deutschen Nationalfest über die Alpen bemühen? Nein. Wilhelm sollte nach Rom, um den Papst zu ärgern; um ihm mit grober Deutlichkeit zu zeigen, daß man sich um seine Stimmung, seine Pontifikalwünsche im Zollernreich nicht kümmere. Das Heer der Ausfrager wurde mobil gemacht, auf die Fährte italischer Abgeordneten und Beamten gehetzt; und brachte die erwartete Antwort: „Natürlich rechnen wir auf den Besuch Ihres Kaisers. Wenn er nicht käme, wäre die Enttäuschung schlimm und dem Dreibund schädlich. Weil dann bewiesen wäre, daß der Vatikan den Berlinern wichtiger ist als der Quirinal; daß sie der Kirche lieber als dem verbündeten Staat einen Wunsch erfüllen." Nach diesem herrlichen Erfolg freisinniger Geschäftigkeit konnte man schreien: „So weit haben wirs unter der Herrschaft von Junkern und Pfaffen gebracht. Weil dieser erzreaktionäre Bethmann nicht den Muth hat, dem Centrum die Laune zu trüben, lockert er das uns werthvollste Bündniß. Auf die Schanzen!" Wenns wirklich so wäre, wenn Erwägungen, die eine Nothwendigkeit innerer Politik den Regirenden aufzwang, uns verpflichteten, einem fremden Staat die Erfüllung eines Wunsches zu weigern, dann würde sichs um ein Staatsgeheimniß handeln, „dessen Geheimhaltung einer anderen Regirung gegenüber für das Wohl des Deutschen Reiches erforderlich ist" (§ 92 StGB) und das man deshalb dieser anderen Regirung nicht mittheilen darf. Daß ein Deutscher, um eine

Wendung der inneren Politik zu erwirken, im Ausland Helfer anwirbt, ist ein Unternehmen, das an intellektuellen (nicht strafbaren) Landesverrath grenzt; auch wenn ihm der Wille zur Reichsschädigung fern blieb. Wir müssen hoffen, daß uns die Wiederholung so unbedachter Pfuschversuche erspart wird. Diesmal wars obendrein noch eine Riesendummheit. Das Bündniß, das in den Tagen Robilants und Crispis einer Interessengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern. Weil seine Interessen und Ziele denen Britaniens, Frankreichs, Rußlands näher als unseren sind. Weil es für sich und seine Konsorten auf dem Balkan Raum wünscht und die Minderung österreichischer Macht herbeisehnt. Die Adria soll ein Italermeer werden und von Albanien aus den neuen Römern sich die große Straße des Orienthandels öffnen. Wir können für sie (denen der Dreibundvertrag nur noch eine Assekuranz gegen Oesterreich ist) nichts thun; sie auch nicht mehr mit der Drohung schrecken, Oesterreich werde uns bei Abwehr und Angriff an seiner Seite finden. Wir können nichts Wesentliches bieten; also auch nichts Beträchtliches erlangen. Das Bündniß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen Franzosenkrieg; und dem suggestiblen und gierig nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Nachbarrepublik gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. Jetzt weiß jeder Italiener, daß ein gutes Verhältniß zu Frankreich der Wirthschaft des Landes unentbehrlich ist. Und nur deutsche Narren können noch von der Möglichkeit träumen, in Italien gegen Frankreich Bundesgenossenschaft zu finden. Was Schleinitz, mit dem Scharfblick des ewig Aengstlichen, voraussah, ist, seit die Politik des Deutschen Reiches passiv ward, unbestreitbare Wahrheit geworden: Italien kann uns im Großen nicht mehr nützen, als Freund unserer Feinde aber unbequem werden. Dagegen giebt es kein Mittel; und keine Kosmetik bringt dem welken Bündniß die Lenzfrische holder Jugend zurück. Den Italienern ists eine Wartehalle, in der sie ungefährdet die dem Kriegswagniß günstigste Stunde erlauern können und die sie freiwillig erst verlassen werden, wenn aus Trient oder Triest, von den tiroler Pässen oder von Antivari her eine Hoffnung winkt. Uns verheißt es kaum noch den winzigsten Vortheil. Dürfen wir drum über Undank klagen? Das wäre sentimentale Schwachheit. Nicht immer haben

Nationen die Pflicht, nicht immer auch nur das Recht, dankbar zu sein. Ohne den preußischen Sieg in Böhmen hätte Victor Emanuel, dem Heer und Flotte bei Custozza und Lissa geschlagen war, nicht Venetien, ohne den deutschen Sieg in Frankreich nicht Rom erobert. Doch der Vertrag vom achten April 1866, der den Italienern als Siegespreis Venetien zusprach, war nicht das Werk gefälliger Freundschaft. Um in Deutschland thun zu können, was Sardinien auf der Apenninhalbinsel gethan hatte, mußte Preußen (wie der Belgier Nothomb früh erkannte) sich Oesterreichs Feind verbünden. Und daß am zwanzigsten Tag nach der Uebergabe von Sedan das Heerhäuflein des Papstes erlahmte und die italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia in Rom einziehen ließ, war eine Folge des durch den Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreiches geschaffenen Zustandes, aber nicht unter die Ereignisse zu buchen, die Italien heute noch zum Schuldner Deutschlands machen. Die Rechnungen von 66 und 70 sind als saldirt zu betrachten. Jetzt spürt jeder Wache, der sich dem abstumpfenden Alltagsgeschäft zu entstricken vermag, daß eine neue, über Europens Küsten hinauslangende Gruppirung der Großmächte im Werden ist. Und wir sollen, auf dem weiten Rund der Erde die Stärksten, ein gilbendes Papier als unsere Fahne schwenken? Eine verblühte Guirlande, nahen und fernen Augen zum Spott, im Märzsturm hängen lassen, weil das dürre Blattwerk doch besser aussieht als die kahle Mauer? Nein. Wir wollen mit Italien höflich, im Sinn der Diplomatensprache sogar freundschaftlich verkehren; aber nicht länger mit einem Bündniß paradiren, dessen Unwerth jeder Sachverständige kennt. Noch ist nicht einmal sicher, ob Herr Barrère für nöthig hält, seinen schwer beweglichen Präsidenten über die Seealpen zu schleppen. Noch haben wir nicht gehört, daß King George oder Nikolai Alexandrowitsch zu den Festen nach Rom kommen. Wilhelm hatte keinen Grund, hinzufahren. Im April 1893 ist er mit seiner Frau zu Umbertos Silberner Hochzeit gereist. Als er 1905 die Gefährtin mit der Silbermyrte schmückte, war Umbertos Sohn nicht in Berlin. Gerade jetzt wäre die Reise ein Fehler gewesen. Nicht, weil sie das Centrum verstimmen konnte, sondern, weil sie den Glauben genährt hätte, der Bündnißschein sei uns noch ungewöhnlichen Aufwandes werth. Der Deutsche Kaiser ist kein König von Portugal. Als 1895, bei der ersten Einheitfeier, Crispi auf dem Janiculus harte Worte gegen die Kirche gesprochen hatte, verzichtete

Dom Carlos auf die Reise nach Rom, weil Leo der Dreizehnte dem Quirinal selbst diesen fleckigen Gast nicht gönnte. Deutsche Kaiser stehen nicht mehr unter dem Befehl des Papstes; folgen nur dem Gebot nationaler Pflicht. Die widerrieth den Besuch. Der Kronprinz wird das Reich und den Kaiser am Tiber vertreten. Die Römer haben nicht den geringsten Anlaß, unzufrieden zu sein.

(Wir auch nicht? Warum mußte der Kronprinz die Reise nach Peking, wo die Pest nicht mehr wüthet, und nach Tokio, das von der Seuche frei blieb, aufgeben und von Indien, gar auf einem englischen Schiff, nach Egypten fahren? Muß dadurch nicht in Ostasien der Glaube entstehen, der feierlich angekündete und an den Kaiserhöfen von China und Japan mit großen Kosten vorbereitete Besuch sei abgesagt worden, weil die Reichsrepräsentation in Rom wichtiger schien? Im mißtrauischen Sinn des Orientalen wirken Taktfehler noch länger nach als unter der gehärteten Haut des westlichen Menschen. Warum wurde der Lärm nicht vermieden? „Der Kaiser ist zu dem italienischen Nationalfest nicht eingeladen worden; solche Einladung ist auch anderen Souverainen nicht zugegangen. Bei den Reisedispositionen Seiner Majestät ist dieser Besuch gar nicht in Frage gekommen. Die deutschen Bundesfürsten haben sich, ehe noch die Kurie irgendwelchen Wünschen Ausdruck gegeben hatte, über die Absicht verständigt, die Vertretung der Stämme und Dynastien den ihrem Lebensalter nach dazu geeigneten Thronfolgern anzuvertrauen, an deren Spitze der Kronprinz des Deutschen Reiches stehen wird. Diese von traditioneller Freundschaft und nationaler Würde empfohlene Absicht ist unabänderlich; daß sie früher, als angenommen worden war, ausgeführt wird, ist durch die Abkürzung der Kronprinzenreise bedingt." Eine bündige Erklärung: dann war die dumme Hetze unmöglich.)

Unsere vergeßliche Zeit wähnt, Italiens Hilfe sei uns seit dem Aprilvertrag von 1866 stets sicher gewesen und ein guter Deutscher habe deshalb vor der Wahl zwischen Quirinal und Vatikan niemals gezaudert. Dennoch hats mindestens Einer gethan: der selbe Bismarck, der im Briefwechsel mit Schleinitz so beredt die sardinische Sache vertreten hatte. Zwar wußte er nicht, daß Louis Napoleon (noch in diesen Tagen hats Emile Ollivier bestätigt) in der Stunde der Kriegserklärung auf österreichischen und italienischen Beistand rechnen konnte; fühlte aber, daß der in Wien und Florenz zu fassende Entschluß am Glück der deutschen Waffen

hing und nur ein rascher und weithin glänzender Erfolg uns vor diesem Dreibund zu bewahren vermochte. In der Pfalz warnten ihn 1870, auf dem Marsch nach Frankreich, italienische Republikaner. Victor Emanuel, sagten sie, denke ernstlich daran, dem Franzosenkaiser beizustehen. Das, antwortete der Bundeskanzler, müsse man abwarten. „Wenn Victor Emanuel die Initiative zu dem Bruch ergriffe, so würde die republikanische Tendenz derjenigen Italiener, welche eine solche Politik nicht billigten, mich nicht abhalten, dem König, meinem Herrn, zur Unterstützung der Unzufriedenen in Italien durch Geld und Waffen, welche sie zu haben wünschten, zu rathen.“ Nach Wörth, Spichern, Mars la Tour war diese Gefahr fürs Erste beseitigt. Noch in Versailles aber fürchtete Bismarck „die Velleitäten des Königs von Italien und des Grafen Beust“. Und hatte Tage, an denen er fast schon entschlossen war, gegen Savoyen für das Papstthum zu optiren. In seinem Buch erwähnt er nur flüchtig die Novemberverhandlungen mit Ledochowski, „die sich vorwiegend auf die territorialen Interessen des Papstes bezogen.“ Der Erzbischof von Posen und Gnesen sollte den Papst zur „Einwirkung auf die französische Geistlichkeit im Sinn des Friedensschlusses“ bestimmen, damit der Krieg sich nicht länger hinziehe und die bisher neutralen Mächte sich nicht erst einmischen könnten. Erfüllte Pius diesen Wunsch, dann war „die Gegenseitigkeit der Beziehungen zwischen dem Papst und uns bethätigt.“ Was aber hatte Ledochowski verlangt? Einen Protest Preußens gegen die Besetzung Roms durch italienische Truppen und für den Papst Pio Nono ein Asyl auf preußischem Boden. Die erste Antwort des Kanzlers klang ein Bischen spöttisch. Ob das Haupt der Kirche den Nimbus weltlicher Herrschaft brauche, könne nur der unfehlbare Papst entscheiden; immerhin aber müsse die Kurie einsehen, daß der Protest für die Territorialmacht des Papstes nicht von einem protestantischen Fürsten ausgehen dürfe. Den Gedanken, den Statthalter Petri vom Tiber an den Rhein zu holen, fand Bismarck eine Weile erwägenswerth. Er hoffte, den in Preußen lebenden Papst für deutsche Zwecke benutzen zu können, und kannte die Geschichte zu genau, um nicht schnell zu ermessen, daß ein evangelisches Protektorat das Papstthum ärger schwächen müsse als der Verlust des Kirchenstaates. Im Boden Roms ruhen die stärksten Wurzeln seiner Kraft. Die Weltherrschaft ist ihm nur gewiß, wenn die Andacht den Stuhl

Petri über dem Grab des Apostelfürsten steht, unter der Kuppel, deren Gewölb die ehrwürdige Inschrift trägt: „Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam.“ Schon der Schein der Abhängigkeit waffnet das Mißtrauen. Als der Papst in Avignon saß und jedem Druck französischer Königsgewalt erreichbar schien, riefen die Soldaten des Schwarzen Prinzen: „Ist der Papst Franzose geworden, so ist Jesus Christus Engländer!“ Pius der Neunte wußte, was die Ortsgemeinschaft mit dem galiläischen Fischer, was Rom, über dem Gregors Gebieterblick das Licht des Evangeliums strahlen sah, für die Papstmacht bedeute. Er wollte wohl nur die Demonstration, von der er eine den Schänder der Heiligen Stadt einschüchternde Wirkung erhoffen mochte. Doch die viertägige Verhandlung blieb fruchtlos. Die Kurie konnte oder wollte den Friedensschluß nicht beschleunigen; und da Bismarck („gemäß dem Sprichwort: Eine Hand wäscht die andere“) nur zu geben pflegte, wenn er genommen hatte, mußte Ledochowski ohne Reiseertrag aus dem Hauptquartier scheiden. Der entamtete Bismarck erinnert nicht an den Asylvorschlag; nur an die „napoleonischen Velleitäten des Königs“ und an die „mehr theatralische als praktische Erregtheit“ der unter Garibaldi kämpfenden Republikaner, deren militärische Leistungen deutsche Pflichtauffassung verletzten. „Mit der nationalen Richtung Italiens würden wir durch ostensible Parteinahme für den Papst und seine territorialen Ansprüche gebrochen haben. Ob und wie weit wir dafür den Beistand des Papstes in unseren inneren Angelegenheiten gewonnen haben würden, ist zweifelhaft.“ Wenn dieser Zweifel ihn nicht gehemmt hätte, wäre der erste Reichskanzler für Pius eingetreten. So unsicher schien ihm die Haltung des dem Volksaufruhr entbundenen Königreiches; so groß die Weltmacht der Römerkirche.

Zu den Päpsten, die diese Macht gemehrt haben, wird die Geschichte Pius den Zehnten nicht zählen. Als frommer, dem politischen Geschäft fremder Mann ward Sarto gewählt: und beweist nun beinahe täglich, daß dieses Hirtenamt einen staatsmännischen Kopf fordert, den der kurzsichtige Eifer eines Seelsorgers nicht ersetzen kann. Was der Papst und seine spanischen Berather den Gemeinden und den Staaten zumuthen, bleibt hinter dem Syllabus, dem Dogma von der Unfehlbarkeit und der seit Loyolas Tagen geheischten Gehorsamspflicht weit zurück; und die Erbitterung (die der Katholik dem Glaubensgegner, nicht dem Glaubensge-

nossen verbirgt) wird nur durch die unklug gewählten Formen des Gewissenszwanges begreiflich. Solcher Mißgriff kann aber den nüchterner Betrachter nicht täuschen. Mag die Modernistenbotschaft der Papstkirche Tausende entfremden, Zehntausende: sie hat schlimmeren Sturm überdauert. Die Einung Italiens nahm ihr die irdische Macht, die Waffe und einen seit Hildebrands Tagen gehäuften Landbesitz im Werth von fast neunhundert Millionen Lire. Der Leichnam Pius des Neunten wurde vom Pöbel bespien. Und der weise Leo mußte stöhnen, daß er, der Nachfolger der Apostel, die Jesus zu Lehrern der Völker bestellt habe, in Rom selbst die Glaubenssätze nur lehren dürfe, wenn eine durch den Sieg der Revolution entstandene Behörde ihm solche Amtshandlung nicht wehre. Dennoch: für zweihundert Millionen Menschen ist das Wort des Papstes Gesetz; wie er auch heißen, was er ex cathedra und in Encykliken der Heerde vorschreiben möge. Die läßt sich durch ein paar Gebote und Verbote nicht von der Weide schrecken; meint wohl, wie Anzengrubers fromm spottender Steinklopfer, wer das ganze Pflichtpfund hingenommen habe, dürfe über Lothzuwagen nicht gar so laut murren. Der Staat? Er kann den Katholiken nicht den dürftigsten Ersatz des Lebensglückes bieten, das sie mit ihrem Glauben verlören; kann durch Drohung und bärbeißige Strammheit nicht das Allergeringste erreichen. Die vernünftig resignirende Rede, mit der Herr von Bethmann am siebenten Märztag das Haus der Abgeordneten erfreute, wagt sich bis zu höflicher Warnung vor; läßt aber die Schwäche der Staatsstellung erkennen. (Und hatte eigentlich, wie das ihr geschickt angepaßte Vorwort des Herrn von Heydebrand, ja nur den Zweck, die Legende von Sankt Theobald und vom Geklüngel der Junker und Pfaffen zu morden.) Temporaliensperre und Lösung der Kirche vom Staat: nur dieses Mittel hat Rom zu fürchten; kein anderes. So leicht wie in Ländern konfessioneller Einheit wäre im Deutschen Reich des Glaubensspaltes die Trennung nicht. Doch ein Staatsmann von Schöpferbewußtsein wird dieser historischen Pflicht nicht ausbiegen. Den Bundesrath (der dann freilich noch schwieriger sein wird als bei Schiffahrtabgaben und Reichslandsverfassung) von der Nothwendigkeit des Chirurgeneingriffes überzeugen und den Fürsten rathen, ihrem Hausinteresse die Mächte von morgen zu verketten. Auch dieser Starke wird aber bedenken, daß im römischen Prunkkerker eine Weltmacht thront, die dem Hegemonen Europas mehr zu geben hat als ein nach Sättigung spähender Savoyer.

Epik und Verkehr.*)

Wer zählte die Jahrtausende, in denen der Mensch kein anderes Fortbewegungmittel kannte als das ihm von der Natur verliehene seiner Beine und Arme? Ein Mittel, das ihn sicher im Kampfe mit den Thieren um das Dasein und die Erdherrschaft oft jämmerlich im Stich ließ, bis er seine Konkurrenten allmählich aus dem Felde schlug, sie in seine Dienste zwang; den Fluß nicht mehr, wie früher, zu durchschwimmen brauchte, sondern sich von einem Floß hinübertragen ließ; die Walze erfand, Lasten fortzubewegen; aus der Walze das um eine feste Achse sich drehende Rad wurde, wie aus dem Floß ein Canoe, das er mit Ruder und Segel beflügeln lernte; wie er die Fortbewegung des Karrens zu beschleunigen wußte durch das davor gespannte Pferd oder Rind: und ihm so der Ehrentitel eines homo sapiens mit einigem Recht zukam. Und wieder wie viele Jahrtausende, bis Sophokles in dem zweiten Chorliede der Antigone von ihm singen durfte: „Vieles Gewaltige lebt und nichts ist gewaltiger als der Mensch." Dennoch, von wie berechtigtem Stolz das Herz des Dichters geschwellt war, als er dieses Hohe Lied der Erfindsamkeit der Menschen sang, die er am Ziel der Kultur angelangt wähnen mochte: welches Entsetzen würde seine Athener ergriffen haben, wäre in das Gewühl der Seeschlacht von Salamis einer unserer Kriegskolosse hinein-

---

*) Spielhagen ist in der letzten Februarwoche gestorben. Ein Zweiundachtzigjähriger, der längst still geworden war und dem man nun allerlei Lobreden ins Grab nachruft. Fast immer ohne Differenzirung; ohne den Versuch, Grenzen abzustecken und zu reguliren. Das wäre auch schwer. Spielhagen hat ungemein viel geschrieben: Romane, Novellen, Dramen, Essays. Gutes und Schlechtes, ziemlich wahllos; und der Aufrichtige darf nicht leugnen, daß in diesem klugen Erfinder das Stilgefühl, der Sinn für die rechte Form niemals unbeirrbar sicher war. Und die heute rüstig Lebenden (seien wir doch mal am Grab ehrlich) kennen höllisch wenig von Spielhagen. Um über den alten, berühmten Schriftsteller ein neues, haltbares Urtheil vorzubereiten, müßte Einer Wochen lang sitzen und des Mannes Hauptwerke wieder lesen. Wer hat dazu die Muße? Die Betrachtung kann nöthig werden. Einstweilen, während es im Begräbnißtrab über Gemeinplätze geht, bleibt man auf den guten Willen des Gedächtnisses angewiesen. Das sieht einen Erzähler von großem Talent, der in der Wahl seiner Kunstmittel nicht immer sehr behutsam ist. Einen auf seine besondere Weise tüchtigen Mann, der ins Leben hinein wirken möchte und, ob er sich auch allen erreichbaren Tendenzen und Mächten der Zeit verbündet, diese Wirkung doch nicht zu erzwingen vermag. Der trotzdem gerecht bleiben, nicht verbittert dreinblicken möchte und sich mit fast ängstendem Eifer bemüht, nicht alt, gar veraltet, grillig und anders fühlender Jugend feindlich zu scheinen. Einen gründlich gebildeten Schriftsteller von

gedampft, donnernd seine vernichtenden Geschosse entsendend! Hätte ein Feldtelegraph das Νενικήκαμεν des todesmuthigen Läufers von Marathon um vier Stunden überholt oder der Besucher der Akropolis sein geliebtes Attika von Eisensträngen überspannt gesehen, auf denen das Dampfroß die unendlichen Lasten langer Wagenzüge sausend dahinträgt! Um das herrliche Lied wären wir jedenfalls gekommen; oder wie anders hätte es lauten müssen!

Und läßt uns diese Andeutung ahnen, daß auch die dramatische und lyrische Poesie den wechselnden Zeichen des Verkehres ihren Tribut zu zahlen haben, von ihrem viel mächtigeren Einfluß auf die epische Dichtung wird uns eine kürzeste Betrachtung des Wesens dieser Kunst leicht überzeugen. Denn keine der beiden Schwesterkünste strebt so eifrig wie sie danach, ein möglichst getreues Abbild der Wirklichkeit auch in ihrer äußeren Erscheinung zu geben; keine ist so darauf aus, den Einflüssen nachzuspüren, die das Milieu, in dem der Mensch sich bewegt, auf seine körperliche und geistige Entwickelung, seine Entschlüsse und Handlungen hat; keine ist so fest mit allen Fasern ihres Wesens an den Kulturzustand der Zeit ihrer Entstehung gebunden; mit allen Wurzeln so tief darin verwachsen. Die zweite Strophe desselben vorhin citirten Chorliedes: „Und das Wort und den luftigen Flug des Gedankens erfand er", sie ist nicht nur eben so ästhetisch schön, sondern auch so wahr, so „aktuell" wie vor zwei Jahrtausenden; der amerikanische Hinterwäldler mag, ist er sonst ein Poet, vor seinem ein-

---

kräftigem Temperament, der leider sein Land und dessen Bedürfniß nie ganz erkennen lernte, in dem aber manche gute Grundstoffe des deutschen Wesens sich einten. Freytag war feiner, pedantischer, sauberer; hat auch glaubhaftere Menschen geschaffen. Heyse war in seinen besten Stunden der Welt dichterischer Ahnung näher. Mit seiner ins Bürgertempo gewöhnten Phantasie, seiner Fähigkeit, Ereignisse zu knäueln und abzuwickeln, hat aber Spielhagen zwei Jahrzehnte lang sich auf dem ersten Platz der Unterhaltungliteratur behauptet. Ob man sich je wieder entschließen wird, „Problematische Naturen", „Hammer und Ambos", „Sturmfluth" zu lesen? Wahrscheinlich ists nicht. Auch Gutzkows Roman, von dem Spielhagen allerlei Elemente übernahm, ist ja verschollen; und war im Geistigen doch stärker. Die Erinnerung an den Spielhagenton wird aber bleiben. Wollt Ihr ihn einmal noch hören? Hier sind Bruchstücke aus einem Aufsatz, den er einst für die „Zukunft" schrieb. Der ganze Mann ist darin; ich kenne keine Arbeit, die mehr vom Wesen und Stil des alten Spielhagen, von der Art, wie er gesehen sein wollte, giebt; deutlicher zeigt, welches Verhältniß er zu Leben und Dichtung erstrebte und wie er, gegen das Drängen seiner Literatennatur, um den Ruhm der Gerechtigkeit rang. Zu den großen Poeten wird ihn, wenn der Leichenjubel verbraust ist, kaum Einer zählen. Als eine Figur, die (wie die Volkssprache hübsch sagt) das Anschauen lohnt, wird er in der deutschen Bürgergeschichte fortleben.

samen Blockhause sitzend oder durch die feierliche Stille des Urwaldes schweifend, ein Liebeslied dichten, so innig, so zart, so tief, wie ein Anderer mitten im rasselnden Getriebe des Weltstadtverkehres. Wiederum: ob dramatis personae im griechischen Peplos, im Thierfell der Cherusker, im Eisenharnisch der Ritter der beiden Rosen, im Koller und in Kanonen der Pappenheimer, in der Hoftracht von Guastalla, im Frack und in der Arbeiterbluse unserer Tage über die Bretter schreiten: ihre Herzen (und darauf kommt es dem Dramatiker in erster und ich möchte sagen: letzter Linie an) schlagen in dem identischen Takt der sie bewegenden Leidenschaften. Und der gefällige Coulissenmeister schafft ihnen mit gleicher Gemüthsruhe ihre obligate Umgebung, mag sie aus Felsen, Einöden, Ritterburgen, modernen Wohnräumen bestehen.

Wie anders stellt sich die Sache in der Epik, aus der übrigens das historische Genre, weil für unsere Zwecke unwesentlich und unergiebig, ausscheidet; obgleich ich so schweren Herzens an Scotts Ivanhoe, Quentin Durward und anderen Lieblingen vorübergehen, mir sogar den diskretesten Blick in das „Nest der Zaunkönige“ versagen muß. Denn mag es bei dieser Heraufbeschwörung einer vergangenen Zeit aus ihrem wohlverdienten Grabe mit noch so rechten Dingen zugehen und ihr Geist nicht übel getroffen sein: von ihrem Körper, dem Drum und Dran, wissen die divinatorischen Herren nicht mehr, als sie aus den gleichzeitigen Quellen schöpfen konnten, an die denn auch wir, weil es sicherer ist, uns lieber direkt wenden. Oder aber solche Quellen sind überhaupt nicht vorhanden, so ist, was sie uns nach dieser Seite bieten, besten Falles ein pis aller und faute de mieux. Und auch nach einer so beträchtlichen Einschränkung unseres Stoffgebietes würde es sich als ein uferloses Meer erweisen, wollten wir es nach allen Richtungen auszumessen versuchen und nicht vielmehr uns darauf beschränken, es sozusagen aus der Vogelperspektive zu überblicken, von der herab wir es in gewisse Zonen eintheilen mögen, die wir wiederum nur an einzelnen, besonders merkwürdigen Produkten, die sie hervorgebracht, zu charakterisiren uns bemühen müssen.

Da will es nun das Glück, daß wir gleich am Anfang unseres langen Weges auf ein episches Gebilde treffen, das, wie es ewig mustergiltig für die ganze Gattung ist, sich auch als das schicklichste Objekt erweist, an ihm unsere Absicht zu demonstriren: die „Odyssee“. Auch die „Ilias“ böte gar Manches, was in den Kreis unserer Betrachtungen gehört, und würde noch mehr bieten, wenn sie die Vorgeschichte des Krieges nicht als dem Hörer bekannt voraussetzte und höchstens andeutungweise darauf zurückkäme. Aber als das Gedicht anhebt, liegt das Griechenheer bereits im zehnten Jahr vor den Mauern Trojas in einem befestigten Lager, das auch die auf das Land gezogenen Schiffe birgt. Die Vorkommnisse der Kämpfe selbst gehören in das Gebiet der Kriegs- und Waffengeschichte. Von dem Einfluß der Verkehrsmittel (obgleich das Ganze natürlich auch von ihm beherrscht wird) ist doch im Einzelnen wenig zu spüren. Die dramatische Konzentration, zu

welcher der Dichter durch die Natur seiner Aufgabe gezwungen war, zog ihm auch für das Lokal die engsten Schranken: mit seinem Streitwagen konnte Achill es leicht durchmessen. Das echt epische Wundergedicht der Odyssee konnte nur dadurch zu Stande kommen, daß diese Schranken, wenigstens für die Phantasie, völlig aufgehoben sind. Und gerade deshalb aufgehoben werden konnten, weil die wirkliche Welt, die das Auge des Dichters überblickte, so sehr beschränkt war.

Beschränkt, wie sie den Menschen sein mußte, die sich mit plumpen Ruderschiffen an den vielzackigen Ufern ihres heimischen Meeres in öder Mühsal hinquälten, nur im äußersten Nothfall auf die offene See hinaussteuerten, die Segel nur zu gebrauchen wußten, wenn ein günstiger Wind sie blähte; der Spielball jedes ungünstigen Windes waren, der sie vor sich hertrieb, sie ahnten nicht, wohin; und die aus einem Sturm, der den Schiffer von heute nicht schreckt, nur Götterhilfe retten konnte. So mochte denn der Sänger gern seinen Helden die liebe Heimath zehn Jahre lang suchen lassen in einer Entfernung vom Ausgangspunkte der Fahrt, die unsere Dampfer in wenigen Tagen mit unfehlbarer Sicherheit durchmessen. So ihn hierhin und dahin vom rechten Wege abirren und all die unsterblichen Abenteuer erleben lassen: auf Inseln, von holden, allzu gastfreundlichen Nixen bewohnt; oder fürchterlichen Cyklopen, die ihm die Gefährten wegschlachteten; oder bei Schmaus und Spiel, Gesang und Tanz ihr Leben verdämmernden Phäaken, die den Schlafenden dann endlich zu seinem felsigen Ithaka und in die Arme seiner dauerhaften Gattin zurückführen. O Du selige Zeit der epischen Poesie, die Du unter einem Zeichen des Verkehres standest, das sich kaum mit unsicherem Licht über den Horizont einer jugendfrischen Menschheit erhob und unter dem doch Deine duftigsten Blüthenträume reiften!

Nun würde man mich ja völlig mißverstehen, wollte man mir imputiren: ich sähe in diesem Zeichen eines kindlich-unbehilflichen, primitiven Verkehres, mit seinem Tappen im Dunkeln durch eine Welt, in der man Alles mit Händen muß greifen können, was nicht in Nebel zerflattern soll, gewissermaßen die bekannte homerische Sonne: den einzigen, herrlichen Erzeuger so göttlicher Poesie. Ich weiß sehr wohl, daß, eine solche Frucht zu zeitigen, noch ganz andere Faktoren in Aktion treten müssen, daß zu der strahlenden Sonne ein sonnenhaftes Auge gehört, wie es dem gottbegnadeten Griechenvolke von damals eignete. Aber um diese Faktoren aufzuzählen, würden wir weit von unserem Wege abzuschweifen haben. Begnügen wir uns also, zu sagen: die homerischen Epen sind das Produkt einer Phase der griechischen Kultur, die, um sie hervorzubringen, unter keinem anderen Zeichen des Verkehres stehen durfte.

Aber bevor wir unseren Blick von dem erquicklichsten aller epischen Gebilde wenden, müssen wir noch auf ein Moment hinweisen, das zu seinem wonnesamen Zauber nicht wenig beiträgt und, indem es die Enge des physischen Horizontes der Menschen von damals in

das Ungemessene erweitert, doch eben aus dieser Enge geboren ist. Ich meine die Einwirkung und das Eingreifen der Götterwelt auf und in die Menschenwelt; eine Einwirkung und ein Eingreifen, die sich von den Gesetzen der Natur emanzipiren, sich ihre eigenen Verkehrsmittel schaffen und die Wunder der modernen Wissenschaft ahnungvoll vorwegnehmen. Das teleskopische Auge des Vaters Zeus umspannt mit einem Blick das Blachfeld zu seinen Füßen, auf dem Griechen und Trojaner einander abschlachten, und die Gefilde friedlicher Hippomolgen; mit telegraphischer Schnelle tragen die goldenen Sandalen Hermes vom Olymp über Land und Meer zur Insel der Calypso; ein lenkbarer Himmelswagen steht für Here bereit, wenn sie den hohen Gemahl auf dem Ida mit ihrem Besuch beglücken will; mit telephonischer Genauigkeit flüstern Götterstimmen schlummernden Königstöchtern und sich rathlos auf nächtlichem Pfühl wälzenden Helden das Programm für die Arbeit des nächsten Tages zu.

Wir werden weiterhin sehen, wie dieser Apparat, der unter den zarten Händen eines Homer so anmuthig spielt, unter den plumperen späterer Dichter zu einer Maschinerie wird, die à tort et à travers zur Anwendung kommt und dabei nicht selten höchst aufdringlich klappert. Wir sehen es sogar alsbald in Vergils „Aeneis“, einem epischen Produkt, das wir nach unserem vorhin angedeuteten Programm eigentlich stillschweigend zu übergehen hätten. Gehört es doch zu jenen alexandrinischen Werken, die im Schein einer fleißigen, von dem Oel antiquarischer Gelehrsamkeit gespeisten Lampe in usum delphini mühsam gezüchtet sind. Nun kann ja freilich von einer Gleichzeitigkeit oder doch engen Zeitfolge des Trojanischen Krieges (dem wir jetzt wohl das Recht eines, wenn auch sagenhaft verbrämten, immerhin historischen Faktums zugestehen müssen) keineswegs die Rede sein; aber die Zeitferne ist minder groß und wird bis auf einen minimalen Rest paralysirt durch die Naivetät der Sänger, die ihre Zeit frischweg für die Vergangenheit nahmen und im Ganzen sicher nehmen durften.

Zwischen dem augusteischen Dichter aber und seinem Stoff lag ein rundes Jahrtausend, in der die Weltlage sich sehr wesentlich verändert hatte. Wenn die Schifflein der griechischen Heldenpiraten sich ängstlich an seinen Küsten hinwanden, durchfurchen jetzt stolze Flotten das weite Becken des Mittelmeeres. Seine Uferländer, seine Inseln (von denen schon die nahe Trinakria den homerischen Sängern ein Fabelland war) gehören ausnahmelos zu der von den siegreichen Legionen auf ihren unendlichen Militärstraßen rastlos durchzogenen Machtsphäre des römischen Weltreiches, von dessen fernster orientalischer Grenze bis zur Ultima Thule Depeschen mit uns schier unbegreiflicher Geschwindigkeit befördert werden.

Da mußte sich denn der Dichter für seine Gebilde künstlich eine Perspektive schaffen und die Dinge mühsam so zu sehen versuchen, wie sie der griechische Dichter mühelos gesehen hatte. Natürlich baut sich auch hier die Fabel auf den Bedingungen primitiver Verkehrsmittel auf: Aeneas wird umgetrieben wie weiland Odysseus; seine Schiffe

sind ein Spiel der Wellen und der Winde; aber, wie die Sage es mit sich brachte, daß das Lokal bedeutend weiter nach Westen geschoben wird, als der Horizont der homerischen Dichter jemals reichte, so ist auch das holde Clair-Obscur der odysseischen Irrfahrten verschwunden: deutlicher heben sich die afrikanische, die italische Küste aus dem blauen Meer; die Ortsbestimmungen werden präziser; ohne daß er es will, verräth der Dichter seine bessere geographische Kenntniß, seinen größeren Ueberblick. Unter der Hand sind ihm die Schiffe gelenkiger, leistungfähiger geworden (wie die im Fünften Buch so ausführlich geschilderte Ruderregatta beweist); das Roß, das in der Ilias nur vor den Kampfwagen figurirt und in der Odyssee nur einmal, auf der Rundfahrt Telemachs zu den griechischen Fürsten, das Kummet um den Nacken schüttelt, es hat jetzt in Scherz und Ernst seine Reiter gefunden, die einander eine regelrechte Schlacht liefern.

Das trabende Roß, dem in den klassischen Epen nur eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle zukommt, tritt auf der Bildfläche unserer vornehmsten Nationalepen, der „Nibelungen“ und „Gudrun“, bedeutsam hervor; wir können ohne Uebertreibung sagen, daß wir bei ihnen im Zeichen des durch das Roß vermittelten Verkehres stehen, neben dem dann freilich das Schiff seine angestammten epischen Rechte fest behauptet. Die Frage, ob von der Zeit, als Nibelungen und Gudrun nur erst im Volksmund umliefen, bis sie die Form fanden, in der sie auf uns gekommen sind, Verkehr und Verkehrsmittel in deutschen und nordischen Landen sich verändert und wie weit sie sich verändert hatten, dürfen wir um so ruhiger bei Seite schieben, als die Treue, mit der die Ordner der uralten Lieder sich an die Quellen gehalten haben, unabweisbar ist und wir überdies sehen werden, daß auf sehr lange hinaus die folgenden Zeiten über andere und reichere Mittel nicht wesentlich zu verfügen hatten.

Mögen auch die nordischen Schiffer, wie ich gern glaube, bessere Seeleute gewesen sein als Odysseus und seine Genossen: ohne Kompaß, ohne Magnetnadel und Karten mußten auch sie das Meer befahren, noch dazu ein so gefährliches wie ihr heimisches. Weiter stelle man sich die Hindernisse vor, die sich dem Landreisenden in der Unwegsamkeit der Straßen entgegenthürmten, so weit überhaupt zu jener Zeit von solchen geredet werden kann; dem Flußschiffer in den Stromschnellen und Untiefen der Wasserläufe: war doch damals selbst der Rhein zwischen Mainz und Worms aufwärts nicht schiffbar. Kann es Wunder nehmen, daß diesen Menschen nur die unmittelbare Nähe vertraut ist und schon eine geringe Ferne vor ihren Augen nebelhaft verdämmert, die größere sich mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt? Wie sie, fast schon nachbarlich, dahinleben, ohne einander zu kennen oder doch nur von Hörensagen? Welches Aufgebot von Rossen und Menschen da nöthig ist, wenn die Fürsten einander trotzdem besuchen wollen? Welche Vorrichtungen bei dem Gastgeber, um die Gäste standesgemäß zu bewirthen? Wunder nehmen, daß die so mühsam zu Stande gebrachten Besuche durch ihre Dauer die Geduld und

vermuthlich auch die Kasse des gastfreiesten unserer Fürsten hundertfach erschöpfen würden? Wiederum, welche reichen Motive der Dichter aus diesen Zuständen mühelos schöpft? Welchen Anreiz sie ihm bieten zu langathmigen Schilderungen der entfalteten Pracht der Gelage und Turniere? Welche Leichtigkeit, Verwickelungen zu schaffen, folgewichtige Begebenheiten herbeizuführen? Als Siegfried zum ersten Male mit seinem Gefolge nach Worms kommt, erkennt die Fremdlinge „Niemand in der Burgunder Land“; auch der vielerfahrene Hagen nicht, der nur aus der Herrlichkeit des Helden schließt, es müsse Siegfried sein. Dafür behält Siegfried Zeit die Hülle und Fülle, um Kriemhild zu werben, „sah er sie gleich noch nie“; sich für seinen Schwager in spe mit den Sachsen und Dänen zu schlagen; die viel heiklere Aufgabe zu lösen, Brunhild von Island für ihn zu erkämpfen. Zu dieser Fahrt muß erst auf dem Rhein fleißiglich ein starkes Schifflein gezimmert werden, „das sie“ und nebenbei ihre Rosse „tragen sollte hernieder an die See“.

Unser Epos kennt als Beförderungmittel auch gelegentlich den Leiterwagen, deren zwölf kaum hinreichen, den Nibelungenhort von dannen zu fahren (eine Behauptung, die man geneigt ist, übertrieben zu finden, wenn man ihn in Wagners Rheingold vor sich aufgebaut sieht); und die Flußschiffe werden manchmal zusammengebunden: auf der Fahrt Kriemhilds und ihres Gefolges zu den Heunen so viele auf einmal, daß „bedeckt war das Wasser von Roß und auch von Mann, als ob es Erde wäre“. Und der dienstwillige Götterapparat der homerischen Epen und der Aeneis? In den Nibelungen ist von ihm nichts zu entdecken. Freilich geschehen noch Wunder, aber nur der Tapferkeit und Heldenkraft. Wotan und die anderen Asen haben sich nach Walhall zurückgezogen; das Christenkreuz hat die Berg- und Flußgeister noch nicht völlig zu bannen vermocht, so daß sie noch hier und da ihr unheimliches Wesen treiben, wie in der Episode, wo die Donaunixen Hagen und allen Burgunden den Untergang prophezeien.

Einen Blick auf den herrlichen Roman (fast möchte ich sagen: den herrlichsten aller Romane), in dem uns Miguel de Cervantes die Thaten des sinnreichen Junkers „Don Quixote von der Mancha“ erzählt. Hier entfernen wir uns, wenn wir von den eingeflochtenen Novellen absehen, die, mit Ausnahme etwa der des Slaven, den physischen Horizont nicht erweitern, kaum ein paar Meilen von dem Heimathdorfe des Helden; er und sein getreuer Sancho sind die Hauptacteurs, alle übrigen Personen, so viele ihrer auch auftreten, sind Staffage und utilités; der edle Rozinante und des Knappen getreuer Grauer sind (nehmen wir noch den Ochsenkarren hinzu, auf dem der Edle zu Haushälterin und Nichte zurücktransportirt wird) die einzigen nennenswerthen Vehikel, deren sich der Dichter bedient. Und doch: welche unerschöpfliche Fülle des Geistes, der Ironie, des Spottes, der Satire, des durch Thränen lächelnden Humors! Als sollte durchaus ein Wort Schopenhauers bewahrheitet werden, das dem Roman

die Palme zuerkennt, der bei der größten Knappheit des äußeren Apparates die reichste Fülle seelischen Lebens zu entfalten versteht. Scheint ja doch bereits für das Diktum des frankfurter Weisen der Zweite Theil des Don Quixote Zeugniß ablegen zu wollen, der in dem Maße, wie sich der Schauplatz erweitert, das Angebot der Mittel verstärkt wird (gewährt uns der Dichter doch sogar einmal einen Ausblick auf das Meer mit seinen Galeeren), hinter dem ästhetischen Wunderzauber des Ersten, nach meinem Gefühl wenigstens, nicht unbeträchtlich zurückbleibt, wie denn auch sonst über „Fortsetzungen“ das helle Gestirn, das dem Anfang leuchtete, schmerzlich zu verbleichen pflegt.

Ueber den Fortsetzungen, denen sich in diesem trüben Geschick die Nachahmungen zugesellen, als deren eine (wenn nicht gerade des Don Quixote, der freilich unnachahmlich ist, so doch früherer sogenannter Schelmenromane der Spanier) der „Gil Blas“ des Le Sage von Vielen mit einem Rechte angesehen wird, das ich weder erhärten noch bestreiten kann. Auch der ästhetische Werth dieses berühmten, in alle Sprachen übersetzten, trotz gelegentlicher Weitschweifigkeit und der frappanten Aehnlichkeit so mancher der erzählten Abenteuer und der lästigen Wiederholungen der Motive für einen muthigen Leser noch heute genießbaren Romans hat uns hier nicht zu kümmern. Wir haben ihn nur daraufhin anzusehen, welchen Vortheil er etwa aus den Verkehrsmitteln zieht, von denen wir a priori annehmen dürfen, daß wir sie jetzt, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, auf einer höheren Stufe finden werden als vorher. Und in der That: die Fülle der vorgeführten Abenteuer, der häufige Wechsel des Lokals wären nicht möglich, wenn wir uns Spanien, auf das der Schauplatz fast ausschließlich beschränkt bleibt, nicht vorstellen müßten als durchzogen von mehr oder weniger guten Landstraßen, auf denen Fußgänger, Reiter auf Pferden oder Eseln, meist mit Maulthieren bespannte Reise- und sonstige Wagen einen äußerst lebhaften Verkehr unterhalten. Die Sicherheit der Straßen läßt freilich viel zu wünschen übrig, wie der Ueberfall, den die Räuber, unter die Gil Blas gerathen ist, auf die Karosse der vornehmen Dame ausführen, und noch eine lange Reihe ähnlicher Vorkommnisse beweisen.

Die Karosse! Der Reisewagen! Zum ersten Mal taucht er hier auf, verschwindet in der Romanliteratur des ganzen achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht wieder und macht einige der schönsten ihrer Erzeugnisse erst möglich.

Wir sind in die Zeit eingetreten, in der man nicht nur in Geschäften, das vieldeutige Wort in seinem weitesten Sinne genommen, auf die Reise ging, sondern, was früher doch nur sporadisch geschah, zu seinem Vergnügen, hätte es auch nur in der Befriedigung der Neugier bestanden. Und dann: die große Tour durch Frankreich, Italien, etwa auch Deutschland und weniger bevorzugte Länder hinter sich gebracht zu haben, gehörte damals zum guten Ton, drückte das Siegel auf die feine Bildung des jungen Kavaliers, neben dem der obligate begleitende Hofmeister oft genug einen schweren Stand haben mochte.

Daß zum Reisen das zum Kriege dreimal Nöthige ebenfalls gehört, gilt bekanntlich leider noch heute, galt aber mit ganz erheblich größerer Wucht zu jener Zeit, wo es mit glatten Chausseen und regelmäßig laufenden bequemen Posten noch gar zu sehr im Argen lag. So waren es denn in erster Linie die Engländer, als die mit dem straffsten Beutel Ausgerüsteten, die den Reisesport in Entreprise nahmen; und auch verhältnißmäßig arme Leute, wie Lawrence Sterne, wollten nicht zu Hause bleiben. Er schifft sich nach Calais ein und sein erstes Geschäft, nachdem er den Fuß auf den Kontinent gesetzt hat, ist, sich einen Reisewagen zu kaufen; denn, erzählt er, „da man nicht durch Frankreich und Italien ohne eine Chaise reisen kann, ging ich in den Gasthaushof, um Etwas der Art, das meinem Zweck entsprach, zu erstehen oder zu miethen. Ein alter désobligeant in der fernsten Ecke des Hofes frappirte mich auf den ersten Blick.“ Er steigt ein, zieht den Taffetvorhang zu und schreibt zu seiner „Sentimentalen Reise durch Frankreich und Italien“ die berühmte Vorrede über die verschiedenen Spezies des genus Reisender, als deren letzte er den sentimentalen, sich selbst, findet. Ihn, der „den Mann bedauert, der von Bersaba bis Dan wallfahren und jammern kann, daß Alles eitel sei, und nicht ahnt, daß eine ungeheure Summe von Abenteuern für Den vorhanden, dessen Herz, während er seines Weges zieht, sich für Alles interessirt.“ Der Leser weiß, wie unser sentimentaler Reisender sein immerhin bedenkliches Programm durchführt. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, eine wie viel größere Chance, solche manchmal nicht gefahrlosen Abenteuer zu erleben, der Reisende in einem désobligeant auf den bösen Wegen von damals hat. Ohne Beides gäbe es nicht die Begegnung mit der reizenden Französin in Calais; keine Wahrscheinlichkeit, aus dem Wagen herauszumüssen, um, bis zu den Knien im Schmutz, dem Postillon zu helfen, das herabgefallene Portemanteau hinten wieder auf das Trittbrett zu schnallen; keinen toten Esel am Wege bei Nampont, über den man flennen, keine hübschen Wirthstöchter in Montriul, mit denen man schäkern, keine Maria zu Moulines, der man die Thränen von den Wangen wischen, endlich keine schöne Piemontesin, der man das eine der beiden Betten in dem einzigen Gastzimmerchen des elenden Wirthshauses oben auf den savoyer Bergen anbieten kann, während man selbst in das andere schlüpft und die Kammerjungfer der Dame in den Alkoven verwiesen wird, um zur Unzeit (oder war es zur rechten?) zwischen die beiden nahen Betten zu treten und der witzig-frivolen, geistvoll-sentimentalen, in ihrer Art einzigen Geschichte ein schon von Tausenden beklagtes unverhofftes Ende zu machen.

Wie denn auch Smollets „Humphry Clinker“ einzig in seiner Art genannt werden muß. Auch dieser Roman ist eine Reisegeschichte; nur ist hier nicht ein Einzelner unterwegs, sondern eine ganze, aus Onkel, Tante, Neffe, Nichte und der obligaten Dienerschaft bestehende Gesellschaft. Natürlich wird die Reise, die sich vom Süden Englands bis hinauf nach Edinburg und zurück erstreckt, in einem Wagen zurückgelegt, nicht in dem nur eine Person haltenden désobligeant des senti-

mentalen Reisenden, sondern in einer richtigen, mit vier Pferden bespannten Familienkutsche, deren Miethe eine Guinee für den Tag beträgt. Der Neffe und der Diener reiten; die Männer sind sämmtlich mit Pistolen bewaffnet. In dieser Verfassung bewegt sich die Gesellschaft von Ort zu Ort, ihr Quartier auf längere oder kürzere und kürzeste Zeit in einer Stadt, einem fashionablen Badeorte, einem wüsten Dorfe, einem Landedelsitz oder wo immer aufschlagend. Nun aber sind die Abenteuer, die unseren Reisenden begegnen, nur auf Grund dieser Fortbewegungmethode denkbar und möglich; und, so zahlreich sie sind: der Autor ist, obgleich ein arger Satiriker und grimmer Spötter, dennoch ein Realist vom reinsten Wasser, ja, ein Naturalist von keineswegs laxer Observanz, so daß wir stets die Ueberzeugung haben: Alles geht mit völlig rechten Dingen zu, ja, vielmehr: muß unter den gegebenen Verhältnissen so zugehen. Dabei zeigt er in seinen Schilderungen eine Anschaulichkeit, eine Kraft der Plastik, zeichnet dann wieder mit einem so treuherzig-naiven, akkuraten Stift, daß wir fortwährend die Bilder, mit denen Chodowiecki seine Reisen oder die Romane seiner Zeit illustrirt, vor uns zu sehen glauben. Ich greife auf gut Glück eine Schilderung des Straßenverkehres von London heraus, die nebenbei beweisen mag, was sich die Themsestadt schon damals in dieser Beziehung leisten konnte: „Alles ist Tumult und Hast: man sollte meinen, diese Menschen würden von einem Gehirnfieber getrieben, das ihnen keine Ruhe läßt. Die Fußgänger stürzen dahin, als ob der Gerichtsvollzieher hinter ihnen wäre. Die Lasten- und Sänftenträger laufen Trab mit ihrer Bürde; Leute, die ihre eigenen Equipagen halten, jagen durch die Straßen; selbst einfache Bürger, Aerzte, Apotheker blitzen nur so in ihren Gefährten vorüber. Die Droschkenkutscher machen ihre Pferde dampfen und das Pflaster schüttert unter ihnen. Durch Piccadilly habe ich faktisch einen Wagen im schlanken Galopp fahren sehen. Mit einem Wort: die ganze Nation scheint in Begriff, ihren Verstand zu verlieren."

Ich erwähnte vorhin, daß die Männer der Gesellschaft mit Pistolen bewaffnet sind. Das hat seinen guten Grund, denn der Hochstraßenritter, der highwayman, ist hier kein posthumes Phantasiegebilde, wie in einem Roman von Bulwer, sondern eine Realität, mit welcher der Reisende von damals in England sehr ernsthaft rechnen mußte, wie denn auch unser Autor nicht unterläßt, uns ein und das andere Pröbchen von dem Eingreifen der rührigen Gilde in das Verkehrsleben seiner Zeit zu geben. Sie erscheint, wie wir uns erinnern, nicht zum ersten Male auf der epischen Bildfläche: kann sie doch sogar ihr poetisches Bürgerrecht bis auf den Polyphem der Odyssee, als ihren ehrwürdigen Ahnherrn, zurückführen. Es wäre eine interessante Aufgabe, ihren Stammbaum in seinen Verzweigungen und Verästelungen im Verlauf der Zeit zu verfolgen; hier können wir nur konstatiren, daß er in den Romanen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in der üppigsten Blüthe steht und dann erst, wie aus der Wirklichkeit, so aus der Dichtung allgemach verschwindet, mit so manchem anderen

kostbaren Requisit der Romantik, das dem geordneten Verkehrsleben weichen mußte.

Der deutsche Roman hat seinen Binnenlandscharakter (um mich so auszudrücken) selten verleugnet. Uns fehlte eben, was der alternde Goethe beim Lesen des Vicar of Wakefield als einen Vorzug des Buches hervorhebt: „Die Familie, mit deren Schilderung der Autor sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser leichte Kahn und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hilfe von der ungeheuren Flotte zu erwarten, die um ihn hersegelt.“ Mußte er so klagen, dessen Leben denn doch nach unseren Begriffen ein so „reich bewegtes“ war: welche Jeremiaden hätten erst die Gellert, Wieland, Engel, Miller, Müller, Krüdener, Jakobi, Nicolai und sie Alle anstimmen können, die das Schicksal zum Theil in noch viel engere Rahmen gewiesen hatte, so eng manchmal wie der des Schulmeisterleins Wuz bei Jean Paul; und die nicht, gleich ihm, prometheische Titanen waren, sich Menschen zu schaffen nach ihrem eigenen hohen Bilde. Wie winzig der Erdenkreis, auf dem sich „Werthers Leiden“, „Wahlverwandtschaften“, selbst „Wilhelm Meister“ abspielen; und welch ein unermeßlicher geistiger Himmel überwölbt diese Romane, welche wundersamsten Blicke in die Tiefe des menschlichen Gemüthes gewähren sie! Großthaten epischer Kunst, denen wir Späteren, wenn wir klug sind, wohl nacheifern, ohne hoffen zu dürfen, in ihren eigensten Schönheiten an sie heranzureichen, trotzdem (vielleicht: weil) auch wir jetzt von einer „bewegten Woge des Lebens“ sprechen können, die uns umspült; und die Gegenwart mit dem Reichthum und der virtuosen Ausnutzung ihrer Verkehrsmittel, von denen selbst ein Alexander von Humboldt sich nichts träumen ließ, uns Perspektiven in die weite Welt geöffnet und erschlossen haben, die uns zuzurufen scheinen:

„Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie!“

Denn jetzt nichts mehr vom Schall des Posthornes und dem Knall der Peitsche: „Ein Bahnhof! Ein Hafen! Ein Eisenbahnzug, der pfeift und seine erste Rauchwolke speit! Ein großes Fahrzeug, das sich langsam auf die Rhede hinausschiebt, aber dessen Seiten vor Ungeduld zittern und das nun fliehen wird weit, weit nach dem Horizont zu neuen Ländern! Wer kann Das sehen, ohne vor Neid zu beben, ohne in seiner Seele die schaudernde Begier langer Reisen erwachen zu fühlen!“ Und doch kann man nicht eben sagen, daß Maupassant, dessen Buch „Au Soleil“ (übrigens nur eine Beschreibung der Reise nach Algier) wir das hübsche Wort entlehnen, und seine spezielleren literarischen Vorfahren von Balzac an, um nicht weiter zurückzugreifen, und eben so seine gleichzeitigen Mitstrebenden von der Leichtigkeit, sein Zelt ab-

zubrechen und in die Ferne zu tragen, einen unbescheidenen Gebrauch gemacht haben. Im Gegentheil: man befindet sich im französischen Roman fast ausschließlich auf französischem Boden und sogar meist auf dem pariser Macadam. Weshalb auch in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nah liegt! Weshalb nicht zu Haus bleiben und sich redlich nähren, wenn es an Nahrungstoff nimmer gebricht! Er ist, abgesehen von den Romanen des gewaltigen Zola, der uns stets mit einem neuen gigantischen Vorwurf überrascht, und einigen anderen rühmlichen Ausnahmen, ein Wenig einförmig, dieser Nahrungstoff. Toujours perdrix! Aber heute bratet, morgen dämpft man sie, tischt sie übermorgen in einer noch nicht dagewesenen pikanten Sauce auf. Hauptsache ist, daß das alte Gericht den Gästen immer wieder mundet und zu diesen Gästen nicht blos die lieben Landsleute gehören, sondern die Kostgänger sich von allen Enden und Ecken der civilisirten Welt zur Tafel drängen, — nicht zuletzt die Deutschen.

Man glaube nicht, daß ich des französischen Romanes spotten will. Ich bin vielmehr der Meinung, daß, wie jeder ordentliche Mensch, so auch der Romancier sich am Besten steht, wenn er sich darauf beschränkt, Das zu machen, was er gut machen kann. Und daß die französischen Romanciers ihre Sache gut machen: ich wäre der Letzte, es zu leugnen. Ich und wir Alle haben ihnen so viel zu danken. Und Mancher von uns wahrlich mehr, als er eingestehen möchte oder dürfte. Aber gilt, was ich hier von der Weisheit gesagt habe, mit der sich die französischen Autoren auf ihre heimische Stoffwelt beschränken, nicht eben so von der englischen Novellistik, die uns mit der ewigen Wiederholung der identischen Motive oft bedenklich auf die Nerven fällt? Von der russischen, der skandinavischen, der italienischen, schließlich mehr oder minder von den Romanliteraturen aller Kulturvölker, deren Produkte den Zauberreiz, den sie auf uns üben, oft weniger der Kunst der Verfasser verdanken als dem uns befremdenden Lokalkolorit, das den naiven Leser darüber wegtäuscht, daß ein Pferd immer ein Pferd bleibt, auch wenn es Cavallo genannt wird?

Noch Karl Gutzkow durfte Romane in neun Bänden schreiben, ohne seine Leser zur haarsträubenden Verzweiflung zu bringen. Als ich in den sechziger Jahren den gewagten Ausspruch formulirte, gute Romane müßten lang sein, und mit Feuereifer die Theorie praktisch durch vierbändige Romane zu erhärten suchte, nannte mein lieber Berthold Auerbach Das „unbändig“ und meinte, aller guten Dinge seien ihrer drei, weil er selbst sich mit drei Bänden begnügte. Heute herrscht unumschränkt der Einbänder, den man auf dem Bahnsteig billig erstehen, bequem in die Tasche stecken und eben so zwischen Anfangs- und Endstation der Fahrt durchblättern kann. Ob zum Vortheil oder Nachtheil der Erzählungskunst? Ein Anderer mag die Frage entscheiden. Aber auch diese Pflicht zur Abkürzung gehört zu den Zeichen des Verkehres. Friedrich Spielhagen.

Samuel Lublinski.

Die Persönlichkeit Lublinskis war in schroffen Gegensätzen seltsam zerrissen und klüftig aufgebaut. Es bedurfte einer schauenden Güte, eines wohlgesinnten Willens zur Erkenntniß, eines durchaus unbeirrbaren Verlangens nach Gerechtigkeit, um durch ihre Irrnisse und Schwächen hindurchzublicken, tief, bis an das Wesen. Und wer hinter den überlagernden Schichten geringerer Menschlichkeiten durchscheinendes Licht im Innersten dieses Mannes wahrnahm, mußte seine Häßlichkeiten und Fehler um so stärker empfinden. Es war darum ein bequemes, unkräftiges und auch vergebliches Bemühen, wenn gütelose Literaten versuchten, seine Mängel als sein Wesen darzustellen. Er war polemisch, doch vor Allem ein Kämpfer; gehässig, doch ein Hasser; er war persönlich, doch um eine Sache; er verneinte, doch um einer höheren Bejahung willen. Gerechtigkeit brauchte Lublinski, so ungerecht er selbst war; doch ist ein Unterschied, ob Einer ungerecht ist wie der Richter Adam, als ein Schalksnarr und heimlich Angeklagter, oder aus Inbrunst für eine Sache, ein Ziel, einen Willen, einen Auftrag.

Lublinski als Einsiedler der Schreibstube zu zeichnen, war leicht; so offensichtlich war diese Erkenntniß, daß sie sich beim oberflächlichen Lesen seiner Schriften von selbst ergab. Doch war es merkwürdig, daß eben die Schriften dieses Schreibtischmenschen an den Wänden anderer Schreibstuben ein vielfaches Echo aufriefen und daß dieser papierne Geist gehaßt wurde, wie im Allgemeinen Papier nicht gehaßt zu werden pflegt. Die Wahrheit war, daß Instinkt der Nothwehr ahnen ließ, was das Bewußtsein nicht erkennen oder anerkennen wollte: daß dieser Mann kein Mensch des Schreibtisches war, sondern eine von Ruß und Rauch verschwälte, aus reinen und unreinen Stoffen genährte, düster brennende Kraft. Lublinski war behaftet mit allen Vorzügen und allen Mängeln seiner ostjüdischen Herkunft; und wenn er in hohem Maße die Male der Ghettozeiten an sich trug, so barg er auch in sich die fanatische Gluth seiner Vorväter, Gluth des Denkens, Gluth des Willens, Gluth des Hasses. Alle diese Gluth verwandelte sich, rinnend durch den Intellekt, der die herrschende Kraft dieses Organismus war, zu Geist. Es ist sein Vorzug und sein Mangel, daß er ausschließlich Idee und Geist war, daß ihm Alles zum Problem ward. Doch ist es irrig und thöricht, Dies literatenhaft zu schelten; denn das Wesen des Literarischen ist eine ganz kleine, ganz an enge Interessen und Zufälligkeiten, an Anekdötchen und Personalien gebundene Unlebendigkeit. Lublinski aber war unlebendig, weil er nur noch Zeiten und Geschlechter sah und vergaß, daß ihre Zellen Tage und Menschen sind. Das Fleisch der Zeiten und Geschlechter ward gleichsam verbrannt von der Gluth eines Hirns, das sich mit allen Kräften und auf Kosten des gesammten Organismus speiste.

Hiermit ist auch die Art seiner Bücher gekennzeichnet. Für Dichter und Werke hat er ein geringeres Gefühl; doch er entblößt die Zusam-

menhänge, deren Theile sie sind, und wenn er Persönlichkeiten und Dichtungen zeichnet, trifft er besser Struktur und Idee, als er die eigentlichen dichterischen Elemente, schauende und sprachliche Macht, erfühlt. Seine dramatische und epische Produktion ist bedeutend nur in der Idee und in der architektonischen Energie; ihm mangelt jegliche dichterische Vitalität. Diese fragwürdige Produktion aber beeinträchtigte seine kritische Wirkung. Mit einem Schein von Wahrheit wurden Lublinskis klug gedachten, doch undichterischen Tragoedien von ihm mit Recht bekämpfte, dramatisch mangelhafte, doch von echter Dichterkraft durchblutete Stücke entgegengestellt: indem er nicht verzichten konnte, erweckte er den Eindruck, als ob die Erfüllung seiner strengen Forderungen nur auf Kosten der dichterischen Gestaltung und der sprachlichen Gewalt möglich sei.

Trotz Schwächen und Grenzen war Lublinski eine Persönlichkeit von starker Dynamik und ungewöhnlicher Breite. Seine Bildung und schriftstellerische Produktion erstreckt sich (von seinen literarischen Schriften abgesehen) über Bereiche der Politik, Volkswirthschaft, Soziologie, der Philosophie und Religion, Theologie und Sagenkunde, der Naturwissenschaft und Rassenforschung. Mit einer ahasverischen Energie brach er sich den Weg seiner Entwickelung. Er begnügte sich nicht; er nützte nicht aus; er verwendete nicht ins Breite: ein Wille zum Marsch war in ihm und trieb ihn vorwärts. Jedes Buch war errungene Kritik und organische Korrektur des vorigen. Auch diese Eigenschaft war doppelseitig. Denn nur die jeweilige Ueberzeugung galt und heftig griff er Jeden an, der in der Zeit der „Bilanz“ nicht Marxist, in der Zeit des „Ausgangs der Moderne“ nicht Antimarxist war; und mit dieser Vereinigung von Ausschließlichkeit und Wandelhaftigkeit verminderte er die Kraft und Stete seines Wirkens. Weil er aber wanderte, war er dankbar, wenn sich Wegebrecher und Wegeweiser zu ihm fanden, und er bekannte sich zu Einwirkungen auf seine Entwickelungen, die ihm, zum Beispiel von Paul Ernst, geworden waren.

Seine Wirkung entsprach der Größe seiner Begabung und Bedeutung nicht. Die ihn klein schalten, verkannten, im Bann einer undifferenzirten und rückständigen Psychologie, daß ein Mensch nicht klein sein konnte, der in solchem Maße sich aller Vortheile entschlug, keinerlei Kompromiß machte und sich in Trotz und Härte sogar vielerlei loyale Möglichkeiten der Wirkung vernichtete. Und trotzdem wird die Wirkung dieses Mannes groß genug sein; sie hat noch kaum begonnen, aber in den kommenden Jahrzehnten wird sie wachsen. In Vielen wird heute die Erkenntniß wach, daß in unserem geistigen Leben sich ein Ende und eine Wende vorbereitet, daß eine Grenze in die Zeit geschnitten wird. Lublinski hat Manches erkannt und formulirt, was landläufige Erkenntniß werden muß, wenn wir, im Interesse der deutschen und europäischen geistigen Allgemeinheit, eine Zeit der Verwirrung und Willkür, des Zweifels aus Unkraft und der bloßen Triebhaftigkeit überwinden wollen. In jeglicher Weise übte er an der herrschenden

modernen Geistigkeit fruchtbare Kritik. Er erkannte, daß die moderne Dichtung am religiösen Problem, am Verhältniß von Ich und Unendlichkeit gescheitert war. Er erblickte einen Grund für ihr Siechthum in dem Mangel an einer ernsthaften Stellung zur Politik. Er sah als die Aufgabe unserer neuen Generation das Schaffen großer synthetischer Formen (Hymnus, Epos, Tragoedie), die Ausdruck, Entladung, Krönung der durch unsere Zeit fluthenden civilisatorischen Energien zu sein vermöchten: die ästhetische Formulirung seiner Lehre, daß wir von Neuem an die Größe im Menschen glauben lernen müssen; denn Form war ihm nichts Anderes als Sittlichkeit in der Kunst. Sein bedeutendstes Werk, „Der Ausgang der Moderne“, ist mehr als ein vortreffliches literarisches Buch: es ist ein aus den Nöthen der Zeit erwachsenes, die Nöthe der Zeit bekämpfendes Werk, in seinen stärksten Theilen noch mehr als die Leistung einer Individualität; von der historischen Nothwendigkeit geschaffen mit Hilfe eines in diesem Sinn fast unpersönlichen und zufälligen Einzelnen.

Halensee. Ernst Lissauer.

Buchungen.

Der Widerwille gegen das Eindringen fremder Blicke in die Geheimnisse seiner Kasse scheint dem Menschen der kapitalistischen Zeit angeboren; und diese edle Scheu hat der dankbaren Welt die Bilanzkünstler geschenkt. Ueber Bilanzfrisuren, so kunstvoll sie auch sein mögen, wundert sich kaum noch Jemand. Die Vereinsbank in Frankfurt an der Oder, ein kleines Aktieninstitut, kam durch ihre Beziehungen zum berliner Grundstücksmarkt neulich in Verlegenheit. Die Presse beschäftigte sich mit den Transaktionen; die Depositenkundschaft wurde ängstlich; und die Probe aufs Exempel der Liquidität war nicht zu umgehen. Anfangs schien es, als solle das Institut durch die Dresdener Bank gehalten werden; aber es kam dann doch zu dem Beschluß, die Vereinsbank zu liquidiren, und die Dresdener Bank schuf sich in Frankfurt eine Filiale. Offenbar in der Absicht, der einst begönnerten kleinen Genossin die Nachlaßsorge zu nehmen. Die großen Banken sind flink, wenn sichs darum handelt, herrenlos gewordene Posten zu besetzen. Als die Leipziger Bank im Sterben lag, standen die Männer der Deutschen Bank schon auf der Schwelle des Totenhauses. Und bei den Unglücksfällen, die dieser größten Katastrophe im deutschen Bankenbezirk folgten, stellten sich immer die Erben unheimlich schnell ein. Die Erforscher der geschäftlichen Vergangenheit der Vereinsbank hatten nun entdeckt, daß es in der Bilanz ein fingirtes Konto gab; und die Verwaltung erklärte, ohne die mindeste Verlegenheit, solche Buchungen seien auch bei den Großbanken zu finden. Crimen laesae majestatis unter

allen Umständen, selbst wenn die Behauptung erweislich wäre. Das ist sie aber natürlich nicht. An der Oder handelte sichs um eine Manipulation, die bei der letzten Ausgabe neuer Aktien der Vereinsbank nothwendig geworden war. Ein Posten von 120000 Mark war nicht bezogen worden. Die handelsgerichtliche Eintragung ist aber davon abhängig, daß die Emission voll durchgeführt ist. Nun werden sehr oft nicht alle Aktien gleich bezogen. In solchem Fall tritt die Bank selbst in die Bresche und läßt für eigene Rechnung, meist durch Mitglieder ihrer Verwaltung, interveniren. Je angesehener das Institut ist und je solventer die verantwortlichen Personen sind, desto geringer werden die Bedenken gegen solche Nachhilfe sein. Ob sie jeder Prüfung ihrer Gesetzlichkeit Stand halten können: Das ist eine andere Frage. Die Vereinsbank hatte die 120000 Mark als Darlehen gebucht, das gegen Verpfändung eigener Aktien gegeben worden sei. Diese Transaktion hätte niemals das Licht des Tages erblickt, wenn das Institut nicht in Schwierigkeiten gerathen wäre. Wollte die Dresdener Bank wirklich, wie behauptet wird, die Aktien der Vereinsbank in Berlin einführen, so wäre ihr die eigenartige Lombardirung nicht entgangen; und dann hätte es, wie am Hof des dänischen Claudius, großes Aergerniß gegeben. Denn die Großbanken kämpfen für die Hebung der Bilanzmoral.

Deshalb wollen sie die Zwischenbilanzen verbessern, die vom Ideal der Vollkommenheit noch sehr fern sind. Allzu weit reichende Aufklärung wurde Dem nicht, der sich in diese Bimenstruationen vertieft hatte. Nun solls besser werden. Aber was man so über die Neuerungen hört, klingt nicht, als sei Ungeheures zu erwarten. Die Scheidung der Accepte in Verbindlichkeiten und eigene Trassirungen sollte sich von selbst verstehen. Die Klassirung der fremden Gelder nach den Fristen der Kündigung wird nützlich sein; und die Trennung der Effektenbestände nach der Art der Papiere wird die Erkenntniß der Qualitätunterschiede erleichtern. Aber im Ganzen wird man nicht viel mehr erfahren, als die Banken schon jetzt zu offenbaren für nützlich halten. Eine Vermögensaufstellung ohne Gewinn- und Verlustrechnung ist ein Torso. Die kurze Zeitspanne von zwei zu zwei Monaten macht zuverlässige Abrechnungen aber unmöglich. Die Gewinnziffern würden Schwankungen zeigen, die über das Maß der wirklichen Ergebnisse hinausgingen, da der Ausgleich, den der Jahressaldo bringt, hier fehlt. Der Vermögensstatus, mit dem man sich zu begnügen hat, giebt höchstens die Möglichkeit, die Veränderungen in der Liquidität der Bilanz zu berechnen. Damit ist wenig erreicht; denn bei diesen Rechenexempeln handelt sichs im Grunde auch nur um die Anwendung eines Schemas, das die fehlende Kenntniß des Innenlebens ersetzen muß.

Das wichtigste Stück jeder Bankbilanz ist das Konto der Debitoren, die bei einer Liquidirung des Vermögens den Ausschlag geben. Die „greifbaren Aktiva“ decken nur einen Theil der Verbindlichkeiten; auch sind sie nicht von gleich starker Schlagkraft. Zwischen barem Geld und Wechseln ist ein Unterschied; und Wechsel stehen wieder über der

Mehrzahl der Effekten. Als Zwischenstufen sind die Darlehen gegen Verpfändung von Waaren und Werthpapieren zu betrachten. Jede Rechnung, die die „Kriegsbereitschaft“ der Banken in Ziffern und Prozenten ergeben soll, lehrt die Bedeutung der Debitoren. Man braucht aber nicht so weit zu gehen wie der vorige Finanzminister Oesterreichs, Dr. von Bilinski, der, bei einer Interpellation über das Geschäftsverfahren des Wiener Bankvereins, meinte, daß eine „schablonenhafte Bilanzkritik“ Debitoren zu den illiquiden, Wechsel und Lombarddarlehen zu den flüssigen Aktiven zähle, obwohl es oft umgekehrt sei. Daß die Privatdiskonten, die man in den Aufstellungen der Großbanken findet, jemals „höchst illiquide“ sein können, ist eine kühne Behauptung. Die Banken haben stets Gelegenheit, die Wechsel an die Reichsbank weiterzugeben, wenn nicht etwa eine Sturmfluth von Diskonten die Kassen des Centralinstitutes überschwemmt. Die Greifbarkeit der Wechsel ist in ihrer Qualität und im Rückhalt an der Reichsbank begründet. Die Debitoren aber müssen die guten Eigenschaften in sich haben und sind nicht immer rasch verwerthbar. Man hat ja gesehen, wie gering die Erfolge sind, die mit der Diskontirung von Buchforderungen in Deutschland erzielt wurden. Und die Banken können noch weniger als irgendein Privatmann daran denken, ihre Außenstände auf diesem Weg zu verwerthen. Auch über die Herstellung einer Bilanz können die Meinungen auseinandergehen. Der Bankmann, der in der Werkstatt sitzt, kennt sein Handwerkzeug besser als der von draußen Zuschauende und will sich nicht gern „Etwas erzählen lassen“. Immerhin ists, auch in seinem Interesse, gut, wenn er das Fürchten nicht verlernt.

Weil man die Häuser, in denen das meiste Geld verwahrt wird, möglichst fest gebaut wünscht, werden die Grundrisse der Banken und die Solidität ihres Baumaterials besonders kritisch geprüft. Die Großindustrie pflegt vorsichtiger zu bilanziren, aber noch weniger zu verrathen als die Banken: aus Furcht vor dem Auge der Konkurrenten. Die Neugier des Aktionärs bleibt oft unbefriedigt. In der Generalversammlung des Rheinischen Aktien-Vereins für Zuckerfabrikation in Köln kam es zu Erörterungen, die allgemein interessiren. Die Gesellschaft lebt seit beinahe fünfzig Jahren mit schwankenden Erträgnissen. Die Aktien sind an die kölner Börse eingeführt (das Grundkapital beträgt 6 Millionen) und wohl zum großen Theil im Besitz der Familien, die das Unternehmen gegründet haben. In der Versammlung wurde die Bilanz getadelt, weil sie die Duplizität der Anlagen (Rohzuckerfabrik in Dormagen bei Köln und Raffinerie in Alten bei Dessau) in der Gewinn- und Verlustrechnung nicht zu klarem Ausdruck bringe. Ueberschuß und Geschäftsunkosten werden in je einem Posten ausgewiesen, so daß man nicht sehen kann, was auf Köln, was auf Dessau kommt. Die Verwaltung meint, solche Trennung sei, mit Rücksicht auf die Konkurrenz, nicht rathsam. Doch sehe ich nicht, welchen Nutzen andere Zuckerfabriken aus zwei summarisch angegebenen Salden ziehen könnten. Noch seltsamer wirkt das abgekürzte Verfahren bei den „Geschäftsun-

kosten“. Die sind mit rund zwei Millionen Mark ausgewiesen. Hier mußte zwischen Betriebskosten (Arbeiterlöhne, Kohlen, Rohmaterial) und anderen Geschäftsunkosten ein Strich gezogen werden; aus der allzu einfachen Gewinn- und Verlustrechnung kann man sich kein richtiges Bild von dem wirklichen Ertrag der Fabriken machen. Vielleicht wäre der ausgewiesene Ueberschuß von 570000 Mark verschwunden, wenn die Unkosten anders gebucht worden wären. In dem einen Posten ist aber auch die Summe enthalten, die den Saldo zwischen bezahlten und eingegangenen Zinsen darstellt. In der Bilanz steht ein Bankguthaben von 5¼ Millionen und ein Posten Werthpapiere mit 905000 Mark. Die Aufstellung gab über die Lebensäußerungen der beiden Vermögenswerthe keinerlei Aufschluß. Die befragte Verwaltung antwortete: Die Zinsen erscheinen im „Ueberschuß“ oder in den „Geschäftsunkosten“. Im letzten Jahr mußte die Gesellschaft mehrfach Kredit in Anspruch nehmen; hatte also mehr Zinsen zu zahlen, als sie einnahm. Darum sei der Zinsensaldo unter den Unkosten zu finden. Der Ertrag aus den Coupons preußischer Konsols steht also unter den Ausgaben! Grotesker kann die Wirkung einer abgekürzten Bilanzmethode sich kaum noch äußern. Daß die Verwaltung für angebracht hält, nur den Zinsensaldo zu verrechnen, mag allenfalls hingehen (obwohl die starken Schwankungen zwischen Bankschuld und Bankguthaben, die in der Eigenart des Zuckergeschäftes begründet sind, ihr Widerspiel in der Gewinn- und Verlustrechnung sichtbar machen müßten); daß sie aber auch diesen einen Posten nicht angiebt, ist nicht zu rechtfertigen. Eben so wenig, daß sie Zinsen aus einem festen Bestand von Werthpapieren mit den schwankenden Zinsen des geschäftlichen Betriebes in einen Topf wirft. Die Anlagen in preußischen Staatspapieren haben mit Bankguthaben oder Bankschulden nichts gemein. Die Verwaltung berief sich auf die Deutsche Treuhandgesellschaft, von der die Bilanz geprüft und gebilligt worden sei. Die Treuhandgesellschaft hat aber, wie jeder Bücherrevisor, nur die materielle Uebereinstimmung der Schlußposten mit den Angaben in den einzelnen Büchern zu prüfen. Die Form kümmert sie nicht. Sie kann deshalb nur bestätigen, daß die Bilanz mit den Büchern in Uebereinstimmung gefunden wurde, nicht aber, daß sie richtig aufgestellt sei. Sogar bei der Frage nach der Berechnung der Tantiemen wurde die Treuhandgesellschaft vorgeschoben. Tantiemen und Gratifikationen sind in einem Posten ausgewiesen. Man wollte nun wissen, wie hoch der Antheil des Aufsichtrathes sei. Die Unterlassung dieser Angabe ist mit dem Gesetz nicht vereinbar; hier ist kein Geschäftsgeheimniß, dessen Enthüllung die Gesellschaft schädigen könnte. Neugierige Aktionäre sind oft unbequem, oft auch unklug, manchmal aber nützlich. Abstumpfende Gewohnheit ließ die Grundsätze des Aktienrechtes allmählich verkümmern. Gedruckte Kritiken werden von den Kritisirten selten gelesen: da bleibt, als Warnunginstanz, also nur die Generalversammlung. Fragt, Aktionäre; aber versäumt nicht, Euch vorher gründlich zu informiren; sonst werdet Ihr ausgelacht. Ladon.

Drei Briefe.

I. Ein Großindustrieller schreibt mir:

Die Judenfrage ist wieder aus Tageslicht vorgedrungen. Professor Kohler hatte zu Taufe und Verschmelzung gemahnt und Walter Rathenau ihm erwidert. Die feine Feder, die hier einst von den Stammesgenossen mit dem nicht ganz passenden Anruf „Höre Israel!" mehr Bescheidenheit forderte, trat für bedingunglose Gleichberechtigung ein. Der Waffengang der beiden bedeutenden und von bester Absicht beseelten Männer hatte hüben und drüben Kundgebungen bewirkt; und Rathenau veröffentlichte seinen Briefwechsel mit einem altpreußischen Agrarier und rückte dadurch die Gegensätze noch einmal ins hellste Licht.

Nur in einem Punkt ergab der Meinungaustausch Uebereinstimmung: in der Geringschätzung des Judenchristen. Der wurde von Rathenau wie von dem konservativen Antisemiten als eine unbeträchtliche und unerfreuliche Begleiterscheinung der Zeit- und Streitfrage angesehen. Ist er es wirklich? Während Niemand vom Christen verlangt, daß ihm und Seinesgleichen das Bekenntniß mehr sei als ein äußerliche Gemeinschaft markirendes Band, wird der Jude stürmisch, unwiderruflich und für Lebenszeit von seinen Stammesgenossen reklamirt. Mit welchem Recht? Die Vorstellung, daß es eine jüdische Solidarität gebe, ist unhaltbar. Den durch Herkunft und Entwickelung, durch Anschauungen und Bedürfnisse unterschiedenen Juden muß das Recht bleiben, über sich nach eigenem Ermessen zu verfügen. Drängt persönliche Ueberzeugung zur Taufe, so ist der Uebertritt Gewissenspflicht. Die Fiktion, zu solchem Entschluß könne stets nur die Sucht nach Vortheilen treiben, wird durch die sehr große Zahl unabhängiger und sittlich untadeliger Judenchristen widerlegt (wobei noch nicht einmal auf die Nachkommen des Judenheros Moses Mendelssohn hingewiesen zu werden braucht). Viele quält das Bewußtsein, daß der nicht selbst gewählten Beschränkung auf eine enge Gemeinschaft seelisch werthvolle Güter, die Ersatz bieten könnten, sich nicht gesellen. Sie werden zu einem Glauben gezählt, ohne zu glauben, und werden von Leuten als zugehörig gefordert, zu denen sie nicht gehören. Sie wollen sich in größerer Gemeinschaft ausleben und auch da nicht unthätig und stumm im Winkel bleiben, wo sichs um die Landeskirche handelt, die im Leben der deutschen Nation noch immer eine Macht ist. Und unter ihnen ist sogar Mancher, der, wie vor anderen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, auch vor der hohen Gestalt des ersten Judenchristen das Recht auf liebende Verehrung fordert, ohne Rückblick auf die andere Gefühlsrichtung der Ahnen, die vor zwei Jahrtausenden den Anschluß nicht suchten oder nicht fanden. Die von jüdischem Empfinden Unberührten verlangen freie Bahn für sich und besonders für ihre Kinder, denen sie zum Ausgleich bevorstehender Entbehrungen nichts, aber auch gar nichts mit auf den Weg geben könnten. Nicht die Schlechtesten sinds, die sich zu solchem Entschluß aufraffen. Muth und Initia-

tive gehören dazu. Wenn auf diese Weise Mischehen herbeigeführt und erleichtert werden, so haben die Entschlossenen Nützliches gewirkt. Und Keinem geschadet.

Ein eifriger Philanthrop sagte mir neulich, auch mit reichen Mitteln gelinge es nur schwer, die fast bis zur Vernichtung verfolgten Juden Rußlands zur Auswanderung in die freien Gefilde südamerikanischer Staaten zu bringen. Sie fühlen sich nur in der Enge ihrer durch uralte Tradition geregelten Lebensverhältnisse wohl, in nächster Berührung mit einander. Wie mein Gewährsmann es nannte: „In Klumpen". Wer jüdisch empfindet, fordere von Gesetz und Gesittung Achtung und Rücksicht; aber er wolle seine Empfindung nicht von Anderen erzwingen.

Rathenaus schöne Empörung gegen handgreifliche Ungerechtigkeit ehrt ihn; und ich freue mich seiner offenen Rede. Die Regirung stellt er freilich vor schwere, vielleicht erst in ferner Zeit zu lösende Aufgaben. Sie hat im konstitutionellen Staat mit jeder Regung des Volksbewußtseins zu rechnen und ist wohl ganz froh, im Judenchristen ein brauchbares Kompromißobjekt zu finden. Denn der Widerstand gegen völlige Gleichberechtigung hat viel tiefere Wurzeln, als Rathenau glaubt, und wird nicht nur von Denen gefördert, deren Vorfahren einst die Schlachten des Alten Fritzen schlugen.

II. Ein Künstler bittet mich, zwei Briefe (aus zwei Jahrhunderten) abzudrucken, „die auch ohne Kommentar beweisen werden, wie sich Ton und Haltung deutscher Künstler im Verkehr mit gekrönten Herren schon geändert hatten, ehe die Zeit anbrach, deren nicht immer erfreuliche Seltsamkeiten wir jetzt erleben". Hier sind die Briefe:

Allerdurchlauchtigster Kaiser!

Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Eure Majestät wollen dem in tiefster Ehrfurcht Unterzeichneten, welchem der diesjährige durch die Gnade Eurer Majestät für Leistungen auf dramatischem Gebiet gestiftete Schillerpreis zu Theil geworden, Allergnädigst gestatten, Allerhöchstdemselben in Ehrfurcht auszusprechen, wie reich er sich durch die hohe Auszeichnung geehrt und wie tief er sich durch das Bewußtsein beglückt fühlt, daß ihm dieser Preis aus der Hand seines in tiefster Ehrfurcht geliebten Kaisers, Königs und Herrn zu Theil geworden ist. Eurer Majestät ruhmreicher Name wird in allen deutschen Herzen fortleben, so lange deutsche Herzen für die Wiederherstellung alles Dessen, was ihnen theuer, heilig und werth war, Dank empfinden; und durch die gnadenvolle Hand dieses erhabenen Herrschers so vor allem deutschen Volke ausgezeichnet zu werden, wie es dem Unterzeichneten durch Allerhöchstdieselben geschehen: Das ist eine Ehrenverleihung, wie sie größer nicht gedacht werden, eine Empfindung, wie sie reicher ein Herz nicht erfüllen kann. Eure Majestät haben schon mehrfach in huldreicher Herablassung den dichterischen Erzeugnissen des Unterzeichneten gnädige Aufmerksamkeit zu schenken geruht. Möchten Allerhöchstdieselben aus jedem sol-

chen Anlaß die Ueberzeugung gewinnen, daß es für das Wirken und Schaffen Desselben nur eine Richtschnur giebt und geben wird: den auf das Wohl des deutschen Vaterlandes gerichteten gnadenvollen Gesinnungen Eurer Majestät durch das Wort des Dichters Nachhall im Herzen des Volkes zu verleihen. In dieser Hoffnung und Gesinnung ersterbend.

Eurer Majestät
allerunterthänigster Diener
Berlin, am achtzehnten November 1884. Ernst von Wildenbruch.

Durchlauchtigster Herzog!
Gnädigster Herr!

Die fünfzehn Bände herzoglich bernhardscher Papiere habe ich am vorigen Freitag erhalten und übersende sogleich den schuldigen Empfangschein mit unterthänigstem Dank. Sie sind durch Eurer Durchlaucht gnädige Vorsorge zum leichteren Gebrauch so bequem eingerichtet, daß sie ganz appetitlich aussehen, und ich wünschte, mit meinen Vorarbeiten so weit zu sein, daß ich gleich dran gehen und sie nach einander durchsehen dürfte. Um aber nicht das Hinterste zu vorderst und unnöthige Arbeit zu thun, muß ich mich davon zurückhalten. Sie sind, wie ich beim flüchtigen Durchsehen finde, insgesammt von den letzten Tagen des Herzogs; und nun bedaure ich erst, aus eigenem Antheil, den Verlust der Schlacht bei Nördlingen, die nun auch mir nach so langer Zeit schädlich wird. Dagegen habe ich aus dem Diarium des Von Grün, das mir Eure Durchlaucht anvertraut, schon manches Merkwürdige ausgezeichnet; es wird mir, so viel ich noch übersehen kann, wohl die wichtigste Quelle bleiben, woraus ich meine Anlage wässern kann. Der Antheil, den Eure Durchlaucht an meiner Arbeit gnädigst nehmen wollen, macht mir sie doppelt werth und ich wünschte, auf die würdigste Weise dem Hause Sachsen, dem ich mich gewidmet habe, in einem seiner größten Männer meine Verehrung bezeugen zu können; ob ich gleich mir nicht mehr zutraue, als daß vielleicht meine Bemühung einen Anderen, der diesem Geschäft mehr gewachsen ist, aufweckt und reizt. Erhalten mir Euer Durchlaucht fernerhin guten Muth durch das unschätzbare Wohlwollen, dessen gnädige Zeichen und Ausdrücke ich auf das Dankbarste empfinde.

Von dem Hofbildhauer Klauer habe ich gehört, daß Durchlaucht vielleicht einige Stücke Stein zu einem Kamin brauchen könnten. Sollte der Fall kommen, so bitte um ein akkurates Maß, um sehen zu können, ob dergleichen Steine vorräthig sind, um sie alsdann auf Eurer Durchlaucht Befehl, entweder roh oder von unserem Künstler, nach einer genehmigten Zeichnung, bearbeitet, übersenden zu können.

Der Herzogin und des Prinzen Durchlaucht empfehle ich mich zu Gnaden und unterzeichne mich aus wahrster Ehrfurcht und Ergebenheit

Eurer Durchlaucht
unterthänigster Diener
Weimar, am achtundzwanzigsten Februar 1780. Goethe.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. März 1911.

Liquidation.

1905.

Alles wiederholt sich nur im Leben; und die Regirenden dürfen sich immer auf das schlechte Gedächtniß der Völker verlassen. Niemand will sich zu dem tapferen Bekenntniß, zu der nützlichen Erkenntniß entschließen, daß eine muthlose und kurzsichtige Politik, nicht das böse Trachten der Nachbarn, ihn in unbequeme Lage gebracht hat. Von Denen, die hörbar sind, Niemand. Wann hat eine Regirung je eingestanden, ihre Unzulänglichkeit habe eine Nothlage verschuldet? Und dürfte sie es, wenn sie regirende Macht bleiben will? Statt Klarheit zu gönnen, sorgt sie für dickes Nebelgebräu, aus dem nur ihre Unschuld mit silbernem Schimmer hervorstrahlt. Lange ließ sie ihre Treusten uns künden, Herr Theophil Delcassé, der die Auswärtigen Angelegenheiten der Französischen Republik leitete, sei so schlau, ein so gefährlicher Feind uns gewesen, daß er Deutschland beinahe völlig isolirt und das größte Reich der Erde zum Kriege gegen uns geködert hatte. In den sieben Jahren aber, die dieser Mann als Minister verlebte, war uns von den selben Leuten tausendmal erzählt worden, das Verhältniß zwischen den Nachbarreichen habe sich wesentlich gebessert, am Quai d'Orsay zeige man sich stets korrekt, sogar artig, der Deutsche Kaiser sei in Frankreich der populärste Mann, Delcassé ein ganz anderer Kerl als der antidreyfusard Hanotaux; und so weiter. „So habt Ihr damals oder heute mir gelogen. An was verlangt Ihr,

daß ich glauben soll?“ Nur, bitte, nicht an das Märchen, ein französischer Minister, dem auch geistig zum Riesenmaß mancher Zoll fehlt, habe aus eigener Kraft eine für Deutschland ungemein schwierige Situation zu schaffen vermocht. Wer daran glaubt, muß, trotz dem lauten Patriotenmaul, von der Macht seines deutschen Vaterlandes eine seltsame Vorstellung haben. Bei Euch ist Theophil in Ungnade gefallen, seit er nicht, wie die Firma Combes & Jaurès, Frankreichs einziges Heil in der Pfaffenfresserei sah und fand, die Austreibung der Mönche und Nonnen sichere der Republik noch nicht eine gedeihliche Zukunft. Muß man ihn deshalb in den Höllenpfuhl stoßen? Das mögen die pariser Jakobiner thun, die in ihm eine feindliche Partei treffen wollen. Mündigen Deutschen soll man nicht vorschwatzen, Britaniens Weisheit habe dem Wink dieses Knirpses gehorcht. Politik für die Eierfibel. Herr Delcassé war der Vertrauensmann Eduards von England, doch auch der Liebling des Herrn Loubet, dessen Bourgeoisbusen keinen Rachewunsch barg, der den Frieden auf der Zunge trug und nie von Krieg geträumt hat, und unsere Excellenzen sind sechs Jahre lang (dafür zeugt manches Schriftstück) sehr gut mit ihm ausgekommen.

Bis in die Zeit des franko-britischen Vertrages (Déclaration concernant l'Égypte et le Maroc) vom achten April 1904. Von diesem Vertrag hatte, ohne ihn zu tadeln, der Abgeordnete Arendt im Reichstag gesagt, Frankreich habe durch ihn Marokko erworben, und der Kanzler, dieses Kolonialabkommen gebe uns „keinen Grund, zu befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von irgendeiner Macht mißachtet oder verletzt werden könnten“. Bald nach dem Abschluß war Wichtiges geschehen. In London schien den Regirenden eine Schicksalsstunde zu nahen. Rußland gelähmt, eine deutsche Kolonie im Aufruhr, eine zweite in leicht zu beschleunigender Gährung, eine dritte unter Japanerfeuer, der Dreibund ein Bonmot von vorgestern, Italien für den Schlachtruf „In Gallos!“ nicht mehr zu haben: muß man die Gunst dieser Konjunktur nicht nützen? Dann wäre man vor Geschäftsstörungen sicher und brauchte nicht mehr zu hören, das Deutsche Reich müsse das Weltarbitrium und die Seegewalt an sich reißen, die es doch nur auf Englands Kosten erobern könnte. Dann brächte der einundzwanzigste Oktober 1905 eine würdige Jahrhundertfeier des Tages von Trafalgar. Noch aber wirkt der Burenkrieg nach; Tom-

my Atkins ist zum Popanz geworden und das Kapital hat keine „Meinung“ für Feldzüge; ohne reorganisirtes Landheer wäre der Erfolg des Unternehmens ja auch nicht sicher. Also lieber nicht losschlagen; aber für alle Fälle vorsorgen. In Asien und in Europa sich starke Helfer miethen. Dieses Ziel hatte Lord Lansdowne schon gesehen, als er den Aprilvertrag schloß; jetzt konnte man sacht weitergehen: vielleicht ließ Marianne sich in den Thalamos locken und stiftete zwischen dem neuen Ehegefährten und dem alten Hausfreund aus Nordost allmählich Frieden. Wollen wir den Kolonialvertrag nicht zu einem Schutzbündniß erweitern, das uns Beiden den Besitzstand gegen Anfechtung verbürgt? So fragt Englands Vertreter in Paris; und läßt durchblicken, daß ohne solches Kartell, das dann über Japan verfügt, Indo-China immer ein unsicherer Posten in Frankreichs Bilanz bleiben würde. Richtig; auch sonst verheißt der Antrag manchen Vortheil. Politisch: er würde den zwischen Deutschen und Briten möglichen Krieg, der für die Republik zunächst mindestens unbequem wäre, am Ende verhindern. Oekonomisch: noch ist das Wort wahr, England sei Frankreichs einträglichste Kolonie; im letzten Halbjahr hat Frankreich von Großbritanien 292 614 000 (von Deutschland nur 103 343 000) Francs eingenommen; mit solchen Kunden kann man gar nicht intim genug sein. Aber der Germanenschrecken lebt noch in den Gemüthern; man muß mit den Sozialisten und anderen Antimilitaristen rechnen; auch mit einer unzuverlässigen, manchem Einfluß offenen Presse; und schließlich sind die Herren Loubet und Delcassé Männer des Friedens, die Deutschland und seinen impulsiven kaiser nicht muthwillig herausfordern möchten. Der Werber aus Angelnland wird also dilatorisch beschieden. Da kommt die Kunde von dem Japanersieg in Mukden. Neue londoner Anfrage in Paris: Noch immer nicht? Ganz schön, denkt Delcassé, recht verlockend; die Sache hat nur einen Haken: wenn Deutschland nichts von Osten zu fürchten braucht, kann es seine ganze Macht über die Westgrenze werfen und, auch ohne Italien, mit uns fertig sein, ehe der Leu zum Sprung ausholt. Neues Dilatorium. Jetzt aber verändert sich in Deutschland das szenische Bild; changement à vue. Als der Kaiser aus dem Mittelmeer kam, hat er in öffentlichen Reden die Möglichkeit eines Krieges angedeutet. Nun werden die berliner Offiziösen mobil. Der sonst so höfliche Kanzler kleidet sich in ein mit Eisen-

farbe bepinseltes Gewand. „Vor einem Jahr sind wir von Frankreich schlecht behandelt worden. Kann nicht geduldet werden. Darf nicht geduldet werden.“ Koramirung Delcassés. Der Kaiser in Tanger. Preßkriegsgetümmel. Was will Das werden? Theophil sucht die Vorwürfe zu entkräften. Als es sich um Kreta handelte, ist in Berlin erklärt worden, das Deutsche Reich sei keine Mittelmeermacht und werde sich deshalb nicht in den Hader einmischen. Wars danach nöthig, ihm das Marokko-Abkommen offiziell mitzutheilen? Von der Absicht auf solche Vereinbarung hat der französische Minister schon im März 1904 den Fürsten Radolin unterrichtet; vier Wochen danach hat im berliner Auswärtigen Amt der Botschafter Bihourd mit dem Staatssekretär Freiherrn von Richthofen darüber gesprochen. In beiden Gesprächen hat kein Wörtchen verrathen, daß man das Fehlen einer offiziellen Anzeige als Inkorrektheit empfinde. Nach den ersten Alarmschüssen ist Herr Bihourd wieder in die Wilhelmstraße geschickt worden und hat dort gesagt, der ihm vorgesetzte Minister habe den Wunsch, jedes „Mißverständniß“ zu beseitigen. Der Minister selbst hat, als Dinergast in der Deutschen Botschaft, dem Fürsten Radolin „beruhigende Erklärungen gegeben“. Und Herr Bihourd hat seine mündlichen Versicherungen in einem Memorandum wiederholt, das Herr von Mühlberg „zur Kenntniß genommen hat“. Wer will dem am Quai d'Orsay Gebietenden also mit Fug nachsagen, er habe Deutschland absichtlich verletzt? Trotz Alledem geht der Lärm weiter; die Entschuldigungversuche werden in Berlin ignorirt; und Graf Tattenbach reist nach Fez. Kein Zweifel: Deutschland sucht einen Vorwand. Will entweder, obwohl Bülow am zwölften April 1904 den Gedanken weit von sich gewiesen hat, nun doch „ein Stück von Marokko fordern“ oder unser malheureux pays vor dem Erdkreis demüthigen; jedenfalls Rußlands momentane Ohnmacht benutzen, um sich die Westgrenzengefahr vom Hals zu schaffen. Dann sieht die Sache freilich anders aus. Doch der Retter winkt längst ja mit tausend Wimpeln über den Aermelkanal.

„Deutschlands Plan ist unsinnig; wir werden den Versuch, Frankreich zu demüthigen, nicht dulden.“ So soll schon im April Eduard der Siebente gesprochen haben; er wählte die selbe Reiseroute wie Wilhelm und säte Guinees, wo der Neffe artige Worte gespendet hatte. Am letzten Maitag (in Berlin war man mit den

Wundern der Kronprinzenhochzeit, mit den Lenzwehen der Kieler Woche vollauf beschäftigt) telegraphirte Herr Paul Cambon, Frankreichs kluger Vertreter am Britenhof, nach Paris: er sei zu der Erklärung autorisirt, daß die englische Regirung, unter dem Eindruck der seltsamen Haltung Deutschlands, zu Verhandlungen über ein Abkommen bereit sei, das die Interessen beider Großmächte gegen jede Bedrohung sichern könne. Dritte Werbung also; diesmal offiziell. Drittes Dilatorium; höchst höflich. Wenn der König von Spanien Paris verlassen habe, werde der Ministerrath den Vorschlag prüfen. Delcassé zeigt Cambons Depesche den Herren Loubet und Rouvier; und behauptet (mit Recht), sie sei am nächsten Tag in Berlin bekannt gewesen. Jetzt mengt sich auch Italien ins Spiel. Die Pflicht, zwischen Deutschland und Frankreich zu wählen, wäre heute sehr lästig und der Zwang, gegen das nach Crispis Beseitigung endlich wiedergewonnene Kundenvolk zu marschiren, könnte dem Haus Savoyen die letzte Grundmauer lockern. Der Minister Tittoni macht den ersten Versuch, das Terrain aufzuklären. Fragt Herrn Barrère, der in Rom mit skrupellosem Eifer die Geschäfte der Republik besorgt, ob Delcassé wirklich ein Ultimatum nach Fez gesandt und dem Maghzen mit der Mobilmachung der algerischen Truppen gedroht habe; dann würde das deutsche Heer sofort über die Vogesen vorgehen. Barrère glaubte, die Frage verneinen zu dürfen, erbat aber von Paris Instruktion. Seine Depesche kam am zweiten Juniabend an und wurde während des Zwischenaktes der Galavorstellung in der Comédie-Française von Rouvier und seinen geschaarten Kollegen angstvoll erörtert. Antwort nach Rom: Nie ist an ein Ultimatum gedacht, Saint-René Taillandier ist sogar eben erst ermahnt worden, schon wegen der Nähe Tattenbachs vorsichtig zu sein und zu „stoppen“. Herr Tittoni, der auch aus Berlin minder bedrohliche Nachricht erhalten hat, beruhigt sich völlig, als er von Englands Bündnißvorschlag hört; und Barrère kann bald nach Paris melden, der italienische Minister habe ihm gesagt: „Wenn Sie auf England zählen dürfen, haben Sie nichts zu fürchten; dann wird Deutschland nie wagen, Sie anzugreifen; un accord franco-anglais est la meilleure garantie de la paix en Europe.“ (Von einer Stütze des Dreibundes konnte man noch größere Zuverlässigkeit kaum verlangen.)

Diese Meldungen und Gerüchte hatten Herrn Rouvier ner-

vös gemacht. Dem alten Finanzroutier war der selbstbewußte und hochmüthig schweigsame Theophil, schon als Loubets Liebling und ami de la vertu, immer ein Gräuel gewesen. Besonders, seit er ihn über die Unvermeidlichkeit des russisch-japanischen Krieges nicht rechtzeitig unterrichtet und, als falschen Propheten, um einen Theil seines Ansehens in der Haute Banque gebracht hatte. Wenn man den unheimlichen Knirps jetzt ausschiffen könnte? Dann hätte Loubet keinen Spion mehr im Ministerium. Delcassé liefe nicht mehr als unantastbarer Vertrauensmann Nikolais und Eduards umher. Und Rouvier könnte sich als Retter des theuren Vaterlandes etabliren. Wer würde dann noch an den Panamagerichtstag erinnern, an dem er unter Keulenschlägen im Palais-Bourbon zusammenbrach? Das wäre die Renaissance. Dazu ist aber nöthig, daß die Franzosen überzeugt werden, die Republik schwebe in einer Lebensgefahr, die der seit sieben Jahren fast selbstherrisch regirende Minister für internationale Politik verschuldet habe. Das läßt sich durch Jaurès mühelos machen. Der wollte ja interpelliren. Hat über die blutige Schmach der Revanchepolitik schon Zeter und Mordio geschrien und dem deutschen Proletariat die Bruderhand hingestreckt. Dem sagt man: Nur Delcassés Schuld; und zeigt ihm entzifferte Diplomatendepeschen. Dann wird die Sache bestens besorgt. Und zu den Kollegen spricht man: „Kinder, wir überleben die sozialistische Interpellation nicht, wenn wir den Kleinen nicht vorher über Bord werfen". Alle dünnen und dicken ficelles werden gezogen; und keine versagt. Kriegsgefahr? Den Schreihälsen stockt der Athem. Jahre lang thaten sie, als lechze ihr wundes Herz nach dem Kampf um die Provinzen: und schlottern nun, da die Schicksalsstunde zu nahen scheint. Natürlich brauchen sie auch den traître, den Melodramenschuft, der das ganze Unheil angerichtet hat. Nach Trafalgar meinte Napoleon, das Richtige wäre, Dumanoir köpfen zu lassen, und behandelte Villeneuve so hart, daß der nicht ruhmlos besiegte Admiral sich ein Messer ins Herz stieß. (Der Kaiser hatte durch Stachelreden und barsche Befehle die Seeschlacht erzwungen, wälzte dann alle Schuld auf die Admirale und erwähnte den Tag, der den Briten die Gewalt über das Weltmeer gab, nur einmal, in dem denkwürdigen Satz: Les tempêtes nous ont fait perdre quelques vaisseaux, après un combat imprudemment engagé.) Nach Metz hieß der Sündenbock Bazaine, nach Langson Ferry. Das ist

des Landes der Brauch. Jetzt war Theophil an der Reihe. Von allen Seiten flogen die Kothklumpen ihm ins zerknitterte Gesicht. Er gehört wohl zu den Leuten, deren Eitelkeit im Unglück rasch ins Unermeßliche wächst. „Berlin zittert vor mir; nennt mich einen Don Juan, der mit allen Großmächten schäkert und von allen erhört wird. Graf Bülow will mit mir nicht weiter verhandeln. Ein solcher Kerl bin ich. Aber ein Minister, der tapfer nationale Politik macht, scheint hier nicht mehr möglich.“ So brüstete er sich im Kreis der Intimen. Er war reif geworden; und am sechsten Junimittag konnte der Finanzmächler ihn mähen. Meine Hand, schrie Maurice Rouvier in der gut inszenirten Ministerrathssitzung, meine Hand soll verdorren, ehe sie das von England angebotene Bündniß unterzeichnet. Dann: Später vielleicht; wenn wir die Marokko-Konferenz hinter uns haben, die ich so vorbereiten werde, daß sie uns nicht schaden kann; jetzt aber würde das Bündniß uns auf geradem Weg in den Krieg führen. Er hatte die Mehrheit der Minister für sich, Theophil ging und Moritz konnte, bevor er sich, als régent, im Bankdirektorium wärmt, das Vaterland retten.

Herr Delcassé wollte nicht mit der Britenflotte und den hunderttausend Steifleinenen (denen eine Randbemerkung Wilhelms das Horoskop stellte) über Deutschland herfallen; wollte keinen Angriffskrieg, sondern ein Defensivbündniß. Er glaubte, Marokko sei nur ein Vorwand; da die Verträge, die dem Deutschen Reich im Belad el Maghzen das Recht der meistbegünstigten Nation sichern, von keiner Seite angefochten werden, haben Kaiser und Kanzler zur Beschwerde ja keinen Grund. Wozu also plötzlich der Lärm? Die Fahrt nach Tanger, die Mobilmachung der Presse, die Mission Tattenbachs? Nachdem man ein Jahr lang den Aprilvertrag kaum der Erwähnung werth gefunden hat? Weil man uns, ehe Rußland sich erholt, vor die Frage zwingen will: Krieg oder Bündniß? Für diesen Fall dünkte der britische Antrag ihn nützlich. Wenn England, das eine franko-russisch-deutsche Verständigung, den Bund der Kontinentalmächte, als höchste Gefahr fürchten muß, für den Besitzstand der Republik bürgt, wird der Kaiser seine junge Flotte nicht aufs Spiel setzen und Europa hat Ruhe. Verbrechen? Nein: Mißverständniß. Delcassé und Lansdowne (richtiger: Eduard und Delcassé) glauben, Deutschland werde, wenn Frankreich nicht endlich aus dem Schmollwinkel rückt, die ultima ratio regum

nicht scheuen, und wollen sich gegen solche Noth durch eine Mutualversicherung schützen. In Berlin wiederum, wo man weder an zärtliches noch an gewaltsames Werben denkt, glaubt man, Frankreich plane im Bund mit England eine Offensive, und läßt durch Tittoni deshalb das Gelände sondiren. The comedy of errors. Daß Delcassé in Marokko zu schnell siegen wollte und den täppischen Taillandier zu spät an die Leine nahm, war sein schlimmster Fehler. Seine Schutzmaßregeln waren vom französischen Interesse, wie ers verstand und verstehen mußte, gefordert und konnten das wilhelminische Reich nicht kränken, das sich für saturirt erklärt und in frommer Inbrunst nur friedlicher Arbeit sich weiht. Detachementstaktik empfahl, ihn als Schwarzen Mann zu verschreien. (Wer den Esel nicht prügeln kann, schlägt den Sack, sagt Petronius Arbiter. Eduard war dem berliner Groll unerreichbar. Doch er wußte, daß Theophil für ihn litt, und hat noch den Gestürzten deshalb stets durch auffälligen Huldbeweis ausgezeichnet.) Holstein war ärgerlich, weil der Minister in Ostasien nicht in den von Courcel und Hanotaux gebilligten Weg einbiegen wollte und, statt sich mit dem Deutschen Reich zu verständigen, amtliche Fragen unbeantwortet ließ. Noch in diesen Märztagen aber konnten wir (im Matin, der den lehrreichen Briefnachlaß Waldeck-Rousseaus veröffentlicht) die Depesche lesen, in der Graf Bülow für den dem Freiherrn von Ketteler, Deutschlands in Peking ermordeten Gesandten, gespendeten Nachruf Herrn Delcassé ungemein herzlich dankt. Und daß der Kleine 1904 nicht den Dolus der Beleidigung hatte, ward schon durch das Marokko-Gelbbuch von 1905 erwiesen. Vierzehn Tage vor dem Abschluß des franko-britischen Vertrages hat er dem Fürsten Radolin die Frage (die der Botschafter selbst „indiskret" nannte) nach dem Inhalt und Zweck des Vertrages mit Angaben beantwortet, die unser Vertreter „ganz natürlich und vollkommen vernünftig" fand. Der in England veröffentlichte Vertrag ist von der pariser Regirung keiner der Mächte, die den Verhandlungen fern geblieben waren, mitgetheilt worden. Am achtzehnten April 1904 aber hat der Minister den Botschafter Bihourd ermächtigt, dem Staatssekretär Freiherrn von Richthofen die vom Fürsten Radolin am dreiundzwanzigsten März mit lebhaftem Dank aufgenommene Mittheilung zu wiederholen. „Wir denken, Lord Lansdowne und ich, nicht daran, das berechtigte Interesse irgendeiner Macht zu schädigen. Das können wir ohne Umschweife und ohne den

Schein eines Entschuldigungversuches sagen: denn es ist die Wahrheit und durch deren Enthüllung kann unsere Würde nicht geschmälert werden.“ Am neunzehnten April des nächsten Jahres erwidert er den Interpellanten (Castellane, Deschanel, Jaurès): „Ich habe gesagt und sagen lassen, daß ich zu jeder gewünschten Aufklärung bereit bin; und habe der Wiederholung nichts hinzuzufügen.“ Und erbietet sich, da ihn die Führer großer Gruppen getadelt haben, zum Rücktritt. Noch ists zu früh. Unter Rouviers Führung bitten die Kollegen ihn, im Amt zu bleiben. Die Behauptung, er habe im Vorsaal der Deputirtenkammer unfreundlich über die Politik des Deutschen Kaisers gesprochen, ist von seinen Feinden bis heute nicht als wahr erwiesen worden. Hat aber bewirkt, daß Wilhelm im Juni 1905 zu dem General de Lacroix sprach: „Er ist weg; jetzt werde ich Sie nicht mehr geniren.“ Die Nation und der Kaiser sollten glauben, Theophils Sturz sei, als die sichtbare Sühnung persönlicher Schuld, von Alldeutschland mit frommem Schauder zu feiern. Und Beide habens geglaubt.

1911.

Müssen wir nun knirschen, weil Herr Delcassé wieder auf die Höhe geklettert ist? Nein. Daß er ans Ziel kommen werde, war seit dem zwanzigsten Juli 1909 gewiß; seit er Clemenceau, den allzu witzigen Diktator, vom Thron gedrängt hat. Der hatte die Erinnerung an die Zeit, da er dem Flottenausschuß vorsaß und, trotz der ärztlichen Praxis, gegen die schleichende Marinekrankheit kein Kräutlein fand, mit der Frage abzuwehren versucht, was denn der Minister Delcassé für die Sicherheit der Landesvertheidigung gethan habe. Antwort: „Ich habe zwischen Spanien und Amerika, zwischen Britanien und Rußland vermittelt, mit Spanien, Italien, England Verträge geschlossen; habe uns überall Vertrauen und Freundschaft geworben und brauche das Urtheil über mein Thun nicht zu scheuen. Marineminister war ich nicht. Herr Clemenceau hat sich in zwei Aemtern, als Präsident des Untersuchungausschusses und des Ministeriums, der Patriotenpflicht entzogen.“ Rechts, links, in der Mitte lärmt langer Beifall. Der Diktator will das letzte Wort haben. „Herr Delcassé hat der Republik die schmählichste Erniedrigung ihres Lebens verschafft. Er wollte den Krieg: und mußte doch wissen, daß weder Heer noch Flotte bereit war.“ Von allen Seiten heult, pfaucht, prasselt die Wuth auf. Ein Kabinetschef,

der, um seine Rachsucht zu sättigen, vor dem Ohr der Menschheit sagt, Frankreich sei durch seine Ohnmacht gezwungen worden, erniedernde Schmach wehrlos hinzunehmen, ist unmöglich; darf niemals wieder im Namen Frankreichs sprechen. Delcassé triumphirt. Drängt sich aber nicht in die Nachfolge Clemenceaus. Er kann warten; und braucht die Zeit, um zuverlässige Bundesgenossen zu werben. Er kennt Herrn Pichon. Der wird, wenn ihm Eduard und Clemenceau nicht mehr die Rolle soufflIren, sich nicht lange in der Rampengunst halten; von Briand aber, dem Duzfreund, nicht dem Toben der Galerie geopfert werden. Briand selbst? Sicher der tüchtigste Mann, den die arme Republik heute hat. Ihr stärkster Regentenwille. Ein Aristides, dem der Muth zur Gerechtigkeit niemals fehlen wird. Doch Einer, der gerade auf dem höchsten Sitz leicht verwundbar bleibt. Ein wegen öffentlicher Verletzung des Schamgefühles verurtheilter, vom Barreau geächteter Sozialdemokrat, der in allen Schanksälen laut wider Kapitalismus und Militarismus gedonnert und die Söhne Frankreichs zur Weigerung der Wehrpflicht aufgerufen hat. „Mit der Hacke, dem Säbel, der Pistole und Flinte müßt Ihr in den Kampf ziehen. Ich werde Euch nicht tadeln, sondern, wenns so weit ist, in Euren Reihen mitfechten. In den Tagen eines Generalstrike ist die Armee das gefährlichste Hinderniß; eins, mit dem man rechnen muß. Ohne den Entschluß zur Gewaltthat kommen wir nicht vorwärts. Mit aller Kraft stemme ich mich gegen die abscheuliche, unzeitgemäße Lehre, die uns zwingen will, die Staatsordnung und das Eigenthum unter allen Umständen zu achten." So hat, fast im Ton des Kneipenanarchismus, Aristide Briand noch im Juli 1904 gesprochen. Fünf Jahre danach ist er Ministerpräsident: und zeigt, daß ihm das Amt gebührt. Er wirbt der republikanischen Staatsform da Anhang, wo die Sektentyrannei der Combes, Pelletan, Berteaux Ekelgefühle bewirkt hat, und wagt, sich zu dem Satz Adolfs Thiers, des ersten Präsidenten, zu bekennen: „La République n'est qu'un contresens, si, au lieu d'être le gouvernement de tous, elle est le gouvernement d'un parti, quel qu'il soit." Ohne ein Blutströpfchen verspritzen zu lassen, rettet er den Staat aus der Lebensgefahr der Eisenbahnsperre. Daß er den Staat von der Kirche trennte, hat ihn berühmt gemacht. Dennoch blickt auf ihn nun die Hoffnung Aller, die, gläubig oder ungläubig, die Nothwendigkeit nationaler Versöhnung erkannt ha-

ben. Den Genossen der Hetzjahre ist er der Verräther und Schandgeselle, der sich von Bänkern und Pfaffen als Büttel miethen ließ. Im Land heißts: „Da sieht man wieder, daß aus dem erprobten Briganten der beste Schutzmann wird“. Doch in der Kammer schrumpft die Mehrheit des Ministerpräsidenten, der gesagt hat, er wolle nur mit den Stimmen der Bergpartei regiren, und seitdem dieses Wortes Gefangener ist. Der den Feinden nicht mit der Faust droht, den Freunden nicht in Pfründen hilft. Vierzig Abgeordnete bitten ihn, Mann vor Mann, um ein frei gewordenes Unterstaatssekretariat; er schlägts Jedem ab und läßts unbesetzt. Nach einem mühsamen, glanzlosen Siege geht er. Weil er sich nicht verbrauchen wollte? Seine letzte Mehrheit war immer noch viel größer als die, deren Sprüche einst die Dritte Republik schufen und ihr drei Lustren danach Indo-China erhielten. Er konnte noch bleiben, wenn er Pichon in die Versenkung stieß. Das wollte er nicht. War wohl, im Wirbel der Salonfreuden und Kammerleiden, auch müde geworden. Der Aschermittwoch gebar ein neues Ministerium. Präsident: Herr Monis, Waldecks unbeträchtlicher Gehilfe. Kriegsminister: Herr Berteaux, der reiche Chef einer Börsenmaklerfirma, der das Heer verbürgerlichen will (und den Unteroffizieren drum erlaubt hat, in den dienstfreien Stunden Civilkleider zu tragen). Auswärtiges: Rechtsanwalt Cruppi, dessen Name nur einmal bisher ins Diplomatenohr klang: als er, in der Hauptverhandlung gegen einen in Haiti geborenen Unterpräfekten, der seine Frau getötet hatte, von haitischer Barbarei sprach und dadurch die Antillenrepublik zu eine Beschwerde zwang. Marine: Herr Delcassé. Der durfte endlich also wieder ans Licht.

Er konnte das Präsidium fordern; hatte aber gewiß nicht den Wunsch, für die Klüngelwirthschaft der Pfaffenfresser, denen er sich fürs Erste verbünden mußte, verantwortlich zu werden. Auch keine Lust, Pichons Erbschaft anzutreten. Den hat er selbst öffentlich nie getadelt. In aller Stille aber die Spähmannschaft aufgestellt, die jeden Mißgriff des Ministers im Lager ausschrie. Im Februar wurde Herr Pichon, der sich ein mächtiges Syndikat verfeindet hatte, sogar von Tardieu (Premier secrétaire d'ambassade honoraire) im gern offiziösen Temps angegriffen; war also fast ohne Stütze. Und das Schuldkonto, das man ihm vorhielt, war lang. Er hat versäumt, für einen klaren Plan zu sorgen, nach dem Frankreichs und Englands Vertreter im Gebiete der Türkei einträchtig han-

deln konnten. Er merkte nicht, daß Sir Adam Block und die Finanzagenten Cassels aus Konstantinopel ganz Anderes meldeten als Herr Laurent und die Leute der Banque Ottomane; und staunte dann, thatlos, als die Junge Türkei, deren Häupter sich einst der Französischen Republik feierlich verlobt hatten, eine unfreundliche Miene zeigte, durch Schroffheit das Scheitern des Anleihehandels bewirkte und mit deutschen und österreichischen Schatzscheinen der drängenden Geldnoth für ein Weilchen abhalf. Das konnte ein weiter blickender Staatsmann vermeiden; denn die Türkei bleibt auf Frankreichs Sparerkapital angewiesen. Auch zu dem Versuch, in Anatolien und Albanien Bahnkonzessionen zu angeln, war die Zeit schlecht gewählt. In Marokko ist es zwar, wie der Abgeordnete Deschanel, als Berichterstatter der Budgetkommission, anerkannt hat, leidlich gegangen; eine kräftigere Initiative wäre aber mit Muley Hafid und El Mokri längst ins Reine gekommen. Britanien scheint sich nach einer Verständigung mit Deutschland zu sehnen; leugnet öffentlich, daß die liberale Regirung sich Frankreich zu militärischer Hilfeleistung verpflichtet habe, und speist den Minister der Republik mit billigen Komplimenten ab. Noch schlimmere Enttäuschung kommt von Osten; von der nation alliée et amie? Die wendet sich wieder nach Asien, möchte das von Japan zerstörte Prestige in China erneuen und schwächt sich dadurch für jede ernste europäische Aktion. Die russischen Truppen werden von der deutschen Grenze zurückgezogen; und in Potsdam Verhandlungen begonnen, deren Ziel ein deutsch-russischer Orientvertrag ist. Wird Frankreichs Stimme in Petersburg, wie eines armen Verwandten, jetzt überhört? Wußte Herr Pichon nichts von der Entblößung Polens, dem nahen Konflikt mit China und der potsdamer Einigung? Erfuhr ers nicht früher als die Fernsten? Er stammelt. Vor einem Jahr hat er gesagt, Rußland, Frankreich und England seien entschlossen, den mit der Bagdadbahn zusammenhängenden Fragen gemeinsam die Antwort zu suchen. Nun hat Rußland sich darüber auf eigene Faust mit den Berlinern verständigt; und England scheint bereit, auf seinen Widerspruch zu verzichten, wenn die am Persergolf mündende Endstrecke unter internationale Aufsicht gestellt wird. Wo ist nun die Frucht all der Bündnisse und Freundschaften, von denen, seit dem Jahr 1904, Frankreich das Heil erwartet? An Eduards Tod und an der britischen Reichskrisis ist Herr Pichon eben so unschuldig wie an Ruß-

lands chinesischen und persischen Sorgen. Schuldig nur an der schlechten Frisur, mit der diese nouveautés vor die Zuschauer traten. Daß Herr Delcassé den Freund Briands aus dem Machtbereich drängen, aber nicht sofort beerben wollte, ist leicht zu verstehen. Im Marineministerium giebts besser lohnende Arbeit. Wer daran mitwirkt, daß die alte Klage über die Mängel der Flottenverwaltung endlich verstummt, darf auf den Dank aller Republikaner rechnen.

Und dann sogar an eine friedliche Vereinbarung mit dem Deutschen Reich denken. Ein höheres Ziel kann der kühnste Gallierehrgeiz heute nicht schauen. Auch wenn die préoccupations angoissantes de notre diplomatie, von denen Herr Jonnart, der Generalgouverneur von Algerien, in seinem Abschiedsgesuch sprach, wieder weichen: auf die nahe Möglichkeit einer den Sieg über Deutschland verbürgenden Koalition bleibt kaum noch die schmächtigste Hoffnung. Wir haben zwei Jahre lang uns vor allen Geräuschen, die als Zeichen furchtsamer Unruhe zu deuten wären, gehütet; und werden nun (oft wars hier vorausgesagt worden) wieder zu Geschäftsabschlüssen aufgefordert. Darf der Deutsche deshalb schon wähnen, ihm leuchte eine neue Sonne? Dann dürfte jeder Liquidant jubeln, dem am Schalter für den Jahresschluß Zahlung verheißen wird. Entsagung hat uns beliebt gemacht. Wir haben auf Marokko, Abessinien, Persien, auf die Expansion nach Asien und Afrika verzichtet und dafür eingehandelt, was von offizieller und offiziöser Beredsamkeit längst als uns gehörig aufgezählt worden war. Die potsdamer Illumination konnte nur in der Finsterniß mit dem Reiz festlicher Ueberraschung wirken. Daß ein schwaches und seiner Schwachheit bewußtes Rußland fühlbare Feindsäligkeit gegen das Deutsche Reich meiden müsse, war dem jüngsten Lehrling der Diplomatie kein Geheimniß. Und schon im Bottnischen Busen und vor Swinemünde hat Nikolai Alexandrowitsch gesagt, Wilhelm werde ihn nie unter Deutschlands Feinden finden. Frohlocket nicht zu früh! Eine Politik würdiger Passivität ist einer Großmacht, die im Jahr 1911 für ihre Wehr dreizehnhundert Millionen ausgiebt, noch nicht als Meisterleistung zu buchen. Die Wahrung des Status kann Briten, Franzosen und Russen genügen; nicht uns, denen in vierzig Jahren nichts Beträchtliches zuwuchs. Wir haben nichts zu fürchten. Zu hoffen? Nicht jede versäumte Stunde bringt ein heller Morgen zurück.

In eigener Sache.

Herr Professor Wilhelm Ostwald hat jüngst in einem Feuilleton („Das Schuldeutsch auf der Anklagebank“, Berliner Tageblatt vom achten Februar 1911) meine „Kritik der Sprache“ erwähnt. Ich glaube beinahe, daß es in freundlicher Absicht geschah. Aber auch eine unfreundliche Absicht, die just ich nicht herausgelesen habe, wäre ein gutes Recht des Herrn Professors gewesen. Er empfiehlt eine anonym erschienene Schrift über das Elend der deutschen Schulsprache und macht sich den kleinen Scherz, seine Besprechung mit einer Parallele zwischen dieser Schrift und meinem Buch einzuleiten. Auch diese Stilübung geht mich nicht an.

Aber Herr Professor Ostwald nennt meine „Kritik der Sprache“ eine leidenschaftliche Anklageschrift, die ich „gegen die Sprache im Allgemeinen und die deutsche im Besonderen in die Welt geschleudert“ habe. Wieder ist es das gute Recht des Herrn Professors, nicht zu wissen, was auf den zweitausend Seiten meines Buches steht, nicht zu wissen, daß mein Buch sich erkenntnißkritisch gegen das Werkzeug der Vernunft wendet, gegen die menschliche Sprache überhaupt, nicht pädagogisch gegen die deutsche Orthographie und Dergleichen. Ich darf aber protestiren, wenn der Herr um einer Stilübung willen von meinem Buch die Unwahrheit behauptet, daß es sich irgendwie gegen die deutsche Sprache wende. Ich bin in diesem Punkt so empfindlich, daß mich der Vorwurf beinahe wie eine geistige Verleumdung getroffen hat.

Ich lehre seit mehr als zehn Jahren, im Gegensatz zu der dogmatischen Sprachwissenschaft, daß Entlehnung in der Geschichte jeder Sprache eine entscheidende Rolle spielt; ich zerstöre damit den Glauben an die Eigenheit, an die Persönlichkeit der Muttersprache. Aber ich habe auch gesagt, daß ich in mir selbst „besonders stark das Bewußtsein finde von der Zufallsgeschichte meiner Sprache und zugleich besonders stark die Liebe zu dieser Muttersprache“. Ich habe gesagt, das Handeln des Menschen werde nicht von seiner Einsicht bestimmt. „Eben so wenig braucht die Einsicht, daß die Einzigkeit, Persönlichkeit und Unvergleichlichkeit der Muttersprache eine Illusion ist, die Liebe für diese Muttersprache, die Liebe zu Vaterland oder Volk irgendwie zu schädigen“. Ich habe mich überall zu der Schwäche bekannt, die deutsche Sprache zu lieben. Wer auch nur auf einer der zweitausend Seiten meines Werkes ein Wort der Anklage gegen meine Muttersprache findet, Der mag die

Stelle dem Herrn Professor verrathen. Daß Dieser selbst mein Buch gelesen habe, will ich nicht glauben.

Das Buch, das von dem Professor Ostwald mit meinem verglichen wird, trägt den Titel: „Die Deutsche Schulsprache ein Todfeind des Deutschthums; von einem Deutschen“. Es wird nicht überall ernst genommen werden, weil es oft wie toll über sein Ziel hinausschießt, weil es von heute auf morgen eine völlig verunglückte neue Orthographie und neue Wortformen einführen will und weil es die ungünstigen Folgen unserer Sprachschwierigkeiten maßlos übertreibt. Der Verfasser meint sogar, das Verdienst, die deutsche Schulsprache zu säubern, werde größer sein als Bismarcks Verdienst um die Einigung Deutschlands; und der Mehrwerth der deutschen Produktion werde, nach der Säuberung der Sprache, gleich einige Milliarden betragen. Trotz Alledem verdient die Schrift Beachtung; nicht nur um ihrer frischen Grobheit willen, sondern, weil sie die Forderung der einheitlichen lateinischen Schrift und die Forderung eines menschenwürdigeren Schulunterrichtes wirksam vertheidigt. Nur gerade Professor Ostwald, trotzdem ihm von dem anonymen Verfasser sein Weltruf mehrfach verbrieft wird, hätte eigentlich diese Schrift nicht empfehlen dürfen: denn Ostwald ist in Deutschland der namhafteste Vertreter des Esperanto oder des Neu-Esperanto; und der Anonymus will sein „Jugenddeutsch“ zum Esperanto der Welt machen. Nach seiner Phantasie soll die deutsche Sprache mit Hilfe der vorgeschlagenen Verbesserungen die übrigen Weltsprachen besiegen.

Ich wundere mich aber nicht darüber, daß Professor Ostwald sich auch für diese radikal scheinende Sprachänderung begeistern konnte. Die Chemiker haben einmal eine Neigung zu künstlichen Sprachen. Im Jahr 1668 erfand Bischof Wilkins für Rede und Schrift eine internationale Weltsprache; es ist bis heute der gründlichste und kühnste Versuch dieser Art gewesen. Aber auch damals soll (nach einem Scherz von Leibniz) ein einziger Mensch diese Sprache erlernt haben: Boyle, ein wirklich genialer Chemiker, der Reformator seiner Wissenschaft.

Ich habe meiner Muttersprache nicht den Krieg erklärt, ich habe keine neue Sprache und nicht einmal eine neue Orthographie erfunden. Es ist also ganz in der Ordnung, daß Professor Ostwald meine „Kritik der Sprache“ nicht kennt. Dann soll er aber auch nicht öffentlich über ihren Inhalt reden.

Meersburg. Fritz Mauthner.

Kohlendiebe.*)

Auf der Donau ein goldener Morgennebel. Tief über dem Wasser ist er dicht und milchfarbig. Weiter oben, hinter den ofener Thürmen, scheint es, als zerflössen die Sonnenstrahlen im Nebel. Es ist ein goldiger Dampf, ein kalter, lockerer Goldschaum, wie ihn trunkene Alchemisten in ihren Träumen geschaut haben. Und am Ufer langen die Bäume in den Nebel hinauf, ragen in den goldigen Rauch empor und baden darin ihren spärlichen rostrothen Blätterrest, die Fetzen ihres Laubes. Alles zerschmilzt in dem herbstlichen Brodem. Wie ein altes verwischtes Pastellbild ist diese Landschaft.

Ein mächtiger Schatten wälzt sich den Uferweg entlang. Langsam, schleppend. Dazwischen hört man Schreie; aber es sind dumpfe, anheimelnde Laute, wie wenn wir in einer Stube säßen. Der große Schatten kämpft gegen den Nebel an; schwerfällig ringt er sich durch. Jetzt sieht man bereits, daß es ein Fuhrwerk ist, mit Kohlen beladen. Auf dem Bock sitzen drei lustige Patrone. Es sind Ladenbergleute, schmierige städtische Kohlenträger. Was wissen Die von den Schächten und Stollen, vom Grubenwetter, von der dunklen Gluth, der bleichen Angst? Ihre Kohle ist ein gezähmtes Mineral, kein lebendiges, mörderisches Wesen mehr, sondern ein verendeter schwarzer Klumpen. Vorn am Wagen sind zwei magere Gäule eingespannt, deren Ahnen noch wild herumgalopirten, mit ihren Hufen das Erdreich zerstampften; die Enkel aber ziehen an einem Kohlenwagen. Auf diesem Gefährt ist die Kohle eingepfercht. Eine armsälige, graue, zerstückelte, staubige Materie, zu einem elenden unorganischen Hausthier degradirt. Und die drei falschen Bergleute beherrschen zugleich die Thiere und den schwarzen Stein. Sie wirken komisch, weil sie einem Bergknappen so wenig ähneln wie der Metzgergehilfe einem Hirten, der das Vieh hütete, als es noch nicht Fleisch war, sondern ein Thier.

Sie rufen. „Haho! Wir stecken im Nebel!“ schreit Einer. Der Andere ruft laut: „Hoo!“ Er klettert auf den Wagen, auf die Spitze des Kohlenhaufens.

„Hinunter!“ kommandirt der Dritte.

„Dort das Gestrüpp.“

Der Erste spuckt aus. Und meint weise: „Na, versteht sich!“

Irgendwas fällt plumpsend hinab. Der oben steht, schleudert ein mächtiges Stück vom Wagen. Der schwarze Stein stürzt, rollt über

---

*) Herr Joseph Vezzi bittet mich, mitzutheilen, daß er diese Skizze seines Landsmannes Molnar (dessen Lustspiel „Der Leibgardist“ seit einigen Wochen im berliner Kleinen Theater aufgeführt wird) in seiner Zeitschrift „Jung-Ungarn“ zu veröffentlichen beabsichtigt, die allmonatlich ein Bild der „politischen, geistigen und wirthschaftlichen Kultur Ungarns“ geben und auch im Deutschen Reich dem Magyarenland (dem, nach Manches Meinung, verkannten) Freunde werben will.

den Rasen, rennt auf das Gestrüpp zu, duckt sich darunter und bleibt stehen. „Vorwärts!“ Der Andere will den oben Stehenden ermuntern.

Da ... Wieder ein Gebüsch. Der Kutscher nickt mit dem Kopf: „Ins Gebüsch!“

Und wieder saust ein Stück Kohle in den Nebel hinaus. Es stößt auf die Erde und bricht entzwei. Rauscht gegen das Gesträuch und versteckt sich dahinter.

Mühsam ziehen die beiden Mähren an ihrer Last. Sie fühlen nicht, wie diese Ladung nach und nach abnimmt, das Gewicht allmählich geringer wird. Die Physik ist die Summe sehr kühler und unmoralischer, sehr ungerechter Thesen. Das weiß ich wohl; ich würde sonst sagen, daß die Last des Fuhrwerks nur darum nicht abnahm, weil sie sich auf unmoralische Weise verringerte. Schade, daß wir nicht um tausend Jahre früher gelebt haben. Damals hätten unter zehn Leuten mindestens neun geglaubt, daß hundert Pfund hundert Pfund geben, wenn auch zwei davon gestohlen wurden. Heute glaubt unter Zehn nur Einer daran: der Kohlenhändler.

Unsere Burschen stahlen also; wobei sie sich köstlich unterhielten. Stehlen scheint eine sehr lustige und vergnügliche Beschäftigung zu sein. Vielleicht gar so amusant, so kurzweilig, so beglückend, wie der ehrsame Broterwerb düster, trostlos und bitter ist. Stehlen doch am Liebsten die Menschen, die sich am Meisten nach Zerstreuung und Lustbarkeiten sehnen: Kinder und Frauen. Darüber sind wir uns selber nicht klar. Der Enkel meines Urenkels wird einst von dem Jubel der Menschen berichten, wenn die Seelen von der unermeßlichen Last befreit sein werden, mit der die Heiligkeit des Eigenthums auf unser Leben drückt.

„Vorwärts! Vorwärts!“ Heiter klang der flotte Marsch von den Lippen der Kohlendiebe.

„Hoopp!“ Da flogen die Kohlen des Herrn Kleinberger. Ein Stück nach dem anderen. Die größten, dicksten. Gewaltige Flöze, reichlich genug, um damit einen Ofen zur Hälfte zu füllen.

„Vorwärts! Ins Gebüsch, gradaus ins Gebüsch!“ „Ja, versteht sich!“ brummte der Baß. Sie vergnügten sich über alle Maßen. Es war sicherlich ein ungemein prickelndes Gefühl, genußvoller als das Kartenspiel, berauschender als Alkohol.

Die Methode war übrigens so alt wie die Kohle selber. Erst einen Haufen Kohle aus dem Wagen schleudern und sie dann auf dem Rückweg Stück vor Stück wieder auflesen. Sogar die Kohle mußte, sofern sie nur Verstand besaß, entzückt davon sein. Wie doch der Mensch sich so gar nicht ändert! Jahrtausende sind nöthig, um aus dem braunen Lignit bläulich-schwarzes Anthrazit zu gestalten. Die Kohle aber wurde schon in braunen Jugendjahren von den Pfahlbauern auf die selbe Art gestohlen. Und wenn sie sich einst in eine graue Staubmasse verwandelt, werden sie die Luftschiffer nicht anders stehlen.

Den letzten großen Klumpen stießen sie vor der Hafenbrücke hin-

ab. Da hatte nämlich die Zeile der Büsche ein Ende. Tutsik, droben auf dem Gipfel des Kohlenhaufens, mochte die Hände nicht gern unthätig in den Schoß legen. Er bedauerte, so sehr gekargt zu haben. „Zweimal wenigstens hätte ich noch schmeißen sollen“, dachte er, als er sich an zwei dichte Sträucher erinnerte, die er nicht versorgt hatte. So mag der Sterbende auf sein Leben zurückblicken. Es giebt immer solche Gebüsche, an denen wir vorübergehen. Und jede Viertelstunde ist ein ganzes Leben voll Unterlassungen. Sechzig Jahre oder eine Viertelstunde: einerlei; auch, ob wir zu nehmen oder zu geben versäumt haben.

Am Thor des Gasthauses erwartete sie schon der Pförtner. „Ihr seid mir aber pünktliche Leut'!“

„Wann sollen wir denn kommen?“

„In aller Frühe, wie es sich schickt.“

Der Wagen hielt. „Links, dann nach hinten!“ rief der Thorwart herrisch. „Das Kellerloch steht offen.“ Und da sie noch immer zögerten, rüffelte er sie: „Vorwärts!“

Es war aber nicht mehr das begeisterte „Vorwärts“ des Diebesmarsches. Dies war schon der Appell eines hoheitvollen Pflichtbewußtseins. Das klang düster, beschleunigend, öde, wie die Pflicht selber. Es scholl nicht mehr von den Lippen der Diebe, vielmehr sprach es der Thorwart aus, der sich auf Kohlendiebstahl nicht verlegt. Gott bewahre! Er stiehlt Hemden. Er stiehlt Handtücher. Er nimmt einen höheren Rang ein, sieht verächtlich auf das Rohmaterial herab. Er ist ein Kulturdieb: ihn gelüstet es nach Industrieerzeugnissen.

Der Wagen bog um das vierstöckige Gehöft; und schon rollte donnernd und krachend die Kohle in den Keller. Sie polterte dröhnend über die Bretter und ein Donnerschlag folgte dem anderen.

„Da hat man Kohle gebracht!“ murmelten einige späte Gäste. „Der Herbst ist da.“

Vom Keller her vernahm man in ununterbrochener Aufeinanderfolge das Poltern und Sausen der Kohlenlawine.

„Der Winter naht!“ sagte sich das üppige ältliche Stubenmädchen, das gewisse, dem man zweimal zu läuten pflegt. Sie guckte durch die Bodenluke. Der Nebel lichtete sich schon. Er hatte das Gold der Sonne aufgesogen, erwärmte und verflüchtigte sich. Die herrlichen, lauen, goldgelben Sonnengarben ergossen sich über die Gegend. Die Donau war ein einziger fließender Opal. Gärtnerinnen fegten, sich in den Hüften wiegend, die vergilbten Blätter weg. Es war ein stiller, lieblicher Herbstmorgen.

Das dralle Frauenzimmer hatte vom Bodenfenster aus einen Dienstmann gesichtet. „Er kommt schon“, flüsterte sie. Dann eilte sie ins Erste Stockwerk hinunter, an die Thür Nummer 20. Sie klopfte an. „Gnä' Frau, der Dienstmann ist da mit seinem Handwagen.“

Frau Witwe Sikoro saß auf dem Sofa zwischen vollgepfropften Körben und Koffern. „Die höchste Zeit“, brummte sie. „Horch?“ Sie

spitzten die Ohren. Grollend rollten die Kohlen in den Keller hinab. „Der Winter ist da!“

Ein untersetzter jüdischer Dienstmann klopfte an und trat ein: „Küß' die Hände!“

Frau Witwe Sikoro erhob sich schwerfällig vom Sofa. Sie war eine kränkliche, sehr alte Frau. Sie sagte mit einem Seufzer: „Na, also, vorwärts!“

Das klang noch ernster als zuvor von den Lippen des Pförtners. Dies „Vorwärts“: es war ein echter Laut. Vorwärts in den Tod, vorwärts zum Abschied, vorwärts in den stillen Friedhof neben die anderen alten Weiber. Frau Witwe Sikoro stahl nicht mehr. Vielleicht war sie darum so traurig. Von ihr ließ sich kein Mensch und kein Ding mehr stehlen.

Der Dienstmann war ein kleines Männchen, ganz roth im Gesicht. Eine goldene Uhrenkette baumelte an seiner Weste. Man sah ihm an, daß er sein Auskommen hatte und gerade auf dem Ansprung war, sein Geschäft mit irgendeinem Spediteurladen zu vertauschen. Diese Umzugsgeschäfte auf dem kleinen Karren waren, so zu sagen, die letzten Akkorde seiner Dienstmannszeit. Aus dem reichsten Dienstmann wird nun der lumpigste Spediteur.

Nach zehn Minuten lag die ganze Gabe der Witfrau auf dem Handwagen. Während er das Zeug mit einem Strick festband, mengte er deutsche und ungarische Worte kunterbunt durcheinander. Darauf schob er die rothe Mütze auf seinem Schädel in den Nacken und rief: „Josef!“ Auf diesen Ruf kam ein Mensch hinter dem Gasthaus hervor. Es war das Zugthier des Dienstmannes. Ein zerknittertes, schimmelgrünes Gesicht, eine seelenlose, thierische, hohlwangige Karikatur mit unregelmäßig gewachsenen Borsten über den Lippen. Der arme Kerl wirkte, als sei er gar nicht so schäbig und häßlich, habe aber einmal in einen billigen, gesprungenen, ordinären Spiegel geblickt und müsse seitdem mit dem Gesicht herumstolziren, das er darin gesehen hatte. An seinen Beinen schlotterte eine allzu weite Hose und die Aermel seines Rockes reichten ihm bis an die Fingernägel. Irgendein Schmerbauch mochte ihm seine abgelegten Kleider geschenkt haben. Dieser hagere, grüne Josef spannte sich vor den Karren und legte sich in die Deichsel. Mühsam, gequält zog er den Karren. Der kleine alte Dienstmann hatte den Rollstuhl der Witwe angefaßt und schritt mit seiner leichten Last munter hinter Josef her. Er kam ihm zuvor und nun bewegte sich der Zug im langsamen Trott vorwärts: voran der Rollstuhl, hinterdrein der Dienstmann, darauf Josef, zuletzt der Karren mit den Habsäligkeiten der Witwe Sikoro.

Als sie auf den Weg heraufschwenkten, den soeben die Kohlenträger passirt hatten, grüßte der Dienstmann den Polizisten. Der Dienstmann grüßt immer den Polizisten. Der Dienstmann grüßt alle Welt, weil bei seinem Geschäft ein großer Bekanntenkreis die Hauptsache ist, dessen Erhaltung nur erfordert, daß man entweder die Jours

der Leute besucht oder sie bis zum Ueberdruß grüßt. Er wählt das Grüßen.

Während sie mit dem knarrenden Gefährt über den Weg schleichen, bleibt auf einmal das grüne Männchen stehen. Es hebt den Kopf, wie ein Hund, der Etwas wittert. „Herr Eislitzer!“ sagt er leise.

Der Dienstmann bleibt stehen. Der ganze Zug hält an. Habt Ihr schon einen Lastträger gesehen? Während er unter der Last keucht, häuft sich in ihm der Ekel gegen sein Handwerk an. Dennoch verrichtet er seine Arbeit. Wenn er dann vor Ekel überschäumen möchte, genügt ein einziger Laut, eine ungewohnte Bewegung, Etwas, das ihn aufschreckt: und er bleibt stehen. Müdigkeit und Unlust genügen nicht, ihn aufzuhalten.

„Herr Eislitzer!“ wiederholte der Grüne.

„Na, was giebts?“

„Eigenthümlich. Mir scheint, da liegen Kohlen.“

„Was sagt der Mensch? Kohlen?“

„Feine Kohlen. Seit wir diesen Weg fahren, will es damit gar kein Ende nehmen. Zuerst dachte ich an einen Zufall. Dann wars aber dort eben so; vor einer Weile wieder und jetzt wiederum. Die Träger wollen die Kohle stibitzen.“

„Aha!“ machte Herr Eislitzer.

Im nächsten Augenblick stand der Rollstuhl sammt dem Fahrzeug verlassen auf der Straße. Die Deichsel schob sich seitwärts gegen das Ufer zu, als blickte sie ihnen nach. Die beiden Männchen aber kribbelten unten am Wasser im Kehricht unter den Sträuchern herum. Sie flüsterten geheimnißvoll. Ab und zu bückten sie sich, um einen Klumpen aufzulesen. Sie nahmen sich aus wie zwei seltsame Bestien: zwei elende, ausgemergelte Stadtthiere, die Kohle weiden. Herr Eislitzer nahm ein prächtiges, glänzendes Stück in die Hand. Er schaute es verliebt an und wog sein Gewicht. „Das allein hat seine fünf Kilo.“

„Da... da... wieder ein Stück!“ hauchte der Andere lüstern. „Komm, Liebchen!“

Herr Eislitzer blickte herum. „Unerhört!“ Und fügte hinzu: „Dort wieder!“

Sie klaubten auf, was sie konnten. Der Lastträger kicherte: „Sind pfiffige Leut'! Verstecken die Kohlen für uns.“

„Für uns?“ fragte der Dienstmann. „Wieso für uns? Warum denn für uns? Meinen Sie wirklich, daß Die es für uns thaten?“

„Na freilich!“ sagte der Andere.

Und sie blickten einander verdutzt an, denn Beide hatten die Hände voll Kohlen. Endlich fand sich Herr Eislitzer zurecht: „Legen wir das Zeug auf den Wagen.“

Gesagt, gethan. Hierauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Von fern her, in der Richtung des Gasthauses, rauschte ihnen ahnungsvoll das dumpfe Gepolter der Kohlen, die in den Keller rollten, nach.

„Die werden die Augen aufreißen, wenn sie zurückkommen und

vergebens herumschnüffeln. Wird aber nichts mehr zu holen sein!" murmelte Josef strahlend und zog aus Leibeskräften an dem Karren, daß ihm war, als müsse er vergehen.

Aber weiter unten blieben sie nochmals stehen. Unter einem Strauch dunkelte ihnen ein so riesiges Stück entgegen, daß dem Dienstmann der Athem in der Kehle stockte.

„Unglaublich!" rief er. „Und so was stiehlt man!" Er schoß darauf zu. Keuchend kam er damit wieder. Er ließ es in der Sonne funkeln. Es war in der That ein Prachtexemplar. Ein feines, mächtiges Stück von dunklem Glanz; an etlichen Stellen schimmerten gelbliche Erzflecke. Der Dienstmann warf es auf den Karren. Er schaute auf Josef. Der schneuzte sich und zog eine verschmitzte Fratze. Er schmunzelte unter seinem spärlichen Borstenbart. Plötzlich zog auch Herr Eislitzer das Gesicht in Falten. „Ich mache die Anzeige." Er faßte den Rollstuhl an und schob ihn mit einem Ruck vor.

„Ja, in den Kerker mit dem Diebesgesindel!" Der Lastträger lachte hämisch, schielte aber dabei immer auf die Sträucher.

„Ich zeige die Kerle an", wiederholte Herr Eislitzer und jagte hinunter, um ein neues Stück zu holen. Von unten rief er Josef zu: „Klauben Sie auf, was Ihnen in den Wurf kommt. Ich bringe Alles vors Gericht."

Anfangs nahm ers mit der Anzeige und der Rückgabe vielleicht gar nicht so ernst. Bisher hatte ihm nämlich die moralische Grundlage dafür gefehlt, die halbwegs gestohlene Kohle aufzulesen. Mit dieser Erklärung jedoch war die moralische Rechtfertigung und die Befugniß für die Kohlenlese gefunden. Ist sie erst auf dem Wagen zwischen den Kisten und Körben, so wird sich das Uebrige schon finden.

Sie stapften Schritt vor Schritt vorwärts und blieben nur manchmal unter den blätterlosen Bäumen auf der Straße stehen. Der Karren war schon ganz schwarz von der Menge Kohlen. Sie banden den Rollstuhl ans Fuhrwerk und auch Herr Eislitzer spannte sich an die Deichsel. Beide zogen nun das Gefährt. Sie schritten lautlos neben einander, doch Josef war neugierig, zu erfahren, was mit den Kohlen wohl geschehen werde. Es war kalt. Heute oder morgen bricht der Winter herein. Ein kleiner, spinnbeiniger Eisenofen erschien vor seinem Geist, tüchtig geheizt; er glühte förmlich. „Wie angenehm!" fuhr es ihm durch den Sinn. Herr Eislitzer dachte an ganz Anderes. „Ich kann die Kohle verkaufen", sinnirte er. „Im Haushalt ist jeder Kreuzer nothwendig. Das ist reiner Gewinn. Eine prachtvolle Kohle!"

Am Horizont tauchte plötzlich ein Wachmann auf. Herr Eislitzer wurde roth wie seine Mütze. Zuerst entfuhr ihm der Ruf: „Aha!" Der Wachmann war ein energischer, schneidiger Magyare. Strenge und Ueberlegenheit thronten auf seinem Antlitz.

„Ja, ja", brummte Herr Eislitzer ohne bestimmten Grund. „Wie spät ists?" fragte er das kleine Männlein, schielte aber auf den Wachmann hinüber.

Der kam allmählich näher. Da blieb der Dienstmann stehen, spannte aus und lüftete die Kappe. „Die Kerle sollen mich kennen lernen!" raunte er Josef zu. Und eilte dem Wachmann entgegen. „Bitt' schön," sagt er, „wo finde ich hier ein Polizeiamt? Irgendeine Wachstube oder die Hauptmannschaft? Ich habe eine Anzeige zu erstatten."

Der Wachmann trug in einem kleinen rothen Bündel sein Mittagessen. „Was ist schon wieder los?" fragte er unwirsch.

Herr Eislitzer wies mit dem Finger auf die Kohlen: „Was sagen Sie dazu? Na, was sagen Sie? Blicken Sie hin, dort unter den Sträuchern; sehen Sie?" Er fing zu erzählen an. Der Polizeimann hatte sein Bündel auf den Boden gelegt. Dann sah er sich die Kohle an. Da kam vom anderen Ende der Straße ein zweiter Wachmann heran. Den zuvor der Dienstmann gegrüßt hatte.

„Ja," sagte er, „mich hat schon der Mauthaufseher aufmerksam gemacht. Der hatte einen ganzen Haufen zusammengeklaubt, als ich vorbeiging."

(Auch er? Dachte Herr Eislitzer.)

„Das langt für eine ganze Woche", meinte der erste Wachmann. Der andere sagte: „Was da oben liegt, reicht für zwei Wochen aus. Ich bin das Ufer entlang gegangen. Ich sah unter jedem Busch ein Stück."

Jetzt erschien auch der Mauthaufseher in seinem mit Messing beschlagenen Rock. Er stieß athemlos hervor: „Dort, am Wasser, Herr Kommissär, am Rand... Das Wasser spült nichts fort..." Plötzlich fiel sein Blick auf die Kohlen im Wagen. Ein Lächeln huschte über seine Züge. Auch er liebte die Kohlen.

„Ei", sagte er. „Sie haben die Stücke aufgelesen?"

„Pardon!" rief Herr Eislitzer. „Wir haben die Anzeige erstattet."

Da standen sie nun in einem Knäuel. Der Wachmann mit seinem rothen Bündel, ein armer Hausmeister in Ofen, Vater von sechs Kindern (schätze ich) und der andere, dem man es vom Gesicht ablas, daß er sich gern niedergelegt hätte, um achtundvierzig Stunden hindurch in einem Zug auszuruhen. Dann Herr Eislitzer nebst seinem Gehilfen, dem elenden Zugthier, das sich von wässerigem Kaffee, ungesäuertem Brot und warmem, mit Mehl gemengtem Wasser nährte. Endlich der Mauthaufseher, der auf einem Ponton in einer kleinen, mit einem runden Fensterloch versehenen Kabine hauste und im Winter mit den Bretterabfällen heizte, die er während des Sommers aus der Donau gefischt hatte. Sie Alle waren arm und elend, Opfer einer ungesunden Wohnung und eines entsetzlichen, aufreibenden Geldmangels. Lauter herabgekommene, hohlwangige Bauersleute, außer Herrn Eislitzer, der reich war, weil er einmal im Tag auch Fleisch genießen konnte.

„Wir nehmen sie fest, sobald sie zurückkommen", rieth der Mauthaufseher. „Ich war im Gasthaus droben und sah, wie sie den Wagen leerten. Sie müssen gleich wieder da sein."

Der Lastträger lächelte. Er freute sich, wenn er daran dachte, daß die Kerle hinter Schloß und Riegel kämen. Aber es war ihm leid um

die schönen Kohlen. Der Mauthaufseher nahm ein Stück in die Hand und scherzte: „Käme mir just gelegen!“ Das breite, erzwungene Lachen sollte den Ernst seiner Worte verdecken. Er schaute aber dabei so schmerzlich, so sehnsüchtig auf die Kohle, daß Herr Eislitzer nicht umhin konnte, zu sagen: „Legen wir sie wieder auf den Karren!“

„Einheizen!“ sagte der Lastträger. „Gut einheizen, wenn der Frost kommt.“ Er kraute sich am Kopf. Er hatte Angst vor der Kälte. Sie war ihm nur zu wohlbekannt. Das schlug in sein Fach, in drei Teufels Namen!

Die beiden Wachleute schwiegen. Die wußten schon, daß man herrenloses Gut nicht begehren dürfe. Dieses Gefühl, sie hatten es bereits durchkostet: beim ersten Börsenfund, bei dem ersten überfahrenen Menschen, in dessen Taschen sie von Amtes wegen nach vier Gulden zweiundsechzig Kreuzer fahndeten, bei dem ersten zerlumpten Taschendieb, dem sie die entwendete Uhrkette abrangen. Diese Uebung, dieser Drill in der Ehrlichkeit verlieh ihrem Antlitz einen Ernst, der fast den Eindruck machte, als wäre es ein aufrichtiges moralisches Gefühl. Es ist ein Handwerk, das man sich aneignen kann. Wie der Tischler seinen Hobel handhaben lernt, so träinirt sich der Wachmann in der Ausübung der Ehrlichkeit. Darin eben besteht seine Amtsthätigkeit. Und wenn er zwölf Stunden lang ehrlich gewesen ist, je nun, dann ist er müde und legt sich aufs Ohr, um zu schlafen.

Des Lastträgers Ehrbarkeit wurzelte darin, daß er in der starken Eigenart des Herrn Eislitzer völlig aufging. Hätte sich Herr Eislitzer mit den gestohlenen Kohlen durch eine der Nebengassen gedrückt, wahrlich, er wäre nicht zurückgeblieben und hätte sich darüber, daß es ihnen gelang, mit der Kohle durchzubrennen, nicht minder gefreut, als es ihm bei dem Stand der Dinge Vergnügen bereitete, daß die Anzeige von Erfolg gekrönt war.

Herrn Eislitzers Ehrsamkeit beruhte auf seinem Wankelmuth. Wer zögert, ist schon ein moralisches Wesen. Was ist Unentschlossenheit? Eine künstliche Pause, die den Zweck verfolgt, eine Frage durch ein von außen kommendes Ereigniß beantworten zu lassen. Wer zaghaft stiehlt, gleicht dem Lügner, der stammelt. Der hilflose Lügner überstürzt sich in Worten, um Zeit zu gewinnen, damit Etwas geschehe, das weitere Ausflüchte überflüssig macht. Das sind die Kämpfe des Körpers, der Materie gegen die allgemein herrschenden Grundsätze.

Der Mauthaufseher endlich stahl nicht, weil eben alle Anderen nicht gestohlen hatten und durch die Verkettung der Umstände auch er der ehrlichen, die Rechtsordnung schirmenden Gesellschaft angehörte.

Der Lastträger zeigte in die Ferne und rief: „Sie kommen!“

Wirklich: die Ladenbergleute kamen zurück. Die Pferde gingen im Trab. Der Kutscher saß allein auf dem Bock. Die zwei Anderen standen auf dem Wagen und schauten ernst, sehr ernst drein. Sie witterten bereits die Gefahr. Irgendwer mußte die Kohlen aufgeklaubt haben. Und nun trachteten sie, sich in Sicherheit zu bringen. Als sie

der Gruppe ansichtig wurden, zog der Kutscher die Zügel an. Der Wagen fuhr jetzt im Schritt. Die vor einer Weile noch so lustigen Gesellen merkten nun, daß sie in gefährlicher Lage seien. Und die Gruppe stellte sich in die Mitte des Fahrdammes.

„Hoho!“ brüllte Herr Eislitzer. „Halt, Ihr Burschen!“

Der Mauthaufseher schritt auf den Wagen zu und packte das eine Pferd am Halfter.

„Was giebts?“ fragte der Kutscher mit unschuldiger Miene. Der Aermste wußte schon, worum es sich handelte.

Die Wachleute schoben Herrn Eislitzer weg. Die Burschen entstiegen dem Wagen. Die Zeugen wurden ins Merkbüchlein eingetragen. Darauf löste sich von der Gruppe der leere Kohlenwagen und fuhr mit dem eingeschüchterten Kutscher davon. Der Kutscher besitzt einen Ausweis, er ist zu jeder Zeit auffindbar. Und nun setzte sich auch der Zug in Bewegung. Voran die Wachleute, zwei hungrige, arme, übernächtige Polizeiknechte, mit den schmierigen Gesellen, die Beide auf einem dürftigen Lager schliefen, täglich drei Stunden. Dann kam Herr Eislitzer mit dem Rollstuhl, an seiner Seite der Mauthaufseher, verliebte Blicke auf die Kohlen werfend. Sie waren allesammt Zeugen. Nun gings in die Wachstube; natürlich. Die Kerls sollen sie kennen lernen! Schließlich folgte mit den Habsäligkeiten der Witwe der Schimmelmensch, verschmitzt lächelnd, als wollte er sagen: „So gebührts Euch“, die Brust von Stolz geschwellt, weil auch er ja Zeuge war. Sie sollen ihn kennen lernen!

In der lieblichen, lauen Oktobersonne führten sie einander in den Kerker; wegen einiger lumpigen Kohlenstücke der Firma Kleinberger. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, einen Diebstahl zu leisten; trotzdem blieben sie ehrlich, sie Alle: Ankläger und Angeklagte, Zeugen, Denunzianten, Verbrecher. Unter ihnen war kein Unterschied als der, daß der Eine ein grünes, der Andere ein rußiges Gesicht, der Eine einen Kalpak mit weißem Federbusch und eine gedrillte Ehrlichkeit zur Schau trug, der Andere eine Matrosenmütze mit Messingbeschlag und ein übertriebenes Pflichtbewußtsein, der Dritte aber einen schwachen Willen hatte. Dennoch überwachten sie einander, weil sie der Zufall zusammengeführt hatte und ein heuchlerisches Lügengewebe, in das die Machtinhaber sie seit Jahrtausenden eingesponnen hatten, zusammenhielt. Sie gingen mit einander, weil die Mächtigen dem Einen ein Schwert um den Leib geschnallt, dem Anderen eine rothe Mütze in die Stirn gedrückt hatten und diese Handvoll kümmerlicher Gestalten in der bunten Maskerade einander überwachen lehrten. Einen düstereren Zug, einen, der mehr zu Scham und Fluch, zu Bitterkeit und Wuth reizt, hat die Welt kaum je erblickt.

Aber Niemand sah ihn. Außer der Witwe Sikoro, die in einer Droschke vorüberflog. Und Frau Sikoro verstand von Alledem nichts; denn sie dachte an den Tod und an den schönen Gottesacker, wo die anderen müden alten Frauen, Reihe an Reihe, begraben liegen.

Budapest. Franz Molnar.

Goethe für Jungens.

Offene Antwort an Professor Dr. Geiger.

Sehr geehrter Herr Geheimrath, ein Zeitungausschnittbureau, das dadurch wohl meine Kundschaft erringen wollte, hat mir Ihren Aufsatz über den „Goethe für Jungens“ (aus der „Zukunft“ vom achtzehnten Februar 1911) übersandt. Nach einer Unmenge lobender, und zwar verständnißvoll lobender Kritiken hatte ich mich nach verständnißvollem Tadel gesehnt und Ihren Artikel mit Freude begrüßt. Bald aber merkte ich, daß Sie mich gar nicht gründlich genug getadelt haben; denn Sie haben mein Buch leider nur flüchtig gelesen. Ihre Angaben fordern durchweg Richtigstellung und Widerspruch. Sie fragen, ob ich denn wirklich glaube, „daß aus Fausts Monologen, aus seinen Gesprächen mit Wagner nicht gar Manches der Jugend anzuvertrauen sei?“ Gewiß. Im „Goethe für Jungens“ stehen Faustens Gottesbekenntniß, der Osterspazirgang und andere Stellen aus beiden Theilen des Faustdramas. Auch den Werther und Wilhelm Meisters Lehrjahre habe ich nicht ganz ausgeschieden, wie Sie behaupten. Eine der schönsten Stellen aus Werther, den bekannten Brief vom zehnten Mai, habe ich abgedruckt; eben so einen größeren Abschnitt aus den Lehrjahren und das Harfnerlied.

Die übrige Kritik hat rühmend hervorgehoben, mit welcher Liebe und Sorgfalt ich Goethes Prosa (auch die der Briefe und Gespräche) nach Lebensregeln, nützlichen Anleitungen und sittlichen Lehren durchforscht habe, während Sie thun, als böte der „Goethe für Jungens“ nichts davon. Ich muß Sie auf die Abtheilung „Gutes Wort“ aufmerksam machen, ferner auf die durch das ganze Buch zerstreuten Sprüche („Talismane“ nennt sie Goethe). Mein Bestreben war, diese Sprüche nach Möglichkeit dorthin zu stellen, wo sie unmittelbar zur Nutzanwendung drängen, mitten in ein Erlebniß, wo sie selber leben, nicht nur belehren, was für Sie „in erster Linie“ in Betracht kommt. Goethe sagt: „Lehrbücher sollen anlockend sein; Das werden sie nur, wenn sie die heiterste, zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft darbieten“. Und darum finde ich auch die Anekdoten, Schwänke, Scherzgedichte und Kleinigkeiten, die Sie verbannen möchten, ganz am rechten Fleck.

„Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen. Altklug lieb' ich Dich nicht. Munter! Begreife mich wohl!“ Begreifen Sie, Herr Professor? Aber vielleicht werden Sie auch diese schönen, bedeutungvollen Worte für „nichtssagend“ erklären, wie Sie es bei anderen Versen Goethes thun.

Auch die Worte „Kleine Kränzchen“, die Sie mir als „undeutsch“ vorwerfen, sind von Goethe:

„Wir wollen kleine Kränzchen winden,
wir wollen kleine Sträußchen binden
und wie die kleinen Kinder sein.“

Warum ich als letzte Strophe des Rattenfängerliedes die erste nochmal wiederholte, will ich Ihnen auch verrathen, da es ja, wie Sie meinen, außer dem Herausgeber „keinem Menschen verständlich sein dürfte“. Aus einem sehr einfachen Grund: weil bei Goethe unter der letzten Strophe in Klammern „Von Anfang“ steht.

Der Titel meines Buches, den Sie fürchterlich finden, ist nicht vom Verleger, sondern von mir, ja, indirekt von Goethe selbst. Die Form „Jungens“, an der Sie sich wohl stoßen, war Goethe lieb und geläufig, er gebrauchte sie in Briefen, Gesprächen und Dichtungen; und wohl jedem Leser fällt der Vers ein:

„Johannisfeuer sei unverwehrt,
die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
und Jungens immer geboren.“

Nun zu meinen „Fälschungen“ und „schulmeisterlichen Verbesserungen“. Das Gedicht „Befreiunglied der Deutschen“ mit der Fälschung „Um die Freiheit ists zu thun“ ist sammt dem Titel und der Fälschung Hendels Ausgabe von Goethes Gedichten (Seite 367) entnommen. Meine „schulmeisterliche Verbesserung“ in Klärchens Lied („Wir schießen hinterdrein“ statt „darein“) entstammt der Cottaschen Jubiläumsausgabe. Ich muß mich darüber wundern, daß Sie, selbst ein Mitarbeiter an dieser vorzüglichen Ausgabe, sie nicht zu Rath gezogen haben, bevor Sie so häßliche Anschuldigungen gegen mich erhoben. Unangenehm muß auch berühren, daß Sie in Ihrem Aufsatz meinen Text an vierundzwanzig Stellen entstellt wiedergeben. Da Sie mich der Fälschung zeihen, hätten Sie darin etwas sorgsamer zu Werk gehen können.

Daß ich Etliches gekürzt habe (nirgends aus Pruderie, sondern, weil ich das kindliche Fassungvermögen nicht mit Unverständlichem und daher Unwirksamem ermüden wollte), daß ich manchen Titel leicht veränderte, habe ich in meinem Vorwort selbst erwähnt und gerechtfertigt, außerdem die veränderten Titel im Inhaltsverzeichniß deutlich angegeben. Sie haben da also keine besondere Entdeckung gemacht. Neu, vollkommen neu war mir dagegen, was Sie über das Puppenspiel vom Doktor Faust sagen: daß es nicht Goethes Quelle, daß es ein stinkender Morast sei, beim Lesen keinen Genuß bereite und daß der Eingangsmonolog eine blöde Sudelei sei. Die von mir benutzte und nur wenig veränderte Fassung des Puppenspieles ist die von Simrock. In dieser Fassung war es Goethe allerdings nicht bekannt. Das „wage ich nicht zu behaupten“. Aber ich behaupte erstens, daß das Puppenspiel Goethes nächste Quelle war (wie er selbst sagt: „Die bedeutende Puppenspielfabel klang und summte gar vieltönig in mir“); zweitens, daß die Fassung, in der Goethe das Puppenspiel kennen lernte, nicht mehr existirt; drittens, daß von allen vorhandenen Fassungen die Simrocks die beste und für Kinder verständlichste ist. Ihrer Geringschätzung des Puppenspieles halte ich Simrocks Urtheil ent-

gegen, der in seiner Vorrede sagt: „Von dem Werk des großen Meisters wird es (das Puppenspiel) nicht in Schatten gestellt; es ist in seiner volkmäßigen Art eben so kühn und geistreich erfunden und durchgeführt, als Bühnenspiel runder und von stärkerer, wenn auch nicht so tiefgreifender Wirkung. Außerdem hat es als die nächste Quelle Goethes, so wie Lessings und Maler Müllers, eine große Bedeutung.“ Ist auch Simrock „wirklich so von allen guten Geistern verlassen“?

Zum Schluß will ich bekennen, daß Sie auch in Manchem Recht haben. In das Gedicht „Gutmann und Gutweib“ hat sich eine Lesart eingeschlichen, die falsch ist und die mir trotz sorgfältiger Korrektur entgangen ist. Ich danke Ihnen für Ihre Feststellung, obwohl es nicht nöthig gewesen wäre, mir deshalb gleich schulmeisterliche Absichten unterzuschieben. Auch muß ich Ihnen zustimmen, wenn Sie sich gegen die übermäßige Reklame wenden. Der „Goethe für Jungens“ hat sie, Gott sei Dank, nicht nöthig.

Meiningen. Dr. Rudolf Frank.

Herr Geheimrath Geiger, dem diese Erwiderung vorlag, erklärt, daß er eine Duplik nicht für nöthig halte, und schrieb mir: „Was ich über das Buch gesagt habe, entspricht meiner Ueberzeugung; und ich kann nur hinzusetzen, daß in unserer Gesellschaft für Deutsche Literatur ein hervorragender Schulmann den Versuch des Herrn Frank noch viel schärfer verurtheilt hat.“

Bankgeschäfte.

Dem Kredit der Banken kann jede Unklarheit schaden. Eine kluge Leitung wird Alles vermeiden, was das Vertrauen stören kann. Das ist das Hauptziel des Strebens. Für das Positive sorgt (oder sorgt nicht) die geschäftliche Konjunktur. Deren Hauptzüge findet man in den Abschlüssen der Finanzinstitute wieder und die Unterschiede sind durch die Verschiedenheit der Individuen bedingt. Dort ruht die Stärke im Willen, hier in der Intelligenz. Dort wird mit der Faust politisirt, hier mit dem Kopf. Der Rechner ist dem nur temperamentvollen Geschäftsmann oft überlegen. Schulbeispiel: die Deutsche Bank. Der ist die Tradition das stärkste Aktivum. Noch heute wird da nach den Methoden von Siemens und Wallich gearbeitet. Die Technik des Geschäftes könnte man fast akademisch nennen. Nirgends wird wohl mehr Statistik getrieben als in der Dreihundertmillionenbank. Die Wirkung dieses Verfahrens mag den Aktionären, die gern hohe Dividende beziehen, nicht angenehm sein: die Bilanz aber hat den Vortheil, daß sie sich eine verständige Proportion zwischen flüssigen Mitteln und Verbindlichkeiten erhält. Und dieses Ziel ist der Mühe werth.

In Parenthese: die berühmten Liquiditätexempel sind natürlich Stückwerk. An dem Tag, der die Bilanz in die Oeffentlichkeit bringt,

sind die Zahlen nicht mehr wahr. Die gelten nur für den letzten Dezembertag. Die ausgewiesenen Barbestände liegen natürlich nicht, in Säcke verpackt, im Keller. Der Bankdirektor, der in seinen Kassen 30, 40, 50 Millionen bares Geld liegen ließe, hätte seinen Beruf verfehlt. Das Wechselportefeuille sieht am zweiten Januar auch nicht mehr so aus wie zwei Tage vorher. Vielleicht wurde ein Theil der Debitoren zu Gunsten der Wechselbestände „flüssig gemacht“, um diesen für die Liquidität wichtigen Bestandtheil am Bilanztag möglichst stark erscheinen zu lassen. Deshalb trassiren die Banken „vorübergehend“ auf ihre Kunden; aber die Wechselsumme, die man vor sich sieht, ist natürlich undurchsichtig und giebt keinen Aufschluß über die Trassirungen „zu wohlthätigem Zweck“. Das verbesserte Schema der Zwischenbilanzen hat eine neue Wechselanatomie aufgenommen. Man soll künftig wissen, welcher Art die Tratten sind, die auf dem Wechselkonto stehen. Da das neue Muster aber nur fünfmal im Jahr gilt (die Jahresbilanz bleibt davon unberührt), so ist die Entfaltung des Wechselportefeuilles eigentlich nur ein Taschenspielertrick. Wie es wirklich gemacht wird, erfährt man draußen nicht. So mag auch manches Stück der „greifbaren“ Mittel von zweifelhafter Art und nicht besser sein als die Vermögenstheile, die nicht als liquide gelten; man muß sich trotzdem mit dem Schema abfinden, da man kein besseres hat. Das Bilanziren ist eben eine Kunst; und alle Kunst strebt dem Ideal zu. Sie will sich dem vollkommenen Vorbild nähern. Dieses Vorbild wird durch das Liquiditätexempel dargestellt. Ergo ist die Bilanzkunst von diesem Rechenmuster nicht zu trennen. Die Galerie ist damit zufrieden.

Der Deutschen Bank hat das Jahr 1910 eine Kräftigung der Liquidität beschert. Der einzige weiße Rabe; denn der schwarze Punkt aller anderen Bilanzen ist die Verschlechterung des Status. Bei der Deutschen Bank sind beinahe 80 Prozent der Verbindlichkeiten (Depositen, Kreditoren, Accepte) durch liquide Mittel gedeckt. Dabei sind die fremden Guthaben von 255 auf 1534 Millionen gestiegen. Das ist der fünffache Betrag des eigenen Kapitals (Aktienkapital und Reserven) von rund 308 Millionen. Hätte die Deutsche Bank keine Engagements in Effekten und Konsortialbetheiligungen, so wäre sie eine „reine“ Depositenbank und könnte, nach englischem Muster, das Zwanzigfache ihres Aktienkapitals in Depositengeldern verarbeiten. In Deutschland geht das Verhältniß nicht so ins Große; die eigenen Engagements der Banken sind nicht so beträchtlich, daß man für die Sicherheit der Spareinlagen zu zittern hat. Während die Politik der Deutschen Bank auf der geraden Linie bleibt (die Gründung der Tempelhoferfeld-Aktiengesellschaft, deren erste Spur man im Bezirk der Konsortialbetheiligungen sieht, war nur ein Seitensprung, den die Konjunktur verschuldet hat), merkt man im Reich des Herrn Gutmann die starke Initiative. Die trieb zur Erhöhung des Aktienkapitals auf 200 Millionen, damit wenigstens äußerlich der Rang der Deutschen Bank erreicht werde. Man erwartete, daß die Dresdener Bank ihre

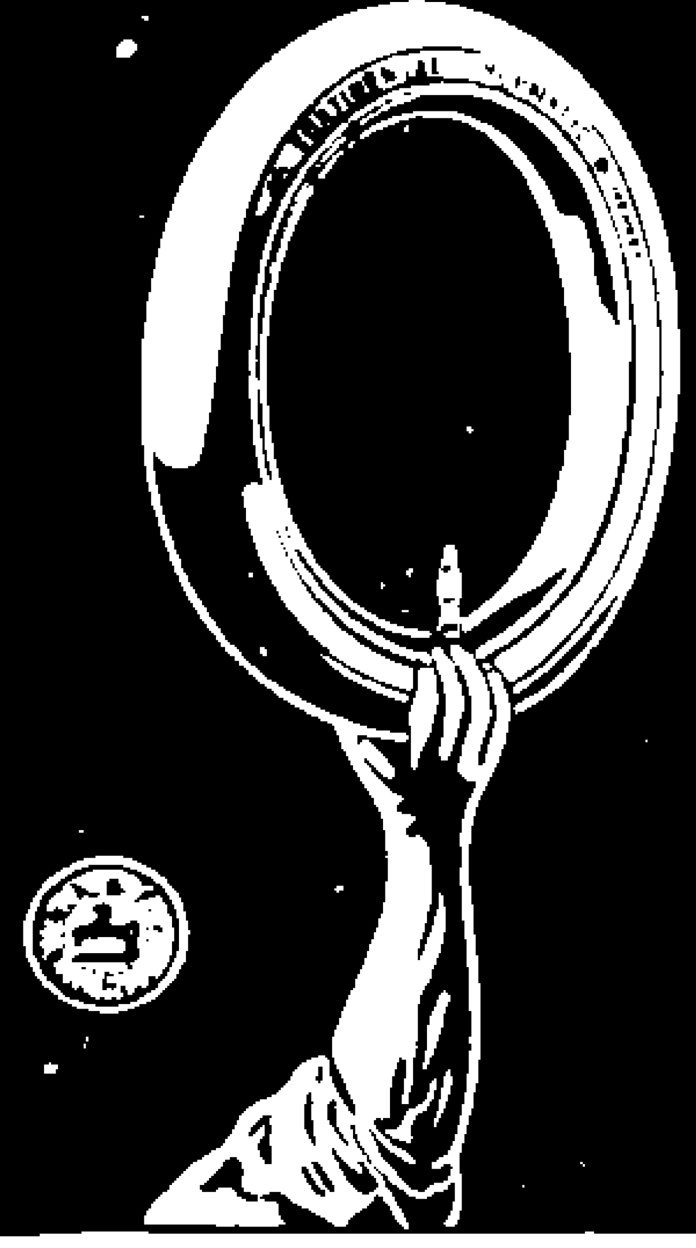
Dividende erhöhen werde. Mit 20 bis 30 Millionen Mark neuen Geldes war eine Million Mark Zinsen glatt verdient. Und die gesteigerten Geldsätze mußten auch auf den Zuwachs der Betriebsmittel wirken. Dennoch bleibts bei 8½. Das ist um ein Drittel weniger als bei der Deutschen Bank. Die Spannung zwischen den beiden Spitzen des Eigenkapitals (261 und 308 Millionen) macht aber nur ein Sechstel aus. Die Diskontogesellschaft hat die mise en scène besser verstanden als die Dresdener Bank. Eine Kapitalsvermehrung, deren Dringlichkeit durch die Verminderung des Liquiditätkoeffizienten begründet wurde, und eine kleine Dividendenerhöhung. Eine Aktiengesellschaft, die Geld braucht, pflegt sonst nicht mehr Geld für die Dividende auszuwerfen. Aber die Hansemannbank durfte sich diese Inkonsequenz leisten; denn sie hätte schon vor Jahr und Tag das Kommanditkapital auszudehnen vermocht. Seit 1904 waren es 170 Millionen. Seitdem steigerte sich der Umsatz (mit dem der Norddeutschen Bank) auf 70 Milliarden und die Salden des Kontokorrentgeschäftes summten sich bis zu einer Milliarde. So mußte wieder einmal an das „europäische Gleichgewicht“ gedacht und die Schale, auf der das Garantiekapital liegt, mit ein paar neuen Gewichten beschwert werden. Das Grundkapital der Diskontogesellschaft wird künftig 200 Millionen betragen; mit Reserven und dem neuen Agio werden es 280 Millionen sein. Die Dresdener Bank ist also wieder die Dritte. Das Konsortium, das die neuen Diskonto-Kommandit-Antheile übernimmt, macht kein schlechtes Geschäft, wenn es auch die Spesen der Emission, bis zum Höchstbetrag von 2 Millionen, zu tragen hat. Und das liebe Vaterland kann stolz sein.

Daß weder die (sehr konservativ gewordene) Darmstädter Bank noch der Schaaffhausensche Bankverein oder gar die Kommerz- und Diskontobank ihren Aktionären überraschende Offenbarungen bringen würden, konnte man sich denken. Die Dividenden bleiben stabil; ob der beträchtliche Aufwand von Kapital und dekorativen Mitteln wirklich nöthig ist, um Dividenden von 6 bis 8 Prozent zu erzielen? Die Unkosten wachsen ins Aschgraue; natürlich, da eine Depositenkasse nach der anderen aufgemacht wird. Die Kommerzbank, deren Garantiekapital etwa 98 Millionen beträgt, ist mit 43 Depositenkassen belastet. Die Leistung der Pumpstationen hat das Niveau der fremden Gelder auf 271 Millionen gehoben. Das sind 30 Millionen weniger als bei der Berliner Handelsgesellschaft, die nicht eine einzige Depositenkasse besitzt. Wenn man bedenkt, daß von acht berliner Großbanken im Jahr 1910 etwa 395 Milliarden (auf einer Seite des Hauptbuches) umgesetzt wurden und daß die Zunahme gegen das Vorjahr 52 Milliarden betrug, so kann man nicht behaupten, daß der Ertrag der Geldturbinen überreichlich war. Drei Dividenden über 8½ Prozent (Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Handelsgesellschaft) und zwei Dividendenerhöhungen. Dabei sind die Debitoren, die das Hauptgeschäft bringen, überall vermehrt worden und nicht mehr weit von vier Milliarden (bei den acht Großbanken) entfernt.

Die Beziehungen der Berliner zur Provinz werden durch die „dauernden Betheiligungen“ auch noch indirekt gefördert. Die überwiegende Mehrzahl der großen Provinzbanken (die größte, die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, ist in ihrer splendid isolation noch immer die Ausnahme) zahlt einen Theil ihrer Dividende an die „Centralstellen“ in Berlin. Die Provinz ist in der Herstellung neuer Aktien nicht faul gewesen. Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, Bergisch-Märkische Bank, Essener Kreditanstalt, Barmer Bankverein: dem Aktienkapital nach sind sie schon Großbanken. Und im Umsetzen der ihnen zufließenden Gelder zeigen manche die löblichste Energie. Der Barmer Bankverein, mit 89 Millionen eigenen Kapitals, präsentirt einen doppelseitigen Umsatz von fast 19 Milliarden; und die Acceptverbindlichkeiten waren größer als die Acceptschuld der Nationalbank für Deutschland. Nicht jeder Debitor ist aber wasserdicht; und so kommt es, daß in der Provinz mehr Abschreibungen an Außenständen nöthig werden als in Berlin. Die Bergisch-Märkische Bank, zum Beispiel, die zum Concern der Deutschen Bank gehört, haben in den letzten drei Jahren Korrekturen des Debitorenkontos 750000 Mark gekostet. Dabei fraßen Handlungunkosten und Steuern allein fast 30 Prozent des Bruttogewinnes auf. Aber der Umsatz, mit 10¾ Milliarden auf einer Seite, war im Verhältniß größer als der des Schaaffhausenschen Bankvereins, dessen Aktienkapital fast ums Doppelte höher ist.

„Es ist eine Lust, zu leben“: so kann auch diesmal mancher Bankdirektor ausrufen. Die Exkollegen von der Vereinsbank in Frankfurt an der Oder sind freilich nicht in so beneidenswerther Lage. Die kleine Provinzbank, die durch ihre Verbindung mit dem berliner Grundstückhändler Leo Schiffmann in die Klemme kam, hat den Konkurs angemeldet. Es ging nicht anders. Aktienkapital und Reserven scheinen ganz verloren; und von den Depositengeldern gilt die Hälfte als gefährdet. Nun giebts Regreßprozesse; damit die Sünden der Verwalter nicht allzu schwer an den Gläubigen gerächt werden. Auch Karl Neuburger ist gefallen. Nicht, daß es geschah, sondern, daß es nicht früher geschah, hat überrascht; denn die Firma Neuburger hatte schon im Jahr 1907 ihre festeste Stütze verloren: den Fürsten Max Egon Fürstenberg. Die Niederlage im Kampf gegen Bleichröder und die Vertreibung aus dem Paradies der Allgemeinen Omnibus-Gesellschaft: Dieses war der zweite Streich. Die Kommanditgesellschaft auf Aktien Karl Neuburger war isolirt und ging auf die Dörfer, um Geld zu suchen. 33 Depositenkassen, in Orten, die zum Theil erst durch die Pionirarbeit der Firma Neuburger „entdeckt“ wurden, besorgten die Arbeit eines Hebewerkes. Mit welchem Erfolg, zeigt die Summe von rund 9 Millionen an Depositengeldern und Kreditoren. Die Gelder aber dienten Unternehmungen, von denen nur wenige Erfolg brachten. Da die Großen mit Neuburger kaum noch zu thun hatten, sehen sie ihn ohne Bedauern scheiden. Wie wird der Nächste heißen? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.





Elektr. Handmassageapparat im Gebrauch

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Die Zukunft.

Berlin, den 25. März 1911.

Fanal.

Nach den Maitagen des Jahres 1898, die Deweys Sieg über die im Süden der Bucht von Manila unter dem Admiral Montojo vereinten Spanierschiffe und die Uebergabe des Fort Cavite gesehen hatten, saßen im Saal eines newyorker Hotels Amerikaner und Briten beim Siegesfest. „In mir,“ sprach der englische Philosoph Benjamin Kidd, „lebt die Ueberzeugung, daß seit der Schlacht bei Waterloo die Geschichte nie ein Ereigniß zu verzeichnen hatte, dessen Bedeutung der des vom Admiral Dewey erfochtenen Sieges gleicht.“ Die artige Rede eines dankbaren Gastes, dachte mancher Hörer; und hob lächelnd das Glas. Da stand Professor Giddings auf und sagte: „Mein Urtheil über die Schlacht bei Cavite weicht von dem unseres verehrten Gastes ab. Ich halte sie für das weltgeschichtlich wichtigste Ereigniß, das die Menschheit erlebt hat, seit Karl Martel im Jahr 732 die Musulmanen zum Rückzug zwang.“ War der gelehrte Herr noch ganz nüchtern? Poitiers-Tours und Cavite; des fränkischen Majordomus Siege, die zuerst Südgallien und dann Europa von den Arabern befreiten, und die Vernichtung eines winzigen und werthlosen Kreuzergeschwaders. Nur der Wein, hieß es, kann so sinnlos plaudern. Daß sie die Philippinen haben, muß den Yankees nützlich werden: sie sind den Märkten Ostasiens nun näher und werden durch einen Kanal, der den Atlantischen dem Großen Ozean verbindet, den Weg noch kürzen. Jeder interozeanische Kanal, der Centralamerika durchschneidet, ist aber, nach dem Clayton-Bulwer-Vertrag (vom achtzehnten April 1850), dem gemeinsamen Aufsichtrecht Englands

und der Vereinigten Staaten unterstellt und darf nicht befestigt werden. Nikaragua oder Panama: ein neutraler Kanal ohne Festungswerke ist zunächst immer der stärksten Flottenmacht offen. Das ist Britanien. Dessen sea power bleibt unantastbar wie die ehrwürdige Urkunde der Bürgerfreiheit. Bruder Jonathan wird, wenn er aus dem Rausch erwacht, arg enttäuscht werden. Auf den Märkten der gelben Welt, denen er zustrebt, Briten, Deutsche, Russen finden und bald vielleicht bereuen, daß er der Jagd nach einem Phantom so ungeheure Summen geopfert hat. Das war nach dem Philippinenkrieg Oeffentliche Meinung. Auch in den Staatskanzleien ahnte kaum Jemand, daß der Große Ozean in absehbarer Zeit die Bedeutung erlangen könne, die das Mittelländische Meer in Jahrtausenden hatte. Und wenn hier, seit dem hispano-amerikanischen Friedensschluß, solche Möglichkeit gezeigt wurde, kam irgendwoher pünktlich immer wieder der Ruf: Wie magst Du Deine Rednerei nur gar so hitzig übertreiben! Kapitän Mahan, der im Krieg gegen Spanien mitgefochten hatte, hat in vielen Schriften seinen Landsleuten die Folgen dieses Krieges vorausgesagt. Ihr seid, sprach er, zwischen Euren beiden Ozeanen die natürlichen Mittler zwischen der europäischen und der asiatischen Welt; Ihr müßt die Herren des Großen Ozeans werden; und könnts nur, wenn Ihr eine Kriegsflotte schafft, die jeder Gegner fürchten müßte. Roosevelt warb dieser Parole Anhang. Wird endlich nun, nach der Ankündung des anglo-amerikanischen Bündnisses, auch in Deutschland das Bewußtsein dämmern, daß wir vor einer Weltwende stehen, die Hegemonenhoffnung uns zu entgleiten droht und aus dem Festredner Giddings nicht Alkohol lärmend schwatzte?

Alle Großmächte sind heute genöthigt, den Blick auf den Stillen Ozean zu lenken. Fast ist er schon das mare internum, das seit früher Römerzeit das Mittelmeer den über Europens Kulturkreis hinaus trachtenden Völkern war. Ein Binnenmeer von anderem Umfang und anderer Perspektive. Japan herrscht in Korea und Port Arthur; noch nicht in der Mandschurei, deren Besitz ihm die Möglichkeit gäbe, Peking zu bedrohen und Nordchina die Lebensbedingungen vorzuschreiben. Der junge Industriestaat, dem die Philippinen und die Sandwichinseln gesperrt sind und dessen Menschenüberfluß weder Amerika noch Australien einlassen will, kann sich mit dem Erreichten nicht lange begnügen. Wohin mit seinen Hemin, seinen Waaren? China ist übervölkert und sieht mit einem

aus Verachtung und Haß gemischtem Empfinden auf das als Europäer vermummte Männchen von Nippon. Nur über den Pacific ist das Heil zu holen. Deshalb hat Japan sich den Briten verbündet und den Russen befreundet. Kamtschatka und Jakutsk, das Amurgebiet und die Küstenprovinz, die Transsibirische Bahn und die Seefestung Wladiwostok: die Erinnerung an diese Namen lehrt Rußlands Interesse an dem Machtverhältniß im neuen Mittelmeer erkennen. Lange hatte der russische Kaufmann gehofft, ihm werde, als dem Nächsten, die Hauptlieferung auf die nordchinesischen Märkte zufallen. Dieser Glaube schwand mählich, seit sich in der amerikanischen Industrie, die hinter hohen Zollmauern erstarkt war, das Exportbedürfniß regte. Noch im Jahr des Friedens von Shimonoseki hatten die Politiker in Washington sich um Ostasien kaum gekümmert; noch 1897 sagte Staatssekretär Sherman (ungefähr wie Bismarck einst über Bosnien), China sei dem Lande des Sternenbanners nicht die Knochen eines Soldaten werth. Bald danach entstanden Ausfuhrwünsche. Aus den Rocky Mountains wurde Holz, aus Massachusetts billige Baumwolle nach China exportirt; und die Wagons, die aus Westamerika Getreide und Vieh in die Oststaaten der Union brachten, brauchten nicht länger leer zurückzufahren. Neue Transportschiffe werden gebaut. Die Russen verpflichtet, die Thür zur Mandschurei offen zu lassen. Nach den Niederlagen bei Santjago und Manila muß Spanien Kuba und die Philippinen, Portoriko und die anderen Antillen den Amerikanern räumen. Deren Machtbereich dehnt sich nun bis an die Küsten von China und Japan, Australien und Indochina. Ein Tropenwind wirbelt, von Ost her, über die Neue Welt und peitscht den Willen zur Weltherrschaft auf. Monroes Enkel, die lange nur gestrebt hatten, sich gegen fremden Eingriff zu schützen, werden über Nacht Imperialisten. Sah der Erdkreis je ein Volk von größerer Leistungfähigkeit? Gab es je einen für Marine und Handel besseren Stützpunkt als den uns in der Bucht von Manila gebotenen? Nur: der interozeanische Kanal muß schnell gegraben werden und darf nur den Amerikanern gehören; er wird amerikanisch sein oder nicht sein: vor Jahren schon hats Senator Windom gesagt. Lesseps hat seit zwanzig Jahren die Konzession? Thut nichts; seine Gesellschaft kann nicht weiter und ihr Firmenname ist in der Heimath so verrufen, daß man die Liquidatoren leicht abfinden kann. Der Clayton-Bulwer-Vertrag? England hat gerade

jetzt in Südafrika so harte Arbeit, daß es einen Konflikt mit Amerika um jeden Preis meiden wird. Richtig: am achten Februar 1900 unterzeichnen Staatssekretär Hay und Botschafter Pauncefote den Vertrag, der den Yankees das Kanalmonopol sichert, und am achtzehnten November 1901 wird ihnen auch das Recht zur Befestigung zugesprochen. Die Wahl entscheidet für Panama. Die Franzosen dürfen vierzig Millionen Dollars einstreichen. Der russische Versuch, einen Landstreifen am Kanalrand zu erwerben, wird abgewehrt. Von dem Tag an, der den Sternenschiffen den Weg durch den Isthmus öffnet, können die Vereinigten Staaten, ohne die langwierige Fahrt durch die Maghalaesstraße, auf zwei Meeren operiren; sind sie die Herren im Stillen Ozean und zum Wirthschaftimperium über den Erdosten berufen. Darf England diesen Tag thatlos abwarten? Die Russen haben in der Koreabai den eisfreien Hafen gefunden, den sie seit Peters Zeit ersehnen, und können von Petersburg auf dem Landweg in zwei Wochen die Küste des Großen Ozeans erreichen. Des Ozeans, auf dem die Flagge der Vereinigten Staaten nun mehr gelten soll als der Union Jack. Im Handel mit Ostasien schien den Briten die Vormacht gewiß. Ist sies noch? Schon kauft China von den Amerikanern Baumwolle und Petroleum, Stahl und Maschinen. Dieser Verkehr muß sich, wenn der Panamakanal schiffbar ist, ins Ungeheure steigern. Das ist ja der Zweck des Baues. Die pazifische Küste kann, mit ihren steilen Felsufern, ihrem nur in Kalifornien fruchtbaren Hinterland, den Vereinigten Staaten nie werden, was ihnen die atlantische Küste ist. Der Kanal aber ermöglicht den schnellen und billigen Export der in Ostamerika erzeugten Güter und hilft den Häfen von San Franzisko und Seattle (am Pugetsund) in Möglichkeiten, die gestern Sams kühnster Traum noch nicht zu umfangen wagte. Panama wird ein Suez des Großen Ozeans, über das England keine Gewalt hat. Am achtzehnten November 1901 wird der Vertrag ratifizirt, der den Amerikanern die Befestigung des Kanals gestattet. Zehn Wochen danach kommt die Kunde vom Abschluß des anglo-japanischen Bündnisses. Die Japaner sollen den Yankee in steter Angst halten, die Russen schwächen und vom Gelben Meer wegdrängen; als Entgelt solcher Leistung verspricht Britanien ihnen Beistand gegen jeden Angriff. Ists nicht gefährlich, Japan in den Großmachtrang zu heben und mit britischem Geld zum starken Industriestaat zu machen? Wird

der Entschluß, den gelben Mann als bündnißfähig anzuerkennen, nicht in Indien Englands Ansehen schmälern, in Australien, das jedem Farbigen den Eintritt weigert, nicht zwischen Commonwealth und Mutterland das Band noch mehr lockern? Einerlei: der Verzicht auf die mastery of the Pacific wäre das schlimmere Uebel; wäre der Anfang vom Ende britischer Seeherrschaft. Auch das Ende der Hoffnung, auf Ostasiens Märkten den besten Platz zu behalten. Außer den Russen und den Amerikanern suchen auch die Deutschen da günstige Gelegenheit zum Waarenabsatz. Sie sitzen in Kiautschau, auf Samoa, den Marschallinseln, Karolinen, Mariannen, auf Neu-Guinea und im Bismarckarchipel; und können, ohne den beträchtlicheren Territorialbesitz der Franzosen und Holländer, mit ihrer zähen Betriebsamkeit auch hier bald als Händler vorwärts kommen. Die Noth zwingt das Reich Eduards, das Australien und Kanada von Jahr zu Jahr selbständiger werden sieht, in das Bündniß mit Japan. Das leistet auch, was England von ihm erwartet hatte. Rußland wird geschlagen, in Asien des anlockenden Machtschimmers beraubt und in Europa die Anerkennung einer dem Briteninteresse angepaßten Neutralitätpflicht durchgesetzt. Doch Japans Fruchtbäume durften nicht in den Himmel wachsen. In diesem Wunsch trafen Briten und Amerikaner zusammen; und erzwangen gemeinsam den Frieden von Portsmouth. Zwei Jahre vorher hatte Präsident Roosevelt in San Franzisko gesagt: „Mit den Philippinen hat die Vorsehung uns die Herrschaft über den Großen Ozean gegeben. Um sie zu behaupten, brauchen wir eine mächtige Flotte.“ Um die selbe Zeit sprach Stead von der nahenden „Amerikanisirung der Welt“ und empfahl ein anglo-amerikanisches Bündniß, das den Triumph der Angelsachsen vorbereiten könne. Aller Augen blickten auf den Stillen Ozean: seinem Schoß sollte sich neues Schicksal entbinden.

Nach der Unterzeichnung des franko-japanischen Vertrages wurde in der Zeitung „Chuo“ gesagt: „Der Vater dieses Vertrages ist unser Bündniß mit England, die Mutter Englands entente cordiale mit Frankreich; seine nächste Frucht wird der Vierbund sein, der England, Frankreich, Rußland, Japan vereint.“ Drei Jahre danach ward der Wunsch erfüllt; und hier gefragt, ob die Amerikaner nicht bald Lust zeigen würden, in diesen Concern einzutreten. In Panama, Newfoundland, Alaska, Jamaika hatten sie die Briten zu einer Nachgiebigkeit genöthigt, die in Kanada

laut bemurrt wurde. In den australischen Häfen war ihre Flotte von einem Jubel begrüßt worden, der unfreundlich ins Britenohr klang. Wenn die Japaner, die von Jakob Schiff nichts mehr zu hoffen haben, in den Westbezirk des Stillen Ozeans vordrängen, können die Vereinigten Staaten dem Krieg nicht ausbiegen. Dann muß England wählen: bricht es den Vertrag, so muß es den Aufstand der Hindu fürchten, den Millionen in Tokio heimlich gespeicherter Brandbrochuren beschleunigen würden; hilft es, wie die Vertragspflicht befiehlt, den Gelben im Nothfall wider die Weißen, dann ist Britisch-Kolumbia, ist ganz Kanada verloren und Australien nicht länger auch nur in losem Zusammenhang mit der Heimath zu halten. Aus diesem Dilemma führt kein gangbarer Weg. Die Iren sind in der Neuen Welt sehr mächtig und mahnen täglich zu mißtrauischer Vorsicht im Verkehr mit dem Inselreich, das den Japanerehrgeiz stachele. Erst wenn Irland sich selbst regirt (und die keltischen Katholiken klug genug sind, das Protestantengefühl der Orangemen zu schonen), werden die Bürger der Vereinigten Staaten und Kanadas aus ungetrübtem Auge auf Britanien blicken. Als John Redmond mit den für den irischen Wahlfonds gesammelten fünfhunderttausend Dollars heimkommt, ankert an der Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen moderne Riesenkähne die Londoner lehren sollen, daß auch hinter dem Atlantischen Ozean Leute wohnen, die für Seekriege gerüstet sind. Was kann geschehen? Sir Edward Grey ist kein starker Staatsmann. Eduard fehlt an allen Ecken; sogar das Hauptwerk seines kurzen Königslebens, der Russen und Franzosen ködernde anglojapanische Bund, wird schon unbequem. Deutschland erlangt wieder Luft und die Franzosen fordern von England ein Heer, das auf dem Kontinent für die gemeine Sache zu fechten vermag. Bleicht der alte Ruhm britischer Diplomatie? Nirgends blüht ihr noch Lorber. Egypten und Indien, Tibet und die Türkei, Vancouver und Auckland: von keiner Seite kommt je eine Freudenpost.

Sir Arthur Nicolson, Hardinges Nachfolger im londoner Auswärtigen Amt, mag den unthätigen Staatssekretär aufgerüttelt haben. „Wir müssen Homerule gewähren? Gut. Vielleicht auch schlimm; die Frage zu beantworten, ist nicht meines Amtes. Gehts nach den Vorschlägen des irischen Imperialisten Garwin (vom „Observer“), besorgt jedes dem Reichsverband zugehörige Land sein Geschäft nach freiem Selbstbestimmungrecht und wird

nur das der Imperial Federation Gemeinsame fortan im Reichsparlament erörtert und erledigt, so dünkt mich die Gefahr nicht groß. Und draußen läßt sich damit Etwas machen. Wenn wir die Iren haben, ist das Haupthinderniß der Verständigung mit den Vereinigten Staaten beseitigt. Die Republikaner brauchen einen Erfolg; und Mr. Taft will nicht ruhmlos sterben. Die Japaner haben Rußland geschlagen und das geschwächte Reich dann sacht in unseren Interessenkreis gezogen. Amerika ist widerstandsfähiger; und als Kampfgenossen der Gelben könnten wir dem Haß der Antipoden nicht entgehen. Die Sache muß an einem anderen Ende angefaßt werden. Muß: denn ohne ein klares Verhältniß zu den Yankees können wir nicht für die Zukunft disponiren. Kanada will britisch bleiben, aber in den United States kaufen, was ihm beliebt. Die kümmern sich nur um Amerika (Nord und Süd) und um Ostasien. In beiden Bezirken können wir ihnen nützen; die Japaner vom Leib halten und einen Trust schaffen, der die gefährlichste Konkurrenz, die deutsche, von den Ostmärkten ausschließt. Wer zugelassen würde? Jeder, von dem uns nicht ernste Schädigung droht. Wir schaffen ein angelsächsisches Syndikat, das den Asiaten (also auch den Russen) die Quote der Betheiligung an den Geschäften bestimmt und, durch ein dem Bedürfniß angepaßtes Zoll- und Tarifsystem, den deutschen Wettbewerb hindert. Die Stunde ist günstig. Japan hat den Bissen Korea noch nicht verdaut; denkt aber an eine Kohlenstation zwischen Panama und Franzisko. In Berlin fuchteln die Herren wieder einmal so hitzig, als sähen sie sämmtliche Himmel offen. Grund: das (von ihren petersburger Feinden in unserer Presse veröffentlichte und dann, wie sichs gebührt, für apokryph erklärte) Abkommen, das ihnen, für den Verzicht auf Persien, die russische Zustimmung zu den eingeschränkten Bagdadbahnplänen sichert. Kaum der Rede werth. Ein Staatsmann hätte es wie eine Kleinigkeit behandelt und in gleichmüthigem Ton erwähnt. Herr von Kiderlen brauchte Prestige (bei der Nation und beim Kaiser), wollte den durch seinen Amtsantritt bewirkten Abschnitt scharf markiren: und that, als habe der Minister des Zaren den Bruch der mit uns und mit Frankreich geschlossenen Verträge zugesagt. Das Getos sollte uns einschüchtern; kann uns aber jetzt nur angenehm sein. Balkandiplomat von guter Haltung und derbem Mutterwitz; ohne Nerven und Gefühlsballast, aber auch ohne Kenntniß der angelsächsischen Welt. Man-

cherlei Erfahrung; doch nicht das Fünkchen eines Schöpfergeistes. Den Deutschen, die der Komplimentendrechsler satt sind und sich nach Rauhbeinen sehnen, gefällt der Mann noch; sie ahnen nicht, daß die genielose Nachahmung bismärckischer Methoden gefährlicher werden kann als elegante Schlaffheit. Seit dem Offiziösenlärm über den potsdamer Erfolg wird der Staatssekretär gelobt, als habe er dem Reich neue Machtprovinzen erobert. Trotzdem die Russen Jedem, ders hören will, sagen, daß sie mit Deutschland nicht wieder intim werden möchten und daß der Versuch, sie in solche Intimität zurückzuzwingen, die Vettern Stolypin und Sasonow das Ministerleben kosten könnte. Herr von Kiderlen soll sich durch Energie auszeichnen; mit Völkerpsychologie hat er sich wohl nie abgegeben. Er glaubt, mit groben Worten, die er in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung über die französische Fremdenlegion veröffentlichen läßt, auf die Franzosen zu wirken: und muß noch gröbere Antwort hinnehmen. Bismarck hätte entweder geschwiegen oder seinen Botschafter beauftragt, am Quai d'Orsay zu erklären, die berliner Regirung werde in der Einstellung Deutscher, die ihre Wehrpflicht noch nicht erfüllt haben, in die Fremdenlegion einen unfreundlichen Akt Frankreichs sehen und darauf in der ihr beliebenden Weise reagiren. Das hätte Eindruck gemacht. Deutsche Bluffs wirken seit Tanger und Casablanca in Paris nicht mehr. Die Yankees sind dagegen schon länger unempfindlich. Daß der Staatssekretär ihre Kalimänner nicht selbst empfängt, sondern an den preußischen Handelsminister weist, daß er ihr solidestes Eisenbahnpapier vom Markt fegen, ihre Anwendung der Monroedoktrin in der Presse bekritteln läßt, schreckt sie nicht für die Dauer einer Minute. Kann unserem Plan aber förderlich werden. Nur müssen wir ihn behutsam ans Licht bringen. Ohne ein Zufallswörtchen, das Deutschland kränken oder auch nur aus der Ruhe scheuchen könnte. Wir haben Zeit. Und sind, wenns gelingt, aller Sorge ledig. Keine Ueberlastung des Haushaltes mehr: denn die Bündnisse mit Amerika, Frankreich, Japan ersparen uns die Milliarde, die Balfour und Beresford für die Marine fordern. Kein Hader mehr mit Kanada, Australien, Neu-Seeland: denn in alle Zweige des Angelsachsenstammes steigt des selben Lenzgefühles belebender Saft. Kein Grund mehr zur Trennung von Chamberlains Freunden: sie werden sich in den von Garwin ihnen empfohlenen Gedanken an home rule all round gewöhnen, wenn sie

dadurch den angelsächsischen Zollverein erreichen, der viel stärker sein wird, als ein britischer je geworden wäre. Im Mittelmeer Frankreich, Italien, Spanien, im Großen Ozean die Vereinigten Staaten und Japan: auch der Islam muß sich dann wieder zu uns wenden. Und nach solcher Leistung wird Keiner je noch zu behaupten wagen, nie sei für das internationale Geschäft Britaniens von einer liberalen Regirung Wirksames gethan worden."

Am vierzehnten März 1910 spricht Sir Edward Grey im Unterhaus. Er bekennt sich zu der zuversichtlichen Hoffnung, daß der Flottenbau die Hochwassermarke erreicht hat und in den nächsten Jahren Ersparnisse möglich werden. Verzeichnet mit neidloser Freude den Ertrag der potsdamer Zwiesprache. Citirt Bethmanns Sätze über die Besserung des anglo-deutschen Verhältnisses. Und sagt (avis au lecteur russe), daß auch die Briten freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland wünschen. England denke nicht daran, einer Großmacht die Begrenzung ihrer Wehrmittel aufzunöthigen. Nebenbei wird erwähnt, daß Präsident Taft dem Vereinigten Königreich einen Schiedsgerichtsvertrag angeboten habe, den die Regirung annehmen werde, wenn das Parlament sie dazu ermächtige. Von einem anglo-amerikanischen Bündniß ist nicht die Rede. Als die Presse davon spricht, wird ihr abgewinkt. Dennoch: dieser Schiedsgerichtsvertrag schüfe ein Bündniß. Der Jubel, der alle Heimstätten der Angelsachen durchbraust, müßte selbst Tauben es künden. In Deutschland wird über thörichte Utopistenträume gespottet; werden Yankees und Briten verhöhnt, weil sie, in starker Rüstung, mit dem Ueberschwang frommer Chiliasten das Nahen des ewigen Weltfriedens feiern. So aber ists nicht gemeint. (Will man den gläubigen Michel wieder belügen und einlullen, statt ihn mit dem lautesten Generalmarsch zu wecken?) Nicht der Menschheit wird das Tausendjährige Reich beglückenden Friedens verheißen: nur den Angelsachsen. Am Anfang ist der Schiedsvertrag. Die Oeffentliche Meinung wandelt ihn, in England und Amerika, zum Schutzbündniß; der Absatzdrang weitet ihn zur Interessengemeinschaft. Doch die Anfangsform ist auch später noch mit Nutzen zu brauchen. Im Haag wird die Abrüstung bis zu der dem Angelsachsenbedürfniß genügenden Grenze beantragt. Alle vom Dreadnoughtbau erschöpften Staaten stimmen dem Antrag freudig zu; wer ihn ablehnt, wird als Barbar geächtet und von den Schützern der Friedenskultur überstimmt... Warten wirs ab?

Paul Verlaine.

Nachdichtungen von Ernst Rosmer.

Das Lied der Unberührten.

Wir sind die Unberührten,
Blauäugig, scheitelglatt,
Die selten Aufgespürten
Im Buch, das Keiner hat.

Spaziren armverschränket,
Der Tag ist nicht so rein
Als was das Stirnlein denket,
Azur die Träumerein.

Wenn wir durch Auen springen,
Was wird geschwätzt, gelacht,
Gejagt nach Schmetterlingen
Von früh bis in die Nacht!

Von Schäferinnenhüten
Beschirmt in weitem Kreis
Der Teint, die Kleiderblüthen
Von unerhörtem Weiß.

Die tollen Liebesritter,
Die Richelieus, Faublas,
Vergeuden ihren Flitter,
Die Blicke, Seufzer, Ahs!

Umsonst! Ein Nasenstüber
All dem Geberdenflehn,
Die Röcke schwenkt hinüber
Und laßt uns spöttelnd gehn!

Doch wird die Größe dauern?
Einbildung, heißgeschürt,
Vom Marder an den Mauern
Fühlt sie sich halb verführt.

Und klopfend in den Brüsten,
Verheimlicht, raunt es zu:
Geliebte ihren Lüsten
Zukünftig ich und Du!

Gefolge.

Ein Affe in brokatner Weste
Hüpft, wackelt vor ihr, die zerknüllt
Das Spitzentüchlein, eingehüllt,
Gantirt das Händchen auf das Beste.

Ein Negerchen, ganz roth gehalten,
Trägt, auf gekreuzten Arm gefaßt,
Des schweren Kleides Hängelast,
Aufmerkend jedem Wurf der Falten.

Nicht einen Blick verliert der Affe
Vom weißen Hals des schönen Weibs,
Ausrufer Der dem Schatz des Leibs,
Daß er der Göttin Käufer schaffe.

Das Negerchen dagegen lüstern —
Der Schwindler! — hebt, so hoch es glückt,
Der Bürde Pracht, daß er erblickt,
Wovon er träumen mag im Düstern.

Wie sie hinauf die Stufen schreitet,
Scheint sie empfindlich weiter nicht
Der Frechheit, die begehrlich spricht
Aus dem Gethier, das sie begleitet.

Sawitri.

Sawitri schwur, zu retten den Gemahl,
Drei Tage, Nächte drei, aufrechten Glieds
Zu stehen, unbewegten Haupts und Lids,
Streng, wies gebietet Vyaka, wie ein Pfahl.

Nicht, Curya, Deines Stachels grause Stöße,
Nicht, Tschandra, Deiner Mitternächte Bangen
Macht wankend das erhabne Unterfangen,
Nicht Geist noch Fleisch der Frau voll Herzensgröße.

Wenn finster mordend Schwäche auf Euch fiel,
Wenn Euch des Neides bittre Pfeile quälen,
Ihr gleich, macht unbesiegbar Eure Seelen,
Nur, wie Sawitri, habt ein hohes Ziel!

Nach drei Jahren.

Das enge, morsche Thürchen aufgeschlossen,
Hineingeschlendert in den kleinen Garten,
Der blaß beleuchtet liegt im Morgenwarten,
In jedem Kelch ein feuchter Stern ergossen.

Verändert nichts. Die Laube da, bescheiden
Im wilden Wein, das steife Rohr der Stühle,
Des Springbrunns Silberplätschern, seine Kühle,
Der alten Espe unaufhörlich Leiden.

Wie einst die Rosen beben. Und es wiegt
Die stolze Lilie sich im Wind. Es fliegt
Die Lerche hin und wieder — ganz wie einst.
Und aus dem Baumgrund taucht selbst die Veleda
Aus rissigem Gips, nur hagrer, als Du meinst,
Umduftet von der süßlichen Reseda.

Sinkende Sonne.

Vom Tagdämmer leise
Die Felder umsponnen,
Wehmüthige Weise
Wie sinkende Sonnen.

Wehmüthige Weise
Singt süß und versonnen
Das Herz in die Kreise
Der sinkenden Sonnen.

Und seltsame Träume,
Wie Sonnen, die sinken
Auf Ufer und Säume,
Tragbilder erblinken.

Sie ziehen wie Schäume,
Sie ziehen und winken
Wie Sonnen, die sinken
Auf Ufer und Säume.

Nachtbild.

Nacht. Regen. Bleierner Himmel, der durchschnitten
Von Thürmen, Spitzen, umrißschwach inmitten
Die Giebelstadt, die Ebne grau, verschwommen.
Ein Galgen voll Gehenkter, steif, verklommen.
Bewegt von hackend gierigen Krähenschnäbeln,
Die dürren Schenkel tanzen in den Nebeln,
Indeß die Sohlen schon der Wölfe Fraß.
Zerstreutes Dorngestrüpp und Distelgras
Starrt rechts und links ins Wirr des Hintergrundes,
Ins Pechschwarz seines kalten Höllenmundes.
Zuletzt: um drei Gefangne, barfuß, fahl,
Von Partisanen eine Hundertzahl,
Im Marsch. Und ihrer Eisen Käfiggitter,
Das Lanzenübermaß, blinkt hohnesbitter.

Il bacio.

Kuß! Zitterrose im Liebkosungsgarten!
Begleitakkord auf weißer Zähne Tasten
Dem Liebeslied, aus Herzen, branderfaßten,
Erzengelstimme, zauberisch Erwarten!

Göttlicher Kuß! Anmuthig, vollgetauschet,
Wollust und Trunkenheit, die ohnegleichen, —
Gegrüßt! Aus Deinem unerschöpflich reichen,
Aus Deinem Becher sich der Mensch berauschet.

Wie Rheinwein, wie Musik mit sanften Klängen,
Wiegt er und tröstet, jeden Kummer löst er
Im Purpurschmollen ... Ach, daß ihn ein Größter,
Daß Wolfgang oder William ihn besängen!

Ich, armer Sänger von Paris, ich pflücke
Dir diesen Kinderstrauß ... Sei gnädig, lohne
Mich von der Einen stolzem Lippenthrone,
Der Einzigen — steig' nieder, lach', beglücke!

Pötzl.

Eduard Pötzl ist am siebenzehnten März sechzig Jahre alt geworden. Als ich (vor dreißig Jahren) in die Redaktion des „Neuen Wiener Tagblatts“ trat, fand ich Pötzl bereits da waltend; im alten Burgtheater-Wien. Anzengruber lebte noch, war aber, trotz allen ihm an Gedenktagen erwiesenen steifen Ehren, den Gebildeten dieser Jambenzeit im tiefsten Wesen fremd. O. F. Berg verdiente, mit seinen Possen von Leben, Wurf und Griff, tausendmal mehr als der Dichter des Dramas vom „Meineidbauer“; doch ihn schloß seine Unbildung von jeder literarischen Werthung aus. Um diese Zeit also hatte Pötzl begonnen, und zwar, wie man nicht rasch genug hinzufügen kann, ohne jeden literarischen Anspruch, in einer Blattrubrik, nach der die Aesthetik vorher auch nicht einen Seitenblick noch geworfen hatte und Alles der Möglichkeit künstlerischer Formung zu widersprechen schien. Auf Banketten zur Ehre jubilirender Fachgenossen erinnerte man sich an Dickens und erzählte, wie auch er einst als Gerichtssaalberichterstatter begonnen hatte. Die Wahrheit ist, daß Dickens die graue Bürde dieses Dienstes von sich werfen mußte, bevor ihm (freilich ein seltenes Geschwisterpaar) mit der Laune auch die Fähigkeit, die tragischen Gewebe seiner Lebensbilder zu wirken, erwuchs. Für die Kunst, gleich jetzt, gegenüber dem vor unseren Augen sich frisch abspielenden Geschehniß, nicht nur der treue Beobachter zu sein, sondern auch der mit fester Hand rasch ordnende und sondirende Meister, für diese Kunst gab es kein Beispiel. Klar, scharf und mit ernstem Blick in den Charakter einer haltlos gewordenen Zeit hinausweisend, sieht uns so manches damals von Pötzl schnell hingeworfene Stück entgegen, und wenn wir es jetzt wieder vornehmen, vertieft sich dem Beschauer die scheinbar flüchtige Skizze zum Zeitbilde, das die Elemente des Romans in sich trägt. Die Ausführung überließ er Anderen und sagte, wenn man ihm Vorwürfe machte: „Ich bin kein Begabung-Gymnastiker“. Er wollte keine Talent-Verrenkung; sie war ihm wider die Natur.

Gerade diese Treue gegen die eigene Natur hat das Wien der letzten Jahrzehnte verloren. Wir haben Leute gesehen, denen ein Gott den Geschäftssinn auf die Stirn gezeichnet hatte: und sie gingen mit der Miene der allerdüstersten und selbstlosesten Apoel herum. Wir haben Andere gesehen, in denen stets der Krampf irgendeines Neides, einer Eifersucht, eines wüthenden Grolls zuckte: und sie führten jahraus, jahrein Kapriolen gespielter Lustigkeit und geheuchelter guter Laune auf. Ganz ohne Frage wird sich Pötzl dafür bedanken, daß man ihn zu den Santa Claras mit der

shakespearischen Laune oder zu den Nestroys mit dem weltweiten Blick und dem vernichtenden Witz rechnet. Aber immer war, was er schrieb, urecht und ureigen; und das Schönste an ihm ist, daß er, dessen Stil aller Schwingungen fähig ist und der auch über das Pathos verfügen könnte, wenn er nur wollte, doch am Allerliebsten das Lachen, das in ihm so frisch quillt, hervorjubeln ließ.

Man hört ihn oft den wienerischen Mark Twain nennen; ohne es zu wollen, thut man ihm damit Unrecht. Uns Oesterreichern fehlt die Weite, die der Amerikaner heute zu durchfliegen gewohnt ist, und damit auch die Größe und Massenhaftigkeit der Objekte, nach denen er mit den Fängen seiner Satire greift. Immer ist es so im Grunde die eine Hälfte der Welt, die er an der anderen mißt, um mit dem blutigen Hohn zu schließen: Du alte bist verlumpt und erbärmlich, Du neue bist noch Thier und bist roh. Wir, an die Scholle gebannt, sind beengter in der Kraft unseres Lachens wie unserer Visionen; und fraglich ist nur, was in uns stärker ist: die Galle, die zum Zerfleischen treibt, oder die Liebe zu dem Boden, dessen Gefangene wir sind. In Pötzl mischen sich die Gaben gut. Im Gegensatze zu dem Wien, das für seine eigene Note kein Ohr hatte, stellte er den wiener Menschen, wenigstens in der Silhouette, in unvergeßlicher Treue und Greifbarkeit hin. Die einfältigen Leute, die, wenn sie sich jemals aus ihren heimischen wiener Bezirken hinauswagen, vor einer geänderten Welt befremdet stehen und Alles, aber auch Alles, verglichen mit der ererbten wiener Art, minderwerthig finden, diese in ihre Heimath Verliebten, die dumpf fühlen, daß ihr Etwas fehle, und die deshalb die traute Heimath nur desto leidenschaftlicher ins Herz schließen, und auch die Kleinsten, die Genrehaftesten in dieser Galerie, die Aufbrausenden, die immer noch ein Wort als über der gemeinen Trivialität stehend bezeichnet, der Berserker, den ein grundgescheites wiener Auge plötzlich mit seinem sicheren Blick zur Raison bringt, die Beschränktheit, die doch das Bessere ahnt und sich fügt, die enge Bürgerlichkeit, die dann doch von der Phantasie einige bunte Farben entlehnt, mit denen sie so gern dem Fremden und Großen draußen entgegenschlagen möchte: das Alles, mit seinen goldenen Humoren, lebte in Pötzl wieder auf. Und gehört er also nicht zu Denen, die ihr Volk mit der Peitsche aus der dumpfen Sphäre herausjagen, so ist er vielleicht gerade darin der treuere und glaubwürdigere Bewahrer Dessen, was noch in unseren Zeiten von dem in seinem Wesen so trauten und echten Alt-Wien lebte, das einen Schatz von Frohsinn und Zärtlichkeit um sich verbreitete und ein Stück Kultur war.

Wien. Adolf Gelber.

Eheliche Treue und geistige Entwickelung.

Das beliebteste Thema für junge und ältere Romanschriftsteller und Dramenschreiber; namentlich romanischer Zunge, ist der Ehebruch; der Held dabei gewöhnlich ein Literat, Revolutionär, Künstler, den man sich als möglichst feurig, geistvoll, hinreißend denken soll.

Das Ehebruchmotiv ist, der menschlichen Seele entsprechend, natürlich nur in den robusten Beispielen einfache Erotik (blinde Leidenschaft, Lebensdrang); daneben verzweigt es sich endlos; sekundäre, tertiäre Beweggründe spielen mit oder drängen sich mit der Zeit gar an die erste Stelle, kombiniren sich mit einander, lösen einander ab, verschwinden wieder und lassen wohl auch in irgendeinem wichtigen Moment einen ganz unerwarteten neuen Seelenzustand die Entscheidung herbeiführen. Man hat Furcht vor dem Spott seiner Genossen; man will ein „Mann“ sein; man will nicht „harmlos“ sein; man möchte „gefährlich“ erscheinen; man liebt überhaupt das Gefährliche an der Situation und hofft auf unerwartete, spannende Momente; man will etwas einmal Angefangenes auch zu Ende führen; man will schließlich mal Abwechselung. Man fürchtet, zu kurz zu kommen, und will die Erlebnisse beschleunigen, um einen neuen psychologischen Roman schreiben zu können; Rachegefühle spielen vielleicht hinein; das bekannte antimoralische Pflichtgefühl kann mitsprechen; man will als freier, unabhängiger, auch als „erfahrener“ Mensch gelten; man möchte modern sein, auf der Höhe der Zeit stehen, natürlich auch jenseits von Gut und Böse sein und keine moralischen Vorurtheile haben, will nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch als moralinfrei erfunden werden; man findet schön, schicksalsschwanger einherzuschreiten oder gar ein Wenig Erdgeist (Universalerotikon) zu markiren; die Eitelkeitdelirien der Mephistophelessehnsucht und überhaupt der ganzen pseudoästhetischen Oberflächenkultur können dazu kommen, man glaubt, damit am Wirksamsten ein verhaßtes asketisches Ideal zu bekämpfen, hat vielleicht einige vage Ideen von „Freier Liebe“, für die man Propaganda machen will (der Besitz dieser oder jener Frau ist dann nicht mehr Zweck, sondern nur noch Mittel); man will etwa auch ein „Vollmensch“ sein, ein „Renaissancemensch“, ein Freigeist, eine „blonde Bestie“, ein „naiver Grieche“; oder man will nur die Philister ärgern und (ach, so gern!) einen interessanten, ein Bischen dekadenten Charakter zeigen (man kann damit in gewissen Kreisen sogar als geistreich gelten); man schmeichelt sich mit der Gewohnheit, jede innere Schlappheit unter dem Gesichtswinkel unentrinnbarer chemischer Reaktionen zu betrachten; vielleicht glaubt man an eine „zweite“ Naivetät, an das Ideal des unbekümmerten Nachgebens an Alles, was Einen gerade lockt (Vorstellungen von dem Anderen verursachten Leid und überhaupt alle Hemmungschranken werden dann als Rückfälle in eine asketische, schwächliche Empfindungweise betrachtet); man kann sich als Heilbringer fühlen und will eine vom

Leben und vom Mann schlecht behandelte Frau „glücklich“ machen; man hat vielleicht auch geistige Ziele im Leben und dabei eine Vorstellung von einer Idealehe, sieht die wirklichen Ehen dieser Vorstellung meist nicht entsprechen, hält die oder jene Frau aber für berufen dazu, an seiner eigenen Vollkommenheit zweifelt man gewöhnlich auch nicht: und so will man ein Exempel statuiren, will alle die kleinen bürgerlichen Schranken durchbrechen und der „Welt“ zeigen, daß sich zwei freie Menschen, die sich eben erst so spät gefunden, nicht um sie zu kümmern brauchen. Der letzte Fall tritt dann bei muthigeren Menschen manchmal offen ohne die gewöhnliche Heuchelei auf, recht oft freilich als schnell abgekühlter Rausch, hier und da wohl auch als glückliche Eheänderung, womit wir aber schon das vom Ehebruch abgegrenzte Gebiet der offenen Scheidung betreten.

Bei Frauen, die ja jetzt auch mehr als früher öffentliche Bekenntnisse machen, sind die Beweggründe ähnlicher Art.

Nun entsteht die Frage: Ist eheliche Treue nicht einfach Dumpfheit, Faulheit, eine Art Halbschlaf, vielleicht nur eine Feigheit, die vor der Frau Nachbarin zittert oder die sich Etwas vormachen will, das man in ehrlicheren Stunden selbst nicht glaubt? Fragen sich nicht vielleicht gerade geistig regsamere Menschen, ob nicht eine immer erneute Verbindung mit den jeweilig als geistig höher stehend Erkannten die eigentliche Konsequenz ihrer Weltanschauung wäre? Manche antworten auch heute mit Ja und lösen deshalb eine Ehe nach der anderen auf. Der Begriff Treue hat dabei etwas Spießbürgerliches, Altväterisches, Verächtliches erlangt.

Wollen wir die Frage näher prüfen? Kann man Das eigentlich? Kann man über ein unendlich variables Gebiet überhaupt vernünftig, „rationalistisch“ sprechen? Eigentlich kaum. Wie sagt doch Einer der großen Verführer zum Kampf gegen das Philisterthum irgendwo weitherzig und skeptisch? „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet.“ Aber wir wollen ja gar nicht richten; wir fragen uns nur, wie sich ein gewisser Typus Mensch, dem menschliche Geistesentwickelung, dem Kultur am Herzen liegt, im Interesse seiner Idee am Besten zur eigenen Ehe und zu den Ehen Anderer verhält.

Im Ganzen sinds ja heute nur noch zurückgebliebene Menschen und Länder, wo ein zeugenloses Gespräch mit der Frau eines Anderen sofort Eifersucht und Verdacht weckt. In Mitteleuropa, im Norden und noch mehr im Osten ist die Möglichkeit einer gewissen unbefangenen Kameradschaftlichkeit zwischen irgendwie sonst gebundenen Männern und Frauen in vielen Kreisen ganz selbstverständlich. Diskutabel wird die Frage für uns überhaupt erst, wo es sich um intimere Beziehungen (wirkliche Freundschaft oder Liebe) handelt.

Tritt nun ein Mann (oder auch ein Weib), der das Verantwortlichkeitgefühl einer Idee auf sich trägt, in den Kreis einer Ehe und sieht da nur die Frau (oder den Mann) seinem Wort zugänglich, den Mann (die Frau) aber indifferent oder feindsälig: wie dient er (sie) dann der Idee am Besten? Liebe? Ehebruch?

In der Ehe sucht man bekanntlich eine gewisse Ruhe, eine Art Zuflucht; und Einige finden sie ja auch. Diese Ruhe wieder bedroht zu sehen, regt natürlich auf, sie völlig zerstört zu sehen, bringt in Wuth oder drückt zu Boden, quält, bringt Schmerzen, Leid überhaupt. Noch mehr, wenn Kinder da sind. Das Leid vervielfacht sich. Haß, Rachsucht melden sich; dann, bei der Sensibilität, mit der wir unseren Typus denken, Mitgefühl (denn man ist ja sonst „ganz gut mit einander ausgekommen"): kurz, die durch Störung verursachten Empfindungen können das Goldkorn der Idee völlig überwuchern und ersticken. Die modernen Künstler- und Denkerleben mit all ihren Schiffbrüchen bieten Belege genug dafür. Das Alles schwächt natürlich auch die Gesundheit und damit die Wirkungskraft. (Ich lasse dabei noch die etwa auftretenden gröberen Lebenszerstörer ganz bei Seite.)

Mit Recht kann eingewendet werden, daß man oft die zur Dauer einer erwünschten Intimität nöthigen Eigenschaften erst im Lauf der Ehe selbst kennen lerne. Da taucht das Problem der Probeehen auf, einer Art vorläufiger Ehe, in der auf alle Fälle die Konzeption verhindert wird. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß dabei fast überall die Frau im Nachtheil ist, so wäre ein solcher Brauch immer noch humaner als der Bruch bei schon mehrköpfiger Familie. Gerade wenn man gegen Roheit ankämpft, muß man sich hüten, den psychischen Thatsachen weichherzig gegenüberzutreten und so um idealer Vorstellungen willen dem Leben Gewalt anthun zu wollen.

Auch ernste und gütige Menschen können sich über die Bedürfnisse der eigenen Seele und anderer Seelen täuschen. Aus der psychologischen Massenproduktion der letzten Zeit hat unsere Generation zwar schon gelernt, daß überhaupt nie zwei Menschen bis in die letzten Fasern ihres geistigen Lebens einander völlig entsprechen; aber es giebt eben doch ein Mehr oder Weniger.

Vielleicht müssen auch Menschen, deren ganze Anlage zur Dauerehe drängt, zuerst durch Elend und Sorge verfehlter Versuche hindurch, bis sie Einen treffen, der die ihnen entsprechende seelische Gangart, das selbe seelische Tempo hat. Nichts Irdisches ist ganz zuverlässig.

Und selbst bei der größten gegenseitigen Achtung kann Eins von zwei Verbundenen eine andauernde Liebe zu einem Dritten gewinnen, eine Liebe, die kein momentanes Aufflackern ist, sondern das Bewußtsein tieferer Zusammengehörigkeit trägt. Je zarter das Gefühl der Menschen ist, um so schwerer werden sie an den daraus entstehenden Konflikten leiden. Aber wie kann selbst der oder die nun durch diese neue Beziehung isolirter Gewordene die äußere Fortdauer eines Verhältnisses wünschen, das innerlich doch nicht mehr da ist, unwiderbringlich verloren ist? Wir sind so wenig Herr über die Liebe wie über das Wetter. Vollständige Ehrlichkeit und freundschaftliches Entgegenkommen lindert jedenfalls das Qualvolle solcher Eheänderungen. Ja, bei besseren Menschen hindert Das nicht, daß sogar eine herzliche Freundschaft bestehen bleibt. Steht Das etwa im Widerspruch mit dem

vorher Gesagten? Kaum. Wenn zwei das Selbe thun, ist es eben nicht das Selbe. Jedenfalls darf man sich in solchen Fragen nicht von kategorischen Bibelsprüchen einschüchtern lassen. Unzulängliches ist in der Bibel noch mehr als genug.

Eine wirkliche innerliche Dauerehe ist sicher auch für den der Entwickelung Fähigen das seltenste Glück; und wenn „literarische" Leute, die sich gewöhnlich für die alleinigen Vertreter des Geistes halten, die Diskrepanz unserer beiden Titelbegriffe als das für „höhere Menschen" eigentlich Selbstverständliche hinstellen, so kann man Das zwar begreifen, aber auch nur begreifen.

Wir wollen dabei nicht ungerecht sein. Aber brauche ich denn die Gründe, die für die Ungeeignetheit von geistig Entwickelungfähigen für Dauerehen angeführt werden, wirklich zu wiederholen? In der modernen Literatur werden sie ja aschenregenartig geliefert. Der stichhaltigste berührt sich mit dem Erziehungproblem. Sklavenhalterbildung bei Männern und „Musselinerziehung" bei Mädchen: Das ist ja der ewige Jammer. Unkenntniß der Anderen und Unkenntniß der Bedürfnisse der eigenen Seele. Wo durch die Ehe der Geist geknebelt, die Seele zertreten wird und andauernde Abneigung auftritt, ist Scheidung, natürlich mit offener Ehrlichkeit, der gegebene Ausweg. Alle Erschwerungen der Scheidung sind schädlich; denn sie verführen zur Lüge und zu heimlichem Ehebruch. Welcher feiner organisirte Mensch möchte auch den Leib geben, wenn die Seele feindlich ist?

Wie die Zahl solcher Unglücksfälle (denn Das bleibt doch eine verfehlte Ehe) verhindern? Zuerst: was verstehen wir unter geistiger Entwickelung? Sicher nicht, daß man in ästhetischen Theegesellschaften, Literaturcafés und Bohemekneipen den neusten Jargon des neusten Kunstkritikers zum Besten giebt, sondern Alles, was aus einer tiefen, leidenschaftlichen Sehnsucht entspringt, aus einer Sehnsucht, die an den Erkenntniß- und Handlungwidersprüchen in sich und in der Umgebung leidet und nach innen und außen eine Lösung verlangt. Diese Sehnsucht aber wird unter normalen Umständen rebellischen Charakter annehmen und hat häufig genug Entbehrung, Verhöhnung und Isolirung im Gefolge: und Das ist nicht Jedermanns (und nicht jeder Frau) Sache. Und hier haben wir wohl den Hauptgrund zu suchen, warum in den Ehen des hier geschilderten Menschentypus Antipathie auftritt. Widerwilliges Festgehaltenwerden der Fühlenden, Wollenden, Strebenden, Hungernden, widerwilliges Mitgerissenwerden der Rohen, Behaglichen, Selbstzufriedenen, Konventionellen, Korrekten, Satten. Wie wichtig also rechtzeitige Erkenntniß der Psyche! Wie wichtig also das Erziehungproblem!

Um dem geistig Entwickelungfähigen, also dem sozial Mehrwerthigen das Glück einer ehelichen Dauergemeinschaft zu erleichtern, ist Erziehung nöthig, und zwar rapide Erziehung (nicht erst mit dem dreißigsten Jahr einsetzende) der Mädchen zu denkenden, verantwortlichen, thätigen Menschen und nicht nur zu Repräsentationdamen und

geschwätzigen Pensionatsästhetikerinnen, zu Seelenverstehenden und nicht nur zu Modejournalspezialistinnen und schlampigen Schmarotzerpflanzen, zu gütigen, freudigen Helferinnen und nicht zu egocentrischen, galligen Spielverderberinnen; und unbefangene Aufklärung (wie das verpönte Wort heißt) über die Leibesfunktionen und ihre Bedeutung und nicht nur im Rahmen der Tantenpsychologie; und Erziehung der Knaben (in möglichster Koëdukation mit den Mädchen) zu innerer Straffheit und Freiluftbegeisterung und nicht zu bierseligem Bordellbehagen und Don Juan-Renommisterei commentfähiger Diluvialmenschen, zu Seelensehnsucht und nicht zu assyrischer Männerwürde, zu Entwickelung Verlangenden und nicht zu Alles wissenden Primarlehrern.

Dann vielleicht. Sie schütteln den Kopf und pfeifen. Sie sehen in der Konzentrirtheit und Einfachheit nichts Wünschenswerthes. Sie schließen durch den Genuß, den Ihnen die unendliche Variabilität der Freudenerreger schon geschaffen hat, fälschlich auf die Mehrwerthigkeit der Komplizirtheit überhaupt. Sie wollen jede Blume pflücken (wie Sie Das poetisch ausdrücken). Nun: entweder sind Sie nur Theoretiker oder Sie kennen keine seelischen Forderungen, mit denen Ihr erotischer Sport je in Widerspruch gerathen wäre. Dann gehören Sie aber auch nicht zu dem hier behandelten Typus. Für diesen kommt die gleichzeitige Polygamie, die man ja sicher sonst als die wenigstens in der Jugend am Meisten verbreitete, wenn auch nicht offiziell anerkannte Form des Geschlechtslebens hinnehmen muß, selten ernsthaft in Betracht; obwohl auch manchmal bei hochentwickelten Individuen Erzvater- und Sultansinstinkte sich breit machen. Diskutirbar freilich ist der Gedanke, daß die von den Frauen entwickelte Sensibilität sie für die Zeugung biologisch mehrwerthiger Kinder untüchtiger mache und so vom Rassenzüchtungstandpunkt aus Bigamie zu empfehlen sei. Man beruft sich dabei gewöhnlich auf viele historische Beispiele, die aber meist den Nachtheil haben, daß sie sehr schwer zu prüfen sind, da immer noch eine große Zahl anderer Faktoren mitberücksichtigt werden muß. Auch vergißt man meist, daß, wenn man damit unsere Sensibilität und also auch unsere Intelligenz als etwas biologisch Minderwerthiges bezeichnet, es doch diese sind (und nicht etwa die brutale Körperkraft und Raubthiergesundheit), denen die Menschheit ihr Emporkommen und ihre dauernde Herrschaft über die anderen Lebewesen verdankt. Man dürfte also doch im Gebrauch mit den so gern angewendeten verblüffenden Paradoxen etwas vorsichtig sein.

Eine andere Möglichkeit einer Art zeitweiliger Bigamie verdient wenigstens Beachtung, wenn sie auch ihrer Natur nach sich nicht allzu häufig realisiren dürfte. Es fragt sich, ob man einem Mädchen, dem bei großer Kindersehnsucht Ehelosigkeit als Theil geworden (und da wir eben bei den Menschen keine Parthenogenesis besitzen), ob man einem solchen Mädchen mit der billigen katholischen Selbstverständlichkeit Nonnenthum anbefehlen kann. Etwas grausam, nicht wahr? Also

wie lösen? Bitte, verehrte Frau, lächeln Sie nicht, sondern geben Sie mir auf diese schwermüthige Frage eine befriedigende Antwort. Ich glaube, wir dürfen die Entscheidung den Mädchen anheimstellen. Manche wird wohl lieber in Beruf, Freundschaft, Kunst und Ideenkultus Ersatz suchen, als Etwas von ihrem Traum preisgeben. Dagegen ist nichts einzuwenden. Manche aber wird sich anders verhalten.

Wenn ein Mädchen, nicht als Verführte, sondern als Eine, die weiß, was sie thut, die für ihre Handlungweise einsteht, ein Kind bekommt, sei es schließlich auch von einem verheiratheten Mann, der sammt seiner Frau einwilligte, so meine ich, mit moralischen Urtheilen sollen wir da ruhig zu Haus bleiben, auch mit Verzeihung und Aehnlichem. Wir müssen das mit eben so viel Leidenschaft verfochtene wie bekämpfte Recht auf Mutterschaft menschlich begreifen, ohne in Dem, was man darunter versteht, eine höchste Daseinsform zu sehen, denn Nachtheile und Widerwärtiges bietet sie außer dem Basenklatsch immer noch viel: Ausgangspunkt nicht gegenseitige Liebe; Mann nur Mittel; nur weibliche Erziehung. Aber das Leben wird eben immer ein paar ungelöste Brüche aufweisen. Auf alle Fälle muß man sich hüten, die Jungfernschaft allzu hoch einzuschätzen. Sogar eine unglückliche Liebe kann der Ausgangspunkt einer reichen seelischen Entwickelung werden.

Nun giebt es sicher noch einen ganzen Rattenkönig von mehr oder weniger nah einschlagenden Fragen, die man bei dieser Gelegenheit stellen könnte. So wird, zum Beispiel, für sexuell Unästhetische, die vielleicht aus Gründen größerer seelischer Intimität auch noch so Etwas wie eine Ehe eingehen, das Verhältniß sich wahrscheinlich wesentlich einfacher gestalten; während bei normal Empfindenden eine Komplikation eintritt, wenn aus physiologischen Gründen der sexuelle Verkehr in der Ehe dauernd aufhören muß.

Oekonomische Nothlage wirkt erschwerend; doch wird mit der Zeit durch wirthschaftliche Selbständigkeit und Berufsausbildung der Frau und durch den Umstand, daß wir den Storch heute rechtzeitig verscheuchen können, die Ehe nicht theurer als die Isolirtheit. So gestaltet sich wenigstens eine provisorische Nothaushilfe. Weitere Ausblicke nach dieser Richtung wollen wir uns, um nicht zu sehr auf andere Gebiete zu kommen, versagen.

Auch ist wohl kaum nöthig, zu betonen, daß wir es hier wesentlich mit psychologischen und nicht mit juristischen Fragen zu thun haben. Gewisse Ethiker wollen immer ihrem Aerger über die schlampige Verantwortunglosigkeit ihrer Mitmenschen in möglichst drakonischen Gesetzen Luft machen und vergessen dabei gewöhnlich, daß man mit Paragraphen keine Liebe und keine Selbstzucht erzeugt, daß im Gegentheil äußerer Zwang die Situation nur zu verschlimmern pflegt. Von außen her kann man doch nur das Oekonomische regeln, also Mutter und Kinder vor Ausbeutung und Noth schützen und den Vater (eventuell die Gemeinde) heranziehen. Wie Das geschieht, ob mit oder ohne Civilehe, ist im Grund eine Frage zweiten Ranges. Besser

wahrscheinlich ohne die jetzige Form mit all ihrer Heuchelei, ihren pharisäischen Werthurtheilen und ihrer Polizeizudringlichkeit.

Sie verlangen Respektirung der historisch überlieferten Form? Diese sei der kondensirte Willensausdruck vergangener Zeiten, und da man keinen Grund habe, Gedankenarbeit früherer Geschlechter als minderwerthig zu taxiren, seien Sie für Beugung vor der Autorität. In diesem speziellen Fall schütze, zum Beispiel, das Pathos der staatlich beglaubigten Ehe (die übrigens auch durch Autoritätbruch an die Stelle der kirchlichen getreten ist) die Menschen vor Verwilderung. Und das Beispiel, das er gebe, könne einem geistig Wollenden nicht gleichgiltig sein. Gut. Nun fragt sich aber, ob außer dem ökonomischen Schutz wirklich etwas Anderes gesetzlich erreicht werden kann. Oder fühlt sich etwa heute ein Mann, wenn ihn nicht psychische Gründe bestimmen, was ja nachher auch der Fall wäre, stark durch die Civilehe gebunden? Kaum. Und man muß eben, was man gewöhnlich nicht thut, eine Aenderung mit den bestehenden Verhältnissen vergleichen und danach ihren Werth oder Unwerth bemessen.

Die Mehrzahl wird immer von autoritativen Urtheilen abhängig sein. Damit muß man rechnen. Alles kommt aber darauf an, daß diese Urtheile mehr und mehr die Achtung vor der Psyche und nicht vor einer äußeren Form zur Geltung bringen. Man darf es wohl als unpsychologischen Schluß betrachten, wenn man glaubt, daß die Hemmungvorstellungen, die ein Mädchen gegen seine erotische Hingabe hat, schwinden würden. Im Gegentheil: das gesellschaftliche Urtheil würde als minderwerthig nicht mehr den mangelnden Respekt vor dem Civilstandesamt bezeichnen, sondern weniger harmlose Dinge. Klarer Blick für echten Lebenswerth und die Summe der Idealvorstellungen, die ein Mädchen von der Ehe hat, schützen es aber nach wie vor am Besten vor momentanen Unüberlegtheiten, so weit es überhaupt möglich ist. Im Uebrigen ist ja begreiflich, daß die künstlerische Seele das Bedürfniß hat, einen für sie tiefer Bedeutung vollen Lebensmoment mit einer äußeren Form zu verknüpfen; je innerlicher aber das Erleben ist, desto mehr wird sich diese Form individuell gestalten und vom Traditionellen (etwa den lärmenden Hochzeitsitten) abstrahiren.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, bei dem hier behandelten Typus die Anforderungen der Psyche mit den erotischen Bedürfnissen in kategorische Beziehungen treten, so wollen wir uns noch fragen, wie sich dieser Typus da verhält, wo Erotik keine Rolle spielt. Also die rein intellektuelle Seite; Freundschaft; intimer Ideenaustausch; Uebertragung der Begeisterung.

Christus, der ja bei Vielen als unfehlbare Autorität gilt, erklärt da bekanntlich kurz und kategorisch, daß Die seiner gar nicht werth seien, die nicht allem Anderen um seinetwillen entsagen. Kann Einer, dessen Seele Idee, Vorstellung von Variirungmöglichkeit der Wirklichkeit ist, anders denken und sprechen? Kaum. Er muß alle einzelnen Menschen als Saatboden für das „Wort" betrachten und kann

sich nicht danach richten, ob sie nach unten hin festgehalten werden oder nicht. Er fühlt es wie eine Pflicht, überall, wo er lockeres Erdreich sieht, Körner der Idee auszustreuen, mag auch ein Anderer das Land für sich beanspruchen. Denn wenn er jede andere Idee als eben so gut wie seine betrachten würde, dann würde er überhaupt nicht an sie glauben; dann wäre es gar nicht seine Idee.

Wird die Ehe der Anderen dadurch in Mitleidenschaft gezogen? Freilich. Bequemlichkeit, Eifersucht und gekränkte Eitelkeit spielen ja oft genug mit, auch wo in erotischer Beziehung ein Argwohn ausgeschlossen erscheint. Aber der gekränkte Mann (oder das Weib) wird mit seinen Kindern nicht materiell vereinsamt zurückgelassen und psychisch nur so weit isolirt und beleidigt, wie seine (ihre) Seele ungebildet ist, und um so weniger wird er beleidigt sein, je weitherziger er ist. Je weitherziger er ist, um so mehr wird er aber auch der Idee entgegenkommen. Und wo ehrlicher Wille ist, da werden gegenseitiges Vertrauen, Geduld und Liebe, Eigenschaften, die doch sicher auch als Resultate höherer menschlicher Entwickelung aufzufassen sind, die seelischen Unterschiede schon überbrücken.

Sind zwei Eheleute dauernd ähnlicher Idee ergeben (wenn auch vielleicht der Intensität und der Befähigung nach graduell verschieden) und sind es so zwei Naturen, die einander dauernd sympathisch sind, dann ist Treue bei ihnen nichts weniger als geistige Lahmheit. Man kann in solchem Fall ruhig sagen: Je geordneter die eigenen Verhältnisse, um so mehr Kraft bleibt verfügbar. Die Idee, die bei einem wirklich sensiblen Menschen nur in den Konsequenzen einer Menschheitentwickelungsympathie bestehen kann, wird so am Besten gefördert. Wer ein Ziel hat, wird nicht mit unnöthigen Eheänderungen die Zeit vertrödeln. Auch braucht man doch nicht gleich Alles zu „besitzen“, um an seinem Werth Freude zu empfinden.

Wir wissen, daß sich nie Alles restlos unter ein Schema stellen läßt. Nur das Eine, das genügt, um unsere Betrachtung als tastenden Versuch hinzustellen und ihr jede pathetische Sicherheit zu nehmen.

Ich habe immer vom Träger der Idee gesprochen in seiner denkbar vollkommensten Ausgestaltung, die natürlich der Wirklichkeit auch nicht entspricht. Da ist ja bekanntlich Alles immer ein Wenig beschädigt; und so spricht man denn auch von Vertretern von Ideen (im Pluralis), und wenn sie auch, dem Wort nach klar gefaßt, als Fortschritts-, Freiheit-, Kultur-, Entwickelungideen ausgegeben werden und differiren und dem Begriff nach meist nur innerliches, sehnsuchtvolles Stammeln sind und sich auch nicht finden, so läßt sich doch hoffen, daß irgendeinmal die lebendigste, reichste und kraftvollste den Sieg davonträgt, von welcher Art auch ihre Vertreter gewesen seien, um so rascher freilich, wenn diese Vertreter ihr nicht nur der Erkenntniß, sondern auch der Lebensführung nach entsprochen haben.

Zürich. Dr. Ulrich Wilhelm Züricher.

Der verlorene Sarg.*)

Wenn Tote reisen, brauchen sie Geleit wie Fürsten, weil sie zu vornehm sind, noch eine Hand zu rühren. Auch sind sie durch den Zinksarg behindert, in andere Wagen einzusteigen, und müssen für sich allein die Reise thun. Das war schon damals so, als in Aschaffenburg der Graf von Ostein gestorben war und nach der Sitte seines Hauses zu Geisenheim im Rheingau bestattet werden sollte. Nur mußten sie den Sarg in einen Nachen setzen und den dem Schiff anbinden, darin ein trauerndes Gefolge ihn bis zum Erbbegräbniß begleiten sollte.

Sie fuhren in der Frühe den braunen Main hinunter und dach-

---

*) „Dreiunddreißig Anekdoten“: so nennt Herr Wilhelm Schaefer einen Band, den er bei Georg Müller in München erscheinen läßt (und dem diese Probe entnommen ward). Er bringt nicht etwa pointirte Schnurren, wie Mancher sie hinter dem Begriff der Anekdote sucht, sondern kunstvoll ausgeführte Erzählungen; Geschichten, die (nach dem Ursprungssinn des Wortes Anecdota) noch nicht veröffentlicht worden sind. „Ich habe reichlich ein Jahrzehnt gebraucht, den ersten Band zu füllen; denn weil ich ohne das Glück auskömmlicher Ernährung, das Tausenden von Faulpelzen unnütz angeboren ist, meinen Verstand erst täglich an anderen Sachen abnützen muß, bevor ich dann für diese Dinge den Rest aufbrauchen kann, der Anderen für Skat und Kegelspiel verbleibt, und weil ich erst mit dreiunddreißig Jahren, nach strenger Lehrzeit, so zu schreiben vermochte, wie der Verstand es forderte, so bin ich mit dem ersten Band ein Dreiundvierziger geworden.“ Das sagt Herr Schaefer in der Vorrede zu seinem Buch. Alltagsanekdoten pflegen nicht so langsam zu reifen. Die Geschichten (das einfachste deutsche Wort sagt schließlich noch am Besten, was der Leser zu erwarten hat) verrathen nichts von Mühsal und Schreibtischplage. Der Rheinländer, der schon Sagen und Novellen, auch ein Drama veröffentlicht hat und die Monatschrift „Rheinlande“ klug und gewissenhaft leitet, hat sich an den besten deutschen und schweizerischen Mustern gebildet und dabei die kräftige Frische seiner Persönlichkeit zu bewahren gewußt. Noch hat ihn ein widerhallender Erfolg nicht belohnt. Diesmal kanns ihm gelingen. Was sich, in Roman und Novelle, fast zwei Jahrzehnte lang Psychologie nannte, ist aus der Mode und hat Schimmel angesetzt; die Meisten überläufts, wenn ihnen mit „feinen Zügen“ und Seelenexhibitionen auch nur gedroht wird. Man hat genug davon. Will wieder erzählen hören. Richtige Geschichten, die einen Anfang und ein Ende, den Ton starken Erlebens und den Rhythmus eines Herzens heben. Hier ist Einer, der erzählen kann. Ein hübsches, sauberes Buch; rechtschaffen deutsch und doch nicht philistrisch. Aus der Vorrede des Herrn Schaefer klingts wie ein Seufzer. Die Fortsetzung, die sie der Anekdotensammlung ankündet, wird in fröhlicherem Ton vielleicht von einem Erfolg des Erzählers berichten.

ten, noch mit dem Abend in Geisenheim zu sein. Es waren drei Vettern von ihm, noch junge Leute, mit einem Onkel, der als ein jüngerer Bruder des Verstorbenen im Leben nicht gut mit ihm gestanden hatte, auch sonst nicht recht gelitten war, weil er die Laster dieser Erde in allen Löchern liebte. Dazu die Kammerdiener und was sonst noch an Bedienten nöthig ist, damit sich solche Herren das Leben beschwerlich machen, das Unsereinem nicht so viel Mühe bringt.

Der Main ist nirgends ein fröhlicher Fluß, und bis er endlich bei Mainz aus Schilf und Binsen sein Wasser in den grünen Rheinstrom drängt, der eine andere Gangart und hellere Ufer hat, dehnen sich die Weiten um Hanau und Frankfurt endlos zum Horizont der fernen Taunusberge. Sie saßen erst sehr würdig und winkten nach den Trauernden zurück mit schwarzen Schleiertüchern, die ihnen von den Dienern bereit gehalten wurden. Dann aßen sie ein Frühstück, so gut das aus den mitgeführten Körben zu bereiten war. Und als die Sonne endlich durch den Nebel einen duffen Glanz und etwas Wärme sandte, da konnte der Onkel seinen Neffen schon ein Kunststück zeigen, aus einem Messingring und zwei Hornknöpfen die Heilige Familie darzustellen, wie die sich auf der Flucht abwechselnd zusammenfand.

Sie waren gerade bei der scharfen Wendung des Mains vor Offenbach, wo sich zum ersten Mal die fernen Thürme von Frankfurt zeigen; und weil der eine Neffe dort ansässig war, ließ er schon übermüthig die Freie Reichsstadt leben als ein neues Jerusalem. So kamen sie mit lauten Reden nach Offenbach, mit rothen Köpfen, die, von der frühen Zecherei erhitzt, kaum noch an ihren Nachen dachten, der mit dem Sarg unmerklich hinter ihnen schwamm und nur bei scharfen Wendungen das Seil straff aus dem Wasser hob. Die Sonne brannte auf ihren Pelz und wurde zum Mittag glühend auf den geharzten Bohlen, darauf die Neffen wieder schweigsam wurden, doch nicht vor Traurigkeit. Ihr Zeltdach gab zwar Schatten, doch hielt es auch die Dünste fest, und wie sie unter den steinernen Bogen der frankfurter Brücke durchfuhren, boten sie den spärlichen Passanten der Mittagszeit ein Stilleben, darin die Ruderer nur noch im Traum die Arme zu bewegen schienen, während die Anderen schlafend auf ihren Stühlen hingen. Denn als die Herren schliefen, waren ihnen die Diener gefolgt: im Trinken und in der Müdigkeit. So fuhr das Schiff im dicken und heißen Nachmittag an Höchst und Kelsterbach lautlos dahin mit seiner vollen Fracht von Lebewaare, die fast noch tiefer in Schlaf versunken war als Der, der unterm Bahrtuch im Sarg mit kühl gefalteten Händen lag. Sie waren längst bei Flörsheim vorüber, als sich der Onkel, der den Wein am Morgen gewohnt war, gähnend und hungrig erhob und auch die Anderen weckte.

Er war ein mainzer Kind und brauchte nur die Narrenkappe seines Doms am Horizont zu sehen, um schon nach einem Streich zu suchen, wie sie in ihrem Trauerschiff spaßig vorüberkämen. Doch fand er nichts in seiner Trägheit als die Erinnerung an einen anderen

Grafen Ostein, der in Mainz vor einigen Jahrzehnten am eigenen Fett erstickt war. Der war so dick gewesen, daß er die Sonnenhitze in keinem Bett aushalten konnte und die heißen Nächte in seinem Wagen verschlief, der dafür eingerichtet war: eine breite und flache Roßhaarmatratze, die auf feuchtem Rheinsand lag. Darauf mußten sie ihn abends langsam durch die Straßen von Mainz spaziren fahren, bis er schnarchte. Dann gab es hinterm Dom am Ballplatz eine Platane, wo sie die Pferde sacht ausspannten und den Wagen mit dem schnarchenden Menschenberg in der kühlen Nacht stehen ließen, von drei Soldaten vor Schabernack bewacht. Am Morgen kamen dann die Gäule, wurden leise eingespannt und brachten den Grafen in sein Schloß zurück.

Die Neffen kannten die Geschichten vom dicken Großonkel schon; doch paßte es zu ihrer Trägheit, dem spaßhaften Onkel zuzuhören und im Gähnen lächelnd wach zu werden. Auch war der graue Onkel selber solch ein mainzer Kerlchen mit seiner Glatze und der glühenden Nase, daß sie allmählich doch wieder ins Gelächter kamen und an den alten Schanzen der Gustavsburg vorbei übermüthig in den breiten Rheinstrom einfuhren, wo ihr Trauerschiff, das in dem schmalen braunen Main stilvoll und würdig daher gekommen war, klein und überflüssig zwischen den vielen bunt bewimpelten Schiffen und Booten schwamm.

Sie kamen nicht glatt vorbei, weil ein Zollbeamter ihrer schwarzen Fracht erst traute, als er das gräflich osteinische Siegel an den Reisepapieren des Toten sah; weil aber diesem Zollbeamten zufällig die Vorderzähne fehlten, die ihm wahrscheinlich bei einer früheren Revision ausgeschlagen worden waren, so daß er unter seinem Schnauzbart alle Worte dreimal verkaute, ehe er sie von sich gab, lud ihn der Onkel Galgenvogel zu einem Vespertrunk ein und wußte es auch richtig so anzustellen, daß der Kerl vor Gier, so gutes Zeug zu schlucken, Dienst und Amtswürde vergaß. Sie fuhren schon an der langen Petersau vorbei, als er im hellen Rausch den Streich bemerkte und vergeblich, mit allen Amtstönen schwadronirend, wieder an sein Ufer wollte. Als er frech wurde, ließ ihn der Onkel verprügeln und an die Petersaue hinauswerfen, wo der Aermste zwischen den Bäumen der verlassenen Insel spektakelnd zurückblieb und von den Neffen, die längst auch schon wieder betrunken waren, mit leeren Flaschen beworfen wurde, die an den Bäumen zersplitterten und schließlich nur noch klatschend ins Wasser fielen.

So trieben sie im Trauerschiff die Scherze, womit das Leben solcher Menschen sich über die Stunden ungewohnter Feierlichkeiten hilft, indessen der tote Graf nicht einmal merkte, wenn sein Sarg ihnen störend dazwischen kam; denn immer, wenn sie, wie an der Petersaue, hielten oder falsch in die Strömung steuerten, drückte die Fluth den Nachen mit dem Sarg dicht an das Schiff, so daß es aussah, wie wenn der Tote die Lebendigen zur Ruhe mahnen wollte.

Die Lebendigen aber haben Recht zu jeder Stunde, wie sie es treiben, auch wenn sie nicht so vornehm wie die Toten, vielmehr auf

einem Trauerschiff betrunken wie die Grafen Ostein und ihr Gesinde sind. Denn weil es zum Abend ging, der überm Rheingau und den schwellenden Ufern die Gluth entzündete, darin die Bäume und Wolken gleichsam von altem Rheinwein angewärmt dastanden, wie wenn auch die Natur in Trunkenheit verfallen wäre, ließen sich die jungen Grafen mit dem gerupften Galgenvogel durch keinen Toten und Lebendigen mehr stören, die Lieder frecher Dirnen und erfahrener Soldaten laut über den Strom zu singen.

Doch mehr Recht als die Lebendigen und die Toten, die jederzeit in ihr wie Blüthen- und Straßenstaub in einem starken Wind sind, hat die Natur: es gefiel ihr, vom Rochusberg herauf schwarze Gewitterwolken über den Rheingau aufzujagen, die seinen goldigen Dunst und seine blauen Schatten mit stechenden Blitzlichtern und grauen Vorhängen füllten und einen goldenen Abend in wenigen Minuten in eine dicke Nacht verwandelten. So schnell, daß Die auf dem Trauerschiff noch ihre Lieder sangen, als schon die weißen Schaumkronen stromauf geworfen wurden und in der frühen Nacht aussahen, wie wenn da überall das Licht durchbräche, das aus dem verdüsterten Himmel in das schwarze Wasser gefallen war. Schon hob sich, weil sie gerade hinter einer langen Insel ganz aus der Strömung waren, im Druck des Windes und der anlaufenden Wellen das angespannte Seil des Nachens straff aus dem Wasser, und wo noch volle Flaschen zwischen leeren standen, fielen sie so durcheinander, daß es Scherben gab. Da erwachte in dem betrunkenen Onkel eine Heldengeberde seiner berühmten Ahnen. Der Wind hatte ihm zwar seinen Hut beim ersten Stoß ins Wasser geweht, so daß seine dünnen Haarsträhnen erbärmlich flatterten, aber kein Kapitän hätte breitbeiniger im Sturm dastehen können als er, der den Ruderern und Dem am Steuer fürchterliche Befehle gab. Sie störten sich zwar nicht daran, konnten sie im Gebrause und im Lärm der klatschenden Tropfen auch kaum hören: aber das Schiff wurde doch vom Wind seitwärts gedrückt, wie wenn eine allmächtige Hand das Wasser säubern wollte, und auf den Sand gelegt. Nicht laut, nur mit einem leisen Krach inwendig in den Knochen: aber als sie ihn gespürt hatten, hing das Schiff so schief nach der Seite, daß sie mit ihren Körben, Flaschen und Stühlen an den Rand rutschten und vom Wasser mit schwappenden Tüchern so überworfen waren, daß ihnen augenblicklich die beste Kühlung wurde.

Das war so rasch gekommen, daß ihnen die letzten Töne frecher Lieder noch in den Ohren summten, als sie schon in der unwillkommenen Wäsche saßen. Ans Land zu kommen, war nicht möglich; so hielten sie sich wie nasse Hunde am Schiffsrand fest und warteten geduckt das Unwetter ab, das weiter nichts als diese Wäsche vorzuhaben schien und schon nach wenigen Minuten einen letzten schrägen Sonnenstreifen über das Wasser laufen ließ. Wie da Einer den Kopf hob, sah er, daß sie selber zwar auf dem Land fest saßen, daß den Nachen aber der Sturm losgerissen hatte und stromaufwärts in die Strömung trieb,

wo er, vom Sturm quergestellt, der das Bahrtuch an einem Zipfel wie ein klatschendes Segel auftrieb, als ein ungeschickter Segler zwischen Strömung und Gegenwind anfing, zu kreuzen.

Sie konnten Das schließlich, von dem Einen aufmerksam gemacht, Alle mitansehen; aber helfen konnte Keiner, auch nicht, als der Sturm nachließ und der Nachen mit dem Sarg, immer sicherer von der Strömung geführt, seinen Kurs stromabwärts stellte und an den Baumreihen der Insel vorbei, manchmal vom letzten Sonnenlicht übergrellt, allein nach Geisenheim zutrieb, während sein Gefolge auf dem Sand festsaß und für die Nacht, da bei der Dunkelheit auf keine Hilfe mehr zu hoffen war, auch kalt und naß dasitzen mußte.

Inzwischen reiste der Tote im kühlgewaschenen Sarg ohne Geleit die von der Strömung vorbestimmten Wege und kam gemächlich an der fuldaer Aue vorbei nach Geisenheim, wo seine Stelle im Erbbegräbniß sauber und zwischen Eichengrün bereitet war. Ein Abendroth fing zu leuchten an, darin das abgeregte Wasser, die zerzausten Bäume und die naßgeregneten alten Häuser sich, wie durch rothes Glas betrachtet, schön und schaurig darboten: es wäre die rechte Stimmung für den Grafen Ostein gewesen, aus einer langen Fremde heimzukommen in die kühle Erdenstube seiner Väter: aber es war Niemand da, ihn einzuholen, obwohl er langsam und dicht am Ufer dahintrieb. Und weil sein Stand ihm nicht erlaubte, noch eine Hand zu rühren, zögerte der Nachen wohl, wenn er mit der Spitze sacht an einen tiefen Ast stieß: doch drängte ihm die unaufhaltsame Lebensströmung des Wassers immer wieder das Hintertheil zur Seite, bis er schließlich, gleichsam im Ueberdruß solcher Versuche, an der rüdersheimer Aue vorbei mitten in den Strom hinaus hielt.

Nachdem ihn einmal die letzte Erdenreise über das vorbestimmte Ziel hinausgeführt hatte, schien der Tote keine andere Rücksicht mehr zu kennen als die, dem Wasser und seiner Strömung hingegeben, hinunter zu treiben in das Meer, wo auch den emsigen Wellen gleich ihm die lange Wartezeit bevorstand, im Stoffwechsel unserer Erde ein neues Leben vorzubereiten. Was die Schiffer bei allen Wasserständen fürchteten, die Stromschnellen im Binger Loch, schreckte ihn nicht, auch nicht die grauen Klippen bei Aßmannshausen; selbst durch die Strudel des Wilden Gefährtes bei Bacharach kam sein Kahn mit einigen Schwüngen elegant und sicher, wie der Graf sich oft durchs Leben geholfen hatte. Längst war es tiefe Nacht geworden, darin das Geräusch des Wassers scholl, wie wenn es rundum von den schwarzen Bergen liefe: ein Lebendiger wäre nicht mehr mit seinem Kahn hindurch gefahren, aber die Toten fürchten und sorgen nicht. Bei der Pfalz zu Caub stieß der Nachen mehrmals an die Felsen, daß es die Zollwächter hätten hören müssen; aber weil nicht Einer darin saß, der sich mit aufgeregtem Rudern rasch weiterhelfen wollte, sondern Einer, der sich gleichgiltig dem Wasser überlassen hatte, so kam er an den Wächtern wie an den Klippen vorbei und trieb mit der ersten grauen Morgen-

frühe eilig an den Sieben Jungfrauen vorüber, die ihre hart gewaschenen Felsenleiber wie Robben kaum aus dem Wasser heben. So ging dem Grafen noch einmal die Sonne dieser Erde auf, ihm unvermuthet bei Braubach noch ein letztes Abenteuer zu bereiten.

Da wohnten seit Jahrhunderten im Schatten der Marksburg und damals unter darmhessischem Schutz verstreute Protestanten, während sonst die Ufer rheinauf, rheinab katholisch sind. Und weil den Deutschen seit Widukinds und Karl des Großen Zeiten nichts so im Blut liegt wie die Sucht, um die spitzfindigen Glaubensunterschiede ihrer Pfaffen einander zu hassen und totzuschlagen, so war bei Braubach damals auch das Rheinwasser zur Hälfte evangelisch. Wenn dann die singenden Wallfahrer von Bornhofen nach Pfaffendorf und Vallendar zurück in großen Kähnen abwärts trieben, mußten sie von Spay den Kurs direkt nach Rhens am linken Ufer halten, um nicht am rechten Ufer dem evangelischen Christenglauben mit ihren römischen Liedern zu nahe zu kommen.

Die Strömung ging zu stark in diesen Tagen; so war gerade am Tag vorher ein großer Kahn mit singenden Pilgern aus Pfaffendorf oberhalb der Philippsburg dicht am Ufer vorbei getrieben und hatte einen Aufruhr der beleidigten Evangelisten in Braubach angeregt, die mit Steinen und Knüppeln nach den Römlingen warfen. Die hatten nichts zum Werfen gehabt als Wasser und deshalb, durch ihre Pfaffen angefeuert, einen so glaubensstarken Gesang angestimmt, daß es dem hitzigen Kommandanten auf der evangelischen Marksburg oder doch seinen Soldaten zu viel geworden war. Wirksamer als das Machtwort aller Obrigkeit waren ein paar Stückkugeln um die Wallfahrer ins Wasser gefallen; eine hatte das Schiff am Vorderrand getroffen und mit den spritzenden Holzsplittern ein halbes Dutzend der Sänger leicht verletzt. Seitdem war Krieg um Braubach und schon seit dem Morgen lag oberhalb der Philippsburg, da, wo die Fähre nach Spay hinübergeht, eine Mannschaft auf der Lauer, um das evangelische Rheinwasser vor erneuten Einbrüchen falscher Gläubigkeiten zur Noth mit scharfen Schüssen frei zu halten. Sie hatten bis um zehn Uhr vergeblich auf der Lauer gelegen. Nur das Marktschiff von Boppard war gekommen und wie ein bescheidener Handelsmann ruhig vorbeigezogen. Das Gewitter hatte am vergangenen Abend nicht bis hierher gereicht; so stand noch Alles in der dicken braunen Dunsthitze, als, unerklärlich geleitet, am Dinkhalder Thal vorbei der schwarze Nachen kam und mit seinem nachschleppenden Bahrtuch gerade auf das Ufer hielt. Es giebt im Krieg der Listen viele, zumal in Glaubenskriegen, und Keiner durfte den gichtbrüchigen Wachtmeister besonderer Hitzköpfigkeit bezichtigen, als er nach vergeblichem Anruf ein Schnellfeuer kommandirte, den verdächtigen Feind von einer Landung abzuschrecken.

Glücklicher Weise waren die Schützen alt und trafen mit ihren Kugeln nur das Wasser, wozu sie keine Büchsen gebraucht hätten; eine aber verirrte sich doch und schlug dem Grafen Ostein in seinen stillen

Sarg ein dickes Loch, gerade da, wo er die kalten Hände gefaltet hielt. Vornehm und furchtlos, wie er im Leben gewesen war, hielt er nun erst recht auf das Ufer zu: und bald hatten die tapferen Marksburger seinen Nachen mit Stangen und Seilschlingen herangeholt und sahen nun erst, wie sonderbar der mit dem Bahrtuch befrachtet war.

Sie hätten klüger gethan, ihn wieder dem Wasser zu übergeben; doch glaubten sie dem Sarg den Leichnam darin nicht, trotz seinem Wappen. Der Wachtmeister schickte einen Vorpostenbericht hinauf zum Kommandanten, indessen sie dem unbekannten Toten unbedacht die letzte Feldwacht hielten. Der Alte war noch nicht in Uniform; drum dauerte es lange, bevor der dicke kleine Mann auf seinem Pferdchen herunter geritten kam. Es war ein Herr von Gelderbloem, der hier sein einsames Alter mit Erinnerungen hitziger Jugenderlebnisse hinbrachte und, von der Regirung in Darmstadt fern, sich als einen der vielen Fürsten aufspielte, wie sie damals noch alle Wegstunde weit in Deutschland auf irgendeinem Burghof nisteten. Er befahl, sofort den Sarg zu öffnen, und als sie wirklich in der hölzernen Hülle den Zinksarg fanden, mußte der Spengler kommen, den Deckel aufzuschneiden.

So kam der Graf von Ostein, obwohl er sauber eingelöthet war, zu Braubach noch einmal ans Sonnenlicht; er hielt die kleinen Hände zwar noch immer vornehm auf der Brust gefaltet, doch hatte er die Hitze dieser Tage noch schlechter überstanden als die Lebendigen. Sie waren sehr erstaunt, die Glaubensstreiter, als sie ihn sahen; doch weil es nicht gewöhnlich ist, daß ein Toter ohne Geleite den Rhein hinunter reist, so grübelten sie nach Gründen und Folgen von diesem Schabernack.

Doch konnten sie den Sarg nicht da belassen; auch weil sie eine Seuche fürchteten, verschlossen sie ihn schnell und trugen ihn sogleich den schmalen Felsenweg hinauf zur Martinskapelle, wo seit alten Zeiten hoch überm Rhein ein schattiger Kirchhof war. Der weiße Kommandant ritt hinterm Sarg auf seinem gefleckten Thier, das alle Felsplatten zu nehmen eingeübt war; und als sie nach einer halben Stunde droben standen an dem rasch aufgeworfenen Loch, da hatte er, hinunter blickend in das schön geschwungene Stromthal, Zeit gehabt, sich eine von den Grabreden auszudenken, wie sie in seiner Jugend an offenen Feldgräbern gesprochen worden waren. So war es gar kein schlechtes Bild, wie er inmitten seiner grauköpfigen Soldaten ritterlich dastand und diesem ins Feindesland gefallenen Fremdling mit schlichten Worten drei Hände felsiger Erde auf den Sarg hinunter warf, der nothdürftig, wie der Krieg es giebt, verschlossen war.

So kam der Graf von Ostein, der sein Leben lang ein Mann der Höfe und Kerzenfestlichkeiten gewesen war, statt in sein sauberes Erbbegräbniß noch als Kriegsmann unter freiem Himmel ins kühle Erdengrab. Und blieb da auch; denn als die Nachforschungen der Neffen seinen Hügel endlich entdeckten, schien es dem eilig berufenen Familienrath bedenklich, ihn von der letzten eigenwilligen Reise gewaltsam wieder heimzuholen.

Düsseldorf. Wilhelm Schaefer.

Großamerika.

Am ersten März 1910 schlossen das Imperium Germanum und das Dominium of Canada, des langen Haders müde, einen Friedensvertrag. Der war entstanden, weil Kanada dem Mutterland Vorzugzölle gewährte. In dem provisorischen Abkommen hat Deutschland den Kanadiern einen Theil seiner Tarifsätze zugestanden, Kanada auf Zuschlagzölle bei den deutschen Waaren verzichtet. Das ist nicht viel; trotzdem wurde der Tag des Friedensschlusses ein „Markstein" in der Geschichte der handelspolitischen Ereignisse genannt. Dem Provisorium sollte ein Handelsvertrag mit fester Bindung folgen und, wenn Schwierigkeiten auftauchten, jeder der beiden Kontrahenten das Recht haben, nach zweimonatiger Karenzfrist den Krieg wieder zu beginnen. Seitdem ist ein Jahr verstrichen; und Kanadas Handelspolitik hat eine neue Etape erreicht: den Gegenseitigkeitvertrag mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Der hat, wie ein Erdbeben, die Fundamente aller Zollmauern und die Grundlage des Glaubens an gewisse wirthschaftliche Evangelien erschüttert. Zwei Hochburgen des Schutzzolles sollen geschleift werden! Ob trotzdem ein deutsch-kanadischer Handelsvertrag möglich wird? Deutschland hat heute nicht einmal das Recht auf die Meistbegünstigung, das Frankreich, Belgien, der Schweiz in Kanada zugesprochen ist, und müßte wehrlos die Folgen des neuen Reziprozitätvertrages hinnehmen, der zwar vom amerikanischen Kongreß noch nicht ratifizirt worden ist, an dessen Annahme in der von Taft geforderten Session aber kaum noch ein Zweifel besteht.

Zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten giebt es keinen Handelsvertrag; nur die Vereinbarung einer Meistbegünstigung, die gelten soll, so lange kein anderes Land eine Ausnahmestellung in beiden Gebieten erhält. Wenn Nordamerika dem kanadischen Dominium aber mehr als die Sätze des Minimaltarifes gewährt, ist die Voraussetzung einer Differenzirung deutscher Waaren gegeben. Was wird das Reich thun? Vielleicht zeigt die amerikanische Demokratie, nach ihrem Sieg, der Handelspolitik neue Ziele. Auch dann bliebe noch mit unseren Schutzzöllnern zu rechnen, die sich schwer zu Konzessionen entschließen. Wann werden sie erkennen, daß der Wind von einer anderen Seite weht? Die Vereinigten Staaten können dem internationalen Handel die Weichen stellen. Die Annäherung an Kanada war ein erster Versuch. Chamberlains Freunden, die für den Zollschutz des Greater Britain kämpfen, ist weh ums Herz: Kanada, eine der kostbarsten Perlen in der Krone des englischen Imperiums, ist nicht mehr Alleinbesitz des Mutterlandes. Dem Yankee sind die Vortheile zugedacht, die bisher Englands Privilegium waren. Weizen, Vieh, Speck und Käse aus den gesegneten Fluren Kanadas werden künftig nicht mehr den Weg nach England zu suchen brauchen, sondern in den Vereinigten Staaten leicht Aufnahme finden. Und die Amerikaner können ihre Maschinen zollfrei ins Gebiet des neuen Geschäftsfreundes ein-

führen. Kanada wird, als Weizenparadies, als Dorado der Viehzucht und als eine der größten Schatzkammern für den Holzhandel, durch die erleichterte Verwerthung seiner landwirthschaftlichen Erzeugnisse, reicher werden und mit gewachsener Kaufkraft Industrieprodukte einhandeln. Das haben die schlauen Händler im Yankeeland richtig kalkulirt; und deshalb wollen sie die Zollmauern abtragen. Die Möglichkeiten der Zukunft kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß schon jetzt etwa 50 Prozent des kanadischen Außenhandels, der im letzten Rechnungjahr 693 Millionen Dollars ergab, auf die Union entfallen. Der englische Export nach Kanada blieb tief unter dem Werth der amerikanischen Ausfuhr; er kam auf rund 150 Millionen Dollars. Den Vereinigten Staaten bietet der weite kanadische Westen, der dünn bevölkert ist und Riesenflächen bebaubaren Bodens hat (man hat berechnet, daß sich mindestens 100 Millionen Hektar landwirthschaftlich verwerthen lassen und daß erst 3 Millionen Hektar mit Weizen bestellt sind), ein neues Reich zur Ansiedlung seines Bevölkerungüberschusses. In den Vereinigten Staaten giebt es nicht mehr viel freien Boden; der kanadische Weizendistrikt soll ein Absatzgebiet für überschüssige Menschenmengen werden. Daß der Osten Kanadas sich dem industrialisirenden Drang des gewaltigen Nachbars verständnißvoll angepaßt hat, läßt die Mehrung der Trusts erkennen. Ein amerikanischer Stahltrust, die Steel Company of Canada, wurde im Jahr 1910 errichtet, fand aber in England nicht die Sympathie, die das enge Verhältniß zwischen Kolonie und Mutterland erwarten ließ. Wenn englisches Geld auch den breitesten der die kanadische Wirthschaft befruchtenden Kanäle bildet, so ist doch in den letzten Jahren der amerikanische Dollar in Mengen eingeströmt. Die Vereinigten Staaten konnten mit ihrer geschäftlichen Technik viel stärker auf die Sinne des Nachbars wirken als das ferne Mutterland, dessen Industrie sich im Zustand gesättigten Machtbewußtseins zeigte. Dem Gedanken eines zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada abzuschließenden Handelsvertrages leuchteten längst günstige Sterne. Aber die Hochschutzzöllner wollten nicht; und zu diesem Wunsch, der Tradition treu zu bleiben, kam in Kanada noch das Gefühl der Zugehörigkeit zum Britenreich. Der Abschluß wurde erst möglich, als die Erkenntniß der wirthschaftlichen Nothwendigkeit alle anderen Bedenken verdrängt hatte.

Die Engländer haben Grund, ihr Verhältniß zu den Kolonien in den Mittelpunkt politischer Sorge zu rücken; denn das Vorgehen Kanadas wird Schule machen. Schon heißts, die Südafrikanische Union wolle die Bevorzugung des englischen Imports durch die Gewährung von Zollnachlässen beseitigen. Britanien hat im südafrikanischen Staatenbund die Praerogativen des Stammlandes, das mit seinen Waaren vor den Erzeugnissen aller anderen Länder steht. Auch hier gilt der Grundsatz, daß das Reich mit seinen Kolonien ein Territorium bildet. Dieses Prinzip bindet die Selbständigkeit der Kolonie und den Wettbewerb im Handel; fällt es, so hat Südafrika die volle

Freiheit zu handelspolitischen Entschlüssen und das Ausland die Möglichkeit der Konkurrenz mit den englischen Waaren. Und Australien und Neuseeland würden dann nicht lange in Fesseln bleiben.

Deutschland muß versuchen, Handelsverträge mit der Union und Kanada zu schließen. Die Union will die europäische Konkurrenz aus allen Gebieten verscheuchen, die sie selbst beherrschen kann. Daß sie Mexiko und die centralamerikanischen Republiken ihrem Wirthschaftsystem eingliedern möchte, ist kein Geheimniß. Das Mittel der „Pazifizirung", das Mexiko jetzt kennen lernt, ist stets durch den Geschäftszweck geheiligt worden. Der Dollar herrscht schon im Lande des Ponchos. Die mexikanischen Eisenbahnen stehen unter der „Kontrole" der newyorker Geldmächte und die Industrie, die Banken, die Versicherungsgesellschaften sind den amerikanischen Trusts nah verwandt. Deshalb hat das Kapital keinen Grund zur Trauer über das emsige Vorrücken der Dollarmänner. Wohl aber entsteht für die Länder, die, wie Deutschland, mit Mexiko Handelsverkehr haben, die Frage, was werden wird, wenn in Mexiko die Yankees einstweilen auch nur Zollermäßigungen erlangen, von denen die Konkurrenten ausgeschlossen bleiben. Die Trusts sind mächtig genug, um ohne Angst an die Möglichkeit eines Zollopfers denken zu können. Die Union kann, als Lieferantin wichtiger Rohstoffe und als geschickte Strategin des Effektenmarktes, im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit auf den Hochschutzzoll verzichten. Direktor North vom Department of Commerce and Labour sagte neulich in einer Versammlung von Baumwollproduzenten und Textilindustriellen, er sehe den Tag nahen, wo die Vereinigten Staaten, statt zwei Drittel ihrer Baumwollernte zu exportiren, den größten Theil selbst verwerthen und sich den ungeheuren Nutzen sichern können, den die Verarbeitung des wichtigen Rohstoffes bringt. Das heißt: Amerika will den Ländern, die ihre Spindeln mit seiner Baumwolle versorgen, nicht mehr lange das Rohmaterial liefern; es wird sie zwingen, die amerikanischen Fabrikate zu kaufen; und das Ausland wird diesen Zwang mit dem Ruin seiner Spinnereien und Webereien zu bezahlen haben. Da lauern (nicht nur für diesen Industriezweig) Gefahren, die man nicht früh genug beachten kann. Großamerika wäre ein in sich geschlossenes Wirthschaftgebiet, das in der Länge und in der Breite durch die Klammern eiserner Schienenstränge festgehalten wird. Und schon muß man glauben, daß dieses Riesengebild eher vor uns stehen wird als das britische Zollimperium. Ob diese Probleme der Mehrzahl unserer Landsleute noch nicht ins Bewußtsein gedrungen sind? Ob auch die als Wächter bestellten Männer nicht merken, was der expansive Drang der Vereinigten Staaten, ihr eifriges Werben in der Nachbarschaft eigentlich bedeutet? Wir müssen hoffen; dürfen aber nicht vergessen, wie schwer es den auf einer Lebensstufe stehen Gebliebenen immer geworden ist, sich in neue Denkformen zu gewöhnen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

TM
ie MuKunst

Herausgeber:
MaXinnlian Harden.
Vierundstebenzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
1911,

Inhalt.

Berlin, den 1. Januar 1911.

Rezept.

^Dm Neujahrsmorgen, als der Kaiser, um die Parole auszu-
GM geben, mit seinen Söhnen und mit großem Gefolge ins Zeug-
haus ging, war, außer dem alltäglichen Posten, am Lustgarten,
auf der Schloßbrücke, am Zeughaus kein Schutzmann zu sehen.
Nach der Rückkehr insSchloß kleidete der Kaisersich um und machte
dann, im bürgerlichen Anzug, mit seinem vierten Sohn, dem Re-
ferendarius Prinzen August Wilhelm, zu Fuß einen langenSpa-
zirgang, der bis über den Bayerischen Platz hinausführte. Die
Herren wurden, wo man sie erkannte, herzlich begrüßt, doch nir-
gends von zudrängender Neugier belästigt. Vom Stadtpark fuh-
ren sie, in einer Automobildroschke, nach dem Schloß zurück.
Der höchstbetitelte Erbe der Namen, deren Träger, Simon
Moritz Bethmann und Iohann Iakob Hollweg, der frankfurter
Firma Gebrüder Bethmann in Geltung und Ansehen geholfen
haben, blättert, an einem nicht allzu schwer mit Akten belasteten
Vormittag, in den gilbenden Berichten über die Verhandlungen
des frankfurter Parlamentes, der ersten Deutschen Nationalver-
sammlung, und notirt, zur Verwendung in etwa nächstens zu lei-
stendenReden,einpaarSätze.Advokat LudwigSimon vomDon-
nersberg der äußersten Linken: „Indem Bericht, denHerrBasser-
mann uns über seine im Auftrag des Reichsministeriums unter-
nommeneReise nachBerlinvorgelegthat,steht derPassus: ,Svät
kam ich an, durchwanderte aber noch die Straßen und muß gc-

stehen, daß die Bevölkerung, die ich auf ihnen, namentlich in der
Nähe des Sitzunglokales der Stände, erblickte, mich erschreckte;
ich sah die Straßen von Gestalten bevölkert, die ich nicht schildern
will.' Herr Bassermann ist also mit sehr erschrecktem Gemüth von
Berlin zurückgekommen: das berliner Volk hat ihm mißfallen;
natürlich kann nicht jedes Gesicht Herrn Bassermann gefallen.
Wenn man sich aber auf die kleinsten Dinge beruft, um einen Ver-
fassungbruch zu rechtfertigen, so erkenne ich gerade darin die voll-
kommene Haltlosigkeit. Herr Bassermann spricht von einer Kari-
katur, den,Traum eines Republikaners' darstellend, auf welcher
verschiedene tötliche Verrichtungen verzeichnet sind. Ein Pendant
dazu ist der,Traum eines Reaktionärs', eine Karikatur, in wel-
cher sich bombardirte, in Schutt und Staub versinkende Städte
dem Auge darbieten. Das sind Gestaltungen der berlinerVolks-
laune, deren Harmlosigkeit sich schon dadurch beweist, daß sie nach
beiden Seiten hin gerichtet ist. "Bankier und Reichsfinanzminister
Hermann vonBeckerath aus dem Kasino desRechtenCentrums:
„Die Beschränkung des allgemeinenStimmrechtes ist für denStaat
eine Pflicht der Selbsterhaltung; erstürztsich sonst aus einerKrise
in die andere und seine ganze Existenz geräth in Gefahr. Wo die
Bürgschaft fehlt, daß das Bestehende zwar der Vervollkomm-
nung entgegengeführt, niemals aber gewaltsam umgestürzt wird,
da kann die materielle Wohlfahrt nicht gedeihen, am Aller-
wenigsten das Wohl eben der Klassen, die durch das allgemeine
Stimmrecht besonders begünstigt werden sollen. Weil ich mein
Vaterland groß und frei wünsche, weil ich den Staat so gestellt
wünsche, daß er die ihm obliegende Verpflichtung, für die immer
weitere Verbreitung der politischen Rechte zu sorgen, erfüllen
kann, eben deshalb erkläre ich mich für die Beschränkung des all-
gemeinen Stimmrechtes." Ioseph Maria vonRadowitz aus dem
Steinernen Haus der Rechten: »Es giebt Zeiten, in denen die
Staatsverfassung eines Volkes weder bestehen kann, wie sie ist,
noch auch so umgestaltet werden könnte, daß sie zu bestehen ver-
mag. Das sind die Zeiten, wo das Alte mit dem Neuen, der bis-
herige Zustand der bürgerlichen Gesellschaft mit einem anderen,
noch unentschiedenen und von der Entscheidung weit entfernten
im Kampfliegt. Weh demFürsten, dem Staatsmann, dessen Leben
in solche Zeit fällt! Was er auch thue: er thut es entweder zu spät
oder zu früh; er sieht vielleicht das Ziel, aber er kann es nicht er-

reichen." Buchhändler und Anterstaatssekretör Friedrich Basser-
mann, noch Einer aus dem Kasino: „DieSozialistenunsererTage
haben einen widerlichen Gegensatz zwischen Volk und Bourgeoisie
aufgestellt. Diesen Herren ist zweifelhaft, ob sie den Bürger, der
durch Talent, Fleiß und Mäßigkeit sich ein Besitzthum erworben
hat, dessen Bestreben dahin geht, sein Errungenes für seine Kin-
der, seine Familie zu erhalten, zum Volk rechnen sollen. Daß aber
Einer, dersichnichtanstrengt, der.verschuldetoder unverschuldeten
Ungebildetheit verblieben ist und seine ganzeWeisheit aus irgend-
welcherPhrase oderirgendeinemLokalblättchenschöpft, zum Volk
gerechnet werden müsse, ist diesen Herren nicht zweifelhaft. Was
aber hat der deutschen Nation von je ihre Zierde und ihren Stolz
gegeben? Waren es nicht gerade die Männer, die nach den Be-
griffen der Sozialisten nicht zu den Arbeitern, nicht zu dem Volk
gehören? Herder war Geistlicher, Goethe Minister und Schiller
einer der geschmähten Professoren. And gehörten die Führer in
denBefreiungskriegen, gehörte einRotteck etwa nichtzum Volk?"
Professor IakobGrimm, der Berühmteste aus dem Kasino: „Wir
Deutsche (Das wird uns Niemand bestreiten) sind ein geschäfti-
ges, ordentliches Volk. Doch diese löblichen Eigenschaftenschlagen
auch bei uns oft inFehler um.Wir haben, ich muß es sagen, eine
große Anlage zum Pedantischen; ich habe sogar neulich ausge-
sprochen, daß, wenn das Pedantische in derWelt unerfundenge-
blieben wäre, derDeutsche es erfunden haben würde.DerFehler
besteht darin, daß wir allzu sehr geneigt sind, an dem Geringfügi-
gen und Kleinen zu hängenund das Große uns darüber entschlüp-
fen zu lassen. Der bekannte Satz: .Vorgethan und nachbedacht hat
Manchen ingroßesLeid gebracht, dieser Satz kann auf unsDeut-
scheinpolitischen Dingen sehr selten angewendetwerden; vielmehr
konnte ein anderer auf uns angewendet werden: ‚Lang bedacht
und schlecht gethan: istderdeutscheSchlendrian'." Das, denkt der
Kollektor.muß wirken; gerade aus meinemMund.Weilman mir
immer Pedanterie und Unfähigkeit zum Entschluß vorwirft und
selbst Schmollers Excellenz mich einen Cunctator genannt hat.
AmdrittenIanuarabend erscheint inderNorddeutschenAll-
gemeinen Zeitung ein Artikel, in dem gesagt wird:Die Neujahrs-
betrachtungen der deutschen Presse lassen erkennen, daß über die
AbsichtenderVerbündetenRegirungennochimmerIrrthümerbe-
i

stehen, deren Fortdauer die ruhige Führung der Reichsgeschäfte
erschweren müßte. Wenn von den Vertretern des Radikalismus
der Glaube geschaffen und genährt wird, etwas einer .Reaktion'
Aehnliches sei zu fürchten oder schon Ereigniß geworden, und wenn
dabei, wo Begriffe fehlen, in die Lücken des Denkapparates wie-
der der zumZweck derEkelerregung erfundeneName ejner schwarz-
blauenRegirung eingestellt wird, so braucht über dieses unernste
Treiben wohl kein Wort mehr gesagt zu werden. Der geistig nicht
Wohlhabende entschließt sich schwer, von billiger Gewohnheit zu
scheiden; und wer kein trockenes Pulver hat, mag eine Weile ver-
suchen, mit feuchtem zu schießen. Ein Staatsmann, dem nicht die
Muße zu leeremGerede bleibt, wird die Zeit, die er seinerArbeit
entziehen müßte, nicht an das fruchtlose Bemühen verzetteln, Per-
sonen zu überzeugen, die nicht überzeugt sein wollen, weil sie an-
nehmen, nur in getrübtem Wasser einen Fang machen zu können,
oder ihre Sache auf die Vertretung ausländischer und sozialdc-
magogischerWünsche gestellt haben. Nicht ohne Widerspruch aber
dürfen falsche Vorstellungen bleiben, die aus gutem Glauben ent-
standen scheinen. Dem Reichskanzler wird, auch in ernst zu neh-
menden Blättern, vorgeworfen, er habe mit seiner Rede über die
Arsachen der moabiterAnruhen in ein schwebendes Gerichtsver-
fahren eingegriffen. Der Vorwurf kann ihn nicht treffen. Der Be-
hauptung eines sozialdemokratischen Abgeordneten, die Schuld
derPolizeisei erwiesen, hat derReichskanzlerdiejedenfalls besser
fundirte entgegengestellt, diePolizei habe auch bei diesem traurigen
Anlaß ihre Pflicht erfüllt. Ob Verfehlungen und unnöthige Bru-
talitäten vorgekommen sind (die dann ohne schwächliche Nachsicht
zu strafen wären), wird die Antersuchung ergeben, für deren Ober-
leitung ein nicht dem Polizeipräsidium unterstellter Beamter in
Aussicht genommen ist. Dann erst wird auch zu ermessen sein, ob das
Bedürfniß eineAenderung in der Organisation der Schutzmann-
schaft empfiehlt. DerReichskanzlerhatferner gesagt, diemoralische
MitschuldderSozialdemokratie,derenPresse diemoabiterArbei-
terschaft aufgehetzt habe, sei für ihn jedem Zweifel entrückt.Diefer
Meinung haben zweiDrittel desReichstages durch Akklamation
zugestimmt. Selbst wenn sie aber objektiv unrichtig wäre: mit dem
schwebenden Gerichtsverfahren hat sie nicht das Geringste zu thun.
Nur die Schuld oder Anschuld der Angeklagten, nicht die Mit-
schuld oder Anschuld einer politischen Partei hat die zuständige

Strafkammer festzustellen. Die mitzähcrBeharrlichkeit festgehal-
tene Behauptung, die Anklage sei von der Staatsanwaltschaft mit
politischen Erwägungen begründet worden, ist falsch. Nur in einem
Nebensatz, der eben so gut wegbleiben konnte, spricht die Anklage
von derHetzarbeit eines sozialdemokratischen Blattes; und einen
.politischenNachtrag'hat es nie gegeben. Das politische Interesse
scheint auf der anderen Seite zu sein; es zeigt sich darin, daß eine
ungemein großeZahl vonZeugen von denAngeklagten unmittel-
bar, also doch wohl auf Kosten der sozialdemokratischen Partei-
kasse, vorgeladen worden ist. Die Vernehmung dieser unmittelbar
geladenen Zeugen, deren Gebühren von denAngeklagten zu zah-
len sind, kann der Gerichtshof, nach ausdrücklicher Vorschrift der
Strafprozeßordnung,nicht ablehnen.Daraus und aus derTaktik
derVer!heidigung,die nachweisen will, daßdiePolizeiihreAmts-
befugniß überschritten habe, also nicht in Ausübung ihrer Pflicht
auf Widerstand gestoßen sei, erklärt sich die ungewöhnlich lange
Dauer der Hauptverhandlung. Der Ministerpräsident hat weder
auf dieArt derAnklage (die von dem zuständigenAbtheilungchef
vorbereitet und von dem Vertreter des beurlaubten Oberstaats-
anwaltes gezeichnet wurde) noch auf die Wahl des Forums ir-
gendwelchen Einfluß genommen; und wenn er wirklich so unklug
und gewissenlos wäre, eine Einwirkung auf den Gerichtshof zu
erstreben, so müßte dieses Streben an derAnabhängigkeit deutscher
Richter abprallen.für derenArtheil ausschließlich das inderHaupt-
verhandlung Vorgebrachte in Betracht kommen darf. Aeber die
Schuld oder Anschuld der Angeklagten weiß der Reichskanzler
nichts und hat deshalb natürlich auch keinWort darüber gesagt.Die
falschen Darstellungen hängen mit dem weithin verbreiteten und
aus allerlei nicht ganz reinlichen Quellen getränkten Glauben zu-
sammen, die Regirung plane, um die Aufmerksamkeit von .inneren
Schwierigkeiten' abzulenken, eine großeAktion gegen die Sozialde-
mokratie. Den Verbreitern ist wohl nicht ins Bewußtsein gedrun-
gen, welche Hand lungweise solcherGlaube den VerbündetenRegi-
rungen zutraut. Eine Regirnng, die, weil ihr schöpferischer Geist
fehlt und siesich mit den Fraktionen nicht verständigen kann, von der
Ausmalung des Rothen Schreckens ihr Heil erwartet und einen
großen Theil der Bevölkerung in den Verdacht staatsverbrecher-
ischerAmtriebe bringt, handeltnoch frivoler als eine, die in solcher
Lage demUnmuth das Ventilnach außen öfsnet. Die Verbündeten

Regirungen haben aber auch nicht den geringsten Grund, nach solchen Mitteln Verzweifelnder auszuspähen. Die maßlose Sprache der sozialdemokratischen Presse, die Häufung ihrer Tadelssuperlative und Personalbeschimpfungen wirkt auf die Arbeiterschaft längst nicht mehr mit der erhofften Wucht. Der deutsche Arbeiter ist gegen diese Art parteilichen Geschäftsbetriebes nachgerade abgestumpft und erfüllt fast ausnahmelos mit musterhafter Pünktlichkeit seine Staatsbürgerpflicht. Die gescholtenen Beamten aber würden den härtesten Tadel erst dann verdienen, wenn sie durch ungerechten Schimpf, durch die unbeträchtliche Tagesleistung einzelner Zeitungschreiber sich aus ihrer kaltblütigen Ruhe drängen ließen. Die Staatsgewalt ist bei uns stark genug, um jeden Aufruhrversuch rasch niederzuzwingen. Mit dieser Gewißheit sollte man auch da rechnen, wo man uns nicht freundlich gesinnt ist, und die eitleHoffnung auf eine allmähliche Entkräftung desDeutschen Reiches durch innere Wirrniß fahren lassen. Auch nach künstlicher Aufbauschung erscheinen unsere Schwierigkeiten nicht schlimmer als die anderer Großmächte von ungeschmälertem Ansehen. Nirgends ist auch nur der kleinste Anlaß zu Sonderaktionen oder gar zu einem Heiligen Krieg gegen dieAmsturzpartei sichtbar. Die Sozialdemokratie, die von .inneren Schwierigkeiten' ja selbst nicht frei ist, wird in den Gemeindeparlamenten und in der gewerkschaftlichen Arbeit sich mehr und mehr den Nothwendigkeiten der nüchternen Praxis anpassen lernen und, wenn sie so weit ist, überall auch alszur Staatsregirung Mitwirkende willkommensein. Diese nützliche Entwickelung wird sich um so schneller vollziehen, je ruhiger man die Sozialdemokratie in ihrem Fett schmoren läßt und je rascher man die Gewohnheit ablegt, sie täglich zumObjektvon Erörterungen zumachen, die ihr Selbstgefühl ins Ungeheure ste igern. Wer sie nicht in einem Wahlkampf üb erlisten, sondern dem Staat gewinnen will, darf sich mit ihr nur beschäftigen, wenn es unvermeidlich istundsolcheBeschäftigungnachMenschenermessenHeilfames bewirken kann. Die Wahl, die, nach der Verfassung, im Lauf des soeben begonnenen Iahres anzuordnen ist, hatnichtden Zweck, einer Partei eine Niederlage zu bereiten, sondern den, einen Zustand zu schasfen, der eine stetige, tapfere und dem Reich förderliche Geschäftsführung sichert. Was diesem Zweck dienen kann, wird geschehen; an der dazu nöthigen Zeit fehlt es nochnicht.

Zu den kleinen und auf die Dauer unersprießlichen Manövern
einer ,Wahlmache' werden die Regirenden sich nicht erniedern."
AmAbend vor der Eröffnung der neuenLandtagssesston wird
bekannt, daß der König aus besonderem Vertrauen vierzig Preu-
ßen in das Herrenhaus berufenwolle. Davongehören dreißig der
Industrie, dem Gewerbe und Handel an; die übrigen sind Tech-
niker, Handwerker und auf höhere Betriebsposten gelangte Lohn-
arbeiter. In dem Kommentar wird darauf hingewiesen^ daß eine
Zeit,in derDeutschlandsGesammthandelWaaren imWerthvon
fast sechzehntausend Millionen MarkinBewegung setzt,die Pflicht
erzeugt habe, den Vertretern dieses Handels und der ihm ver-
bündeten Berufe auch im Herrenhaus des größten und gewerb-
lich stärksten Bundesstaates den ihrerLeistung angemessenen Platz
zu schaffen. Die Besetzung des Herrenhauses müsse der Struktur
des preußischen Staates entsprechen, die heute ein erweitertes
Vertretungrecht fordere, weil sie nicht mehr zurichtigemAusdruck
komme, wenn, außer den Prinzen des Königlichen Hauses, dem
privilegirtenAdel, denInhabern der großenHofämter, den Dom-
stiften, Provinzial- und Familienverbänden, dem alten und be-
festigten Grundbesitz, nur die größeren Städte und Universitäten
in der Ersten Kammer Sitz und Stimme haben. Auch den Körper-
schaften der Industrie und des Handels sei fortan das Recht zur
Präsentation zu gewährenund die Zahl der aus besonderem Ver-
trauen vom König zu berufendenPersonen zu erhöhen. DieNovelle
zur Verfassung werde dem Landtag sofort zugehen und der Re-
girung wie derMehrheit die erwünschte Gelegenheit zu demBe-
weis bieten, daß sie zeitgemäße Reformen nicht feig aufschieben
und den um dieWirthschaftentwickelungverdientenSchichtendas
ihnen gebührende politische Recht nicht vorenthalten wollen.
Aus dem Reichsanzeiger: „Aeber die Studienreise Seiner
Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen werden fast täglich Privat-
berichte veröffentlicht, durch die leicht der Glaube entstehen könnte,
der einzige Zweck dieser Reise sei, der Waidmannslust und der
Freude an Sportvergnügen jeglicher Art neue, in Europa nicht
erreichbare Nahrung zu bieten. Wenn der deutsche Bürger immer
wieder von allerlei glanzvollenIagdveranstaltungen und Reiter-
festen liest oder gar vernimmt, nur des Golfspieles wegen habe

Seine Kaiserliche Hoheit sich achtTage langan einem Ort aufgehalten, muß er der Meinung verfallen, es handle sich um eine Vergnügungreise von ungewöhnlicherLänge. Das wäre ein bedauerlicher Irrthum. Der Kronprinz hat sich einen ernsten Studienplan vorgezeichnet, dessen Durchführung der dem Lebensalter des hohen Herrn entsprechende Drang nach körperlicher Bethätigung nicht hindern oder auch nur verzögern wird. Daß die ins Gefolge des Kronprinzen zugelassenen Vertreter der Presse, denen die stille Arbeit des Thronfolgers nicht sichtbar wird, sich durch die ausführlichste Schilderung des in den Erholungstunden Unternommenen schadlos zu halten versuchen, ist begreiflich. Von der Intelligenz und dem patriotischenVerantwortlichkeitgefühl der Zeitungleiter darf aber erwartet werden, daß sie für eine sachgemäße Aufklärung ihres Leserkreises sorgen und nicht den Glauben aufkommen lassen, in Ländern, von deren Wesen und fortwirkender Werdensgeschichte jeder ernste Europäersinn bei der ersten Berührung die tiefsten Eindrücke empfangen muß, widme der Kronprinz seine ganze Zeit Sportspielen und anderer Lustbarkeit."

Viele Mitglieder der in Berlin tagenden Parlamente, auch des Provinziallandtages und der Stadtverordnetenversammlungen, sind zu einem Bierabend ins Schloß geladen worden. An Beamte irgendwelchen Ranges sind Einladungen dazu nicht ergangen. Diese Thatsache beweist, daß an irgendwie offizielle Besprechungen und bindende Vereinbarungen (die ohne Mitwirkungderverantwortlichen Beratherunmöglich wären) nicht gedacht wird. Der Kaiser und König wünscht, die Stimmung der Parteien und der von ihnen vertretenenVolksgruvpen, ohne die durch das Temperament eines vortragenden Ministers bedingte Färbung, aus unmittelbarem Verkehr kennen zu lernen und seinen Gästen (die, wie derHausherr, im schwarzenRock ohneOrdcn erscheinen werden) eine Gelegenheit zu rückhaltloser Aussprache und bequemer Konfrontirung ihrer Wünsche zu geben. Dieser Versuch gesellschaftlicherFühlungnahme nndzwangloserInformationsoll wiederholt und der KreisderEinzuladenden so weit gedehnt werden, wie die in den Fraktionen herrschende Verkehrssitte (ohne Rücksicht auf das politische Bekenntniß) es irgend erlaubt.

Rezept,
9
In der Haushaltsdebatte des Abgeordnetenhauses sagt der Ministerpräsident: „ Welche Mängel Sie auch an meinerBehandlung der Wahlrechtsfrage rügen mögen: unbelehrbaren Eigensinnes dürfen Sie mich nicht zeihen. Trotzdem ich mich vor Ihrem Ohr zu der Aeberzeugung bekannt hatte, die öffentliche Wahl sei unentbehrlich, die indirekte nicht lä'nzer haltbar, habe ich mich dem ernsthaft begründeten Wunsch Ihrer Mehrheit gefügt, der eine geheime, aber indirekte Wahl das erstrebenswerthe Ziel schien. Im konstitutionellen Staatsleben werden Fortschritte meist nur durch Kompromisse möglich und einMinister, der im Dienst einer guten Sache den Schein der Nachgiebigkeit scheut, verrcith mehr Hochmuth als Pflichtgefühl. Ich habenichtdenthörichtenEhrgeiz, zu Denen zu gehören, die nicht zuzulernen brauchen, und schäme mich nicht im Geringsten des Geständnisses.daß ich über dieGrundsätze, die der Erweiterung des wichtigsten politischen Rechtes Richtung und Grenze bestimmen, heute anders denke als vor sechs Monaten. Wäre ich etwa Verpflichtet gewesen, den vernünftigen Argumenten angesehener Männer mein Gehör zu verstopfen? Solche Neigung gehört zum Wesen schädlicher Bureaukratie, die sich in Gottähnlichkeit über den beschränktenAnterthanenverstand erhaben dünkt. Noch heute bin ich in dem Glauben, daß die Heimlichkeit derWahlmitdenbestenEigenschaftendesgermanischenBlutes in Widerspruch stehe, mit dem Fürsten Bismarck einig; noch heute unterschreibe ich den Satz (dessenRmschreibung mir so viel Spott und Tadel eingetragen hat) aus dem nachgelassenenWerk des großen deutschen Staatsmannes: ‚Die EinflüsseundAbhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignoriren kann und soll.' Den Satz, derIhnen beweist, daß der mir zugedachteHohn, wenn er die dazu nöthige Flugkraft hätte, ein unvergleichlich höheres Ziel treffen müßte. Aber ich bin zu der Erkenntniß gelangt, daß wir den Plan derWahlrechtsreform auf eine allzu schmaleBasis gestellt haben. Diese Erkenntniß verdanke ich zum größten Theil der Vorarbeit zu der neuen Verfassung der Reichslande. DerRückblick aufeine geschichtliche Evolution und die Absicht auf völlige Festigung eines noch jungen Besitzes zwang da zu Rechtserweiterungen, die der An befangene beträchtlich nennen muß. Die in dem fürdieRuhe des Reiches und Preußens Verantwortlichen zugleich aber die Frage 'entstehen ließen, ob es billig, ob auf die Länge auch nur denkbar sei,

demPreußenvorzuenthalten.wasdemElsässerunddemLothringer morgen gewährt wird. Auf dieser Gedankenbahn bin ich dann bis zu der Lichtung vorgeschritten, wo ich erkannte, daß wir, bei gewissenhafter Schonung derStammesindividualität, allmählich die Anähnelung der deutschen Wahlrechtssysteme erstreben müssen. In einer Zeit ungehemmter Freizügigkeit und wachsenden Wandertriebes wird derVergleich eines weiterreichendenWahlrechtes mit einem enger begrenzten, das in dem selben Reichsverband gilt, immer Grund zu Anzufriedenheit geben. Wir haben und wollen keinen Einheitstaat; doch im fünften Lebensjahrzehnt des Reiches müssen wir uns dem Ziel nähern, das jedem Reichsangehörigen den selben Amfang politischen Rechtes sichert. Vorurtheilloser Prüfung scheinen unsere Wahlrechtssystemefastsämmtlich veraltet. Listenwahl, Altersgrenze, Proporttonalwahl, die den MinderheitenzuangemessenerVertretung hilft, Wahlkreisgröße, Stimmrecht der selbständig erwerbendenFrauen: danahenProbleme, deren der Staatsgemeinschaft nützliche Lösung wenigstens von ernstem Willen gesucht werden muß. Wir sehen, daß Parteien, die das allgemeine, schrankenlose Wahlrecht für alle Landtage wie ein mit uns geborenesNaturrecht fordern, der selbenForderung da vorsichtig ausbiegen, wosie,wieindenGemeindevertretungen, bei beschränktem Wahlrecht die Mehrheit haben. Wir dürfen auch nicht verkennen, daß wir in der Reichssphäre des allgemeinen Wahlrechtes nur durch die unzeitgemäße Wahlkreiseintheilung noch zu halbwegs brauchbaren Ergebnissen kommen. Die Verheißung des Wahlgesetzes vom einunddreißigstenMai 1869,daß mit der Bevölkerungziffer auch die Zahl der Abzuordnenden steigen solle, darf nicht ewig unerfüllt bleiben. Damals hatte das Deutsche Reich kaum einundvierzig, jetzt hat es dreiundsechzig Millionen Einwohner. Soll, wie damals bestimmt wurde, ‚auf durchschnittlich hunderttausend Seelen' einAbgeordneter gewählt werden, so wären im ganzen Reich ungefähr sechshundert, in Berlin und sei' nen Vororten allein fast vierzig zu wählen. Stellen Sie sich den Reichstag vor, mit dem wir dann zu arbeiten hätten. Aber bebenken Sie auch, daß ein System, das nur durch die unwahrhaftige Auslegung seines Geistes fortzuleben vermag, zu frühem Tod von Rechtes wegen verurtheilt ist. Das Reich und seine Glieder können nur gedeihen, wenn ihre Lebensbedingungen das Licht und die gerechteKritiknichtzuscheuenhaben. Wirkönnenweder den an

Kopfzahl und Leistung erstarkten Städten denZuwachs politischer
Rechte weigern noch dulden, daß der konservativen, derVolksge-
sundheit unentbehrlichenLandbevölkerung diese Rechte entkräftet
und verkümmert werden. Ein Industriestaat mit übergewichtiger
Agrarvertretungist einnur durch brutaleGewalt haltbarcsGebild;
werden aber alleHauptstädte diesesStaatesnurdurchLohnarbeiter
und derenin derAgitation bewährteMandatare vertreten und kön-
nen dieAnternehmer.die leitenden Köpfe derWerth zeugenden Ar-
beit,höchstens noch inentlegenenBezirken.vielleicht durch beson-
ders großenGeldaufwand, einen Parlamentssitz erbeuten, soent-
steht eine Mißbildung von nicht geringerer Häßlichkeit. Das Reich
kann wederAeberbleibsel derFeudalzeitmitschleppennochhastige
Demokratisirung vertragen; weder die zäheBeharrungskraftund
die politische Erfahrung der auf demLand seßhaften Bevölkerung
noch dieWeltwirthschaftkenntnißundwagemuthigeInitiativedcs
in Gewerbe und Handel thätigenStadtvolkes im Parlament ent-
behren. Die Vorarbeit derSachverständigen hat uns ein imWe-
sentlichengelungenesBürgerliches Gesetzbuch beschert; wirwollen
redlich versuchen, ob die gemeinsame Arbeit der Sachverständig-
sten nicht auch den Weg weisen kann, auf dem für das Reich und
fürdieBundesstaateneinmodernemAnspruchgcnügendesWahl-
recht zu finden ist. DieAnähnelung ist hier eben so nöthig wie auf
dem Gebiet des Civilrechtes und der Steuersysteme. Deren Prü-
fung und Vereinheitlichung wird zunächst die Aufgabe der deut-
schen Finanzminister sein, die auch nach großen, ohne unausglc ich-
bare Schädigung privaterBetriebe zur Mehrung der Reichsein-
nahmen geeigneten Geschäftsobjekten (in erster Linie käme dicDis-
tribution von Kohle, Petroleum, Elektrizität, Zündmitteln in Be-
tracht) Amschauzuhalten.bundesstaatlicheInteressengemeinschaf-
ten und eine bessere, den Haushaltsstatus verdeutlichende Eisen-
bahnbilanzirung vorzubereiten und der heftigumstrittenenFragc
nach der brauchbarsten Form der Nachlaßbesteuerung die Antwort
zu finden haben. Noch ehe diese Ministerkonferenz (deren Arbeit
vom Frühjahr sich wohlbisindenHerbstdehnen und die das Recht
haben wird, nach freiem Belieben Theoretiker und Praktiker zu
hören) zusammentritt, wird die Wahlrechtskommission einberufen
werden. Schon dieWahl derMitglieder wird zeigen.daßnicht etwa
derWunsch, irgendeine an sich oder als Ausdruck einerKlassenstim-
mungwerthvolleMeinungzuunterdrücken, des Gedankens Vater

war. Anabhängige und erfahrene Männer aus allen Parteien und Berufsständensollensichzudemgroßen Werkvereinen. Weder an Verschleppung noch gar an Reaktion wird gedacht. Wenn unsere westlichenNachbarn, Republikaner unter einem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten, um die oft sehr stattlichen Minderheiten zuschützenund den allzu persönlichen Kampf um dieBezirksmehrhcit zu mildern, sich mit den Problemen der Listenwahl und der Minoritätvertretung beschäftigen, kann demDeutschenReich, weil es sich einer ähnlichen Prüfung desnochNützlichen unddesschon Röthigen zuwendet, nicht auch nur unter dem Schein begründeten Verdachtes nachgesagt werden, es erstrebe eine Entrechtung der breiten Volksmassen. Kräftigung der Reichsinstitutionen, Weitung des Kreises der an ihrerWahrungInteressirten: einem <inderenLeitsternkann eine gewissenhafteRegirungniemals nachstreben. Sie mußinverständigemSinnkonservativsein:sonstwäre der Gesellschaft, besonders da, wo, wie bei uns, so viel wohlthätig Fortwirkendes zu konserviren ist, rascher Verfall nah. Aber sie muß stets, auch in monarchischenLändern, bedenken, daß die rechtzeitige Abtragung morschen Gemäuers die Haltbarkeit des Gebäudes verlängert. Iede Regirung, die sich zur Stützung veralteter Privilegien hergiebt, verliert die Kernkraft ihrer Daseinsberechtigung; wenn sie aufhört, Allen gerechtzusein, und demAebermuth einer Kaste dienstbar wird, fegt der erste Windstoß sie weg."

Die selbe Ausgabe des Staatsanzeigers, die meldet, daß Staatsminister Graf Posadowsky-Wehner zum Oberpräsidenten von Pommern, Stadtdirektor Tramm zum Oberpräsidenten von Westpreußen ernanntundderAbgeordneteSchiffermitdem Rang und Titel eines Direktors ins Ministerium des Inneren berufen worden ist, bringt die Mittheilung, daß der preußische Iustizminister dieRechtsfakultätenund Anwaltkammern umVorschläge zu einem Turnus ersucht habe, derdieHeranziehungderDozenten und Anwälte zu richterlicher Arbeit ermögliche. Als Zweck des neuen Planes wird angegeben: Sicherung eines engeren Verhältnisses zwischen Theorie und Praxis des Rechtslebens; AnpassungderRechtslehreandasAlltagsbedürfniß;Modernisirung des Gerichtsbetriebes durch den Einlaß anders vorgebildeterund nichtaufdasVerharrenineinerLaufbahn angewiesener Personen in den Richterberuf. Neber dieZulassung entscheiden diePräsidien.

Die als Richter fungirenden Rechtslehrer und Anwälte brauchen Lehramt und Advokatur nicht aufzugeben und können, wann es ihnen beliebt, die Entlassung aus der Richterpflicht verlangen.
Der Kaiser hat verfügt,daß bei seinen Ausfahrten und Reisen, insbesondere auch bei Fahrten nach und von Bahnhöfen, das Aufgebot von Schutzmannschaft auf das Anerläßliche eingeschränkt und jede vermeidliche Absperrung von Straßen, Plätzen, Bahnsteigen vermieden werde; dieBehördesolledeutschenBürgernunnöthige Belästigung ersparen und Fremde nicht in den Glauben verleiten, dasReichsobcrhaupt sei zuHaus des Schutzes bedürftiger als andere gekrönte Herren in ihren Reichen. Auch nach andererRichtung hat des Kaisers Wille einen Wandel bewirkt. Nach einer vom DeutschenTheater im Circus Schumann veranstalteten Aufführung des»KönigOedipus",die derKaiser.als die von ihm gewünschten Gutachten desHoftheaterdramaturgen und des Literarhistorikers Geheimraths Or.Erich Schmidt eingegangen waren, besucht hatte, gab e» in einem ausführlichen Cerclegefpräch mit namhaften Künstlern und Gelehrten seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Epoche aufreizender oder mindestens trister Elendsdarstellung überwunden und ihm die fördernde Theilnahme an kraftvoll moderner Kunst nun möglich geworden sei. Wer ihn für einen Banausen halte, dem nur Mittelmäßiges oder Schlechtes, bunterQuarkoderPatriotenschwulstgefalle,habeihndochwohlallzu flüchtig angesehen. Erwerde, um diesemwichtigenTheil des nationalen Kunstbedürfnisses näher zu kommen, die ernsten Privattheater fortan öfter besuchen. Mit dem regsten Interesse begleite er das Streben aus engen Luxushäusern in weite, auch denAermeren zugängliche Festhallen, wünsche deshalb dem Aufruf zur Sicherung deutscherVolksfeierspiele denlautestenWiderhallund werde, wenns so weit ist, gern bei der Domänenverwaltung anklopfen, um zu hören, ob nicht zwischen Brandenburger Thor und Großem Stern ein für solche Monumentalbühne ausreichendes Grundstückdem Kuratorium billig inPacht zu geben sei. Sein Protektorat könne der Sache erst nützen, wenn seinVerhältniß zur Kunst richtiger beurtheilt undnichtmehrvonschiefgewickeltenLeutendie Meinung herumgetragen werde, er sei kleinlich genug, sich zu ärgern, weil die berliner Universität den in seinerArt unzweifelhaft großenMalerLiebermann indieSchaarihrerEhrendoktorenaufnehmen wolle. Nur auf Klüngelbildern sehe ein König so aus.

Vor hundert Iahren.
e plus Ars,ncl cle tnus les monsrc^ues, Napoleon, Lmperenr
6es k'ran^ais, d'Italie, ?rotecteur 6e 1s, Oonkeckeraliori
6u I^Kin, ZVl66iateur 6e la Oonksäeration Luisse", stand im
Zenith seiner Macht. Paris war die erste, Rom die zweite, Amster-
dam die dritte Hauptstadt seines Reiches, das in hundertdreißig
Departements zweiundvierzig Millionen Menschen umfaßte. Am
sein ungeheures Reich zu konsolidiren, um Frankreich wohl-
habend und glücklich zu machen und seinen Thron zu befestigen,
für den er sich nach seiner Vermählung mit der Erzherzogin
Marie Luise einen Sohn und Erben erhoffte, begann er, sich
mit Angestüm auf Kulturarbeiten zu werfen; Kanäle, Kunst-
straßen, große Bauwerke, industrielle Anlagen entstanden. Wahr-
hast bewundernswerth ist zu nennen, was er auf diesem Gebiet in
der Spanne weniger Iahre geleistet hat; wahrhaft erstaunlich, wie
er Alles, was Frankreich an Geist, Wissen und Können besaß,
heranzog und seinen Zwecken dienstbar machte. Ietzt, nach dem
Frieden von Wien, hielt er die Zeit für gekommen, Frankreich von
den Kolonien unabhängig zu machen und die Handelsbilanz
seiner vom Afer des Tiber bis zur Mündung der Elbe reichenden
Monarchie um viele Millionen günstiger zu gestalten.
Schon im November 1806 hatte er, noch im Vollgefühl des
Siegesrausches von Iena, die britischen Inseln in Blockadezustand
erklärt und die Kontinentalsperre eingeleitet, die durch die Ver-
nichtung friedlichen Handels Frankreich und dem Kontinent nicht
minder schadete als dem gehaßten und kräftig wieder hassenden
England, das gegen die ausschweifende Verfügung des Gewalt-
herrschers gleich barbarische Maßregeln verfügte, allen Handel
von einem französischen oder von Frankreichs Einsluß abhängigen
Hafen zum anderen verbot, die Küste Frankreichs und seiner Bun-
desländer als blockirt und alle dahin handelnden Schiffe nebst allen
Waaren oder Fabrikaten solcher Länder für gute Prise erklärte.
Nachdem das Mailänder Dekret vom siebenzehnten Dezember
1807, das nach England fahrende oder an England Abgaben ent-
richtende Schiffe denationalisirte und als englisches Eigenthum
dem Prisenrecht unterstellte, nicht die gewünschte Wirkung hervor-
gebracht hatte, belegte das Dekret von Trianon am dritten August
1810 alle Kolonialwaaren mit einer Abgabe von fünszig Prozent
des Werthes; den Gipfelpunkt rücksichtlosen Draufgängerthums
bildete das am achtzehnten Oktober 1810 von Fontainebleau aus-

gehende Dekret, das die Verbrennung aller englischen Waaren anordnete, deren man habhaft werden konnte.

Nationale Erzeugung sollte an die Stelle der Einsuhr treten. Insbesondere war Napoleons Wunsch und Wille, daß der Kolonialzucker einen ausreichenden Ersatz finde. Mit dem größten Nachdruck befahl der Kaiser Versuche, rein schmeckende Apfel-, Birnen- und Traubensäfte herzustellen und in den Handel zu bringen. Minister, Präfekten, Gelehrte, gemeinnützige Gesellschaften, Landwirthe, Obstzüchter wurden in Bewegung gesetzt. Der Minister des Innern, Montalivet (er hatte das Fräulein de Saint-Germain geheirathet, um das der Artillerielieutenant Napoleon Bonaparte eben so vergeblich geworben hatte wie der Oberstlieutenant Montchenu, den der rachgierige Talleyrand zur Aeberwachung des gefangenen Kaisers nach Santa Helena schickte), plagte die Präfekten bis aufs Blut; sie sollten sagen, wie viel Zucker und Saft aus Früchten gewonnen worden und wie die Beschaffenheit dieser Produkte gewesen sei, und dafür sorgen, daß der Zuckerbedarf der Krankenhäuser und anderer öffentlicher Anstalten mit Traubensaft gedeckt werde. Die Präfekten versprachen das Blau vom tzimmel herunter.

Der gigantische wirtschaftliche Kampf, der sich auf dem Welttheater abspielte, tönte in manchen stillen Saal hinein, in dem gewichtige Provinzialautoritäten versammelt waren, um mit Obstsäften allerlei Versuche und Kostproben anzustellen, deren Ergebnisse in feierlich gehaltenen Protokollen niedergelegt wurden. Die Zungen der Herren waren nicht zu beneiden. Da muthete der Traubensaft des tzerrn X. etwas weniger brenzlich an als der des tzerrn V., aber die Mischung mit schwarzem Kaffee hatte in jedem Falle einen sehr unangenehmen Geschmack. Die Mischung der Säfte mit Thee war geradezu unerträglich. Aepfel- und Birnensaft boten ähnliche, aber nicht erquicklichere Nuancen. Aus Allem ergab sich, daß an einen Ersatz des Kolonialzuckers durch Obstbrühen (anders darf man wohl diese Erzeugnisse kaum nennen) nicht zu denken war; Milchzusatz verdeckte höchstens die Abscheulichkeit des Geschmackes ein Wenig. Obstsäfte, durch den Gehalt an Aroma und Fruchtsäuren anmutend, bedürfen eben der Versüßung, sind aber nicht geeignet, andere Getränke zu versüßen, zumal in eingedicktem Zustand.

^Msvit Oeus et clissipati sunt. Plötzlich verschwanden die Obstsäfte wie in eine Versenkung: und an ihrer Stelle erschien auf dem geduldigen Papier die Runkelrübe, von der als einer Zuckerträgerin seit zehn Iahren in Frankreich gar nicht oder mit Hohn

und Spott die Rede gewesen war. 1747 hatte Andreas Siegis-
mnnd Marggraf, Professor der Chemie in Berlin und später
Direktor der physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften
und schönen Künste, den hohen Zuckergehalt der Runkelrübe ent-
deckt; sein unmittelbarer Nachfolger, Franz Karl Achard, baute
vierzig Jahre später Zuckerrüben bei Berlin an und erwarb mit
Hilfe eines ihm von Friedrich Wilhelm dem Dritten bewilligten
Geschenkes von zwölftausend Thalern und eines zinslos gewähr-»
ten Darlehens von fünfzigtausend Thalern das Gut Cunern in
Schlesien, wo er eine Zuckerfabrik errichtete und betrieb und unab-
lässig an der Verbesserung seines Verfahrens arbeitete.
In Frankreich waren die Arbeiten Achards nicht unbekannt
geblieben, doch hatte die H,ca6emie 6es sciences am achten Messi-
dor des achten Jahres der Republik auf Grund eines Labora-
toriumversuches über das Verfahren Achards ziemlich absprechend
geurtheilt; und es war zu weiteren Versuchen nicht gekommen.
Frankreich hatte kein Vertrauen zu der Runkelrübe; doch suchte
Napoleon diese ehrliche Wurzel als Trumpf gegen die Engländer
auszuspielen. 1804 stellte Napoleon an seinen als Chemiker be-
rühmten Minister Chaptal das Ansinnen, er solle öffentlich den
Rübenzucker für besser als den Rohrzucker erklären, und enthob
den sich weigernden Ehrenmann einfach sofort seines Amtes.
Was bewirkte nun diese plötzliche Wendung in den indu-
striellen Plänen Napoleons? Offenbar hatten zwei 1809 und
1810 erschienene ausführliche Werke Achards über sein Verfahren
den unmittelbaren Anstoß gegeben. Napoleon befahl der pariser
Akademie, die Versuche wieder aufzunehmen. Aus fünftausend
Kilogramm Runkelrüben, die auf dem pariser Markt gekauft
waren, wurden in sechzehn Tagen vierundsiebenzig Kilogramm
Rohzucker hergestellt. Der von Barruel und Isnard erstattete Be-
richt plünderte und verballhornte Achards Werke in unverschäm-
tester Weise. Die Autoren waren dreist genug, die von dem Bahn-
brecher Achard, dessen Namen sie nicht einmal nannten, in Jahre
langer Mühsal gewonnenen Erfahrungen als das Ergebniß ihrer
Arbeit und Achards Verfahren als ihr eigenes zu beschreiben.
In diesem Vorgehen lag System: die neue Rübenzucker-
industrie sollte napoleonischem Geist, dem geheiligten französi-
schen Boden entwachsen; dem Imperator patzte nicht, datz die fran-
zösische Industrie auf der des gedemüthigt darniederliegenden
Preutzen fuße; sie sollte original und vorbildlich sein. Wenn die
weit ausschauenden Pläne des Kaisers ausgeführt worden wären
und Frankreich unter seinem Szepter eine Reihe von Jahren

friedlicher Entwickelung gehabt hätte, so würde vielleicht die Ge»
burtstunde der mächtigsten kontinentalen Industrie bis in das
Jahr 1810 zu verlegen, würde als ihr Geburtort Paris anzusehen
sein und Napoleon der Ruhm gebühren, der eigentliche Begrün-
der der Rübenzuckerfabrikation zu sein. Noch manches Jahrzehnt
später ließ man in Frankreich keine Gelegenheit unbenutzt, um
mit größter Bestimmtheit diesen Anspruch zu erheben; mit Un-
recht, wie der Verlauf der Ereignisse zeigt.

Sichtbar taucht der Gedanke, die Fabrikation von Rüben-
zucker zu propagiren, in Frankreich zum ersten Male in einem
am vierundzwanzigsten Dezember 1810 von dem Minister des
Innern an den Präfekten des Saardepartements gerichteten
Schreiben auf: in den Departements Donnersberg und Rhein-
Mosel habe die Rübenzuckerfabrikation schon bemerkenswerthe
Erfolge zu verzeichnen; deshalb sei wünschenswerth, daß die im
Bezirk eingesessenen Landwirthe Rüben im Großen bauten. Aber
der Minister war schlecht unterrichtet; der einzige Mensch, der sich
mit Verarbeitung von Rüben beschäftigte, war ein gewisser Mohr
in Wachenheim („une tete mal orAanisee"), der keinen Zucker,
sondern nur tausend Centner Syrup erzeugt hatte, das Geld für
die Rüben schuldig geblieben war und von seinen Gläubigern ver-
folgt wurde. Der Außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte
Minister des Kaisers, Graf H^douville in Frankfurt am Main,
besitzt zwei Stücke Zucker, Geschenke des Großherzogs Karl Theo-
dor von Dalberg; aber sie stammen aus Achards Fabrik. Auf dem
ganzen europäischen Kontinent wurde Rübenzuckerfabrikation
nur nach Achards Verfahren in Cunern, Krain, Schmelwitz und
Indolsbach in Schlesien betrieben; nur dort wurden Zuckerrüben
angebaut, nur dort war Zuckerrübensamen zu haben. Das Alles
beweisen die mit vielen anderen Dokumenten im koblenzer König-
lichen Staatsarchiv liegenden Berichte, die der Hypothekenbewah-
rer Jacob Christian Schweitzer über seine Reise von Trier nach
Mainz, Frankfurt, Aschaffenburg, Dresden mit dem Endziel
Cunern zum Besuche Achards an seinen Auftraggeber, den Prä-
fekten des Saardepartements, Baron Bruneteau de Sainte-
Suzanne, erstattete.

Am fünfundzwanzigsten März 1811 erschien im pariser Mo-
niteur das denkwürdige Dekret Napoleons, das Zucker und In-
digo der beiden Indien verbot, eine Million Francs zur Aufmun-
terung der inländischen Fabrikation des Runkelrübenzuckers und
des Indigos aus der Pastellpflanze bereitstellte, sechs Versuchs-
anstalten für die Zuckerfabrikation gründete und die Anpflanzung

von zweiunddreißigtausend Hektar Runkelrüben im Reich befahl: und dies Alles, ohne daß nur ein einziges Ar Land für Zuckerrübenbau vorbereitet, ein einziger Centner Zuckerrübensamen vorhanden war, eine einzige Zuckerfabrik im Lande beftcu^>. rn einzelnen Departements die, Fortsetzung des Tabakbaues durch ein väterliches Dekret Napoleons verboten war, hoffte man auf besondere Gegenliebe der Landwirthe. And um seine weise Fürsorge in das rechte Licht zu stellen, verkündet Napoleon vierzehn Tage nach dem Erlaß des Dekretes im Journal de l'Empire, daß die Engländer durch die Maßnahmen des Kaisers beunruhigt seien; habe man doch dem berühmten Chemiker Herrn Achard, unter dem Schleier der Anonymität im Jahre 1800 eine Summe von fünfzigtausend Thalern und 1802 eine solche von zweihunderttaufend Thalern angeboten, wenn er eingestehen wolle, daß der Rübenzucker den Rohrzucker nicht zu ersetzen vermöge, Also die Engländer waren schon 1800 und 1802 über Dinge beunruhigt, die erst 1811 geschahen. Dieses Bulletin, das sich nicht gerade durch Wahrhaftigkeit auszeichnete, hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem vorhin erzählten Zwischenfall Chaptal und mit einer Geschichte, die des Kaisers Neffe, Louis Napoleon, in dem Werk auftischte, das er seiner sechsjährigen Muße auf Schloß yam abrang: daß der berühmte englische Chemiker Sir Humphrey Davy von seinen Landsleuten veranlaßt worden sei, wider besseres Wissen den Rübenzucker für bitter zu erklären.

Von Neuem gehen Erlasse in die Provinz. Die Rübenkultur wird gepriesen, die Zuckerfabrikation als ein glänzendes Ge» schäft geschildert. Sechsstellige Gewinnzahlen werden Jedem, der zwanzigtausend Francs auf eine Fabrikanlage verwenden will, in Aussicht gestellt. Gewohnt, Armeen aus der Erde zu stampfe«, will Napoleon nun auch ein Saatfeld auf der flachen Hand wachsen sehen. Mit Hochdruck arbeitet die Staatsmaschine. Der gefürchtete Polizeiminister Savary, Herzog von Rovigo (einst Präsident des Gerichtshofes, der das Todesurtheil über den Duc d'Enghien aussprach), erkundigte sich angelegentlich bei den Präfekten nach der Haltung der Bevölkerung: ,,(ZueIs obstscles, s'il >' eri s, contrgrient ou suspendent I'accomplisserrient du O6> cret? De qucl «eil le puolic voit-il cette <Z6couvette? I^'esprit öe rnslveillarice se fait-il remarquer par un Systeme de öepräciatioii? Dans le cl'afsirmative c>uels sont les <Z6preciateurs? ()ue clisent-ils? I^nkin, monsieur, Ig, polics n'a-t-ells rien a prevoir et a cleterminer. pnur gssurer clans votre 66parternent Ig prompte et entiere realisAtion 6es vues ps,ternelles de 3s, Ms,^est6?"

Da Juckerrübensamen, außer einer kleinen, aus Schlesien be-

zogenen Menge, nicht zu haben ist, werden eben „Rummeln" oder
„Ziseites" gebaut, Futterrüben. And am achtzehnten Ianuar
1812 erscheint ein neues kaiserliches Dekret, das den Anbau von
hunderttausend Hektar Rübenland, die Errichtung von vier Kaiser-
lichen Zuckerfabriken, die Vergebung von fünshundert Fabrik-
lizenzen gebietet. Die Lizenzen verpflichten zur jährlichen Erzeu-
gung einer bestimmten Mindestmenge von Zucker; und Zwangs-
zahlungen werden in der Form von Ermächtigungen auferlegt.
Da der tzandelsminister die unseligen Zuckerfabriken, die da und
dort entstanden waren, mit gutem schlesischen Rübensamen, der^
ersten Vorbedingung einer gesunden Fabrikation, nicht versehen
kann, versendet er in vielen Exemplaren die mit überlegener
Sicherheit abgefaßte Beschreibung eines von Bonmatin, dem In-
spektor der Kaiserlichen Zuckerfabriken (in p^rtibus intiäelium)
vervollkommneten und vereinsachten Verfahrens.
Für den Stand der französischen Zuckererzeugung ist bezeich-
nend, daß Bonmatin als Instrukteur mit Reibeisen und Koch-
töpfen auf die Reise geschickt wurde, um in den Küchen der Prä-
fekturen öffentliche Kochungen vorzunehmen, einige Kilogramm
Rüben zu reiben, auszupressen, den Saft zu läutern und einzu-
dicken, um dem staunenden Publiko die Zuckerkörnchen zu zeigen,
die sich im Sirup abzusetzen die Güte hatten. Aber die Kriställ-
chen waren nicht immer willig; und dann redete sich der gute
Bonmatin mit der grotesken Behauptung heraus, daß er „p^r
coinplAisance pour quelques spectateurs" öfters von seinem Ver-
fahren abgewichen sei, wobei die Operation mehr oder weniger ge-
litten habe. Oder er berief sich darauf, daß ungeduldige Zuschauer
zu stark gefeuert und den Sirup angebrannt hätten. Diese Küchen-
künste waren technisch unzulänglich und wirthschaftlich werthlos.
Der erhaltene Sirup war, so sagt der Bericht eines Augenzeugen,
klar und „ohne schlechten Geschmack"; Zucker und Melasse kamen
einander in Qualität und Quantität gleich.
Das letzte französische Aktenstück, das sich mit der trotz
Schmeltzers außerordentlichen Bemühungen und Opfern gründ-
lich verunglückten trierer Zuckerfabrik beschäftigt, ist ein Berichts-
entwurf des Präfekten vom Dezember 1813 an den Generalsteuer-
direktor. Der Entwurf ist unvollendet. Vom Schreibtisch hinweg
hat, wie es scheint, der Konzipient das Weite gesucht. Am ersten
Ianuar 1814 überschritt der Marschall Vorwärts den Rhein; und
jetzt hatten die Kulturarbeiten Napoleons ihr Ende gefunden.
Zu dem vorschnellen, sprunghaften, bald streichelnden, bald
kratzenden Vorgehen des kaiserlichen Bulletin-Literaten steht die

ruhige, sachlich prüfende, vorsorgliche, alle berechtigten Interessen wahrnehmende Haltung Friedrich Wilhelms des Dritten im angenehmsten Gegensatz. Daß Napoleons Machtgebot einen gewaltig stimulirenden Einfluß auf die Entwickelung der Rübenzuckerindustrie gehabt hat, soll nicht verkannt werden; aber irgendein Verdienst (im ethischen Sinne) ist dem Kaiser nicht zuzusprechen. „Wie seltsam!" so sagte August Wilhelm Hofmann in seiner Rede zum Gedächtniß des Stifters der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin am dritten August 1881. „Den patriotischen Bemühungen eines deutschen Fürsten mutz sich die rücksichtlose, unerhörte Despotie des fränkischen Imperators hinzugesellen, um die Errungenschaft deutscher Forschung und deutschen Gewerbefleißes zu einer segensreichen Industrie zu entfalten."

Mit dieser Entfaltung hatte es noch gute Wege. Achard, dem der König mit Entschließung vom einunddreißigsten Juli 1810 die auf sein Gut hypothekarisch eingetragenen fünfzigtausend Thaler als Gnadengeschenk bewilligt hatte, saß vergrämt in Cunern, als ein Mann, der sich mit den drängenden Forderungen des Lebens nur schwer abzufinden vermochte, der das Gewollte für das Erreichte hielt und allzu ungestüm von dem Baum, der kaum erst Blätter trug, sich reife Früchte schütteln wollte. Sein sanguinisches Temperament vertrug sich nicht mit der gewissenhaften Gründlichkeit der vom König zur Prüfung des Verfahrens eingesetzten Kommission. So war eine unerquickliche Lage entstanden. Dazu befand er sich in der Fabrik bald an der Grenze seines Talents. Der Erdboden und das Samenkorn hatten ihm auf seine Fragen klar und deutlich geantwortet, weil er zu fragen verstanden hatte. Die unentwickelte mechanische Technik und die höchst mangelhafte Wärmetechnik geboten ihm Einhalt: die Materie widerstrebte; das Erkennen stand thurmhoch über dem Können des Mannes, dem zwar eine große Gabe der Divination eigen war, durch die er zum Bahnbrecher wurde, dem aber das Ingenium und die Zähigkeit des Handelns fehlten. Ohne seinen König hätte er ohne Zweifel das Los vieler ihrer Zeit vorauseilenden Woller zu theilen gehabt und völligen Zusammenbruch erlitten. Er starb im Jahr 1821, ohne noch die Anfänge der aus seinen Arbeiten hervorgehenden Großindustrie der kontinentalen Rübenzuckererzeugung erleben zu dürfen, als deren Grund- und Eckpfeiler ein Kabinetsbefehl Friedrich Wilhelms des Dritten vom fünfzehnten Januar 1799 zu gelten hat, nicht aber eine spätere Maaßregel Bonapartes.

Karlsruhe. Oberregirungrat Or. KarlBittmann.

Krebs/)
eicht ist verständlich, daß bei dem großen Interesse, das der Urfache des Krebses nicht nur in ärztlichen Kreisen, sondern in allen Schichten der Bevölkerung entgegengebracht wird, die Frage vielfach erörtert worden ist, ob und wie weit die experimentellen Forschungen der letzten Iahre zur Klärung der Karzinomaetiologie beigetragen haben. Leider muß hier vielfach der selbe Mangel an Kritik konstatirt werden, der die meisten krebsaetiologischen Arbeiten auszeichnet und dieses Gebiet zu einem der unerquicklichsten der Pathologie gemacht hat. Für viele Anhänger der parasitären Theorie war das scheinbar leichte Angehen des Mäusekrebses ein genügender Beweis dafür, daß diese Krebsübertragungen als echte Insektionen anzusprechen seien. Wenn es sich bei der Frage: „Transplantation oder Insektion?" nicht um ein bloßes Spiel mit Worten, sondern um die Unterscheidung scharf präzisirter Begriffe handelt, so kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen (Das ist auch die Ansicht eines so überzeugten Vertreters der parasitären Aetiologie des Karzinoms wie Borrel), daß alle experimentellen Krebsimpfungen als reine Zelltransplantationen aufzufassen sind. Setzen schon die beiden fundamentalen Thatsachen, daß der Krebs nur innerhalb der Spezies und nur bei intaktem Zellmaterial übertragbar ist, die Karzinomimpfung in vollkommene Parallele zu den Transplantationen normaler Gewebe, so sprechen vollends die Immunisirungversuche eine nur zu deutliche Sprache zu Gunsten dieser Anschauung. Eine Panimmunität besteht nicht nur im Rahmen der Karzinome und Sarkome, sondern auch nach meinen Untersuchungen zwischen diesem im engeren Sinn malignen Tumor und dem Chondrom, einer Geschwulstform, bei der die Annahme einer parasitären Aetiologie unserem biologischen Empfinden in hohem Grade widerspricht. Vor Allem haben aber die Forschungen Bashfords, Schönes und Borrels auch die Möglichkeit einer Immunisirung mit normalen Organen ergeben und damit zur Evidenz gezeigt, daß eine rein zelluläre Immunität existirt. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß diese auch der normale Schutz des Menschen ist.

Schon in meiner ersten Publikation über experimentelle Karzinomstudien an Mäusen habe ich bei der Krebsentwickelung zwei

*) Aus den „Beiträgenzur experimentellen Pathologie und Chemotherapie", die Geheimrath Ehrlich in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen ließ. Im Vorwort zu dieser Sammlung hat der seitdem so viel genannte Finder einer neuen Luesbehandlung gesagt, seine verschiedenen Arbeitgebiete seien durch ein Band verknüpft, dessen Erkenntniß er als den Kern seines wissenschaftlichen Lebens bezeichnen könne. „Die mir in frühen Iahren gewordene Ueberzeugung von der ausschlaggebenden Bedeutung des distributiven Momentes für die Geschehnisse in der belebten Materie hat mich bei meinen experimentellen Studien glücklich geleitet."

Stadien von einander getrennt, nämlich erstens die primäre Entstehung der karzinomatösen Zellumänderung und zweitens das Auswachsen dieses originären Kleingebietes modifizirter Zellen zu einem wirklichen Tumor. Nach den Resultaten der bisherigen Versuche kommt für das letzte Moment der Resistenz des Organismus die wesentlichste Rolle zu. Mein Kollege Albrecht und ich haben unabhängig von einander und auf verschiedenen Wegen das Wesen der Tnmorbildung in einem Aviditätsdifferential der zur Geschwulst auswachsenden Zelle gegenüber den Körperzellen erblickt. Dabei ist von nicht entscheidender Bedeutung, daß ich auf Grund meiner ausgedehnten Untersuchungen bei nicht verimpfbaren, relativ gutartigen Spontantumoren dieses Differential durch eine Abnahme der Körperzellenavidität erkläre, an der sich bestimmte Zellgruppen aus irgendwelchen Ursachen nicht betheiligen, und nur für stärker virulente Tumoren eine absolute Steigerung der Avidität zulasse, während Albrecht diese Annahme für alle Tumoren aufstellt. Nach dieser Auffassung ist also die Entwickelung der Spontantumoren, wie ich es für die verimpften auseinandergesetzt habe, von zwei Faktoren abhängig, von den aktiven Kräften der Tumorzelle und der Resistenz des Organismus. Aber alle diese Ueberlegungen lassen die aetiologische Kardinalfrage unberührt, worauf denn in letzter Instanz das Zustandekommen eines Aviditätsdifferentials beruht. Was ist die eigentliche Ursache, daß von einem bestimmten Augenblick an gewisse Zellen an der allgemeinen Abnahme der Avidität nicht Partizipiren oder eine plötzliche Aviditätsteigerung erfahren? Ich glaube nicht, daß diese Frage so bald von der experimentellen Wissenschaft beantwortet werden wird, ja, ich zweifle sogar entschieden daran, ob sie überhaupt im einheitlichen Sinn beantwortbar ist.

Von den Anhängern der parasitären Krebstheorie, so auch von Borrel in seiner letzten Publikation, wird mit Vorliebe behauptet, daß sich die Wissenschaft dem Karzinom gegenüber heute ungefähr auf dem Standpunkt befindet wie unmittelbar vor der Entdeckung des kochischen Bazillus gegenüber der Tuberkulose. Gleich als ob jeder Tag uns die Kunde von der Lösung des großen Problems bringen könnte! Von den schwerwiegenden Gründen, die mir eine solche Analogisirung unstatthaft erscheinen lassen, will ich an dieser Stelle nur einen der wichtigsten erwähnen. Trotz aller klinischen Verschiedenheit ist die Tuberkulose in ihrem anatomischen Substrat auch ohne den Bazillus auf das Schärfste definirt. Im Gegensatz hierzu sind die malignen Tumoren mit der Fülle ihrer Typen weit davon entfernt, eine pathologische Einheit zu bilden. Für keine einzige bösartige Geschwulstform besteht eine scharfe Grenze gegen die benigne Form, so daß eine exakte Rubrizirung im speziellen Fall den größten Schwierigkeiten unterliegen kann. Ia, unsere erweiterten Kenntnisse drängen immer mehr dazu, jede trennende Scheidewand zwischen der gutartigen und der bösartigen Geschwulst fallen zu lassen. Denn mit der Thatsache, daß nicht nur aus einem Adenom ein Karzinom entstehen, sondern auch, umgekehrt, im halbimmunen Thier ein viele Iahre als solches fortgezüchtetes Karzi-

nom wieder die histologische Form des Adenoms annehmen kann, ist
die Zusammengehörigkeit der ganzen Geschwulstgruppe festgestellt und
die Aetiologiefrage des malignen Tumors von der des benignen prin-
zipiell gar nicht zu trennen. Dazu kommt, daß die Begriffe Sarkom,
Karzinom, Endotheliom, Gliom, auch ohne das Hineinbeziehen von
Uebergängen in gutartige Neubildungen, die klinisch, prognostisch und
anatomisch heterogensten Dinge umfassen, so daß die Klassifikation be-
stimmter Formen den wechselnden Anschauungen unterworfen ist.
Vor Allem scheint mir aber die Abhängigkeit bemerkenswerth,
in der vielfach bestimmte histologisch und klinisch ziemlich scharf charak-
terisirte Tumorformen von gewissen nachweisbarenBedingungenstehen,
so daß sich die Annahme eines kausalen Verhältnisses nicht von der
Hand weisen läßt. So sehen wir beim Xsroäsrms pigmentosum, einer
stets angeborenen und familiär auftretenden, mit Pigmentanomalien
und narbigen Veränderungen der Cutis verbundenen Hautaffektion,
schon im frühen Kindesalter echte (und zwar multiple) Karzinome sich
entwickeln, deren multizentrische Entstehung darauf beruht, daß diese
spezielle Hauterkrankung in ihrer ganzen Ausdehnung den gleichen
günstigen Boden für die Krebsentwickelung darbietet. Fast ausnahme-
los werden die Kinder, die einer Familie mit hereditärem XsroSsrma
pigmsllwsum angehören, wenn sie auch räumlich an verschiedenen Orten
sich befinden, von Karzinom ergriffen. Das läßt sich im Sinn einer
ererbten Zelldegeneration leicht erklären; für den Parasitenanhänger
würde sich aber daraus die Annahme einer ubiquitären Verbreitung
des Karzinomerregers ergeben, dem der Disponirte überhaupt nicht
entgehen kann. Dann müßte aber das Karzinomvirus noch viel diffuser
verbreitet sein als das der Tuberkulose, denn es erkranken eben solche
„disponirten" Individuen fast ausnahmelos, und zwar in jungen Iah-
ren, während bei Tuberkulose Das glücklicher Weise nicht der Fall ist.
Eine solche Ueberschwemmung der Welt mit Karzinomvirus anzuneh-
men, scheint durchaus nicht angängig. Ich erinnere ferner an die durch
die Einwirkung der Röntgenstrahlen hervorgerufenen Karzinome, an
die Krebse der Paraffinarbeiter, an die nicht selten beobachteten Blasen-
tumoren bei Anilinarbeitern und an die so oft aus Raucherleukopla-
kien hervorgegangenen Zungenkarzinome; ferner an die branchiogenen
und viele andere, nach Conheim auf embryonale Anlage zurückzufüh-
rende Tumoren. Eine reiche Statistik stellt die Bedeutung des Trau-
mas für gewisse Sarkome, namentlich im Kindesalter, außer Frage.
Liegt es aber wirklich im Bereich der Wahrscheinlichkeit und Möglich-
keit, für alle diese unter so heterogenen mechanischen, chemischen, phy-
sikalischen Bedingungen auftretenden malignen Tumoren eine einheit-
liche parasitäre Ursache anzunehmen?
Ie tiefer wir in das Wesen der bösartigen Geschwülste eindrin-
gen, um so mehr muß sich in dem unbefangenen Beobachter die Ueber-
zeugung ausbilden, daß es eine einheitliche Ursache maligner Neu-
bildungen nicht giebt und daß die Exklusivität der Kardinalfehler aller
bisher aufgestellten aetiologischen Krebstheorien ist. Vielleicht kann

unter den zahlreichen Momenten und Reizen, die meiner Ansicht nach
für die Entstehung eines bösartigen Tumors verantwortlich gemacht
werden müssen, gelegentlich auch ein Parasit oder im Sinn San Fe-
lices ein Toxin eine reizauslösende Rolle spielen; unmöglich aber
kann der selbe Mikroorganismus als alleiniges aetiologisches Mo-
ment in Betracht kommen.
Die Angaben Schmidts, daß gelegentlich mit seinen Kulturen
Krebs bei Mäusen zu erzielen ist, der Hinweis Borrels auf das Vor-
kommen maligner Tumoren in der Nähe von Entozoen und des selben
Forschers Beobachtungen über Karzinomkäfige berechtigen gewiß zu
einem ernsthaften Verfolgen der hier angedeuteten Fragen. Doch wäre
es ein verhängnißvoller Fehler, in der Suche nach dem Krebsparasiten
das alleinige Ziel der Karzinomforschung zu erblicken und darüber
andere, vor Allem immunisatorische Probleme zu vernachlässigen.
Vor einigen Iahren äußerte Borrel, daß die Erkenntniß der na-
türlichen Immunität den Schlüssel des Karzinomproblems überhaupt
darbiete. Das ist auch meine Ansicht; aber ich habe die feste Ueber-
zeugung gewonnen, daß die natürliche Immunität nicht auf der An-
wesenheit von antimikrobischen Stoffen beruht, sondern nur durch rein
zellulare Kräfte bedingt ist. In diesem Sinn habe ich auf die Darlegung
der athreptischen Funktionen, die solche Vorstellung dem Verständniß
näherbringen soll, einen besonderen Werth legen müssen. Ich bin
überzeugt, daß aberrirende Keime bei dem kolossal komplizirten Ver-
lauf der fötalen und postfötalen Entwickelung außerordentlich oft vor-
kommen, daß sie aber glücklicher Weise bei der überwiegenden Mehr-
zahl der Menschen vollkommen latent bleiben, dank den Schutzvorrich-
tungen des Organismus. Bestünden sie nicht, so könnte man vermuthen,
daß das Karzinom in einer geradezu ungeheuerlichen Frequenz auf-
treten würde. Wenn aber diese Keime zwanzig, dreißig und vierzig
Iahre im Organismus eine vit» latsns führen, ehe sie in Tumoren
übergehen, wenn im Allgemeinen eben besonders die höheren Alters-
stufen vom Karzinom bedroht sind, so deutet Das auf konstitutionelle
Ursachen hin, vielleicht im Sinn meiner Theorie auf eine Herab-
minderung der vitalen Zellenergie, welche die athreptischen Funktionen
aufhebt und so ein parasitenähnliches Wuchern bestimmter Zellen er-
möglicht und erlaubt. Wenn ich den degenerativ konstitutionellen Cha-
rakter der Tumorerkrankung hier in den Vordergrund schiebe, so ist
die Schwierigkeit der Aufgabe, diese Erkrankung zu bekämpfen, so
ip3o gegeben. Aber wir wollen nicht pessimistisch in die Zukunft blicken.
Wenn es gelingt, die kleinen Versuchsthiere in einfacher und sicherer
Weise gegen die Infektion mit Tumormaterial von kolossalster Viru-
lenz zu schützen, so besteht doch sicher die Möglichkeit, Solches in
gleicher Weise auch beim Menschen zu erzielen. Ie tiefer wir im
Thierexperiment in den Mechanismus eindringen, desto größer werden
auch die Chancen werden, später die Therapie der Krankheit für den
Menschen zu fördern. Gerade für die ärztliche Kunst gilt der Spruch:
^sturs srtis msgistrs.
Frankfurt am Main. Professor Dr. Paul Ehrlich.

1910.
er halleysche Komet, der im verronnenen Iahr so oft den Ge-
<M« sprächsstoff gab, war kein Glücksstern. Dom Manuel von Por-
tugal wird ihn sicher nicht als Segenspender preisen; denkt wohl, wie
Caprivi: „Macht ist doch süß. " Drei Generationen des Hauses Bra-
ganza wurden aus der Liste der Regirenden gelöscht. Für immer? Da
bleibt ein von der Zukunft zu „bereinigender" Saldo. Mutter und
Sohn fanden in England Asyl. Dort war im Frühling der müden
Hand Eduards des Siebenten das Szepter entsunken. Wer spricht noch
von ihm? Vsuiws, vaniwtllm vsmtas! Wer hätte geglaubt, daß der sr-
biter «mnSi so rasch vergessen sein werde? Iohn Bulls Gedanken wur-
den durch die unerbittliche Wirklichkeit gebunden. Lords und Com-
moners lagen sich in den Haaren. Unter der Fahne des beliebten De-
magogen Lloyd George rückte die Gentry gegen die Nobility ins Feld.
Das Oberhaus, dem der Flitterstaat aus den Tagen der „Iungfräu-
lichen Königin" geheiligter Besitz wurde, soll seiner stärksten Praeroga-
tiven beraubt werden. Ein Peer von England soll im Staat nicht mehr
zu sagen haben als ein gewöhnliches M. P. Das Budgetrecht der Ge-
meinen stand auf der Tagesordnung. Damit verquickt das Thema des
Schutzzolles. Ein Sieg der Konservativen hätte Englands Wirthschaft
und seine Beziehungen zum Ausland in neue Bahnen gelenkt. In den
letzten Novembertagen wurde das Unterhaus aufgelöst. Die Unionisten
waren schlau genug, dieTarifreformfürs Erstezu verschieben. Ihr Kampf
galt der Integrität des Oberhauses. Aber der Sieg leuchtete den Fahnen
der Liberalen. Das Machtverhältniß beider Parteien bleibt, wie es
war. Das heißt: auch im neuen Ilouss «k Ooiumolls ist keine Mehrheit
für den Schutzzoll. Daß die Konservativen ihn ausschalteten (bis zum
Tage neuer Befragung der Wähler), war kein Zeichen des Zutrauens
in die Stimmung des Volkes. Und die Entwickelung des englischen
Außenhandels, der mit 108 Millionen L im November eine Rekord-
ziffer erreichte, konnte selbst den erbittertsten Protektionisten nicht ver-
leiten, sich mit seinen Argumenten vor die Oeffentlichkeit zu wagen.
Trotzdem ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wie im Gebiet der
Balkanwirren. Kreta haben die Schutzmächte wieder einmal schlecht
behandelt, um Griechenland und die Türkei vom Krieg abzuhalten.
An der türkisch-bulgarischen Grenze gabs mehr als einmal Alarm,
Auch in den Staaten von Central- und Südamerika bleibt das Schwert
geschliffen und das Pulver trocken. Diaz-Caesar, der ewige Präsident
der Mexikanischen Republik, hätte beinahe seinen Brutus gefunden;
und Brasiliens Präsident Da Fonseca konnte die aus Lissabon mitge-
brachten Eindrücke durch das von Meuterern angezettelte Bombarde-
ment von Rio de Ianeiro noch recht hübsch vertiefen. Die Saekular-
feier Argentiniens lehrte, daß auch unter dem Aequator die wirth-
schaftliche Kultur kein leerer Wahn ist. Aus Oesterreich hörte man
Lärm, aber auch Schalmeiklänge, die den Nationalitätenfrieden im

Böhmerland ankündeten. Obs wirklich dazu kommt? Die Verantwortung für den formellen Abschluß der Währungreform wurde in Oesterreich-Ungarn auf die Notenbank abgewälzt, deren „Diskretion" die Einführung der Barzahlungen überlassen bleiben soll. Der Finanzminister Dr. von Bilinski, der das Bankgesetz vertrat, ist selbst im Polenklub so unbeliebt, daß man nicht glaubt, er werde im Amt bleiben. Daß Oesterreichs Centralinstitut vom ersten Ianuartag an ohne Privileg ist, bis der Reichsrath das neue Bankgesetz freundlich erledigt hat, gehört zu den Späßen der Weltgeschichte. Ernst könnte es nur werden, wenn eine andere Bank sich einfallen ließe, während des „Lx-Isx-Zustandes" (die Ministerkrisis wird nicht sehr ernst genommen) Papiergeld auszugeben. Aber der Reichthum der Nationen hängt, zum Glück, nicht vom Zufall ab. Er wächst, selbst wenn manche Geräusche des Wirthschaftlebens häßlich klingen. Man braucht nur die Handelsbilanzen der großen Wirthschaftstaaten zu sehen, um die Sorge, es könne bergab gehen, in die Ferien zu schicken. Der Werth des englischen Außenhandels war mit 1096 Millionen L um 106 Millionen L größer als in den Monaten Ianuar bis November 1909. Deutschland importirte in elf Monaten für 8291 Millionen Mark (8027 im Vorjahr), während die Ausfuhr sich auf 6973 Millionen (6178 Millionen) bewerthete. Das sind zusammen 15264 Millionen oder 1060 Millionen Mark mehr als in der Parallelzeit 1909. Fast so günstig wie die Handelsbilanz hat sich auch die Zahlungbilanz entwickelt; denn im Edelmetallverkehr schlossen die ersten elf Monate des Iahres mit einem Einfuhrüberschuß von 281 Millionen (davon 249 Millionen Gold) gegen nur 40 Millionen (davon 3,18 Millionen Gold) im Vorjahr. Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika lenkte die Handelsbilanz in die alten Bahnen ein, nachdem sie, im Iahr 1909, eine erschreckende Neigung ins Exportplus gezeigt hatte. In den ersten fünf Monaten des neuen Fiskaljahres (Iuli bis November) war die Ausfuhr um 211 Millionen Dollars höher im Werth als der Import. Daß die Goldausbeute Transvaals, die mit 29 Millionen L (bis Ende November) um 925000 L über das vorjährige Ergebniß hinausragte, noch nicht magerer aussieht, mag Denen ein Trost sein, die sich mit der Herrschaft des Gelben Metalls nicht aussöhnen können (oder wollen). Weniger drastisch als in den Resultaten des Handels zeigt das Wachsthum des Wohlstandes sich in die Ernteziffern. Die nordamerikanische Union blieb mit einem Weizenstandard von 695 Millionen Bushels um 42 Millionen hinter dem Iahr 1909 zurück und erreichte auch nicht die Summe der Iahre 1901 und 1906. In Deutschland ergab die Weizenernte 3,86 Millionen Tonnen (gegen 3,75 und 3,77 in den Vorjahren); die Roggenernte 10,51 Millionen Tonnen (11,35 und 10,74); die Kartoffelernte 43,47 Millionen Tonnen (46,70 und 46,43). Die Preise für Weizen und Roggen sind zurückgegangen (Weizen 196 gegen 220 Mark die Tonne; Roggen 145 gegen 169); aber die Klage über die Theuerung der Lebensmittel verstummte erst, als man sah, daß aller Kraftaufwand nutzlos verthan

sei. Ein Gegenstück zum Kampf um des Lebens Nothdurft bietet die
Arbeiterbewegung. Sie wirft den breitesten Schatten auf das Bild des
gewerblichen Lebens. DieGesammtzahl der Arbeiter, die im Iahr 1910
von Strikes und Aussperrungen betroffen wurden, ist mit 320000 eher
zu niedrig als zu hoch beziffert. (Im Iahr 1909 waren es nur 96000;
1908: 101000.) Die Aussperrung der Bauarbeiter war hier das wich-
tigste Ereigniß; denn der Riesenbewegung der Metallarbeiter, die dem
Strike der Werftarbeiter folgen sollte, wurde früh Halt geboten. Die
Auswanderung nahm, den Rhedern zur Freude, zu. Ueber Bremen
und Hamburg wurden (in den ersten elf Monaten) 260000 Personen
nach überseeischen Ländern befördert. Nur die Summe des geschäft-
lichen Rekordjahres 1907 übertrifft diese Ziffer.
Den Auswanderer locken die gesegneten Fluren Nordamerikas.
Das nimmt den Hauptstrom der Zwischendeckleute auf; und so ist man
gewöhnt, aus den Schwankungen der Auswandererzahlen den Stand
der wirthschaftlichen Konjunktur in den Vereinigten Staaten abzu-
lesen. Stimmte das Exempel diesmal? Was sagen die Kurse? Steel
Commons schlossen das Iahr 1909 mit 90Vs und sind nun auf 72^ ge-
fallen; Amalgamated Eopper von 90^/« auf 63V«; Union Pacific von
20^/8 auf 169»/^; Southern Pacific von 137V« auf 11^/s; Pennsyl-
vania von 137 auf 128V«: Northern Pacific von 145'/s auf 113^/«;
Baltimore und Ohio von 118^/« auf 105^/«. Die Kurse zeigen also, daß
1910 schlechter war als 1909. Und die Union hat wirklich eine Serie
„schwarzer Tage" hinter sich. Tafts Sanftmuth, die manchmal wildem
Eifer wich, bekam ihr nicht besser als Roosevelts Peitschengeknall. Erst
hoffte man auf die Präsidentenwahl; dann auf das Ende der Tarif-
kämpfe; und nun geht man mit der Ueberzeugung ins neue Iahr, daß
vor dem nächsten Regirungwechsel (1912) sicherer Boden nicht zu ge-
winnen sei. Der Präsident ging im Ianuar mit einer Sonderbotschaft
gegen die Trusts und die Eisenbahnen (Beseitigung gesetzwidriger
Monopole; Kräftigung der Zwischenstaatlichen Handelskommission
durch Errichtung eines Unitsg Ltatss Oourt ok Oommsrcs; Revision der
Tarife) ins Zeug; und blies im Dezember in einer Sonderbotschaft ab:
Einstweilen soll Ruhe sein. Und Oeltrust und Tabaktrust, die vor Iahr
und Tag zum Tode verurtheilt wurden, leben noch immer. Ieder Ver-
such, gegen die Monopolträger vorzugehen, wurde von der Börse zu
einem warnenden Exempel gemacht. Erscheinen der „?sgsral Insorpo-
ratio» Kill": Kurssturz am dreizehnten Ianuar. Verbot der von West-
bahnen geplanten Tariferhöhungen: Deroute am zweiten Iuni. Folgt
die Annahme des neuen Eisenbahngesetzes durch den Kongreß und die
erste Entscheidung der Intsrswts Oominsres Ooinniission, die sich, wider
Erwarten, gegen die Bahnen richtete (keine Frachterhöhungen, sondern
Tarifermäßigungen): Panik am neunundzwanzigstenIuni. Dasameri-
kanische Publikum warf in toller Hast seine Papiere weg; und auch
Europa sandte große Verkaufordres. Dann wars eine Weile ruhig.
Der Sieg der Demokraten in New Vork und im Repräsentantenhaus

wurde von Wallstreet nüchterner beurtheilt als von den leicht begeisterten Börsengenossen an der Spree. Mit den Kursen purzelten auch manche Firmen: die Börsenhäuser I. M. Fiske S Co. und Lathrop, Haskings ä Co. in New Vork; die United States Banking Co. in Mexiko, der die Mexican National Packing Co. folgte; die Bankfirma Fisk S Robinson, die mit 7 Millionen Dollars insolvent wurde; die Union Bank of Brooklyn und die Borough Bank in Brooklyn. Die Mitglieder der Gründerfirma Burr Brothers in New Pork wurden verhaftet. Sie hatte imaginäre Minenwerthe im Nominalbetrag von W bis SO Millionen Dollars bei den Dummen untergebracht. Die Baumwollbörse erlebte nicht weniger dramatische Szenen als der Effektenmarkt. Iim Patten, der unbeirrbare Haussier, blieb Sieger gegen die Contremine. Die Millionen, die er als Gewinn nach Haus tragen kann, mögen ihn darüber trösten, daß der Staatsanwalt wegen Verletzung der Sherman-Bill Anklage gegen ihn erhob. Solches Vorgehen wirkt nicht gerade überwältigend. Einen Elephanten tötet man nicht mit einer Stricknadel. Amerika hat eine nicht sehr beträchtliche Baumwollernte: rund 12 Millionen Ballen (gegen 10 und 13V^ Millionen in den Vorjahren); die Schätzungen waren aber höher gewesen und so entstand, nach der Veröffentlichung der Ziffer, ein ungestümer Andrang der Käufer, der den Preis noch höher trieb. Die Dezemberhausse war aber ein Kinderspiel gegen die Leistung im August. Da gab es an einem Tag im Verlauf weniger Minuten eine Kursevolution von 300 Punkten; hundert Ballen Baumwolle (ein Börsenschluß) stiegen, zwischen zwei Zügen aus der Cigarre, um 6000 Mark im Werth. Das war das Werk der Spekulanten, die mit der Baumwolle eben so rücksichtlos verfahren wie mit dem Weizen. Die Unsicherheit der Erntetaxen giebt ihnen festen Boden. Im ersten Vierteljahr hatte der Baumwollpreis sich plötzlich gesenkt und einige Baumwollhäuser verschüttet: Knight, Vancey S Co. in Decatur (Alabama) "mit 6 Millionen Dollars Passiven und Steel, Miller 6 Co. Von besonderem Muth zeugte die Gründung der International Cotton Mills Corporation. Und auch sonst hat der Eifer, das chronische Mißverhältnis^ zwischen dem in der Industrie arbeitenden Kapital und seiner Rente zu fördern, nicht wesentlich nachgelassen. So wurde die Canada Steel Company mit 25 Millionen Dollars Kapital gegründet; die Utah Copper Company wurde mit der Boston Consolidated Copper Co., auf der Basis eines Aktienkapitals von 100 Millionen, verschmolzen; die AnacondaCopper Co. erhöhte ihr Kapital (um 30) auf 130 Millionen. An der Aufnahme neuer Eisenbahnpapiere fand diesmal besonders die pariser Finanz Gefallen; der deutschen wurde nicht allzu viel zugemuthet. Im Uebrigen zeigte sich, daß die „Vertheilung" der Aktien im Publikum weitergediehen ist. Bei den amerikanischen Eisenbahngesellschaften stieg öie durchschnittliche Zahl der Aktionäre von S703 auf 6336, bei den Industriegesellschaften von 5808 auf 6502. Die „starken Hände" haben also auf die Wahrung ihres Besitzes kein Gewicht gelegt; sie geben ab, so-

bald sich die Möglichkeit eines Gewinnes zeigt. Der amerikanischen Eisenindustrie ist nicht gelungen, eine „Konjunktur" glaubhaft zu machen. Die Roheisenpreise stehen unter dem Niveau des Iahresanfanges. Die großen Eisenwerke können knapp die Hälfte ihrer Leistungfähigkeit ausnützen. Das gilt auch vom Stahltrust, der gezwungen war, einen Theil seiner Werke stillzulegen; zuletzt noch sein größtes Schienenwerk. Der Bestand seiner Aufträge war am ersten Dezember um 112000 Tonnen niedriger als vier Wochen vorher. Trotzdem bemühten sich die Stahl- und Eisenleute, pessimistischen Anwandlungen entgegenzuarbeiten. Da die Eisenbahnen sich nicht beeilen, neue Aufträge zu geben, so müssen die Stahlwerke sich weiter in Geduld fassen. Denn die bequeme Gelegenheit, Eisenbahnbonds unterzubringen, liefert noch keinen Ersatz für große Bestellungen. Der Eisenbahnmann Iames Hill sagte.dieZurückhaltungderGesellschaftenverrathe ihreSchwäche; sofort wurde Wallstreet (am vorletzten Novembertag) von neuer Panik heimgesucht, die aber rasch vorüberging. Und vor Weihnachten hieß es von allen Seiten, der Eisenpreis werde drüben noch tiefer sinken. Aber wo von Amerika die Rede ist, muß man vorsichtig sein: morgen kanns wieder lustig werden. Das Drüben ist unberechenbar.

Würde die Gesundheit des gewerblichen Lebens in Deutschland nur nach dem Ertrag der Wechselstempelsteuer beurtheilt, so käme man bei uns vielleicht zu keinem günstigeren Schluß als in Amerika. Die Einnahmen aus dem Wschselstempel waren in den ersten elf Monaten (17 Millionen) nicht viel größer als im Iahr 1909. Da der Wechsel das wichtigste Instrument des gewerblichen Kreditverkehrs ist, könnte man annehmen, dieser Verkehr habe sich nicht gehoben. Dann müßte auch die Reichsbank ungefähr die selben Schicksale gehabt haben wie im Jahr 1909. So wars aber nicht. Der Reichsbankdiskont senkte sich in diesem Iahr nicht unter 4 Prozent, während er im Iahr 1909 lange 3Vs Prozent betragen hatte. Der Iahresdurchschnitt war etwa 4V^ Prozent (gegen 3,92 im Vorjahr). Geld war nicht gerade theuer; aber auch nicht billig. Der Privatdiskont wird einen Iahresdurchschnitt von 3,6 Prozent (gegen 2,8) aufweisen; und der Satz für tägliches Geld sank selten unter 3 Prozent. Das Ultimogeld des Iahreswechsels aber wird., mit 6S/4 Prozent, als „erträglich" angesehen. An ausländischen Guthaben hat es dem deutschen Markt nicht gefehlt. Die mexikanischen Gelder (die der Einziehung der fünfprozentigen mexikanischen Anleihe von 1899 vorarbeiten sollen) wurden bis in die letzten Wochen des Iahres oft erwähnt; und Frankreich hat nicht mehr zurückgezogen, als zu erwarten war. Die Bank von England hatte mit dem Goldhunger Argentiniens, Brasiliens, Egyptens und der Türkei zu rechnen und mußte sich obendrein gegen das Andrängen von Finanzwechseln aus New Vork und aus der City wahren; denn in London wucherten die Kautschukplantagen in märchenhafter Ueppigkeit (die Emissionen des ersten Halbjahres waren, mit 188Millionen ^, um 6 Millionen L höher als die des ganzen Iahres 1909). So kam es, daß die Bank von England

ihren Zinsfuß neunmal in einem Iahr ändern mußte (sechsmal im Vorjahr). Am ersten Dezember konnte sie die Rate von 5 auf 4Vs Prozent herabsetzen. Dann wurde vom Geldmarkt „Versteifung" gemeldet.
Schlimmer als dem einen Nationalheiligthum der Briten, der „Bank", erging es dem anderen, den Konsols. Für die war 1910 ein schwarzes Iahr; denn es brachte ihnen Tage der tiefsten Erniedrigung. Der Kurs des englischen Standardpapiers fiel unter 79. Das war seit undenklichen Zeiten nicht mehr dagewesen. Nach besonderen Gründen branch^man nicht zu suchen. In England sinds die selben wie im Deutschen Rnch«, das Mißverhältniß zwischen den Kosten des Lebens und der Rentabilität Kevdesten Anlagepapiere. Man kann mit 3 Prozent Zinsen nicht mehr auskomn«a. Daran scheiterte auch die Tradition der einst vornehmsten StaatsschuIVvo^chreibung der Welt. Lolalnsn miseris Auch die deutschen Anleihen sind no^uicht über den Berg. Aber der Ausgang des Iahres brachte ihnen eine ft-«ihige Ueberraschung: eine kluge Rede des Schatzministers Mermuth, die mr^glaubhaften Gründen an die Vernunft des Kapitalisten appellirte. Der Eta5 von 1911 fordert eine Anleihe von nur 97 Millionen (gegen 172); und im nächsten Iahr soll „Schonzeit" sein. Weder Mermuth noch Lentze will dem Kapital neue Papiere aufpacken. Und die Tilgung der alten Schulden soll beschleunigt werden. Das klang den Rentiers lieblich in die Ohren. Die Dreiprozentige konnte ihren Anfangskurs von 83,30 'wieder erlangen. Die neuen Emissionen des Iahres (3W Millionen vierprozentiger Reichsanleihe und 140 Millionen Konsols) brachten bei der Subskription 733 Millionen. Nicht verblüffend, aber ohne Konzert angenehm zu hören. Das Konsortium konnte sich noch vor Iahresschluß auflösen, ohne einen erheblichen Restbestand vertheilen zu müssen. Nun wird sich zeigen, ob die Versuche, den Kursen der Staatspapiere aufzuhelfen (die Verpflichtung der sozialen Versicherunganstalten, mindestens den vierten Theil ihres Vermögens in deutschen Anleihen zu fundiren, ist neu), Erfolg haben. Die Freude des Publikums an exotischen Werthen läßt sich nicht so leicht dämpfen. Die fünfprozentigen Marokkaner, die die fremden Völker im berliner Kurszettel vermehrten, wurden stark überzeichnet. Die Gesammtsumme der Anleihe betrug 101 Millionen Francs, der berliner Einführungskurs war nah an Pari. Ein Zeichen der Zeit. Einer 4Vsprozentigen Provinz Buenos-Aires-Anleihe von 2 Millionen L (Deutsch-Südamerikanische Bank) und einer fünfprozentigen chinesischen Eisenbahnanleihe von 4,80 Millionen L ergings nicht schlimmer. Und auch die Begeisterung für eine zweite Serie der vierprozentigen Bagdadanleihe durfte auf Verständniß rechnen. Die Enttäuschungen, die Ia bslls Francs im Geldverkehr mit drei Kavalieren (Bulgaren, Ungarn, Türken) erlitt, sind in frischer Erinnerung. Die drei Ritter fanden an der schönen blauen Donau und am Strande der Spree offene Herzen und Kassen. Daß Italien wagen durfte, eine dreiprozentige Anleihe (260 Millionen Lire) herauszubringen, preßte deutschen Patrioten laute Seufzer ab.

Wie griechischer Frühling muthete die Thatsache an, daß eine neue Anleihe der Hellenen in Paris das Licht der Börse erblickte; und die Konversion. k^ünfvroz.entig.er Japaner wurde mit der Andacht, die man Konversionen entgegenbringt, aufgenomm«r. M»H China erledigte, unter amerikanischer Patronanz, ansehnliche Finanzgeschäfte. mäniens Anleihe (128 Millionen Francs) war erwartet worden. Die Denkschrift des russischen Finanzministers zum neuen Etat wird im Archiv der Bankerotpropheten keinen Ehrenplatz finden. Der Etat von 1910 schließt mit einem Ueberschuß von 158 Millionen Rubeln und wird, mit den Restsummen aus den Bilanzen früherer Iahre, einen disponiblen Barbestand von 270 bis 300 Millionen Rubeln aufweisen. Das Zarenreich scheint auch im Iahr 1911 ohne neue Auslandanleihe auskommen zu können. Der Finanzminister will sogar 45 Millionen mit hohem Zinsfuß, vor dem Fälligkeitstermin, tilgen. Die 4Vsprozentige Anleihe von 1905 steht über Pari. Von der Möglichkeit, das Papier am letzten Dezembertag gegen Auszahlung des Pariwerthes zurückzugeben, wird, unter den obwaltenden Umständen, kaum Iemand Gebrauch gemacht haben. Herr Kokowzew ist über den nächsten Berg, „Wenns Rußland gut geht, haben die Banken zu lachen. " Denen ist auch sonst nicht traurig zu Muth; denn das Iahr 1910 war nicht schlecht. Die paar Entgleisungen (Niederdeutsche, Ronsdorfer Bank, Vereinsbank in Frankfurt an der Oder) sind fast schon vergessen. Was Effekten- und Konsortialgeschäfte etwa schuldig blieben (die Summe der Emissionen des ersten Halbjahres betrug im Kurswerth 2052 Millionen gegen 2315 im ersten Halbjahr 1909), haben Kontokorrentzinsen, Wechseldiskontgeschäft und Börsenkommissionen reichlich eingebracht. Und die.Börse will sich von der Ueberzeugung, daß einzelne Institute höhere Dividenden bezahlen werden (Diskontogesellschaft, Dresdener Bank, Nationalbank), nicht abbringen lassen. Natürlich wurde auch wieder über besseren Depositenschutz geredet. Daß es bei uns damit aber nicht schlechter bestellt ist als im gepriesenen Albion, haben englische Bankbrüche wieder erwiesen. Der kleinen British Bank of Commerce in London folgten die Sharing Croß Bank. Der Birkbeck Bank, die seit 1851 besteht, kam die Bank von England zu Hilfe. Auch die Porkshire Penny Bank, die Ende 1909 ein Depositenkonto von fast 18 Millionen L auswies, wurde vom Centralinstitut gestützt. Dagegen fand die London Trading Bank, ein kleines Aktienunternehmen, keinen Retter; in ihrer Verwaltung saß auch kein Herzog von Devonshire, wie bei der alten Vorkshire Penny Bank in Leeds. Die Lober des englischen Systems mögen aus diesen Todesfällen lernen.

Nicht immer ists nützlich, das Ausland zu kopiren. Das haben die Kalileute erfahren, die nach amerikanischen Mnstern arbeiten wollten. Ende Mai trat das Reichskaligesetz in Kraft; das Kalisyndikat wurde verlängert. Aber der Konslikt mit den Amerikanern (wegen der Lieferungverträge zwischen Aschersleben und Sollstedt und dem amerikanischen Nordtrust) wurde durchs ganze Iahr 1910 mitgeschleppt. Die

Verhandlungen wurden abgebrochen und die Pankees versteigen sich bis zu der Drohung eines Abbruches aller deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen. Nun kann Taft zeigen, ob er zum Friedensapostel taugt. Das Kaligesetz aber bewirkte einen neuen Ausbruch des Gründungfiebers. Fast scheint es, als sei die deutsche Industrie aus dem engen Kleid der Syndikate herausgewachsen. Von größerer Bedeutung als in der Kaliindustrie ist diese Entwickelung im Montangewerbe, Ins neue Iahr wird die Sorge um das Schicksal des Stahlwerkverbandes und des Kohlensyndikats getragen. Schon haben bedeutende Mitglieder des deutschen Stahlsyndikats (Thyssen S Co., Rheinische Stahlwerke, Gebrüder Stumm, Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft)den Versuch unternommen, Aenderungen der Quoten durchzusetzen. Daß die stärksten Vertreter des wichtigsten deutschen Eisenkartells ein Rennen um die Erhöhung der Betheiligungziffern veranstalten, deutet auf den Wunsch, sich für den Fall der Auflösung des Syndikates früh zu rüsten. Die alten Formen haben sich überlebt. Deshalb wars nicht leicht, für das verblichene Roheisensyndikat Ersatz zu schaffen. Die „Verkaufsvereinigung deutscher Hochofenwerke in Essen", der das Ostdeutsche Roheisensyndikat (nebst dem Eisenwerk Kraft nnd dem Hochofenwerk Lübeck) sich anschloß, ist die Frucht der Bemühungen. Doch fehlen die Siegerländer (Bremerhütte, Charlottenhütte, Geisweider Eisenwerke), mit denen eine Einigung noch nicht möglich war. Die Stabeisenkonvention sieht auch schon wieder recht kraftlos aus. Die Mitglieder halten sich nicht an die festgesetzten Preise, sondern unterbieten sie. Was nützen alle Abmachungen, wenn die W^rke s Wut prix Aufträge haben wollen und müssen? Nicht besser ergings der Grobblechkonvention. Einzelne Syndikate verschwanden (Gas- und Siederohrsyndikat, Stahlformgußverband), andere sind gut verankert worden (Oberschlesische Kohlenkonvention auf fünf Iahre; Zinkhüttenverband bis 1916). Dem Rheinisch»Westfälischen Kohlensyndikat wurde eine günstige Prognose gestellt. Erst für Ianuar 1911 konnte die Produktioneinschränkung auf 12Vs Prozent für Kohle ermäßigt werden; im ganzen Iahr 1910 hat sie 15 Prozent betragen; für Koks anfangs 33 und 30, dann 2?Vs Prozent. Weniger als im Iahr 1909; aber noch drückend genug. Die Produktion der Zechen hat sich vergrößert und mit ihr wuchs der Absatz um etwa 3 MillionenTonnen. Die Ausbreitung der Hüttenzechen, die sich selbst versorgen, ist ein wachsender Schade für das Syndikat. Nachdem bis zum ersten April 1910 (zwei Iahre hindurch) Preisermäßigungen gewährt worden waren, setzte das Syndikat plötzlich die Preise für das Winterhalbjahr 1910/11 höher an. Aber für das Abschlußjahr 1911/12 mußten sie wieder heruntergesetzt werden (um 25 bis 30 Pfennige für die Tonne). Auch die Roheisenerzeugung hat sich vergrößert: das Plus des ganzen Iahres dürfte 2 Millionen Tonnen (bei I4s/t Millionen Tonnen) betragen.
Die Eisenpreise waren durchweg höher als im Iahr 1909, während englisches und amerikanisches Roheisen im Preis zurückgegangen ist. Auf

dem Kohlenmarkt sah es unbehaglicher aus. Während die Harpens? Bergbaugesellschaft mit ihrer Dividende von 8 auf 7 Prozent zurückgehen mußte, hat die Phoenixgesellschaft ihre Quote von 9 auf 15 Prozent erhöht. Den großen gemischten Werken gehört die Welt. Deshalb hat die Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft. sich die Saar- und Moselgesellschaft und die Dortmunder Union angegliedert. Ihre Betheiligung beim Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat erhöhte sich auf 3 Millionen Tonnen und das Aktienkapital beträgt nun 100 Millionen. Einen wichtigen Ausbau seiner Werkstätten für Eisenverfeinerung beschloß der gelsenkirchener Soncern durch die Aufnahme der I. P. Piedboeuf Röhrenwerke und der Düsseldorfer Röhrenindustrie. Diese Verbindung, deren Gegenstück beim Phoenix (Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke Poensgen) zu finden ist, zeigt, wie die großen Kapitaltrusts in der Montanindustrie melzr und mehr Produzenten und Konsumenten „in sich" zu werden suchen. Auch die mittleren Werke folgen auf diesen Weg. Der Eschweiler Bergwerkverein nahm das Eschweil-Kölner Eisenwerk auf und erhöhte sein Kapital (um S) auf 38 Millionen. Dieser stärkste Außenseiter des Kohlensyndikates ist als Repräsentant des aachener Bergbaureviers wichtig. Der Lothringer Hüttenverein Aumetz-Friede erwarb von Gelsenkirchen die Kuxe der Gewerkschaft Viktor, um sich vom Kohlensyndikat unabhängig zu machen; und die Bergbaugesellschaft Konkordia wurde als Verkaufsobjekt ausgeboten. Bald nannte man die Niederrheinische Hütte, bald die Rheinischen Stahlwerke, zum Schluß die Rümelinger Hochofenwerke in Sankt Ingbert. Der Kurs der Konkordiaaktie, die zu den schweren Papieren gehörte, spiegelte die jeweiligen Chancen der Verkaufsabsichten. Die nächste Zukunst der deutschen Montanindustrie ist an die Entscheidung über das Schicksal der großen Verbände geknüpft. Auch ohne sie geht es; aber man möchte endlich wissen, was wird.

In fröhlicher Ruhe dürfen die Elektromagnaten das Kommende erwarten. Alle Iahresabschlüsse befriedigten. AEG: glänzend; Siemens 6 Halske nicht so strahlend, doch nicht minder stark; Schuckert im Aufstieg und Siemens-Schuckert dadurch gebessert. Die große Transaktion der AEG mit dem Felten-Guilleaume-Lahmeyer-Concern vermehrte nicht nur das Aktienkapital der größten Elektrizitätgesellschaft um 30 auf 130 Millionen, sondern auch die Stützpunkte des Unternehmens. Von der Uebernahme des Dynamowerkes in Frankfurt und der Betheiligung an der Feltengesellschaft erwartet die AEG beträchtlichen Nutzen. Mit 14 Prozent Dividende ist sie um 2 Prozent von Siemens S Halske entfernt, die auf 12 blieben. Die Schuckertgesellschuft stieg von 6 auf 7. Bergmann gründete die Bergmann-Elettrizität-Unternehmungen A.G. mit 12 Millionen Kapital. Das Stammhaus erhöhte sein Stammkapital (um 8) auf 29 Millionen. Die Deutsch-Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft hat jetzt 90 Millionen Aktienkapital und, wie es heißt, neue Pläne. Ueber die Summe der Aufträge wird von den Großen höchstens insofern geklagt, als sie immer wieder aus ihren alten Anlagen hinauswachsen und zubauen müssen,

Wie aber wirkten all diese Ereignisse auf die Börse? Der Börsen-Umsatzstempel brachte mit 21 V2 Millionen in den ersten elf Monaten des Iahres ein Plus von 3^ Millionen, das allerdings hinter der Steigerung von 1908 zu 1909 (9 Millionen) zurückbleibt. Russische Banken und die Warschau-Wiener-Bahn wurden von der Spekulation bevorzugt. Danach kam die Phoenixaktie, Canada Pacific und Shan-tungbahn. Den Kolonialpapieren gings nicht mehr so herrlich wie einst im Mai Dernburgs; die Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika sind von 2100 auf 800 gestürzt. Die Riesendividende von 64 Prozent wird sich kaum wiederholen. In Südwest klagt man über die Steuerpolitik. Wie es mit der Diamantenernte steht, weiß nur Gott; vielleicht nicht einmal der Oberregisseur Fürstenberg.
Ein paar Kurskurven:
2. Januar
1, Juli
23. Rovbr.
20, Dezbr.
l 243.60^,
250,75
253,50
253.75
1S6,-
186^5
132,60
133^0
162,30
157 —
16Z.50
162M
ßandelsgesellschast. .....
182.60
171.75
163.6«
163,80
200,60
175.40
171,10
171,30
2Sl,10
230,40
224,50
2Z3.S0
220,S0
223,—
245.-
244,10
220,2S
207,10
212F0
212,60
210,30
130,40
185,—
136,2S
2l8,b0
20S,60
203.60
202,60
262.7S
267,25
267,10
266,75
252,30
2t0,50
247,10
244,10
13SF0
141,50
143,60
142.30
103,60
108,30
106,6»
105,75
130,—
168.-
218.25
218,75
120,70
138^0
140,—
133,10
182,b0
188,2S
136,30
137,75
Petersb. Internat!on, tzandelsb.
168,25
182,—

203,2S
207-
158,50
153,75
168.25
167,-
4 N Russen von 1302 . . .'
4Vs N Russen von 1305 ....
«1,4«
«3,50
85,30
32,10
100,-
S4.SV
«2.80
100,2S
83,80
33,60
100,60
S5.-

Daß 1911 nicht schlechter aussehen werde als 1910, gilt der Börse als sicher. Schwache Engagements bestehen kaum noch; und die Kurse sind so behutsam abgetragen worden, daß man (so meinen die Weisen) bald ein neues Tänzchen wagen könnte. Im Ianuar wurden die Kassen gefüllt: nnd bei der Enthaltung der beiden mächtigsten Anleiheemittenten gewinnt das Kapital noch größeren „Spielraum". Fraglich ist allerdings, ob die Börse ihr ungebundenes Dasein, ohne einen Blick auf die gewerbliche Entwickelung, fortsetzen kann. Erfreuliche Ueberraschungen sind von der Industrie in großem Umfang kaum zu erwarten; wenigstens sehen die Bergherren nicht allzu heiter aus. Und dann: die Wahl des neuen Reichstages! Der Börsianer lächelt höhnisch. „Als ob sich ein vernünstiger Mensch darum heute kümmerte!" Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin..—
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pas, « Sarleb G, in, b, S, i„ Berlin.

Berlin, den 7. Januar 1911.

Anglia.

^Wat das britische Weltreich, wie das römische einst, drei Stände
und ist einPeer vonEngland so mächtig.derVolksmasse so
lästig wie ein Senator imRom derCaesaren? Anter denKaisern
war derErsteStand aufdenwichtigstenGebietenprivilegirt. Ihm
Angehörige durften nicht gekreuzigt,wederzuGladiatorenkämpfen
noch zu Thierhetzen in denCircus geschickt, nicht gepeitscht, gefol-
tert, zu Zwangsarbeitverurtheilt werden. Sie mußten denKaiser,
der princeps senatus war, anerkennen und konnten ihn absetzen;
waren seine Pairs und durften sich nur dieser Wesens-
gleichheit nicht allzulautrühmen. Augustuswollte aufdemschwcr
zu schleifenden Wall solcher Borrechte nur die Häupter der alten
Familien dulden, deren Ahnen schon in kurulischen Aemtcrn ge-
sessen hatten; doch wurden, weil die von der nobilit^ zu stellende
Ersatzreserve sich als zu klein erwies, immerwiederneuc Männer
von den Kaisern zugewählt, sogar aus dem Dritten Stand (wie
CurtiusRufus,von demTiberius sagte, er scheine nur von sich selbst
abzustammen). Von Haß oder Neid hatte der Adel noch kaum zu
leiden; wer das Atrium mit Ahnenbildern schmücken konnte, war
höhergeachtetals der vonsolchemRechtAusgeschlossene nndTa-
citus nennt unter den Vorzügen der ersten tibcrischenReginmg-
zeit, daß der Kaiser bei der Verleihung von Ehrenstellen denAdel
begünstigt habe. Die Senatoren waren meist reiche Leute, deren
Einkommen in die Millionen stieg und die ungemein große Grund-

besitzstücke zusammenballten. Offenbar, sagt Friedlaender, „war
es gewöhnlich, sich in verschiedenen Landschaften zugleich anzu-
kaufen, so daß niemals alle Erträge der selbenAngunst der Wit-
terung ausgesetzt waren, man Klima und Aufenthalt oft wechseln
und auch auf derReise zu Hause seinkonnte: schon in der Zeit des
Horaz waren ohne Zweifelnicht selten sardinische Kornfluren, Bie-
nenstöcke in Kalabrien, Viehtriften dort und im cisalpinischen
Gallien, tausend Morgen falernischenWeinlandes und Landsitze
an den Nfern des Liris in einem Besitz vereint; wie ein Iahrhun-
dert späterparmensische Heerde« (die jährlich sechshunderttausend
Sesterzen eintragen konnten), Güter in Etrurien, die von unzäh-
ligen, inKettenarbeitendenSklavenbebautwurden,apulische Ge-
filde, fetinische Weinberge und Besitzungen bei dem durch seine
Bienenzucht berühmten tzybla in Sizilien." In Rom hatten die
Senatoren Paläste und Gärten, auf deren Bodenfläche ein kleines
Volk Hausen konnte, an den schönsten Buchten und Seen Villen,
überall große Schaaren, die,Sklaven und Freigelassene, derHaus-
macht die Wächter und Diener und, wenns nöthig wurde, das Heer
stellten. Diese Pairie konnte mit den Kaisern als mit Gleichen
verkehren. DerGlanz solcher königlichen Existenz erblich erst, seit,
nach Neros Tagen, neue, aus den Provinzen heraufgekommene
Männer die Plätze der verarmten oder ausgestorbenen Familien
erklettert hatten und auf der Zinne der Gesellschaft die inderEnge
angewöhnte Lebenssitte einbürgerten. Doch darf man nicht wäh-
nen, ihre Daseinsart habe der unserer Millionäre geglichen, die
ein Automobil, ein Landhaus, drei Diener haben und dreimal im
Iahr, nach einer Fahrt im reservirten Coupe Erster Klasse, ein
paar Wochen lang in irgendeinemLuxushotel wohnen. Daneben
scheint noch die Nachblüthe senatorischer Kapitalmacht so üppig
wie neben einem Kornblümchen ein Tropengewächs. «Der sena-
torische Census von einer Million Sesterzen (ungefähr 217300
Mark) war ein Minimalansatz, der vielleicht zum standgemäßeu
Leben eines Einzelnen, abernicht einer ganzen Familie ausreichte.
Die Senatoren waren allenBlicken ausgesetzt, so daß sie unmög-
lich die großen und mannichfachen Ansprüche, die von allen Sei-
ten an sie gemacht wurden, umgehen konnten, ohne gegen die Oef-
fentliche Meinung zu verstoßen. And einen noch größeren Auf-
wand erforderte dieLaufbahn derfenatorischenEhrenämter.haupt-

sachlich wegen der dabei zu veranstaltenden Spiele." Dabei war
den Senatoren die Möglichkeit des Gelderwerbes nicht nur durch
dieUeberhäufungmitAmtspflichten.die einen beträchtlichenTheil
ihrer Zeit forderten, sondern auch durch besondere Vorschriften
beschränkt. Sie durften nicht Zollpächter sein, kein Schiff halten,
das mehr als zwölfTonnen faßte, noch sich in Geschäfte einlassen,
die nach Spekulation rochen und die Kastenwürde morgen besu-
dclnkonnten. Was blieb? DieVergoldung des Atriumschmuckes
mit der Habe einer heimgeführten Frau (für einen «breiten Pur-
purstreifen" gabs immer eine Fülle reicher Mädchen zur Aus-
wahl) und die behutsame Umgehung der Gesetze. Das Imperium
streckte sich weithin und irgendwo war stets eine gute Gelegenheit
zu einträglichem Geldgeschäft oderzurBetheiligung an einersicher
rentirenden Handelsgesellschaft; der schützende Deckname wurde
von Freigelassenen oder Sklaven genommen: und derNachweis
unstatthafter Geschäftsführung war dann nicht leicht. Der Haupte
theil des Senatorenvermögens blieb aber in Grund- und Skia-
vcnbesitz angelegt. Die Sklaven trieben für des Herrn Rechnung
Gewerbe und Handwerke aller Art oder wurden anderen Unter-
nchmern vermischet. »Auch die Kapitalanlage in Grundbesitz
führte zu industriellen undkaufmännischenUnternehmungen.wenn
Sandsteingruben, Bergwerke, Ziegeleien,Töpfereien und andere
Fabriken auf den Gütern eingerichtet werden konnten. Namentlich
die Fabrikation grober Thonwaaren war ein Geschäft der großen
Grundbesitzer; die Kaiser selbst und Mitglieder der kaiserlichen
Familie, auch die höchsten Damen zogen große Einnahmen aus
dem Betrieb von Ziegeleien. Aber auch andere Fabrikationen
der verschiedensten Art wurden auf den Gütern betrieben. Kaiser
Pertinax erweiterte als Konsular eine Filzfabrik in Ligurien, die
er von seinem Vater geerbt hatte, durch den Ankauf großer Grund-
stücke und den Bau vieler neuen Fabrikstätten. Besitzer, deren
Güter an große Landstraßen stießen, errichteten dort Gastwirth-
schaften und erwirkten manchmal vom Senat die Erlaubniß, auf
ihren Ländereien Messen und Märkte abhalten zu lassen." Zu
diesen (sichtbaren und unsichtbaren) Erwerbsquellen kamen an-
dere,, über die der Staat verfügte: im Heer und in der Verwal-
tung, in Romund in den Provinzen standen dem Adeligen Thören
offen, die auch den ärmlich begabten in gut bezahlte Aemter ein-

ließen; und über die skrupellose Art, in der, besonders in Afrika, mancher Mann senatorischen Ranges sich auf solchem Posten zu bereichern verstand,hat die Geschichte auf vielen Blättern erzählt. Allmählich wurde der Kreis der Vorrechte zu weit. Großgrundbesitz und Großkapitalismus, Sklavenheere und Pfründenhäufung: solches Privilegium mußte schließlichHaß säen. Und die Saat mußte um soschnelleraufgehen,jemehrNeulinge,diedurchGunst, Geschäfts- oder Ehespekulation auf die Höhe gelangt waren, die Vertreter der ehrwürdigen, vom Glanz rühmlicher Familienerinnerung umstrahlten Geschlechter ablösten und ringsum dieErkenntniß keimte, daß die Aeberfülle des Grundbesitzes in wenigen Händen dem Römerreich eines Tages zur Gefahr werden könne. Wer diese Entwickelung demWerden englischer Zustände vergleichen will, muß das Auge zuvor auf weite Reisen schicken; muß, rückwärts über die Kaiserzeit hinwegblickend, die gracchischen Kämpfe und Gesetze, den langen Hader der Popularen gegen die Optimaten betrachten und vonderdonsiitutio^ntoniniana bis zum Ausbau des konstantinischen Beamtenstaates Roms Geschichte bis in dieWinkel durchforschen. Heute genügt ein rascher Blick auf die Lebenshaltung des Römers, den der bis ans Schienbein mit schwarzen Riemen gebundene Schuh und der breite Purpurstreif an der Tunika als senatorischemRangAngehörigen erwies. Mancher Peer von England hat sich in ähnlichem Glanz gesonnt; nicht einer hat, seit das erste Drittel des neunzehnten Iahrhunderts verstrichen ist, dieMachtmöglichkeit eines Lentulus.CalpurniusPiso oder des Iulius Agricola erreicht, derBritanien und Südschottland dem Caesar unterwarf. Der Allmacht kann nur ein von der Staatskirche oder einem, wie sie, aufübersinnlichen Vorstellungen ruhendenGebild gestützterAdel sich nähern; nur er den Plebejern ein unbrechbares Ioch aufzwingen. And dieser klerikal-feudale Bund ist in England schon durch den Entschluß zur Katholikenemanzipation gelockert worden, dem Wellington und Peel, zwei Tories,nicht ausbiegen konnten,weil dieRedenO'Connellssonst Irland in den Wirbel der Revolution gerissen und vielleicht die katholischen Kelten zumAbfall vomReich getrieben hätten. Seitdem war die Anglikanerkirche geschwächt; schien ihr auch kaum noch klug, gegen fegende Gewitterstürme für alle Adelsprivilcqicn,wie für die Sakramente des Staatslebens, zu kämpfen. Das

Gewitter kam, bald nach der Emanzipation, über den Kanal; und
fand schon dumpfe Stickluftüber den Inseln.Wie im Preußen Wil-
helms zwischen Ost und West, so hatte im England Georgs des
Vierten zwischen Südost und Nordwest die Kluft sich geweitet;
und wie mählich jetzt unser Osten, so war Englands Nordwesten
vom Industrialismus aus dem Schlummer gescheucht worden.
Die neue Kulturform fordert eine neue Ordnung der politischen
Machtverhältnisse. Bergwerke undFabriken entstehen,in Schaa-
ken strömt das Landvolk den Städten zu, der Acker verödet: auch
imParlament, das durch seinen MinisteriumgenanntenAusschuß
England regirt, muß die veränderte Struktur des Landes zum
Ausdruck kommen. Daß Unterhaussitze erkauft, von dem König
oder mächtigenAdelshäuptern nach willkürlicherLaune vergeben
und alle Gesetze dem Grundbesitzerinteresse angepaßt werden, ist
nicht länger zu dulden. Der frei geborene Britensinn bäumt sich
gegen den heimlichenZwangzupolitischerHörigkeit; will aus ver-
brämter Ohnmacht in die Rüstung des Bewußtseins zurück, da,z
er an der Gestaltungseines Schicksals mitwirkt: des Bewußtseins,
oHne das kräftiges Behagen an der Heimath und echter Patrio-
tismus nicht zudaucr» vc rttiag.Chatham, Wil?es,'Pitt sahen ihre
^eformpläne an der Kllppe der Klassenselbstsucht scheitern; die
nommstion borouZks, deren Mandat der Begünstigte als Beute
heimtrug, blieben in ungeschmälerterMacht und Industriestädte,
derenMarktgewalt einerWelt gebot, Kapitalscentren wie Man-
chester, Birmingham, Leeds hatten in Westminster keinen Ver-
treter. Auf Georg folgt Wilhelm der Vierte. Dieser wohlwollend
derbe „Matrosenkönig" merkt schneller als sein weltfremderBru-
der.woherderWindweht. IulirevolutioninFrankreich. Ueberall
sproßt, in den Thälern und auf den Höhen, der wieder jung schei-
nende Gedanke derDemokratie. Für ihn fechten dieBenthamisten
und die Gelehrten der Whigpartei, die das Schaudern vor einein
Bündniß mit den Radikalsten rasch verlernen. William Cobbett
hetzt und wettert wider die korrumpirende Adelsherrschaft (wie
achtzig Iahre später Lloyd George). Die Französische Republik
wird als Fahnenträgerin der Menschheit umjubelt. »Seht, frei
ist Frankreich schon! Italiens Helden drohn! Deutschland wird
mit uns gehn, Polen soll auferstehtl!!" In den Arbeiterklubs
und in Londons Gassen weckt solcher kindlich gestümperte Text

helle Begeisterung. Tiefer wirkt das Bild der neuen Technik, der
durch die Dampfkraft aus ehrwürdiger Enge in neue Weiten vor-
wärtsgestoßenenWirthschaft.DieWahlschlachtbringtdenWhigs
den Sieg, Lord Grey wird Wellingtons Erbe und Iohn Russell
legt seine Reformbill dem Unterhaus vor. Sie wird abgelehnt.
Grey entschließt sich zur Auflösung des Parlamentes und King
William springt in einenMiethwagen, um die inWestminster ver-
sammelten Commons nicht auf die Verlesung des Dekretes warten
zu lassen. Das neue Unterhaus zeigt sich willig und der Wider-
stand der Lords wird durch eine unzweideutige Drohung des Kö-
nigs gebrochen, der das Oberhaus wissen läßt, er müsse durch einen
Peersschub denAnsehensrest der ErstenKammer vernichten, wenn
die Gegner der Wahlreform nicht feierlich versprechen, der ent-
scheidendenAbstimmungfern zu bleiben. Am siebenten Iuni 1832
wird Greys dritter Entwurf angenommen. Die rotten borougns, fast
sechzig veraltete Wahlflecken, werden beseitigt, den Städten ihrer
Größe und Bedeutung entsprechende Vertreterzahlen gesichert;
die Zahl der insWahlrechtZugelassenenverdoppelt sich, die Mit-
telklassen, die Männer der nouvelles couclieg dürfen und können
beimReichsgeschäft mitarbeiten und dasUnterhaus.in dem drei
Viertel aller Sitze von dem König, dem Kabinet und dem Grund-
adel nach unumschränktemBeliebenverschenktwordenwaren, wird
einerVolksvertretung ähnlich. Seitdem sind die Whigs nicht mehr
die oranische,fürSelbstregirung eintretendeAdelspartei; sie wa-
ren, bald nach der Annahme der Reformbill, genöthigt, in den
Kolonien die Sklaverei zu verbieten, der Ostindischen Compagnie
das Handelsmonopol zu nehmen und einen ersten Versuch zur
Ordnung des jungen Fabrikbetriebes zumachen.Was Hegel in der
Preußischen Staatszeitung vorausgesagt hat, ist Wirklichkeit ge-
worden : im Sommer 1832 hat die Demokratie auf britischemBoden
in einer Hauptschlacht gesiegt und die Macht des Erbadels in ihren
Grundfesten erschüttert. Der schlau genug war, sich in die Zeit zu
schicken, das Rettbare zu retten und auf helleres Wetter zu warten.
Bis in die Krimkriegstage, die ihm neuen Haß eintrugen, hat
dieserAdel sich oft des heiteren Himmels gefreutund in dem Iuden
Benjamin D'Israeli ist ihm,wie denpreußifchenIunkerninSems
Sohn Friedrich Iulius Stahl, ein Retter erstanden. Zwar schrieb
Bismarck 1856: «D'Israeli-Stahl wird die Drehkrankheit der eng-
lischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Die Erbweisheit ist

den Leuten seit der Reformbill verloren gegangen; der rohe und
leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale
Verhältnisse sind ihnen geblieben. StarkistderBulleimmernoch;
aber wo er hinstößt, weiß er nicht mehr, seitderNasenring der Oli-
garchie ihm abgenommen ist. Seit der Reformbill und dem Zerfall
der Parteien ist das Uhrwerk offenbar gelähmt; die Kräfte neu-
tralifiren einander im Inneren und mit der auswärtigen Politik
dieser mächtigenNation schaltet Palmerston wie einzorniger alter
Trunkenbold, der Töpfe und Tassen zerschlägt, weil er sein Geld
verspielthat. "Doch dieGeschichtehatdiesesVorurtheilrevidirt und
aufgehoben; hat auch erwiesen, daß Greys und Russells,D'Israe-
lis und GladstonesWahlreformen den Nasenring derOligarchie
gelockert, aber nicht abgeschafft haben. Denn nur in das Unter-
haus sickerte, durch vorsichtig erweiterte Mauerfugen, die Volks-
stimmung; das Oberhaus, der Erbsitz des Adels, blieb, wie es ge-
wesen war, seit die erstßn königlichen Visits die Grundherren zur
Vertretung ihrer Lehnsleute hineinriefen. Ein Senat; mit allen
guten undvielenschlechtenWesenszügensylcherinunantastbaren?
Vorrecht wohnenden Körperschaft. In anderem Klima und an-
derer Zeit freilich mit geringerer Macht und unterstrengererAuf-
sicht als im imperatoxischen Rom. Englands Adel hat in Iahr-
hunderten, die das Inselreich vergrößert, dem europäischen Kon-
tinent ein neues Kleid gewirkt und ganze Welten entdeckt haben,
seine Lebensweise kaum geändert. Als Poggio-Bracciolini, der
Päpstliche Sekretär und Facetienschreiber, in England gewesen
war, erzählte er. „ In denStädtenzu wohnen,gilt hier als des Adels
unwürdig.DieEdelleutelebenaufihrenGütern,zwischenWäldern
und Weideflächen, und meiden das Gedräng der Stadt.Dabei sind
sie der Suchtnach Gelderwerb nicht etwa fern; sie handeln mit Vieh
und Leinwand, verschmähen den aus landwirthschaftlicher Arbeit
zu ziehenden Gewinn durchaus nicht und sind geneigt, den Reich-
sten als in den höchsten Rang Gehörigen anzuerkennen. " So wars
im erstenDrittel des fünfzehntenIihrhunderts; unter Heinrich dem
Fünften, der dem Haus Lancaster das Erbrecht auf den franzö-
sischen Thron sicherte. Ungefähr so ists noch heute; der Schwarm
de? «Peers aus dem Hinterwald" hat unter Eduard dem Sieben-
ten kaum anders gelebt als unter Eduard dem Ersten diekleinere
Schaar der Karones reZni. Sie kommen nicht ganz so selten in die
StaH^ die jetzt jg mit reicherer Genußmoglichkeit lockt, sind wäh-

rend der Hochsaison in der Oper und beim Derby, in der Alhambra, bei Haendelkvnzerten und imtzyde Park.manchmal sogarim Parlament zu sehen (wo Niemand sich wundert, wenn nur ein Halbdutzend Lords,zwischen dunklen Holztäfelungen und vergoldetem Gotenhausrath, auf rothen Klubsesseln in leisem Plauderton das Alltagsgeschäft erledigt); haben aber noch immer die stärkste Wurzel ihrer Kraft in dem country seat.wo die Ahnen lebten und jeder Scholle eine Familienerinnerung anhaftet. Da nur sind die Peers in ihrem Element; wenn sie die zurIagd.zuGolf, Tennis und Schneesport geladenen Gäste bewirthen oder denBcamtenstabzum Vortrag empfangen, wirklich die paresihrer Könige. An Reichthum kann diese Pairie sich der römischen vergleichen. Schon vor fünfzig Iahren wurde den Herzogen von Richmond, Bedford, Sutherland eine Rente von vier bis sechs Millionen nachgerechnet und erzählt, der Marquis von Bredalbane könne auf einem schnellen Pferd ingrader Linie dreiunddreißigStunden lang reiten, ohne die Grenze seines Besitzes zu überschreiten. Dem Lord Northampton gehören hundertvier, dem Herzog von Westminster hundertsechzig Hektar londoner Bodens und derStrandbezirk soll demHerzog von Norfolk alljährlich mehr als eineMillion Pfund Sterling einbringen. Das sind die Firstspitzen; doch auch im tieferen Dachgebälk funkelts von Gold. Senatorischer Reichthum; nicht senatorische Neberhebung und Ausschließung von der Volksgemeinschaft. Englands Adel hat sich, als Gesammtheit, seinen sozialen Pflichten nie knausernd entzogen, sich niemals, wie die in die Konsularlaufbahn drängende Aristokratie Roms, ein Ausbeuterrecht zuerkanntund dem gewandeltenBedürfniß einerneuen Zeit sich so schlau angepaßt, daß Guido Henckel, als Thoren seine geschäftliche Betriebsamkeit tadelten, sich auf das englische Beispiel berufen konnte. Auch Peers haben in Bürgerbetten gezeugte Millionenerbinnen heimgeführt und sich ohne Gewissensschwindel der fettsten Staatspfründen gefreut; doch die Mehrzahl dankt ihre Geldmacht geschäftlicher Tüchtigkeit. Statt, wie der sichtbarste Theilunseres Grundadels that, der Evolution, die dem Staatsschoß neue Kräfte entbindet, zu fluchen und sie als Vorbereitung zu blutiger Revolution zu verschreien, statt über das rasche Wachsthum der Industrie, die Zunahme der Landflucht, dasschrille Geräusch derArbeiterbewegungzuflennen, den Segen derZunftzeit und des Ständewesens zu preisenund an einen aus-

sichtlosen Krieg gegen den unheimlich mobilen Kapitalismus die Kraft zu verzetteln, haben die Peers ihre Söhne zu Großkaufleuten in die Lehre geschickt: und dadurch erreicht, daß die gefährlich scheinende Entwickelung ihnen zinspflichtig wurde undsiefast überall, wo Geld zu verdienen war, mitsäckeln durften. Sie wissen, wie man Geschäfte konstruirt und abwickelt, und ließen sich nicht, wie zwischen Elbe und Pregel so mancher Iunker, der sein Leben lang nur Korn verkauft und Pferde gekauft hat, von dem Aberglauben umstricken, aller Handel fei pfiffig organisirter Betrug. Wer die Verwerthung neuer Möglichkeiten hochmüthig abwehrte, wurde auch in England überrannt. Wo die Grundmauern der no. bilitymorsch wurden, dieGoldleisten ihrer Einlaßportale sich lockerten, klemmten allerlei Emporkömmlinge sich durch die Spalten. Bald saßenaufdenPlätzen der barones majoregBrauer,Spinner, Kohlenhändler und Geschäftsagenten; wurde über peersM und beerte, Peersrang und Biermacht, gespöttelt. And die südafrikanischen Goldfunde bewirkten eine Ampflügung der Oberschicht. Nun geschah, was immer geschieht, wenn ein Recht den Ruhm, der es schuf, überlebt und einem neuen Geschlecht drum nicht mehr heilig ist. Die Privilegien derKaste, deren große Leistung fürs Reich allgemach aus der Erinnerung geschwunden war, wurden lästig; im LritisK Empire wie im engeren Imperium lZoma. num. Weil derAdel diese Gefahr kennt oder ahnt, ist er fast überall für aktive, muthige Politik, die ihm, als Soldaten oder Diplomaten, die Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung, zum Erwerb neuen Familienruhmes bietet. So oft die Peers die Gentry-Vertreter aus den Staatsämtern gedrängt hatten, wurde draußen die Tatze des Britenleun fühlbar. Dem Reich hat dieser expansive Drang noch höheren Gewinn eingetragen als der Kaste, die frischen Lorber heimbringen und im Glanz neuen Verdienstes prangen konnte. Nach solchen Aktionen schweigt der Groll. Den Briten dünktderNeid das häßlichste aller Laster; Selbstbewußtsein und Frohnatur erlauben ihm, ohneScheelsuchtaufdenReicheren zu blicken. Der hats besser; aberganzschlechthats, mit auskömmlichem Lohn, würdiger Behandlung und manchem Holyday, auch der einfache Mann nicht. And Rangordnung muß schließlich sein; wie im tzaus, so im Staat. Der braucht eine Herrenklasse. Unabhängige, nichtvon desLebens Noth gebundene und gefurchte Männer, die eine flecklose Familientradition dasBefehlen undV^walten in

großemStil gelehrt hat und deren Stammbaum tiefin die Heimath-
erde verwurzelt ist. Gelehrte und Techniker werden aufHochschu-
len, Staatsmänner und Heerführer in der von rühmlicher Erin-
nerung geweihten Stille alterHerrenhäuser erzogen. Sodenkt der
Bürger, der einen Adeligen im Staatsgeschäft thätig sah; ist auf
ihn so stolz wie der Leibgardist auf den Edelmann, aus dessen
Munde das Kommando schallt. Warum nicht? Ein tüchtiger Kerl;
hat schon vom Vater gehört, daß der Befehlshaber auf jedem
Posten das Beispiel strengster Selbstzucht geben muß; sich dann
in der Welt umgesehen und in seine Sache eingearbeitet; denkt
nicht an alberne Ueberhebung, die den Butler und Kutscher aus
seinemDienstscheuchen würde; behandeltdenPferdeputzer, dessen
Arbeit befriedigt, wie einen Gentleman; und prahlt nicht mit der
Leistung seinerAhnen, die, als Krieger und Verwalter, als Wohl-
thäter, Stifter, Armenpfleger, sich um das Reich, die Lehnsleute,
Bauern undHintersassen verdient gemacht haben.Noch imEngland
der alternden Queen Victoria hätte einProudhonmit der Empfeh-
lung gleichenEigenthums keinGehör erlangt. Häuschen,Feldchen,
Gärtchen, alle von gleichemUmfang, fauberund klein, Jederseines
Kohles Bauer: dieses Evangelium hätten Britenköpfe nicht auf-
genommen. Ihr Land wäreverhäßlicht,ihrStaatsgeschäftschlecht
besorgt worden. Dazu, lieber Herr Nachbar, sind starkeMänner
nöthig, die in Freiheit erwuchsen, von kleinlichen Alltagsnöthen,
nicht angekränkelt wurden und früh sich in große Verhältnisse ein-
fühlen lernten. Seitdem ist, in langer Friedenszeit (der Buren-
krieg brachte dem Adel geringen Ruhmeszuwachs), der Glaube
an den Nutzen einer Aristokratie geschrumpft. Wo sind denn die
Leute, deren Namen auf den Ehrenblättern britischer Geschichte
stehen? Vornan sind, dem Auge zunächst erreichbar, Müßiggän-
ger, die reiche Iudenmädchen oder Amerikanerinnen geheirathct
haben und sich ums Gemeinwesen nicht kümmern. Was unterdcr
Adelsobhut aus dem Heer geworden ist, haben wir am Baal er-
lebt.Draußen und drinnen geistlose Vetternwirthschaft; wer einenr
Herzog verwandt ist, kann ohne jedes Talent in hohe Staatsstel-
len hinaufsteigen. Adel, Titel, Peersrang: Alles käuflich. Füllen
dieLloydGeorge undBurns ihreAemter nichtbesseraus alsirgend-
einDuke oderMarquis.der nach den Fußballstravazen bei Whisky
und Soda überPolitik schwatzt? Langsam wandelt sichi unter der
Einwirkung sozialistischer Kritik und gesteigerten Staatsanspru^

ches,dieStimmung.VonfremdemBodenistfürsErstenichtsRech-
tesmehrzuholen.FlotteundHeerkostenimIahrbeinahezweiMil-
liardenMark; dazu kommt bald eineMertelmilliarde für die Arbei-
terversicherung. Woher? Die Reichen sträuben sich gegen neue
Steuerlast und haben imHouse of Lords ihre Schützersippe. Heute
wird man nicht, wie unter dem Ministerium Palmerston-Russell-
Gladstone, trotz dem Aufwand für die Wehrmacht die Steuern ver-
ringern.Damals lasen die Londoner auf der Brustunddem Rücken
gemietheter Plakatträger den Aufruf zu einer Massenpetition
gegen die freche Anmaßung der Lords, „die ohne Zustimmung
der Nation neue Steuern im Betrag einer halbenMillionPfund
ins Budget eingestellt und damit dem Volksrecht Gewalt ange-
than haben". Keine Regirung aber traute sich die Kraft zu, diese
Schanze zu stürmen. Was der große Rhetor Gladstone (der sich,
nachD'Israelis bösemWitz, amWohlklang der eigenen Rede be-
rauschte) nicht wagen durfte, darf der nüchterneBarristerAsquith,
wagen. »Wir wollen nicht länger in einem Zustand leben, der die
Bewohner eines Landes in drei Klassen verschiedener Geltung,
theilt und zweien, Bürgerthum und Proletariat, ein schmähliches
Ioch aufzwingt; wollen aus der Oligarchie in die Demokratie.^
Die Zahl der wahlfähigen Männer, die so denken, ist gewachsen;
wieder zieht eine^ den Lords feindliche Mehrheit ins gotische
Parlamentshaus ein, dessen Antlitz sich in der Themse spiegelt.
Zum zweiten Mal im Zeitraum eines Iahres fast genau die
selbe Mehrheit. Am zu ermessen, wie fremd denBriten, noch heute,
die grimmige Abneigung vom Erbadel ist.mußmansichvorstellen.
was in Preußen geschähe, wenn Wilhelms Minister, wie Georgs
drüben thaten, mit das Land durchgellender Stimme zum Kampf
wider dieKonservativen und dasHerrenhaus riefen und alleAmts-
instanzen gegen sie wirken hießen. Die Iunker, deren historische
Leistung für den Staat doch gewiß nicht unbeträchtlicher ist als die
der nobilih, könnten mit Mühe und Noch ein Dutzend Landtags-
sitze retten. Wie hattenAsquith, Churchill und Lloyd George die
Peers gehöhnt und als Ausbeuter, Hohlköpfe, Volksfeinde de-
nunzirt! Gegen sie, denen das neueGrundsteuergesetz den Boden
unter denFüßenwegziehensollte, blieb keinDemagogenmittelun-
versucht. Dennoch kehren die Vertreter der Oberhausrechte, die
Unionisten, eben so stark nach Westminster zurück, wie sie vor der
Auflösung waren, und können auf die Thatsache pochen, daß sie,.

seit um das Peersrecht gefochtenwird, in einem Iahr hundertund-
fünf neue Mandate gewonnen haben. Von einer zornigen Erhe-
bung der Nation gegen eine Klüngeltyrannei darf der Ernsthafte
danach nicht reden. Ein Adel, den solcher Sturm nicht aus den
Wurzeln derVolksgunst zu reißen vermochte, muß eine politische
Klugheit bewährt haben, die fast ohne Beispiel in der Geschichte
ist. Das Oberhaus hat sich seit den Tagen Simons vonMontfort
und des vom ersten Eduard berufenen ^oclel ?arliament im Wc-
sentlichenkaum verändert; ist noch immer den Adelshäuptern und
denTrägern hoherKirchenwürdeweitgeöffnet. And wird von dein
Volk der Händler und Industriellen, der Kontore und Fabriken
dennoch.selbst wenn die Regirung dazu aufruft,nicht zu rascher Zer-
trümmerung verurtheilt. DieLords brauchten sich morgen nur für
Homerule zu erklären: und könnten dann sogar einenTheil ihres
Vetorechtes noch retten. Denn ohne die Irenstimmen kann Herr
Asquith nichts gegen sie; und die Iren hätten, wenn ihnen für
öen Bereich Erms die Selbstregirung, mit einem in Dublin tagen-
den Parlament, zugestanden wäre, als konservative Landleute
ckein Interesse mehr an der Minderung der Peersmacht. Diese
Gewißheit könnte einem genialen Staatsmann derTorypartei den
Weg in einsonnigesThalweisen.wonochvorWintersendeneues
Heil erblühen mag. Solcher Staatsmann fehlt ihr. Chamberlain
(der ihr nicht angehört, nur seit Gladstones Homeruleplan ver-
bündet ist) ringt, ein siecher Greis, um sein Leben und unter den
Iüngeren ist manches reisige Talent, doch kein Genie sichtbar. Ta-
lente freilich, die unseremAdel zu wünschen wären. Dessen bester
Mann, Herr Ernst von Heydebrand, sagte im Herbst (öffentlich,
nicht im Kämmerchen der Getreuen),die Konservative Partei müsse
sich auf die Landwirthschaftbezirke, die kleineren und mittleren
Städte beschränken, weil sie bis zu der Höhe freiheitlicher Ent-
wickelung, die in denIndustriestädten gefordert werde, sich einst-
weilen noch nicht aufschwingen könne. Nie hätte ein Toryführer
so gesprochen; nie nur daran gedacht, dem Gegner die Berufung auf
die großen Zeichen der Zeit zu überlassen und vor der Nation zu
gestehen, daß seinePartei indieneue Kulturform nichtpasseundsich
deshalb mit der Wahrung veraltender Machtnormen begnügen
müsse. Arthur IamesBalfour, einCecil, hat sich in der londoner
City, ohne zu heucheln, einen Demokraten genannt. And wenn die
Politik derTories rückständig geblieben wäre, hätten sie sich nicht

demKommando eines Eisenwaarenfabrikanten ausBirmingham
gefügt und ihren Kassen nicht die Beiträge der reichstenBankiers
gesichert. Die Zeit ist vorbei, von der Treitschke schrieb: „Anter
den Tones überwog stets das Landinteresse, während die Whigs
das Geldinteresse de.r großen Städte berücksichtigen mußten."
Und auch seine Prophezeiung braucht drum nicht Wirklichkeit zn
werden: »Eine unhemmbare radikale Bewegung scheint zu aber-
maliger Erweiterung des Stimmrechts,zur Vernichtung desObcr-
Hauses und der Staatskirche zu führen und bei der tiefen Ohn-
macht der Krone wird sich das verlorene Gleichgewicht des Staates
kaum ohne schwere soziale Kämpfe wiederherstellen. Die Tage
der Aristokratie scheinen gezählt und mit ihr versinken die beiden
großen Parteien, die nur auf aristokratischem Boden gedeihen
konnten." VierzigIahre sind seitdem vergangen: und imDezem-
der 1910 hat die Stadt London, die Citadelle des britischen Welt-
handels, einunddreißig Konservative ins Anterhaus geschickt.
Aus einerOligarchie.die selbst dem für mittelalterlichentzaus-
schmuck schwärmenden Auge des Altengländers eine Entstellung
der Reichsfassade scheint, sehnt die Mehrheit der Briten sich in
eine Demokratie, wieBalfour sie meint: eine, die dcmAdeljedeZ
noch erträgliche Recht läßt und das Land gegen die Herrschaft be-
sitzloser Massen sichert (dem doktrinären Anspruch festländischer
»Volksfreunde" also nicht genügen würde). Daß im Oberhaus
fünfhundert Konservative jeden Beschluß einer liberalen Mehr-
heit unwirksam machen, dem stärksten Whigministerium den Wil-
lenskanal verstopfen können, wäre vielleicht noch länger geduldet
worden,wennEnglandnichterstensGeld,zweitensFlicdenmitIr»
land brauchte. Geld: weil Rüstung und Sozialpolitik ungeheure
Summen fordern; Frieden mitIrland: weil nur er eine haltbare
Freundschaft mit den Vereinigten Staaten vorbereiten kann. Das
Wahlplakat derTories,dastzerrnAsquith als vor demSchalltrich-
ter desGrammophons mitgespitztemOhrderStimmeseinestzerrn,
des Irenführers Redmond, lauschenden Hund zeigte, sprach nur
halbe Wahrheit; Allen bekannte: daß dieLiberalen sich seiteincm
IahrnurmitirischertzilfehieltenundalsEntgeltHomeruleverspro>
chen hatten. EinPlakat, auf dem die andere Hälfte derWahrheitzu
sehen gewesen wäre, hätte den Nationalstolz zu arg gekränkt. Als
Iohn Redmond mit den für denirischenWahlfondsindenNnited
States und in Kanada gesammelten fünfhunderttausend Dollars

heimkam, ankerte an der Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen moderne Riesenkähne den blindenBriten lehren mutzten, daß auch hinter dem Atlantischen Ozean Leute wohnen, die fürSeekriege gerüstet sind.In derNeuenWelt istdas irisk people sehr mächtig; erst-pennMqndKch^lbst^Mirt (und die keltischen Katholiken klug genug find, dasProtestantengefühl derOrangemen zu schonen),werden dieBürger der VereinigtenStaaten undKanada aus ungetrüötem Auge auf das Vereinigte Königreich blicken.
ttcMeruIesIIroun^Selbstbestimmungrech
Wales, für alle demReichsLerbandzugehöngen Länder^ wird von JemBedürfniß nationalerund jnternatio.nalerPolitikmit gleicher DringlickMlt^gefordertj
und nur das der kmperisl sseäeration Gemeinsame im Reickspar-lament erörtert und erledigt werden. Das wä«Mlaefä^also ein Verhä^H Me^e^uM^w^chen Landtagen und Reichstag. Die Lords wollen nicht? Wollen zwar auf das Recht, einer Finanzbill den Weg zu sperren, endgiltig verzichten und sich selbst, nach dem von Rosebery und Lansdowne vereinbarten Reformplan, ansehnlichen Machttheilen entkleiden, aber die Versöhnung der Iren noch länger hindern? Dann schaufeln sie sich mit eigenen Händen das Grab. Wie inRom, nachIuvenalsWort, derWink des Kaisers den Rhetor in den Senatorenrang rufen konnte, so kann in England der König aus einem Schornsteinfeger einen Peer machen. Sobald das Land gesprochen hat, öffnet Georg der FünftedreihundertLiberalendasOberhausundlätztdiesenneuen Briefadel die Grundherren und Hinterwäldler niederstimmen... DasLand hat gesprochen; und sein Spruch heischt Verständigung. Kein Kaminkehrer wird sich auf rothe Lordsessel hinlümmeln, kein Peersschub nöthig sein, um eine vorsichtig abgegrenzte Autonomie Irlands durchzusetzen. In Lansdowne House werden die Führer beider Parteien die Möglichkeit der Einigung suchen und diesmal wohl finden; die meistentzäupter derTories und derWhigs sind einander eng befreundet und nehmen die Kämpfe, an denen die Galerie sich freut, nicht allzu ernst. Wer weiß denn, wie übermorgen dieGruppen aussehen werden?Ist dieIrenfragebeantwortet, dann hat die konservativ-liberale «Nnion" keinen Sinn undLebenszweck mehr und die Leute der GrünenInsel können denTories zulaufen. König Georgwird in einem Schicksalsjahr Britaniens gekrönt.

Töchterschicksale.
Töchterschicksale.
WlDein Interesse gehört den namenlosen Prinzessinnen, die in WM, Armuth und Niedrigkeit geboren sind. Sie haben das Aristokratische in sich, sie wollen keine Aschenbrödel sein und nicht auf den märchenhaften Zufall der gütigen Fee mit den großen Gaben in der Nußschale warten. Man ist zu gut für die gemeine Arbeit; viel zu gut! Man ist zu ästhetisch. Anstrengung macht schwitzen; und Das ist nicht fein. Man ist auch von zarter Gesundheit, eine sensible Blume, die nach der lauwarmen Luft des Treibhauses schmachtet; an und für sich schon ein Zeichen höherer Abkunft trotz dieser Armsäligkeit (verwünschter Zufall der Geburt!) oder ein Zeichen höherer Bestimmung. Na, kurz und gut, man will irgendwie oben hinaus. Irgendwie!

Die Mutter, die gute Mutter, ein Wenig unwissend zwar, vielleicht auch ein ganz klein Wenig gewöhnlich, vieux jeu. Trotzdem! Sie hat Ideale. Sie hat hohe Ziele. Sie hat heiße Wünsche für die Tochter. Die gute Mutter! Auch sie hatte einst himmelblaue und rosenrothe Mädchenträume mit Kreuzstichmustern gehegt. Aber die Rosen und blauen Schleifen sind mit dem Brautbouquet vergilbt und liegen in einer Tüte, ein Häufchen modrig duftender Asche, tief in einer Schatulle, tief auf dem Seelengrund, bedeckt von dem Staub der Jahre, dem Staub der grauen Ehestandsjahre. Aber die Tochter! Was dieses geizige, knöcherige, unfruchtbare Leben der Mutter versagt hat, soll die Tochter haben. Aus dem verstaubten Seelengrund blühen die alten welken Rosen wieder auf, flattern die blauen Bänder: und der Himmel, der trübe Himmel ist abermals ein bunter Canevas, mit Kreuzstichmustern über und über bedeckt. Blumen, Blumen, nichts als Blumen! Die Tochter solls besser haben. Die Mutter wird das häusliche Treibhaus um sie her aufrichten, den rauhen Wind abwehren, die edle Blüthe mit der lauwarmen Luft mütterlicher Zärtlichkeit umgeben; und wenn eines Tages der Prinz kommt, sich die Nase an den Scheiben plattquetscht (siehe Maeterlinck), bis die Mutter, von Rührung überwältigt (die Märchen sterben also doch nicht aus), die Thür öffnet und mit der feinsten Stimme, mit den süßesten Worten lispelt: „Aber bitte, Prinz, kommen Sie nur herein; die Prinzessin wartet schon!" Blauer Mondschein! Veilchendüfte! Rosenrothe Wonnen! Oh, dieser mitisgrüne Schmerz!

Der gute Papa! Sein Einkommen ist leider gering. Was kann man da machen? Mama muß Zimmer vermiethen; die Er-

s« Sie Zukunft.
Ziehung verschlingt furchtbar viel Geld. Diese Mädchenpensionate I
Raubnester. Es ist so vornehm, in einem 'Pensionat erzogen zu
werden. Man durchwandert ein deutsches, ein französisches, ein
englisches Töchterinstitut. Man hat fremde Sprachen gelernt, im
Ursprungsland, man beherrscht sie wie ein Papagei. Man hat
viele Freunde im Ausland, verwandte und bekannte Familien,
man wird empfohlen, eingeführt, da und dort. Man hat-die
bessere Gesellschaft kennen gelernt. Man hat das behagl-ch: Land-
leben in England mitgemacht (merrx 0I6 LnAlancl!). Man weiß,
was bequeme Lebensführung ist. Englischer Mittelstand! In
Deutschland sinds die Reichen. Man hat eine ansehnliche Bildung
erworben. Man hat den geistigen Stoff in den vorgeschriebenen
Rationen eingenommen, diese auf Flaschen gezogene Tinktur, seit
fünfzig Jahren wohlabgelagert, mit der fünfzig Schülergenera-
tionen von subalternen Bildungverwaltern bedient werden. Diese
Lehrbücher! Sie verzeichnen die Unmaßgeblichkeiten des Welt-
g«nges bis 1850. Von da ab hört die Geschichte überhaupt auf.
Bildungfabrik! Man kann Alles, weiß Alles. Prüfstein: Die
Anderen können und wissen auch nicht mehr. Man ist musikalisch
und spielt Klavier mit der üblichen charakterlosen Wohlanständig-
keit, die für die Höhere Tochter gewissermaßen die sittliche For-
derung ist. Armer Beethoven, muß Deine vom Schmerz gesegnete
Feuerseele unters Klavier fallen? Muß es sein? Es muß sein.
Es kann nicht anders sein. Armer, von allen Lebensfiebern durch-
schauerter, vom Weingott erfüllter Schubert, wo sind die Schauer
geblieben? Man kann malen, so gut wie irgendeine Miß, Blumen
in Wasser und Oel, man heuchelt ein „furchtbares" Vergnügen an
der Möglichkeit, die Farben unvermischt so neben einander hinz:.-
pinseln. Ein Spaßvogel vergleicht sie mit Segantini.
Segantini? Wer ist Das? Großer Gott! Man hat Lite-
ratur studirt und weiß nichts von Gerhart Hauptmann! Natur-
lich auch Kunstgeschichte; aber man hat keine Ahnung von den
Impressionisten. Man kann ein sehr braver, anständiger, nütz»
licher Mensch sein, ohne von Segantini, den Impressionisten, den
modernen Dichtern eine blasse Ahnung zu haben. Aber wenn
man . . . Verfluchte Pensionate! Raubnester, Und diese un-
tauglichen Lehrpläne! Aber sind es wirklich allein die Lehrpläne,
sind es die fragwürdigen Institute? Liegt die Ursache nicht riefer?
Sie liegt tiefer. Man denke nur ein Wenig nach.
Nun sitzt die feine Tochter wieder daheim in den engen,
trüben Stuben, von der Glashauswärme der mütterlichen Zart-
lichkeit behütet, sich sehnend, frierend, anämisch. Die Zeit vergeht

in geschäftigem Müßiggang. Was auch soll sie thun? Verdienen? Arbeiten wie die gewöhnlichen Mädchen, die jeden Morgen in die Geschäfte, Kontore, Arbeitstuben hinaus müssen und dabei guter Dinge sind und glänzen wie die Bachkiesel? Man hat doch eine höhere Bildung genossen, man ist zu gut für die gemeine Nützlichkeit. Ganz unten aber die erdrosselte, manchmal noch aufzuckende, heimliche Wahrheit: Man kann nichts. And hat weder die klare Erkenntniß noch den Muth noch die unverzagte Kraft, die Lebenslüge abzuwerfen, sich zu bescheiden, von vorn anzufangen, sich auf die eigenen Füße zu stellen. Was war das praktische Ergebniß der Schulbildung? Daß man Ansprüche bekommen hat, die weit über die Verhältnisse der Wirklichkeit hinaus gehen. Ansprüche und keine Mittel! Wer wird die schwierige Rechenaufgabe lösen? Später einmal, wenn die Windsrille der mütterlichen Zärtlichkeit nicht mehr die zarte Blume, den Stolz des Hauses, umsängt? Vielleicht kommt am Ende doch noch der Prinz! Vielleicht! Man hat ihn zwar noch nicht gesehen und unter den Aftermiethern von Mamas großer Wohnung ist er auch nicht. Und wenn er nicht kommt? Und wenn das Bischen Iugend vergeht? Dann erfüllt sich die heimliche Tragik, wie sie sich erfüllen muß: ohne Ruhm und ohne Größe. Eine kleine verhutzelte Klavierlehrerin oder Sprachenlehrerin; fünszig Pfennige die Stunde...
Es giebt natürlich Varianten. Unzählige Abstufungen. Das Wesentliche aber ist dieses Gemeinsame: daß Ansprüche, die irgendwie die Gefahr des Schiffbruches mit sich bringen, Ansprüche, die man irrthümlich mit Bildung und Vornehmheit verwechselt, erworben, anerzogen werden. Andere, nicht weniger häufige Fälle sind die, wo das ungnädige Schicksal diese Ansprüche, so zu sagen, als Familienerbtheil in die Wiege gelegt, aber vergessen hat, das nöthige Kleingeld hinzuzufügen. Beispiele. Papa ist hoher Beamter, General, Excellenz oder so was Aehnliches; mehrere Töchter im Haus. Die gesellschaftliche Stellung legt gewisse Verpflichtungen auf; nach anßen muß Alles glänzend erscheinen, auch das Elend. Würdige Repräsentation muß sein. Man darf sich nicht bescheiden, man kann sich nicht ausschließen, man muß bei den offiziellen Veranstaltungen mitthun. Nur nichts merken lassen! Einschränken kann man sich, wenns Keiner sieht. Bei den Buben gehts ja noch: die werden in die Kadettenschule gesteckt (Das kostet nicht so viel) und für ihre Zukunft ist gesorgt. Aber die Mädchen, diese immerwährende Verlegenheit! Titel, Rang: für den Herrn Papa und für die Frau Mama eine sehr dekorative Sache, die ihre Annehmlichkeiten hat,

für die Tochter aber oft ein Fluch. Die Generalstochter kann
nicht, wie sie will. Wenn es überhaupt einmal eine Generals-
tochter gibt, die was Praktisches will. Man ist von hundert Kon-
ventionen eingeschränkt. Man hat natürlich überall genascht,
Musik getrieben", gemalt, singen gelernt und hat sich die dumpfe
Ueberzeugung verschafft, daß es für was Ernsthaftes nicht reicht.
Soll es auch gar nicht. Man hat sogar gearbeitet, verdient, heim-
lich zwar (daß es, um Gottes willen, nur Niemand erfährt!), hat
Kravatten genäht, Stickereien angefertigt: und hat sich so wirklich
das monatliche tzandschuhgeld verdient. Was sollen die Mädchen
thun, um sich selbständig zu behaupten, ohne die alten Vorur-
teile ihrer Gesellschaftklasse zu verletzen? Da ist guter Rath
theuer. And selbst wenn sich dieser unwahrscheinliche Rath fände,
bliebe noch ein großes yinderniß: die Kosten. Denn Alles, was
man lernt, kostet nicht nur Lehrzeit, fondern auch Geld. Woher
nehmen? Alles ist bis auf Heller und Pfennig ausgerechnet:
Bälle, Sommerfrische, gesellige Veranstaltungen. Wenn auch zu
Haus gepfuscht, das Seidenkleid gewendet, umgearbeitet, neu ge-
putzt wird: es kostet immerhin Geld. Da ergiebt sich ganz von
selbst die Spekulation auf den Heirathmarkt, wo natürlich die
Chancen unter solchen Umständen immer geringer werden. Iahr
vor Iahr wird von Sommerfrische zu Sommerfrische gegondelt,
jede Wintersaison wird durchtanzt, die Generalin hält streng Re-
krutenschau; aber es will nicht gelingen. Man wird älter, spitzer,
giftiger und hört überall in dem gewissen impertinenten Ton: Ach,
sind Die auch wieder da!

Ein aufregendes, zehrendes, Kräfte vergeudendes, freudloses
Leben. Manchmal glückts ja; meist dann durch sehr, sehr tiefe
Herabsetzung der Ansprüche, gleichsam im Ausverkauf; nur manch-
mal. Oft ist das Unglück, das der blaue Bogen dem Herrn Papa
bringt, die einzige Rettung für die Tochter. Der blecherne Glanz
des Hauses wandert in die Rumpelkammer zur Invalidenuniform;
man wird praktisch; vielleicht! Aus dem zierlichen Fräulein ist
inzwischen aber eine grämliche Alte Iungfer geworden.

Ein neuer Typus ist in den letzten Iahren aufgetaucht: die
Kunstgewerblerin. Zwar steht auch sie in der Regel unter häus-
licher Fürsorge, aber sie unterscheidet sich in einem sehr wesent-
lichen Punkt von den bisher betrachteten Alltagserscheinungen:
sie erfreut sich der größten Freiheit. Im Namen der Kunst ist ihr
gelungen, die einschnürenden Fesseln der spießbürgerlichen Sitte
zu durchschneiden und sich über alle herkömmlichen Begriffe des
„Anstandes" hinwegzusetzen. Sie kann wagen, mit burschikosem

Ungestüm den entsetzten Verwandten in der Provinz ins Haus zu
fallen und sich, statt auf einen Sessel, gleich auf den Teppich des
Fußbodens zu setzen, wie sie es von den Atelierfesten her gewöhnt
ist. Sie darf Cigaretten paffen, allein Maskenbälle mitmachen
und so spät heimkommen, wie ihr beliebt. Kein Mensch wird was
dagegen sagen (wenigstens in München nicht, wo die Kunstgewerbe
lerin in Reinkultur anzutreffen ist). Denn sie hat Talent. Ich
bitte, mir zu sagen, wozu ein junges Mädchen nicht Talent hat.
Sie hat Talent, sie stilisirt ihr Haar nach der schwabinger Frisur
mit schneckenförmig um die Ohren gedrehten Zöpfchen; sie rebellirt
gegen die Mode, sie kleidet sich künstlerisch mit etwas männlichem
Schnitt, wobei die Erfindung meist in der geschickten Applikation
von alten Bauernstickereien oder minder werthvoller, selbst ent-
worfener kunstgewerblichen Handarbeiten besteht. Also: sie hat
Talent. So saß sie denn eines Tages in einer privaten Kunst-
gewerbeschule, wo sie das „Dekorative" lernte: Muster zeichnen,
Ornamente, in der hinterlistigen Weise, die Insektenflügel aus-
reißt und abzeichnet, Haferrispen auf ihre „Hängeschönheit" be»
obachtet, in den Sand spuckt, um die originellen Zufälligkeiten
dabei zu verwerthen. Die Dutzenddilettantin arbeitet fast immer
für sich, für ihren Putz, für ihre menus plaisirs. Aber sie hat
Frische, bringt einen neuen Zug ins Leben, macht gern mit und
bleibt, wenn sie auch durch viele Hände geht, im Großen und
Ganzen unversehrt (wobei man das Wort nicht auf die Goldwage
legen soll). Oemi vierge! Mein Gott: warum nicht? Man ist
nicht immer jung, will sich des Lebens freuen, so lange das Lämp-
chen glüht, will auch seine große Festzeit haben. Und man packt
Alles augenscheinlich mit ausgelassener Selbstsicherheit an, mit
einer Art Ueberwinderlaune, mit männlich festem Griff. Aber man
führt nichts durch; man bleibt mit der Leistung (natürlich giebt es
vereinzelte rühmliche Ausnahmen) in der Halbheit stecken. Schick-
sal. Vielleicht drängt der Frauenberuf in ganz andere Bahnen.
Trotz der neuen starken Geste ists immer die selbe Geschichte. Sie
erobern nicht: sie werden erobert. Zwar ist das Weibchen tief ver-
steckt; nur ein geübtes Auge kann es in der modernen Verpuppung
erkennen. Aber es ist da. Ein Glück, daß es da ist. Und wartet.
Es spricht nie vom Heirathen, geht nicht darauf aus. (Das macht
den Verkehr der Geschlechter so ungezwungen.) Ist deshalb das
Märchen von dem Prinzen, der da kommen muß, ganz aus ihrem
Leben gestrichen? Nein. Am Ende kommt er doch. Wahrschein-
lich. Vielleicht sieht er nicht ganz märchenhaft aus. Vielleicht.
Oder sollte er gar lieben, abends neben der theuren Gattin in

Pantoffeln und Hemdärmeln zu sitzen, den Maßkrug vor sich,
und aus der Pfeife zu qualmen? Das wäre zu häßlich.
Ihr blutanneu, liebereichen, guten, liebenswerthen Mäd-
chen: allen wünsche ich von ganzem Herzen den Prinzen, so mäch-
tig, so edel, so reich und so'schön, wie Ihr selbst ihn Euch wünscht.
Ob er aber kommt? <
München. Ioseph Lux.

Der Gruß des Toten.

Her Zug, der eben den Bahnhof verlassen hatte, stampfte über die
vielen Weichen aufs freie Gleis. Damit war ein Geräusch ver-
bunden. Kating, Kating, Kating: klang es. Die Passagiere hüpften
lustig auf ihren Sitzen.
In einem Abtheil Erster Klasse saßen zwei Herren, wohl Künstler,
ein Offizier in seiner schmucken Uniform und eine Dame in tiefer
Trauer. Die beiden Herren unterhielten sich. Dagegen wahrte der
Offizier, der der Dame gegenüber saß, respektvolles Schweigen.
Die Dame hatte oft die Augen geschlossen, sie schien ermüdet; oder
lebte sie Erinnerung? Schlug sie die Augen auf, so sah man in einen
langen, unendlich rührenden Blick. Graue Iris, dunkel umrandet,
schwarze lange Wimper, tiefschwarzes Wellenhaar, darüber der große
schwarze Schleier. ,
Als sie sich mit ihrer kleinen Handtasche zu schaffen machte und
den Drücker am Bügel nicht aufbekam, zog sie die Handschuhe aus, um
besser zugreifen zu können. Da sah man zwei Eheringe am Finger.
Der untere so weit, daß er den engeren oberen beinahe zu überstreifen
schien; und wohl überstreift hätte, wäre nicht noch ein dritter mit einem
großen Stein, als Zurückhaltender, am schmalen Finger gewesen. Beim
Zugreifen klangen die Ringe an einander. Das Taschentuch sandte
einen zarten Heliotropgeruch aus. Der (wie seltsam!) ließ die Unter-
haltung der beiden Herren verstummen. Wie der Offizier, wandten
auch sie nun ihre Blicke der Dame zu, die den großen schwarzen Schleier
zurückschlugund jetztzum ersten Mal ihr auffallend schönesGesicht zeigte.
Eine Pause entstand.
Ieder bewunderte im Stillen für sich das eben Gesehene. Waren
die zwei Herren wohl für das Schone empfänglich, so setzten sie doch
bald wieder ihre Unterhaltung fort. Doch der Offizier konnte sich nicht
satt sehen und hielt seine Augen fest auf das schöne Frauenantlitz gerichtet.

Da machte der Zug plötzlich eine Biegung und oben aus dem Netz
purzelte ein Karton herunter, dessen Deckel beim Anschlagen auf die
Knie des Offiziers aufsprang. Ein Puppenbalg im weißen Hemd fiel
auf den Boden. Schnell wollte Ieder, wie auf ein gegebenes Zeichen,
der Dame behilflich sein; aber (wars der Gegenstand, wars die Situa-
tion?) die Schnelligkeit stockte. Endlich konnte der kleinere der beiden
Herren den Kinderbalg im weißen Hemdchen ergreifen und mit ver-
bindlichster Miene und Verbeugung der schönen Besitzerin zurücker-
statten. Der Offizier saß ihr, mit dem Karton auf dem Schoß, etwas
genirt gegenüber.
Der Dame flog leichte RSthe über das Gesicht. „Ich danke Ihnen
sehr." Dabei wurden glänzend weiße Zähne sichtbar.
„Bitte, bitte, gnädige Frau!"
Der Offizier erbot sich, die Puppe wieder in den Karton zu legen,
der noch einige Kleiderreste enthielt, und die Schnur, die gerissen war,
am Deckel zu befestigen. Dabei begegneten seine Hände denen der Dame.
Von den beiden Herren war Das wohl bemerkt worden und die
Art, wie die Dame die Berührung hinnahm, verwischte den Eindruck,
den sie mit ihrem Ernst zuvor gemacht hatte. Die Traurigkeit wich; ja,
man lächelte.
Bald war ein allgemeines Gespräch im Gange; woher man komme,
wohin man reise.
Sie war Witwe geworden, hatte das Grab ihres Mannes besucht
und in der Stadt für ihre kleine Tochter, Lotte, die Puppe gekauft, die
morgen zum Geburtstag angezogen werden sollte. Auf dem Lande, wo
sie jetzt lebte, wars gar einsam, aber in der Stadt gabs Zerstreuung.
Der Ansicht waren Alle. Man kam auf Familienverhältnisse zu
sprechen, auf Aehnlichkeiten, die so oft zu finden seien, und der kleine
Herr zeigte schließlich eine Lebhaftigkeit und ein Erzählertalent, daß
Alle kaum den wunderbaren Sonnenuntergang bemerkten, der seine
dunkelrothe Farbengluth durchs offene Fenster in den Wagen warf.
„Sehen Sie nur! Sehen Sie nur, wie der feurige Ball dort
hinten in den See taucht, jede Welle, jeder Streifen flüssiges Gold!
Und das Segel blutroth. Gott! Ist Das wundervoll!"
Beim Anblick dieses köstlichen Bildes löste sich der letzte Zwang
und der Offizier blickte noch beglückter in die jetzt lachenden, so fröh-
lichen Augen der dicht neben ihm am Fenster stehenden schönen Frau,
die ihm mit ihrem eigenen Reiz leise entgegenzukommen schien. In
Beider Herzen regte sich ein gleich sympathisches Gefühl. Der Offizier
fühlte sich ermuthigt und wagte, ein Wiedersehen zu verabreden. Schon
wollte die „gnädige Frau" mit einer leichten, schelmischen Kopfbewe-
gung dieses Anerbieten annehmen . . .
Da nahm der Wind den großen schwarzen Schleier und verhüllte
das Antlitz der Witwe.
Die Sonne war untergegangen.
Wiesbaden. Paul Kalisch.

Theosophie.

ie Ausführungen dieser Arbeit beziehen sich auf die Lehren des Herrn Dr. Rudolf Steiner, niedergelegt in dem Buch „Theosophie, Einführung in übersinnliche Welterkenntniß und Menschenbestimmung. Vierte durchgesehene und erweiterte Auflage."

Laut den Lehren der Theosophie kann jeder Mensch in sich neue Organe der Erkenntniß entwickeln, durch welche er das den äußeren Sinnen verborgene wahre Wesen des Menschen zu erkennen vermag. Herr Dr. Steiner nennt diese neuen Organe der Erkenntniß innere Sinneswerkzeuge oder höhere Sinne. Er sagt dann: „Derjenige, welcher von der verborgenen Weisheit ergriffen ist, kann zu Demjenigen, dem der höhere Sinn sich erschlossen hat, von dieser verborgenen Weisheit sprechen, wie ein Reisender über Amerika zu sprechen vermag zu Denen, die zwar nicht selbst Amerika gesehen haben, die sich aber davon eine Vorstellung machen können, weil sie Alles sehen würden, was er gesehen hat, wenn sich ihnen dazu die Gelegenheit böte." Aus diesem Citat sehen wir, daß nach der Ansicht des Dr. Steiner Der, dem der höhere Sinn sich erschlossen hat, hierdurch noch nicht zum Schauen der verborgenen Weisheit gelangt ist. Um zum Schauen zu gelangen, muß der höher Erleuchtete ihm von der verborgenen Weisheit reden; dann kann er, da der höhere Sinn sich ihm erschlossen hat, diesem Vortrage folgen; wie Einer, der nie in Amerika war, dem Vortrag des Amerikareisenden zu folgen im Stande ist.

Da Herr Dr. Steiner das von ihm herangezogene Bild des Amerikareisenden zum Beweise feiner Behauptung benutzt, so haben wir uns mit dem Inhalt dieses Bildes genau bekannt zu machen. Zunächst ist wichtig, nicht zu übersehen, daß der Hörer des Amerikareisenden dessen Vortrag nur zu folgen vermag, wenn der Reisende von Dingen redet, die ihrem Wesen nach dem Hörer schon bekannt sind. Hätte der Hörer Wasser nie gesehen, so würde er die Schilderung eines Wasserfalles nicht verstehen. Wer nie an Farben sich erfreut hat, könnte der Schilderung der Farbenpracht eines Kolibri nicht folgen. Hätte der Amerikareisende mir, seinem Hörer, von einer ihrem Wesen nach ganz neuen Welt Mittheilung zu machen, so könnte sein Reden mir keine Anschauung dieser Welt vermitteln, selbst wenn mir die Sinne zu deren wirklicher Erfassung nicht fehlten.

Den Sinnen muß das ihnen entsprechende Objekt gegeben sein: dann vermitteln sie dessen Anschauung; aber nimmermehr kann das Objekt durch Reden ersetzt werden. Somit ist die Behauptung, daß schon das Reden des höher Erleuchteten genügend sei, um Einen, dem der höhere Sinn sich erschlossen hat, auch zum Schauen der verborgenen Wahrheit zu bringen, entschieden zurückzuweisen.

Noch ein sehr Böses haftet dem Bilde des Amerikareisenden an, der über Amerika zu Hörern spricht, die nie in Amerika waren: dieser Redner ist unkontrolirbar.

Cheosophie.
S7

Ich erinnere mich noch, wie ich zum ersten Mal einen Amerikareisenden von den kalifornischen Riesenbäumen erzählen hörte, die kaum dreimal so hoch wie dick sind. Keiner von uns Hörern glaubte dem Redner und erst photographisch aufgenommene Bilder vermochten uns einigermaßen zu überzeugen. In der Theosophie soll ich, nach Herrn Dr. Steiner, einem Redner zustimmen, der mir Bericht erstattet über eine höhere Welt, zu deren Erkenntniß meine gewöhnlichen Sinne nicht ausreichen. Das ist eine unerfüllbare Forderung.

Ieder kann, so lehrt die Theosophie, höhere Sinne in sich entwickeln. Wodurch? Auf diese Frage giebt Herr Dr. Steiner die folgende Antwort. „Das Gefühl, das Verständniß für Wahrheit liegen in jedem Menschen. Dieses Gefühl, das vielleicht anfangs gar nichts sieht von Dem, wovon zu ihm gesprochen wird, es ist selbst der Zauberer, der das Auge des Geistes aufschließt. In der Dunkelheit regt sich dieses Gefühl. Die Seele sieht nicht; aber durch dieses Gefühl wird sie erfaßt von der Macht der Wahrheit: und dann wird die Wahrheit nach und nach herankommen an die Seele und ihr den höheren Sinn öffnen."

Wer von diesen Sätzen sich nicht berauschen läßt, Der wird, je nach seinem Charakter, lachen oder sich empören. Zum Gefühl wird gesprachen! Mich dünkt, es müßte zum Verstande gesprochen werden. Dieses Gefühl wird zum Zauberer; also doch Zauberei! Und was thut dieser Zauberer? Er schließt das Auge des Geistes auf!

Ia, wenn dieses Bild eine Metapher sein sollte, so wäre kaum Etwas dagegen einzuwenden. Aber alles Weitere lehrt uns, daß dieser Ausdruck ganz wirklich zu nehmen ist. Denn mit diesem aufgeschlossenen Auge des Geistes sieht der Theosoph die äußeren Abmessungen und die verschiedenen Farben des Seelenleibes, des Geistesleibes und anderer Verkörperungen. Und wieder ist es das Gefühl, durch welches die Seele erfaßt wird von der Macht der Wahrheit, die dann nach und nach an die Seele herankommt. Wohl liest man: Preußen zieht mit seiner ganzen Macht heran, die sich in seinen Soldaten darstellt; aber um die Macht der Wahrheit heranmarschiren zu sehen, dazu gehören unzweifelhaft höhere Sinne.

Noch einmal spricht Herr Dr. Steiner von theosophischer Zauberei; er sagt: „Der Grundsatz, erst höhere Welten anzuerkennen, wenn man sie geschaut hat, ist ein Hinderniß für dieses Schauen selbst. Der Wille, durch gesundes Denken erst zu verstehen, was später geschaut werden kann, fördert dieses Schauen. Es zaubert wichtige Kräfte der Seele hervor, welche zu diesem Schauen des Sehers führen." Das heißt, in dürren Worten ausgedrückt: Lasse Dir so lange von den Dingen reden, bis Du überredet bist.

Noch deutlicher tritt das Selbe aus den Sätzen hervor, in denen Herr Dr. Steiner seinen Lesern verheißt, sie würden Alles verstehen, wenn sie unbefangene Logik und gesundes Wahrheitgefühl anwendeten. Da er doch unzweifelhaft sich selbst in erster Reihe diese unbefangene Logik und dieses gesunde Wahrheitgefühl zuspricht, so heißt der Satz,

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

Cheosophie.
S7
Ich erinnere mich noch, wie ich zum ersten Mal einen Ame-
rikareisenden von den kalifornischen Riesenbäumen erzählen hörte, die
kaum dreimal so hoch wie dick sind. Keiner von uns Hörern glaubte
dem Redner und erst photographisch aufgenommene Bilder vermochten
uns einigermaßen zu überzeugen. In der Theosophie soll ich, nach
Herrn Dr. Steiner, einem Redner zustimmen, der mir Bericht erstattet
über eine höhere Welt, zu deren Erkenntniß meine gewöhnlichen Sinne
nicht ausreichen. Das ist eine unerfüllbare Forderung.
Ieder kann, so lehrt die Theosophie, höhere Sinne in sich ent-
wickeln. Wodurch? Auf diese Frage giebt Herr Dr. Steiner die folgende
Antwort. „Das Gefühl, das Verständniß für Wahrheit liegen in jedem
Menschen. Dieses Gefühl, das vielleicht anfangs gar nichts sieht von
Dem, wovon zu ihm gesprochen wird, es ist selbst der Zauberer, der das
Auge des Geistes aufschließt. In der Dunkelheit regt sich dieses Gefühl.
Die Seele sieht nicht; aber durch dieses Gefühl wird sie erfaßt von der
Macht der Wahrheit: und dann wird die Wahrheit nach und nach her-
ankommen an die Seele und ihr den höheren Sinn öffnen."
Wer von diesen Sätzen sich nicht berauschen läßt, Der wird, je nach
seinem Charakter, lachen oder sich empören. Zum Gefühl wird ge-
sprachen! Mich dünkt, es müßte zum Verstande gesprochen werden.
Dieses Gefühl wird zum Zauberer; also doch Zauberei! Und was thut
dieser Zauberer? Er schließt das Auge des Geistes auf!
Ia, wenn dieses Bild eine Metapher sein sollte, so wäre kaum
Etwas dagegen einzuwenden. Aber alles Weitere lehrt uns, daß dieser
Ausdruck ganz wirklich zu nehmen ist. Denn mit diesem aufgeschlosse-
nen Auge des Geistes sieht der Theosoph die äußeren Abmessungen
und die verschiedenen Farben des Seelenleibes, des Geistesleibes und
anderer Verkörperungen. Und wieder ist es das Gefühl, durch welches
die Seele erfaßt wird von der Macht der Wahrheit, die dann nach und
nach an die Seele herankommt. Wohl liest man: Preußen zieht mit
seiner ganzen Macht heran, die sich in seinen Soldaten darstellt; aber
um die Macht der Wahrheit heranmarschiren zu sehen, dazu gehören
unzweifelhaft höhere Sinne.
Noch einmal spricht Herr Dr. Steiner von theosophischer Zaube-
rei; er sagt: „Der Grundsatz, erst höhere Welten anzuerkennen, wenn
man sie geschaut hat, ist ein Hinderniß für dieses Schauen selbst. Der
Wille, durch gesundes Denken erst zu verstehen, was später geschaut
werden kann, fördert dieses Schauen. Es zaubert wichtige Kräfte der
Seele hervor, welche zu diesem Schauen des Sehers führen." Das
heißt, in dürren Worten ausgedrückt: Lasse Dir so lange von den Din-
gen reden, bis Du überredet bist.
Noch deutlicher tritt das Selbe aus den Sätzen hervor, in denen
Herr Dr. Steiner seinen Lesern verheißt, sie würden Alles verstehen,
wenn sie unbefangene Logik und gesundes Wahrheitgefühl anwendeten.
Da er doch unzweifelhaft sich selbst in erster Reihe diese unbefangene
Logik und dieses gesunde Wahrheitgefühl zuspricht, so heißt der Satz,

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

in klares Deutsch übertragen: Wer nicht wie Herr Dr. Steiner denkt,
hat ungesundes Wahrheitgefühl und befangene Logik.
Es ist sehr schwer, mit diesem Herrn zu streiten, da die Mehrzahl
seiner Ausdrücke in schier inhaltleere Allgemeinheit sich verliert. So
auch hier. Was ist eine unbefangene, was eine befangene Logik? Ist
die Logik in dieser Weise eintheilbar, dann müßte es auch eine befan-
gene und eine unbefangene Mathematik geben können. Zum Verstand-
niß Dessen, was der Herr Doktor meint, werden wir am Besten ge-
langen, wenn wir in seinen eigenen Darlegungen danach forschen. Ich
wähle hierzu seine Entwickelungen in Bezug auf einen Grundpfeiler
seiner Lehren, nämlich inBezug auf die Lehre von den Reinkarnationen.
„Wie die physische Aehnlichkeit der Menschen klar vor Augen
liegt, so enthüllt sich dem vorurtheillosen geistigen Blick die Verschie-
denheit ihrer geistigen Gestalten." Meinem vorurtheillosen geistigen
Blicke zeigt sich eine viel größere Aehnlichkeit der geistigen Gestalten
der Menschen im Allgemeinen, als in deren physischen Gestalten zu
finden ist; und diese schier erschreckende geistige Aehnlichkeit der Men-
schen bleibt bestehen, wie dem Raum, so der Zeit nach. Die selben Lei-
denschaften und Begierden, die noch heute die Triebfedern ihrer Hand-
lungen sind, haben vor Iahrtausenden die Menschen bewegt, den
Hottentoten wie den Europäer. Das Ringen nach Ewigkeitwerthen
prägt sich in der Fetischanbetung nicht weniger deutlich aus als in der
öerzuMen Anerkennung der Unbefleckten Empfängniß. Und wenn
schon die Edda^im HSnamal lehrt: „Das schönste Leben ift Dem he-
schieden, der recht weig, was. er,weiß", so-sind die Weisen aller Zeiten
kaum über diese Weisheit hinausgekommen.
Hiermit soll nicht etwa der kaum überbrückbare Abstand der gei-
stigen Gestalten einzelner Menschen von allen anderen geleugnet wer-
den; nur ist der Abstand der körperlichen Gestalt Einzelner nicht we-
niger auffallend. Nach der Auffassung des Herrn Steiner handelt es
sich aber gar nicht um die Verschiedenheit der geistigen Gestalt Ein-
zelner von allen Anderen, sondern um die Verschiedenheit der geisti-
gen Gestalt Iedes von Iedem. Denn er sagt: „So wie die physische
Aehnlichkeit der Menschen klar vor Augen liegt, so enthüllt sich dem
vorurtheillosen geistigen Blicke die Verschiedenheit ihrer geistigen Ge-
stalten. Es giebt eine offen zu Tage liegende Thatsache, durch welche
Dies zum Ausdruck kommt. Sie besteht in dem Vorhandensein der
Biographie eines Menschen. Wäre der Mensch bloßes Gattungwesen,
so könnte es keine Biographie geben. Ein Löwe, eine Taube nehmen
das Interesse in Anspruch, insofern sie der Löwen-, der Taubenart an-
gehören. Man hat das Einzelwesen in allem Wesentlichen verstanden,
wenn man die Art beschrieben hat. Wer daher über das Wesen der
Biographie richtig nachdenkt, wird gewahr, daß in geistiger Beziehung
jeder Mensch eine eigene Gattung für sich ist."
Trotzdem Herr Dr. Rudolf Steiner mit diesen Sätzen das päpst-
liche Dekret erläßt, daß, wer anders denkt, nicht richtig denkt, kann ich
es doch nicht unterlassen, mein Andersdenken zu begründen.

Zunächst hören wir, es gebe eine Biographie nur der Löwenart, aber nicht des einzelnen Löwen. Nehmen wir an, so sei es. Aber nun gibt es Kap-Löwen, Berber-Löwen, Perser-Löwen. Sind die alle mit einer Beschreibung abgethan? Tauben soll es in fünfzig Arten mit mehr als dreihundert Unterarten geben. Genügt für alle eine Schilderung? Doch Herr Steiner meint vielleicht für die Gattung Löwe, für die Gattung Taube auch eine Biographie in seinem Sinn, also eine rein geistige Schilderung?

Dann müßten wir ihm zwar dafür danken, daß er auch den Löwen und Tauben Geist zuerkennt; aber mit der Art- oder Gattung-Biographie steht es trotzdem schlimm. Denn wahrlich „eine osfen zu Tage liegende Thatsache" ist, daß nicht nur der Pudel ein gänzlich anderes geistiges Wesen hat als der Dachshund, sondern daß auch kein Iäger seinen Karo die selben geistigen Eigenschaften zuspricht wie seiner Sylvia. Ferner giebt es schon seit vielen Iahren Bücher wie: ,,'ne Minschen- un Vogel-Geschicht" von Fritz Reuter und „Im Dschungl" von Rudyard Kipling; und diese Bücher reden eine ganz andere Sprache als Herr Dr. Steiner.

Das sind poetische Phantasien? Aber seit ein paar Iahren ist ein Buch erschienen (und jetzt schon in hunderttausend Exemplaren verbreitet), das aus der Praxis des Thierlebens Hunderte von Belegen zu diesen „Phantasien" bringt. Ich meine: Hagenbecks „Von Menschen und Thieren". Von Tigern und Löwen heißt es da: „In der ganzen Welt zerstreut lebt mir, wohl verwahrt hinter Schloß und Riegel, eine Anzahl alter Freunde aus der Thierwelt. " Meint Herr Steiner, daß Herr Hagenbeck, indem er einzelne Löwen und Tiger sich zu Freunden gewann, dadurch die Freundschaft aller Löwen und Tiger gewonnen hat? Dann lese er, mit vorurtheilloser Aufmerksamkeit, die Biographie des Löwen „Triest".

Weiter. „Will man den ganzen Menschen erfassen, so muß man ihn aus sieben Bestandtheilen zusammengesetzt denken. Der Leib baut sich aus der physischen Stoffwelt auf, so daß dieser Bau auf das denkende Ich hin geordnet ist. Er ist von Lebenskraft durchdrungen und wird dadurch zum Aetherleib oder Lebensleib. Als solcher schließt er sich in den Sinnesorganen nach außen auf und wird zum Seelenleib. Diesen durchdringt die Empfindungseele und wird eine Einheit mit ihm. Die Empfindungseele empfängt nicht nur die Eindrücke der Außenwelt als Empfindung; sie hat ihr eigenes Leben, das sie durch das Denken auf der anderen Seite eben so befruchtet wie durch die Empfindungen auf der einen. So wird sie zur Verstandesseele. Sie kann Das dadurch, daß sie sich nach oben hin den Intuitionen erschließt wie nach unten hin den Empfindungen. Dadurch ist sie Bewußtseinsseele. Das ist ihr deshalb möglich, weil ihr die Geisteswelt das Intuitionorgan einbildet, wie ihr der physische Leib die Sinnesorgane bildet, Hieraus ergiebt sich die Gliederung des ganzen Menschen in folgender Art: Physischer Leib; Aetherleib oder Lebensleib; Seelenleib; Emp»

findungseele; Verstandesseele; Bewußtseinsseele; Geistselbst; Lebensgeist; Geistesmensch."
Nach meiner Ansicht enthalten diese Sätze und Worte an „unbefangener Logik" nicht mehr als das Verschen: „Die Mücke ist ein kleines Thier; was kann der Elephant dafür?" Und an gesundem Wahrheitgefühl kann die folgende Entwickelung unbedingt als gleichwerthig angesehen werden. Der Zucker bildet sich aus der physischen Stoffwelt, so daß sein Bau auf das Wasser hin geordnet ist. Er ist von Süßigkeit durchdrungen und wird dadurch zum Süßigkeitleib. Als solcher löst er in Wasser sich auf und wird hierdurch zur Geschmacksseele. Die Geschmacksseele hat ihr eigenes Leben und wird durch die Hemmungen der Schwere nicht minder beeinflußt, wie vom Süßigkeitleib. Aufsteigend aus der engen Umgrenzung ihrer selbst wird sie zur Raumseele. Sie kann Das Und so weiter.
Man beachte wohl, daß ich mit meiner Kritik auf den Inhalt der angeführten Sätze gar nicht eingehe, sondern lediglich ihren Zusammenhang kritisire. Ich versuche, auch dem Geblendeten darzuthun, daß ein sinnvoller Zusammenhang zwischen diesen Sätzen nicht besteht. Wenn Herr Dr. Steiner uns lehrt, daß der ganze Mensch durchschnittlich doppelt so lang und viermal so breit ist wie der physische Mensch und daß diese den physischen Menschen durchdringende Umhüllung der Theosoph die Aura nennt, so ist gegen diese Sätze formal nichts einzuwenden. Ob ihr Inhalt der Wirklichkeit entspricht, ist erst zu prüfen; aber gegen ihre Zusammenstellung ist kein Einwand wahrnehmbar. Ganz anders bei den zuerst angeführten Sätzen. Die führen uns eine Reihe von Metamorphosen vor, in denen das einzig Auffaßbare die zusammenhanglos an einander gereihten Namen sind.
Ich citire weiter. „In der Aura fluthen die verschiedensten Farbentöne. Und dieses Fluthen ist ein getreues Bild des inneren menschlichen Lebens. Zum Beispiel: Roth ist sinnliche Gluth. In schönem hellem Gelb erscheint ein Gedanke, durch den der Denker zu einer höheren Erkenntniß aufsteigt. In herrlichem Rosaroth erstrahlt hingebungvolle Liebe. Der ganze Mensch lebt in drei Welten: in der physischen Welt, in der Seelenwelt, in der Geisteswelt und zwar nach einander und in jeder höheren Welt die Beziehungen zur niederen Welt mehr und mehr von sich ablösend. Seelenwelt und Geisteswelt theilen sich jede in sieben Regionen und jede hat ihre eigenen Gesetze. So gelten in der Seelenwelt unsere Gesetze der Perspektive nicht. Die Geisteswelt ist aus dem Stoff gewoben, aus dem der menschliche Gedanke besteht. In dieser Welt sind die Urbilder aller Dinge vorhanden. Das geistigeAuge sieht den Gedanken des Löwen. Alle diese Urbilder sind gleichzeitig klingend und somit ist die Geisteswelt ein Meer von Tönen. Wenn im Tod Seele und Geist den Körper entlassen, so treten sie in das Seelenland. Aber in diesem ist nicht die ureigene Heimath des Geistes; daher beginnt jetzt der Auflösungprozeß der Seele. Unter harten Qualen wird die Seele in den sieben Regionen des Seelenlandes geläutert, bis

endlich in der siebenten, der höchsten, der des eigentlichen Seelenlebens, der Mensch befreit wird von seinen letzten Hinneigungen zur sinnlich physischen Welt. Indem die Seele ihren Erdenrest überwunden hat, ist sie selbst ihrem Element zurückgegeben. Der Geist kann sich nun ganz den Anforderungen des Geisteslebens hingeben; er bildet sich, befreit von der physischen Körperlichkeit, nach allen Seiten aus, bis er zu einem neuen körperlichen Dasein reif ist."

Arme Seele! Du hast die Aufgabe, dem Geist die Richtung nach dem Physischen zu geben; und je besser du diese Aufgabe erfüllt hast, um so heftiger mußt Du dafür im Seelenlande leiden. Eine ärgere Ungerechtigkeit ist wohl nicht ersinnbar.

Armer Geist! Durch die Seele warst Du an die Dich nach allen Seiten hemmende Körperlichkeit gebunden; nun, endlich aus dem Körper befreit, mußt Du die Fegefeuerqualen des Seelenlandes erdulden und kannst Dich dann erst in Deinem eigenen Elemente, dem Geisterlande, zur Geistesfreiheit durchringen. Und wenn Du endlich die volle Geistesfreiheit gewonnen hast, dann packt Dich von Neuem ein Stück Seelenelement und zerrt Dich in die physische Körperlichkeit zurück. Und dieses Spiel hast Du ungezählte Male zu erdulden!

Und zu wessen Nutzen und Frommen ist das Alles erdacht? Zu Gunsten des Menschen. Das ganze Geisterland kann keines Friedens froh werden; es muß dem Menschen dienstbar sein.

Wie elend verkrüppelt muß der Menschengeist fein, der sich von solchen Lehren gefangen nehmen läßt!

Die Frage nach dem sittlichen Werth dieser Lehren zerfällt in zwei Unterfragen. Erstens: Bringt die Theosophie den ernstesten sittlichen Problemen befriedigende Lösung? Zweitens: Welche bedeutsamen sittlichen Lebensforderungen fließen eigenartig aus den Lehren der Theosophie? Die erste dieser Fragen ist fast identisch mit der folgenden: Erklärt die Theosophie in befriedigender Weise die Thatsache des Leidens?

Es scheint so, denn sie lehrt: Die Seele unterliegt dem selbstgeschaffenen Schicksal. Doch wem schafft die Seele dieses Schicksal? Nach theosophischer Auffassung nicht sich selbst, sondern dem Geist, Welches Verschulden trifft den Geist an dem Karma, in welches irgend eine Seele ihn reißt? Den Geist trifft die Schuld seiner früheren Geburten; so lehrt die Theosophie. Aber bei seiner ersten Inkarnation: welche Schuld lastete da schon auf ihm?

Beachten wir noch, daß uns Menschen die größte Summe der Leiden aus der physischen Welt kommt, so erkennen wir (nach theosophischer Auffassung), daß unsere Leiden uns immer enger mit der Körperlichkeit verstrickte und folglich haben wir, je mehr wir hier auf Erden leiden, auch um so länger und heftiger im Seelenland zu leiden! Die Theosophie, die Solches lehrt, bringt also keine Lösung dieses härtesten Problems, sondern sie verschärft es noch.

Mit Nachdruck fordert sie ernste Denkarbeit und warnt vor Ueberschätzung seiner selbst; sie lehrt, daß die weitere Lebensgestaltung von den früheren Lebensstufen bestimmt ist; sie fordert, daß ihr Iünger danach strebe, das innere Wesen der Dinge zu erkennen, um sich hierdurch von dem Schlamm der physischen Welt zu befreien. Das klingt, wenn auch nicht sehr neu, doch sehr sittlich; ist es im Munde des Theosophen aber nicht.

Alle diese Forderungen und Mahnungen der Theosophie beziehen sich nämlich immer nur auf das einzelne Individuum Mensch, als selbständige Gattung, Nun aber kann der einzelne Mensch, für sich allein gedacht, weder sittlich noch unsittlich handeln: erst in der Gemeinschaft der Menschen entstehen alle sittlichen Probleme. Und welche Lehren der Theosophie beziehen sich auf die Gemeinschaft derMenschen? Solche Lehren kennt die Theosophie nicht. Sie spricht wohl einmal von hingebender Liebe; aber aus keiner ihrer Lehren crgiebt sich diese Liebe als sittliche Pflicht. Im Bezirk der Sittlichkeit sind alle Lehren der Theosophie tönende Schellen.

Doch dürfen wir nicht unbeachtet lassen, daß die Theosophie tiese Verachtung der physischen Welt lehrt, verbunden mit einer fast maßlosen Herabsetzung aller Sinnlichkeit in vollem Umfange dieses Wortes, so daß man sie die asketischste aller Lehren nennen muß. Ist Das nicht die allerhöchste Sittlichkeit?

Wer also denkt, muß unserem Luther fluchen, daß er aus dem Kloster entwichen ist und sich ein beglückendes Familienleben geschaffen hat. Wer also denkt, muß wünschen, daß aller schmetternde Lerchengesang verstumme; muß jeden Frühlingsjubel verabscheuen; muß Feiud sein aller Lust jauchzender Bewegung; muß die Qualen des Hungers höher preisen als die Lust seiner Stillung. Denn all Das verstrickt den Geist nur immer tiefer mit der physischen Welt und bewirkt, daß es dem Geist immer schwerer wird, die Neigung zum Physischen in sich zu tilgen.

Nur wer den Menschen in einzelne (und nun gar in sieben) Stücke zerreißt, deren jedes eine eigene Wesenheit für sich darstellt, vermag zu solcher Verachtung der niedersten Wesenheit, genannt physischer Körper, zu gelangen. Lasset den Menschen unzerrissen, wie er als Ganzes gegeben ist: und fröhliches Iauchzen durchzieht die Menschengemeinschaft; denn jeder Athemzug des Menschen ist Wonne, jeder Pulsschlag ein Lobgesang, mit jedem Augenaufschlag dringt belebend der Sonnenglanz in den Menschen, Begeisterung weckend, und mit dem Menschen jauchzt in sprossendem, keimendem Leben das ganze Weltenall. Das ist die Arbeit des Geistes am sausenden Webstuhl der Zeit.

Wie die schroffste Dissonanz hart neben der schönsten Konsonanz liegt, so entstehen die gefährlichsten und verwerflichsten Irrlehren durch kleine Verdrehungen gerade aus den allerwerthvollsten, aus den bestbegründeten Anschauungen. Man erlaubt sich scheinbar harmlose Fortlassungen, man macht scheinbar dem Zweck entsprechende Zusätze:

und die willkürlichsten Aenderungen werden spielend erreicht. Das
sichtbarste Beispiel für das soeben Gesagte ist die Entstehung des Papst-'
thumes aus der Lehre Iesu. In ganz der selben Weise haben sich die
Lehren der Theosophie herausgebildet.
Unwiderleglich ist erwiesen, daß die Lehre von der Biographie in
theosophischem Sinn unhaltbar ist; und hiermit fällt die einzige Be-
gründung der theosophischen Lehre von den Wiedergeburten, die wir
in ihrer ganzen Unsittlichkeit, nämlich als eine Uebervergötterung des
Menschen, erkannt haben.
Aber haben denn nicht die so hoch angesehenen Denker der alten
Inder das Selbe gelehrt? Dem Wort nach: ja! Aber nicht dem Wesen
nach. Aus Iahrhunderte langer Denkarbeit eines ganzen Volkes war
der Glaube an unzählige Wiedergeburtmöglichkeiten entstanden. Aber
in diesen Wiedergeburtenkreis waren alle lebenden Wesen mit einge-
schlossen und in diesen Wiedergeburten selbst, also hier auf Erden, voll-
zog sich die Läuterung. So konnte ein wilder, verbrecherischer Charakter
sehr wohl, zur Strafe, als Tiger wiedergeboren werden, wodurch die
Zahl seiner Wiedergeburten sich fast unendlich vermehrte, bevor er, ge-
läutert, zur ewigen Ruhewonne des Nirwanna eingehen konnte; und
aus dieser Ruhe wird Niemand herausgerissen. Das ist eine der Wirk-
lichkeit nicht widersprechende, tief erschütternd sittliche Lehre. Aber diese
Brahmanenlehre kennt keinen strafenden Gott, vor dem wir zu zittern
haben, weiß daher auch nichts von vermittelnden Priestern, deren Auf-
gabe ist, den zürnenden Gott zu beschwichtigen. Die Brahmalehre kennt
keine Priesterherrschaft.
Dagegen ist in der Theosophie der höhere Seher der von dem
Icnlber des Geheimnisses umstrahlte Herrscher. Er nur schaut das in-
nerste Wesen der Dinge; alle Anderen müssen seine Mittheilungen als
Thatsachen der Wirklichkeit annehmen und gehorsam warten, bis auch
sie zu Sehern die Intuition erhalten. Ieder steht vereinzelt, denn Ieder
hat nur in sich und an sich zu arbeiten, denn sein Karma bestimmt nur
ganz allein er selbst. Skrupelloser hat noch keine Politik das Wort ver-
wirklicht: OiviSs st impers! Das ist die Urtriebfeder aller höheren Lehre
der Theosophen: Sie wollen herrschen; sie bereiten bei Zeiten für sich
die Wege, um das Erbe des Papstthums anzutreten.
In nicht minder empörender Weise hat die Theosophie eine andere
Lehre gestohlen, um sie für ihre Herrschsuchtzwecke zu verdrehen. Der
Theosoph lehrt: Alle Geheimwissenschaft keimt aus zwei Gedanken.
Diese beiden Gedanken sind, daß es hinter der sichtbaren Welt eine un-
sichtbare, eine zunächst für die Sinne und das an die Sinne gefesselte
Denken verborgene Welt giebt und daß es den Menschen durch Ent-
wickelung von Fähigkeiten, die in ihm schlummern, möglich ist, schon
vor seinem Tode in diese verborgene Welt einzudringen. In herrlichen
Sätzen, unangreifbar von der Logik wie von aller Wissenschaft, ist die
folgende Lehre vorgetragen worden. Wie wir in der Zeit von der Zeu-
gung bis zur Geburt uns die Organe entwickeln, die zum Schauen und

zum Handeln nach der Geburt uns zu dienen haben, eben so entwickeln wir uns in der Zeit von der Geburt bis zum Tode die Organe, die wir zum Schauen und zum Handeln in unserer Lebensform nach dem Tode gebrauchen werden. Solches paßt den Theosophen nicht. Denn es ist ja ein nothwendiger Lebensprozeß, der in Gemeinschaft sich vollzieht und den der Einzelne nur mehr oder weniger, wie für sich, so für Andere, hemmen oder fördern kann. Hierbei findet der höhere Seher für sich keinen Platz. Kurz entschlossen, bricht er dieser in Wahrheit idealen und darum einzig realen Lehre die Spitze ab. Er kann schon vor dem Tod in diese höhere Welt, in das Ienseits eindringen; nur er. Das Alles verschlingende Chaos der Theosophie ist fertig.

Der wunderbare Prediger der herrlichen Ewigkeitlehre warnt schon selbst vor dem Mißbrauch feiner Worts> wie ihn die Theosophen vollzogen haben. Im zehnten Kapitel seines „Büchleins vom Leben nach dem Tode" sagt Fechner: „Das Diesseits hat den Leib des Ienseits nur für das Ienseits zu bauen, nicht schon mit dessen Auge und Ohr zu sehen und zu hören." Die Methode der Zwangsüberredung, der systematischen Verdrehung seiner Lehre hat Fechner auch vorausgesehen, denn in dem selben Kapitel heißt es: „Am Einfachsten, sich vor dem Kommen von Gespenstern zu bewahren, bleibt es immer, an ihr Kommen nicht zu glauben; denn glauben, daß sie kommen, heißt schon, ihnen auf halbem Wege entgegengehen."

Ich bin in eine unheimliche Lage gebracht. Herr Dr. Rudolf Steiner schreibt: „Der eine Skizze theosophischer Weltanschauung in dieser Schrift entworfen, will nichts darstellen, was für ihn nicht in einem ähnlichen Sinn Thatsache ist, wie ein Erlebniß der äußeren Welt That» fache für Augen und Ohren ist. Dem Lehrer mit dem geöffneten gei» stigen Auge liegen die vergangenen Leben wie ein aufgeschlagenes Buch als Erlebniß vor." Also Wirklichkeit ist Alles, was Herr Steiner in seinem Buch vorbringt. Dann mußte meine Kritik also eigentlich Wohl unterbleiben. Zu meinem Glück sind die beiden zerlegt angeführten Sätze des Theosophen ohne Auslassung und richtig gebaut. Zwar wird in beiden Sätzen die Wirklichkeit der vorgetragenen Schilderungen behauptet, aber diese Behauptung bezieht sich nur auf Herrn Dr. Rudolf Steiner. Für den verzückten Visionär sind die zu ihm tretenden Him» me'lserscheinungen auch Wirklichkeiten und die vom Geisteskranken gehörten Stimmen sind für den Geisteskranken von unzweifelhafter Wirklichkeit; aber eben nur für ihn, nicht für uns Alle. Herr Dr. Steiner aber, der Theosoph, fordert, wir sollen uns in den Glauben überreden lassen, daß seine Schilderungen für uns Alle, die wir Menschen heißen, ganz unantastbare Wirklichkeit wiedergeben. Dieses, Herr Dr. Steiner, muß bewiesen werden, und zwar bewiesen werden auf allgemein giltige Weise, also ohne Berufung auf höhere Sinne.

Ich schätze es als ein großes Glück für Sie, Herr Doktor, daß Ihre eigenen Lehren die Möglichkeit dieser elementaren Beweisführung nicht ausschließen. Sie haben zu solchem Zwecke nur den folgenden Forderungen zu entsprechen.

Erstens: Sie lehren, daß in der Aura die verschiedenen Farben, Formen und Bewegungen den Charakter und das Denken des Menschen unzweifelhaft deutlich erkennen lassen, und lehren weiter, daß der theosophische Seher diese Aura, mit allen Vorgängen in ihr, als Wirklichkeit schaue. Gut. Wir der Theosophie Unkundigen wollen Ihnen etwa ein Dutzend Ihnen gänzlich unbekannter Personen gegenüberstellen und dann sollen Sie und Ihre Kollegen aus der Aura dieser Personen uns den Charakter jeder erklären und ihr Denken nennen. Wenn dann Ihre Angaben unter einander und zu den Personen stimmen, dann werden auch wir Sie als höhere Seher anerkennen.
Zweitens: Vermöge ihres geöffneten geistigen Auges sollen einige höhere Seher über bestimmte ihnen genannte Führer der Menschheit urtheilen und aus deren vielen Vorleben alle Einzelheiten uns nennen. Wenn Sie Solches könnten, würde der Geschichtforschung die genaue Kenntniß der prähistorischen Zeiten eröffnet und spielend vermöchten Sie an allen historischen Schilderungen Kritik zu üben. Zu bedauern wäre dann nur, daß Sie nicht auch die zukünstigen Inkarnationen der Führer der Menschheit in ihrem aufgeschlagenen Buch zu lesen vermögen.
So lange Sie, Herr Doktor, und Ihre Herren Kollegen diesen beiden Forderungen nicht genügt haben, so lange werden Menschen mit gesundem Wahrheitgefühl sich nicht Ihre Schüler nennen.
Riga. Dozent Dr. Hermann We st ermann.
«,
Wir haben gewacht und werden wieder wachen; das Leben ist eine Nacht, die ein langer Traum füllt, der oft zum drückenden Alb wird. Meine Phantasie spielt oft (besonders bei Musik) mit dem Gedanken, aller Menschen Leben und mein eigenes seien nur Träume eines ewigen Geistes, böse und gute Träume, und jeder Tod sei ein Erwachen. Wie in' unseren Träumen Verstorbene als Lebende auftreten, ohne daß ihres Todes auch nur gedacht werde: so wird, nachdem unser jetziger Lebenstraum durch einen Tod geendet, alsbald ein neuer anheben, der von jenem Leben und jenem Tod nichts weiß. Es ist eine Täuschung, daß wir, nach Analogie des Naturgesetzes von der Beharrlichkeit der Substanz, uns bisweilen vorspiegeln, auch wir selbst könnten, vermöge eines analogen Gesetzes, nicht untergehen, auch wir hätten, von grS, nisl ^rs, eine Unsterblichkeit, um die wir uns nicht zu bemühen brauchten. Das ist Täuschung. Ueber uns herrscht kein Naturgesetz; wir sind nichts, wozu wir uns nicht selbst machten: eine äußere Gewalt kann uns so wenig erhalten wie vernichten. Lachten muß ich, wenn ich sehe, daß diese sogeMnnten Menschen mit Zuversicht und Trotz eine Fortdauer, durch alle Ewigkeit, ihrer erbärmlichen Individualität verlangen: da sie doch offenbar nichts Anderes sind als die in Windeln menschenähnlich verlo.rp.ten Steine, die man mit Freuden vom Kronos verschlungen sieht, während nur der echte, unsterbliche Zeus, vor ihm gesichert, zur ewigen ^erTschaff'Heranwächst. (Schopenhauer.)

Kaffee.
em soliden Kaffeehandel wird das Geschäft durch die Spekulation schwer gemacht. Da dieLentren des Kaffeeverkehrs weit von einander entfernt sind, kann der gewöhnliche Kaufmann das Feld nie ganz übersehen. Hamburg, Amsterdam, Havre, Antwerpen, London, New Vork, Santos, Rio sind Kaffeemärkte; manchmal sind die europäischen, manchmaldiebrasilianischenMacher obenauf. Der brasilianische Kaffeestaat Sao Paulo ist mancher deutschen Firma schon verderblich geworden. Auf diesem Gebiet zu disponiren, ist nicht leicht; schon weil die Berichte über die „Situation" je nach dem Bedürfniß der Hauptmärkte angefertigt werden. Die hamburger Großfirma gelangt zu anderen Ergebnissen als der Händler in Havre; und der Grossist in Mannheim muß nun eine der beiden Darstellungen für richtig halten. Ietzt ist die Spekulation so übermächtig geworden, daß der Zustand an die schlimmsten Zeiten der berüchtigten londoner bubblss erinnert. Die reellen Käufer sind eingeschüchtert und beschränken sich auf die nothwendigsten Dispositionen. Die Ernteschätzungen weichen so weit von einander ab, daß man danach die Preisentwickelung nicht mit Sicherheit vorausberechnen kann. Den Machern paßt solche Unsicherheit, die ihnen die Herrschaft über die Preise läßt. In Brasilien, dem Lande des Kaffeereichthums, ist der Sitz der berühmten „Valorisation", der staatlichen Instanz über der Kaffeespekulation. In Sao Paulo spekulirt Alles, vom Geschäftshaupt bis zum Sackträger und Stiefelputzer.
Kein Wunder also, daß der Kaffeepreis auf steile Höhen gestiegen ist. Im Iahr 1908 hatte sich die hamburger Notiz bis auf 27 Pfennige für das Pfund gesenkt. Der höchste Preis hatte 33Vs Pfennig betragen. Im Iahr 1909 schwankten die Notizen zwischen 31 und 37 Pfennigen. Im Iahr 1910 aber begann der Kurs mit 37V«, senkte sich bis Ende Mai auf M/l und kletterte bis auf 57 Vä Pfennig. Die letzte Notiz war 56 Vs. In Havre ähnelte die Preiskurve der hamburger.
Ernteschätzung und Valorisation sind einander durch feine, aber feste Fäden verbunden. Die Kaffeevalorisation war die Folge der eigenartigen Erzeugungverhältnisse im Kaffeeland. Durch die schwankenden Erträge der Ernten, die nicht vom Anbau (wie bei Zucker und Baumwolle), sondern nur von der Witterung abhängen, also durch einen Eingriff in die Kulturen (wenn man nicht einen Theil der Kaffeebäume fällt) nicht geändert werden können, sind der Spekulation besonders günstige Vorbedingungen gegeben. Und der Staat half dadurch, daß er, nach einer Riesenernte, acht Millionen Sack Kaffee unter Verschluß nahm. Das ist der Valorisationkaffee, dessen Menge damals genügt hätte, um den Kaffeepreis für lange Zeit unter Druck zu halten. Die Regirung von Sao Paulo rechnete darauf, daß nach der fetten Zeit von 1906/07 (fast 20 Millionen Sack) ein magerer Ertrag kommen werde. Doch wurden über 10 Millionen Sack geerntet; also viel mehr, als man erwartet hatte, Ungefähr eben so ging es mit den nächsten Ernten; 1908/09: 12V-.', 1909/10: fast 15 Millionen Sack; und ungefähr

11 Millionen sind auch diesmal in Sicht. Um den Rechenfehler zu repariren, beschloß man eine Beschränkung des Kaffeeexports (für 1909 auf 9, für 1910 auf 9Vs und für die folgenden Iahre auf je 10 Millionen Sack) durch die Erhöhung des Ausfuhrzolles von 10 auf 20 Prozent für das die Kontingentziffer übersteigende Quantum und durch die Steigerung des Zuschlagzolles für alle Verschiffungen von 3 auf 5 Francs für den Sack. Die Regirung von Sao Paulo haschte nach Rettungmitteln, konnte aber die Höhe der Kaffeesäcke, auf denen sie thront, nicht wesentlich vermindern. Mit acht Millionen Sack, die an den elf wichtigsten Plätzen des Kaffeehandels (Hamburg, Havre, Antwerpen, London, Rotterdam, Bremen, Amsterdam, Triest, Marseille, New Vork, Sao Paulo und Santos) gelagert wurden, fing das Programm vor drei Iahren an; heute aber sind noch mindestens 6Vs Millionen Sack in den Händen der Valorisatoren. Nach der Mittheilu,ng des Präsidenten von Sao Paulo an den Kongreß (im August 1910) blieb für dieses Iahr ein Bestand von 6,81 Millionen Sack für die Balorisation. Was von diesem Versuch, den Kaffeepreis zu stützen, zu halten sei, zeigten deutlich die damit verbundenen Finanzoperationen. Das Hans Rothschild übernahm im Oktober 1907 eine Anleihe von 3 Millionen Pfu,nd Sterling. Die zweite Anleihe war viel größer: 13 Millionen L (Abschluß im Dezember 1908). 360 Millionen Mark sind also in ein „Geschäft" gesteckt worden, das den Preis eines wichtigen Volksnahrungmittels erhöhen sollte.

Wenn sichs u,m Gold oder Kautschuk handelte, könnte man sich auf den Tadel wilder Börsenspekulation beschränken. Die gewaltsame Aenderung der Proportion von Angebot und Nachfrage wirkt aber viel weiter, wenn sie ein Lebensmittel trifft. Ungetrübt ist die Freude der brasilianischen Kaffeepflanzer über die ihnen von der Regirung gewährte Hilfe nicht. In dem brasilianischen Bundesstaat Minas Geraes wurde schon vor zwei Iahren der Versuch gemacht, durch die Gründung von Genossenschaften den Pflanzern den Absatz zu erleichtern. Wenn ein beträchtlicher Theil einer Waare nicht auf dem Markt, sondern in den Händen von Interessenten ist, wird die natürliche Regelung des Preises unmöglich. Dazu kommt, daß die Kosten der Valorisation, sammt den Zinsen für die Anleihe von 15 Millionen L (die sich durch die Auslosungen auf 12Vs verringert hat) nicht gering sind. Obwohl die Bedingungen der Anleihen vereinbart wurden, wird doch immer wieder über die Möglichkeit einer Aenderung geredet; ist auch schon gerathen worden, das Exportlimit aufzuheben. Die Kontingentirung der Ausfuhrmengen soll die Kontrole des Kaffeemarktes erleichtern; ohne diese Beschränkung bliebe das Komitee der Valorisation für absehbare Zeit auf seinen Säcken sitzen. Der Kaffeemarkt bekäme mehr Luft, der Handel mehr Bewegungfreiheit; aber die Obligationen des Staates Sao Paulo verlören eine ihrer Stützen. Vernunft wird Unsinn: was dem Handel und den Konsumenten nützen würde, müßte den brasilianischen Schuldverschreibungen schaden. Kann ein Weltmarkt, auf dem solcher Schatten liegt, als wohlbehütet gelten?
s

Die Macht des Valorisation-Konsortiums beruht darin, daß es von seinen Vorräthen beliebige Mengen auf dem Kaffeemarkt zum Verkauf bringen kann. Im ersten.Semester 1911 sollten es 600000 Sack sein; doch bleibt die Möglichkeit, schon früher zu verkaufen und das Quantum zu erhöhen. Neulich hieß es ja, von den Valorisatoren seien etliche Hunderttausend Sack abgegeben worden. Die Folgen solcher wahnwitzigen Spekulation beschädigen aber auch die heiligsten Güter der Nation. Der brasilianische Wechselkurs wird durch die Kaffeespekulanten getroffen. Die Goldfülle der brasilianischen Konversionkasse hat den Kurs der auf London lautenden Wechsel erhöht. Während der normale Kurs, zu dem die Kasse Papiergeld gegen Gold umtauscht, I3 Pence beträgt, hat sie jetzt die Notiz auf 16 Pence für das Milreis erhöht. Ie höher der Wechselkurs, desto stärker der Zwang, spekulative Engagements zu lösen, also Vorräthe, die man zurückgehalten hat, zu verkaufen. Bei niedrigem Wechselkurs kann man die Bestände festhalten und neues Material hinzukaufen. Wer seine Kaffeesäcke behalten will, um später ein gutes Geschäft zu machen, sieht den Wechselkurs lieber unten als oben. Die Kaffeepflanzer haben deshalb den Wunsch der Regirung, die Parität des Wechselkurses zu erhöhen, niemals gefördert, obwohl solche Hebung des Geldkurses im Interesse des Landes läge. Und ohne die Zustimmung der Kaffeekönige ist in Brasilien keine Neuerung möglich. Diese Herren gebieten über die wichtigsten Handelsplätze der westlichen Halbkugel uud scheffeln Millionen. Die kleinen Händler sind in übler Lage, weil sie nie wissen, was die Großspekulation morgen beschließen wird. Und wie lange kann die Hausse der Kaffeepreise noch dauern? ,Bis zur nächsten Riesenernte. Seit vier Iahren hats keine gegeben; und damals wurdi die Valorisation geschaffen. Noch ist also nicht zu berechnen, wann der Uebermuth der Kaffeespekulanten zu Fall kommen wird. Sie können viel „machen"; denn ihre Gewalt reicht weit und in der Kunst der Instrumentirung lassen sie sich nicht einmal von Richard Strauß überbieten. Doch ihr Treiben ist noch gefährlicher als das der nordamerikanischen Großspekulanten (weil es noch unsinniger ist); und von ihren Sanirungversuchen ist ein durchgreifender Erfolg kanm zu hoffen. Schon sind sie ja zu allerlei hastigen Nothstandsmaßregeln gezwungen worden, die das Leben der allmächtig Scheinenden retten und assekuriren sollten. Wärs Uebertreibung, wenn man von einer Methode der Tollheit spräche? Die Kaffeevorräthe sind ungemein stattlich, die Ernten nicht so schlecht, wie mancher sich schlau dünkende Spekulant erwartet hatte, und der Kaffeeverbrauch nimmt (trotzdem Sachsens Volkszahl steigt) namentlich in Zeiten hoher Preishaltung nicht in einem Tempo zu, das eine rasche Minderung der Bestände verspricht. Daß sich die feschen Brasilianer um Volkswirtschaft, Volkswohlstand und ähnlichen Quark nicht kümmern, wissen wir längst. Ietzt aber siehts aus, als könne ihnen nur noch ein Wunder aus der Klemme helfen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in «erlin. — Druck von Pag « Garleb S. m. b. ß. in Verlin.

Berlin, den 14. Fanuar 1911.
Memorandum.
„Ich bin in einem nördlichenW'mlel
Deutschlands geboren, an der Ostsee, in der StadtWismar.
Diese Stadt ward durch denWestfälischenFriedenausdemLande
Mecklenburg geschnitten und mit cinerZugabe von ein paar Qua-
dralmcilcn der Krone Schweden übergeben. Als ich zum Iüng-
ling erwachsen war, schlangen sich die Bande der napoleonischen
Herrschaft um das arme Vaterland. Das war keine leichte Zeit
für einen jungen, vaterlandloscn und doch deutschen Mann, der
einige Kraft in sich fühlte, seinen ersten Anker in der menschlichen
Gesellschaft auszuwerfen, in dieserPeriode des allgemeinen Miß-
muthes, des allgemeinen Verstummens, der allgemeinen dumpfen
Bekümmerniß. Hierauf endlich derRettungstrahl: derAnfangder
Erhebung in den Iahren 1812 und 1813. Wie sehr wünschtejeder
deutsche Iüngling, wie sehr wünschte auch ich, mein Blut daran
wagen zu dürfen, daßDeutschland befreit werde! Ich war an der
Universität Kiel Professor, Dänemark aber stand mit Napoleon
irnBunde: durch diese unglückliche Zertrennung Deutschlands war
ich, wie mancherAndere, von dem Kampfe für das deutsche Vater-
land ausgeschlossen. Nun die Zeit, die darauf folgte, die Zeit der
schrecklichenEnttäuschung aller wahren Vaterlandsfreunde! Aus
diesen schweren Lebensjahren habe ich die Erfahrung geschöpft,
daß wir vor allen Dingen einer einheitlichen Gewalt bedürfen;
einestzerrscherhauscs, das sich gänzlich unseremDeutschland wid-
met, gänzlich inDeutschland lebt und in nichtsAnderem. An den
tzohenzollernPreußenskönnenwireinsolchestzerrscherhausnicht

nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen
kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihm
hätten. Deutschland muß endlich in die Reihe derpolitischen Groß-
mächte eintreten. Das kann nur durch Preußen geschehen. Preußen
kann nicht ohne Deutschland, Deutschland nicht ohne Preußen ge-
nesen. Ohne Preußen ist eine Zukunft Deutschlands nicht mög-
lich." (Am zweiundzwanzigsten Ianuar 1849.)
EduardSimson:„ DieVerfasf unggebende DeutscheRei chs-
versammlung hat auf dem Grund der von ihr beschlossenen, an-
genommenen und verkündeten Reichsverfassung die erbliche Kai-
serwürde auf den König von Preußen, Friedrich Wilhelm den
Merten,übertragen. Möge der deutsche Fürst, der wiederholtund
öffentlich inunvergessenenWortendenwarmenHerzschlag für die
deutsche Sache fein kostbares mütterliches Erbe genannt hat, sich
nun als Schutz und Schirm der Einheit, der Freiheit, der Größe
unseres Vaterlandes bewähren, nachdem eine Versammlung, aus
demGesammtwillen derNation hervorgegangen wie keine, die je
auf deutschem Boden tagte, ihn an deren Spitze berufen hat. Gott
sei mitDeutschland und seinem neu gewählten Kaiser!" (Amacht-
undzwanzigsten März 1849 in der frankfurter Paulskirche.)
Friedrich Wilhelm der Vierte: «Die Bildung des deut-
schen Bundesstaates, wie sie in Frankfurt aufgefaßt ist, kann nicht
gelingen, wenn sich ihr die deutschen Könige entziehen. Solltensich
nur die Kleinstaaten dazu entschließen, so würde ein solcher Ver-
ein nicht als der angestrebte Bundesstaat betrachtet und organisirt
werden können. Die Annahme des Kaisertitels halte ich unter
allenNmständen fürunangemessen." (An dasStaatsministerium.)
„Ich habe jetzt nur zwei Ambitionen. Erstens: durch die Könige
und Fürsten gewählt, an Erzherzog Iohanns Stelle provisori-
scher Statthalter von Teutschland zu werden und Ordnung zu
machen. Zweitens: dann aberErzfeldherr Teutschlands zu wer-
den und Ordnung zu erhalten." (An Bunsen.) „Wenn Sie Ihre
bcredtenWorte (die empfahlen,trotzallerGefahr,diefürPreußen
stets eine den Sieg herbeilockende Sonne gewesen sei, die Kaiser-
krone anzunehmen) anFriedrichdenGroßengerichtcthätten: Der
wäre IhrMann gewesen. Ich bin kein großer Regent." (An den
Reichsfinanzminister Hermann von Beckerath, der noch einmal,
als Wortführer des Reichsministeriums, versucht hatte, dem Kö-
nig den Entschluß zur Ablehnung der Kaiserwürde auszureden.)

Bismarck: »Der Verkehr mitSimson (der, als Führer der
Reichstagsdeputation, am achtzehnten Dezember 1870 in Ver-
sailles den König Wilhelm von Preußen gebeten hatte, durch die
Annahme des Kaisertitels das Werk der Einigung zu weihen)
hat mir wirklich Vergnügen gemacht. Er war ja schon 18W Prä-
sident der frankfurter Nationalversammlung und brachte das
Anerbieten der Kaiserkrone nach Berlin. Es ist ein reizendes Spiel
des Geschickes, daß der selbe Mann ausersehen war, damals im
Namen der Nationalversammlung die Krone anzubieten und jetzt
die Annahme der von den Fürsten dargebotenen Krone zuerbitten.
Simson ist ein recht geistvoller Mann. Als er mich hier besuchte,
war er wirklich unterhaltend, was ich von den meisten Leuten, die
zu mir kommen, nicht behaupten kann." (Zu Keudell). „In der
deutschen Kaiserfrage habe ich mir erlaubt, dem Grafen Holnstein
einen kurzen Entwurf vorzulegen, welchem der Gedankengang zu
Grunde liegt, der, meinem Gefühl nach, die deutschen Stämme
bewegt: der DeutscheKaiser ist ihrer aller Landsmann, der König
von Preußen ein Nachbar, dem unter diesem Namen Rechte, die
ihre Grundlage nur in der freiwilligen Aebertragung durch die
Fürsten haben, nicht zustehen. Ich glaube, daß der deutsche Titel
für das Präsidium die Zulassung desselben erleichtert, und die Ge-
schichte lehrt, daß die großen Fürstenhäuser Deutschlands, Preu-
ßen eingeschlossen, die Existenz des von ihnen gewählten Kaisers
niemals als eine Beeinträchtigung ihrer eigenen europäischen
Stellung empfunden haben. Daß die Herstellung der Kaiserwürde
durch Initiative Eurer Majestät und der verbündeten Fürsten den
monarchisch-konservativen Interessen förderlich ist, beweist die
feindliche Stellung, welche die republikanische Partei in ganz
Deutschland dazu genommen hat." (An Ludwig den Zweiten von
Bayern.) »Die Annahme des Kaisertitels durch den König bei
Erweiterung des Norddeutschen Bundes war ein politisches Be-
dürfnis weil er in den Erinnerungen aus Zeiten, da er rechtlich
mehr, faktisch weniger als heute zu bedeuten hatte, ein werbendes
Element für Einheit undCentralisalion bildete; und ich war über-
zeugt, daß der festigende Druck auf unsere Reichsinstitutionen um
so nachhaltiger sein müßte, je mehr dessen preußischerTräger das
gcfährliche,aber derdeutschenVorgeschichte innclebcndeBcstrebcn
vermiede, den anderen Dynastien die Neberlcgcnheit der eigenen
unter dieAugen zu'rücken. KönigWilhclm war nicht frei von der

Neigung dazu; und sein Widerstreben gegen den Titel war nicht
ohne Zusammenhang mit dem Bedürfniß, gerade das überlegene
Ansehen der angestammten preußischen Krone mehr als das des
Kaisertitels zurAnerkennung zu bringen. Die Kaiserkrone erschien
ihmimLichteinesübertragenenmodernenAmtes,deffenAutorität
vonFriedrichdemGroßenbekämpftwordenwar,denGroßenKur-
fürsten bedrückt hatte. Bei den ersten Erörterungen sagte er: ,Was
sollmir der Charakter-Major?' Woraufich, unterAnderem, erwi-
derte: ,Eure Majestät wollen doch nicht ewig ein Neutrum bleiben,
dasPräsidium? In dem Ausdruck Präsidium liegt eineAbstrak-
tion, in demWortKaiser eine große Schwungkraft.' In der Schluß-
berathung, am siebenzehnten Ianuar 1871, lehnte er dieBezeich-
nung Deutscher Kaiser ab und erklärte, er wolle Kaiser von Deutsch-
land odergar nichtKaisersein.Ichhob hervor.wie die adjektivische
Form Deutscher Kaiser und die genitivische Kaiser von Deutsch-
land sprachlich und zeitlich verschieden seien. Man hatRömischcr
Kaiser, nichtKaiservonRomgesagt;derZar nenne sich nicht Kaiser
von Rußland, sondernRussischer, auch Gesammtru ssischer (vsew.
ssisKi) Kaiser. Ich machte ferner geltend, daß unterFriedrich dem
Großen und Friedrich Wilhelm dem Zweiten auf den Thalern
Lorussorum, nicht Lorussiae rex erscheine, daß derTitel Kaiser von
Deutschland einen landesherrlichen Anspruch auf die nichtpreu-
ßischen Gebiete involvire, den dieFürsten zu bewilligen nicht ge-
meint wären; daß in dem Schreiben des Königs von Bayern in
Anregung gebracht sei, daß ,die Ausübung der Präsidialrechte
mit der Führung des Titels eines Deutschen Kaisers verbunden
werde'; endlich, daß der selbe Titel auf Vorschlag des Bundcs-
rathes in die neue Fassung des Artikels 11 der Verfassung auf-
genommen sei. Meine Darlegung, daß den Kaisern im Prinzip
ein Vorrang vor Königen nicht eingeräumt werde, fand keinen
Glauben, obwohl ich mich darauf berufen konnte, daß Friedrich
Wilhelm derErste bei einer Zusammenkunft mitKarl dem Sechs-
ten, der doch dem Kurfürsten von Brandenburg gegenüber die
Stellung des Lehnsherrn hatte, als König von Preußen die Gleich-
heit beanspruchte und durchsetzte, indem man einen Pavillon er-
bauen ließ, in dendie beiden Monarchenvonden entgegengesetzten
Seiten zugleich eintraten, um einander in derMitte zu begegnen.
Die Zustimmung, die der Kronprinz zu meiner Ausführung zu
erkennen gab, reizte den alten Herrn noch mehr, so daß er, auf de:.

Tisch schlagend, sagte: ,Nnd wenn es so gewesen wäre, befehle ich jetzt, wie es sein soll. Die Erzherzoge und Großfürsten haben stets den Vorrang vor den preußischen Prinzen gehabt; und so soll es ferner sein.' Damit stand er auf und trat an das Fenster, den um den Tisch Sitzenden denRücken zuwendend. Die Erörterung der Titelfrage kam zu keinem klaren Abschluß. Seine Majestät hatte mir den Verlauf so übel genommen, daß er (nach der Kaiserprotlamation im versailler Spiegelsaal) beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten mich, der ich allein auf dem freien Platz davor stand, ignorirte, an mir vorüberging, um den hinter mir stehenden Generalen die Hand zu bieten, und in dieser Haltung mehre Tage verharrte; bis allmählich die Beziehungen wieder in das alte Gleis kamen." (Gedanken und Erinnerungen.) «Die doktrinäre Auffassung des damaligen Kronprinzen über Deutsches Königthum und die Wege zu dessen Herstellung kann man nicht authentisch drucken, ohne noch nachträglichen Verstimmungen bei anderen Dynastien die Thür zu öffnen. Es giebt Kuriosa, die man nicht als historische Erscheinungen behandeln muß, sondern als Verirrungen." (Brief an Professor Lorenz.)
Roon: »Die Ankunft der Kaiser-Deputation ist Tagesgespräch. Ob ich dieser Titelvermehrung zujubele? Ach nein! Ich glaube aber, daß sie eine unvermeidliche Konsequenz unserer seit Iahren getriebenen Politik war und daß man sich darüber jetzt weder zu wundern noch zu beklagen hat. Wenn ich an die fernere Entwickelung in Gegenwart und Zukunft denke, so dränge ich alle meine schweren Bedenken mit allerMacht zurück mit der Erwägung, daß Gott, der unsere Geschicke seit W bisher so wunderbar gefügt und gelenkt, auch ferner das Seinige thun werde, um schließlich Alles wohl hinauszuführen. Nach einer von Rogge gehaltenen, ungemein warmen und taktvollen Adventspredigt mit sehr «ngemessenen Hindeutungen auf die Situation und den Zweck der anwesenden Reichtagsdeputation wurde sie um zwei Ahr (am «chtzehnten Dezember 1870) von S. M. in Gegenwart der Generale und Anderer empfangen. Anser alter Herr war anßerordentlich ergriffen und fprach sich, nach dem offiziellen Akt, mit thränenden Augen gegen uns, die Generale, über das Schwere des Momentes aus. Sehr gehoben der Kronprinz, der sich bei Bismarck und dann bei mir ausdrücklich für das Gewordene bedankte. . . Während die Vorbereitungen zu dem merkwürdigen

Fest, der Proklamation des Deutschen Kaiserthumes in dem gegenüberliegenden französischen Königsschloß, und das Fest selbst ihren Verlauf nehmen, sitze ich (bei den eben ertönenden Jubelrufen, mit welchen der König von seinen imSpalier aufgestellten Kreuzrittern empfangen wird) einsam, wiewohl ungebeugtvon der durch ärztliches Gebot mir auferlegten Entbehrung, in meinem leider überaus luftigen Zimmer. Anzweifelhaft scheint mir, daß aller Glanz der Gegenwart auf einige kleine Gespräche zwischen dem jetzigen König und Kaiser und einem seinerGenerale zurückzuführen ist; auf eine im kolberger Seebad niedergeschriebene Reihe von Vorschlägen und den sanften Zwang, durch welchen von mir, allerUngunst der Verhältnisse zumTrotz, hartund härter aufdieAusführunggefaßterEntschlüssegedrungenwerdenkonnte. Daß dieser Zwang und Drang nicht wie Zudringlichkeit zurückgewiesen, vielmebr als sachlich vollberechtigt anerkanntund der Entschluß zum Handeln endlich gefunden wurde: darin eben ist der Finger Dessen, ‚der der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche', nimmer zu verkennen. Eben so, daß der Entschluß selbst und das Festhalten daran den König wohl berechtigt, das Geschaffene gelegentlich als ‚sein eigenstes Werk' zu bezeichnen. Denn ohne richtiges und vollständigesErkennen derNothwendigkeit und ohne den männlich festgehaltenen Entschluß, dieser Nothwendigkeit contre vent et maree allgemeine Anerkennung zuverschaffen, wärefreilich dasNeugeborene alsSäugling heimgegangen und die alteMittelmäßigkeit und miserefürunserevaterländischenVerhältnissemaßgebend geblieben. Wir hätten imIahr66 vielleichteinzweitesOlmütz erlebt und im Iahr 7l)dieFranzosen alsHerrenin dem alt-zerrissenen und zerhadertenDeutschland gesehen." (An seine Frau.)

„ Mag ein andererActeurmeine Rolle übernehmen! Ein alter Kerl wie ich kann sich nur schwer in dem neu auf-, aber noch nichtausgebauten kaiserlichen Schauspielhaus zurechtfinden, in welchem Dekorationen, Bühne, Stichworte, Licht, Luft und so weiter dem bisherGewohnten und erträglich Befundenen sehrwidersprechen. Denn die National- und sonstigen Liberalen haben ganz Recht darin, daß mit dem nun zu Ende gehenden Kampf und dem errungenen Sieg eine ‚neue Aera freiheitlicher Entwickelung', wie sie es nennen, anheben muß, in welcher die alten Fahnen und Schlagworte nichts mehr bedeuten als eine historische Reminiszenz. Ich vermisse den Boden, auf dem eine Konservative Partei

der Zukunft fußen könnte, nachdem deren bisherige Vorkämpfer, wissend oder unwissend, mit Blut und Leben dahin gewirkt haben, die alten tzeiligthümer zu zerstören und einen neuen Tempel zu bauen, dessen Oberpriester selbst den alten Kultus aufzuopfern trachtet,um neuenGottheitenAltäre zu bauen. Soll man darüber wehklagen? Ich denke, dazu hat man nicht mehr Veranlassung als zum Iammern über sein eigenes zunehmendes Alter. In Naturnothwendigkeiten muß man sich schicken, so gut mans vermag. Mit dem tzauptregisseur der neusten Aera bin ich vielfach grundsätzlich nicht im Einverständniß, aber eben so wenig in Aneinigkeit oder Hader." (An Moritz von Blanckenburg.)

Kronprinz Friedrich: „Welche Stellung soll der König vonPreußen nach dem Krieg erhalten? Er muß Kaiser werden!" (In Petersbach zu Gustav Freytag. Der schreibt darüber: -Betroffen sah ich auf den Herrn; er hatte seinen Generalsmantel so umgelegt, daß er wie einKönigsmantelseine hohe Gestalt umfloß, und um dentzals diegoldene Kette derHohenzollern geschlungen, die er doch sonst in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte, und schritt gehoben auf dem Dorfanger dahin. Offenbar hatte er, erfüllt von der Bedeutung, die der Kaisergedanke für ihn hatte, auch sein Aeußeres der Anterredung angepaßt. Wir aber waren geradeüberderArbeit, den Mann, welchersich einen neuenKaiserstuhl errichtet hatte, von diesem hinabzuwerfen, und uns Norddeutschen war das alte Kaiserthum durch mehrhundertjährige Demüthigung undgehäuftesnationalesNnglückverleidet. DenEinwurf.daß die füddeutschenKönige schwerlich mit solcherEinrichtung zufrieden sein würden, beantwortete der Herr mit der Annahme, daß bereits die Macht vorhanden sei, Widerstrebende zu nöthigen." Daß in Bismarcks Buch Freytags Furcht vor „dem Fluch der alten Kaiserei" dem Kronprinzen zugeschrieben wird, kann nur durch eintrügendes Gedächtnißbild bewirktworden sein; denn Friedrich war, wie auch Ottokar Lorenz festgestellt hat, derheftigste Förderer des Kaisergedankens, den er, wenns nicht anders ging, mit Gewalt gegen widerstrebende deutsche Könige durchsetzen wollte.FreytagsBedenken habenihnnichtfür cinesAugenblickes Dauer überzeugt.) „Als ich während derAusstellung mit meinem Vater in Paris war, sandte Kaiser Napoleon die Anfrage: Da derRussischeKaiser seinenBcsuch angekündet habe, wünscheNa-Poleon, zu erfahren, wie der König es mit den Rangverhältnissen

der hohen Gäste gehalten haben wolle; er werde Alles nach dem Wunsch des Königs einrichten. Mein Vater antwortete, dem Kaiser gebühre immer der Vorrang. Das soll kein Hohenzollern sagen und Das darf für keinen Hohenzollern gelten!" (Der Kronprinz, sagt Frcytag, «bewahrte die Auffassung, daß die neue Kaiscrwürdc nur dann die rechte Weihe erhalte, wenn sie als Fortsetzung der alten römisch-kaiserlichen Majestät betrachtet werde, und er war es, welcher bei der Eröffnung des ersten Deutschen Reichstages, zum Erstaunen der Abgeordneten, den uralten Stuhl der Sachsenkaiser in die moderne Eröffnungfeier hineinschob.") »Mit Dir stimme ich vollkommen überein, daß der neueVund hier, aufdcmKriegsschauplatz, geschlossen werden mnß, weil sonst nach dertzeimkehr auf vaterländischem Boden sofort die alten Häkeleien wieder erwachen, namentlich, wenn die Begeisterung sich gelegt haben wird. Bismarck will die endliche Einigung Deutschlands; so weit man überhaupt für feine Ansichten auskommen kann, zweifle ich nicht an seiner Aufrichtigkeit hierin. Eben so will er die Kaiserfrage regeln; mithin sind von unsererSeitekeineSchwierigkeitenmehrzu erwarten, um fo mehr, als ich Papa kürzlich auf die unabweisliche Kaiserfrage angeredet habe, ihm klar machte, daß sie nicht mehr zu umgehen oder abzuweisen sei, aber derpreußischen Krone dadurch keineswegs zu nah getretenwürde, vielmehr, ähnlich wie inOesterreich, Kronen neben einander bestehen könnten. Ich mache mir nicht die geringste Illusion über die Schwierigkeiten, diealleAugenblickesowohl hier als auch künftig im Vaterland bei fernerer Regelung der Reichsfrage entstehen werden. PrcußischerPartikularismus wird das Seinige eben so als Hemmschuh wie die süddeutschen Staaten leisten und es wird beständig lavirt werden müssen. Ich glaube, daß jetzt der letzte Augenblick herbeigekommen ist, um ein Zweikammersystem noch einzuführen, das wir namentlich den allgemeinen Wahlen gegenüberbrauchen." (AnseineSchwesterLuisevonBaden.) »Ich erfahre Delbrücks Vorbringen der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken ist; es war kläglich, als ob er (im Reichstag) die Kaiserkrone, in altes Zeitungpapier gewickelt, aus derTasche gezogenhätte; es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen. Ich bin mir wohl bewußt, welche unendliche Mühen und Beschwerden mir dereinst die heutigen Anterlassungsünden bringen werden. Ich habe indessen dem Kommandanten von

Voigts-Nhetz befohlen, in der'Stille die La»e cles AIaces(die Spiegelgalerie im versailler Schloß) freizuhalten." (Tagebuch.)
Großherzog Friedrich von Baden: „Graf Bismarck
wird es, wie ich glaube, nicht ungern sehen, daß die Kaiserfrage von einem süddeutschenStaatangcrcgtwird, und dürfte dann auch allen übrigenAeußenmgeneingcncigtesGehörschenken.Die baldige Beantwortung diescrFrage scheint mirdringend nöthig;denn sobald wahre Friedcnshosfnungen vorhanden sind, werden alle opferwilligen Gesinnungen, denen man noch jetzt begegnet, sich in berechnende umwandeln und nurzu raschschwindendanndieErinncrungen an dieGröße derGefahr.der manglücklich entronnen ist. Es versteht sich von selbst, daß, wenn ich im Stande sein sollte, diese wichtige Frage mit Unterstützung des Grafen Bismarck zu betreiben, ich bereit dazu bin.Aber auch ohne dieseAnterstützung bin ich fest entschlossen, die Kaiserfrage zur Anregung bei meinen Herren Kollegen zu bringen, da ich sie als conditio sine qua n«n eines vernünftigen Zustandcs inDeutschland erkenne. Das Kind soll durch Sachverständige in Versailles zur Welt gebracht werden und Sliddcutschland giebt ihm den Namen und übernimmt Pathenstellc bei der Taufe. Wenn Graf Bismarck als Standesbeamter fungiren will, so ist dem Neugeborenen eine kräftige Gewähr für ein gesundes Leben gesichert." (An seincnMinisterIolly.)
Die in Versailles vereinten Fürsten wollten schon amNeujahrstagdcnKönig vonPreußenalsdasOberhauptdes neuenReiches begrüßen. »Alles, was den König persönlich betrifft, ist ihm unangenehm, und besonders wenn Etwas gesagt werden soll, was Zu seinem Lobe dient, so protestirt er dagegen. So war es denn auch zuerst, als ich ihm den Wunsch der Fürsten und meine Gedanken darüber mitgetheilt hatte. Endlich aber sagte er, erwolle selbst einen Trinkspruch auf die Anwesenden ausbringen; dann könne ich ja darauf antworten, aber ganz kurz. Ich bat ihn nun aus Rücksicht auf die Absicht derFürsten.mir wenigstens zu gestatten, das Wesentliche meines Entwurfes mitzutheilen; nachdem es geschehen war.sagte er: ,Nun, in Gottes Namen, wenn Ihr es so wollt, will ich Euch nicht stören; aberwissenwill ich nichts davon, denn man darf nicht glauben, daß ich mir solche Dinge gern sagen lasse.'Als an der Tafel mein Ruf, Hoch lebe Seine Majestät König Wilhelm der Siegreiche' einen begeistertenWiderhall und dreimalige Wiederholung in der nun freudig bewegten Versammlung gesunden hatte,

warder König sehr bewegt, gab mirfreundlich dictzand und sagte-
mir diesehr werthenWorte: ,Nun,Duhast das Beste für die Eini-
gung gethan; Dir gebührt der Dank dafür.' Nur mein Tagebuch
darf die Worte aufnehmen, die mir theuer sind, nicht, weil ich sie
zu verdienen glaube, sondern, weil sie mir eine werthe Anerkenn-
ung für meinen guten Willen sind, der für die That genommen
werden muß." (Tagebuch.) Der Titelstreit (Kaiser von Deutsch-
land oder Deutscher Kaiser) war am siebenzehnten Ianuar, nach
Bismarcks Angabe, nicht zu klaremAbschluß gekommen; derGroß-
herzog behauptet, ihm habe der Kanzler gesagt, „daß der König
den TitelDeutscher Kaiser sanktionirt habe und ermich daher bitte,
diese Bezeichnung zu wählen, wennich nach der Proklamation das
Hoch ausbringe." Nach Friedrichs Erwiderung, der König habe
ihm „sogar den Wunsch ausgesprochen, Kaiser von Deutschland
zu sagen, war der Bundeskanzler ganz außer sich vorAerger und
klagte über den König und über dieNnmöglichkeit, auf solche Art
Geschäfte zu machen, besonders, wenn es sich um große Staats-
aktionen handle, wie heute. Die Züge des GrafenBismarck ver-
riethen mir eine von den tiefen Erregungen, in denen er sogar
dem unzweideutigsten und aufrichtigsten Auespruch mißtraut.
Wenige Minuten nachher hörte man draußen Kommandoworte,
die Wachen präsentirten, die dichtenReihen öffneten sich und der
König trat ein. Er war gekleidet in die Nniform seines Ersten
GarderegimenteszuFuß,wie er stets beigroßenAnlässen zuthun
pflegt; ertrugallemilitärischenOrden und Ehrenzeichen Europas.
Noch selten sah ich den König so ergriffen, daß er den Eindruck
machte, tief gebeugt zu sein. Ich benutzte einen freien Augenblick,
um ihm dieLage zu schildern.DerKönig warsehr ungehalten und
äußerte sich in heftigen Ausdrücken überBismarck. Ich fuchte ihn
dadurch zu beruhigen, daß ich vorschlug, ich wolle das Hoch so aus-
drücken, daß weder die eine noch die andere Bezeichnung genannt
werde; worauf der König etwas unwillig erwiderte: ,Das kannst
Du machen, wieDuwillst, ich werde mich später doch nur so nennen,
wie ich es will, nicht, wie Bismarck es will.' Als (nach der Pro-
klamation) die Reihe an mich kam, rief ich so laut wie möglich in
die harrende, lautlose Versammlung: .Seine Kaiserliche und Kö-
nigliche Majestät Kaiser Wilhelm lebe hoch!' Was sechsfach wie-
derholt wurde. Darauf reichte mir der Kaiser die Hand in äußerst
herzlicher Weise und wandte sich dann an den Kronprinzen, der

von dem Akt so ergriffen war, daß er vor dem Vater das Knie
beugte und seine segnende Hand erbat. Der Kaiser erhob ihn mit
sehr inniger Amarmung und in tiefster Bewegung." (Tagebuch.)
Fürst Chlodwig zu Hohenlohe: «König Wilhelm kann
sich nur schwer entschließen, mit seiner Vergangenheit und den
preußischen Traditionen zu brechen. Nur die Erwägung, dadurch
die militärische Einheit zu fördern und das konservative Prinzip
zustärken, konnte ihn damit versöhnen. Er kam in seinen vertrauten
Gesprächen immer wieder darauf zurück, daß ihm die Annahme
des Kaisertitels entsetzlich sei. In den Konzessionen mit Bayern
scheint man sehr weit gegangen zu sein. Das Zugeständniß der
selbständigen Armee war dem König Wilhelm schwer. Auch der
Kronprinz wollte nicht so viel zugestehen wie Bismarck. Dieser
hatte in Folge eines Gespräches mit dem König sein gewöhnliches
Gallenerbrechen. In München schwanktmanzwischenWollen und
Nichtwollen,zwischenNachgiebigkeitundaltemFamilienstolz.And
schließlich unterwirft man sich aus Furcht. GegendenKaisertitelist
auch Simson; er findet in dem Wort Kaiser ein Fremdwort, von
Caesar, einem Eigennamen, abgeleitet, und ist deshalb dagegen...
Bismarck ist Fürst geworden und wird bedurchlauchtet. Ich war
abends bei ihm und er setzte sich zu mir. Zuerst vertilgte er eine Nn-
zahlAustern, Heringeund Schinken und trankdazuBiermitSoda-
Wasser. Nach und nach wurde ermittheilender und kam auch auf die
Politik zu sprechen. WennBayern in Versailles nicht abgeschlossen
hätte, so würde auf Iahrhunderte hinaus eine feindliche Stellung
zum Süden daraus gefolgt sein... DenFrieden hat das Gewicht
seiner Persönlichkeit durchgesetzt. Das ist umso besser, als Moltke
und seine Antergebenen immer gegen Bismarck raisonniren und
an Allem, was er thut, Etwas auszusetzen haben. Diese beiden
Größen sind schwer zu vereinigen und es ist einsdergroßenVer-
dienste des Kaisers, daß er durch seine taktvolle Liebenswürdig-
keit immer zu Stande bringt, die beiden Herren im richtigen Gleis
zu halten. Auch gehört eine große Selbstverleugnung des alten
Herrn dazu, die Ovationen, die Bismarck und Moltke erhalten,
ohne Neid mitanzusehen." (Denkwürdigkeiten.)
Grotzherzog Peter von Oldenburg: »Bismarck sagte
mir (in Versailles), mit dem bayerischen Minister sei erpersönlich
einig geworden; die Frage sei nur, ob Roon und der König zu-
frieden seien. Er werde seinen ganzen Einfluß einsetzen und, falls

er nicht durchdringe, offen im Reichstag erklären, woran dieVer»
ständigung gescheitert sei, und die Verantwortung von sich ab-
lehnen. Bayern sei auch wegen des Kaisertitels einverstanden. Es
sei wichtig, daß Dies von den Fürsten und nicht vom Reichstag aus-
gehe. Ein Volkskaiser sei gefährlich. DerKönigseikonservativ; ein
alterGraflassesichnichtgernGeneralnennen: so derKönig... Mi-
nister von Lutz erzählte mir, daß Bennigsen und Lasker in Mün-
chen mündlich und schriftlich erklärt haben, der Reichstag werde
bayerischen Sonderwünschen alle Rücksicht zu Theil werden lassen.
DiesesAktenstückhabeerBismarckgezeigt, der sich immer auf den
Reichstag berief. Der Kanzler sei sehr erstaunt darüber gewesen,
habe aber gute Miene zum bösen Spiel gemacht und sich eine Ab-
schrift ausgebeten, um nöthigen Falles sich darauf dem Reichs-
tag gegenüber stützen zu können." (Tagebuch.)
Graf Fred Frankenberg (der als Malteser-Delegirter
der Freiwilligen Krankenpflege ins Hauptquartier der Dritten
Armee geschickt worden war): »Die drei deutschen Könige fehlen
hier in Versailles. AufAntrieb des Kronprinzen hatte man einen
Thron aufstellen und das neue deutsche Reichswappen darüber
anbringen wollen. DerKöniglehnteDiesentschiedenab. Diereich
vergoldetennd geschmückteDecke desPrachtsaalcs istmitFresko-
gemälden bedeckt, die den Ruhm Ludwigs des Vierzehnten, des
^oi-Soleil, feiern. Mir gegenüber entdeckte ich ein Schlachtenbild
mit der Anterschrift ,I.e l?oi orcZonne le passa^e clu KKin'. Mit der
goldenen Caesarenrüstung geschmückt, umgeben von einem strah-
lenden Stab von Generalen und umschwebt von den Göttern des
Olymps, hält der König am Afer des Rheinstroms; Batterien
feuern hinüber und gewaltige Reiterschaaren stürzen sich hinein,
nm das deutscheNferzugewinnen. Ein SturmstolzerFreudeging
durch mein Herz, als ich gerade dieses Bild in diesem Augenblick
und an diesem Ort erblickte. Das prophetische Wort des Großen
Kurfürsten, als er genöthigt wurde, den demüthigenden Frieden
von Saint- Germain zu unterzeichnen, wo er, durch den Franzosen-
könig gezwungen, alle Früchte des herrlichen Sieges von Fehr-
bellin opfern mußte,flammte in meinemGedächtniß auf: tixoriare
aliquiZ nostris ex ossibus ultor! Inmitten des vonWaffen starren--
denFeindeslandes,imAngesicht der nochunbezwungenen, mäch-
tigen Hauptstadt, in der Halle des schlimmsten,grausamsten Fein-

Memorandum.

des des alten Deutschen Reiches ertönt zum ersten Mal wieder der Ruf: Es lebe der Deutsche Kaiser!" (Kriegstagebuch.)
SeitdenTagenLudwigs des Heiligen lebtFrankreich in nationaler Einheit als eine Großmacht; seit ungefähr sechshundertfünfzig Iahren. Fast eben so lange das Habsburgische Kernland Oesterreich; seitOtokar1278auf demMarchfeldfielundseinSohn Wenzel auf die vom Vater begehrten Länder verzichten mußte^ Als der Khan der Krim das Reich der Goldenen Horde zerstört hatte, das Tatarenjoch abgeschüttelt, Nowgorod und Kasan dem Großfürstenthum Moskau unterworfen war, nannte, ums Iahr 1500, Iwan Wassiljewitsch sichGossudar allerReussen; entstand, noch ehe Iwan der Vierte den Zarentitel annahm, ein Russenreich. Großbritanien datirt sein Reichsleben vom Iahr 1603; doch war' England längst eineGroßmacht, bevor derSieg übcrSpaniens Armada ihm die Seeherrschaft sicherte und Schottland ihm vereinigt wurde. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich durch dieUnabhängigkeiterklärung vom Iahr 1776in Daseinsmacht geholfen. Das Deutsche Reich wird am achtzehnten Ianuar 1911 vierzigIahre alt. Darf der Verständige staunen, wenn ersieht, daß dieses junge, mit dem Aufwand von List und Gewalt, sichtbaren und unsichtbaren Opfern zäh widerstrebenden Mächten abgerungeneReich imInneren noch nicht fertig ist und erst zu merken anfängt,daß es sich indasMaßseinesWuchsesdehnenoder schrumpfen und siechen muß? Die Ungeduld, die das Reifen der Früchte nicht abwarten Mag, weckte in Bismarck die Erinnerung an die Knabenzeit, da er im Garten der Eltern täglich die Pflanzen herauszog, um zu sehen,wie dick dieRadieschenschonseien. Erwachsene müßten wissen, daß in vier Iahrzehnten auch unter Germaniens Himmel nicht werden konnte, was anderswo in Iahrhunderten ward. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist tot; nicht erst, seit, am sechsten August 1806, Kaiser Franz, um Oesterreichs Hausmacht zu retten, den Goldreif der Karlinge von der Stirn löste. Der Äcra Caesarea ^sjegtag hatte schon Luther dieWurzel zerschnitten; und Bonapartes Versuch, den abgestorbenen Stamm in ein künstlich erhitztes und von der Hitze ausgedörrtes Erdreich zu verpflanzen, mußte mißlingen. Die Proklamation, die in dem aux Moires äe la Trance geweihten Prunkschloß des Sonnenkönigs verlesen wurde, spricht von der »seit sechzig

Iahren ruhendenKaiserwürde" als von dem „Wahrzeichen alter Herrlichkeit".Dennoch bindetkein dünnes Fädchen das neueReich an das Leintuch, in dem der verlebte Rest des alten ruht (Manchem noch spukend einherzukeuchen scheint). Wohin wäre die alte Herrlichkeit entschwunden, wenn die russische Intervention, bieder Großherzog vonWeimar, mit Wilhelms Billigung, nochamdreizehntenDezember1870 in einem chiffrirtenTelegramm erbat, Ereigniß geworden wäre ? Dann hätte der «morose "König dieReichstagsdeputation nicht empfangen; hätte Alexander Nikolajewitsch diedentscheEinheitzuhindernvermocht.vorderseinemVatergraute, als erzudem GesandtenLamoriciere sprach: „WenneinMann käme, der das selbst Ihrem Napoleon Anerreichbare ausführen könnte, und dieses geeinte Volk in Waffen zur drohenden Gefahr würde,müßtenwirBeideuns dagegen verbünden."NikolaisSohn war nicht der Mann so nervenlosen Handelns; und der hinter Bis - marcksRückengesponnenePlanbliebohneErtrag.Dranzudenken, istnützlich. NurderWaffenerfolg (der vor Paris, gegen die ctelense nationale Gambettas und Trochus, nicht mehr ganz sicher schien) konnte das Reich schaffen; nurderWirthschafterfolg es erhalten. „VorParis nichts Neues": lange hätte der eintönigen Meldung, wie der berliner Polizeipräsident Iedem sagte, auch im Norden der Patriotismus nicht widerstanden; erst die Nachricht von der Beschießung des MontAvron gab derNation den schnellen Pulsschlag der Freude und den Mulh zur Einheit zurück. Hundertdreißigtausend deutsche Männer sind für den Gedanken der teutonica patna gestorben, nicht für den Wunsch, das Imperium der Ottonen und Salier auferstehen zu sehen. Anser Deutsches Reich ist neu. And alle Mächte, die aus unlustigem Auge auf seine Windeln blickten, leben noch. Ein junges Reich ist auch Italien; von den Kleinfürsten aber, die seiner Einung Kosten trugen, von Toskana, Parma, Modena und der Doppelmonarchie des I^e Lomba kaum eine Spur noch geblieben. Den Starken, die PiemontsAufsticgärgerte,demPapstthumunddenHabsburgern, ist Italien noch heute nicht versöhnt. Wir haben Dänemark und Oesterreich,Polen undWelfen, Frankreich undRom gekränkt, viele deutsche Partikularrechte verkürzt, in Rußland und Britanien ruhlosen Neid erwirkt. Die von solchem Arsprung, solcher Wikingergcschichte aufgebürdete Pflicht darf der Deutsche auch an Feier-

lagen nicht vergessen. Ihr Gebot heißt: Bleibet stark! Baut nur auf die eigene Kraft, nicht aufpapierneBündnißverträge, und sorgt dafür, daß diese Kraft, so lange sie haltbar ist, zur Sicherung Eures Kinderlandes ausgenütztwerde.Ihr brauchtnichtfurchtsamzu verschweigen, daß dem deutschen Drang derRaumzu fehlen anfängt. Vierzig Lebensjahre inneren Gedeihens, das, in so engem Zeitraum, ohne Beispiel in der Geschichte irgendeines Volkes ist. Wissenschaft, Technik, Gewerbe, Wehr- und Steuerkraft, Volkszahl und Vermögen: Grund genug zu froher Dankbarkeit. Der vergleichende Blick, der den über das kühnste Hoffen hinaus gesteigertenWohlstand erkennen läßt, lehrt auch, was deutscheMenschen zu wahren, was zu verlieren haben. Trotzdem tägliches Gestöhn, das Millionen arbeitsamer Deutschen die tückische Absicht zutraut, das junge Reichshaus, weil es ihnen noch nicht ganz wohnlich ward, zu zertrümmern? Trotzdem an allen Ecken die Lust, den Gegnern des Gewordenen undmitallenMängelnnochwohlthätig Bestehenden im Wahlkampf dieses Iahres den Sieg zu wünschen? Das istFrevel.der die Fülle des von denVätern mühsam erstrittenen Besitzes verkennt, oder Thorenleichlsinn, der ererbtes Gut, weil ers für unverlierbar hält, kindisch verlüdert. Die Verfassung desDeutschenReiches hat dasVolkzumHerrnseines Schicksals gemacht: und sich selbst, nicht die Institutionen, muß es schuldig sprechen, wenn es sich auch jetzt wieder, wie so oft schon in seiner Geschichte, nicht lange auf der Sonnenhöhe des Glückes zu halten vermag. Seiner Geschichte neuer Abschnitt hat erst begonnen; und zuTrödeln und Bocken, zu Zagheit und Wütherichtaktik bleibt keine Muße.Selber(auch nach Schillers Zeit darf ers rühmend sagen)schufstchderDeutschedenWerth. WillerdasGeschaffene muthwillig nun schmälern? Das Preußische Reich Deutscher Nation hat hundert Wünsche, die längst erfüllt sein müßten, enttäuscht und ist, seit es mündig ward, so unklug regirt worden, daß neben der Bilanz seiner Wirthschaft die der Politik wie ein von spielerischer Hohnsucht ersonnenes Gaukelbild wirkt. Darf mansdeshalb noch schwächen?And geschwächt wird es, wenn seine Fürsten vor Aufruhr zittern, der nur aus trügender Vorstellung her droht, seine Bürger grämlich zetern, seine Feinde derWiderhall solcher Stimmung zu neuer Hoffnung ruft. Vor vierzig Iahren gebar es der Krieg. Nicht so lange mehr währt ihm der Friede.

Die Zukunft.

Chateaubriand in Prag.

i.

AMcas geschieht mit mir? Wo bin ich?" murmelte, langsam
sich fassend, Herr von Chateaubriand. Drängende Töne
umranschten ihn. Hatte Schlaf ihn bezwungen, war es die endlose
Träumerei eines Sechzigers gewesen? Er erschrak, weil sein Herz
ihm nicht gehorchte, und dennoch fiel ein Empfinden ihn an, daß
jetzt oder nie sein ganzes, ihm selbst verhülltes Leben sich auf-
schließen könne. Ihm war, als liege er in seiner Iägeruniform am
Rande des kleinen Waldes bei Namur und sinke tiefer und tiefer,
in Abgründe, der Ohnmacht des Wundfiebers dahingegeben. Er
sah sich als Kind in Combourg, sah seine furchtsame Mutter,
seinen Pater, der in langem Mantel und weißer Zipfelmütze durch
das Gemach ging, stumm und drohend, seine Schwester Lucile,
die Verklärte. Dann gehörten diese aus dem Unsichtbaren flehen-
den Augen der Frau von Beaumont und sie starrten thränend
in die herbstlichen Ruinen des römischen Kolosseums, wo sie,
zwischen Dorngestrüpp und rothen Fingerhüten, von der Erde
Abschied genommen hatten. Leise seufzte Chateaubriand. Als er
in seinem Sofawinkel sich bewegte, zerflossen die Erscheinungen.
Eine Woge schmutzigen Lichtes kroch unstet über die Decke,
über die nackten, getünchten Wände, die Kupferstiche, den Fayence-
osen, die niedere, durch Eisenklammern gegen Gasthausdiebe ge-
schützte Thür. Und mit der flackernden Gluth quoll die Litanei zu
Chateaubriands Fenster, die, ohne daß es ihm deutlich geworden
war, von fern ihn umschwebt hatte. Trüb zog sie ihn abermals in
das Reich der gebundenen Sinne. Er glitt vorwärts und verschob
das Rouleau aus Madapolam. Die Gasse war voll von alten
Männern und Frauen. Zwei Banner und ein Gekreuzigter wan-
delten, hundert Hände trugen Kerzen, an denen der Wind fraß.
Ein heiseres Baßorgan gab das Signal zum Abgesanz der Menge,
dem beständig ein paar Ungeduldige fromm vorauseilten. Zornig
und fremd war die Sprache, in der sie beteten.

Jetzt wußte Chateaubriand, in welcher Stadt er war. Er
fühlte ihre Last, der Niemand zu entrinnen vermochte. Der vom
Schlummer weggelöschte, bleich verdämmernde Nachmittag erstand
vor ihm: graue Thürme, dumpfe Glocken, glitzernde Kapellen,
brennende Ampeln, goldene Schreine, Marmoraltäre, braune, ge-
wundene Säulen, Bischöfe und Engel, die Flammenherzen um-
fingen. Der Schauer des Vergangenen feuchtete seine Stirn, der
Schauer der Grüfte, die ewig warten. Und plötzlich erinnerte er

sich, daß er hierher gekommen war, um, weitab vom Tag, seinen vertriebenen König zu besuchen, Karl den Zehnten mit Marie Karoline, Herzogin von Berry, und ihren schlimmen Abenteuern zu versöhnen. Stiller und stiller wurde es; in der Kirche nebenan erstarb der Büßerchor. Der Lauschende trat in die Mitte der Stube und riß an den Quasten der Klingel. Baptiste, sein Diener, brachte ihm mit pfiffiger Devotion die Lampe und sagte, daß noch eine halbe Stunde Zeit sei.

Herr von Chateaubriand hatte das Profil eines Modells für David, schwarze Brauen, die von schneeigem Lockenhaar abstachen, eine kleine Statur und in seinen Gesten eine brüske Verworrenheit. Während er die Kleider wechselte, sah er, mit nicht sehr aufrichtigem Bedauern, vor seines Geistes Auge das strahlende Paris, die Abbaye-aux-Bois und ihre dritte Etage. Den theuren Namen der R6camier lispelte er vor sich hin. Nur in Nebeln unterschied er das Vestibül, den Schlafraum, die Bibliothek, die Harfe, das Piano und zwei weiße Arme, nur zag noch hörte er Iuliettens gläsernen Sopran eine Romanze singen. Aber da er die Wollust der Entbehrung liebte, war ihm diese Herberge, was Anderen das vermessenste Glück ist. Dem Ahasver verglich ex sich, der nirgends Ruhe hat, und stöhnte über sein Exil wie Cymodocea, die holde Griechin, die nach den Lorberbäumen Messeniens verlangt, seinen Blumenauen und Silberbächen. Das von Fichten und Cedern umdunkelte Haus in Vall6e-aux-Loups hatte er verkauft, weil er, der Misere Frankreichs müde, unter Englands Himmel genesen wolle. And es war seine bitterste Erfahrung, daß ungeachtet der Geschäftigkeit der Herzogin von Duras, durch eine Lotterie ihm das Besitzthum wiederschenken zu lassen, seine Verehrerinnen nur platonische Theil'.mhme bekundeten. Als Minister, als Botschafter hatte er irdischen Triumph und irdische Enttäuschungen kennen gelernt. Ungeberdig hatte er Kapitalien vergeudet, fünsundzwanzig Pferde in seinem Stall gehabt und dann wieder mit der Hoheit eines Bettlers aus Gesinnung Einladungen abgelehnt, weil er zu arm sei, einen Fiaker zu bezahlen. Er haßte die Welt der Vorzimmer, der Boudoirs, der Zeitungen, in die es ihn lockte. Doch er hätte ohne die Feindschaft des großen Napoleon, ohne die Erbärmlichkeit der Bourbonen und seine schimpfliche Verjagung aus den Tuilerien nicht zu athmen vermocht. Iahre lang erwog er Unbill, die man ihm zufügte, und wenn er im Stande war, sie zu vergelten, sank ihm zitternd die Hand. Sein kaltes Urtheil erforschte die Menschen; aber wenn er ihnen gegenüber saß, lobte er sie, weil jeder Tadel, jeder Konslikt die Ent-

fernung verringert. Am eine fatale Stunde zu vermeiden, begab
er sich in unwiderrufliche Knechtschaft. Er scheute die persönliche
Vertraulichkeit, da' ihm nach füns Minuten der Klang seiner
eigenen Stimme hohl und gefährlich schien. Stolz nannte er sich
einen Bruder des Dante, der den Fluch der Einsamkeiten geerbt
hatte. Ohne Hemmung erging er sich in Plagiaten des Ren6, mit
dem er sich selbst umschmeichelte, und es war symbolisch, daß er
nur die Aetnaszene aus seinem Roman wiederholt hatte, als er
später feierlich über die Lava des Vesuv geklettert war. Die Länder,
die er durchstreifte, wurden ihm zu ekstatischen und vielleicht nicht
absichtlos falschen Bildern. Unwirklichkeiten bezeichneten seinen
Pfad, weil er die Erfüllung immerdar verschmähte. Er huldigte
den Sylphen der Luft, vor denen er als zögernder Schüler ge-
schmachtet hatte, den indianischen Odalisken, die er bei den Wassern
Floridas, unter üppigen Magnolien, versäumte, den eitlen Mäd-
chen, die an seinem Ruhm sich sonnten. Leer war es in ihm, als
Frau von Beaumont, schon mit den Stigmen der Schwindsucht
behaftet, in Savigny ihm eines Sommers Zuflucht bot. Voll
Aeberdrusses hatte er sie nach Rom mitgenommen, wo sie ihm
unbequem war; und erst ihr Tod begnadete ihn mit der Fähigkeit,
zu leiden. Mehr Schatten folgten diesem Scheinlebendigen als
irgend einem Menschen sonst. Auf felsiger Insel bei Saint-Malo
hatte er sein Grab sich gewählt. Und nach dem Nichts begehrte
er mit einem Heimweh, dem er viele Zeugen wünschte.

Eine Ahr schlug Neun. Baptiste legte die Pelerine über
Chateaubriands erblindete Orden. In der Thür zum Wein-
zimmer standen Hyacinthe, sein Sekretär, mit der Rosette im
Knopfloch, und Schwartz, sein Lohndiener aus Basel. Aber nicht sie
hatten ihn in die Burg zu begleiten, sondern Iemand, der vom Ende
des Korridors auf ihn zukam und den betreßten Cylinder lüpfte.
Er stellte sich in einer Art Französisch als Schloßlakaien Homolka
vor, war Aspernveteran, roch nach Tabak und hatte, wie er gnt-
müthig salbungvoll meldete, den Befehl, mit dem Herrn aus Paris
deu raschesten Weg zu nehmen.

In der Thorfahrt zuckte eine Oellampe. Alle Gänge waren
finster, verrostete Riegel lagen vor den vergitterten Luken. Höke-
rinnen und Trafikantinnen sperrten ihre Kästen zu. Die tzänser
kauerten wie das Seineviertel zur Zeit der Cholera, der Chateau-
briand jüngst im Entsetzen des Hypochonders nach Gens entflohen
war. Schritt vor Schritt vertiefte sich die Vision, die er kurzsichtig
und noch jäher denn einige Stunden zuvor genoß. Ein Palast aus
gelbem Sandstein tauchte in brüchiger Anmuth auf. Erker und

Lauben, Simse mit Wappen, schräge Pfeiler umringten den Markt. Das Thurmpaar einer domartigen Kirche erdrückte die Dächer, die Patina ihrer Kuppel schwamm in den silbernen Netzen des Mondes. Auf der anderen Seite dehnte sich ein zweiter Platz mit der Kirchentreppe, einer Hauptwach!, einer Votivsäule. Und über iHrer Spitze wuchs ein ungeheures Etwas, eine Stadt über der Stadt, die Masse einer Kathedrale, eine kaum zu ahnende Burgfront, in der irgendwo ein Funke mühsam glomm.
„Es ist sehr steil," brummte Homolka und trottete. Herrn von Chateaubriand schmerzten die Schienbeine; auch schmerzte der Kopf, weil er der Tropen sich nicht entsann, durch die er Karl den Zehnten rühren wollte. Die erhabene Pflicht nahte, die ideale Situation für den Ritter, den Höfling des Ungemachs. Wie Blondel zu Richard Löwenherz, war er zum Schloß der habsburgischen Kaiser gepilgert, die dem Allerchristlichsten König, ihrem Vetter, ein letztes Asyl gewährten. „Sire," wollte er anheben, „sie ist Ihre Tochter. Marie Karolinens Schoß hat Heinrich den Fünften getragen, dessen Scheitel seit Ihrer Abdankung die Krone ziert. Die Orleans, die sie in Blaye mißhandelt, die mich in die Polizeipräfektur eingekerkert haben, verleumden ihre Reinheit."
Denn so begann der Entwurf, den er in der Kalesche ausgearbeitet hatte; und da Chateaubriand sich der Grenzen von Chimäre und Wahrheit nicht bewußt war, hatten auch die übrigen Begebenheiten sich ihm wundersam verändert. Diese kreischende Herzogin mit den blonden Locken und dem winzigen Vogelgesicht, diese echte Prinzessin aus Neapel, die mit einer Bauernschaar im bretonischen Dickicht die Rebellen des „Ivanhoe" nachgeahmt hatte und mit vom Ruß geschwärzten Gesicht in einem Kamin ertappt worden war, wurde ihm zu einer Maria Stuart, einer Mater Dolorosa gar. Und er war bereit, vor ihrem Schwiegervater zu beschwören, daß Graf Lucchesi im Haag, ihr gekaufter Gatte, den sie niemals gesehen hatte, in legitimer Ehe das Kind mit ihr gezeugt habe, das sie vor zwei Wochen in der Zelle von Blaye gebar.
„Dort ist die französische Majestät," sagte Homolka schnausend. Sie waren auf einer granitenen Stiege, die zweihundert Stufen hatte und mit breiter Rampe links, mit friedlichen tzäuschen rechts über eine enge Gasse hing. Chateaubriand blickt: dem Funken entgegen, der jetzt ein starkes Feuer war, auf das Halbrund eines Fensters, wo Kressen und Reben blühten, auf Rollziegel und Schanzmauern. Nun war die Höhe erreicht, Unten gähnte das Thal. Sie passirten ein angebautes Thor. Ein österreichischer Soldat lehnte träg an der Schranke und summte ein Lied vor sich

hin. Die Steine eines viereckigen Hofes dröhnten zu ihren Füßen. Sie durchquerten schweigende Gewölbe, die von plumpen Laternen erhellt wurden. Wiederum ein Hof, in dem ein bronzener Sankt Georg einen Brunnen umritt; die Kathedrale, schwarz wie ein Berg; ein Balkon; ein Portal; Lakaien; eine Freitreppe: da war das Ziel.

II.

Herr von Chateaubriand betastete seine Orden und drapirte seinen Mantel. Strauchelnd ging er ohne Homolka, der sich em» pfohlen hatte, an sechs Kandelabern vorbei ins zweite Stockwerk. Ein Militärposten in weißer Uniform, ein Tuileriengardist, salutirte vor ihm; und nun, wie von einem ärgerlichen Traum gesendet, erschien der Herzog von Blacas, der mit geheucheltem Entzücken ihm die Hand gab. Hinter dem dritten von drei unmöblirten Sälen, die modrig waren wie der furchtbare Eskurial, sprang eine Thür auf; blinzelnd neigte sich Herr von Chateaubriand in seinem Staatsfrack vor der Gesellschaft, die unter dem Lüster gruppirt war, und eine Fistelstimme traf schleppend sein Ohr. „Willkommen," sagte die Stimme, „willkommen, lieber Botschafter! Herr von Blacas hat mich von Ihrem Brief benachrichtigt. Sie werden fatiguirt fein. Setzen Sie sich doch! Was macht Ihre Frau?"

Chateaubriand stammelte nichts als: „Sire!" Er gewahrte zwei entfärbte Augen, eine Stirn von Wachs, ein in seiner Welk» heit noch knabenhaft glattes Antlitz. Der König von Frankreich saß im Sammetjacket über der mit Lilien bestickten Weste, mit schwarzem Moir6band, an dem das Louiskreuz befestigt war, und in den langen Beinkleidern der Dandies beim Whist. Und wie er sich jetzt über die grüne Tafel beugte, zwang er den halb offenen Mund zu einem gefrorenen Lächeln. Sein Partner war der Herzog von Angouleme, sein ältester und nach Berrys Ermordung einziger Sohn, der Graf von Marnes; die Herzogin, Ludwigs des Sechzehnten geweihte Tochter, die Gefangene aus dem Temple, die männliche Antigone, gebrauchte die Karlsbader Kur. Der Herzog hatte die Nase der Familie, ein ausrasirtes Kinn und einen Bart nach londoner Mode, womit er, den Generalsinsignien zum Trotz, einem dünkelhaften Kaufmann aus der City geähnelt haben würde, hätten nicht diese geschwollenen Lider und die schlaffe Anmaßung dieser Lippen die Unzufriedenheit eines Entfürsteten verrathen. Frau von Gontaut, die spitze Gouvernante, knetete ihr Taschentuch. Wie eine Bulldogge stierte Herr von Billatte den

Gast an. Frau von Guiche wandte ihm kokett ihre schon vernachlässigte Medaillenschönheit mit den schweren Haarflechten zu, Herr von Guiche legte hustend die Karten fort, Latil, der Priester mit den aschgrauen Wangen, überschaute die Szene. Der König winkte: und Herr von Chateaubriand blieb allein in seiner Hörweite, während der Whistklub sich flüsternd um den Grafen von Marnes beschäftigte.

„Sire," stammelte der Gast ein zweites Mal und ordnete angestrengt Begriffe und Phrasen. Er sprach mit schlechtester Kunst von Louis Philippe, dem Räuber auf dem Thron, von Deutz, dem Sykophanten, Thiers, dem Charlatan, von einer Mutter, die ihm Briefe für ihre vergötterten Kinder übergeben habe und dank einem nachsichtigen Monarchen und Vater sie bald hier im Saal zu umarmen hoffe. Doch während er sprach, flog sein Geist in die Ferne und zurück zu der Maske da, die noch immer vom selben süßen Lächeln umgaukelt wurde. Die Chronik seiner Begegnungen mit ihr las er in böser Schnelligkeit ab. Er dachte an die Flottenmanöver in Saint-Malo, an einen Grafen Artois, der wie ein Sieger im Pulverdampf stand, einen verwöhnten Don Juan und mit dem weißen, wallenden Busch Heinrichs des Vierten das Emblem des Royalismus. An Thionville und den Aufmarsch der Navarraoffiziere vor einem selbstgefälligen Theaterhelden. An einen bejahrten Emigranten, der blasirt, als habe nichts sich ereignet, in Paris einzog, von einer Deputation zu Pferde begrüßt, der Herr von Chateaubriand sich zuzählte. An die gemeinsamen hundert Tage in Gent und das Hotel der Niederlande; an die verweigerte Audienz nach der Schlacht bei Cadix; an die Krönung in Rheims, der er knirschend entwichen war; an das Scherzwort Karls des Zehnten über einen zu engen Handschuh, das die Mär verursachte, der Gestürzte sei abermals in Gunst; an die Empfänge in Saint-Cloud, an das Gemisch von Hoffart und Laune, das Verderbniß eines in den Antergang taumelnden Geschlechtes. Deckte diese Fassade eine Seele zu? Hatte dieser Greis wirklich vier seiner Blutsverwandten durch die Guillotine verloren, hatte er je in London brünstig vor der sterbenden Polastron gekniet, die, eine Agentin Latils, ihn zum Glauben bekehrt hatte? War er je ins Foyer der Oper gerufen worden, wo sein Sohn Berry zwischen noblen Habitues. Damen in Gala und verstörten Musikanten mit klaffenden Munden gebettet lag? Konnte das Schicksal Spuren hinterlassen, wenn diese Larve so lächelte? Herr von Chateaubriand schluchzte fast gegen seinen Willen heftig auf. Der König fixirte ihn; die entfärbten Augen

zwinkerten. Dann waren sie wieder regunglos; und durch den Saal greinte die schleppende Stimme: „Sie ereifern sich, lieber Botschafter. Ich mutz Sie bitten, die Briefe der Herzogin der Frau von Gontaut einzuhändigen, die weiß, was ihres Amtes ist, Wollen Sie, so fahren Sie zur Dauphine nach Karlsbad. Ich werde mich immer freuen, Sie zu sehen."

Herr von Chateaubriand erhob sich. Der Herzog von Angouleine trat auf ihn zu und fragte nach der spanischen Politik. Frau von Gontaut steckte die Briefe in ihr Ridikül. Frau von Guiche nahm am Whisttisch des Königs Platz. Der Kardinal Latil redete über Pius den Achten. Matter und matter glänzten die Kristalle des Kronleuchters, und alle Gesichter verzerrten sich. Die Fistelstimme sagte: „Auf morgen!" Vor der Thür machte Herr von Blacas mit geheucheltem Entzücken die Honneurs. Der Tuileriengardist salutirte. Die Kandelaber der Freitreppe waren durch sparsame Windlichter ersetzt. Herr von Chateaubriand lief, um Homolka nicht auf den Fersen zu haben. Adler und Trophäen waren ausgespannt, grotze Fledermäuse zischten, vorbei an Häusern, Kirchen und den Hütern eines grauen Palais, zwei Mohren mit Straußenfedern um die Knöchel, zwei grinsenden Mohren in Ketten. Mehrmals verirrte er sich, mehrmals drehte er vergeblich sich um, ob droben der Funke noch leuchte. In krampfhafter Erschöpfung und haltlos vor Grimm, weil er um den sublimen Zweck seiner Reise betrogen worden war, stürmte Herr von Chateaubriand durch die Nacht.

Nun war er vor dem wuchtenden Brückenthurm, nun auf der Brücke selbst. ,,Licut nubes, c^uasi naves, velut umdra", deklamirte er emphatisch zu den Wolken, zum ruhigen Strom. Die Statuen der Heiligen ragten wie ein versteinerter Wald. Bor einem Jüngling schmiegte ein Löwe sich nieder, der ihm wedelnd die Schuhe leckte; Märtyrer wurden in Höhlen gefoltert; um einen versunkenen Mönch mit brechenden Augen wölbte sich ein Reif aus rothen Glassternen; ein goldener Kruzisixus schimmerte, eine Madonna betrauerte den Leichnam des Erlösers. Herr von Chateaubriand geriet!) in schmale Gassen, die tückisch sich zusammenrotteten. Aus einer von Epheu umsponnenen Taverne haschte, unverständlich lallend, eine Dirne nach ihm. Da überraschte ihn sein Name. Ernüchtert und beschämt erkannte er seinen Sekretär, der von der Herberge sorgend ihm nachgegangen war.

Prag. PaulWiegler.

Opernparalipomena.

ie Kritik der Opernsaison muß in Berlin nach anderen Gesichts-
punkten erfolgen als die Bilanzirung des literarischen Theater-
jahres. Dort genügt es, die Auswahl der Stücke zu loben oder zu
tadeln, Vorschläge zu machen, Ansichten zu bekämpfen, den Blick auf
vernachlässigte Kulturen zu lenken und die psychologischen Folgen der
Wechselwirkung von Politik, Geldmarkt und Kunst, die Diskrepanz von
Wollen, Können und Müssen aufzudecken. Auch der Musikreferent
muß den Strom, der thätiges Leben und Leben schaffende Thaten ver-
bindet, verfolgen. Auch er muß die dem guten Willen feindlichen Fak-
toren einem Laienpublikum enthüllen und dürfte eben so wenig wie
sein Kollege das übliche Iammergeschrei erheben, das Elend sei größer
gewesen als je zuvor. Aber unter den heutigen Verhältnissen ist es
oberste Pflicht, die Lebensfähigkeit und Lebenzeugungfähigkeit der Re-
girung des Opernstaates zu untersuchen; denn deren Impotenz zur
systematischen Arbeit ist das Grundübel der Verhältnisse. Unter diese
Perspektive gestellt, entpuppt sich Gutes und Schlechtes als Glücks-
und Mißfall. Erfreuliche Abende verlieren die wahre und tiefere Be-
deutung, weil sie nur die Frucht unerquicklicher, kranker Verhältnisse
und auf das seltene Zusammentreffen günstiger Konstellationen ange-
wiesen sind. Reinhardts Fehlschläge lassen sich durch mißlungene Ver-
suche und nicht eingetroffene Voraussetzungen erklären. Die Erfolge
der Gregor und Hülsen hängen aber mehr als sonstwo von unerwartet
günstigen Stimmungen des Saales und der Bühne ab. Die literari-
schen Mißerfolge sind welke Blätter eines künstlerisch gesunden Stam-
mes. Die Erfolge der Musiktheater frische Triebe eines im Wurzel-
leben faulen Baumes. Darum muß dieser Stamm gefällt und ein
neuer gepflanzt werden. Denn die Entwickelung des Opernlebens hat
sich zu einer Personalfrage zugespitzt, zu einer Frage des Systemes
und der Regirungform.

Theoretisch betrachtet, ist mir die Komische Oper lieber als die
Königliche, weil sie wenigstens nach einem System arbeitet. Das aller-
dings wegen seiner Unvollkommenheit nichts taugt und bis aufs Messer
bekämpft werden muß. Praktisch aber, als Musikliebhaber, ziehe ich
das Hoftheater vor, weil dort die Musik besser davonkommt. Als
Kunstrichter muß ich aber beide Formen verwerfen, weil die königliche
unserem dramatischen Empfinden widerspricht, die gregorianische durch
ihren plumpen Rationalismus die Musik verkümmern und unsere
Ohren darben läßt.

Falsche Wege geht das Königliche Opernhaus. Ihm fehlt die
künstlerisch einheitliche Leitung, die Abhängigkeit von einem Musiker,
der genug Theatergefühl und Theateranschauung hat, um die Oper zu-
gleich als Drama und als musikalisches Kunstwerk zu begreifen. Solche
Naturen sind ungemein selten und seit Wagners Tod allein in Gustav
Mahler verkörpert. Nur sie werden das Musikdrama als organisches

Gebilde empfinden und zum Bühnenleben erwecken; denn nur sie erkennen in der Musik den Ausdruck einer Geste, im Wort die rationalistische Fixirung des Melos, im Bilde die optische Färbung des musikalischen Kolorits wieder. Eine künstlerisch stark empfindende Natur wird, wenn sie schon nicht die Fähigkeiten zur Reproduktion mehrerer Künste hat, sich wahlverwandte Mitarbeiter wählen und aus der Mosaikarbeit der Helfer ein Gesammtkunstwerk zusammenschweißen. Wie chinesische Bilder von mehreren Künstlern gemeinsam gemalt werden; Figuren entstehen, denen Kopf, Hände,'Gliedmaßen von verschiedenen Malern angefügt werden. Durch solche Kunstwerke strömt nicht der Geist des Genies; aber die Begeisterung der Arbeit wird die Kleinarbeit von einer Atmosphäre künstlerischer Einheit umwittern lassen. Hat doch schon in seiner Flugschrift „Das wiener Hofoperntheater" der selbe Wagner, der ein Institut nicht auf den „kontinuirlichen Besitz von Genies angewiesen" wissen wollte, als Ersatz die Zu--sammenarbeit von Orchester-, Gesang- und Szenen-Dirigenten empfohlen. Aber auch diese Form der Leitung ist aus dem Betrieb des Königlichen Opernhauses ausgeschaltet; denn hier walten drei Kapellmeister, betreuen das Orchester und lassen Bühne und Bild dem Hülsen und Herrgott befohlen sein.

Nun ist gerade auf wenigen Feldern so viel Unkraut auszuroden und Saat zu streuen wie auf dem der Opernbühne. Die Wege, die Wagner gewiesen hat, sind für die moderne Regie vielfach Holzwege geworden. Wagner ist in der Geschichte der Szene kein Gipfel, sondern ein Ausläufer, weil er von dem Zeitgeschmack und von seiner Romantik abhängig ist, die sich immer verkörpert sehen will. Darum ist er uns der Vertreter des naturalistischen Meiningerthumes. Nun ist es durchaus kein Zufall, daß in letzter Zeit die Regie immer mehr die Andeutung der Ausführung, individuelles Stilisiren wahllosem Pomp vorzuziehen beginnt. Denn der ganze Stil unseres Lebens verliert immer mehr amorphe Fülle, schließt sich zu kompakten Massen, wird einheitlicher, gradliniger und nähert sich den Formen unserer Stahl- und Eisenkunstwerke; wird immer wahrer, gediegener, aufrichtiger. Das Kleinlich-Barocke fällt und die große, nicht ziellos romantische, sondern begrenzt solide Linie umzirkelt den Fluß des Lebens. Wagners Musik, inszenirt nach der Theorie Apvias und der von Roller und Mahler ausgeübten Praxis, wird Ausdruck modernen Kulturempfindens. Sie ist nicht mehr ein Gegenbild zur Bühne: selbstherrlich ist sie geworden und stilisirtes Bild der szenischen Ereignisse. Licht und Farbe deutet nur an, was die Musik ausführt und vor das Sehcentrum des Hörers plastischer aufbaut, als die Wirkungen des Stromes und Pinsels vermögen. Seit nun aber die wiener Hofoper Herrn von Weingartner auf Treue und Glauben, Gnade und Ungnade ausgeliefert wurde, ruht das Reformwerk vollkommen. Auf dem Theater regirt schließlich nur ein Wesen: die Persönlichkeit des Künstlers. Wo sie fehlt, ist alle Arbeit Stückwerk.

Ich habe aber schon angedeutet, daß die Leitung des Königlichen Operntheaters gar so schlecht nicht sein müßte. Während man von Gregor, selbst von Hermann Oura ein festes Bild gewinnt, schwebt Hülsen noch immer im Dunkel. Sein Wesen läßt sich nicht zu Formeln zusammenschließen, nicht weitläufig analysiren; es sendet wenige Strahlen ans das ihm untergebene Theater aus; unsichtbare Strahlen. Die aber durchdringen den Körper und zeigen die zerfressenen Organe. Hülsen gleicht einem Mann, der in den Tag hinein, von der Hand in den Mund lebt, ohne Beruf, Begabung, Begierden. Ohne Kunstanschauung: ein hoher Dilettant, besser oder schlechter als andere. So wird das Hoftheater zum absoluten Staat, in dem der Fürst nichts versteht und Alles macht; Arbeit vertheilt und schon in der bloßen Bertheilung seine Unfähigkeit beweist.

Wir aber wollen einen einzigen Musiker disponiren sehen. Ein einziger kann den Stil des Ganzen bestimmen, ein einziger kann das untergebene Personal in einem Sinn lenken, ein einziger kann Kunstpolitik treiben, das Leben zügeln und hinschießen, sich zusammenballen und erweitern lassen. Ein einziger Musiker hat Dresden, ein einziger München, ein einziger Wien zu Hochburgen der Opernkunst umgebaut. Das Intendantensystem hat gründlich abgewirthschaftet. Mag der Name bleiben, wenn das Amt sich ändert. Mögen die Musikdirektoren schalten, wenn nur Einer ihren Ehrgeiz zügelt und ihre Kräfte lenkt. Aber, höre ich rufen, ist nicht Gregor ein Musiker, leitet nicht ein Einziger die Komische Oper, erheben dort nicht Alle die Kunstanschauung des Einen zur eigenen? Die Antwort muß lauten: Gregor ist, nach seinem Wirken zu urtheilen, keine Musikernatur. Er empfindet epigonisch, ist Rationalist, sein Herz hängt enger am Drama als an der Musik. Ihm ist sie nur der Ausdruck dramatischer Empfindungen; der finnliche Reiz, die „tönend bewegte Form" (mit Hanslick zu reden) gilt ihm wenig und der Prüfstein für die Aufführung ist allein das Drama. Gregor wendet Wagners Theorie, daß die Musik das Mittel zum Zweck des Dramas sei, auf die ganze Literatur an, die dadurch gräulich dezimirt wird und wenige, erbarmenswerte Proben übrig läßt. Man könnte mit gleicher Berechtigung eine Anthologie nach Motiven, eine Ausstellung nach Sujets ordnen: und würde zum selben Resultat kommen. Daß hier ein Einziger das Theater leitet, ist des Theaters Leid, weil dieser Einzige die Oper nur theoretisch erfaßt. Er, der auf seine Sänger und Dirigenten angewiesen ist, hat noch nie den dann doppelt bedeutsamen Instinkt für verborgene Talente bewiesen. Weil er kein Musiker ist, zieht er einen erträglich agirenden schlechten Sänger einem besseren vor, der gar nicht spielen kann, während mir ein Sänger, der das Ohr beleidigt und den mimischen Sinn durch unpersönliche, unempfundene Bewegungen doch nicht befriedigen kann, schmerzliches Unbehagen bereitet. Ein dramatischer Künstler mit wenig Organ wird ergreifen; auch ein bedeutender Sänger, der sich nur dürftig bewegt. Der Klang der Stimme erweckt nämlich die Assoziationen, wenn auch

nicht die Gefühle des optischen Eindruckes. Aber Mittelmaß in beiden Künsten komplementiert sich nicht zu einer dramatischen Einheit. Wer aber so viel Schatten zeichnet, darf das Licht nicht verwischen; nicht die Hoffnung verleugnen, daß wir noch immer vernachlässigte Kunst bei ihm anzutreffen wähnen. Und wo Gregors Geist das Drama hütet, wo er den hermetischen Verschluß der Kausalitäten bewacht, bringt er platte, rationalistische Einwände zum Schweigen. Wenn er die Szene bebaut, lebt die Welt auf, die ein Dichter hinter den Situationen der Libretti ahnen kann. Gregor ist Künstler, aber nicht Musiker. Seine Regie ist Textbuch-, nicht Opernregie. Das Ohr dient dem Auge, das Auge der Vernunft. Eklektizismus und Kultivirtheit ist sein Kunstvermögen. Haß gegen die Tradition und Schablone, Fleiß am Wochentag: da sind die Triebräder seiner Arbeit. Viel hat er uns gegeben und das Publikum an die Distinktion der Operninszenirung gewöhnt. Aber die Musik schändlich vernachlässigt und das volleAntlitz der Regie, die doch nur Helferin bleiben soll, zugewendet. Durch übertriebenen Rationalismus die Gesetze der Opernregie verletzt, den Geschmack an einfältigeren Szenenbildern verdorben und Bühnengourmets gezüchtet. Gregor ist ein Exponent unserer Generation, ein Empfinder von Kulturen, ob sie sich nun in der Musik, im Bild, im Drama äußern. In ihm wirkt die Synthese aller Triebkräfte der Zeit. Doch die Aufnahmefähigkeit genügt nicht zur Ausübung von Künsten, dieses Empfinden, das sich auf alle vertheilt, statt sich auf eine zu konzentriren. Reinhardt symbolisirt die Kraft, Gregor den Verfall eines Kulturabschnittes. Iener ist der Schaffende, Dieser der Epigone. Die Atmosphäre der Komischen Oper ist die unserer Kultur; sie faßt die Lebensluft des Snobs, des Philisters mit Kunstambitionen, des Bourgeois, der die Kurse des „guten Europäerthums" aufzeichnet, des Durchschnittsmenschen mit Formsinn nnd Assoziationvermögen. Hier wittert er wahlverwandte Triebe und das Blut zeitgenössisch empfindender Menschen; hier findet er aber nicht die Kraft, aus Lebenssäften Leben zu formen. Und nun geht Herr Gregor nach Wien und die Komische Oper wird eins von vielen Operettentheatern.

Kultivirtheit der Bühne ist für die oberen Tausend oonäitio sins yua nou geworden. Im Deutschen Theater hat sie sich den Bedürfnissen des Schauspiels und der Literatur, von der sie stammt, angeschmiegt. In der Komischen Oper gewann sie kein Verhältniß zur Musik. Auf Kultur dieser Art wollen wir aber auch dann nicht verzichten, wenn uns eine Operndirektion durch allerlei Vorzüge besticht. Und daß diese Kultur bei Gnra zu fehlen scheint, drückt die Hoffnung nieder, die ich auf diese echt theatralische und echt musikalische Natur gesetzt hatte. Den tiefsten Punkt erfühlen: Das scheint seiner Kraft versagt zu sein. Vielleicht ist es Unrecht, von seiner Sommerarbeit Rückschlüsse auf sein Talent zu ziehen. Wenn aber Gura in Berlin einmal ein Musiktheater leiten wird, so wird es jedenfalls ganz Musiktheater sein. Er hat Instinkt für Gesangstalente, eine starke Regiebegabung und viel-

leicht auch Witterungvermögen für die idealen Bedürfnisse einer noch
raren Menschenklasse. Er reproduzirt die Oper aus dem Geist der
Musik und sucht sogar die Linien der Melodie nachzuziehen. Den
hübschesten Einfall hatte er auf der Festwiese in einer von Iugend und
Glanz beschwingten Meistersinger-Vorstellung. »Das Nebenthema des
Walzers wurde durch ein junges Mädchen, von anderen, die das
Hauptmotiv tanzten, umringt, dargestellt, das sich in den Hüften wiegte
und das Schwebende, Träumerische der Melodie unaufdringlich und
doch deutlich vors Auge brachte.
Ich habe Gura in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen, weil
er, ein Außenseiter des Operntreibens, meinen Wünschen im Prinzip
am Nächsten kommt. Er ist Musiker (leider nicht Dirigent), ein Re-
gisseur von ungewöhnlichen Fähigkeiten, scheint Kunstbegriffe erwor-
ben zu haben und den Bühnenstil ernster und heiterer Musik zu emp-
finden. Er hat nicht das Genie, alle Funktionen in sich zu vereinen, ist
aber der Mann, Kräfte anzuziehen und den Kontakt mit dem Diri-
genten herzustellen. Ob er begabt ist, seinen Willen zu suggeriren,
Menschengestaltungen zu beeinflussen, Individualitäten nicht in den
Himmel schießen zu lassen und in das Ensemble einzubiegen, kann erst
ein voller Winter, eine Serie selbständiger Schöpfungen beweisen.
Bleibt nun Alles beim Alten? Der Zufall ist weiter der wahre
Regent; und Pessimisten werden Recht behalten, wenn in den Kreis
der Erscheinungen nicht Einer tritt, in dem die dem Musikdrama un-
entbehrliche Trinität Ereigniß wird. Und dieser Eine ist unter den
Lebenden: Gustav Mahler. Felix Stössinger.

Sieben Kreuzer.

as haben die Götter gut gemacht, daß, auch der arme Mensch
lachen kann! Nicht blos Weinen und Greinen tönt aus den
tiefliegenden Wohnungen, sondern auch herzliches Lachen. Der Arme
lacht sogar oft, wenn er eher Grund zum Weinen hätte.
Ich kenne die Welt. Die Generation der Soos, der mein Vater
entstammt, hat die schwerste Noth gelitten. Mein Vater war damals
Taglöhner in einer Maschinenwerkstatt. Er brüstet sich nicht mit dieser
Zeit. Keiner von uns thuts. Und es ist doch wahr. Wahr auch, daß
ich nie in meinem künftigen Leben so viel lachen werde, wie ich in
diesen paar Iahren meiner Kindheit gelacht habe. Wie sollte ich auch,
da ich keine rothwangige, heitere Mutter mehr habe? Die konnte so
süß lachen, daß aus ihren Augen schließlich die Thränen quollen und
ein Husten sie packte, der sie beinahe erwürgte. . .
Und selbst sie hat nie so gelacht wie damals, als wir einen Nach-

mittag damit verbrachten, zu Zweien sieben Kreuzer zu suchen. Wir
suchten und fanden auch. Drei in der Schublade der Nähmaschine,
einen im großen Kasten; die übrigen kamen schon schwerer zum Vorschein.
Die ersten drei Kreuzer fand meine Mutter noch selbst. Sie
meinte, noch mehr in der Lade der Nähmaschine zu finden, denn sie
pflegte für Geld zu nähen, und was man ihr bezahlte, legte sie immer
dort hinein. Mir war diese Schublade eine unerschöpfliche Goldgrube,
in die man nur zu greifen brauchte. Ich war auch ganz erstaunt, als
meine süße Mntter sucht und sucht, Nadel, Fingerhut, Scheere, Bandenden, Schnüre, Knöpfe, Alles durcheinanderwühlt und mit einem
Mal verändert ruft: „Sie haben sich verkrochen!"
„Wer denn?"
„Die Kreuzer", sagte auflachend meine Mutter. Sie zog die Lade
heraus. „Komm doch, mein Söhnchen; wir müssen die Kreuzerlein
finden."
Sie hockte sich auf die Erde hin und stellte die Lade so, als fürchte
sie, daß die Gelder davonfliegen; wie man mit dem Hut Schmetterlinge
fängt, so schien sie die Münzen fangen zu wollen. Man mußte darüber lachen.
„Da sind sie! Drin sind sie!" Sie kicherte und beeilte sich nicht,
die Lade zu heben. „Einer muß wenigstens drin sein."
Ich hockte mich auch nieder und paßte auf, ob nicht irgendwo ein
glänzendes Geldstück hervorkrieche. Nichts. Ganz fest waren wir ja
auch nicht davon überzeugt, daß Etwas drin sei.
Wir schauten einander an und lachten über den kindischen Spaß.
Ich griff nach der Schublade.
„St!" machte die Mutter, um mich zu erschrecken. „Langsam!
Die brennen am Ende durch! Du weißt noch nicht, was für ein behendes Thier der Kreuzer ist. Der läuft gar schnell. O, wie der rollt . . ."
Wir schüttelten uns vor Lachen. Gar zu oft hatten wir ja schon
erfahren, wie rasch der Kreuzer rollt.
Als wir uns ausgelacht hatten, streckte ich wieder meine Hand
aus, um die Lade umzustülpen. Wieder schrie die Mutter mich an.
Ich erschrak und zog die Finger so schnell zurück, als wäre ich dem
Herdfeuer zu nah gekommen.
„Gieb Acht, kleiner Verschwender! Er gehört uns nur so lange,
wie er da unten ist. Laß ihn dort lieber noch ein Weilchen. Ich will
waschen; dazu brauche ich Seife, die kostet mindestens sieben Kreuzer.
Drei habe ich schon; nun brauche ich noch vier; und die sind da in
dem kleinen Gehäus; wohnen drin, wollen sich aber nicht stören lassen.
Dann werden sie böse und gehen schnell, auf Nimmerwiedersehen, fort.
Geld ist stolz; man muß es behutsam behandeln: es fordert Respekt
und ist so leicht beleidigt wie ein feines Fräulein. Weißt Du nicht
irgendeinen Lockvers, mit dem man das Zeug aus seinem Schneckengehäus locken könnte?"

Lachend sang ich: „Onkel Geld, komm doch heraus, draußen brennt Dein feines Haus." Und kippte das Haus um. Da lagen nun allerlei schmutzige Reste. Geld? Nichts.
Mit unmuthig emporgezogener Lippe kramte die Mutter in dem Zeug herum; vergebens. „Wir hätten die Lade auf den Tisch stellen sollen", sagte sie, „dann hätte sie, schon der Ehre wegen, auch wohl Geld herausgerückt. Aber wir haben ja keinen Tisch. " Sie zerbrach sich den Kopf. Wohin konnte sie das Geld gethan haben? Sie wußte es nicht.
Mir jedoch ließ es keine Ruhe. „Muttchen, ich weiß einen Platz, wo ein Kreuzer ist."
„Wo denn? Schmilzt er auch nicht wie der Schnee?"
„Im Glaskasten in der Schublade wars."
„Anseliges Kind! Noch ein Glück, daß Du es nicht früher gesagt hast! Sonst hätten wir auch Das nicht.
Wir standen «uf und gingen zum Glaskasten hin, der schon längst keine Glasscheibe mehr hatte. In der Schublade war der Kreuzer. Seit drei Tagen wollte ich ihn von dort weggrapsen, wagte es aber nie, trotzdem ich mir so gern Zucker kaufen wollte.
„So; nun sind schon vier Kreuzer da. Gräme Dich nicht, mein Söhnchen: jetzt haben wir die größere Hälfte. Brauchen nur noch drei. Und haben wir diese vier in einer Stunde zusammengesucht, finden wir die drei auch bis zur Iausenzeit. Dann kann ich noch eine Lage bis zum Abend waschen. Komm nur schnell; vielleicht giebt es in den anderen Schubladen noch welche."
Das wäre fein gewesen! Der alte Kasten hatte seine Iugend in einem Haus verlebt, wo es viel zu verstecken gegeben haben mag. Bei uns war er dann verarmt, von Würmern zerfressen und gichtbrüchig geworden.
Die Mutter hielt jeder Lade eine kleine Predigt.
„Das war ein reicher Kasten; war einmal. Der da hatte nie was. Der lebte immer von Kredit. Na, Du böse, eklige Bettlerin? Hast auch keinen Kreuzer. Der da wird nie einen haben. Und dieser soll auch nie einen haben, weil er jetzt, wo man mal Etwas von ihm wünscht, nichts herausrückt. Der unterste hat das Meiste!" Lachend schrie sies: der unterste Kasten war ohne Boden. Den stülpte sie mir über den Kopf, Wir lachten, daß wir uns auf die Erde setzen mußten.
„Warte nur", sagte sie plötzlich; „wir werden sogleich Geld haben. In den Kleidern Deines Vaters muß was stecken."
In die Wand waren Nägel geschlagen; an denen hingen die Kleider. Und als meine Mutter in die Tasche griff: gleich kam ihr ein Kreuzer in die Hand. Sie wollte ihren Augen kaum trauen.
„Ich Habs!" schrie sie. „Wie viele sinds denn schon? Kaum noch zu zählen. Fünf! Wirklich: fünf! Nun brauchen wir nur noch zwei. Wo fünf sind, kann man auch zwei noch haben."
Gar emsig suchte sie alle Taschen durch; leider vergebens. Sie

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.74 1911.

View full catalog record

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

  Partner login required

  Partner institution members: **Login** to download this book.

  If you are not a member of a partner institution,
  whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086242

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067086242?urlappend=%3Bseq=105

Embed this book

About versions

Version: 2012-02-20 12:18 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

Lachend sang ich: „Onkel Geld, komm doch heraus, draußen
brennt Dein feines Haus." Und kippte das Haus um. Da lagen nun
allerlei schmutzige Reste. Geld? Nichts.
Mit unmuthig emporgezogener Lippe kramte die Mutter in dem
Zeug herum; vergebens. „Wir hätten die Lade auf den Tisch stellen
sollen", sagte sie, „dann hätte sie, schon der Ehre wegen, auch wohl
Geld herausgerückt. Aber wir haben ja keinen Tisch. " Sie zerbrach
sich den Kopf. Wohin konnte sie das Geld gethan haben? Sie wußte
es nicht.
Mir jedoch ließ es keine Ruhe. „Muttchen, ich weiß einen Platz,
wo ein Kreuzer ist."
„Wo denn? Schmilzt er auch nicht wie der Schnee?"
„Im Glaskasten in der Schublade wars."
„Anseliges Kind! Noch ein Glück, daß Du es nicht früher gesagt
hast! Sonst hätten wir auch Das nicht.
Wir standen «uf und gingen zum Glaskasten hin, der schon längst
keine Glasscheibe mehr hatte. In der Schublade war der Kreuzer. Seit
drei Tagen wollte ich ihn von dort weggrapsen, wagte es aber nie, trotz-
dem ich mir so gern Zucker kaufen wollte.
„So; nun sind schon vier Kreuzer da. Gräme Dich nicht, mein
Söhnchen: jetzt haben wir die größere Hälfte. Brauchen nur noch drei.
Und haben wir diese vier in einer Stunde zusammengesucht, finden
wir die drei auch bis zur Iausenzeit. Dann kann ich noch eine Lage
bis zum Abend waschen. Komm nur schnell; vielleicht giebt es in den
anderen Schubladen noch welche."
Das wäre fein gewesen! Der alte Kasten hatte seine Iugend in
einem Haus verlebt, wo es viel zu verstecken gegeben haben mag. Bei
uns war er dann verarmt, von Würmern zerfressen und gichtbrüchig
geworden.
Die Mutter hielt jeder Lade eine kleine Predigt.
„Das war ein reicher Kasten; war einmal. Der da hatte nie was.
Der lebte immer von Kredit. Na, Du böse, eklige Bettlerin? Hast auch
keinen Kreuzer. Der da wird nie einen haben. Und dieser soll auch nie
einen haben, weil er jetzt, wo man mal Etwas von ihm wünscht, nichts
herausrückt. Der unterste hat das Meiste!" Lachend schrie sies: der
unterste Kasten war ohne Boden. Den stülpte sie mir über den Kopf,
Wir lachten, daß wir uns auf die Erde setzen mußten.
„Warte nur", sagte sie plötzlich; „wir werden sogleich Geld
haben. In den Kleidern Deines Vaters muß was stecken."
In die Wand waren Nägel geschlagen; an denen hingen die
Kleider. Und als meine Mutter in die Tasche griff: gleich kam ihr
ein Kreuzer in die Hand. Sie wollte ihren Augen kaum trauen.
„Ich Habs!" schrie sie. „Wie viele sinds denn schon? Kaum noch
zu zählen. Fünf! Wirklich: fünf! Nun brauchen wir nur noch zwei.
Wo fünf sind, kann man auch zwei noch haben."
Gar emsig suchte sie alle Taschen durch; leider vergebens. Sie

fand nicht einen einzigen. Der beste Spaß lockte keine zwei Kreuzer
mehr irgendwo hervor.
Schon brannten große rothe Rosen auf dem Gesicht meiner
Mutter. Sie hatte sich aufgeregt und mehr getummelt, als ihrer Ge-
sundheit gut war. Die Iausenzeit kam und ging vorüber. Gleich ist
der Abend da. Der Vater braucht für morgen ein Hemd: und sie kann
nicht waschen. Das bloße Brunnenwasser nimmt den öligen Schmutz
nicht heraus.
Da schlägt die Mutter sich vor die Stirn:
„O ich Schaf! Meine eigene Tasche hatte ich gar nicht durch-
sucht!" Ietzt thnt sies; und siehe: auch dort findet sie einen Kreuzer;
den sechsten. Nur einen noch! Das Fieber packt uus.
„Zeig Deine Taschen, Iunge! Vielleicht ist da auch einer drin."
Meine Taschen! Die kann ich wohl zeigen. In denen ist nichts.
Schon dämmerts. Nur sechs Kreuzer; nicht viel besser, als
hätten wir keinen. Sieben kostet die Seife. Beim Iuden haben wir
keinen Kredit. Die Nachbarn sind gerade so arm wie wir. Und wir
werden doch nicht um einen Kreuzer betteln! Was blieb? Wir mußten
über unser Elend aus vollem Herzen lachen.
Da stellt sich ein Bettler ein. Mit singender Stimme lamentirt
er uns vor.
Meiner Mutter wurde beinahe schwindelig: so mußte sie lachen.
„Geben Sie sich keine Mühe, guter Mann! Den ganzen Nachmittag
quäle ich mich hier herum, weil ich den einen Kreuzer nicht habe, den
ich brauche, um ein halbes Pfund Seife kaufen zu können."
Der Bettler, ein alter Mann mit gutmüthigem Gesicht, staunt
sie an. „Einen Kreuzer?"
„Ia."
„Den gebe ich."
„Das wäre schön: von einem Bettler ein Almosen!"
„Laß gut sein, meine Tochter, mir fehlt der eine Kreuzer nicht.
Mir fehlt nur Eins noch: die Schaufel Erde. Dann wäre Alles gut."
Er gab mir den Kreuzer in die Hand und torkelte hinaus.
„Na, Gott sei gelobt", sagte die Mutter, „jetzt lauf nur ..." Da
stockte sie einen Augenblick; dann fing sie aus vollem Hals zu lachen
an. „Das Geld ist zur rechten Zeit beisammen! Ich kann ja heute gar
nicht mehr waschen. Es ist schon finster und ich habe kein Oel in der
Lampe."
Sie erstickte beinahe vor Lachen. Es war ein böser, mörderischer
Anfall. Als Zch sie, die das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und hin
und her schwankte, stützen wollte, rann etwasWarmes aufmeineFinger.
Es war Blut; das theure, heilige Blut der Mutter. Und wie
hatte sie gelacht! Selten hört man aus eines Armen Mund solches
Gelächter. ZsigmondMorics.

Reinhardts Räuber.*)

ies Stück ist kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen und Dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer." Das hat von den .Räubern' Schiller selbst gesagt. Ts kann immer nur für schlechte Bühnen wahr gewesen sein. Nie aber ist es weniger wahr gewesen als im Deutschen Theater. Da.saßen wir füns Stunden zitternd, glühend und unersättlich, wie am ersten Tag, vor diesem Drama. Dem Dichter, selbstverständlich, zum Mindesten den halben Dank. Nur daß eben doch ein Kerl wie Reinhardt nöthig war, um uns die zeitgebundenen Theile zu beleben und mit den ewig giltigen auf einen Ton zu stimmen. Für diesen Ton gabs keine Wahl. Es mußte der Ton der Iugend sein, der überschwänglich tobenden, himmelhoch jauchzenden, anarchisch kühnen Iugend aller fruchtbaren Epochen. Er umbrauste uns an jenem Abend mit der Gewalt von Donnerhall und Schwertgeklirr.

Die Szenen, die sich da in schnellster Aufeinanderfolge abrollen, entstammen wesentlich der ersten Fassung. Die zweite hat Reinhardt einzig für den vierten Akt herangezogen. Der Vortheil ist, daß Hermann eine Art Entwickelung hat. Dafür muß Manches fallen, was wohl nicht nur für mich mit unvergänglichen schauspielerischen Erlebnissen verknüpf! ist. Es mag fallen; denn wen möchte Einer, der Matkowsky sah, noch die väterliche Erde küssen sehen? Das Gesammtbild tritt jedensalls in vollem Glanz heraus. Es ist, trotz allem Glanz, mit ungeheurer Sachlichkeit gemalt. Um ihretwillen werden sogar erlaubte Effekte verschmäht. „Wie herrlich die Sonne dort untergeht!" heißts

*) Ein Stückchen aus dem (bei Erich Reiß erscheinenden) Buch „Max Reinhardt", in dem, mit tapferer junger Begeisterung, der Versuch gemacht wird, aus einer Kritikenreihe wie von selbst das Bild des stärksten deutschen Theaterleiters sich gestalten zu lassen; aus einem Buch, dem die beste Eigenschaft, Liebe zum Objekt, auch der im Einzelnen anders Empfindende nicht absprechen kann. Diese Liebe ist nicht blind; giebt sich manchmal allzu merkbare Mühe, nicht blind zu scheinen. Das hübsch ausgestattete Buch bringt ein chronologisches Verzeichniß aller Dramen, die unter Reinhardts Direktion in Berlin aufgeführt worden sind, und fünszehn Szenenbilder von Czeschka (Lear), Ludwig von Hofmann (Aglavaine und Selysette), Knoetel (Prinz Friedrich von Homburg), Orlik (Wintermärchen), Roller (Faust), Walser (Romeo und Iulia). Die Skizzen geben auch dem Fernen eine Vorstellung von der szenischen Kunst des Deutschen Theaters und können zur Zerstörung des Aberglaubens beitragen, daß da mit aufdringlich grellem Pomp, etwa nach dem berüchtigten Beerbohmmuster, und ohne Ehrfurcht vor der Hirnwelt des Dichters gewirthschaftet werde.

an der Donau. Ieder Regisseur gießt hier ein violettes Glühlicht auf die Waldlandschaft und auf den beichtenden Kosinskh. Bei Reinhardt hat den Sonnenuntergang die Phantasie zu leisten. Bei ihm giebts keinen Abweg von dem einen Ziel: den beiden gleichen Hälften dieser .Räuber', der gräflich atheistischen und der revolutionären Banditen-Tragoedie, zu gleichem Recht zu helfen.
Schief; Moor wird ganz lebendig. Dieser konventionell-langweiligc Tummelplatz eines hilflosen Theatergreises und der bedauern?-wertesten Sentimentalen hat hier schon szenisch Farbe, Stimmung und fast so Etwas wie Geschichte. Das unwohnliche Wohngemach, hinter dem sich von links und rechts die Bildergalerie entlangzieht und von dessen Mittelthür ein schmaler Gang in Franzens Zimmer läuft; dieses Zimmer, das mit unheimlichem Geräth die Sinnesart seines Besitzers kündet; des alten Moor rothausgeschlagener Ruheraum, der in seiner Enge und dank dem alterthümlichen Klavier ein Ort der Kunst und der Behaglichkeit sein könnte: an allen diesen Stätten hausen leibhafte Menschenkinder, Herr Schildkraut hat als alter Moor zum Glück nicht den gebrechlich-breiigen Gemütston, in dem sämmrliche Besonderheiten untergehen. Wenn Schillers Drama wider die Tyrannen loszieht: Einer von ihnen wird wohl dieser alte Moor sein. So ist es auch gewiß gemeint, weil ohne eigenes Verschulden und ohne Angst vor der Vergeltung der Graf nicht so schnell den plumpsten Verdächtigungen Glauben schenken würde. Herr Schildkraut vereinigt Sicherheit der Haltung, leichte Beschränktheit, Herzensgüte und einen Rest von Iähzorn zu einer Studie, die seit dem Shylock zum ersten Mal wieder seinen alten Ruf rechtfertigt. Den hergebrachten Iammermann würde der Schreck ja wirklich töten. Dieser Alte wird erst im Hungerthurm gebrochen und hat für diesen Zustand onomatopoetische Thierlaute, die um so mehr ergreifen, als man ihn kurz vorher noch mit Verständniß und Genuß Amalias Gesang hat lauschen sehen. Dieser meist fortgelassene Gesang ist auch eins von den Mitteln, durch die sowohl die Zeit wie die bestimmte Sphäre des Hauses Moor vergegenwärtigt wird. Fräulein Höflich übt ihn erst am Klavier und dann zur Laute und ist kunstlos genug, um keiner zünstigen Sängerin zu gleichen, kunstvoll genug, um unseren Ohren eben so wohl zu thun, wie sie den Augen immer wohlthut. Den alten Moor hat vor Herrn Schildkraut Mitterwurzer schon gerettet; Amalia von Edelreich hat schwerlich je zuvor so menschenähnlich ausgesehen und geschrien. Wenn dies herzhafte Edelfräulein Hermann, mein Rabe, liebt, so ist es einmal nicht der Gegensatz, der anzieht. Auch Herr von Minterstein befreit seine Figur aus der Schablone. Blind, wie er vor Rachsucht aus verschmähter Liebe ist, und ohne die Fähigkeit geistiger Selbstkontrole läßt er sich übertölpeln. Das wird mit leisen Strichen so glaubhaft gemacht, wie irgend möglich ist. Aber schon mitten in der hergeleierten Zweckrede überkommt ihn sichtlich Reue, die eine erzieherische Wirkung für ihn hat. In jener eingeschobenen Szene des vierten Aktes, wo sich, nach

Schillers Wort, die beiden Schurken an einander zerschlagen, wird der Schurke Hermann nur zerschlagen, um noch ein Mann zu werden. Herr von Winterstein hat hier die entschlossene Rauheit, di« Hoffnungen für Hermanns Zukunft weckt. Am ersten Abend folgte das Einschiebsel der Szene, wo der alte Daniel den Räuber Moor erkennt. Da Hans Pagay dieser treue Schaffner war, kann man sich denken, welche Perspektive patriarchalischen Verhältnisses vom Herrn zum Diener sich damit ergab. So kam Eins zum Anderen, um Schloß Moor von allen Seiten zu beleuchten. Um es aber nicht für sich allein bestehen zu lassen, um Fäden auch ins zugehörige Dorf zu spinnen, hatte man den Pastor Moser aufgeboten: Herr Steinrück wetterte aus Leibeskräften, wie um zugleich den Aerger loszuwerden, daß er nicht Franzens Rolle spielen durfte.

Der Franz des zweiten Abends war am ersten Abend Spiegelberg. Herr Moissi sprüht von Komoedienfreude uitd überträgt sie mühelos auf Partner wie auf Publikum. Sein Spiegelberg schillert in tausend Lichtern und hat ein Tempo der Zunge und eine Beweglichkeit der Glieder, daß die Bühne selbst zu tanzen scheint. Dieses Lümpchen ist ganz gewiß aus einem edlen Haus. Man wäre gar nicht überrascht, ihn plötzlich Kosinskys Vergangenheit als seine eigene schildern zu hören: so rassig und kulturvoll wirkt diese farbenfröhliche Romanenkunst. Noch in den späteren kleinen Szenen und in den kürzesten Repliken ist jedes Wort von bezwingender Mächt; um wie viel mehr die Aufreizung zum Räuberthum! Es war qm zweiten Abend nachzuprüfen, daß der gewaltige Premiereneindruck der Libertinerszene dem Spiegelberg von Moissi zuzuschreiben war. Der plebejischere und doch nicht komischere Gaunertypus des Herrn Biensfeldt kann ihn nicht ersetzen. Das ist der eine Grund, warum es bei der ursprünglichen Gruppirung bleiben sollte. Der zweite Grund ist, daß im anderen Fall Herr Moissi und nicht mehr Paul Wegener Franz ist. Der Franz von Moissi ist durchaus nicht ohne Reiz. Sich selbst den schillerischen Steckbrief auszustellen, hätte er keinen Anlaß; er läßt ihn weg. Die Fahlheit des mageren Gesichtes, das Grinsen des dünnen Mundes, ein unsicherer Blick aus kleinen Augen, der schleifende Gang der eingeknickten Beine: Das reicht aus, um ihn auch ohne Hottentotenmaul von seiner Schönheit unbefriedigt sein zu lassen. Aber mehr noch als der Körper wird die Seele der Gestalt gemildert; und hierin scheint mir doch die Grenze überschritten. Dieser Franz Moor hat Charme. Er konversirt berückend, um uns die Wirkung auf den Vater zu erklären, und hat uns unversehens selbst berückt. Das ist die Canaille? Das ist ein netter, von Haus aus gutartiger Bursche, zu dem es gar nicht paßt, wenn er nach einem alten Mann mit Füßen tritt, der kindisch schmollt, wo er Skorpion sein sollte, und den man gern zärtlich und hilfreich streicheln möchte, sobald das unverdiente Schicksal ihn ereilt. Da ist Wegeners Franz von anderem Schlag. Zu Dem faßt man kein Herz. Der regelrechte Wüterich, mit rothem Schopf, mit breiter Fresse und Gallen-

farbe. Wegener ist der Ansicht, daß Franz Moor, bei dessen Gestaltung Schiller, nach seinem eigenen Bekenntniß, den Menschen überhüpft hat, menschlich gar nicht zu erklären ist, und weist ihn drum ins Reich der Unzurechnungsfähigkeit. Wegener giebt ein Krankheitbild, dem, bei allen pathologischen Kinkerlitzchen, ein großer Zug ins Wüste nicht gut abzusprechen ist. Das Unglück ist nur, daß die Bühne anderen Kunstgesehen unterliegt als Malerei und Plastik. Grell, graß und kreischend, ein Plakat, illuminirt und fresko, steht dieser Franz auf Anhieb da. Füns Dramenakte aber leben von Bewegung, von Abwechselung, von Steigerung. Wegener, ein Bischen trocken, glanzlos, undurchsichtig, bleibt dieses Alles leider schuldig. Dennoch ist ein beängstigender Coulissenstürmer nicht allein schillerischer als Moissis sanster Knabe, sondern auch glücklicher im Stil der Aufführung und, namentlich, in seinem Uebermaß ein Ausgleich zu Herrn Beregis allzu maßvollem Karl. Mehr freilich wäre diesem Karl nicht vorzuwerfen. Er ist kein Ungeheuer. Die flammend ungestüme Gesetzlosigkeit des Räuberhauptmannes ist ihm nicht gerade zuzutrauen. Aber es ist eine Tugend, daß er sie auch nicht forcirt. Ihm genügts, ein Mensch zu sein: ein lyrisch« sentimentaler, weltschmerzlich angehauchter, dabei doch feurig starker, edler, schöner Menjch; nur eben gar kein Titanide.

Ietzt glaubt es oder glaubt es nicht: daß weder Franz noch Karl uns ganz befriedigt, thut der Gewalt von Reinhardts Leistung keinen Abbruch. Ihm heißt das Drama nicht nach einem von den Mooren, sondern schlechtweg: Die Räuber. Auch hier sind Einzelheiten leicht zu kritisiren. Schweizer könnte jünger, Roller saftiger, Kosinsky hingerissener sein. Was thuts! Die Masse lebt in wunderbarer Gluth. Gesellen wie Spiegelberg und Schufterle verschwinden in der Schaar der Gutgesinnten. Sie hausen Tag und Nacht in einem Wald, der gar nicht aufzuhören scheint. Man blickt in dunkle Tiefen. In den Wipfeln sitzen Wachen. Sie geben Zeichen, da Roller im Triumph empfangen werden soll. Von allen Seiten taucht es raunend und rufend auf und ballt sich rasch zusammen. Dann wälzt sichs wie ein mächtiger Leib vom Berg herab und jubelt wie aus einer Riesenkehle. Man muß an sich halten, um nicht begeistert mitzuschreien. Das Räuberlied ist sonst im schlechten Sinn Theater. „Wenn ich nicht irre, hörten wir geübte Stimmen Chorus singen." Bei Reinhardt ist es ein Naturereignis;, das den Zusammenhang dieser rebellischen Gesellschaft mit Erde, Baum und Himmel, mit Wind und Mond und Sonne malt. In ihrem stör-- misch jungen Pantheismus liegt das Geheimniß dieser Borstellung. Man ist vom Zug und Fluß und Wurf und Schwung der Sache mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele hingenommen.

Siegfried Iacobsohn.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Sarve« w Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b. ß. in Berlin.

Berlin, den 21. Januar 1911.

Gnade und Lölibat.

^!Mor meinem Buch „Christenthum und Kirche" hat besonders Ablaut Professor Karl Braig an der badischcn Aniversität Fre> burg gewarnt. Er macht (in der Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland) mein Buch und den Verfasser schlecht GsS thurer ausUeberzeugung und aus Pflichtgefühl, Dagegen ist nichts einzuwenden. Mit ihm zu disputiren, gedenke ich schon darum nicht, weil es vergeblich wäre; denn wir gehören zwei verschiedenen geistigen Welten an, zwischen denen Verständigung nicht möglich ist. Er ist Scholastiker, ich bin Empiriker. Ich will nur die Gelegenheit wahrnehmen, den Anterschied zwischen diesen beiden Arten von Denkern an einer einzelnen theologischen Materie zu beleuchten, an der Lehre von der Gnade. Der Scholastiker fragt: „Was sagen Paulus, Augustinus, Themas und die übrigen großen Theologen darüber?" And konstruirt aus deren Aussprüchen ein Dogma, Der Empiriker fragt: „Was sagt das Leben?" Nimmt die Beleuchtung, welche die Thatsachen durchs Schriftwort erfahren, dankbar an und untersucht, ob die Ansichten der Theologen, an der Lebenserfahrung geprüft, stichhaltig sind. Paulus nannte seine und der übrigen zum Himmelreich Berufenen Auserwählung, Erleuchtung und Heiligung ein aus reiner Güte gespendetes Gnadengeschenk Gottes, eine x«^:, und aus seinen Beschreibungen dieser Charts haben die katholischen Theologen ihr Dogma von der Rechtfertigung konstruirt. (Die abweichenden Ansichten der Reformatoren damit zu vergleichen, ist hier nicht der Ort.) Der von Gott entfernte Sünder (ich lasse Möhler reden) „wird,

ohne eigenes Verdienst, zum göttlichen Reich zurückgerufen. Der göttliche Ruf ergeht an ihn nicht blos von außen durch die Verkündung des Evangeliums, sondern zugleich durch eine innere Thätigkeit des Heiligen Geistes, der die schlummernden Kräfte des mehr oder weniger in sittlichen Todesschlaf verfallenen Menschen weckt und ihn antreibt, sich mit der Kraft von oben zu verbinden, um eine entgegengesetzte Lebensrichtung zu gewinnen und die Gemeinschaft mit Gott zu erneuern. Hört der Sünder auf diesen Ruf, so ist die erste Frucht des Zusammenwirkens von Gott und Men-ch der Glaube, die Ueberzeugung vom Dasein einer höheren Weltordnung. Aus der Erkenntniß der strafenden Gerechtigkeit Gottes entspringt die Furcht, aus der Kunde von der Liebe Got!es, der seinen eingeborenen Sohn für die Menschen dahingegeben hat, die Liebe zu ihm; und Furcht und Liebe treiben ihn zur Buße, deren Frucht darin besteht, daß sich dem Menschen die Fülle des göttlichen Geistes mitthellt. Gottes Liebe ergießt sich in sein Herz, so daß die Sünde mit der Wurzel getilgt und er erneuert wird, ein neues, gottgefälliges Leben lebt als ein wirklich Gerechter". Die inneren Erleuchtungen und Antriebe, die zur Buße anregen und nach vollendeter Heiligung zum Ausharren im Guten gespendet werden, heißen wirkende Gnade, die innere Erneuerung aber, die Eingießung einer gottähnlichen Gesinnung bei der Rechtfertigung, wird heiligmachende Gnade genannt.

Daß die christliche Kirche ein Leben in Gott, also in Vernunft und Liebe, als das Ziel ihrer Thätigkeit und aller ihrer Veranstaltungen festhält, bleibt ihr unvergänglicher Ruhm und unterscheidet sie von allen religiösen Institutionen der Heiden; denn was in Griechenland, in Indien für die sittliche Reinigung und Erhebung geschah, ist nicht von Priestern, sondern von Philosophen ausgegangen. Aber wenn wir wissen wollen, ob, in welchem Grade und in welcher Weise die Kirche ihr erhabenes Ziel erreicht, so müssen wir das Leben befragen. Was sagt es? Wir sehen Etwas wie die von den Theologen beschriebene Gnade, nur stellt sich ihr Wesen ein Wenig anders dar, als es die Theologen an ihren Studirtischen und in ihren Disputationen ausgeklügelt haben. Katholische Blätter warfen jüngst dem Apostel Eduards von Hartmann, Arthur Drews, Mangel an Wirklichkeitsinn vor, weil er die Existenz Jesu leugne, die doch durch die vom Heiland ausgegangene ungeheure Wirkung hinlänglich bewiesen sei, und sie haben Recht damit. Aber der naive Glaube an manche von mittelalterlichen Theologen abseits vom Leben ausgedachte Dogmen bekundet einen noch größeren Mangel an Wirklichkeitsinn. Eine unverdiente.

Gnade muß es genannt werden, wenn ein Mensch mit einem gesunden Leibe, mit gesunden Geistes- und Gemüthsanlagen geboren wird, wenn er in einer guten Familie bei vernünstiger Erziehung, zu der ein verständiger Religionunterricht gehört (wie unverständig ist dieser leider oft!), aufwächst, gleich weit entfernt von dem verweichlichenden Luxus übermäßigen Reichthums wie vom verpestenden Schmutz der Bettelarmuth, und wenn er so ein guter, rechtschaffener und tüchtiger Mensch wird. Bei wie Vielen oder vielmehr wie Wenigen sich jene erhabene Gemüthsverfassung einstellen mag, die als Wirkung der heiligmachenden Gnade beschrieben wird, weiß Gott allein; uns genügt Das, was wir sehen: bürgerliche Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit mit ein Wenig Edelmuth und Herzensgute; und schon dafür sind wir dankbar. Bei heroischen Naturen kann gerade das Gegentheil dieser Bedingungen des Gedeihens als Gnade wirken; sie werden unter verderblichen Einslüssen gute und im Widerstand gegen sie vielleicht sogar große Menschen. Auf diese Zubereitung des für das seelische Gedeihen des Begnadigten erforderlichen Milieu beschränkt sich Gott nicht; er führt Viele Schritt vor Schritt an der Hand, sie haben die Empfindung, daß ein unsichtbarer Helfer sie geleitet, der ihnen im richtigen Moment das richtige Buch darreicht, ihnen im richtigen Moment den richtigen Mann zuführt, sie im richtigen Moment auf den richtigen Platz bringt. Nietzsche bekennt, daß er solche Erfahrungen gemacht und daß es ihn Mühe gekostet habe, den Glauben an das fürsorgende Walten eines Gottes abzuwehren. Besonders auffällig macht sich die Vorsehung bemerkbar, wenn sie ihren Schützling aus einer großen sittlichen Gefahr herausreißt. Ein Freund erzählte mir: „In jungen Iahren verfolgte ich einmal leidenschaftlich einen Plan, dessen Vereitelung mich sehr unglücklich machte. Später erkannte ich, daß sich hinter der mir bewußten edlen Absicht eine unter der Schwelle lauernde sehr gefährliche verborgen hat. Seitdem kann ich nicht ohne Grauen und ohne tiefe Dankbarkeit gegen Gott an die schrecklichen Folgen denken, die entstanden wären, wenn ich meinen Kopf durchgesetzt hätte." Also Veranstaltungen, die den Menschen zum Guten leiten, sind Gnaden. Der Gedanke an innere Einwirkungen braucht nicht ausgeschlossen zu werden. Die deistische Auffassung, daß sich Gott von der Weltmaschine zurückgezogen habe, nachdem er sie gebaut und mit allen für die Ewigkeit ausreichenden Selbstregulirungen versehen, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Sogar schon das Wunder des organischen Lebens, das die Naturforscher vergebens zu enträthseln sich bemühen, erinnert uns an Goethes: „Was wär' ein

Gott, der nur von außen stieße!" Allein dieses Walten Gottes verbirgt sich in dem Innersten, das uns nun einmal nicht zugänglich ist; was uns die Erfahrung zeigt, ist ein Gefüge von Verhältnissen, Ereignissen, Belehrungen, Mahnungen, deren psychologische Wirkungen uns durchaus verständlich sind, und zu ihnen geh'ören eben auch die religiösen Lehren und die pädagogischen Veranstaltungen der Kirche. Innere unmittelbare Einwirkungen Gottes auf die Seele anzunehmen, zwingt uns die weltgeschichtliche Wirksamkeit, die von den großen Erweckten, einem Paulus Augustin, Franz von Assisi, Luther, Ignaz von Loyola, Calvin, Knox, Vincenz von Paul, John Wesley, General Booth, ausgegangen ist, und die Herzensbereitschaft, mit der große Volksmassen die von Jenen ausgehenden Anregungen aufgenommen haben.

Daß die Gnadenhilfe zu einem guten und vernünftigen Leben nicht Allen zu Theil wird, ist eine Schwierigkeit, deren Lösung der christliche Optimismus im Jenseits erhofft, die manchen anders gearte te n Denker zum Pessimisten macht, dem tief religiösen, aber düsteren Geiste Calvins den Glauben an Prädestination eingegeben hat. Die katholische Theologie versucht, sich ihm zu entziehen. Gott gebe Jedem die zum Heile nothwendige Gnade; verloren sei nur, wer diese Gnade zurückweise; die Prädestination sei nur so zu verstehen, daß Gott voraus wisse, welche die Gnade annehmen, welche ihr widerstehen würden; die Ersten seien die zur Seligkeit Prädestinirten; Prädestination zur Verdammniß gebe es nicht. Doch abgesehen von den unzählbaren Millionen, die außerhalb der Kirche sterben und nach der Kirchenlehre an der Erlösung kewen Theil haben, leben Millionen Christen (man denke an die in den Gossen und Slums der Großstädte Geborenen und Aufgewachsenen) unter Umständen, die ihnen das Sittengesetz nicht mal kennen zu lernen noch gar zu befolgen gestatten. Sicher ist also, daß nicht alle Menschen die (mit der Kirche zu reden) zum Heil nothwendige Gnade bekommen; und wenn die Folge davon die ewige Verdammniß ist, dann hat Calvin Recht, der erklärt: Gott wirket in den Prädestinirten das Gute, um in ihrer Beseligung seine Liebe, und in den Reprobirten das Böse, um in ihren ewigen Qualen seine Gerechtigkeit zu offenbaren.

Das ist nun, mag sich im Uebrigen die katholische Gnadenlehrc mit der Erfahrung vereinigen lassen, der eine von den beiden Punkten, in denen diese Lehre zweifellos irrt. Da es keine.ewige Hölle geben kann, so kann auch die UnzulÄnglichkeit der Gnade oder ihre angebliche Zurückweisung nicht die ewige Höllenpein zur Folge haben. Franz Raverius war unermüdlich im Taufen. Es

litt ihn nicht lange an einem Ort. Nur immer weiter! Nur immer
taufen! Durch Besprengung; besonders Kinder. Durch ganz In-
dien hin, dann in Japan; China wollte er so taufend durchwan-
dern; über der Zurüstung starb er. Alles aus Liebe zu den Seelen,
um sie der ewigen Verdammniß zu entreißen. Er gehörte sicherlich
nicht zu den robusten Heiligen, die vom Anblick der Qualen der
Verdammten Erhöhung ihrer Seligkeit hoffen; darum ist er ein
wirklicher großer Heiliger, der Verehrung würdig. Aber welch ein
großer Thor ist er zugleich! Er hält Gott für einen Iustiznarren,
der im Stande ist, trotz seiner unendlichen Liebe um der einen
Sünde Adams willen Milliarden schuldloser Kinder der Seligkeit
zu berauben (die milderen unter den katholischen Theologen lassen
die ungetauften Kinder nur die poens äairmi, Verlust der Anschau-
ung Gottes, nicht die poeria sensus erleiden), durch die Benetzung
mit einem das Verdienst Christi vermittelnden Tröpslein Tauf-
wassers aber die kontrahirte Schuld getilgt sein zu lassen. Wenn
ein menschlicher Richter ähnlich urtheilen wollte, würde ihn auch
der orthodoxeste Theologe in ein Sanatorium schicken.
Damit habe ich schon das Zweite berührt, was an der kirch-
lichen Gnadenlehre unannehmbar ist: daß die Gnade durch die
Sakramente mitgetheilt werde. Wenn es eine sichere Erfahrung
giebt, so ist es die, daß die Taufe gar nichts wirkt. Das Verhalten
des Getauften hängt gleich dem des Ungetauften davon ab, was
für Anlagen er hat, wie er erzogen wird, in welcher Umgebung er
lebt. Namentlich die spezifisch christlichen Tugenden sind in der
Christenheit selten. Was den Christen Macht über die Farbigen
verleiht, sind nicht ihre christlichen, sondern ihre Rassetugenden:
die Tugenden, deren Inbegriff die Römer mit dem Worte vircus,
Mannhaftigkeit, bezeichneten, die nach Augustinus an denRSmern
mit der Weltherrfchaft belohnt wurden und welche die Kirche unter
dem NLWSA.MKUMugenden (Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtig-
keit und Stärke) in ihren Moralkodex aufgenommen hat. Wenn
sich die Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises im Gan-
zen vortheilhaft von den Mannten und den Farbigen unterschei-
den, so beruht Das zum Theil auf ihrer soeben genannten Rasse-
tugend, zum Anderen auf der objektiven Moral, ans der Oeffent-
lichen Meinung, die neben den Ariertugenden auch einen Zusatz
christlicher Milde fordert, und auf den Einrichtungen: Schule, Mi-
litar, Justiz, Verwaltung, Polizei, die mit Zwang nachhelfen, wo
sich Einer den Forderungen der geltenden Sitte nicht freiwillig
fügt. Diese objektive Sittlichkeit ist dadurch entstanden, daß, so oft
die Christenheit in Gefahr kam, zu verwildern, ein Heiliger >oder

Reformator zügelnd und erweckend eingriff und daß kluge und tüchtig: Regenten und Staatsmänner, die biologische Nothwendigkeit jener Rassetugenden für die Bolksgesundheit und für den Bestand des Staates erkennend, die Hilfe der Kirche für die Volkserziehung in Anspruch nahmen, die Religion zu einer den Zwang bald unterstützenden, bald ergänzenden Staatseinrichtung machten, auch nichts dagegen hatten, wenn Virtuosen der spezifisch christlichen Tugenden Demuth, Selbstverleugnung, Barmherzigkeit die Heidentugend veredelten und die Härten milderten, welche die Herrschaft der Kraftmenschen den schwächeren Individuen auferlegt. Daß die Durchschnittschristen nicht „geheiligte", sondern nur gezügelte sind, zeigt sich gewöhnlich, wenn sie in eine Umgebung gerathen, wo sie sich ungestraft gehen lassen dürfen, etwa in eine exotische Kolonie. Ein Missionar berichtet, ein Neger habe ihm gesagt: „Du hast uns den Teufel beschrieben; die Beschreibung paßt ganz genau auf die Weißen, die uns heimsuchen." Gegen den Zwang der objektiven Moral wird stets angekämpft, nicht nur von den Verbrechern, sondern auch von respektablen Leuten im Namen irgendeiner edlen Idee; heute verbirgt sich die Auflehnung hinter der Schulreform, der Sexualreform, der ästhetischen Kultur. Bei Erwachsenen sind die Sakramente nicht ganz unwirksam; aber was sie wirken, geschieht nicht durch eine geheimnißvolle übernatürliche Kraft, sondern durch die frommen und nützlichen Betrachtungen, Ermahnungen und Vorsätze, die mit ihrem Empfang verbunden zu sein pflegen. Und wie unbedeutend ist im Ganzen ihre Wirkung! Ein Handwerksmeister, der vor fünfzig Iahren als Geselle Frankreich durchwandert hat, erzählte mir: „Je weiter südwärts man in diesem Lande kommt, desto ärger wird der leibliche und der sittliche Schmutz; aber auch schon im Norden ist das Erste, wonach man den Ankömmling fragt, ob er schon eine .Freundin' habe." Und der nichts weniger als kirchenfeindliche ?iAg,ro verspottete vor dreißig Jahren einmal die Mütter, die sich entrüstet stellen, wenn der Sohn das erste Mal über Nacht weggeblieben ist. und erklärte kategorisch: ^ vin^t s,ns, cKs,Hue I^ran^ais a fsit ses noces. Ich nehme so Etwas nicht tragisch, aber der rechtgläubige Katholik muß Das, was er für Todsünde hält, tragisch nehmen; und ich frage ihn: Wo bleibt die Wirkung der Sakramente, wenn in diesem katholischen Lande die Todsünde das allgemein Redliche und Selbstverständliche ist? Als die Gei.stli.chen noch ziemlich allgemein die Jugenderziehung leiteten, ließen sie die jungen Leute vom vierzehnten Lebensjahr an (auch in manchen katholischen Gegenden Deutschlands leider schon vom zwölften an) die „Sakra-

mente der Buße und des Altars" alljährlich mehrmals empfangen.
In vielen protestantischen Familien Deutschlands gilt es (trotz
Georg Hirth) nicht für selbstverständlich, daß Neunzehnjährige
tont leurs noces. (Eine Boulevardanekdote habe ich mir gemerkt.
Ein Kriegsschüler oder Polytechniker war von solcher Sehnsucht
nach einer Schauspielerin verzehrt, daß er kaum noch zu arbeiten
vermochte. Da er ein armer Teufel und die Theaterdame an-
spruchsvoll war, legten schließlich, die Lehrer zusammen und halfen
ihm durch das Geschenk des Sümmchens ans Ziel seiner Wünsche.)
Vom Sakrament der Priesterweihe zu sprechen, giebt mir der
andere Warner Gelegenheit, Herr Max Bierbaum, der sich mir
brieflich vorgestellt hat. Er ist ein für seinen Beruf und für die
Katholische Kirche begeisterter Kaplan, steht mir im Ganzen nicht
unfreundlich gegenüber und polemisirt nur (im Januarheft der
mainzer Zeitschrift „Der Katholik") gegen mein Urtheil über den
Cölibat. Ich verstehe, daß ein Geistlicher, der sich seiner eigenen
Reinheit bewußt ist, als eine persönliche Beleidigung empfindet,
wenn die Reinheit seines Standes in Frage gestellt wird. Ich ver-
stehe auch, daß Bierbaums Aufmerksamkeit an den Stellen haften
geblieben ist, die ihn besonders verletzt haben, daß er darüber den
Zusammenhang aus den Augen verloren und mich gründlich miß-
verstanden hat. Ich führte den Cölibat auf den Manichäismus zu-
rück, meint er, erschütterte freilich selbst „theilweise" diese Behaup-
tung, indem ich die Gegenbehauptung aufstellte: „Der Manichäis-
mus ist von der Katholischen Kirche ausdrücklich verworfen wor-
den." Sehe ich wirklich so dumm aus, daß man mir zutrauen
kann, ich behauptete auf der selben Seite, a sei — b und nicht ^ b?
Und dann beweist er, daß die Lehre der Kirche vom Vorzug der
Jungfräulichkeit die Ehe nicht herabwürdige; sehr überflüssiger
Weise, sofern er mich belehren will. Ich leite den Cölibat aus dem
Höllenglauben ab, meint Bierbaum weiter und verweist mich auf
Matthäus 19, 12, wo Christus von Denen spricht, die sich um des
Himmelreiches willen verschnitten haben. Er bildet sich wirklich
ein, mir, der ich fast sechzig Jahre lang fleißiger Bibelleser gewesen
bin, sei diese Stelle unbekannt, eine Stelle, die ich oft behandelt
habe und die so in Aller Munde ist, daß ich für überflüssig hielt,
sie in dem Abschnitte über den Cölibat anzuführen. Eine Seite
vor der von ihm citirten habe ich gesagt, daß asketische Verzicht-
leistung auf Genüsse, auch auf die Ehe, um eines höheren Zweckes
willen gerechtfertigt und unter Umständen geboten sei, und auf der
selben Seite, die er citirt, sage ich: „Darum gehört «ine Gesinnung,
die bereit ist, dieses Opfer zu bringen, falls es die Umst mde for-
«/s«i «

Kern, zum geistlichen Beruf." Ich habe nur geleugnet, daß diese Umstünde bei jedem Dorfpfarrer und Dorfkaplan obwalten. Ein halbes Stündchen Messelesen, ein Stündchen Brevierrecitation jeden Tag, allsonntäglich eine Predigt', allwöchentlich zwei Stunden Religionunterricht, alle vierzehn Tage ein Krankenbesuch und eine Beerdigung, etliche Taufen, den größten Theil des Tages mit Spazirengehen, Plaudern und Kartenspielen vertrödeln, allenfalls manchmal ein paar Stunden bei einem wissenschaftlichen Buch zubringen: Das sind doch wahrhaftig keine Leistungen, die durchs Familienleben geschädigt werden könnten; da leistet denn doch ein Bismarck, den seine Gattin nicht gehindert hat, das Deutsche Reich zu gründen und unter den schwierigsten Verhältnissen zu regiren, ein Bischen mehr. Nicht den Cölibat, der an seinem Ort, wie bei einem Paulus, löblich und nothwendig ist, habe ich auf den Manichäismus und die Höllenfurcht zurückgeführt, sondern ich habe nur diese beiden als zwei von den drei unevangelischen Motiven bezeichnet, die bei der Ausgestaltung des priesterlichen Cölibats zu einer Zwangsinstitution mitgewirkt haben. Nicht den Cölibat, sondern den Zwang zum Cölibat verwerfe ich. Das Manichäisch-Gnostische und das echt Evangelische hat doch in der Kirche der ersten vier Jahrhunderte nicht neben einander gelegen wie Aepfel und Birnen bei der Obstfrau, sondern beide Elemente verschlangen und durchdrangen einander, so daß ein Jahrhunderte langer Kampf nöthig war, zwischen beiden wenigstens eine äußerliche Scheidewand aufzurichten. Aber diese orientalischen Philosopheme aus den Gemüthern der Christen völlig auszutilgen, ist bis auf den heutigen Tag nicht gelungen; sie haben im katholischen Asketismus, im Calvinismus nachgewirkt, sie wirken in vielen heutigen Schwärmereien nach, sie machen sich in manchen katholischen Lobpreisungen der Jungfräulichkeit deutlich bemerkbar. So erinnere ich mich einer, in der vor beinahe vierzig Jahren gefragt wurde, welcher zartfühlende Mensch sich eines leisen Bedauerns erwehren, könne, wenn er eine reine Jungfrau zum Traualtar schreiten sehe. Das katholische Priesterideal und das Ideal der Kranken pflegenden Orden sind die höchsten und feinsten aller Ideale; der sich ganz und rückhaltlos für seine Mitmenschen Aufopfernde, der für sich gar nichts will und erstrebt, auf jede persönliche Befriedigung verzichtet, die nicht unbedingt zur Erhaltung seines Lebens nothwendig ist, verkörpert den höchsten und feinsten Typus. (Die Alleinherrschaft kann dieser Typus nicht erlangen, weil die ja den Untergang des Menschengeschlechts bedeuten würde, und auch vorherrschend darf er nicht werden, weil Das den von Gott augen-

scheinlich gewollten Kulturfortschritt hemmen würde, welcher der Habsucht, Herrschsucht und Genußsucht als Triebfedern und der selbstsüchtigen Härte gegen die vom Fortschritt Geschädigten und darum ihm Widerstrebenden bedarf.) Aber er ist ein heroischer Typus; und den Heroismus kann man nicht zur Grundlage eines ganzen zahlreichen Standes machen, in den der Jüngling eintritt wie in einen anderen Stand, der Versorgung wegen. Es ist wahr, daß einzelne edle Knaben und Jünglinge ihn aus religiöser Begeisterung wählen uud daß wackere Alumnatsleiter bei den klebrigen die weltlichen Motive durch die höheren zu verdrängen suchen; aber all Das ändert nichts an der Thatsache, daß der durchschnittliche Pfarrer und Kaplan nichts weniger ist als ein Heros, Ich habe persönlich nur zwei Männer kennen gelernt, die das Priesterideal verkörperten, also Heilige waren.- meinen Alumnatsrektor Sauer und den Geistlichen Rath Müller, den Begründer des katholischen Vereinswesens in Berlin. (Männer, von deren vollkommener Keuschheit ich überzeugt bin, waren auch einige altkatholische Professoren, wie Baltzer, Döllinger, Michelis, Reusch. Doch gehören diese in eine andere Kategorie: in die der Männer, bei denen irgendein geistiges Interesse so stark ist, daß die Sinnlichkeit verkümmert, in die selbe Kategorie also wie die weltlichen Cölibatäre Adam Smith, David Hume, Kant, Alexander von Humboldt und viele Andere.) Für einen wahrhaft Heiligen ist die Ehelosigkeit selbstverständlich; aber auch nur in einem solchen Leben, zu dessen Art sie wesentlich gehört, hat sie Sinn und sittlichen Werth. Wird sie, wird die Enthaltung vom Geschlechtsverkehr für sich allein geschätzt, so beweist Das die Wirksamkeit entweder des im vierten Kapitel des Ersten Timotheusbriefes verurtheilten ma» nichäischen (schon in der Apostelzeit unter dem Namen des gnostischen wirkenden) Motivs oder des im Galaterbrief so entschieden zurückgewiesenen Glaubens, daß Gott rituelle Reinheit fordere. Für sich allein, in einem gewöhnlichen Mannesleben, ist die Ehelosigkeit weiter nichts als eine gefährliche Abnormität. Und was giebt es Gewöhnlicheres, Unheroischeres als (von den schwarzbetuchten Biertonnen nicht zu reden, die man in Bayern herumwandeln sieht) einen gemüthlichen und behäbigen Dorf- oder Kleinstadtpfarrer? Jede brave arme Mutter seiner Gemeinde ist im Vergleich zu ihm eine Heroine, vor der er sich bei seinem Mittagsmahl zu schämen hat.

Herr Bierbaum müßte eigentlich merken, daß wir Beide in allem Grundsätzlichen einig sind, und auch die von ihm perhorreszirte „Allgewalt der Naturtriebe" wird kein Hinderniß der Ver-

ständigung mehr sein. Der Vernünftige meint damit natürlich
nicht, datz der Mensch genöthigt sei, jeder Regung eines Natur-
triebes nachzugeben, sondern nur, daß die Beherrschbarkeit ihre
Grenzen habe. Für den Einzelnen kann sie unbegrenzt sein; wer
durchaus will, vermag sich totzuhungern oder durch Schlaflosig-
keit umzubringen. Das geschieht ja. Aber nach Gottes Willen soll
es für gewöhnlich nicht geschehen, denn er will offenbar, daß das
von ihm geschaffene Menschengeschlecht am Leben bleibe, und darum
müssen nicht nur die der Erhaltung des Individuums dienenden
Naturtriebe, sondern muß auch der für die Erhaltung der Gattung
bestimmte Trieb beim Durchschnittsmenschen unwiderstehlich sein:
der durchschnittliche Geistliche ist nun, wie sich Jeder im Umgang
mit Geistlichen überzeugen kann, kein außerordentlicher, sondern
nur ein Durchschnittsmensch. Aber, wendet mein Gegner ein, ihm
wird eine außerordentliche Hilfe zu Theil: die im Sakrament der
Priesterweihe gespendete Gnade. Nun, ich habe einen Geistlichen
gekannt, der bis zur Priesterweihe absolut rein gelebt hatte, bald
nach ihr aber von Versuchungen geplagt wurde, gegen die er einen
mehrjährigen verzweifelten Kampf führte, der mit einer schmäh-
lichen Niederlage endete. Natürlich war daran nicht etwa die
Priesterweihe schuld, sondern der Umstand, daß mit ihr zufällig
die Vollendung der Geschlechtsreife zusammentraf und daß dem
Dasein des Dorfkaplans ein Inhalt fehlt, der im Stande wäre, die
Wirkungen des körperlichen Zustande? zu Paralysiren. Die Priester-
weihe wirkt eben so wie die übrigen Sakramente, die der Erwach-
sene empfängt, nicht durch Eingießung einer übernatürlichen Kraft,
sondern in einem natürlichen psychologischen Prozeß durch die da-
mit verbundenen Betrachtungen, Erwägungen und Vorsätze; nach-
haltiger als die anderen Sakramente, weil diese Betrachtungen
das ganze Alumnatsjahr ausfüllen und in den wiederholten Exer-
zitien besonders wirksam gestaltet werden. Das Alles verleiht der
Seele einen Schwung, der über Manches für eine Weile hinweg-
hilft, aber nicht über Alles und eben nur für eine Weile, hier
haben wir es nicht mehr mit Grundsätzlichem zu thun, sondern mit
einer ^uaes'tio tacti. Was die Vergangenheit betrifft, so handelt
es sich keineswegs, wie Bierbaums Autoritäten behaupten, um
Verirrungen Einzelner, sondern darum, daß die Geistlichkeit gan-
zer Länder Jahrhunderte lang notorisch unkeuscher gelebt hat als
die Männer des Laienstandes. Die ungeheure Fülle von Zeug-
nissen, die Das beweisen, zu entkräften, reicht die Autorität des
einen Johannes Janssen, auf den sich Bierbaum stützt, nicht hin.
Das Urtheil über die Gegenwart hängt von den Ersahrungen ab.

die Jeder macht. Nach meinen Erfahrungen ist die Keuschheit dos katholischen Klerus beim Durchschnitt ein mühsam aufrecht erhaltener Schein. Beim Durchschnitt! Durchaus nicht etwa bei Allen. Die sich schuldlos wissen, werden von diesem Artheil nicht getroffen. In Deutschland hilft unsere Zeit einem großen Theil des Klerus zu wirklicher, innerlicher Keuschheit, weil sie ihm in dichtbevölkerten Gegenden ein Uebermaß von Berufsarbeit aufbürdet und ihm außerdem reichliche Gelegenheit zu sozialpolitischer, volkswirlhschaftlicher, politischer und literarischer Thätigkeit bietet.

Mehr als einmal habe ich gezeigt, daß und warum die Erzwingung der Ehelosigkeit in der Zeit Gregors des Siebenten eine geschichtliche Notwendigkeit gewesen ist (weil ohne sie eine reichbegüterte, übermächtige, erbliche Priesterkaste und wahrscheinlich sogar ein abendländisches Khalifat entstanden sein würde). Ich habe hinzugefügt, auch in späteren Zeiten habe sich der Cölibat noch mitunter nützlich erwiesen; so würde der deutsche Klerus im Kulturkampf schlechter bestanden haben, wenn er verheirathet gewesen wäre. Glauben die Bischöfe um solcher Fälle willen, die auch in Zukunft noch öfter eintreten können, den Cölibatszwang aufrecht erhalten zu sollen, so finde ich Das entschuldbar. Aber Zweierlei muß man verlangen: Die älteren, erfahrenen Mitarbeiter katholischer Zeitschriften müssen aufhören, uns Komoedie vorzuspielen, indem sie thun, als ob sie aus der Haut fahren wollten, wenn Jemand gelegentlich die geschichtliche Thatsache betont, daß die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen nicht immer Keuschheit bedeutet. Und die Bischöfe müssen d^m unerträglichen Zustand ein Ende machen, daß die beiden Lehren von der Todsündlichkeit jeder außerehelichen geschlechtlichen Befriedigung und vom sakrilegischen Charakter jeder Kommunion im Zustande der Todsünde unzählige feinere Gewissen zur Verzweiflung treiben, viele rohere bis zur Verruchtheit abstumpfen. Wenn die Bischöfe selbst ein Gewissen haben, werden sie die Pflicht erkennen, Abhilfe zu schaffen. Zum Schluß erinnere ich noch an Zweierlei: an das Gebot des Ersten Timotheusbriefes (3, 2): der Bischof sei eines Weibes Mann; und an die Gefahr, die gerade feineren Iünglingseelen, die von ihren Eltern für den Priesterstand bestimmt werden, daraus erwächst, daß, weil ihnen der Ehestand Tabu ist, Phantasie und Gefühl auf Abwege gerathen, von denen sie gar nicht ahnen, daß es Abwege sind, oder wenigstens vor dem Eulenburgskandal, der diese Gefühlsverirrung zum Gegenstand öffentlicher Erörterungen gemacht hat, nicht ahnten.

Neisse. Karl Icntsch.

«SS

Orientalische Weltanschauung.

AMie haben wir die Thatsache zu deuten, daß die Denkarbeit des Orients von der abendländischen Philosophie als Kannte negliAeable behandelt wird? Nur Parteivoreingenommenheit sektirerischer Schwarmgeister wird behaupten, im Totschweigen der Philosophie des Orients bei unseren besten Darstellern der Philosophiegeschichte liege eine Absicht oder gar geflissentliche Herabsetzung, Die Vernachlässigung der orientalischen Philosophie muß tiefer liegende Gründe haben. Die westasiatischen Denker freilich werden in jüngster Zeit mit größerer Aufmerksamkeit behandelt, zumal Schopenhauer hier die Wege geebnet hat; aber die Denkarbeit der Ostasiaten, insbesondere der Chinesen und Japaner, ist für das Abendland noch urbar zu machen. Sind die chinesischen Mauern gefallen. so ist es an der Zeit, daß auch die intellektuellen Mauern, die den Occident vom Orient trennen, geschleift werden.

Verdankt das Abendland seine Weltanschauung, sein philosophisches Weltbild eben so dem Orient wie seine Religionen? Gilt das Wort .,I5x oriertte lux" auch für exakte Wissenschaft, für Mathemathik, für Logik und Metaphysik? Sind unsere wissenschaftlichen Stammväter, die Griechen, bei den Asiaten in die Schule gegangen? Oder hat sich die abendländische Weltanschauung unabhängig von einer unmittelbaren geschichtlichen Einwirkung des Orients entwickelt? Auf diese entscheidend wichtige Frage erhalten wir dann eine befriedigende Antwort, wenn wir zwischen der logischen Kontinuität der allgemein-menschlichen Gedankenbildung und der geschichtlichenKontinuiÄt in derphilosophischenSystembildung scharf unterscheiden. Dort folgen Gedankenreihen aus anderen, hier nur auf andere. Ein schlagendes Beispiel der logischen Kontinuität in der Gedankenbildung der führenden Kulturvölker des Alterthums bieten die großen Reformatoren im Uebergange vom siebenten zum sechsten vorchristlichen Jahrhundert in China, Indien, Persien, Hellas und Iudaea, also an den Hauptstätten der alten Kultur. Confucius in China, Buddha (Sskja-Muni) in Indien, Zoroaster inPersien, Pythagoras inGriechenland, Iosua und Esra in Iudaea stehen einander zeitlich nah; und doch kann keine unmittelbare geschichtliche Berührung zwischen diesen in keinem nachweislichen Verkehr stehenden Kulturcentren angenommen werden. In Folge der logischen Kontinuität in der Gedankenbildung kommen vielmehr Denker verschiedener Himmelsstriche, ganz unab-

HSugig von einander, auf die selben Problemstellungen und auf analoge Lösungen.
Wie die Menschen aller Zeiten und Zonen ohne jede Verabredung die selben formalen Gesetze der Logik entweder unbewußt anwenden oder bewußt herausarbeiten, obgleich sie sich in Hunderte von Sprachen spalten, so kommen sie auch in grozen Zügen zu ähnlichen, typisch wiederkehrenden Weltlonzeptionen. Machen doch die Menschen aller Gegenden der Windrose analoge (wenn nicht gar identische) Erfahrungen. Himmel und Erde, Tag und Nacht, Flüsse und Wälder, Thäler und Berge stellen die Menschen des ganzen Erdenrunds vor die selben Räthselfragen. Da aber die Prämissen der Wirklichkeit, der Außenwelt, im Großen und Ganzen allüberall ähnliche sind, so ziehen die Menschen naturgemäß ähnlich klingende, wenn nicht gar gleichlautende Schlußfolgerungen. „Vö.kergedanken" nannte sie Bastian. Von „Ideen-Wanderungen" spricht man heute. Wundt redet in seiner „Völkerpsychologie" von „Wanderhypothesen", die von Haus aus einen nationalen Zug an sich tragen. Die Panbabylonisten, zum Beispiel, sehen in der Ausbreitung der astralen Lehre über ganze Kultursysteme eine Wanderhypothese des babylonischen Kulturkreises. Was aber die Panbabylonisten als geschichtliche Kontinuität bezeichnen, Das kann ich in allen Fällen, wo wegen der geographischen Lage ein direkter Verkehr ausgeschlossen erscheint, nur als logische Kontinuität in der Gedankenbildung gelten lassen.
Die Gleichartigkeit der menschlichen Gat!ungvernunst mit ihren identrsHeir^Erfahrungen und die daraus sich ergebende einheitliche l^iMe Organisation des Menschengeistes bewirken, daß die entwickelten Religionen die Etapen des Animismus, Fetischismus, Toteinismus und andere allgemach durchschreiten und die Eierschale des Mythologischen abstreifen, um die mythologischen Figuren der Volksphantasie nach und nach in Naturkräfte aufzulösen, zuletzt in rein logische Begriffe zu verwandeln. Dieser Prozeß vollzieht sich in parallelen Linien überall, wo eine reifere Kultur die Kindlichkeit der Symbolik nicht mehr verträgt. Aber nicht nur religiöse Weltbilder, die sich in die zwei großen Legendenkreise vom „Goldenen Zeitalter" und der „Ewigen Wiederkunst" spalten, zeigen wunderbare Aebereinstimmungen, die nur als logische, nicht als geschichtliche Kontinuität gedeutet werden können, sondern auch rein philosophische Sy'teme. Die Psychologie der philosophischen Systembildung lehrt, daH Denker verschisdsn^Leiten «nd Honen ohne jede Kp„i" g-schichtl^>r Ass««^bis in die feinsten gedanklichen Schatzungen mit einander übereinstimmen.

So finden wir bei den Indern ein ausgebildetes System der Atomistik, das mit der Lehre Demokrits nicht den geringsten geschichtlichen Zusammenhang hat. In der Maja-Lehre der Inder sieht Otto Schrader die Hauptgedanken von Kant vorweggenommen. Die Voga-Lehre der Inder (Voga — abstrakte Meditation) hat bereits eine streng systematische Gliederung und eine logischeDurchbildung erfahren, die sie in die Nähe unserer größten Denker rückt. And Iacobi hat in seinem Buch über die indische Logik gezeigt, datz die Nyaya-Lehre der Inder nicht nur den Syllogismus kennt, dessen Formulirung wir Aristoteles danken, sondern ein fertig ausgebildetes System der formalen Logik besitzt, das dem aristotelischen nicht nachsteht.
Die Lehre Buddhas ruht auf einer philosophischen Weltanschauung, dem System Kapilas, dem Buddha gefolgt ist. Anders Consucius (Kung-fu-tse; 551 bis 479 vor Christus). Bei ihm herrscht die praktische Tendenz vor. Seine Lehre ist mehr das Werk eines Staatsmannes als eines Philosophen oder auch nur eines religiösen Reformators. Der religiöse oder auch philosophisch-dogmatische Fanatismus ist Consucius völlig fremd. Seine Religion ist mindestens eben so duldsam wie der Buddhismus. Wie die Iapaner, so üben auch die Chinesen in religiösen Fragen die weitestgehende Toleranz. In China behaupten sich, neben, nicht gegen einander, drei Lehren: die des Lao-tse, des Kung-fu-tse, des Fo (Buddha). Aber die Chinesen sagen: San Kisc, i Kia. Das heißt: „Drei Lehren und doch eine Familie."
Die religiös gefärbte Ethik des Consucius stellt das Wohl des Einzelnen in den Vordergrund, betont aber mit Nachdruck, daß individuelles Glück nur durch das der Gesammtheit und dieses wieder nur innerhalb einer sittlichen Ordnung verbürgt werden kann. Dieser Kernsatz seiner Lehre empfängt die knappe Prägung, die stereotyp geworden ist: „Was Du nicht willst, daß man Dir thu', Das füge auch keinem Anderen zu" (quocl tibi tieri non vis, alteri ne teceris). Bei Sokrates, im Neuen Testament, im Kategorischen Imperativ Kants und in der Mitleidsmoral Schopenhauers kehrt die Formel wieder, die Consucius wohl zuerst geprägt hat. In seiner „Großen Lehre" fordert Consucius die innige Gesellung von Güte und Schönheit: das Ideal der Kalokagathie in Hellas. Die Kunst, mehr Wissen zu erwerben, heißt es in seiner „Großen Lehre", erwirbst Du nur dadurch, daß Du die Dinge untersuchst. Sind die Dinge untersucht, dann erst ist das Wissen vollkommen; ist das Wissen vollkommen, dann erst ist das Denken wahrhaftig; ist das Denken wahrhaftig, dann erst ist das Herz

lauter; ist das Herz lauter, dann erst bildet sich die Persönlichkeit heraus; ist die Persönlichkeit ausgebildet, dann erst wird das Hauswesen geregelt; ist das Hauswesen geregelt, dann erst wird das Staatswesen geordnet. Hier sieht man den Staatsmann Confucius am Werk. Das Wissen ist ihm die Basis, das Staatswesen die Spitze der Pyramide.

Einen mystisch angehauchten Pantheismus vertritt der sinnigste Denker unter den Chinesen, Lao-tse. Seine Metaphysik trennt die Erscheinung vom Wesen der Welt. Hinter der Welt der Erscheinungen birgt sich ein unverkennbares Etwas, ein Urwesen, Tao genannt. Unter. „Tao" versteht Lao-tse das höchste Wesen. Ganz ähnlich wie vom Namen Jahwe im Pentateuch heißt es im fünfundzwanzigsten Kapitel des Werkes von Lao-tse: „Wir müssen in diesem höchsten Wesen den Schöpfer der Welt sehen. Seinen Namen weiß ich nicht; wenn ich ihm einen Namen geben muß, so will ich es das Tao nennen."

Weniger metaphysisch ist die Lehre des chinesischen Philosophen Mencius (Meng-tse), die soziale Probleme bevorzugt, Hi:r sind die Grundzüge des chinesischen Sozialismus sichtbar, den Faber monographisch dargestellt hat. Daneben kennt die chinesische Philosophie noch Naturalisten und Epikuräer, Pessimisten und Optimisten, Quietisten und Eklektiker, genau so wie das indische und das hellenische Kultursystem. Die logische Kontinuität in der Gedankenbildung trieb in China ähnliche Systeme hervor wie in Westasien und im Abendland. Sogar die Scholastik ist den Chinesen nicht erspart geblieben, wie Von der Gabelentz gezeigt hat. Im Mittelalter bildet sich unter der Sung-Dynastie (930 bis 1280 nach Christus) die Lehre des Tscheng-tse heraus, die in China heute noch kanonische Geltung besitzt. In einer „Tafel vom Urprinzip" sucht Tscheng-tse, ähnlich wie auf der „Tafel der Gegensätze" die Pythagoräer, zu erklären, warum das Urprinzip, die Einheit, sich spalten und in die Zweiheit von Körper und Geist auseinandertreten mußte. Später wurde diese Philosophie von Tschu-tse (112S bis 1200) in ein schulmäßiges System gegossen. Seit dieser Zeit stagnirt das philosophische Denken in China eben so wie im ganzen Orient. Wohin wir blicken: überall die selbe Erscheinung. Der Orient ist geistig verarmt, unfruchtbar, öde und starr. Seine philosophischen Gedanken wirken heute wie Versteinerungen auf uns.

Unverkennbar dualistischen Charakter hat die Weltanschauung des Parsismus. Die indische Philosophie mündet im „Aman", die chinesische im „Tao", also im Wesentlichen doch in eine monistische Deutung des Universums. Anders die Weltanschauung Zo-

roasters. Hier sind die Gegensätze von Licht und Finsterniß, symbolisirr in Ormuzd, dem guten und weisen Geist, und Ahriman, dem Prinzip des Bösen, durchgreifender; sie haben ethische Gel-- tung nicht minder als metaphysische. Der Lichtgott ist Schöpfer und Erhalter, der Gott der Finsternis Zerstörer und Vernichter der Welt. Zoroaster (Zarathustra „der mit Kraft opfert") faßt die in der Zendavesta (Avesta — Grundtext, Zend — Auslegung) niedergelegten Grundgedanken des parsischen Kultursystems genau so zusammen wie Buddha das westasiatische und Confucius das ostasiatische Kultursystem.

Der Dualismus der Zarathustra-Lehre kündet: Die Welt zeigt einen ewigen Kampf von Licht und KDerniß, von Gut und Böse, von Geist und Körper, von Wahrheit und Lüge. Nicht die ewige Ruhe, Nirwana, wird hier gepriesen, sondern der ewige Kampf. Zu Anfang herrschte Ormuzd, das Licht, die Reinheit, die Ordnung, das Ebenmaß, die Allwissenheit. Diese Allwissenheit und Reinheit nennt die Zendavesta das „Gesetz". Das „heilige Wort" (man denke an den heißt es da, war vor dem Himmel, dem Wasser, der Erde, der Fauna und Flora, ja, vor dem Feuer, diesem „Sohne des Ormuzd". In seiner Allwissenheit sieht Ormuzd auch die bösen, aber unvermeidlichen Gegenwirkungen seines Erzfeindes Ahriman voraus und sucht sie zu Paralysiren. Der Dualismus ist also in das Wesen der Gottheit selbst hineingetragen. Die Reinheit der Seele, so lautet die centrale Forderung Zoroasters, erhebt zu Gott, dessen Materie das Licht ist. Feuer und Flamme sind nur seine Symbol:. Die Seele Gottes aber ist die Wahrhaftigkeit. Licht und Gottheit find dem Zoroaster eben so sehr Synonyme für Ormuzd wie Nacht, Lüge und Böses für Ahriman. Am Ende aller Enden freilich siegt in der Zarathustra-Lehre das gute über das böse Prinzip, Ormuzd über Ahriman, so daß der'Par^ismus zum typischen Vertreter eines Fosmischek! Optimismus wird.

Die Ethik der Zarathustra-Lehre steht hoch über dem Durchschnitt der angrenzenden Kulturvölker. Sie betont die persönliche Verantwortlichkeit, die sich auf die Willensfreiheit gründet. Sie fordert gute Gedanken, gute Worte, gute Werke. Sie verkündet die „Ewige Wiederkunft", die es Nietzsche eben so angethan hat, wie die Nirwana-Lehre einst Schopenhauer bezauberte. Die Erdgcschichte verläuft nach einem Cyklus von zwölftausend Jahren, eingetheilt in vier Perioden von je dreitausend Jahren. Die letzte Periode ist das Erscheinen des Zarathustra (— „Heiland", „Erlöser", „Messias", „Christus"). Gott wird nun zum Allwesen; er ist „Alles in Allem". Mit Zarathustra beginnt der endgiltige Si2g

des Lichtreiches über die Macht der Finsterniß. Und so wird denn
die Zarathustra-Lehre zum Prototyp aller optimistisch gerichteten
Religionen und jeder evolutionistisch gestimmten Weltanschau-
ung. Die parsische Lichtreligion verlegt ihr Vollkommenheitideal
nicht rückwärts in die ferne Vergangenheit, wie der Buddhis-
mus und mit ihm der gesammte Legendenkreis vom „Goldenen
Zeitalter", das für immer entschwunden ist, sondern vorwärts in die
entfernteste Zukunft (Eschatologie, Chiliasmus, Messianismus).
Dort Vergangenheit-, hier Zukunft-Projektion. Dort Abstieg von
oben nach unten, hier Aufstieg von unten nach oben. Dort Ema-
nation, hier Evolution.
In dieser „Zukunftverkündung" der Zarathustra-Lehre sehen
heutige Panbabylonisten, wie Hugo Winckler und Alfred Jere-
mias, eine formale Uebereinstimmung in der religiösen Weltan-
schauung des alten Orients, insbesondere auch Egyptens. Schon
die Egypter weissagten, daß einst der Hirt für alle Menschen
kommen werde, in dessen Herzen nichts Böses ist. Zwischen dieser
Hirtenweissagung der Egypter und der Erlösunghoffnung der isra-
elitischen Prophetie besteht ein offenkundiger Zusammenhang. Im
Aebrigen scheint der babylonische Kulturkreis, am indischen, selbst
am chinesischen gemessen, arm an philosophischer Schöpferkraft.
Eigentliche Philosophenschulen giebt es weder in Egypten noch in
Iudaea, bis der Hellenismus durchbricht und in Alexandrien ein
Philosophisches Centrum für Griechen, Egypter und Juden schafft.
Natürlich war in Egypten die Priesterkaste Trägerin aller Kultur,
also auch aller philosophischen Tradition. Aber diese Kaste erwies
sich als unfähig, eine in sich abgeschlossene philosophische Weltan-
schauung aus sich heraus zu erzeugen. Die egyptischen „Toten-
bücher" enthalten wohl Weisheitregeln, Spruchdichtung, haus-
backene Alltagserfahrung, aber nicht den geringsten Ansatz zu syst-e-
^ÄSem ZLMen. Die göttliEe'Kausalität, welche die „Toten-
Bücher" ahnungvoll andeuten, und die natürliche Kausalität, die
da und dort durchschimmert, werden zu Gunsten einer Zauber-
Kausalität preisgegeben. Und so gelangt denn Schneider („Kultur
und Denker der alten Egypter") zu dem harten Urtheil, daß den
Egyptern der Sinn für logische Folgerichtigkeit durchaus abgehe
und daß sie die unmöglichsten Trugschlüsse unbedenklich zulassen.
Nicht einmal das Unsterblichkeitproblem, das ihnen um so näher
lag, als sie Leichname einbalsamirten, haben sie mit philosophi-
schem Ernst angepackt.
In Heliopolis freilich glaubt Schneider Spuren einer natur-
philosophischen Spekulation gefunden zu haben. Der centrale Ge»

danke dieser egyptischen Weltanschauung ist die Einheit alles Sei-
enden in einem schaffenden und erhaltenden W:sen: der Sonne.
Re (— Atman bei den Indern, Tao bei den Chinesen, Ormuzd bei
den Persern) hat die Götter des Himmels und der Erde wie die der
Luft erzeugt; sie sind seine Kinder, seine Familie. Er zeugte sie,
wie die Sonne in der Natur alles Leben schafft: ohne Weib.
Grasser Anthropomorphismus hüben wie drüben. Die Rolle
der „Maja" bei den Indern übernimmt im babylonischen Kultur-
system der „Mummu". Mummu bedeutet die „mit Sinnen vorstell-
bare Welt", wie sie sich in Raum und Zeit entwickelt hat. Mummu
ist ein rationales Prinzip, das Verstand und Wissen in sich schließt.
Was diesem Mummu zeitlich voranging, war Chaos oder unge-
gliederter Urstoff.
Primitiver noch als diese philosophische Kosmologie ist die
rein Militarische Ethik der Egypter. Die Moral der Konsequenzen
ist die einzige, die sie kennen und anerkennen. Nutzen und Scha-
den sind das einzige Kriterium der moralischen Handlung. Zweck-
bedachtheit gilt als selbstverständliche ethische Norm. Der Begriff
einer Gesinnungmoral, die den Werth einer Handlung nicht nach
dem Effekt, sondern an der Lauterkeit der in ihr waltenden Gesin-
nung bemißt, ist den Egyptern völlig fremd. Ihre Ethik erhebt sich
nie und nirgends zur Höhe der griechischen „Gnomiker" oder „Sie-
ben Weisen"; und von einer wissenschaftlichen Ethik, wie sie uns
zuerst wohl bei Demokrit entgegentritt, ist noch weniger eine Spur
zu finden.
Nach Alledem scheint mir der Erkenntniszwerth der orientali-
schen Weltanschauung für unser eigenes Denken fast belanglos.
Bis auf die indischen Philosophen sind alle orientalischen Völker
der Vorzeit in der „Protophilosophie" stecken geblieben. Den ent-
scheidenden Schritt vom Mythologischen zum Logischen, den der
Grieche Thales zuerst gethan, haben sie nicht gewagt oder nicht zu
thun vermocht. Die Weltanschauung der orientalischen Völker ver-
mag daher heute nur noch geschichtliches Interesse auszulösen, aber
kein systematisches mehr darzubieten. Die Geschichte des Muhens
und Ringens des gesammtmenschlichen Geistes um ein dürftiges
Zipfelchen der Erkenntniß ist des Schweißes der Edelsten werth.
Sie ist weder ein Herbarium welker Begriffe noch ein Kuriositäten-
kabinet grüblerischer Einsälle, sondern (um mit Hegel zu sprechen)
ein Pantheon ewiger Gedanken.
Professor Di. Ludwig Stein.

Corpskneipe.*)
hlefeld legte seine Mütze auf den Tisch. „Silentium! Wir haben heute die Ehre und das Vergnügen, zwei Vertreter unseres lieben Kartellcorps Hansea bei uns begrüßen zu können"
Während der sekundenlangen Pause, die der Redner uun machte, schossen Friedrich Harringa zwei Dinge durch den Kopf: erstens, wie oft er wohl in Göttingen diese Rede schon gehört hatte, die bei solchen Anlässen immer wörtlich die selbe war; dann, wie gut es doch war, daß
„Hellmuth Harringa, eine Geschichte aus unserer Zeit; fürs deutsche Volk herausgegeben vom Dürerbund (Alexander Köhler in Dresden)": so heißt ein Roman, der frohe Zustimmung und heftigen Widerspruch findet und aus dem hier drum ein charakteristisches Stück veröffentlicht wird. Ein Bekenntnißbuch. Der Verfasser, Dr. Hermann Popert, der früher in Hamburg Amtsrichter war und im Guttemplerkampf gegen den Alkoholismus schon lange vornan steht, hat das Bedürfniß, seinen Landsleuten allerlei bittere, aber nothwendige und heilsame Wahrheiten zu sagen. Ueber das Gerichtswesen, die Presse, den ausschweifenden Drang des Kapitals, die Trinksitten, die nationale Pflicht zu Mannhaftigkeit und reiner Germanenkultur. Dieses Bedürfniß ist so stark, daß es den Gestaltungstrieb noch nicht zu rechtem Ausdruck kommen läßt. Wie weit die Plastikerkraft des neuen Mannes, seine Kunst, bestimmte Menschen im Licht ihrer eigenen Atmosphäre zu zeigen, reicht, ist nach diesem ersten Buch noch nicht zu ermessen. Hier wird für „Tendenzen" gefochten. Das ist gewiß nicht zu tadeln, wenn das Streben ein innig zu wünschendes Ziel sucht. Aber Kunstwerke sind aus solcher Gemüthsstimmung selten entstanden. Einerlei: das Buch ist lesenswerth. Und die Pedantenmühsal, Irrthum und Uebertreibung anzukreiden, sollte man sparen. Die Lebensauffassung des Autors wird sich klären, wenn er sich seinem Ziel innerlich näher fühlt und die Ideale, die ihm noch manchmal wohl nur in Nebeln vorschweben, schärfer prüft. Kräftiges Schriftstellertalent kann der Unbefangene ihm nicht absprechen; auch nicht die Gabe, Vorgänge und Stimmungen lebhaft zu schildern. Und die überall fühlbare Liebe zu norddeutschem Land und norddeutschen Menschen tröstet den spröden Leser über manches Bedenken hinweg. Die Darstellung der Corpskneiperei (der, allzu sehr nach dem Schema der Warnungbücher für die reifere Iugend, die Leibesstrafe höllisch schnell folgt) hat den Sachkundigen schmerzhaft fröhliche Erinnerung geweckt. Daß sie, ohne Lücke, auch Dem verständlich ist, der von den handelnden und leidenden Personen vorher nichts gehört hat, ist ein lehrreiches Merkmal des Buches, dem die Wirkung nicht aus der Gesammtheit der dargestellten Welt kommt, sondern aus Einzelzügen, Einzelangriffen auf Mißstände; und aus dem tüchtigen Draufgängertemperament, das man hinter den oft ein Bischen absichtvollen Willensgeräuschen spürt,

er im letzten Augenblick vor dem Verlassen der Wohnung noch den Zettel zu sich gesteckt hatte, worauf die eben so wörtlich bestimmte Antwort verzeichnet stand, die er als der ältere der beiden anwesenden Hanseaten gleich zu geben haben würde. Er zog den Zettel heraus und las ihn verstohlen durch, während Ahlefeld auf dem vorgeschriebenen Gleis mit den Worten zu Ende kam: „... Wir heißen sie herzlich willkommen, danken für ihr Erscheinen, hoffen und wünschen, daß sie einige vergnügte Stunden in unserer Mitte verleben mögen, und trinken auf ihr und ihres C. C. Wohl, sowie auf ein ewiges Fortbestehen der innigen Kartellbeziehungen zwischen der Hansea einerseits und unserer lieben Baltia andererseits, unser Glas in Gestalt eines Schoppensalamanders."

Wieder erfolgte das Kommando zum Salamander. Wieder ergossen die Gläser ihren Inhalt in die Mägen und klapperten und stießen dann auf den Tisch. Kaum aber hatten Christian und die Faxe sie überall wieder gefüllt, als sich Friedrich pflichtgemäß erhob und an Ahlefeld die vorgeschriebene Frage richtete: „Darf ich um Silentium bitten?"

Ahlefeld, dessen Gesicht die Langeweile, die ihm die oft erlebte Ceremonie verursachte, schlecht verbarg, antwortete eben so nach der Vorschrift: „Silentium für den Herrn Vertreter der Hansea zu Göttingen."

Und Friedrich Harringa sprach in ernstem Ton die altehrwürdigen Worte: „Wir göttinger Hanseaten danken für die freundlichen Worte der Begrüßung wie für den auf unseres C. C. und unser Wohl geriebenen Schoppensalamander. Wir trinken auf ein ewiges vivst vresest klorsst der Baltia zu Kiel, sowie auf ein ewiges Fortbestehen der innigen Kartellbeziehungen zwischen der Baltia einerseits und unserer lieben Hansea andererseits, unseren Rest." Nach den letzten Worten leerten er und Mosler, wie das Gesetz es befahl, ihr volles Glas, während sämmtliche Corpsburschen der Baltia feierlich „Prost" riefen.

„Ich komme den dritten und vierten Halben nach. Füchse einen Ganzen!" rief der Fuchsmajor. Die Sache klappte gut. Auch Holt erregte diesmal keinen Unwillen bei seinem Vorgesetzten.

Friedrich begann ein Gespräch mit dem Ersten Chargirten links neben ihm, von dem er hoffte, Mancherlei über das Leben auf den holsteinischen Landgütern zu hören. Von Ahlefelds Gesicht schwand sofort der Zug der Langenweile und er wurde ganz warm, wie er anhub, Friedrich die Schönheiten seines väterlichen Gutes zu schildern. Fitzwilliams hörte sehr interessirt zu, ließ auch einige Bemerkungen über den Landsitz seiner Familie in Wales einfließen. Die drei, die einander gut verstanden, achteten zwei Minuten lang wenig auf das fortwährende „Ich komme Dir einen Halben", „Prost, komme nach", um sie herum. Länger aber konnte Pornhagen es nicht mit anhören: er fragte, ob Friedrich ihm nicht von Göttingen her Etwas über die Gründe mit-

theilen könne, die zu dem Bruch des Kartells zwischen den „weißen" göttinger Sachsen und den „grünen" tübinger Schwaben geführt hatten. Friedrich Harringa hatte keine Ahnung mehr, da ihn Dergleichen nie interessirt hatte und außerdem die Geschichte eine Reihe von Iahren vor seiner eigenen göttinger Zeit lag. Aber die Sache gab doch Veranlassung, daß am Kopfe des Hufeisens eine Viertelstunde lang von nichts Anderem mehr gesprochen werden konnte als von dem Verhältniß, in dem die Corps des weißen Kreises überhaupt zu denen des grünen stehen. Und dann ging es von da auf die vielumstrittene Frage, ob für ein grünes Corps, wie die Baltia, nun eigentlich ein blaues oder ein schwarzes Corps das wünschenswerthere Vorstellungverhältniß sei. Während Graf Ahlefeld jetzt noch gelangweilter aussah als vorher, gerieth Pornhagen, so weit ers für zulässig hielt, in Begeisterung; mit der ganzen Gründlichkeit, die die Sache forderte, zählte er die sechs bis sieben schwarz-grünen Kreuzungen, die es gab, einzeln auf. Und von der Grundlage dieser unanfechtbaren Thatsachen aus wies er dann unwiderleglich nach, daß der Anspruch der blauen Corps, den grünen Corps näher zu stehen als die schwarzen, mit dem historisch Gewordenen durchaus nicht in Einklang sei.

Aber schon in seine letzten Worte fiel Stavenhusens dröhnendes Organ: „Sind sie rum?" Cr war Niebuhr einen Halben vorgekommen. In den einhundertundachtzig Sekunden, die von fünf Bierminuten umfaßt werden, mußte Der nachkommen. Nun waren zwar erst dreißig Sekunden verstrichen, aber Stavenhusen wünschte eine Bierrempelei. Er fand auch sofort zwei schadenfrohe Gemüther, die als falsche Zeugen mit dem Ausruf „Rum" feierlich bestätigten, die heilige Frist sei bereits verstrichen. Und als sich Stavenhusen fragend nach dem dritten nöthigen Helfer umsah, fand er auch den schnell in dem Corpsburschen Scharnweber. Der war als witzig bekannt und rief deshalb nicht „Rum", sondern „Arrak". Aber auch dieses Wort genügte, um das Gesetz zu erfüllen; und kaum war es ausgesprochen, als Stavenhusen zur Fuchsentafel hinüberrief: „Silentium! Niebuhr ist im einfachen B. V. Ein bierehrlicher Fuchs erhält den Auftrag, Niebuhr an die Tafe.l des Hauses zu kreiden."

Auf einen energischen Augenwink Medows sprang Holt auf und schrieb den Namen Niebuhr mit Kreide an eine schwarze Holztafel, die hinter ihm an der Längswand des Zimmers hing. Nach der Vorschrift ergriff er dann sein Seidel, ging, dieses in der Hand, um das ganze Hufeisen herum bis hinter Stavenhusens Stuhl, nahm respektvoll die Mütze ab und meldete: „Melde, Niebuhr an die Tafel des Hauses gekreidet zu haben, und trinke zur Bekräftigung meiner Aussage, was folgt."

Wenn er gedacht hatte, Stavenhusen würde nach einigen Schlucken „Geschenkt" sagen, so irrte er. Stavenhusen dachte über Füchse im Allgemeinen und über Holt im Besonderen genau wie Medow und Pornhagen. Holt mußte das ganze Glas austrinken. Das war das achte

Gemäß, das er nun im Magen hatte; zusammen bald zweieinhalb
Liter. Er war aber kaum wieder an seinen Platz gekommen, als Nie-
buhr sich schon an den ihm schräg gegenübersitzenden Corpsburschen
wendete: „Sievers, ich pauke mich raus."
Sievers sprach, wie die Sitte gebot, nur für die Nächstsitzenden
verständlich: „Silentium! Niebuhr paukt sich in die Bierehrlichkeit
zurück."
Und nachdem dann Niebuhr einen Ganzen hinunter gegossen
hatte, erklärte Sievers so laut, daß Alle im Zimmer es hörten: „Silen-
tium! Niebuhr ist wieder bierehrlich. Ein bierehrlicher Fuchs kreide
ihn aus."
Holt hatte noch keine halbe Minute auf seinem Platz gesessen,
aber wieder traf ihn Medows befehlender Blick. Er spürte, wie eine
dumpfe Wuth in ihm emporstieg. Aber er fühlte auch die Ketten, die
ihn hielten, und gehorsam ergriff er den kleinen Schwamm in dem
Kasten unter der Tafel und löschte Niebuhrs Namen aus. Dann folgte
wieder der Marsch mit dem Seidel durch den Raum und die Meldung,
diesmal an Sievers. Der war gnädiger und ließ ihn nur wenige
Schluck trinken. Trotzdem fühlte Holt, wie sein Magen rebellisch wurde.
Als er wieder ruhig auf seinem Stuhl saß, schien Das vorüber zu
gehen. Wenn nur nicht gerade in diesem Augenblick Medow den Ge-
danken gehabt hätte, den fünften und sechsten Halben nachzukommen
und zu diesem Zwecke die Füchse aufs Neue einen Ganzen trinken zu
lassen! Holt dachte, er zwänge es nicht mehr. Aber es gelang noch.
Fitzwilliams fühlte das Bedürfniß, den Waschraum zu betreten.
Mit feierlicher Zuvorkommenheit öffnete ein Corpsbursche der Balticr
dem Gaste die Thür, die aus dem Kneipzimmer auf den Vorplatz
führte, und dann die vom Vorplatz zum Waschraum.
Holt merkte, wie ihm immer wirrer im Kopfe wurde. Und in der
steigenden Unklarheit vergaß er eins der heiligsten Gesetze der Kneipe.
An seinen Nebenmann Niclassen, der, wie er selbst, Iurist war, richtete
er eine Frage, die sich auf die Institutionenvorlesung des Professors
Muthesius bezog; die Frage war ziemlich sinnlos, aber er hatte das
dringende Bedürfniß, einen Augenblick lang an etwas Anderes zu
denken als an die ringsum besprochenen Dinge.
Niclassen war vorsichtig genug, mit der Antwort zu zögern, und
hatte das Glück, noch nichts gesagt zu haben, als nun Medow da-
zwischen suhr: „Holt, wie oft soll ich Dir sagen, daß die Fachsimpelei
verboten ist. In die Kanne! Eins ist Eins, Zwei ist Zwei, Drei ist..
Bei den ersten Worten hatte Holt eine wahnsinnige Lust in sich
gespürt, dem brutalen Gesellen seine Faust in das breite Slavengesicht
zu schlagen. Aber er dachte an seinen Vater und konnte sie nur in der
Tasche ballen. Ihn schauderte, als er das Gemäß an den Mund setzte.
Doch wider alles Erwarten brachte er auch diesmal das Bier noch hin-
unter. Aber dann begann es ihn zu schütteln, stärker und immer stärker.
Wohl stimmte auf Ahlefelds Kommando gerade jetzt die Korona das

zweite Lied an: „So pünktlich zur Sekunde"; aber Holt war es nicht mehr möglich, den Mund zu öffnen. Alles, was er denken konnte, war auf einen Punkt gerichtet: daß er sich nur nicht in das Kneipzimmer hinein erbrach. Die zwanzig Mark Geldstrafe wären ja zu tragen ge- Wesen. Aber Ahlefeld, gerade Ahlefeld in die Lage bringen, ihn nach- he? vor dem ganzen Renoncenkonvent wegen solcher kolossalen Selbst- zuchtlosigkeit rüffeln zu müssen: nein, nur Das nicht! Er würgte und würgte, während das Lied ertönte. Drei Verse lang ging die Sache. Doch als nun der vierte Vers einsetzte, konnte er nicht mehr, und wäh- rend es erklang:

„O Baltia, Dir gehör ich, .
Dich lieb ich treu und heiß,
Auf Deine Farbe schwör ich,
Die Farb' blau-silber-weiß"

stürzte er ganz formlos, trotz Medows zornigen Blicken, hinaus auf den Vorplatz. Es war ihm gleichgiltig, daß er draußen Fitzwilliams fast umwarf, der gerade aus dem Waschraum heraustrat. Er rannte nur wie besessen, den Mund krampfhaft geschlossen und beide Hände fest davor gepreßt, in eine Ecke des Vorplatzes und beugte sich über einen trichterförmigen Porzellanbehälter, der dort in Brusthöhe ein- gebaut war und nach unten in eine Blechröhre endete, die sich in den Boden verlief. Seine Hände packten zwei Messinggriffe, die rechts und links an der Wand angebracht waren, und während der ganze Körper krampfhaft erschüttert wurde, brachen ihm aus Mund und Nase dicke Ströme von Bier, Schleim und Magensäure.

Dazu klang von drinnen der letzte Vers des Liedes, den Alle stehend sangen:

„Wir Balten wollns beweisen,
Beweisen durch die That, ,
Daß Balten-Herz und -Eisen
Stets brav geschlagen hat."

Fitzwilliams hörte den Gesang. Und sah die Erscheinung vor sich, Nnd dachte an die sonnenbraunen Kraftgestalten der Bootsmannschaft von Oxford, Er war der Schlagmann gewesen bei dem letzten Siege über die Rivalen von Cambridge. Er hatte hier in Kiel die junge deutsche Flotte gesehen, hatte viel mit Marineoffizieren verkehrt und herzliche Hochachtung für das stammverwandte Volk gewonnen. Hatte manchmal auch Etwas wie Eifersucht gespürt, wie ein ganz leises Jagen, ob da nicht Etwas heranwachse, das selbst Altenglands Stern einst überstrahlen möge. Solcher Anwandlungen gedachte er jetzt. Und in den Zug des Ekels um seinen Mund trat eine Linie beruhigter Ueberlegenheit. Mit klarer Zuversicht zog es ihm durch das Haupt: ,,IZritons nsvsr, nsvsr, nsvsr sksll bs slsvss."

Holt kam gerade rechtzeitig wieder hinein, um den siebenten und achten Halben, den der Fuchsmajor jetzt nachkam, mittrinken zu kön- nen. Zwar zitterte seine Hand noch ein Wenig von der Anstrengung

draußen, und als er in dieser Schwäche Bier vergoß, ließ ihn Medow
zur Strafe gleich noch einen Ganzen hinterher trinken. Uebrigens
mußte in diesem Augenblick auch Niclafsen den Vorplatz nnd den
Trichter in der Ecke aufsuchen.
Graf Ahlefeld sah mit verstohlenem Gähnen nach der Uhr. Gegen
Zehn. Also mindestens fünf Viertelstunden noch muß es dauern.
Die Trinkenden fühlten sich erregter; das Bier hatte die Rauflust
aufgestachelt. Zwar hielten die unverbrüchlichen Gesetze nach wie vor
Alles im Bann strenger Feierlichkeit. Aber diese Gesetze selbst boten
ja bestimmte Bahnen, auf denen man das Thier rasen lassen konnte.
Die Bierrempeleien, wie erst zwischen Stavenhusen und Niebuhr,
mehrten sich. Und immer häufiger scholl auch das Wort »Bierjunge"
und die Antwort „hängt".
Ietzt rief Sievers, der bisher verhältnißmäßig wenig getrunken
hatte, die Herausforderung zu Scharnweber hinüber. Er war an den
Verkehrten gekommen. Scharnweber mußte sich überlegen und ant-
wortete: „Prost doppelt!" Sievers fühlte sich vom Muth der Ver-
zweiflung gepackt und rief: „Prost dreifach!"
„Lührs ist Unparteiischer", bestimmte, dem Gesetz gemäß, Scharn-
weber als der Geforderte.
„Silentium! Ich bins", rief der Dritte Chargirte Lührs; und
während auf seinen Wink Christian und die beiden Fäxe drei volle Ge-
mäße vor jeden der beiden Gegner hinstellten, fuhr er fort: „Ich zähle
bis Drei. Auf Drei wird getrunken. ‚Popokatepetl' entscheidet."
Die Kämpfer standen bereit. Soba,ld Lührs bis Drei gezählt hatte,
floß das Bier des ersten Seidels in die beiden weitaufgerissenen Schlünde
hinab. Als sie es hinunter hatten, war noch kein Vortheil auf einer
Seite zu sehen; ganz gleichzeitig flogen die zweiten Seidel hinauf.
Nun gelang es Sievers, der mit rasendem Muth zog, zwei Sekunden
eher fertig zu werden. Schon meinte Pornhagen leise zu seinem Nach-
bar Mosler: „Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß Scharnweber sich
von Dem ansiegen läßt." Aber es kam anders. Scharnweber dachte
jetzt an den durch drei Semester fest begründeten Ruhm, der zu ver-
lieren war; Das gab ihm Halt und Kraft. Wie ein Gletscherbach in
den Abgrund stürzte das dritte Seidel in seinen Magen, und als Sie-
vers erst den letzten Tropfen hinabgoß, hatte sein Gegner schon das
Wort des Sieges „Popokatepetl" ausgesprochen. Ia, sein Triumph
wurde noch größer: denn während Sievers nun sofort hinausstürzen
mußte, um an den Trichter auf dem Vorplatz zu gelangen, vermochte
Scharnweber noch in guter Haltung Lührs' Entscheidung mit anzu-
hören: „Sievers dürfte zweiter Sieger sein."
Dann allerdings war es auch für ihn höchste Zeit; und er kam
jetzt so rasch an den Trichter, daß sich der Anfang des Bierstromes aus
seinem Munde noch mit den letzten Resten Dessen vereinigen konnte,
was Sievers ausspie.
Der Trichter blieb jetzt überhaupt nicht fünf Minuten lang mehr

unbenutzt. Nicht nur häuften sich drinnen die Bierrempeleien und die Bierjungen stetig: auch dem Fuchsmajor war man nach Erledigung der ersten zehn Halben sofort zehn weitere vorgekommen. Als Graf Ahleselb endlich erleichtert für sich feststellte, daß es elf Uhr geworden sei, gabs unter den Füchsen keinen mehr, der nicht zweimal draußen am Trichter gewesen war. Und a,ls jetzt das Lied erscholl „Ich kenn' einen Helden seltener Art", beugte sich gerade Holt zum dritten Ma,l über das Geräth.

Als er wieder herein kam, sa,h er totenblaß aus, und als er sich hingesetzt hatte, fiel sein Kopf schwer a,uf den Tisch. Sofort, rief Medow: „Fuchs, setze Dich gefälligst ordentlich hin; sofort in die Kanne! Ems ist Eins..."

Aber weiter kam er nicht, denn mit ganz ungewohnter Schärfe fuhr ihn Ahlefeld an: „So, Medow, nun ists genug! Du sorgst jetzt dafür, daß der arme Kerl im Nebenzimmer aufs Sofa gepackt wird." Medow knurrte tückisch in sich hinein, wagte aber nicht zu widersprechen und ließ die Anordnung durch Niclassen und einen anderen Fuchs ausführen. Die Beiden konnten übrigens auch kaum mehr auf den Beinen stehen, und als gleich darauf Ahlefeld die Mütze vor sich auf den Tisch legte und rief: „Silentium! Offizielle Kneipe ex!" da, gingen auch sie zugleich mit den meisten anderen Füchsen ins Nebenzimmer, wo sie halbtot auf das Sofa, die Sessel und die Stühle sanken. Was von den Füchsen noch ans den Beinen stand (drei oder vier), blieb mit den Corpsburschen in der tabakgeschwängerten Luft des Kneipzimmers und trank weiter.

Aber schon nach einer Viertelstunde zog Ahlefeld seine Uhr und „So, wir wollen nach Haus gehen", und zu Harringa, Mosler und Fitzwilliams: „Die Corpsburschen Lührs und Medow werden sich die Ehre geben, die Herren zu geleiten."

Friedrich verständigte sich durch einen raschen Blick mit Fitzwilliams und lehnte dann dankend ab: Medow, den er im Lauf des Abends beobachtet hatte, war ihm zu unerfreulich geworden, als daß er seine Gesellschaft noch länger gewünscht hätte, und Lührs sah so totmüde aus, daK es ihm leid that, ihn noch wach zu halten. So fand er sich denn nach ein paar Minuten mit Mosler und dem Engländer allein vor dem Haus und athmete in tiefen Zügen die reine Luft der köstlichen Sommernacht ein. Die verfehlte ihre Wirkung auch auf die beiden Anderen nicht: Fitzwilliams stand gleich Friedrich stumm genießend da und Mosler sagte: „Herrschaften, darf ich einen Vorschlag machen? So schön ist es selten; wäre weiß Gott schade, jetzt schon ins Bett zu kriechen. Wo wohnst Du eigentlich, tzarringa?" Und,als Friedrich geantwortet hatte, fuhr Iener fort: „Also Feldstraße, ungefähr Ecke Waitzstraße? Na, und ich Eckernförderallee. Das ist Beides etwa gleich weit von hier. Ich meine also, Harringa und ich gehen schnell nach Haus, legen Mütze und Band ab uud dann treffen wir uns alle Drei wieder hier auf diesem Fleck. In fünfunddreißig Minuten kann Das gemacht sein."

Fitzwilliams hatte nichts einzuwenden. „Gut," sagte er zu Friedrich, „ich bringe Sie nach Haus und wieder hierher."
Friedrich kam Moslers Vorschlag sehr gelegen. Er hatte nicht die mindeste Lust, schon ins Bett zu gehen. Ihm war so herrlich zu Muth, so überschäumend jugendstark. Wie er den Sommer im Blut fühlte! Den Sommer und das gute Getränk des Abends. Er hatte heute dem Biercomment so manches Schnippchen geschlagen; jetzt ging es ihm nicht wie Holt und den anderen armen Kerlen, die ein sinnloser Zwang getrieben hatte, die Gottesga.be zu mißbrauchen. Mild durchwärmt und leicht erhoben, schritt er neben Fitzwilliams daHin. Schon nach einer kleinen halben Stunde trafen sie auf dem freien Platz vor der „Klinke" wieder mit Mosler zusammen.
Der rief ihnen schon von Weitem sehr laut entgegen: „Wohin solls nun gehen?"
„Zunächst ans Wasser", antwortete Friedrich. „Und dann immer dran entlang den Hafen hinunter. Und nachher, denke ich, biegen wir links ab und bummeln noch eine Stunde im düsternbrooker Gehölz."
Die Anderen warens zufrieden und schritten auf den lockenden Glanz zu, der von der Germaniawerft, wo auch um diese Stunde die Arbeit nicht ruhte, über den Handelshafen herüberstrahlte.
Mosler wurde jetzt mit jedem Schritt lauter und aufgeregter. Mit großem Aufwand an Kräften erkletterte er die Kohlenhaufen, die unten am Eisenbahndamm zwischen Schienenstrang und Kaimauer lagen. Und als man an einen Dampfer kam, dessen Heck die Aufschrift „Brunsnis-Flensburg" trug, war er kaum zu halten: er wollte mit Gewalt an Bord steigen und den Kapitän zur Rede stellen, was di^e" Schiffsname zu bedeuten habe, den er absolut nicht verstehen «ner
Fitzwilliams sagte nichts dazu, sondern hielt ihn nur mit sanfter Gewalt fest, damit er nicht zwischen Kaimauer und Schiff ins Wasser stürze. Friedrich Harringa aber fühlte sich unliebsam gestört. Dieser Kölner sollte ihm nicht die Stimmung zerreißen! In ihm war es wie Glockenklang, wie seliges Sehnen, als berge der Schleier dieser Nacht noch ein großes, weiches Geheimniß,
Sic waren den Eisenbahndamm zu Ende gegangen, hatten die klein.: Brücke des Bootshafens überschritten und gingen den Wall entlang. Jetzt, als sie die düstere Masse des Packhauses hinter sich hatten, sprangen rechts die vier Seegartenbrücken in die Wasser des Kriegshafens hinein.
Friedrich lenkte die Schritte auf die erste der Brücken; die beiden anderen jungen Männer folgten. Man hatte Glück: Moslers Redestrom war gerade auf einen Damm getroffen; vielleicht wurde der Rheinländer allmählich müde. Fünf Minuten lang störte nichts das weiche Wehen des Seewindes, das stille Leuchten der Sterne und den hellen Glanz der Hunderte von Lichtern, die von den Schiffen im Hafen schimmerten.
Als man dann aber den Weg fortsetzen wollte, zeigte sich, daß es

völlig unmöglich war, Mosler a,m Cafs Fährhaus vorbei zu bringen.
Er müsse jetzt Cognac haben. Die beiden Anderen gaben wohl oder
übel nach. Als mau drinnen war, quälte Mosler so lange, bis Fried-
rich ihm widerwillig die kleine Kristallflasche leeren half. Fitzwilliams'
bestimmte Erklärung, er habe für diesen Abend genug getrunken, stei-
gerte Moslers Erregtheit fast bis zu einem Iornausbruch. Es gelang
aber, ihn zu begütigen und in verhältnißmäßiger Ruhe wieder aus
dem Cafe herauszubringen.

Dort wurde er mit einem Mal sehr fröhlich. „Herrschaften," rief
er vergnügt, „mir kommt eine Prachtidee. Ich denke, wir lassen das
düsternbrooker Gehölz schwimmen. Wir sind hier nur eine halbe Mi-
nute von einem ganz famosen Lokal, wo ich mich vor acht Tagen glän-
zend amusirt habe. ‚Hinter der Mauer' Nummer sechzig, zehn Schritt
hier in die Fischerstraße hinein und dann links um die Ecke. Man
siehts dem Hause von außen nicht an. Eine Eleganz da drinnen und
eine Sektmarke! Na, und Mädchen! Ich bin doch jetzt, wer weiß, wie
oft, nach Hamburg 'rübergefahren und kenne die Schwiegerstraße
gründlich. Aber so was ha,be ich wirklich selten gesehen. Also abge-
macht: da gehen wir jetzt hin."

Friedrich war es, seit sie das Cafs verlassen hatten, als schwimme
ein leichter Nebel in seinem Kopf. Immer lockender schien ihm der
Zauber der Nacht, immer heller klang es in seinem Blut. Was lag
über diesen Häusern mit einem Mal für ein seltsamer Reiz, wie wun-
dersam lockte das Dunkel dieser engen Straßen. Ietzt Etwas erleben!
Etwas ganz Neues, das Schleier lüftete, hinter die man nie gesehen
hatte. Irgendein Abenteuer. In diese Stimmung schlugen Moslers
Worte hinein. „Hinter der Mauer." Ia, so, den Klang der Worte
kannte er. Und ihm war eigentlich, als habe er sonst den Begriff des
Ekels damit verbunden. Aber nun ging Das wieder unter in dem
Nebel, der durch sein Haupt wogte, und in dem Kraftgefühl, das immer
höher schwoll. Warum war ihm eigentlich dieser Mosler früher so
unangenehm gewesen? Wax doch ein lustiger Geselle!

Was klangen da in seine Traumstimmung für merkwürdig kühle
Worte? Ach, sie waren ja zu Dreien. Was wollte denn nun der Dritte?
„Hören Sie, lieber Harringa", sagte die Stimme mit dem leichten
englischen Accent, „lassen Sie die Finger von der Geschichte, besonders
heute abends. Wir sind ja, gute Bekannte geworden hier in Kiel, dar-
um werden Sie es mir nicht übel nehmen: ganz nüchtern sind Sie doch
nicht mehr; man siehts Ihnen jetzt deutlich an, seit wir das Cafs ver-
lassen haben. Machen sie keinen Unsinn. Geben Sie mir Ihren Arm
und lassen Sie uns weitergehen."

Und er wollte seinen Arm unter den Friedrichs schieben. Aber
mit einem wahren Wuthschrei sprang Mosler dazwischen. Er hatte
jede Herrschaft über sich verloren; mit hochrothem Gesicht, mit den
Händen wild in der Luft herumfuchtelnd, schrie er zu dem Engländer,
dem er kaum bis an das Kinn reichte, hinauf: „Mein Herr, Das der-

bitte ich mir! Das geht Sie gar nicht an! Wenn Sie sich hier als Spielverderber aufthun wollen, dann scheren Sie sich gefälligst nach Hause, Sie. . ."

Er stockte. In Fitzwilliams' etwas lässiger Haltung war kaum eine Veränderung zu bemerken gewesen, und ob die grauen Augen ihren Ausdruck gewechselt hatten, konnte im Schein der Straßenlaternen Niemand erkennen. Aber Mosler hatte gesehen, wie sich die Fäuste des jungen Mannes ballten. Das hatte genügt, um seinen umnebelten Geist doch noch eine Erkenntniß fassen zu la,ssen: Der, den er zu beschimpfen im Begriff war, ist kein deutscher Student, sondern ein freier Mann. Der gelernt hatte, seine natürliche Waffen zu gebrauchen, und der ihn, wenn er unverschämt wurde, einsach mit zwei Borerstößen auf das Pflaster warf, ihm keine Satisfaktion dafür gab und nicht nöthig hatte, das Ehrengericht des S. C. zu befragen, ob ihm Das gefalle oder nicht. Er zog also vor, den Rest seiner Worte zu verschlucken, stammelte: „Pardon, ich bin heute etwas aufgeregt", und machte, daß er einen Abstand von einigen Schritten gewann.

Als er sich dann nach Friedrich umsah, bemerkte er zu seinem Vergnügen, daß Der schon links in die Fischerstraße hineinschritt. Er ging hinter ihm her, erreichte ihn und Beide bogen links um die Ecke. Fitzwilliams sah ihn einen Augenblick nach, machte eine bedauernde Bewegung und schritt dann in die Wa^serallee hinein, seiner Wohnung im Forstweg zu.

5

... Es war an einem Morgen drei Wochen darauf. Fitzwilliams hatte gesegelt und schlenderte nun, von der Bellevuebrücke her, den Düsternbrooker Weg entlang seiner Wohnung zu. Als er vor der Marineakademie stand, sah er sich auf der anderen Seite der Straße einen jungen Herrn entgegenkommen. Es war die unverkennbare hochgewachsene Gestalt Harringas. Er hatte ihn seit dem Abend der Baltenkneipe nicht wiedergesehen und war im Begriff, auf ihn zuzugehen und ihn zu fragen, wesha,lb er in der letzten Zeit nicht mehr zu dem abendlichen Rudern gekommen sei. Aber Harringa bemerkte ihn offenbar nicht, sah eigenthümlich starr geradeaus und bog, ehe Fitzwilliams ihn erreicht hatte, in die Reventlowallee hinein, wo er in einem Haus verschwand. Fitzwilliams war kein neugieriger Mensch. Aber das Aussehen und Gebühren des jungen Chemikers hatten einen so unheimlichen Eindruck gemacht, daß der Engländer unwillkürlich seine Schritte bis vor das Haus lenkte, in das Harringa hineingegangen war. Gleich darauf kehrte er mit betrübtem Gesicht um. Auf dem Porzellanschild am Eingang des Hauses hatte er den Namen eines berühmten Spezialarztes gelesen.

München. Hermann Poper t.

Selbstanzeigen.
Vie Dokumente der Gnosis. Eugen Diederichs in Jena.
Die Gnosis reicht mit ihren Anfängen in beträchtlich frühere
Zeiten hinauf als alles Christliche, das wir haben, entfaltet sich etwa
um die muthmaßliche Zeit des Ursprunges der christlichen Lehre zu
breitem Umfang auf dem Boden eben der Länder, die alsbald auch
für die christliche Propaganda in Betracht kommen, und wird schließ-
lich erst mühsam von der aufstrebenden Kirche unterdrückt. Schon hier-
durch ist sie heute, wo auch die strittigen Fragen nach Wesen und Art
des Urchristenthumes von Neuem gestellt wurden, besonderer Auf-
merksamkeit sicher. Sie besteht aus einer Fülle zum Theil noch recht
gut überlieferter, religiös angehauchter, philosophischer Systeme, in
denen kühne und ergreifende Versuche zur Lösung ewiger Probleme
unternommen wurden und deren Urheber sich als bedeutende Denker,
die in gleichem Maße der Betrachtung „des Sternenhimmels über nns
und des Sittengesetzes in uns" nachhingen, zu erkennen geben. So
kommt es, daß wir auch menschlich an ihnen regen Antheil nehmen
und sogar bereit sind, sie um ihres tragischen Schicksales willen, das
ihre Schriften fast völliger Vergessenheit, ihre Lehren vielfacher Ent-
stellung anheimfallen ließ, hier und da auch allzu hoch einzuschätzen.
Aber selbst wenn man von ihrem Verhältniß zur Kirche absieht und
den Wahrheitgehalt ihrer Lehren unberücksichtigt läßt, erkennt man
sie als beredte Zeugen einer Zeit, die, wie wohl kaum eine zweite, in
Denken und Fühlen Altes und Neues, in Trümmer sinkende Kulturen
und erstehende Lebenswerthe, zu gestalten vermochte. Unser religiöses
Interesse an der Gnosis ist zufällig und subjektiv, bestimmt durch den
Umstand, daß in unseren Landen das Christenthum eine der größten
Mächte ist; unser philosophisches Interesse an ihr läuft nur allzu leicht
Gefahr, ganz anders Gedachtes nach den Ergebnissen modernen Den-
kens abzuurtheilen; um auch für alle anderen Betrachtungweisen zu-
gleich die einzig verläßliche Grundlage zu schaffen, bleibt nur das histo-
rische und als solches streng objektive Verfahren, das bestrebt ist, der
ins Auge gefaßten Erscheinung als solcher gerecht zu werden. ImFall
der Gnosis läßt es sich gar nicht so schwer anwenden, wie der erste Blick
glauben möchte. Denn von den Lehren der Gnostiker ist noch so viel
überliefert, daß es wohl schon von allem Anfang an völlig zum Ver-
ständniß der Bewegung ausgereicht hätte, wenn nur nicht, wie leider
bisher immer geschah, der moderne Bearbeiter seine unmaßgeblichen
Gedanken so laut auszusprechen gewohnt wäre, daß die verhallende
Stimme des Gnostikers nicht mehr zum Leser dringen kann und ein
Zwiegespräch zwischen Beiden über den Abstand der Iahrtausende hin-
weg, das fürs Erste immer in der leisen Sprache verborgener Regun-
gen des Herzens anheben muß, vollends unmöglich wird. Daher ent-
schloß ich mich, endlich einmal den Gnostikern selbst das Wort zu er-
theilen und dem Leser die eigentlichen „Dokumente der Gnosis" in

möglichster Reichhaltigkeit und einer seinen Bedürfnissen genügenden Form in die Hand zu geben. Bei der Zusammenstellung der gnostischen Originaltexte wurde nur die eigentliche Gnosis unmittelbar vor und nach dem Auftreten des Christenthumes berücksichtigt, also etwa die Zeit von 200 vor bis 200 nach Christus; auch aus dieser Epoche aber nur das Schönste und Bedeutsamste. Die Auswahl beschränkte sich nicht etwa auf Das, was die kirchlichen Schriftsteller an gnostischen Systemen in ihrer Polemik aufbewahrt haben; vielmehr fanden auch-heidnische und jüdische Dokumente und einige Stücke aus der gnostischen Erbauungliteratur in die Sammlung Aufnahme. Die meisten der so vereinten Texte wurden überhaupt noch nicht oder doch nur für enge Gelehrtenkreise in die deutsche Sprache übertragen. Der Uebersetzer hat eine flüssige, der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Sprache angestrebt. Die den Texten angefügten Erläuterungen geben dem Leser das Rüstzeug, dessen er zum Verständnis; des vorangegangenen Stückes bedarf und das ihm den Rückblick auf die wichtigsten Voraussetzungen ermöglicht. Aber durch diese Menge gnostischer Gedankengänge und Gedankengebäude muß ein Führer leiten, der auch die Gnosis als Ganzes aus ihren Einzelerscheinungen und unter steter Rücksicht auf sie zu vermitteln bereit ist. Die Stelle solches Führers vertritt die umfangreiche Einleitung, in der nicht nur Wesen und Eigenart der Gnosis erläutert, gnostisches Denken an dem Beispiel eines sorgfältig analysirten Mustersystemes vor Augen geführt wird, sondern die vor Allem die Ueberlieferung der Gnosis streng historisch beleuchtet und schließlich auch die Fragen nach dem Ursprunge der ganzen Bewegung erörtert; all Dies aber so, daß der Ansicht des Verfassers immer die Mittheilung des ihr zu Grunde liegenden Stoffes vorangeht, so daß der Leser stets in der Lage ist, sich sein eigenes Urtheil zu bilden. Daß die Weltanschauung der Babylonier, die Lehre der Orphiker, Mythisches und manches Andere im letzten, den Ursprüngen der Gnosis nachspürenden Theil der Einleitung erwähnt wurde, ging aus dem Bestreben hervor, die Gnosis aus ihrer scheinbaren Sonderstellung zu bringen und in die großen Zusammenhänge der Kulturgeschichte einzureihen. Dr. Wolf gang Schultz.

5

Deutsche Machthaber. Schuster K Loeffler, Berlin. 6 Mark.

In unseren politisch erregten Zeiten und anderthalb Jahre nach der Novemberrevolution erschien es zeitgemäß, die deutschen Machthaber zu schildern. Um so mehr, als durch die Veränderung der technischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse die entscheidenden Einflüsse sich vollkommen umgestaltet haben. Wilhelm der Zweite hat dieser Umgestaltung in sehr beachtlichem Maß Rechnung getragen; er legt auf den Umgang mit Männern des Verkehrs, des Handels, der Industrie und der Börse besonderen Werth. Die Presse hat dem Buch vorgeworfen, es enthalte eine Unzahl von Indiskretionen und vieler-

Selbstandigen.
lei Klatsch. Der Sachkenner merkt, daß ich sehr diskret war nnd daß die in meinem Buch erzählten Geschichtchen wahr sind. Da ich acht Iahre, von 1897 bis 1905, mit Wermuth an der Vorbereitung der Handelsverträge im Reichsamt des Innern gearbeitet habe, konnte ich ihn aus eigener Anschauung schildern. Das Selbe gilt vom Grasen Posadowsky. RudolfMartin.

Englands wirthschaftliche Zukunft. Leipzig, Hans Sachs-Verlag. Eine Mark.

Meine kleine Schrift will nicht in die fernste wirthschaftliche Zukunst Englands hineinleuchten. Ich begnüge mich damit, Entwickelungtendenzen zu zeigen, deren Grundlinien schon heute überall sichtbar sind. Meine Schrift ist keine gelehrte Abhandlung, obwohl ich glaube, keine einzige unrichtige Ziffer oder unexakte Behauptung angeführt zu haben. In möglichst allgemeinverständlicher Sprache will ich zeigen, daß der englische Imperialismus eine Entwickelungwahrscheinlichkeit ist und daß hier ein tieferer Zusammenhang mit anderen wirthschaftlichen Ereignissen unserer Zeit erkennbar wird. Das Wesen des englischen Imperialismus ist nur zu begreifen, wenn man eingesehen hat, daß er, wie die ostasiatische Entwickelung und die Kartelle, das Symptom einer neuen Zeit ist. Die Aera eines vollkommeneren, verjüngten (ich möchte fast sagen: eines „raffinirteren") Kapitalismus hebt an.
Wien. Dr. Paul Weisengrün.

Inr Kampf um die Ideale. Verlag von Ernst Reinhardt in München. 4 Mark.

Ich wollte in diesem Buch ein Stück unserer Zeit mit ihren Problemen, Sorgen, Wünschen, mit ihrer Lust und Trauer festhalten. Die Freude des Schaffenden lag zunächst darin, den schier übergroßen Stoff nach neuen, eigenen Gesetzen zu formen. Meine „Menschheitsymphonie", die im tiefsten Moll beginnt, dann, mit dem Uebertritt aus dem Reich des Nebels, des Regens und des Sturmes in die wärmeren Zonen, zu Kantilenen, Romanzen und zu sansten Adagios übergeht, auf dem Atlantischen Ozean zum Oratorium im Fugenstil sich erhebt und in kräftigster und hellster Durtonart endet, stellt im Letzten den Sieg des Optimismus über den Pessimismus dar. Wie ich mir den Aufbau des Buches vom Standpunkt des Architekten, der eine durch Brand zerstörte Kirche neu erstehen läßt, oder auch vom Standpunkt des Webers aus, der einen kunstvollen, sprechenden Teppich gewirkt hat, vorgestellt habe, mag der Leser in dem Buch selbst wahrnehmen. Es hat seinen Zweck erfüllt, wenn es Den, der es mit Bedacht liest, ob Volk oder Herrscher, gesünder, freier, klarer, froher, geschickter zur Mitarbeit an den großen Aufgaben unserer Zeit und ruhiger für den großen Weg gemacht hat, den wir Alle einmal gehen müssen.
Klein-Flottbeck. Georg Bonne.

Die Zukunft.

Renten und Realkredit.

W^taatsrenten und Bodenkredit: Beide fordern Reformen. Um die Prinzipielle Frage, ob das Recht des Bodens den Ansprüchen der Staatspapiere vorangehen müsse, kümmert man sich nicht; auch wird kaum daran gedacht, die Körpermaße der beiden Rivalen einander zu vergleichen. Daß in deutschen Staatsanleihen 19 bis 20 Milliarden angelegt sind, ist leicht auszurechnen; schwerer ists, den „finanziell faßbaren" Boden zu schätzen. An 100 Milliarden wird nicht viel fehlen. Der Rentenkoloß ist ein Mittelgebirge, der andere Riese aber streckt sich bis in die höchsten Gletscherregionen. Aber die Staatspapiere sind die „Gewappelten"; in ihnen und durch sie wirkt die Macht des Reiches und das Ansehen der Bundesstaaten. Deshalb ist die Sorge um ihren Kurs Ehrensache. Dem Boden fehlt solche Autorität (wenn sichs nicht um ein Paradefeld handelt, das natürlich im Rang über dem gewöhnlichen Baugrund steht). Die Hypothek muß sich gegen das Staatspapier also mit allen Waffen vertheidigen. Der Realkredit ist ein wichtiger Theil der Wirthschaft; doch (schon weil ihm der Mißduft der Bodenspekulation anhaftet) nicht so hoch im Ansehen wie das Rentengeschäft. Daß für die deutschen Standardwerthe Etwas geschehen müsse, ist bis zur Ermüdung wiederholt worden. Ieder Versuch, die Vermögensanlage nach den Wünschen des Staates neu zu ordnen, muß aber mit den Hypotheken rechnen. Das Experiment mit den Sparkassen blieb in den Anfängen stecken. Die öffentlichen Versicherunganstalten, besonders die Sozietäten der Feuerversicherung, sollen nun zum Asyl der Staatspapiere werden. Den Banken war empfohlen worden, ihre Reservefonds mit deutschen Renten zu füttern; sie antworteten, daß sie von dieser Speise schon genug zu sich genommen haben. Die privaten Versicherungsgesellschaften sollen gezwungen werden, den vierten Theil ihres Vermögens und fürs Erste den dritten Theil ihrer jährlich zuwachsenden Mittel in Staatspapieren anzulegen. Sie sind von dem Rath nicht gerade entzückt. Die Summe der von ihnen ausgeliehenen Hypothekengelder wird ungefähr 3 Milliarden betragen; bei den deutschen Sparkassen werden es 9Vs bis 10, bei den Hypothekenbanken 11 Milliarden sein. Der Hypothekenbestand der Versicherunginstitute macht etwa 75 Prozent ihres Gesammtvermögens aus. Auf einer Generalversammlung des Deutschen Vereins für Versicherungwissenschaft wurde entschiedener Widerspruch gegen den geplanten Rentenzwang empfohlen und besonders auf die Möglichkeit von Zins- und Kursverlusten hingewiesen. Die Anstalten für Sozialversicherung, denen, wie den Feuersozietäten, die den Privatgesellschaften vorgeschlagene Pflicht auferlegt werden soll, haben andere Daseinsbedingungen als die Lebensversicherunganstalten. Die sind Erwerbsinstitute und müssen (schon der Konkurrenz wegen) für den Vortheil der Versicherten sorgen. Das können sie nur, wenn ihr Vermögen guten Ertrag bringt. Nach dem Bericht des Kaiserlichen Auf-

sichtamtes für Privatversicherung ergaben die hypothekarischen Dar-
lehen im Durchschnitt der letzten vier Iahre 4V4 Prozent. Dazu kom-
men die Einnahmen an Provisionen mit ^ Prozent im Durchschnitt.
Die Anlage in deutschen Staatspapieren brächte aber nur einen
durchschnittlichen Ertrag von 3,60 Prozent; also 1,40 Prozent weniger.
Und dieser Verlust würde sich mit dem Effektenzuwachs erhöhen. Bei
einem jährlichen Vermögenszuwachs von 300 Millionen Mark wären
schon im ersten Iahr 100 Millionen (ein Drittel) in Staatspapieren
anzulegen und so müßte es weiter gehen, bis die Minimalgrenze von
25 Prozent des Gesammtvermögens erreicht ist. Daß man an billig
gekaufter Staatsrente verdienen könne, wird gar nicht mehr bedacht;
die Unlust rechnet nur mit unveränderten oder noch schlechteren An-
leihekursen. Der Einwand, daß man gerade den Kurs stützen wolle,
wird nicht beachtet; leichter als dem Fiskus glauben die Leute der Er-
fahrung, die lehrt, daß es mit unseren Anleihen nicht vorwärts geht.
Was den Werthpapieren zugeführt wird, müßte den Hypotheken
entzogen werden. Die Versicherunginstitute werden von den eigent-
lichen Beherrschern des Hypothekenhandels, den Pfandbriefbanken, als
lästige Konkurrenten angesehen. Trotzdem die Qualitäten der Pfand-
objekte nicht sehr verschieden sind, haben die Hypothekenbanken eine
Sonderstellung und die Nebenbuhler aus der Versicherungbranche
gelten ihnen nicht für voll. Die Mängel des Hypothekarkredites sind
nicht im Bereich der Ersten Hypotheken zu suchen. Darlehen, die an
erster Stelle eingetragen werden, findet man leicht. Die Reform des
Hypothekenwesens soll den Zweiten Hypotheken nützen, die nicht in
den geschäftlichen Bezirk der Pfandbriefbanken und Versicherungan-
stalten gehören. Mindert sich, durch die Begünstigung der Staats-
papiere, das den besten Beleihungen erreichbare Kapital, so verengen
sich aber auch die Grenzen der Möglichkeiten für Zweite Hypotheken.
Von den Sparkassen hofft der Kommunalmann, dem die Wohnung-
noth am Herzen liegt, alles Heil. Sollen die Sparkassen für die Staats-
papiere sorgen, so müssen sie die Hypotheken vernachlässigen; dennoch
wird ihnen zugemuthet, mehr für den Hypothekenmarkt zu thun. Und
die Stadtobligationen wollen auch gefördert sein. Neulich nannte ein
Bürgermeister die Noth der Zweiten Hypotheken einen Krebsschaden
deI Städte. Die Lösung des Problems der besten und billigsten Woh-
nung ist mit dem Schicksal der Nachhypotheken eng verknüpft. Wer
aber soll helfen? Die städtischen Sparkassen; die sich auch um das
Wohl der Reichsanleihe und der Preußischen Konsols verdient machen
sollen. Das ist ein etwas anspruchsvolles Verlangen. Die Städte leihen
jetzt selbst Gelder auf Zweite Hypotheken aus. Dazu bedürfen sie natür-
lich eines Fonds, wenn sie nicht Pfandbriefe ausgeben. Der Fundus
kann nur durch eine Anleihe beschafft werden; aber man predigt den
Städten, namentlich den kleineren, Enthaltsamkeit, damit sie die Ruhe
des Rentenmarktes nicht stören. Im vorigen Iahr haben drei deutsche
Gemeinden eigene Hypothekeninstirute errichtet: Magdeburg, Rixdorf,

Barmen. Auch in München denkt mau immer noch an eine städtische Bank für Zweite Hypotheken. Da siehts schlimm aus. Das Geld ist in die verstecktesten Löcher geflogen, um ja keinem Grundstücksjäger mehr vors Korn zu kommen. Die haben mit ihren Treibjagden den alten Wildstand fast völlig vernichtet. Der Typ einer münchener Grundstücksgesellschaft, Neu-Westend, ist zu einer Sanirung verurtheilt worden, die eine Musterkarte alles Elends der Terrainspekulation zeigt. Ein Besitz, der mit beinahe IS Millionen im Buch sta,nd, mußte auf den dritten Theil seines Werthes reduzirt werden. Dabei ist Wohnungnoth fühlbar. Das Geld, das früher nicht zu halten war, wenn es von Terrains hörte, muß heute listig aus Sparkassen und städtischen Fonds herbeigelockt werden, damit wieder gebaut werden kann. Sechshunderttausend Menschen und fünfhundert leere Wohnungen.

Die Nothwendigkeit, den Realkredit zu erleichtern, wird schon lange empfunden. Die Hausbesitzer suchen sich von den oft sehr drückenden Bedingungen der Hypothekenbanken und Versicherunganstalten zu befreien. Die städtischen Hypothekeninstitute können billiger arbeiten als die Händler mit Hypothekengeld. Sie werden besonders da nützlich wirken, wo die private Hypothekenbank kein passendes Feld zu finden glaubt. Einzelne Stadttheile werden bevorzugt, andere, die an sich nicht schlechter sind, gemieden. Sieht man näher zu, so merkt man, daß nicht immer nur Laune, sondern oft auch Privatinteresse dahinter steckt. Natürlich ists auch im bunten Bezirkdes Grundst ücksgeschäfteszu Ringen und Bünden gekommen. Das Manipuliren mit großen Bodenflächen ist kein billiges Spiel. Die böse Werthzuwachssteuer hat die Kosten oft unerschwinglich gemacht. Die paar Großen, besonders die Deutsche und die Dresdener Bank, die auf dem berliner Grundstücksmarkt eineRollespielen, haben ihre Posten bis ins letzte Außenvorwerk geschickt. Da arbeitet eine Triebkraft an der anderen; und ein Geschäft ist fix und fertig, ehe Andere noch mit der Offerte heraus sind. Der Verkauf des Scheunenviertels ist eine solche Leistung. Für die Stadt Berlin ist die ganze Sache, wie männiglich bekannt, kein Heldenstück. Was hineingesteckt wurde, bleibt zum großen Theil am Ort seiner Bestimmung; ein Geschäft war also bei dem Verkauf nicht mehr zu hoffen. Nun hatte die Neue Bodengesellschaft ein Angebot gemacht, das man zu niedrig fand. Eine andere Firma wollte den Baugrund in Erbbau übernehmen. Da konnte die Stadt in die Praerogative der Grundstückspekulation eingreifen und das Erbbaurecht fördern. Aber ein drittes Angebot schien noch günstiger als die beiden anderen. Dahinter stand, wie man annahm, die Deutsche Bank; und acht Millionen: kein Pappenstiel! Die Häupter des Grundstückmarktes halten fest und treu zusammen. Da ists nicht leicht, bequemere Hypothekarkreditbedingungen zu schaffen; und es wird noch schwerer, wenn zur selben Zeit für den Kurs der Staatspapicre gearbeitet wird. Gegen die Standesunterschiede auf dem Kapitalmarkt scheint noch kein wirksames Rezept geschrieben zu sein.

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pak « Sarleb S, m, b, g, in Berlin.

Berlin, den 28. Januar ^1911.

Berolinum.

Verband Groß-Berlin.

?ls im Herbst 1808 das preußische General-Departement auf-
DW gefordert worden war, über die Denkschrift des königsberger
Polizeidirektors Frey «Von der Polizei und ihrem Verhältniß
zurStadtkommune" einGutachten zugeben, schriebtzeinrichTheo-
dor vonSchön,der damals Geheimer Finanzrath war, das noth-
wendige Erforderniß einer gut organisirten Stadtgemeinde sei,
daß sich das Volk selbst regire. Freiherr vom Stein setzte darunter
die Frage: «Warum nicht, wenn es dazu fähig ist?" Wer die
Selbstverwaltung preist, darf nicht vergessen, wo der stärkste För-
derer des Gedankens den Grenzstrich zog. Das Volk, meinte er,
soll alle Geschäfte leiten, die es in einer dem Gemeinwesen nütz-
lichen Weise zu leiten vermag, und nur da unter Vormundschaft
gestellt werden, wo seine Leistung dem Bedürfniß noch nicht ge-
nügt. Das Muster der Städteordnung kam aus Frankreich. «Die
gewählten Repräsentanten treten am ersten Sonntag im Dezem-
ber nachmittags zusammen, konstituiren sich unter dem Vorsitz des
Aeltesten von ihnen, legitimiren sich gegenseitig durch Vorzeigung
ihrer Beglaubigungen und wählen durch lautes Stimmenabgeben
aus ihrer Mitte einen Präsidenten, einen Substituten und drei
Protokolführer auf drei Monate. Das Gesetz und ihre Wahl sind
ihre Vollmacht, ihre Aeberzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen
Besten derStadt ihre Instruktion, ihr Gewissen aber dieBehörde,

der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben." Aus solchen Be-
stimmungen, derenmanche fast wörtlich den französischen Gesetzen
von 1789 und 1795 nachgebildet waren, sprach der Geist der
Großen Revolution. Daß er zu kräftigem Ausdruck komme, hat
Stein gewollt. Was morsch geworden war, sollte fallen, was
stürzen mußte, mit furchtloser Faust sogar noch gestoßen werden.
Die Nebermacht der Bureaukratie mit ihrem schwerfälligen For-
melwesen, ihrem verstaubenden Schreibwerk hemmte ringsum den
Wuchs des Gemeingeistes; dem geduckten, auf Schritt und Tritt
überwachten, von jeder Mitwirkung an den Gemeindeangelegen-
heiten ausgeschlossenBürger war nichtzuzumuthen,frohenSinnes
dem Gemeinwesen Opfer zu bringen. Das hatte Stein früh erkannt;
und gefühlt, daß einNeues werden müsse. Doch erkannte auch sein
Preußenland und wußte, daß man in einen Staat, der gestern erst
die Fessel der Erbunterthänigkeit gelöst hatte, nicht jede auf ande-
rem Boden gewachsene Ordnung importiren dürfe. Was in Frank-
reich schon nützlich war, konnte in Preußen noch schaden. Den Erb-
fehlerdes deutschenLiberalismus,deralles unteranderemtzimmel
Bewährte hastig einschleppen zu müssen wähnt, hat der große
Preuße nie mitgemacht;sich auch weislich gehütet, dem SatzFreys
zuzustimmen: »Wir erwarten ganz vergebens, daß der Gemein-
geist der Engländer, Franzosen und Anderer bei uns erwachen
werde, wenn wirnicht dem Militär die Schranken anweisen, welche
es in allen Ländern, wo Gemeingeist herrscht, nicht überschreiten
darf. "Das klang schön; aber die Ausführung der Absicht, die Offi-
ziere und Mannschaft des Heeres nun der Polizei und Iustizzu un-
terstellen, schien mit der Pflicht, das alte Preußen, für seine be-
sonderen Aufgaben, zu erhalten, noch unvereinbar. Nicht nur von
Fremdworten: auch vonFremdgeistsolltederEntwurfzurStädte-
ordnung frei sein. An die Allwissenheit und Allgüte des souve-
rainen Volkes mochten die Landsleute Rousseaus und Robes-
pierres glauben. Stein hatte für einen geschwächten, ungesättigten
Staat zu sorgen, dem harter Kampf bevorstand und dessen Volk
erst zeigen mußte,ob es,in der sternlosenNacht des Absolutismus,
die Fähigkeit zur Selbstverwaltung schon erworben habe.
Seit ein paar Wochen hört man den Schreckensschrei: »Die
Errungenschaft der Selbstverwaltung ist gefährdet!" Durch das
Zweckverband'Gesetz, das die preußischeRegirung dem Landtag

vorgelegt hat. Die Stadtkreise Berlin, Charlottenburg, Schöne-
berg, Rixdorf, Wilmersdorf, Lichtenberg, Spandau und die Land-
kreise Teltow und Niederbarnim sollen sich zu einem Zweckver-
band zusammenschließen, der das Verhältniß der Gemeinden und
Kreise zu den Straßen-, Hoch- und Antergrundbahnen zu regeln,
an Bauordnungen und Baufluchtenplänen mitzuwirken und für
die Sicherung eines ausreichenden Wald- und Wiesengürtels,
für Schmuck-, Spiel- und Sportplätze zu sorgen hat. Zwar steht
in dem Gesetzentwurf der Satz: «Der Zweckverband bildet einen
Kommunalverband zur Selbstverwaltung seinerAngelegenheiten
mit denRechten einer Korporation; er erhält die Bezeichnung Ver-
band Groß-Berlin." Aber die Verbandsversammlung (die der
Bundesrath des neuen großberliner Reiches sein soll) geht nicht
aus allgemeinen Wahlen hervor, sondern wird, «nach dem Ver-
hältniß derEinwohnerzahl", aus den Kreisvertretern zusammen-
gesetzt; ist also einem Senat ähnlicher als einem Gebild demokra-
tischer Wünsche. And diese Versammlung wählt, auf mindestens
sechs und höchstens zwölf Iahre, den Verbandsdirektor, der die
Geschäfte zu führen hat und dessenWahl erst giltig wird, wenn sie
vom König bestätigt ist. Erweiterte Mitwirkung der königlichen
Gewalt(diejaschondieWahlderBürgermeisterund Kreishäupter
zu bestätigen hat) und Errichtung eines Oberhauses, von dessen
Spruch die Leitung derwichtigsten Gemeindeangelegenheiten ab-
hängig wird: Grund genug, den Gesetzentwurf als ein neues Vor-
zeichen kommenderReaktion zu bezetern und dievondenBegrün-
dern ausgesprochene Behauptung, der Plan der neuen Organi-
sation ruhe auf dem Grundsatz der freien Selbstverwaltung, drei-
stem Aebermuth zuzuschreiben, der zum Schaden noch den Spott
zu fügen wage ... Grund genug? Stadtkollegien und Kreistage
wählen die in die Verbandsversammlung abzuordnenden Ver-
treter und der Staatsregirung bleibt nur das Aufsichtrecht.Die An-
regung kommt diesmal nicht,wie vor hundertIahren,ausFrank-
reich, sondern aus England, wo aus den Townships die Boroughs
entstanden sind und seit 1888 die County Boroughs die bis da-
hin den Grafschaften vorbehaltene Verwaltungarbeit zu erle-
digen haben. Das Muster des Zweckverbandes ist der County
Council, der die Aldermen und den Präsidenten wählt, wie die
märkische Versammlung denAusschuß und den Verbandsdirektor
13-

wählen soll. Was in derHeimath derBürgerfreiheitdemBedürf-
niß genügt, dürfte bei uns nicht verschrien werden. Das Gesetz
(dessen Redaktor, Herr Dr. Freund, Vortragender Rath im Mi-
nisterium des Innern, den Ruf eines gescheiten und modernen
Menschen hat) mag Mängel haben; die Grundsätze der Selbst-
verwaltung stößt es nicht um und Stein würde es nicht, als eine
Schädigung des von ihm Geschaffenen, mit dem Pathos eines
Stadtverordneten in den Abgrund verdammen. Denn es ver-
sucht, aus dem Gewordeney das für neue Verhältnisse Nöthige zu
entwickeln und das Verwaltungrecht einer Instanz zu gewähren,
die zur Ausübung solchen Rechtes fähig ist oder werden kann.
Eine einzelne Gemeinde kanns nicht; selbstwennsievontüch-
tigen Männern geleitet wird. Eine Riesenstadt, die dem Auge
eine Einheit scheint und deren Schicksal doch von zehn einander
nicht immer freundlich gesinnten Verwaltungausschüssen abhängt.
Der den Westen Durchwandernde weiß kaum, ob er auf berliner
oder schöneberger, wilmersdorfer oder charlottenburger Boden
ist. Wohl aber wissen es die Gesellschaften, die mit diesen Städten
Geschäfte machen wollen; und wie sie ihre Wissenschaft zu nützen
verstehen, hat das Beispiel der GroßenBerliner Straßenbahn ge-
lehrt. Zeigt eine Kommunalbehörde sich schwierig, so versuchtmans
bei einer anderen; hat inan Wilmersdorf, so kann man Berlin
rascher kirren. Verstadtlichungen, nach denen dieWünsche längst
hinstreben,werden durch dieVielheitderVerwaltungenerschwert
oder gehindert. »Die Einzelgemeinde wird nicht gewillt sein, mit
ihrer Gemeindeunternehmung über ihre Grenze hinauszugehen;
und ist sie dazu geneigt, so wird die Zustimmung der betheiligtenGe-
meinden zu einem gemeinschaftlichen kommunalenAnternehmen,
bei dem Widerstreit derörtlichenInteressen.nurschwerzu erzielen
sein.Daraus ergiebtsich dieNothwendigkeit,im Verkehrsgebiet von
Groß-Berlin denWiderstreit derInteressen durch dieEntscheidung
des über den Einzelgemeinden stehenden Verbandes auszuglei-
chen." Gegen dieseSätze ausderBegründungdesVerbandsent-
wurfesistWirksamesnichteinzuwenden. DerZustand war unhalt-
bar, derEingriffdesStaates unvermeidlich geworden.Hierist end-
lich wieder einpreußisches Gesetz, das der Gerechte wederunnöthig
noch unvernünftig nennen kann.)ub!lste! And hört nicht auf die
fraktionell gedrillten Leute, die bis zum Nornentag der Reichs-

tagswahl nicht zugebendürfen, daß im größtendeutschenBundes-
staatNützliches geschehen sei unddieRegirungdaswinzigsteLob-
sprüchlein verdiene. Der Selbstverwaltung, die Stein meinte und
die von ernsten Kommunalpolitikern geschirmt wird, droht keine
Gefahr. Der Verbandsdirektor, der für neun Kreise das Wort
führt, wird mächtiger werden als der Oberbürgermeister vonBer-
lin? Das wäre kein Anglück; würde aber vermieden, wenn die
Regentschaft im berliner Rathhaus einer starken Persönlichkeit
zufiele. Berlin, das in der Versammlung von hundert nur vier-
unddreißig, im Ausschuß von achtzehn nur vier Sitze haben soll,
kann im Verband nicht seinen Willen durchsetzen? Dassollsauch
nicht. Daß es den Weg zu dieser Möglichkeit fast völlig sperrt,
scheint manchem guten Berliner der tzauptvorzug des Gesetzes.
Der berliner Stadtverwaltung ist seit Iahrzehnten das Le-
ben allzu bequem gemacht worden. Sie hatte, als das Erbgut der
preußischenFortschrittspartei.denhörbarstenTheil derPresse für
sich und konnte sicher sein, daß noch ihre ärgsten Fehler vom Mantel
der Nächstenliebe bedeckt und Späherblicken geborgen werden.
Weh Iedem, der sie anzugreifen, ihres Wesens Herrlichkeit nur
zu bezweifeln wagte! Bismarck selbst hat dieFolgen solchesFrevels
zu spüren gehabt. Als er,just vor zwanzig Iahren, denGesetzent-
wurf über die Besteuerung der den Reichsbeamten zugewiesenen
Dienstwohnungen vertheidigte, erwähnte er dieThatsache,daßdie
Steuerdeputation des Magistrates den Miethwerth seiner Pri-
vatwohnung auf zweiundsechzig Prozent seines Diensteinkom-
mens geschätzthabe. Er sagte: »Mir ist die Geldfrage ganz gleich-
giltig; wenn ich in dem Haus, das ich bewohne, auch nur in einem
einzigen Iahr meine Ausgaben von demDreifachenaufdasDop-
pelte meinesGehaltes heruntersetzen will,so erspare ich dieSumme,
um die es sich handelt, auf hundertIahre. Das hat fürmichkeinen
Werth;mir handelt sichs nur um die Würde und Anabhängigkeit
derReichsbeamtengegenüberdenKommunalbehörden." Deutete
aber auch denGlauben an.derMagistrat wolle denpolitischenGeg-
ner besonders hart packen, und sprach ehrfurchtlos von den imRo-
thenHausThronenden. «DasSteuersystemdieserStadt, diewirzu
bewohnen gezwungen sind, scheint mir im allerhöchsten Grade re-
formbedürftig; es entspricht in keiner Weise den Aufgaben, die
einer so großen Verwaltung gestellt werden müssen. Wenn der Herr

Abgeordnete Richter neulich gesagt hat, unsere Zollgesetzgebung habe ein gewaltiges Fiasko gemacht, somnß ich sagen: Gegendas Fiasko der zwanzigjährigen berliner Finanzwirthschaft ist die ReichsfinanzwnthschaftnocheinglänzenderErfolg...Derstädtische Beamte kann, so weit feinGewissen es ihm erlaubt (und Gewissen sind ja vonverschiedenerQualität), sich jedem Parteieindruck hingeben und ihn überall anbringen, wo er Gelegenheit dazu hat. Wenn ich nun unter den Einschätzungbeschlüsfen, die ich erhalte, die NamenRunge und Hagen lese, so kann ich mich nicht erwehren: ich fühle mich fortschrittlich angeweht. Das sind sehr bekannte Leute, Parteiführer; ich kann nicht verlangen, daß die Herren besondereLiebe undpersönlichesWohlwollenfür mich besitzen, aber gerade deshalb sollten sie in ihrer amtlichen Eigenschaft den politischenGegner mitSchonung behandeln, in dem unbeschränkten Mandat, das die regirenden Stadtherren haben. Ich glaube, es ist eine weltbekannteThatsache, daß ein fortschrittlicher Ring, der gar nicht zu durchbrechen ist, die StadtBerlin beherrscht. AlleInstanzengehöreninihrerMehrheitderFortschrittsparteian.Gegen die Korporation, die festzusammenhält, gegen die Farbe, die Berlin beherrscht, kommt nicht so leicht Einer auf. Ich habe der Stadtverwaltung gegenüber ungefähr das Gefühl gehabt, das ein Abgeordneter haben würde, der nach einer Session, wo er die Regirung heftig angegriffen hat, plötzlich in seiner Steuer, zur Strafe, um fünfzig Prozent erhöht wird." Das Fortschrittsvolk stand auf und durch dieEngpäsfe derKönigsstraßewehtemiteisigemAthem bis in denArbeitfrieden desKanzlerhauses derSturm.EinKnicker, der sich von der Steuer wegdrücken will; eie Gierschlund, der nie genug einschlürfen kann. So klang die Weise; noch rauher. Die leise, aber vernehmliche Andeutung, daß der Kanzler in jedem Iahr seinem Gehaltsbetrag aus Eigenem hunderttausend Mark zusetze, wurde überhört und, trotzdem sichs um ein Läppersümmchen handelte, gethan, als kämpfe ein Geizhals für seine Kasse, War die Verdächtigung der Gemeinde gar so niederträchtig, wie Klüngelwuth durch alle Gassen schrie? In deutscher Politik so ohne Beispiel? Bismarck las Tag vor Tag, daß er, um den Ertrag seiner drei Güter zu mehren, dem Reich die Gräuel des Schutzzolles zugemuthet habe und die „Schnaps-und Schweinepolitik" eines unersättlichen Großgrundbesitzers treibe. Wars unverzeih-

lich, daß der Geärgerte sich auch einmal in den Bezirk der Rachsucht verirrte und in demFehler einer Schätzung, die vergaß, wie wenig Raum in dem großen Haus zum Privatgebrauch diente, argeAbsicht witterte? Wenn den preußischen Landräthen (denen, nach manchem ungerechten Schimpf, der jetzt im Abgeordnetenhaus errungene Triumph zu gönnen ist) nachgesagt wird, daß sie den Steuersatz vom Gefühl diktiren lassen und in ihremKreis den Freund glimpflicher als denGegner behandeln, dünkt solche Insinuation keinen Volksparteimann unglaublich oder tadelswerth. Wenn ein Minister die Möglichkeit durchschimmern läßt, daß politische Feindschaft ihn schonungloser als andere Censiten anpacke, muß ereinWichtohneSchamundEhre sein. (DenStadthäuptern ist auch sonst Allerlei erlaubt, was den im Staat Regnenden als Todsünde gebucht wird. Der Staat muß, spätestens übermorgen, das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht gewähren; Magistrat und Stadtverordnete der Landeshauptstadt brauchen nicht ernsthaft nach diesem Ziel hinzustreben; die „LebensfragePreußens" nicht einmal dem Städtetag zur Erörterung vorzulegen. Daß die Königliche Staatsregirung den sichtbarsten Theil der Beamtenschaft imDenkbezirk der Konservativen sucht, ist einneuerBeweis ihrer alten Tücke und Engherzigkeit. Daß im berliner Rathhaus nur derFortschrittsparteiAngehörige oder ganz Nahe die Thrönchen erklettern, scheint durch die göttliche Weltordnung vorgeschrieben.) Natürlich wurde auch die Herrschaft der Parteifarbe bestritten und dem Kanzler, mit besonderertzeftigkeitvondemAbgeordnetenLudwigLoewe, vorgeworfen, daß er die Personen und Dinge, über die er rede, gar nicht kenne; denn in Berlin werde, ohne parteiliche Nebenrücksicht, nur das Verdienst bewährter Könner gekrönt. So tollkühne Behauptung wagt sich heute kaum noch ans Licht; und könnte den Hörer höchstens zu Heiterkeit stimmen. Ist etwa derSyndikusRobertZelleZweiter,dannErsterBürgermeistergeworden,weilsein„tzandbuchdes öffentlichen undPrivat-Rechtes",dieserNothhelferrathloserSubalternen,oderirgendeine ungewöhnliche Leistung im Dienst der Stadt ihn zu solchem Aufstieg empfahl? Hat Herr Martin Kirschner, der in Breslau Rechtsanwalt und Notar, ein paar Iahre lang auch, unter Forckenbeck, Stadtrath gewesen war, in raschem Tempo den selben Weg gemacht, weil auf märkischer Erde ein Tüchtigerer nicht zu erblicken

war? Kindern mag mans erzählen; aus weltfernen Bezirksver-
einen damit Beifall heimholen. Erwachsene wissen, warum Herr
Maaß, Berlins bester(nur eben nicht der Fortschrittspartei ange-
lobter) Kämmerer, vor achtzehn Iahren nicht auf die Bürger-
meisterliste kam; warum seit den Tagen derNaunyn undSeydel,
Duncker und Hobrecht ein ernsthafter Versuch zurAuslese der für
das Amt Tauglichsten niemals gemacht wurde; daß von den Stadt-
herren und Magistratsbeamten, wie Herr Kirschner als Stadtver-
ordneter offen aussprach, das Bekenntniß zu «einer bestimmten
politischen Aeberzeugung" verlangt wird, zu dem Programm der
Gruppen, die im Wandel der Zeit Fortschrittspartei, Sezession,
Deutschfreisinnige Partei, Freisinnige Volkspartei, Freisinnige
Vereinigung hießen und jetzt unter das Banner der Fortschritt-
lichen Volkspartei geschaart sind. Wer aber will sich den Mund
verbrennen? Was Bismarck wagen durfte, könnte einem Schwä-
cheren schlecht bekommen. Drum bliebs bei dem Dogma, daß Berlin
nicht nur die schönste,sondernauchdie am Besten verwalteteStadt
auf dem Erdball sei. Die Sauberkeit der Straßen und die Fülle
der in Ehrenämtern thätigen Musterbürger; Kanalisation und
Rieselfelder; Schule und Armenpflege; Schlachthof und Markt-
hallen; und das«grandiose" Nachtleben, das Paris uns (wer lacht
da ?) neidet und das weder London noch New Vork hat. Das Anbe-
schreibliche: hierists gethan. Ein Menschenalter lang hörten wirs.
Der Stadtverwaltung wurde das Leben allzu bequem gemacht.
Das war einmal. Die Alkyonischen Tage sturmloser Stille
scheinen verlebt. Zwar wird alles Städtische, unkluges Thun und
säumiges Anterlassen, von der liberalen Presse noch immer mit
zärtlicher Schonung behandelt. (Wie würde, nach solcherFehler-
häufung.übereineKöniglicheStaatsregirungdasArtheillauten?)
DieMöglichkeitdesAebergangeswarnichtleichtzu finden. Iahr-
zehnte lang haben in der Stadt die Männer des Fortschrittspro-
grammes gethan wie, mit stärkerem Verwaltertalent, im Lande
die Konservativen: jede Klage grundlos genannt, alle Mängel be-
stritten und jede Leistung als vollkommen gerühmt. Omnia optime.
Von dieser tzymnenhöhe war schnellerAbstieg ins Flachland nüch-
terner Kritik nicht bequem. Schon aber hat sich dieTonart gewan-
delt. Nach demKampfumsTempelhoferFeld wurde noch versucht,
dem Kriegsministerium, das nur die Sorgfalt eines ordentlichen

Kaufmannes aufgewandt hatte, die Schuld an dem Fehlschlag zu-
zuschreiben. Dann zeigte sich die Anfähigkeit zu rascher Einigung
mit den Vororten und der Straßenbahngesellschaft, enthüllte sich
der Zustand der Fürsorgeerziehung, kam in die Finanzwirrniß
derArmenpflege endlichLicht; undunterdemerstenSchneewuchs
die Aeberzeugung, daß Berlin sch lecht verwaltet wird. (Das hatten
Magistratsmitglieder längst zugegeben; und alle Augurngruppen
einander sub rosa traurigster Nntüchtigkeit geziehen.) Schlecht;
nicht etwa: unredlich. An Fleiß und Gewissenhaftigkeitfehlts nicht;
die Dezernate werden pünktlich erledigt; von früh bis spät klap-
pern die Räder. Was aber beschert uns all diese Emsigkeit? Wer
von einer nützlichen kommunalpolitischen That erzählen will, muß
bis in die Zeit zurückgreifen, wo Graf tzue de Grais, der Präsident
derpotsdamerRegirung, für die berliner Vororte eine neue Bau-
ordnung entwarf. Aus dem Rothen tzaus kam keine große Freude.
Die Schulen kümmern im Schlendrian hin und Niemand denkt
daran, aus der Masse der Lehrer die feinen Köpfe und kräftigen
Pädagogen zu sondern. Für Luft und Licht, Straßenschmuck und
Gartenplätze wird in den Vororten besser gesorgt als im Bereich der
Centralverwaltung, die noch heute, wie vor fünfunddreißig Iah-
ren, zu beklagen scheint, daß der Bebauungplan »sich einen Luxus
an öffentlichen Plätzen gestattet habe", den Iammer am Bahn-
hof Friedrichstraße, amAlexanderplatz, Spittelmarkt,Potsdamer
Platz fortwähren läßt und Gräuel von der Art des Karl-und des
tzansaplatzes für Schmuckanlagen ausgiebt. Die Kunst fehlt im
BudgetderReichshauptstadt. Andere Kommunen geben alljähr-
lich für ihre Stadttheater große Summen aus; Berlin begnügt
sich mit dem Plan, den Theaterbesuchern eine Steuer abzunehmen.
InFrankfurt hatOberbürgermeisterAdickes erwirkt, daß aus dem
StädelschenInstitut ein sehenswerthes Museum wurde. In Han-
nover hat Stadtdirektor Tramm durchgesetzt, daß Hodler den Auf-
trag bekam, das neue Rathhaus auszumalen (hinter dem ein hüb-
scher Park angelegt worden ist). Berlin thut nichts für die Kunst,
nichts für die Künstler; die vom Staat verpönten mögen sehen,
wo sie bleiben. Vergebens sucht des Wanderers Blick in dieser
reichen Stadt auch nur einenBrunnen von leidlichem Kunstwerth.
Die liebe Mittelmäßigkeit herrscht und läßt die Entwickelung ge-
mächlich an sich kommen. Eine Entwickelung, wie in Europa noch

nie eine Stadt in so kurzer Frist sie erlebte. Der aber die Kommu-
nalleistung in keinem Zug entspricht. Viel kleinere Städte sind weit
voraus. Schon hat eine Vorortsgemeinde erklärt, sie wolle lieber
mit Rixdorf vereint werden als mitBerlin, dessen »schwerfälliger
Verwaltungapparat" ihr nicht helfen könne. And wir sollten stöh-
nen, weil der Zweckverband den Willen derRathhausherrenbe-
grenzt? Nein: noch erweitert wünschen wir diesen Verband; auch
für die Versorgung mitWasser, Elektrizität, Gas im Flächenraum
des großen Gemeindebündels zuständig. Hier ist ein neuer Weg
(die Theilgemeinschaft, die Iahrhunderte lang zwischen denSpree-
städtchenBerlin und Kölln bestandest derjetztgewollten nichtähn-
licher als ein Duallakrieger den preußischen Gardisten), auf dem
lohnende Ziele zu erreichen sind. Wie Stadt- und Landkreise der
Centralgemeinde,so können Städte und Provinzen, können kleine
Bundesstaaten sich, für die Arbeit auf einzelnen Verwaltungs-
gebieten, einander verbünden. Geld sparen und die Kräfte sam-
meln, die sie zu Verhandlungen mit den starken Interessengemein-
schaftenderFinanz.derIndustrie und des Handels brauchen.Der
Ersinner des Zweckverbandsgedankens wird in Preußens Ge-
schichte nicht vergessen werden. (Wird er Verbandsdirektor?)
Berlin ist gewarnt. Eines Tages mußte die parteiliche In-
zucht sich rächen. Daß die Berliner zu Geschäftsführern nicht Män-
ner wählen, deren Denken in derZeit abgeschlossener Stände und
Zünfte wurzelt und alle Evolution wie den leibhaftigen Satanas
haßt, ist ihr gutes Recht; heischt das Selbstachtungbedürfniß so-
gar als Pflicht. Doch moderne und (im ältestenund edelsten Sinn
des Wortes) liberale Menschen giebts nicht nur in den Fraktionen,
die sich freisinnig oder fortschrittlich nennen. In ihnen (die oft ge-
nns5 schon zu Schulen unduldsamen Sippendünkels wurden) ge-
deiht, wiemanchesschlimmeBeispiel erwiesen hat, nicht einmal bei
jedem Wetter der freie Bürgerstolz, der sich nicht mehr unterthan
fühlt und von Demuth und Hochmuth, von Höflingsgewedel und
patziger Flegelei gleich fern bleibt. And ein Gewimmel von Ta-
lenten wird ein Anbefangener, der Berlins Geschichte miterlebt
hat, dasichernichtsehen. tzerrKirschner istein fleißiger, imKleinen
ungemein tüchtiger Mann, der (so heißts) jeden Winkel seines
Verwaltungreiches kennt, sich überall rasch zurechtfindet und als
Zweiter Bürgermeister, seit er sich eingearbeitet hatte, kaum zu

übertreffen war. Erster? Dazu fehlt ihm Schöpferkraft und Blick-
weite. Nie kam aus feinem Mund ein widerhallendes Wort, die
Anregung zu fruchtbarem Thun; nie geschah, fei er die Bürger-
krone trägt, für den Geist oder das Bild der Hauptstadt Etwas,
dessen die Bewohner und Besucher sich freuen durften. Seit sieben-
zehn Iahren sitzt er im berliner Rathhaus: und hörte das Ein-
gemeindungproblem nicht an die Mauern pochen; hat dasNoth-
wendige selten, das Mögliche nie erkannt. Oberbürgermeister von
Berlin: im ganzen Reich fände der Ehrgeiz kaum ein schöneres,
wichtigeres Amt; keins, durch das Nützlicheres zu erwirken wäre.
Herrn Kirschner kennt Niemand; nie hat auf ihn das Stadtvolk in
stolzer Freude, in zuversichtlicher Hoffnung geblickt. In jedem
längeren Gespräch vernimmtin Frankfurt der Fremde den Namen
Adickes; vielleicht als den eines Tyrannen, der, im Bewußtfein
persönlicher Leistung, jeden entgegenstrebenden Willen ausrode.
Nm Lueger trauerte eine Stadt, trauerte das ganze Land Nieder-
österreich wie Waisen um den geliebten Vater. Herr Kirschner
wird nicht erwähnt, auf der Straße nicht erkannt; ob er im Amt
bleibt oder einem anderen Fortschrittsparteimann Platz macht,
scheint die gleichgiltigste allerFragen. Dagegen wäre nichts zu sa-
gen, wenn die Organisation des Stadtgeschäftes sich bewährt hätte;
dann dürften wir den wiener „Personenkultus "von unserer Höhe
herbelächeln.DaßderunterZelleundKirschnergewordeneZustand
nicht haltbar ist, zeigt der Zwang zum Zweckverband; der innere,
durch Versäumniß entstandene.And mancher Kommunalpolitiker
behauptet, daß Wien heute besser verwaltet wird als Berlin.

Wien und Berlin.

Vesperandacht in der wiener Karlskirche. Die Maienwonne,
die draußen, ein Bischen müde schon, aus Veilchen, Schneebällen,
Flieder, hellen Menschenaugen himmelan jauchzt, ist über die
Stufen gehüpft und heitert den ernsten Rhythmus des Gottes-
hauses in die Lenzstimmung daktylischer Verssprache. Ein mäch-
tiger Baum, dessen Ehrwürde zärtlicher angeschaut wird, seit auf
der grauen Haut der Aeste an grünen Pünktchen der Frühlings-
aufstieg des Saftes sichtbar ist. Am denAltar blüht es, hinter dem
Weihgeräth reiht junges Grün sich zur Hecke und die blanken, brei-
ten Blätter der Kübelpflanzen fangen und spiegeln den Kerzen-

schimmer. In die Symphonie von Wachs und Weihrauch bringt
der Athem des Gesträuches den Ton des Lebens; und alles Le-
ben ist liebenswürdig.DerRaum istziemlich gefüllt und aus allen
Zonen der wiener Menschheit kommt für die Heimkehrenden Er-
satz.Weit vorn steht einMädchen. Sehr groß.wohl nochsehrjung,
doch ganz fraulich.OhneHut; in einem langen, dunklen Radman-
tel, unter dem der Betrachter dürftige Kleider ahnt. Das hochge-
kämmte Blondhaar stülpt sich wie ein Helm über die niedrige Stirn.
Ein hübsches, aber fahles, früh verwüstetes Gesicht mit furchtbar
erfahrenen Augen. Die blicken gradaus ins Licht, ohne je aus der
Sehrichtung abzuirren. Die Gestalt scheint erstarrt; daß Leben in
ihr ist, verräth nur das Flattern der Nasenflügel und der trotzige
Stolz der Haltung. Wie eine Fromme, die in Zerknirschung vor
dem Kruzifixus niedersinken möchte, wirkt sie nicht. Eher wie Eine,
die nach gehäufter Schuld ihre Rechnung mit dem Himmel macht
und findet, daß sie nochAnspruch auf eineNachzahlung habe. Ist
der Namenstag ihrer Mutter und übersinnt sie ein verpfuschtes,
vernaschtes Leben? Hat eine Mannlose ihr Kindchen gewürgtund
bereitet sich, in des kaum noch pochenden Herzens Stille, selbst nun
zur letzten Reise? Hofft eineWinkelbajadere auf denTrostruf des
Herrn der Erde, der verlorene Kinder auf feurigen Armen zum
Himmel emporhebt?Neben ihrNovellen, Romane sogar zu träu-
men, bleibt dem von den Pflichten des Ritus nicht Befangenen
Zeit genug. Sie regt sich nicht; zwölfMinuten lang, achtzehn jetzt
steht sie bewegunglos aufdem selbenFleck,weitvorn inderMitte,
wo der Blick das hellste Kirchenbild hat. AllerleiMenschheitschiebt
sich an ihr vorüber; armsälige und geputzte, imRock desBürgers
und des Soldaten. Sie scheint in der gesammelten Inbrunst ihres
Denkens ringsum nichts zusehen; wird auch im Gedräng derGläu-
bigen nicht beachtet. Vielleicht fällt sie nur dem Fremden auf?
»Diese Person thut ja, als ob ihr die Kirche gehöre. Pflanzt sich
auf den famosesten Platz! Muß übrigensmalhübschgewesensein;
aber schlechte Sorte." Trotz dem Geflüster ist der berlinische Klang
der Rede hörbar. Auch in der Frauenstimme, die noch leiser ant-
wortet: „Gott, hier in Wien ist eben Alles durcheinander!" Wie
Schlummernde manchmal, wenn wacheAugen sie eine Weile an-
schauen, unruhig werden, so scheint das Mädchen zu fühlen, daß
es zum Blickpunkt geworden ist. Die berlinische Rede vernahm es

wohl nicht; ahnte sie nur. DieLider verhängen für Sekunden das Geheimniß derIris undwievoneisigemAnhauchüberrieseltsden Leib.Nun ists, alswäredasFensterdiesesAntlitzes auspolirtem Stahl; undurchdringlich. Die Hand zieht die Mantelränder noch fester zusammen. Ohne Bekreuzigung geht sie aus der Thür. Das Zufallserlebniß ist an Lehre oft reicher als eine Haupt-aktion. Das Mädchen hatteAnmuth und in seinem schäbigen Mantel Würde. Auch draußen wäre keinem Nüchternen eingefallen, »mit dieser Dirne geradehin zu handeln". Die Fähigkeit zu stolzem Ernst adelt in der finstersten Iammerecke selbst den Sünder. Kein Einheimischer hat des Mädchens geachtet; der Alltag muß also den Typus zeigen. Sehen so am Ende die einst „Süßen" aus, die in schlammige Tiefe glitten? Im Spreeland wäre in so zerknittertem, verschlissenem Wesenskleid kaum jemals so viel nobles Menschenthum zu finden. Da müßte schon die Haltung, die ganze Fassade Iedem auffallen. Da läßt man freilich auch leichter merken, daß Einem Etwas auffällt. Das katholische Wien ist duldsamer als die Stadt, an deren „Geschmäcklerpfaffenwesen" Goethe sich ärgerte. Duldsamer wenigstens im Aeußerlichen. Man grinst Den nichtan,dem das Mützleinanderssitztals den Durchschnittsleuten, und muthetFrauen,die ihre Fettfülle in ein modisches Sammetfutteral gepreßt haben, nicht die Strafe desSpießruthenlaufes zu. Ein schwabinger Malweibchen, ein auf dem pariser Martyrberg eingekleideter Gauguinschwärmer käme behaglicher über den Graben als über dieFriedrichstraße. Berlin will Einordnung, die uniformirt; will vor allem Anderen Korrektheit. („Er ist immer sehr korrekt": Ausdruck höchster Anerkennung; „ein Original": freundlich gefärbter Spruch derGeringschätzung;siehtEkstase den Himmel offen, so faßtsich ihr Hochgefühl in das Wort „tadellos", hinter das, mag sichs um ein Beefsteak oder ein Drama, um Parademarsch oderBiertemperatur, um Leichenfeier oder Verlobung handeln, der Ton ein Ausrufzeichen setzt.) Vor dem hohen Offizier, dessen Gebet im Stephansdom die inbrünstige Passion seiner Seele so sichtlich werden ließ, hätte sich in Berlin eine Wand aus Gaffern aufgerichtet. Dem blonden Vespermädchen wäre dort scharfes Gestichel nicht erspart geblieben und bald wohl vom Kirchendiener dieWeisung zugetuschelt worden, „nun mal etwaszurückzutreten". Daß in der Karlskirche die einzige hörbare Rüge

aus Norden her pfauchte, war kein Zufall. „Gott, in Wien ist eben
Alles durcheinander!" An heiligen wie an profanen Orten. Als
Frau von Stael vor hundert Iahren in Wien war, las sie auf einem
Papierblättchen,das dichtneben demGrabmal desPrinzen Eugen
einer Säule angeklebt war, die Bitte: »Betet für ein krankes jun-
ges Weib!" Solcher Anschlag wäre, um Ellenbreite vom Grab
eines Prinzen und Nationalhelden entfernt,inBerlin als läster-
licherWitz verpönt worden.Rnd hätte sichernicht lange die steinerne
Würde geschändet. Wiener ließen vielleicht dasHerzvonder Em-
pfindung wärmen, daß gerade an dieser Stätte eine fest Verschlei-
erte, Namenlose zu Fremden um Gebetshilfe aufschluchzte. Ber-
lin duldet kein Durcheinander; es will, daß Ieder sich nach seiner
Decke strecke, auf dem Platz bleibe, der ihm ziemt, sich genau nach
dem Standpunkt und der Haltung des Vordermannes richte und
hinter dessen Kontur nicht das schmalste Stückchen Litze sehen lasse.
Das Alles heischt derBerliner vom Nächsten und Fernsten, ders
wieder von denAnderen fordert; Keiner verlangts von sich selbst.
Die »zwei Nationen" D'Israelis, die im selben Land einander
nicht kennen und deshalb hassen, spalten sich in Berlin in ein Halb-
dutzend.DerRichter verkehrtnicht mit dem Advokaten, weiß wenig
von dessen Leben, hält ihn sich aber, in unbestimmtem Argwohn,
fern; und der Kommerzienrath könnte mit einem Kaffeetyrannen
aus Sao Paulo sich leichter verständigen als mit dem Landsmann,
der ihm seit zwanzig Iahren morgens die Milch ins Haus trägt.
Priester, Altadelige, Offiziere höheren Dienstranges können mit
Menschen jeden Schlages sprechen, mit Kutschern, Taglöhnern,
Wäscherinnen: weil sie sich sicher fühlen und nicht zu straucheln
fürchten, wenn sie sich herablassen. Der gestern erst, nach hastigem
Lanf, Angelangte, den dieLieblosenParvenu nennen, hat immer
Angst, das neue Ehrenkleid zu beflecken.und bleibt, um sich nicht
in plumpe Vertraulichkeit zu erniedern, vor kleinen Leuten steif,
bis an den Hals in seine Kastenwürde geknöpft. („Ich habe zu
meinen Dienstmädchen noch nie ein Wort gesprochen, das nicht
ihrertzausarbeit galt":Ruhmestitel einerberlinerMusterdame.)
Der Wiener fühlt sich, trotz allenAnterschieden der Klassenkultur,
dem Wiener immerhin nah.Die Stael schwankt zwischen Staunen
und Entzückung, als sie an schönen Sommerabenden im Prater
neben den Glänzenden die Unscheinbaren spaziren, rasten und
schmausen sieht. Das hattesie in keiner Germanenstadt je erschaut.

Berolinum.

Aeber Berlin sagt sie (in dem Buch -De I'^IIemaZne", das
1810 in Paris gedruckt war, aber erst 1813 in London erscheinen
konnte): »Eine große, ganz moderne Stadt mit breiten, gerad-
linigen Straßen und schönenHäusern, in der aber weder von der
Geschichte des Landes noch vom Wesen der Einwohner Etwas
zu merken ist. Nichts erinnert an lange Vergangenes und die neuen
prächtigen Gebäude scheinen nur bestimmt, den Vergnügungspie-
len und dem Gewerbe ein bequemes Obdach zu bieten. "Das könnte
gestern geschrieben sein. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches
ist ins Ungeheure gewachsen, wächst noch mit jedem Mond. In
derCityistkaummehrPlatz zu schaffen, die Geschäftshäuser rücken
in Gegenden, die vor ein paar Iahren erst parzellirt wurden, und
vor dem geängsteten Auge der Stadtväter, das die stärksten Steuer-
träger in die Nachbargemeinden und Vororte abwandern sieht,
taucht schon der Plan auf, gegen Sonderentgelt den Bau vonWol-
kenkratzern zu erlauben und auf das neue Berlin ein noch neueres
zu thürmen. Die Kleinkünste der Forensenbesteuerung genügen
längst nicht mehr; und muß der städtische Abgabenzuschlag auch
nur um die Hälfte erhöht werden, dann sind die Bewegungfähigen
nicht länger zu halten. Straßen, deren Villenfront noch 1900 kein
Ladenschild entstellte, sind jetzt mit Läden gepflastert. Sogar der
Kurfürstendamm, eine derAdern, die den Thiergarten dem Grune-
wald verbindet, wird, mit allem Goldstuck und Mauermalpomp,
in seiner ganzen Länge nächstens Geschäftsstraße sein. Berlins
Westen ist ein Bilderlehrbuch derNationalökonomie. Das Elend
des anarchischen Kleinhandels, der Zwang zur Konzentration, zur
Aeberbietung, Aeberbrüllung des Nachbars, die Anterhöhlung
der Handelsbasis durch das Nagewerk unaufhörlicher Kosten-
steigerung, die Nothwendigkeit und der unaufhaltsame Triumph
der Großwaarenhäuser: in kinematographisch schnellem Wechsel
erblickt mans hier. Die Bewegung ist Zustand geworden. Ein
PaktolosscheintunterdiesenBezirkenhinzufließen,sieimmer wie-
dermitGoldanschwemmungzudüngen.RiesigcDoppelhäuser, bis
in die Zweistubenwohnung im vierten Stock des „Gartenhauses"
(den Garten markirt, wie auf Shakespeares Bühne eine Tafel,
ein Grasstreifen, der am Rande des Steinhofes in Kümmerniß
hinwelkt) mit allem heute möglichen Komfort, Centralheizung,
Badekammer, Heißwasserleitung, Elektrischem Licht, ausgestattet;

Hunderte. In allen Baustilen; mitThürmchen, Erkern, Ausbuchtungen, Säulen, Kupferbeschlag, Vasen, Wappentieren, Ornament jeglicherArt, Goldgittern, Gipsvorgebirgen, buntenMauerfresken und weiträumigen, in Heller Marmorfarbe, Purpurroth und Messingglanz prunkenden Treppenfluren, die für den Aufmarsch eines Dienertrosses geschaffen scheinen und in denen die Pförtnersfrau in fadenscheinigem Umschlagtuch einsam den Fahrstuhl bedient. Das dem Ladenbetrieb vorbehaltene Erdgeschoß ganz in Marmor, Porphyr, Granit gerahmt; Auslagefenster von nie zuvor gesehener Dehnung; ein Funkelkonzert von Glühkörpern, Glas, Kacheln, Blinkgeräth rings um die zu Bergen gehäufte Waare. Zwischen zwei Straßenecken mindestens ein Laden, wie es, so groß, so überhell, so üppig geputztundso vollgestopft mitsichtbarem Kundenköder, in der ganzen Wienerstadt kaum ein Dutzend geben mag. EinKorso von Automobilen(nicht nurfür denLuxusgebrauch: keine Firma erstenRanges spedirt dasVerkaufte noch mit Pferdewagen). Iedes Postamt oderBehördenheim ein Palast. DasMeiste so unschön, daß es den kultivirten Geschmack wie mit Pöbelfäusten abstößt; aberAUes ungemein kostbar. Nicht so kostbar freilich, wie es flüchtigem Blick scheinen will; »es sieht nach mehr aus": eine echte berlinische Redensart. Damit es nach mehr aussehe, ziehen Beamten- und Kaufmannsfamilien in nachgestümpertePitti-, Fugger- oder Astor-Häuser. Der Vorüberwandelnde soll, mit anderemseelischenAccent als inIbsens „Puppenheim" die Bankdirektorsfrau, rufen: „Donnerwetter!" Das soll er mindestens auch denken, wenn er abends dieProtzenburgherrschaft in ein Restaurant einbiegen sieht, wo zwischen kirschrothen Seidendamasttapeten goldfarbige Stühle der Gäste harren und die Kellner in der Dienertracht vom Hof des Sonnenkönigs serviren. (Aeber das berliner Restaurant wäre ein ganzes Buch zu schreiben. Nur in einzelnen Spielhöllen spreizen Farbe und Stoffe sich mit solchem prahlerischen Gelärm. Iedes Bräu strebtin SchloßhallenmitzehnMeter hoherHolztäfelung und Tausendkerzenlicht. Massenspeiseanstalten, deren Fabrikbetrieb für anderthalb Mark vier Gerichte liefert, gleichen in feierlichem Katakombenpomp überpinselten Kaisergrüften, aus denen ein Carolus Magnus weichen mußte, um dem Regime der Volksbeglückung durch „halbe Portionen" Platz zu machen, oder tischen den spottbilligen Schmaus

in einem Tudorstaatsrathsfaal, dem Gewölb eines schottischen Iagdschlosses auf. Keine motorische Kraft der Erde bringt den Ncuberliner vom richtigenKaliberinein einfaches, gutgehaltenes Wirthshaus, wie die Kärntnerstraße zwei hat. Die Ausstattung (er sagt „Aufmachung") ist ihm hundertfach wichtiger als die Beschaffenheit von Speise, Trank, Bedienung; und das zuletzt eröffnete Lokal im Zweifelsfall immer das liebste.) Für den Vorübcrwandelnden wird gebaut, gemiethet, getafelt, das ganze Dasein gefirnißt, mit Stucco di Lustro geschmückt. Er soll „platzen". Woher zu Alledem das Geld kommt? Da ist das große ^vnihscl. Woher das Geld und die Kreditmöglichkeit, um diese Wohnung- und Ladenmiethen, diese Lebens- und Regiekosten zu bezahlen und ein ganzesHeer von Kommissionären, Zwischenhändlern, Agenten allerGrade durchzufüttern? Manche prassen nur vor dem Auge der Konkurrenz und knausern heimlich. Viele leben über ihre Verhältnisse hinaus und hoffen, mit dem Ertrag des Börsenkursspieles am nächstenAltimotermin das Budget ins Gleichgewicht bringen zu können. (Nur durch dieses Trachten wird die Thatsache erklärt, daß Banken und Börse selbst in Iahren der Industriestille jubiliren, und die weniger erfreuliche, daß unsere Staatsanleihen haltlos unter den Ausgabepreis sinken; zu neuberlinischem Lebensaufwand genügt der karge Rentenzins nicht, vielleicht aber derrascheWerthzuwachsdesDividendenpapiers.) SolcheSymptomologie reicht aber zurLösung desRäthsels nicht aus. Hier ist einWunder:glaubetnur! Tausendmal ist einKrach, ein Stadtbeben vorausgesagt worden: und der Himmel blieb hell und neue Prachtviertel schossen aus dem Boden, wo eben noch Briefträger, Kassenboten, Straßenbahnschaffner mit ihrenFamilien in Laubenkolonien schwelgten. Hier ist ein Wunder, dessen Durchleuchtung, Ergründung nützlicher wäre als die Aufpolirung verrosteter Formeln weltferner Volkswirthschaftlehre. Trotz Wandlung und Wachsthum, die aller Bewußtseinsmaßstäbe spotten,ists imWesentlichenaber noch wie indenTagenderStael. Eine ganz neue Stadt, die über die Landesgeschichte und Volksart nichts aussagt, dcren Glanz für Zufallsgäste geschaffen scheint und die einem Nifhnij-Nowgorod des Weltwestens, einer unter jedem Mond aus allen Zonen beschicktenAuiversalmeßstadt eher gleicht als einer Herzkammer Deutschlands. In all demGepinscl

fehlt die Naturfarbe, in all diesem ruhelosen Grimassiren die un>
vcrkennbare Physiognomie. Eine Tropenblume von Dimensionen
und Schillerreizen, die eine junge Europäergroßmacht noch nie
vorher sah; eine Märchenwunderblume vielleicht. Doch ohne Duft.
Gesellschaftliche Kultur zeigt sich deutlicher als in allem An-
deren darin, daß ihrBesitzer nicht auffallen und unter keinenNm-
ständen mehr scheinen will, als er ist. In Berlin hängen überreife
Gymnasiasten sich Corpsbänder an, um für Studenten gehalten
zu werden; Kaufmannsgehilfen klemmen ein rundes Glasscheib-
chen ins Auge, näseln und verrenken beim Handgruß den Ober-
arm, als wäre die Achsel nicht aus der Enge eines prallen Ani-
formrockes zu lösen; ihre Chefs erhandelnBilder und beklatschen
Dramen, die sie im Innersten abscheulich finden, und laden an
ihrenTischLeute,mitdenensienichtsprechenkönnen,wie ihnen der
Schnabel gewachsen ist. In einer bestimmten, schon sehr breiten
Schichtist jeder dritte Mann Geheimrath, hatjeder vierte einen Or-
den (und diese Orden werdenbeijedemDutzendabendessen,wie an
Hausmeisters Geburtstag eine Fahne, herausgehängt), posirt je-
der sechste, als könne nur einKapitalverbrechen ihm den erworbe-
nen Anspruch auf einDenkmal wieder verwirken.Die feineMensch-
heit kribbelt verstört umher und stöhnt, nur allzu begreiflich scheine,
daß Kleist hier zum Selbstmord gestimmt und seitdem keinDichter
von hohem Wuchs inParvenupolis heimisch geworden sei: keine
Wärme, keine Schätzung geistiger Werthe, die nicht von Amtes we-
gen abgestempelt sind, kein liebenswürdiger Luftton, keine Stadt-
individualität. Alles neu, sauber, glatt, blank, in auffallender Ver-
packung;wie aus dem Schaufenster. Außer den Schlössern inBer-
lin und Charlottenburg, drei Kirchen, dem Alten Museum, der
Königswache, dem Opernhaus und derFassade des Schauspiel-
hauses (das Innere ist unrettbar verniedlicht) kaum noch ein ir-
gendwie ansehnliches altes Bauwerk; alles neue(Dom,Friedrichs-
Museum, Gedächtnißkirche, Amtspalais und die Hundertschaft
der Denkmale) ein Gräuel.Das einzige baumeisterliche Genie un-
serer Preußentage, Alfred Messel, erhieltals Totkranker den ersten
Staatsauftrag. Bismarck, Wagner, Leibl, Klinger, Raabe.Fon-
tane,Heyse,Mauthner, dieIüngeren Hauptmann,Wedekind,Deh-
mel, George, Eulenberg: Keiner hat gern in Berlin gelebt. Des
FranzosenAuge leuchtet auf, wenn er von Paris spricht; der Oester-

reicher kommt nach langwierigem Raunzen in die Stimmung des Radetzky-Marsches.wenn vonWiendieRede ist, und wird inder Fremde das Heimweh nachseinerKaiserstadt(»die man ebenkennen muß") nie ganz los. Nur der Deutsche liebt die Hauptstadt seines Reiches nicht. Im Reichstag würde der leiseste Versuch eines Hymnus auf Berlin ausgelacht; im Süden, aber auch in Dresden und Hamburg rückt man von dem Berliner am Liebsten ein Stückchen weg, wie von einem vielleicht recht amusanten, doch pupillarisch unsicheren Gesellen, der von den Grazien nicht gesegnet wurde und, weil er sich unbeliebt fühlt, die reizbaren Hautstellen mit Igelborsten spickt. Dabei ist er, der als Mündiger nach Berlin kam, gar nicht dem Erleben der Stadt eingewurzelt: Wer ist dennBerliner?AeberallZugewanderte (natürlich: 1859 hatteBerlin vierhunderttausend, 1900 Groß-Berlin drei Millionen Einwohner). Der Erste Bürgermeister wurde aus Breslau, der Zweite aus Königsberg geholt (auch tüchtige Männer, die ihr halbes Leben lang in Linz oder Czernowitz saßen, hätten als Regenten im wiener Rathhaus wohl keinen leichten Stand). Chodowiecki war Danziger, Menzel Schlesier; die großen Chemiker Fischer und Van 't Hoff sind ausIülich undHolland; Schmoller ist Schwabe. Die Liste ließe sich in intinitum verlängern. Gerade die Sichtbarsten wuchsen nicht aus berlinerBodenundfühltenwohlniedenDrang, sich ihm mit dem Herzen anzugeloben. BonAdel und Patriziat ist nichts zu spüren. Der begüterteHochadel kommt allenfalls für die Zeit der Hoffeste nach Berlin und miethet sich dann in Hotels ein. Daß ausHavelwäldernParzellen werden und im Gebiet derKunstpflege von der Gemeinde nichts, vom Staat nur Schädliches gethan wird, bekümmert die Granden von Preußen nicht; sie (und nicht sie nur) würden vergnügt dieHände reiben,wenn der »Wasserkopf" schrumpfte. Guido Henckel, Fürst vonDonnersmarck.war in dieser Standesregion so ziemlich der Einzige, der auch nur von festlichen Veranstaltungen großen Stils zu reden gab; er ist über Achtzig und, als der reichste und klügste Geschäftsmann der Monarchie, inseinerLebensausfassung derIndustrie näheralsderNobility. Den Ton geben die Neuen an. Die glitzernvon Sternen.Kronen, Adlern, Schnallenund Schwertern; erwerben (nur durch den WiderhallihrerVerdiensteumsVaterland,verstehtsich!)Titelund, Wenns reicht, Briefadel; locken Prinzen, Minister, Feldmarschalle

und andere Ezcellenzen an ihrenTisch; reitenIagdcn mit undrö-
deln sogar auf hohes Verlangen. Rennen in der ersten freien Mi-
nute aberausihrenlukullischenLandhäusernnachParisoderRom,
Monte Carlo oder Sils-Maria; und wiederholen auf der Rück-
fahrt hinter der letzten Station das Geflügelte Wortihres Steuer-
klassengenossen aus der Zeit deutscher tzeroengeschichte: „Machs
Fenster zu, Iohann, janz schnell: ick rieche Berlin!"
Keine ungehemmte Kulturüberlieferung; kein Stadtadel; das
Aelteste, Ehrenbehang und Geld, vonvorgestern; und holdeFrau-
enklugheit die seltenste, bis gestern noch die mißachtetste Waare.
Ein harmlos fröhliches Massenfest, ein zotenlos ausgelassener
Maskenball gar ist unmöglich. Noch unter den Aufgeputzten meist
mürrischeMienen; man läßt das Vergnügen an sich kommen und
wird schon beweisen, daß man so leicht wie der „theure Bundes-
bruderimSüden" nichtzuüberrumpeln ist;ist mans einmal, dann
wird dieStimmungbald kanibalischwohlig,wird imTheaterdun-
kcl jederGeschlechtswitz vom gröhlendentzaufenwie in einenTrich-
ter verschlungen und Heines boshaft begrenzte Vision weitet sich:
«Das Gelächter ein Gewieher...."Noch immer die innerlichkalte
Lärmsucht der Spontini-Zeit, die alle zarter gewöhnten Seelen
wegtrieb. Steter Zustrom neuer Elemente von allerverschiedenster
Herkunft und Wesensart, die nicht an der Einflußstelle schon in
ein festes Bett gezwungen werden, sondern lange die Möglichkeit
und dieNeigung haben, die Lauflinie zu ändern und dadurch auf-
zufallen. Eine immer wieder durch Treibhaushitze beschleunigte
Blüthe. Eine Stadt, die aus einem Feldlager entstand. Alle in-
neren Schwierigkeiten Preußens stammen daher, daß dieser Staat
(von Friedrich Wilhelm, Fritz und Bismarck) den Nothwcndig-
keiten einerfestländischenWikingerpolitik angepaßt, daß vom clroit
cle I'Komme bis zum Agrarrecht Alles der einen Vorsorge unter-
geordnet wurde, die größtmöglicheMenge felddienstfähiger, schon
im „Civilvcrhältniß" in straffe Zucht gepferchter Menschen zu
sichern, um morgen, wenns profitlich scheint, Krieg anfangen zu
können; und daß jetzt, nach vierzig FricdensjaKren, die zur Ant-
wort Berufenen scheu an derFrage vorüberschleichen, ob wir das
Repertoirestück „Kulturnation" nur, so lange der Vorhang auf-
gezogen ist, den Gründlingen im Parterre vormimen oder seiner
Inhaltsethik nachleben, ob wir die Fetzen der Feudalzeit in den

Verolinum,
Raritätenschranksperren oderdasStückBarbarenthum,das einem politisch ungesättigten Volk die Möglichkeit raschen Vorsprunges, über freiere, alsozum Maschinendienst minder brauchbare hinaus, läßt, auch unter schweren Opfern bewahren wollen, bis das Kinderland uns nicht mehr bestritten werdenkann und derKrieg, das heilig barbarische Handwerk, unnöthig und (nur darum) undenkbar geworden ist. Hier liegt die tiefste Wurzel des Preußenproblems; und Alle müßten in diese Tiefe wenigstens hinabgeblickt haben, ehe sie über das air csssant, das Kratzen der wollcnenIacke, das „Sedanlächeln" und die Drillmeisterallure der Preußen klagen oder spötteln. Aus dieser Wurzelscholle ward auch ein Thcil des Stadtproblems ans Licht getrieben. Wer Berlin beurtheilen will, muß zuvor Potsdam, Preußens herrlichstes Iuwel, durchaus studirt haben. Berlin wäre ein großes Potsdam geblieben, wenn neben den mit fritzischer Genialität im Grundriß ersonnenen und ausgebauten Kasernen (für Grenadiere und Musen) nicht eine Goldgräberstadt entstanden wäre. Heute? Ein weitflächiger Ezerzirplatz, um den sich, mit von Iahr zu Iahr festerem Gürtelschluß, die größte Industrie-und Handelsstadt unseres Erdtheilcs legt. Kann diese Stadt schon Persönlichkeit haben und liebenswürdig sein? Kann sie Persönlichkeit auch nurrichtigschätzen?Eins nur schätzt sie: Organisation. Starke Persönlichkeit, mag sie Emil Rathenau oder Max Liebermann, Friedrich Althoff oder Karl Fürstenberg heißen (und noch viel, viel höher hinaufreichen: so kühl wie von dem offiziellen Berlin, das ihm doch Einiges zu danken hatte, istBismarck in denIahren derAcht von keiner anderen deutschen Großstadt behandelt worden): jede ist ihr lästig.Solche Leute denken schließlich,daß es ohnesie nichtgehe unddaß sieAngeheures geleistet haben.Was denn?Heer und Generalstab,Allgemeine Eleklrizitätgesellschaft und Deutsche Bank, Sozialgesetzgebung und Sozialdemokratie: Alles ist Ergebniß anonymer Organisation. Was bleibt denn unter Alleinfliegern vom Schlag Taussigs? Was vermag Fürstenbergs blitzende Dialektik gegen die Depositenkassen, die der ganz schlichte Wallich der Deutschen Bank eingerichtet hat?DiePersönlichkeit beschert derZufall.Wir bauen auf sicheren Grund. Wir sind für Organisation.

Der Denkfehler liegt unter dünner Sandschicht. Schon hört man von allen Seiten die Klage, daß die aufFührerposten taug-

lichenPersönlichkeiten fehlen. Sie werden erwachsen. Berlin kann nach Menschenermessen nur stärker werden; auch sauberer, stiller, vornehmer(was ja meist nur bedeutet: älter; an eigener und von Anderen gesammelter Erfahrung reicher). Hinter den vergoldeten Schaubuden liegt die Industriestadt; hinterher oft bis ins Wahnwitzige überreizten Geberdensprache die beinahe unfaßbar gigantische Arbeitleistung. Parvenupolis wird, mit ihrer steten Angst, den letzten Schnellzug ins Land neuer Moral-, Kunst-, Möbel- oderSchneidermode zu versäumen, die Saiten feiner Seelen noch oft verstimmen. Vielleicht noch über den letzten Tag zweier Generationen hinaus. Gewiß nicht viel länger. Die Goldgräbermanieren werden edlerer Sitte weichen; kalte Heftigkeit und erkünstelteSteifheit ruhigerWürde und natürlichemFrohsinn.Aeber den Dächern, die der Architekt dann nicht mehr verwitzelt, wird der Luftton wärmer werden und allmählich in das buntgezackte Stadtbild sich die Physiognomie einerPersönlichkeit einzeichnen. Den allgewaltigenLebensstrom, der diese wasserarme Stadt durchfließt, kann kein Geröll aufhalten, keinAbfallsgift verpesten. San Franzisko war widriger; und sieht vor dem Land seiner schönsten Hoffnungen einen gelben Riegel, der schwerzu sprengen sein wird. Einstweilen istBerlin, was es sein kann und werden mußte. Das DoradodervorzwölfStunden ans ZielGelangten, die vorNachtanbruch ausschreien müssen, was sie in zwölf Iahren ausrichten werden. Ohne Grazie, laut, täppisch, wie sein Wappenthier. Ohne Achtung vor der Persönlichkeit, doch in fast religiöser Andacht vor den Wundern der Organisation. Die bewundern an einander sogar dieFeinde. Als den altenMarschallMoltkevor demReichstagshaus ein trunkener Proletarier einmal so unsanft gestreift hatte, daß dem Greis (der ein Plaudertalent, nicht ein Schweiger war) die Mütze vom Kopfe fiel, sagte er zu dem sozialdemokratischenAbgeordnetenBlos, der sie ihm aufheben wollte, aber nicht dazu kam, nach artigen Dankesworten: »Das war kein Organisirter!" Im tiefsten Ernst. Erwar zujedemunvermeidlichenKampf gegen die Sozialdemokratie entschlossen; aber der Erzieherleistung ihrer Organisation versagte er nicht den Ehrensalut.

Wien liebt diePersönlichkeit:biszurVerhätschelungmanchmal. Der Wiener, der geduldig den krausen Linien dieser Skizze nachgegangen ist, wird nicht erwarten, daß ein Fremder ihm, unter

dem häßlichen Schein der BeifaUswerbung, sage, wie viel Wien
von Dem hat, was der jüngeren Reichshauptstadt fehlt; benei-
denswerth viel. (Er wagt sogar, anzudeuten, daß Wiener selbst
es nicht allzu oft, allzu laut sagen sollten.) Ring und Burg; Schön-
brunn undSanktStephan;KarlsplatzundHohenMarkt;Herren-
gasse und Postsparkasse; mitten in der StadtParkbreiten wie auf
englischen Säkulargütern und alte Winkelromantik, wie Nürnberg
und Augsburg nicht minniglichere haben. Im Lenz die blühende,
duftende Schärpe, die Wiens Leib mit Wald und Wiesen gürtet
und ihrer fernsten Zukunft noch Licht und Luft sichert. Die Donau,
die diesen Leib umarmt, mit dem zur feinsten Essenz geläuterten
Aroma des Orients ihr Brüstgewölb und Antlitz umfächelt und
in die Ohrmuschel wispert: „Du wirst des Ostens Königin sein,
einer schon aufdämmernden Zeit Paris und Konstantinopel in
einer Stadtwesenheit!" Die Fülle hübscher, fröhlicherMenschen,
denen, imWeinland, nah dem Gebirg, nicht das Aebermaß hastiger
Arbeit die Freude am Leben gemordet hat und denen man an-
merkt, daß sie gern gefallen. DenBorn derTalente, der, wenn er
ausgeschöpft scheint, schnell wiederüberquillt und alle Gebiete des
Staatsgeschäftes und der Musik, ernsterWisfenschaft und heiterer
Bildnerkunst, des Theaterwefens und der Presse vor dem Ver-
dorren tränkt. Die stumme und die beredte Lyrik seiner Frauen.
Die Tanzlust ganzer Stämme, die dennoch arbeitsam blieben. So
viel! Bis zu Iohann Strauß, der ja ein weiter wirkender Stadt-
besitz ist als ein ganzer Schuppen, in dem ungelesene Bücher ver-
gilben. Wir haben Richard; der nur in Berlin und nur durch Or-
ganisation (innere, technische, geschäftliche) sein merkwürdiges
Könnerthum so ins titanisch Scheinende entwickeln konnte. An
den Segen der Organisation glaubt man in Wien nochnichtrecht;
von Herzen nur an die Kraft der Persönlichkeit. Solcher Glaube
macht der Liebe fähig und würdig. Aber wenn ich ein Wiener
wäre, würde ich vielleicht einen nicht gar zu späten Wandel der
Schätzung wünschen. Von Iedem kann Ieder lernen. Die Feen-
reichspracht derHotels,Waarenhäuser,Mädchenmarkthallenmag
Wien den Berlinern gönnen; sich auch ruhig, ohne Selbstbetrug,
sagen, daß drüben die Schalanters nur anders aussehen und sich
nicht so leichtsinnig unvermummt ins Licht wagen. Das blinde
Vertrauen in denMessianismus der Persönlichkeit, die morgen,

wie die liebe Sonne, kommen und leuchten mutz, genügte wohl aber nurdemBedürfnißmythologischerWeltbetrachtung.Nnddic ehrwürdige Macht, die sich dem Schoß der Mythenzeit entband, hat durch Organisation den Erdkreis erobert: dieRömerkirche der Apostelfürsten. Dem nie wieder erschauten, noch heute nicht morschenErfo!gdieserMacht(dieman, als die Retterin antikerSchätzc, eine Kulturmacht nennen darf) in ihrem von Fischer von Erlach ersonnenen Haus ernsthaft nachzugrübeln, wäre wohl vernünftiger gewesen als das nutzlose Bemühen, aus fleckigen Schleiern ein Mädchengeheimniß zu schälen. Ganz sicher: berlinischer.

Berliner Tragikomoedie.

Herr Harro tzasscnreuter war im clsassischen Strasburg Direktor des Stadttheaters. Da hat cr.dermanchmalnochintzeldenrollen die Bretter stampfte und von seinen Mimen, als „unvergleichlicherKarlMoor"und alsLuther.mitLob und Lorber gefüttert wurde, auf seinBrustgewölb fast so vieleOrdengesammeltwiedcr Chef der Spediteurfirma Iacobs Valentin, der aufberlinerHolzpapiermeistgenannteMann,dessenVerdienst um Reich undStaat, Volkswohlfahrt und Kultur wohl unermeßlich sein muß. Bis in die Zweite Klasse des Rothen Adlerordens, wie Emil, ist Harro freilich nicht hinaufgeklettert; kann aber eine „mit Ordenssternen überdeckte Brust" Präsentiren. Viel Geld scheint er von der Westgrenze nicht heimgebracht zu haben. Doch einen ganzen Nibelungenschatz an Liebe fürs neue Reich. Seinem ältesten Iungen hat er den Vornamen Otto gegeben, läßt ihn in der Kaiserlichen Marine dienen, nennt Bismarck den„Schmiedderdeutschen Einheit", einen „gewaltigen Heros" und wagt, vor Arberlinern von seinem deutschen Herzen zu sprechen. Hans Wurst; vom Wirbel bis zurZehe.DerTheatermensch, wie er imaltenPossenbuch steht; Kean undDelobelle sehen neben ihmwie ernsthafte Männer aus. Natürlich: Idealist. Schwärmt für die Klassiker, hält Schillers „Braut von Messina" für ein auf unserer Bühne noch mögliches Drama und meint, im berliner Bullenwinkel könne nicht ein so mächtig die Seele ergreifendes, aus der Tiefe in die Höhen der Menschheit hineinlangendes Schicksal werden wie in einem vom Anhauch derAhnengrüfteumwittertenKönigspalast. Einputzigcs Kerlchen. Mit dieser altbackenen Mischung von Patriotismus

Berolinum,
und Idealismus hat er in Gottfrieds wunderschöner Stadt die Gunst desStatthalters FürstenChlodwigzu Hohenlohe erworben. Der ist ja ans ähnlichem Teig. Auch Einer, der sich als Kalokagathos aufdonnert, thut.als sei ihm von hohem Sehnen nachdem Guten und Schönen das Herz voll, und alles wahrhaftModerne haßt wie Beelzebub das Christenkreuz. Noch 1893, als er schon acht Iahre Statthalter war, schrieb er in Berlin, wohin ihn die Hofpflicht gerufen hatte, in sein Tagebuch: „ Heute abends in ,Hannele'. Ein gräßliches Machwerk; sozialdemokratisch-realistisch,dabeivon krankhafter,sentimentalerMystik,unheimlich, dieNcrvcn angreifend, überhaupt scheußlich. Wir gingen nachher zn Borchardt.um uns durch Champagner und Kaviar wieder in eine menschliche Stimmung zu versetzen." Anglaublich? Wörtlich! Solche Leute ziehen den düsteren Dänenprinzen, den schwarzen Schlagetot von Venedig oder gar die geschlechtlose Iungfrau von Fritze Schiller noch heute einer Dichtung aus rauhcrWirklichkeit vor. Der rechte Mann für Harro Hassenreuter. Läßt sich, den Reichsfürsten, die Stütze vonThron undAltar, morgens am Zoologischen Garten von einem wiener Soubrettchen, das er aus Straßburg als Harros Hauptliebste kennt, anplappern und schlendert mit dem hübschen BalgamGartenrandentlang,bisderKaiserkommtund,vomPferd herab.demErtapptenlachendmitdemFingerdroht.Sosindsmerkts!) dieIdealisten.die dem armenHanncle schaudernd entlaufen und im Anblick bittersten Menschenleides nach Champagner und Kaviar lechzen.WarumChlodwig dernetten Alice nicht erzählt hat.daß vor einer Stunde ihr Harro mit ihm am Frühstücks tisch saß ? Ein Diplomat,derdenTalleyrandkennt;einGourmct,denVoltairesKapaun gelehrt hat, daß die Sprache den Menschen ihre Gedanken verbergen hilft. Wundert Euch also nicht über das Schweigen der Durchlaucht. Die sorgt weiter für den Spießgesellen. Im Herbst zieht Harro wieder als Direktor in Straßburg ein und Fräulein AliceRütterbusch thront bald dannals Pompadour über dcrwestlichsten Stätte deutschenKunstverschleißes. Einstwcilenumfangcn die Beiden einander heimlich und zärtlich auf dem Dachboden eines ostberliner Hauses, das einst eine Kavallerickaserne war und jetzt von Einbrechern, Prostituirten und Kupplerinnen bewohnt wird. Weshalb gerade in dieser Spelunke? Das feine Fräulein hat sicher doch eine hübsche Wohnung („fürTage,Wo-

chen, Monate; Eingang direkt vom Flur"), wo es gemüthlicher ist und das Pärchen nicht vor dem plötzlichen Eintritt der Frau oderTochter des Herrn Direktors zu beben braucht. Einerlei. Der Ritter hoher Orden (der lateinische Sprüche ohne Fehler citirt, aber, trotz langem Wirken in Straßburg und Colmar, keinen richtigen französischen Satz über die Lippe bringt) ist in den Dachboden nun einmal vernarrt. Da hat er seinen „Fundus" gespeichert: Kostüme, Rüstungen, Waffen, Geräth, Theatcrbibliothek; sogar die welken Kränze, die ihm,mitihrenbreitundbuntleuchtenden Seidenschleifen, das Heim schmücken könnten. Da empfängt er, seine Postsachen. Da giebt er auch „dramatischenAnterricht". Auf seine besondere Weise. Er läßt (während er «fortgesetzt" Briefe öffnet) einpaarIünglinge Schillers Chorstrophen deklamirenund unterbricht sie mit Schimpfwörtern oder mit abgelagerten Coulissenwitzen; hat auf die Diele mit Kreide die Felder des Schachbrettes gemalt und lehrt die Iungen da stehen und gehen. Für diesen Anterrichtsort, wo Ratten und Mäuse Hausen und kein Fenster frischem Luftzug einen Spaltweg in den muffigen Dunst öffnet, und für diese Methode findet er, in Berlin, Schüler, unter denen ein Predigtamtskandidat, ein „ausgesprochener Kopf" und ein wirklicher Doktor ist. Der Kandidat, ein armer Pastorssohn aus derAkermark, dem eine junge Schwester verführt und in Schande geschleift worden ist, liebt Hassenreuters Tochter Walburga und will, trotz verkümmertem Körper, schwacher Stimme und Kurzsicht, Schauspielerwerden.Wird auch.wiees scheint,anbeiderWünsche Ziel kommen. DennWalburga hat den Papa, der vor den Leuten immer so ehrbar thut, im Getändel mit der wohlriechenden Alice belauscht und kann von ihm, der sie zuerst geprügelt und eingesperrt hat.im Nothfall die Einwilligung in denEheschluß erzwingen. And vom Müggelsee her zieht das Gewitter des Naturalismus herauf, fegt den Schwulst und Bombast der biederen Klassiker von entweihten Brettern und wird morgen den blinzelnden, schief gewachsenen Stammler zum neuen Roscius krönen.

Die Pflicht, seinen Fundus vor Rattenzahn, Diebszange und Mottenschaden zu bewahren, hatHassenreuter derFrauJette Iohn anvertraut, die im selben Haus wohnt. Dicht neben einer Witwe, die Männer von der Straße aufliest und Kinder verkuppelt. Weshalb lebt Iette in solchem Schmutz? Ihr Ehemann ist

Berolinum,
Maurerballier, hats schon als junger Gesell zu einem Taglohn
von zwölf Mark gebracht und muß jetzt ansehnlichen Verdienst
haben. Denn er arbeitet in Altona, kommt in jedem Monat höch-
stens für einen Sonntag nach Berlin und kann, trotzdem er zwei
Hausstände zu erhalten hat, noch einen hübschen Geldhaufen auf
die hohe Kante legen. An die Elbe hat ihn nicht nur der Lohn ge-
lockt; seine Iette hat einen Bruder, der sich redlich als Zuhälter
nährt und durch allerlei wüste Streiche der Polizei bekannt ge-
worden ist. Diesen Bruno Mechelke, den die Schwester nicht ab-
schütteln will.mag PaulIohn nicht sehen. Ein Mustermann. Hat
sich aus Frankreich das Eiserne Kreuz geholt, singt, wenn er fröh-
lich ist, das Lied vom deutschenRhein.geht selbst als Strohwitwer
nur selten inMädchenquartiereundsitztinBerlinsogar.anSonn-
und Feiertagen,mit Cirkel und Schiene über denBauplänen seines
Meisters. Merkwürdig, daß so tugendliche Reine die Frau einsam
zwischenDiebenundDirnenläßt. Einsam: derIunge,denihmIette
gebar,hat nur achtTage gelebt; und von einem neuen Versuch, sich
Brut zu schaffen, scheint das rüstige Paar nichts zu hoffen. Der
Mann aber sehnt sich,sentimental wie je ein vomFluchderAnfrucht-
barkeit gelähmter Ibsenmensch, nach einem Kind; und die Frau
fürchtet schon,er werde ihr in die Neue Welt entlaufen. Wünscht sich
auch selbst ein Würmchen, das ihre Sorge besser als Fremde beloh-
nen würde. Iette ist mit allen Salben geschmiert; leiht, gegen statt-
lichen Zins, auf Pfänder, weiß sich mit rüdem Wortund mit Maul-
schellen Respekt zu erzwingen, kennt die kleinen Künste des All-
tagstruges, verkehrt mit der holden Ernährerin ihres Bruders
und ist in jeder Großstadtpfütze zu Haus. Daß dieser abgefeimten
Pfandleiherin und Hurengevatterin schwer werden solle, ein Kind
zu erlangen, ist kaum zu glauben. Sie könnte sich einem Buhlen
geben und nach der Empfängniß dann ihren Paul (wenn dessen
Vierzigerkraft nicht mehr ausreicht) als Konsorten in die Vater-
schaft schmeicheln. Könnte unter den tausend Säuglingen, die täg-
lich inBerlin ausgeboten werden, einen wählen, sich, da sie hun-
dertundzwanzig Mark für denAbstand zahlen kann und will, den
kräftigsten aussuchen, den Nachbarn Schwangerschaft heucheln,
vor der Scheinentbindung in ein anderes Stadtviertel umziehen
und den gestempelten Meldezettel im Schrank haben, ehe Paul
aus Holstenland heimkommt. Sie thut das Dümmste, was sich er-

denken ließ. Schwatzt einem polnischen Dienstmädchen den (am Dachschornstcin, über Harros Fundus geborenen) Knaben ab und gicbt ihn den neugierigen Haussippen, die sie, ohne Merkmal nahcnderMutterschaft,dieTreppe klettern und scheuernsahen, für ihr eigenes Kind aus. Schickt den Mann ohne genaue, für jede Fragemöglichkeit vorsorgende Instruktion zur Anmeldung aufs Standesamt und stiftet schon dadurch Verwirrung. Wird gegen die Polin, in der ein Muttergefühl erwacht ist und die ihr Kind sehen will, wüthig roh, bewirthet sie mit einem Katzenkopf, läßt sich, statt die Arme an ein Silberkettchen zu legen, das Kaufgcld zurückgeben und hetzt ihr, damit sie nicht wiederkehre, das BrüdcrchcnaufdenHals. Läuft, weileinWaisenpflegernach dem von dem Dienstmädchen angemeldeten Kind sehen will, mit dem Iungen weg, legtHelfgott Gundofried Knobbe, das kranke Schreihälschen der Kuppelwitib, in ihre Küche, ihren Kinderwagen und denkt, nun müsse Alles gut enden. Die Polakin wird Helfgott für ihr Früchtchen halten und das quarrende Häuflein mitnehmen, der Pfleger sich wieder trollen, im Hausgewimmel Niemand die Anterschicbungmerken und „dieGräfin" (so heißt aufdenFluren die aufgeplusterte Knobbe) frohsein,daßsienurnocheinenSchnabel zu füttern hat. Die aber hatte mit Gundofriedchen noch einen fetten Gewinn verheißenden Erpressungversuch vor, wills drurn nicht hingeben und ist derOhnmacht nah, als sie es auf demArm einer Engelmacherin sterben sieht. Nach drei Tagen kommt die dumme Iette zurück. Ihr Bruder hat, mit anderen Zuhältern, die Polin in einen Bouillonkeller, zuWinkelprostituirten und inGesindelkneipen verschleppt, durch Schnaps, Tanz, schnell wechselnden Geschlechtsverkehr abgemattet und, als die Rasende ihm dann doch an die Gurgel fuhr, beim dämmernden Sommermorgen gemordet. Schon ist dieThat ruchbar; Bruno wird von der Polizei verfolgt, will über die russischeGrenzeundläßtderSchwester.von der er das Reisegeld holt, einen Fliederzweig und ein Hufeisen, das ihr Glück bringen soll. Aber nicht bringt. Ein verwahrlostes Mädchen, dasJettesMitwisserin war,entschleiert, weils vonder sinnlos tobenden Frau einer niederträchtigenLüge geziehen wird, das letzte Geheimniß. Das Kind gestohlen, die Mutter gemordet, strafbare Unterschiebung versucht. Lug und Trug ringsum; Verbrechen undSchmach. Mit harten Worten wendet sichPaul von der Schuldigen.EinpaarMinuten danach liegtsietotaufdemPflaster.

Diese Hintertreppengeschichte ist der Inhalt eines Theater-
stückes, dem Herr Gerhart Hauptmann den Titel „Die Ratten",
den Gattungnamen „Berliner Tragikomoedie" gegeben hat. Der
Titel mag hingehen. An Hamlets Hofratte, Shylocks Land- und
Wasserratten, Mephistos hurtige Nagerin darf man nicht denken;
kaum anHeinesWanderrattengedicht. Anunnützliches, inSchmutz
und Stank sich rasch mehrendes Borstengethier, das Gebälk, Diele
und Hausrath benagt. Für ein Drittel derüber die Bühne rascheln-
den Personen kanns gelten; vonachtzehngehörensechsindieFa-
milie des mus clecumanus Dallas. Der Gattungname? Vor sechzig
Iahren schrieb Hebbel: „Eine Tragikomoedie ergiebt sich überall,
wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf
der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch,
auf der andcrenjedochnichtdieberechtigtesittlicheMacht, sondern
^in Sumpf von faulenVerhältnissen vorhanden ist, derTausende
von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen. Man
möchte vorGrausen erstarren, doch dieLachmuskelnzucken zugleich;
man möchte sich durcheinGclächter von dem ganzenunheimlichen
Eindruck befreien, doch ein Frösteln beschleicht uns wieder, ehe uns
Das gelingt. Ich fürchte sehr, manche Prozesse der Gegenwart
können, so wichtig sie sind, nurnochindieserFormdramatischvor-
geführt werden. Tragisch zu sein, hörten selbst die bedeutendsten
auf, seit die Aeberzeugung der einen Partei nicht mehr mit der
Heberzeugung der anderen,sondernnurnochmitdcrenInteressen
zu kämpfen hat.Aber dieTräger undVerfechterdieserInteressen,
wie nichtig und erbärmlich sie auch, als Persönlichkeiten betrachtet,
seien, sind trotzdem derKomoedie nochnichtverfallen:dennfürch-
terliche Wirkungen gehen von ihnen aus. Da bleibt dem Künstler,
der sich nicht begnügen will, die Rosen und Lilien auf dem Felde
zu malen, nichts übrig als der Griff nach der Form derTragiko-
moedie.DaßdieseForm keine reine ist,wird erdarumnichtverges-
sen." Aehnliches mag Herrn Hauptmann im Dunkel vorgeschwebt
Kaden. Ein Theaterpascha, über dessen unechten Behang und
frcchesGebrüst man laut lachen möchte, von dem aber,weil ermit
seinem Plunderkram den als „modern" bei der Erbschaftmasse Ge-
meldeten denWegverstcllt,„fürchterIicheWirkungen ausgehen".
Ein herumgestoßenes, zerschundenesWeib, das sich durch Kindes-
unterschiebungundMordanstiftungscinBischenGlücksichernwill,

mitschwieligenHändendiealtenGesetzestafelnzerbrichtund deren zornige Hüter zu fragen scheint: Was sind Aichstriche, Staatsbür- gerpflichten und Strafparagraphen gegen meines Lebens Drang, meines Herzens Noth, gegen eines MenschenmenschlichesLangen nach Glück?And daneben derSumpf: die träge,schlaffe, nurvon der GiernachGeld undmünzbarerEhrung in ihremHandeln bestimmte Gesellschaft, die sich mit Patriotismus und Idealismus, wie mit billigen DufttropfenausdemWaarenhaus.besprengtundfürKai- serundReich.fürReligionund Sittsamkeiterglüht, weil aus solcher GluthDoppelkronenundOrdenssterne heimzutragen sind.Bruno und Iette, die junge Spitta und die alternde Knobbe sind nicht die ersten Opfer, nicht die letzten, die dieser Sumpf hinunterwürgt. Die Aeberzeugung verblutet im Dornendickicht der Interessen: Tragi- komoedie. Darüber ließe sich reden; sogar mit einem Dichter, der den Begriff desStaates, mit seiner segnenden Hoheitund beglückenden Macht, niemals auch nur in Nebeln sah, jedes nicht elegant aus- gedrückte Empfinden für vaterländisches Wesen als ein schamlo- ses Heuchlerthun, ein plumpes Popanziren verlacht und unter grauem Haar noch,ohne von seines VolkesWerden undWollen, Geschichte und Lebensnothwendigkeit mehr als Zufallskenntniß zu haben, in dem aller Herrschaft und allen Staatswehrsymbolen feindlichenAnarchosozialismus sanfterKnaben lebt. Auch von ihm könnte man klärende Antwort auf die Frage erwarten, ob er Er- wachsenenHerrnHassenreuter und dess en Schemenanhang fürVer- treter deutscher Menschheit,Jette und Bruno Mechelke nebst Frau Sidonie Knobbe für Opfer der Sumpfgesellschaft ausgeben und ernsthaft behaupten wolle, daß in seinem Morast Tragik und Komik aus der selben Wurzel sprießt. Das müßte lohnen, wenn wir vor einem Werk gewissenhafter Bildnerkunst stünden; die noch nicht stark zu sein brauchte. Vor derLokalreportermärvondenRatten? Der hätte sich, ohne den berühmten Namen des Autors, höchstens ein Vorstadttheater geöffnet, dessen Gäste mit der Groschenkost der Hinterhauskolporteure aufgepäppelt wurden. Deren Gattung- name istnicht langerRedewerth.(HcrrHauptmann hat,außer dieser zweiten mißlungenen Tragikomoedie, ein Soziales Drama, eine Bühnendichtung, eine Diebskomoedic, eine Traumdichtung, ein deutschesMärchendrama, eine deutsche Sage, einSpielzuScherz und Schimpf, ein Glashüttenmärchcn, ein Legendenspiel und

einen Nokturnus auf die Bühne gebracht; wunderliche Namen
für feine Papierpflänzchen gesucht, die hinter der grellen Rampe
bald gilbten.) Ein Dutzendmelodrama, dem ein Philistcrschwänk-
chen angeklebt ist. Das Ganze (wenn mans so nennen will) ohne
innere Logik; die Handlung nicht von der besonderen Wesenheit
deutlich erkennbarer Menschen determinirt; nirgends zu spüren,
wie diese Menschen wurden, warum just so werden mußten. Die
umständliche Hassenreuterei hat mit dem Kindsdrama nichts zu
thun; und die erkünstelte Ortseinheit kann die beiden Welten
kaum für einer AbendstundeDauer in einander schachteln. Sollte
gezeigt werden, daß Pfarrer (Spitta) und Komoediant (Hassen-
reuter) das Menschliche in dem Kind verkennen und drum leicht
hassen, das dem Proletarier Glück(Paul und Iette), Lebensinhalt
(Polin)oderErwerbsmittel(Knobbe) ist? Dannmußte, was sicht-
bar und fühlbar werden sollte, gestaltet, nicht nur beredet werden.
Wo man das Nothgebild packt, zerflatterts in stinkenden Dunst.
Warummuß(nurwasseinmuß,gehörtinsEisengezähneinesDra-
mas) der Schauplatz eines in den Massenherbergen jeder Groß-
stadtmöglichen Geschehens eine von preußischen Reitern geräumte
Kaserne sein? Ueber dem Pfandleih- und Kindsschmuggelgeschäft
einTheaterkramfpeicher? Warum duldet der Maurerballier, der
doch kein Pantoffelmännchen ist, dasGesteckundGemächelmit dem
Zuhälter und dessen wandelnden Sparbüchsen? Läßt seine Iette
in der Verbrecherpenne, statt sie in ein Helles, sauberes.Arbeiter-
haus einzumiethen oder nebstSack undPacknachAltona mitzuneh-
men, wo sie ihm kochen, flicken, stopfen und Geld ersparen könn-
te? Selbst ein Coulissennarr wird seiner bürgerlich anständigen
Frau, seiner sittsamen Tochter, seinem verwöhnten Liebchen nicht
zumuthen, oft durch den Pestqualm solchen Menschenkehrichts zu
waten; seinen Damen nicht freundschaftlich intimen Verkehr mit
Iette Iohn ansinnen; im Frack, mitLackschuhen und Ordenspalier
nicht über schmutzige Wanzentreppen bis auf den Dachboden stei-
gen; seine einzigeHabe, die Theaterkleider, deren Verleihung den
Entthrontennährt,nichtimUnratheinesEinbrecherasylsundNat'
tenedens lassen. Das polnischeDienstmädchen wird einemWild-
fremden eher folgen als dem jungen Mechelke, vor dem schon der
Schwangeren, noch ehe siemitBrunos Schwester in Streitkam, wie
vor einer Bocksfratze graute. Auf Schritt und Tritt wird das Un-

wahrscheinlichste Erclgniß. Die Effektsucht einer Gattung, die einst als „VolksstückmitGcsang" auf denKundenfang ging; auch ihre Lüdertechnik. Wer das nächste Gespräch nicht hören darf, wird weggeschickt, wers belauschen soll, an die Dachluke gesetzt; Lücken derHandlung oder Charakteristik werden durch «Episoden" aus- gefüllt; gehts gar nicht weiter, so erzählt eine Kolportageheldin ihres Lebens undLiebens Geschichte. Das Stück könnte in seinen stillen Thcilen von dem kraftlos betriebsamen Herrn Georg Hirsch- feld, in seinen lauten von demWeltanschauer Sudermann sein. An den fein fühlenden Poeten Hauptmann erinnert nur dieSprache. Die giebt zwarkeinenneuberlinischenTon(sollsjaauchnicht: Chlodwig ist Statthalter, Madai Präsident der berliner Polizei, Alexander Hehler noch nicht wieder Direktor des straßburger Stadttheaters und derNaturalismus aus der friedrichshagener Fechsung dicht vorderDreschtenne; hier ist Historie; dieuns.trotz- dcm noch kein ganzes Vierteljahrhundert uns von ihr trennt, fast so fern dünkt wie Hugos Mirakelhof und Sues Mysterienschmutz- stadt). „Ick bin nu 'n Mann, wo mit eene Frau verkuppelt is,wo ccn Bruder hat.wo hinterher sind, mitRejirungsräthe und Mord- kommission (1889?), weil er draußen, nich weit von de Spree, unter <cn Fliederstrauch Eene hat umjebracht." Ob in Berlin, gar von strebsamenBauaufsehern,jemalssogesprochenwurde?Doch richtig oder falsch: uur an die Sprache ist ernste Sorgfalt gewandt worden; nur die Sprache täuscht manchmal da noch Naturlaute vor, wo die Empfindung schlechten Schmökern der Spätromantik entlehnt sein könnte. RitterHarro, derCitate speit, dasNeanderthal nennt und „c'est^ä" in „ Sessa" verquatscht, sprichtungefähr, wie ein Edler von Schönthan ihn sprechen hieße, und seine Alice (aus Lerchenfeld oder Ottakring) erzählt uns von Bassermannschen Gestalten und unparlamentarischen Ausdrücken. Was Dialektfärbung vermag, können ein paar Beispiele lehren. Die Polin: «Ick jeh, mit meine letzte Pfennig mir kaufen Vitriol (trefft, wen trefft!)un jießen dem Weibsbild, wo mit ihm jeht (trefft, wen trefft!), mitten in Iesicht. Trefft, wen trefft! Brennt ihm janze verfluchte hibsche Visage ka- put! Mir jleich! Hat mir betrogen! Zu Irunde jerichtet! Hat mich Ehre jeraubt! Hat mich verfluchtiger Hund verführt, verlassen, be- logen, betrogen, in Elend jestoßen! Trefft, wen trefft! Soll blind sein! Nase soll wegjcfrcssen sein! Soll jar nicht mehr überhaupt auf Erde sein!" Der Zuhälter: „Ick weeß, ick bin mit 'n Ast uf 'n

Puckel,wenn det 'n oochdet'nKeenersieht.ünnichinZangzuzihuf
deWclt jekomm. Ick muß sehn und mir mit mein Ast mang mang
helfen... Heute morjen halb Viere hätt'se det Ilockenläuten noch
Heren jekonnt. Der Mond hat 'n jroßen Hof jehat. Af 'n Zimmer-
platz hinter de Planken is eenLuder von Hund immerrufjesprung
und anjeschlagen. Denn dreppelte et und denn is'nIewitter nie-
derjejang. Wacht ma, Iette: hier is noch 'n Hufeisen! Det ha ick
jefunden! Det bringt Glick! Ick brauche ihm nich!" Frau Iohn:
„Wenn een Kindchen mcinswechen jeboren is, denn is et jeden-
noch noch in de Mutter; und wenn es meinswechen jestorben is,
denn is et immer noch in de Mutter. Ham Se den Hund jehert
hintern Plankenzaun? DerMond hat'n jroßenHof jehat. Bruno,
Du jehst uf schlechte Weche!.. Paul.detKind is aus meinen Leibe
jeschnitten! Det Kind is mit meinenBlute erkoft! Nich jenug, alle
Welt is hinter mich her und will et mich abjagen! Nu kommst och
Du noch und machst et nich anders. Det is der Dank! Als wenn
det ick ringsum von hungrige Welfe umjeben bin! Mir kannste
totmachen; mein Kindeken soßte nich anfassen. Ich, Paul! Du bist
jar keen Mensch. Du bist Eener, wo Iift in de Ochen und Hauer
wie Welfe hat. Immer zu doch! Nu feh' ick Dir, wie det Du bist.
Ick verachte Dir bis zum Iüngsten Dache!" Herr Iohn: .Horchen
Se ma, wie det knackt, wie Putz hinter de Tapete runtergeschod-
dert kommt! Allens is hier morsch! Allens faulet Holz! AUens
unterminirt, von Nnjeziefer, von Ratten und Mäuse zerfres-
sen! Allens schwankt. Hier mach' ick mir fort, eh' det Allens een
Schutthaufen drunter un drieber zusammenbricht." Noch einmal
diePolin: „DetIeld hat mir jebrannt.Et war mich wieSchlange
unter Kopfkissen; is vorjekrochen, wo ick müde bin einjeschlafen.
Hat mir jepeinigt,hat mir umringt, hat mir jequetscht!" Aebersetzt
diese Reden ins Schriftdeutsche: und Ihr seid nah bei der un-
sterblichenGefühlsweltAdolfs d'Ennery, derdem Kulturkreis der
weißen Menschen die „Zwei Waisen", „Marie Anna, ein Weib
aus dem Volke" und „Das Leiermädchen Fanchon" gab; nicht
allzu weit von dem Oesterreicher Ottokar Franz Berg und dem
Norddeutschen Hugo Müller, der „Von Stufe zu Stufe", „Gol-
dene Herzen" und andere„Lebensbilder" schuf. Die Dialektfarbe
birgt demBlick dasPapier und lügt Leben in modernde Brettertira-
den.LäßtdieHörerimmerwicder aufhorchen underleichtert(nieder-
deutsche und oberbayerische, sizilische und jüdischeTruppen Habens

erprobt) den Mimen das Spiel. Sprache ist Firniß, wird Menschengewand, scheint (hörst Dus, Mauthner?) schließlich Leben. Am dreizehntenIanuarabend wurden die Ratten imLessingtheater gezeigt. »Du ollet vatrockentesKichenspind, schaff Da man bessere Lauscha an." „Se blubbern ja man keen eenziget richtiger deitschetWortausdeFresseraus." „Denn triste so lange denSchuh um die Ohren, bis et Dir vorkommt, det Du 'ne Mutter von Drillinge bist." „Wenn Du nich jerade, det De bei meine Schwester uf Schlafstelle wärscht, denn Hütt' ick Dir woll ma wat Luft jemacht, Rotzjunge, detDe Höst vierzehnDache 't Loofen jekriecht." „In 'n Bullenwinkel hat se bei Eene jenächtigt, wo Arthurn seine geliebte is. Den nächsten Dach sind wir immer zwee.drei Iungs hinterher jewesen, nich losjelassen, immer von Frischen Quinten jemacht; und in de Schublade is et ja nu och lustig zujejang." „Det is 'ne Tülle, woelejanteTrittlinge hat". „Pinke mußte mich jeben, sonst jeh' ick verschütt, Iette!" Vor der Bühne die berliner Westfinanz und Großhändlerschaft in Smoking und Putzrobe; prächtig aufgeschirrte Mütter haben ihre jungen Töchter mitgebracht. Preis eines guten Platzes: dreizehn Mark und eine halbe. Auf der Bühne die Iohn und die Knobbe; ein Zuhälter und eine Engelmacherin; ein von Kindsnoth geschütteltes Dienstmädchen und ein im Schmutz sterbender Säugling. Hinter derBühne ein Dichter, dem der für seine schmalen Schläfen viel zu breit geflochtene Kranz vomHaupt in den Nacken gerutschtist und wie ein Henkersstrick nun den Hals umdroht; den Mancher heute gern über das Weh fruchtloser Iahre hinwegtrösten möchte; den jeder Redliche aber warnen müßte, je wieder sich in so (nicht nur stofflich) Gemeineszu erniedern,mitkunstgewissenloserLüdrianshastnach dem spröd fliehenden Glück zu haschen. Keinem gefällt das Stück, das ein in der Hauptstadt nie heimisch gewordener, längst ihr völlig entfremdeter Enkel schlesischer Weber für Lurusberliner schrieb und in dem Mutterleidenschaft um das Lager des einer leichtfinnigen Slavenmagd abgelisteten Kindes verprasselt. Wohlfeiler Schmierenwitz hilft über öde Strecken und aus der Langeweile peitscht Ekel die fast schon Gelähmten auf. Doch (wer weiß?) morgen erfährt man vielleicht, daß einem Genius wieder ein Meisterwerk entbunden ward: und hat das Pathengeklatsch als tauber Thor verpaßt. ?IaucZite! Tragikomoedie? „Ick rieche Berlin!"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. —
««cl«, der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S, m, b tz. in Berlin.

^ Ornamente.

l^iberti.

^Wwar speisen (sprach zu dem reichen Freigelassenen Diodorus der Epigrammatiker Martial) an Deinem Tisch Senatoren und Ritter, wenn Du dieWiederkehrDeines Geburtstages feierst; doch vonAllen hat nicht Einer im Herzensgrund Achtung vor Deinem Wesen. Was der Spötter aussprach, kam aus dem Klasscnempfinden der vornehmen Römergesellschaft. Durch die Manumissio wurde der Sklave frei; wenn der Eigenthümer ihn losgesprochen, dieFestuca ihn berührt, derzuständige Beamte ihn in die Steuerliste eingetragen hatte, war er Iibertus; fasteinfreierRömer mit allerlei Bürgerrechten.Aber: freigelassen, nicht als Freier gcboren.Die derGesellschaftAngehörigen rümpften die Nase: „ Sklavenbrut!" Maecenas, der Mann ohne Vorurtheil, meinte, Ieden, der frei geboren sei, müsse derAdel gelten lassen; dürfe ihn nicht, wie mans gegen den edlen Horatius versuchte, als den Sohn eines Freigelassenen ächten noch ins Dunkel weisen. Die Kaiser haben, die schlimmsten mit dem kräftigsten Eifer, dafür gesorgt, daß der maecenische Rath Gehör fand. AnterAugustus durften die Freigelassenen noch nicht an der Hoftafel mitessen; waren aber schon als Hofbeamte und Geschäftsführer (besonders oft in finanziellen Betrieben) angestelltundRufinus, derSohn einesFreigelassencn, wurde von dem Caesar, dem er als Lustknabe gedient hatte, einer Legion vorgesetzt. Der Adel sollte merken, daß die Tage seines

Herrschaftrechtes vergangen seien und das Belieben des Impe«
rators den gestern Niedrigsten heute über den bisher Höchsten
Hinansheben könne. Alle Unterthanen sind gleich und allen, wie
alt auch, wie reich an Verdienst ihr Geschlecht sein möge, weist nur
ein Wille den Rang an: diesen Grundsatz sollten sich die Stolzen
einprägen, derenUebermuth gewähnt hatte, ihr Recht auf die wich-
tigsten und einträglichsten Staatsämterseimitihnengeborenwor-
den. Die Lebensregel des Absolutismus half denFreigelassenen
rasch auf dieHöhe. Bald waren sie Münzmeister und Steuererhe-
ber, Hofvorkoster und Gladiatorenspielleiter, Vergnügunginten-
danten und Schloßhauptleute, Hafenpräfekten und Schatullen-
verwalter, Kleinodienbewahrer und Direktoren der kaiserlichen
Purpurfabriken; oft sogar Oberstkämmerer (prsepmiti ssen cubi-
culi), bis dieOrientalisirung desHofes dieses Amt denEunuchcn
gab. So hoch Gestiegenen konnte die „Gesellschaft" denEhrensalut
nichtmehrweigern;trotzdemsieobendrein meistAusländerwarcn,
Griechen, Egypter, Syrer, und auf irgendeinem Sklavenmarkt,
mit geweißten Füßen, vor den Kauflustigen auf dem Gerüst ge-
standen hatten. Der Römer verachtete den Orientalen, bestritt ihm
aber nicht die Gabe scharfen Verstandes, die ihn zur Leitung schwie-
riger Geschäfte tauglich mache, und ließ sich gern von einem so
schlauen Helfer bereichern, (Herodes, der Iudenkönig, der dem
Augustus tausend Talente schenkte, war nicht der einzige Orien-
tale, von dem ein Caesar Geld nahm.) Oft wurde diesen Einge-
wanderten die Beilegung römischer Rufnamen gestattet. Anter
Klaudius gehörten die Freigelassenen Narcissus, Pallas, Kalli-
stus, Posides und Felix, unter Nero die LibertiPolyklet undHe^
lius zu den am Hof und im Reich mächtigsten Männern. Die mei-
sten Kaiser, sagt der jüngere Plinius, „warenHerren der Bürger
und Sklaven der Freigelassenen; der Rath und der Wink dieser
Leute lenkte dasHandelndesFürsten;siewarenseinOhrundseine
Zunge; und wer sich in ihre Gunst einzuschmeicheln vermochte,,
konnte Prätor, Priester, Konsul werden." Reichthum zu erwerben,
ward den Gehätschelten und Amdienerten nicht schwer.Narcissus
soll fast neunzig, Pallas fünfundsechzig Millionen Mark gehäuft
haben. Schon die Möglichkeit, Bittstellern das Haus des Kaisers
zu öffnen und Alles zu verhökern, was sie von seinem Reden und
Denken, seiner Ansicht und Absicht wußten oder absatzfähig fan^

den, brachte viel Geld ein. (Daß die Sitte, am Kaiserpalast „eitlen Dunst" zu verkaufen, zum Gewerbe geworden war,erzähltMar-tial; und vonAlexander Severus wissen wir, daß er einen Dunst-verkäufer kreuzigen, einen anderen in Rauch ersticken und durch einen Herold verkünden ließ: „WerDunst verkauft, soll in Dunst umkommen.") DerAdel, dieSippe der alten Geschlechtcr.sah sich überstrahlt; konnte an Glanz der Lebensführung die Parvenüs nicht erreichen. Die Freigelassenen hatten inRom die prächtigsten Paläste.draußendiegeräumigstenVillcnund größten Gärtcn.Ala-bastersäulen und Elfenbeinstatuen, Gcräth aus Silber, Bernstein, Schildpatt,Glashäuser, in denen Purpurtraubeu reiften: was aus Occidcnt und Orient herbeizuschaffen war, schmückte das Leben, die Wohnstätten, die Tafel der Emporkömmlinge. Ihre Bäder waren berühmt; zwischen Wänden aus den seltensten Marmor-sortcn floß aus silbernen Röhren das Wasser in silberne Becken und wurde da mit bajanischem Sprudel erhitzt, mit kostbaren Es-senzen durchduftet. Auf ihren Tisch kamen Austern aus dem Lu-krinersee, afrikanische Perlhühner, illyrische Schnecken, spanische Hasen, fein gewürzte Fischsaucen, Pfauen, Fasanen, Flamingos und anderes theure Geflügel und Wildpret. Nach der Mahlzeit wurden unter die Gäste Geschenke vertheilt oder verlost: Gewän-der, Scharlachmäntel, Geschirr, Kristallschalen, Möbel, Waffen, Statuen, seltene Vögel, Zwerge, Sängerinnen, Köche, Kuchen-bäcker, Narren und hübsche Sklavinnen. Für den Schmuck des Saales und derTafel, fürGuirlanden, Kränze, lose Blumen, Par-fums und Beleuchtung wurden ungeheure Summen ausgegeben (fast neunhunderttausend Mark nurfürdenRosenputzeinesFest-saales von einem unter Nero Freigelassenen). Fische und Deli-katessen, die dem Caesar zu theuer waren, wurden von den vor-gestern in Wohlstandsbehagen Angelangten ohne Feilschen ge-kauft. Rom sollte von ihnen reden; einRitter schmatzend dem an-deren erzählen, was ihm im Haus des Kallistus oderPallas auf-getischt worden sei. Denn die Verschwender, sagt Seneca, „sind erst zufrieden, wenn ihr Leben von früh bis spät beschwatzt wird; sie wollen um jedenPreis auffallen und ärgern sich jedesmal, wenn die Gesellschaft nicht erfährt, daß und wofür sie einen Thcil ihres Geldes verpraßt haben". Auch ihre Wohlthätigkeit mußte ein lautes Echo wecken. Sie knauserten nicht; bauten Tempel un!>

Thermen, ließen Mehl und Oel vertheilen, arme Kinder erziehen, gründeten Schulen und Greisenasyle, schufenBegräbnißplätze für Mittellose, bezahlten Denkmale, Gladiatorenspiele, Thierhetzen und bewirtheten an Familienfesttagen ganze Stadtviertel mit Leckereien. Von Allem aber, Bauten, Stiftungen, Vermächtnissen und Volksfesten, sollte man reden; recht laut und recht lange. Vielleicht lernten die alten Geschlechter die neuen dann endlich achten. Im Verkehr konnten sie ihnen den Zoll äußerer Ehre nicht weigern. Reichen Leuten.die dem Kaiser nah waren,um die Quellen der Macht saßen und in deren Haus man gut speiste und trank, werthvolle Geschenke empfing und die Träger der höchstenWürdcn traf. Die in den Ritterstand erhoben oder wenigstens durch die Verleihung des den equiteg gebührenden Goldreifes ausgezeichnet wurden und manchmal sogar aus dem Entschluß allerhöchsterGnade das Ritterpferd erhielten. Die will einKluger sich nicht zu Feinden machen. Vor ihnen beugte sich selbst der Senat. Als Pallas sich einen Stammbaum ersonnen hatte, der seine Abkunft von einem Arkaderkönig bezeugen sollte, stellte im Senat ein Sohn der Scipionen den Antrag, dem Königssprossen, der sich, im Interesse des Reiches, seinem uraltenAdel entkleidet und einen Hofdienst übernommen habe, den Dank des Staates zu Votiren. Diese Proskynesis genügte noch nicht. Auf den Vorschlag eines Konsuls wurden dem Stammbaumschwindler die Prätorischen Insignien und fünfzehnMillionen Sesterzen angeboten. Als er (der Besitzer von fünfundsechzigMillionenMark) die Geldspende abgelehnt hatte, pries ein Dekret, das der Senat in eine Bronzetafel graben und neben einer Statue des Iulius Caesar öffentlich ausstellen ließ, die Uneigennützigkeit des edlenPallas. SolcheFälle blieben nichtvereinzelt;und erklären, daßderHochmuth der reichen Liberti ins Maßlose stieg. Achtung? Die war nicht zu erpressen. Immerhin sollte der Adelsklüngel merken, daß seine Ansehensforderung zu überbieten sei. Wer hatte ihn denn gehindert, Talent zu haben und durch seine Intclligenzleiswng das Trachten der von Osten herVordrängendenunwirksam zn machen? Die waren nun am Ziel; und wollten das Erworbene nicht furchtsam ins Dunkel bergen. Von unversöhnlichcnHassern wenigstens gefürchtet werden. Ungcstraft sollte Keiner sie höhnen, zu ducken versuchen. Als auf dcr Bühne ein Satz gesprochen worden war, der den einst ge-

prügelten Sklaven als einen im Glück derFreiheit unerträglichen Gesellen bespottete, rief der Freigelassene Polybius (unter Klaudius Chef des Civilkabinets), um die höhnenden Blicke von sich abzuwenden, mit trotzig schallender Stimme: «Der selbe Dichter hat jaauch gesagt, aus Ziegenhirten seien Könige geworden!" And als Pallas (der Bruder des Statthalters Felix, der den Iuden Paulus richten sollte), drei Iahre nach der feierlichen Ehrung durch den Senat, des Hochverrathes angeschuldigt wurde und durch das Zeugniß seinerDienerüberführtwerdensollte,sagteervorGericht, nie habe er sich herabgelassen, zuseinenDienernzu reden, sondern, wenn ein Wink nicht genügte, den Befehl schriftlich gegeben. So üppig war der Stolz dieser Leute gediehen, vor deren Gnadenpforte schon im Morgengrau Ritter und Senatoren sich drängten. Knirschend vielleicht; doch mit demüthigem Blick.

Knirschend; denn noch galt der Libertus nichts, galt nicht einmal dessen Sohn als dem aus freiem Stamm Gezeugten ebenbürtig. MancherhattedieSchranke, die ihm die hohenStaatsämtersperrte, mit flinkemFuß überklettert und zu dem Reichthum Beamtenmacht erlangt. Noch aber konnte Einer, der selbst Sklave gewesen war, sich nicht durch das Thor schmuggeln, das des Ersten Standes schmales Gebiet abschloß. Die Söhne Freigelassener haben den Senatorenrang früh erreicht. Der durch Güterschlächterei und Staatsagenturgeschäfte reich gewordeneSohn eines Flickschusters wurde, als Ehemann einer Bäckerstochter, der Vater des Ritters Bitellius, dessen Sohn Konsul und Censor, dessen Enkel gar Kaiser ward. Schon unter den ersten Caesaren war vielen senatorischen FamiliensolcheAbkunftnachzuweisen.Doch erstunter Kommodus saßen imSenatMänner,dieRomnoch als Sklaven gekannt hatte. Wurden sie danndenRanggenossen gleichgeachtet? Nein,spricht Epiktet; „der ewig Anzufriedene, der als Sklave dieFreiheit, als FreierAuszeichnung ersehnt hat,ist auch amZielseinerWünschc, als Senator, nur in glänzender Knechtschaft." Am so heftiger ist sein Drang, mit den sichtbaren Zeichen der Würde sich vor neidischen Blicken zu brüsten. Wir dürfen die Tunika mit dem breiten Purpurstreifen zieren; zur Männertoga den mit schwarzen Riemen bis auf die halbe Höhe des Schienbeines gebundenen Senatorenschuh tragen; beim Schauspiel auf dem besten Platze sitzen; als Spielveranstalter uns ganz in Purpur hüllen; in Ko-"-scn

mit Silberbeschlag durch die Stadt fahren; unseren Frauen gebührt der Rang der teminae clarissimae; unser Atrium kann die Menge der morgens in derWolltoga schwitzenden Klienten kaum fassen. Haben wirs nicht weit gebracht? DieAeberranten klagen; jammern, daß Rom eine halb griechische, halb orientalische Stadt geworden und der ganze syrische Orontes in den Tiber eingeströmt sei. Achttausend inRom ansässige Iuden geleiten denBotschafter dcstzerodes ins Kaiserschloß. Viertausend Freigelassene werden von Tacitus als jüdischen und egyptischen "Ursprunges genannt. And diese über Nacht zu Wohlstand gelangten liberti ärgern mit ihrem Luxus das Auge der alten Römer, deren Zahl mit jedem Mond schrumpft. EinFreigelassener, den diedurchstochenenOhrläppchen als Orientalen erweisen, heischt den Vortritt vor Prätorcn undTribunen:weilseinefünfLäden ihm ein Iahreseinkommen vonvierhunderttausendSesterzen(achtzigtausendMark;nach dem Geldwerth des ersten christlichenIahrhunderts eine Riesensumme) bringen. Neben ihm steht Einer, dessen krummer Rücken einst Reisigbündel von Haus zu Haus schleppte und der jetzt ein Vermögen von achthunderttausendSesterzenhat.DerTrimalchio des Petronius beschleunigte seinen Aufstieg dadurch, daß er, als junger Sklave, den Scrualdrang seines Herrn und seiner Herrin befriedigte, und fordert mit protzigem Lächeln nun, daß man auf sein Grabmal schreibe, er habe klein angefangen, nie einenPhilosophen gehört und dreißig Millionen Sesterzen erworben. Seht ihn an; den dicken Goldreif mit Eisensternchen an seinem Finger, die Scharlachschuhe, den Purpurmantel aus Tyros. Seht den Zoilus in seiner Prunksänfte; hört, daß er während eines Schwelgermahles elfmal das Gewand wechselte; sich krank stellte, um den Gästenseine in Egypten gekauften Polster, seine Purpurkissen und Scharlachdecken zu zeigen; daß die Klienten, wenn er bei Tisch eingeschlafen ist, in stummer Andacht eine Stunde lang seinen Schnarchtönen lauschen müssen. So leben Männer, deren Beingelenk einst ein Fesselring einschnürte und deren Leib (manchmal, unter hübschen Pflasterchen, auch das Antlitz) noch die Striemenspur derPeitsche trägt. So prassen sie.Auf ihren Tafeln die Ausbeute ganzer Silberbergwerke. In ihren Badstuben Wasserfälle, Säulen und Marmorbilder. Im Frauengemach Spiegel, deren Werth die Mitgift eincrTochtcr aus altcmRittcrgcschlecht über-

steigt. Gestern getreten und mit dem Stock zur Arbeit getrieben; heute viri clÄrissimi.AndkeineMöglichkeit,fiewiederindenPferch zurückzuscheuchen, aus dem sie kamen?Keine, lautet dieAntwort; weil wir die für den Kampf ums Dasein Tauglichsten find, haben wir gesiegt; nur durch eigene Kraft, nicht, wie Ihr winselt, durch des Kaisers Gunst. Ihr dürft uns hassen. Müßt uns aberdulden. Viri clarigsimi.

Daß man auf preußischem Boden durch Geldaufwand Senator werden könne, hätte noch vor zehn Iahren Keiner geglaubt. Trotzdem die Sitte, Wohlthätigkcit mit staatlichem oder höfischem Ehrenbehang zu vergelten, sich schon damals eingebürgert hatte. Wer behauptet, daß Preußen sich nicht schnell genug modernisire? Bor sechzig Iahren bestimmte, im Februar 1851, eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms des Merten, daß eine die Kreuzesform zeigende Dekoration nur Christen zu gewähren, Männern anderen Glaubens statt des Kreuzes ein Stern zu geben und im Bereich des Rothen Adlers fortan die Ordensform demGlaubensbekenntniß des Empfängers anzupassen sei. Ein türkischerWesir, ein jüdischer Kaufmann durfte Brandenburgs rothen Adler auf, einem Stern, niemals aber auf einem Kreuz zur Schau stellen; und manche Iunkerstirn runzelte sich, als dem ersten Geheimen Kommerzienrath der berliner Iudcnheit erlaubt worden war, sein Knopfloch mit einemAdlerkreuz zu putzen. IetztistderBesitzeines Ordens eine Geldfrage; Glaube undAbstammung belanglos geworden. Wer unbescholten ist und sich halbwegs «korrekt "gehalten hat, kann ungefähr Alles haben, wenn er für einen Kirchenbau, ein Denkmal oder Waisenhaus, eine Forschungreise oder Aehnlichcs ein anständiges Sümmchen hergiebt. Ieder „Interessent" kennt die Vermittler (deren Schlepperdienst und Spediteurleistung auch wieder mit Orden bezahlt wird) und kann von ihnen erfahren,was für seinGeld zu haben wäre; durchs Telephon, wenn er Eile hat. Dagegen wäre zunächst noch nicht viel zu sagen. Der Kaiser und Könia.möcktc Armen helfen. vräcktiac.Wrck,en. bauen, gemeinnützliche Anstalten schaffen und zapft, weil fein Vermögen mIt^äusreiHt, zu so löblichem Zweck die Eitelkeit wohlhabender Menden cm. Daß solcher Zweck die dazu angewandten Mittel heilige, lehrt alte, nicht erst von argen Jesuiten entschleierte Weis-

heit. Rechts Aufgaben, die nur von einem hohen Geldhaufen aus
zu bewältigen sind; links Leute, die durch sichtbare Ehrenzeichen
beweisen möchten, daß sie nicht mehr zum Troß gehören. Schnell
war vom Bedürfniß zum Wunsch die Brücke zn schlagen; und
welche Summen über diesen Weg gebracht wurden, zeigt allein
schon die Geschichte des Kirchenbauvereins für Berlin, der im Lauf
zweier Iahre von Privaten fast sechs Millionen Mark erhielt.
Gehts nur einWeilchen noch in dem jetzt gewählten Tempo weiter,
dann wird es bald vierhunderttausend Besitzer preußischer Orden
geben. Sichere Folge: Entwerthung und Preissturz; Zwang, da,
die Zweite Klasse zu verleihen, wo früher die Vierte genügte.
Schlimmer ist, daß die Psychologie nicht mit im Rath saß und die
Rückwirkung auf die Träger des preußischen Staatsgedankens
unbedacht blieb. Offiziere und Beamte sehen, daß Orden und
Titel, die nach langer, karg bezahlter Pflichtleistung ihr Leben
krönen, als nicht hoch genug für junge Industrielle und Händler
gelten; daß man die einem altenHauptmann gebührende Ordens-
klasse einem Bankdirektor nicht anzubieten wagt; daß Alles, was
ihnen Aeppigkeit und Glanz derLebensführung ersetzen sollte, jetzt
zukaufen ist. Adlerund Sterne, Wilhelmsorden undLuisenorden.
Oelbergkreuz und Hubertusorden, Medaillen und Schnallen,
Eichenlaub, Krone, Brillanten: Das flimmert um den mitRosen
undOrchideen,IapanernelkenundRivierafliedergeputzten Diner-
tisch. DenRothenAdlerDritter Klasse, auf den der Vater noch als
Major stolz war, ließe derbeamteteSohnjetztamLiebstenzuHaus
im Kästchen. Sein Iunge soll nicht in den Staatsdienst (wenn er sich
nicht, wider Erwarten, als einen Schwachkopf erweist);Altersver-
sorgung ist auch inPrivatbetrieben zusichern; vielbessereEinkom-
mensmöglichkeit; und dieFrackklappe hat er da auch eher volluls an
derAmtskrippe.Aeber ein Kleines wird derOffizier- undBeamten'
ersatz so schwierig werden, daß man die Israeliten herbeibitten oder
nach neuem Köder ausschauen muß; spätestens an dem Tag, der
endlich auch den preußischen Adel einsehen lehrt, daß er, statt über
die Entwickelung des Kapitalismus zu flennen, sich ihr anbeque-
men,stattAnvermeidlichemsich,miterlahmenderKraft,entgegenzu-
stemmen, ins Geschäftsleben eintreten und, ohne Staatshilfe,Geld
erwerben muß. Dann erst kann auch er Wohlthätigkeit (moclern
st^le) treiben und braucht das Feld nicht länger den der neuen
Schicht Entsprossenen zu überlassen. Die bestellen es jetzt. „Frü-

Ornamente.
her klagte man in Berlin, daß die weiten wohlhabenden Kreise, namentlich der Industriellen, die Wohlthätigkeitarbeiten lange nicht ausreichend unterstützten. Ich hatte dadurch, daß ich mit diesenKreisen in persönliche Beziehungen getreten war, erreicht, daß sie vielfach auch an der Spitze der kirchlichen Arbeit standen und wesentlich zu den großen Erfolgen beitrugen." Das schrieb Freiherr von Mirbach, der Oberhofmeister, im August 19l)Ä; undseitdem haben wirs herrlich weit gebracht. So weit, daß vom Ertrag der Eitelkeitmesse nun gar die hohe, die heilige Wissenschaft leben soll und man in Berlin, wie im Rom der Caesaren, durch Geldaufwand die senatorische Würde einhandeln kann. Bis an die Sterne (nicht nur der Generalordenskommission) weit. 1911.
Zwei Pläne waren auf einander geprallt. Ein Kluger hatte sich gesagt: «Der Kaiser braucht, um sein Wirkungbedürfniß zu stillen, für Zwecke derAllgemeinheitGeld.Immer von den selben LeutenTribut fordern: Das geht auf dieLänge nicht. Die ansehnlichsten Sterne und Kreuze, Adler und Kronen haben sie; sind Geheimräthe,MitgliederdesKaiserlichenPacht-und desKaiserlichen Automobil-Klubs, der Orient- und der Luftschiffahrt-Gesellschaft und, in Schnallenschuhen und Kniehosen, oft schon im Weißen Saal gewesen; schließlich kann man nichtJedem, der für Arktisches oderAntarktisches ein Bündel brauner Lappen spendirt, einenHohenzollernprinzen franko an dieFesttafelliefern.Und vicl billiger werden fies bald nicht mehr thun; nur für die Möglichkeit, die Höchsten gründlich zu kompromittiren, den höchsten Preis zahlen. Der Kreis der Beiträger muß beträchtlich geweitetwerden. Noch mehr Orden und Titel? Das wäre Schleudertaktik, die uns die Waare entweichet. Man könnte dieWürde einesWirklichenGeheimenKommerzienrathes schaffen, der auf Titel und Rang einer Excellenz Anspruch hätte. Wenn der Kram nicht mehr als zweihunderttausend Mark kostet, sind bis morgen mindestens fünfzig Anwärter aufdenBeinen. Nur: um die Sache nicht ins Lächerliche entgleisen zu lassen, müßte man mit den Ernennungen knausern. Excellenztitel müssen tröpfeln: sonst gelten sie als Ramschartikel. Auch mit derIudenangst ist zu rechnen; außer dem dessauerCohn hatten wir noch keine jüdische Excellenz; und ob S. M. sich zu solcher Neuerung entschließt, ist, trotz dem huldvollen Verkehr mit Sems reichen Söhnen, nicht sicher. Wir brauchen Etwas, das die Demokratie nicht ärgert, also auch die Preßmannschaft nicht auf

die Schanze ruft und dennoch ein schönes StückGcld bringt. Se-
n^ren:^Das^ists. Das gicbts beinahe nur noAinLZLpuUiken;
bei uns nur im.Dunstkreis derAkademie, um die keinMenschsich
kümmert. Das klingt nobel und zugleich doch bürgerlich. Preis?
Wenn wirs nicht theuer machen, hats keine rechte Attraktion.
DreißjgLeute, die sich verpflichten, ihrLeben lang alljährlich hun-
derttausend Mark zu geben, findet man ohne Mühe; freilich muß
garantirt werden, daß innerhalb einer Sperrfrist der Preis nicht
herabgesetzt und, sobald dieDreißigeingelassen sind, die Kasse ge-
schlossenwird. Dann hat der Kaiser fürZwecke dcrWohlthätigkeit
in jedem Iahr drei Millionen Mark; kann damit anfangen, was
ihm beliebt; und das Getrommel derBecken- und Hauskollektanten
hörtauf. Archimedeskann, als die Krone des Syrakuser-
tonigs ihn das Gesetz des spezifischen Gewichtes gelehrt hatte, nicht
stolzer gewesen sein, mit seinem Intellcktualfund nicht zufriedener
alsdcrklngeErsinnerdeserstcnPlanes.EinAndererhattedieRe-
den gelesen, in denen Geheimrath Lamprecht Forschunginstitute
forderte und zu deren Gründung Privatmittel erbat: weil gezeigt
werdcnmüsse, „ daß hier neueWege nicht nur von den Pfadfindern,
sondern auch vondcrwichtigenZahl wahrhaft Zeilverständigerin-
nerhalb der Nation als der Erschließung bedürftig erachtet wur-
den." Diesem Anderen, einemHofgelchrten, lag dasZunflinteresse
nah amHerzen;scincsStrebens Zielmag gewesen sein,fürdieWis-
senschaftGeld mobilzu machen unddieGelegenheitzu stctemper-
sonlichen Verkehr mit dem Kaiser zu schaffen. Dreißig Männer
ä hunderttausend Mark für das Iahr? Erschüttclt dasHaupt.So
viel brauchen wir ja auch nicht, wenn der Rahmen verengt wird.
DasVernünftigste ist, bei zwanzigtausendMark anzufangen.ohne,
nach der bewährten Kollektenlosung, derWohlthätigkeit Schran-
ken zusetzen,unddieSenatorenwüroe denZahlungwilligsten vor-
zubehalten. Der erste Plan blieb im Dunkel; der zweite erwarb
oben und unten schnell Beifall. Als aus den Händlerstätten fast
zwölf Millionen zusammengeschleppt waren, wurde die Kaiser-
Wilhclm-Gesellschaft zur Förderung derWissenschaft gegründet.
Zur Förderung der Wissenschaft. Wer nur einfaches Mit-
glied geworden ist, darf eine Ehrenschnalle anstecken, die den Kopf
des Kaisers in einem Vergißmeinnichtkranze zeigt (und den Trä-
ger wohl mahnen soll,auch in den nächstcnIahrendieFördenmg
derWissenschaft nicht zu vergessen). Wer in die Hunderttausende

Ornamente,
lL1
gestiegen und drum Senator geworden ist, hat das Feiertagsrech
auf einen grünenTalar mit rothem Kragen. Solche Prämien sind
heute schon nöthig, um Käufer herbeizulocken. Und vielleicht wars
deshalb kein Zufall, daß der einzige Widerspruch ausdemMund
cincrDame kam, die sich weder in die senatorische Würde noch in
den grünrothen Kittel wickeln, also nur dieVergißmeinnichtschnalle
präscntiren könnte. Diese gescheite und thatlustige Witwe, die je-
dem ihrunmittelbarausgesprochenenkaiserlichen Spenderwunsch
sonst ihren Geldschrank weit öffnet, soll plötzlich, zum erstenMal,
die Erlaubniß zu schriftlicher Antwort erbeten und dann vorge-
schlagen haben, das fürForschunginstitute nöthigeGeld durch eine
Dividendcnsteuer aufzubringen. Später ließ sie sich dann zwar zur
Hingabe einesSümmchens bereden; blieb stramm aber auf ihrem
Standpunkt. Dessen Wahl muß der nüchtern Prüfende billigen.
<Den Grundsatz, nicht das empfohlene Mittel; eine Dividenden-
steuer könnte, wie in extremis der behende Freiherr von Rhein-
baben erkennen lernte, dem schon schwer belasteten Effektenver-
kchr gefährlich werden und in Brüssel, London, Paris dieDeposi-
tenkasscn mit Industriepapieren deutscher Besitzer füllen). Sind
Forschunginstitute nöthig, so hat der Staat sie zu gründen; hat^r
im Bereich des Wisscnschäftninnsicriums kaum eine wichtigere
Aufgabe als die, solche Anstalten einzurichten. Kann ers nicht, so
mag ihn der Teufel holen. Dreizehnhundert Millionen im Iahr
für Heer und Flotte, doch nicht das Bischen, was die Wissenschaft,
fern vom Unterrichtsbetrieb, für ihr inneres Gedeihen braucht:
dagegenwärederwildesteFluchvondcrZunge eines brandrothcn
Fechters für „Kulturaufgaben" noch vielzu mild. Doch derStaat
kanns; und kann mehr. Wenn in^P^rclßen oder im Reich zur
GründungundErhaltungvonForschlinginstituteniinOrdinariuin
cinchalbeMilliongefordertunddasVerlangenaufdasGutachten
namhafter Gelehrten gestützt würde, dürfte keine großePartei (auch
das Centrum nicht) die Ablehnung wagen. And jede Hanshalts-
bcrathung brächte dcrNation dicMöglichkeit,zucrfahrcn,wasin
diesenAnstaltenseit dem vorigcnIahrgctriebenward.Sollte solche
Hebung des Vorhanges vermieden werden? Fürchtete cinzaghaf-
tesGemüth denZorn dcsHerrnWermuth oder die rauhe Bürger-
tugcnd des Ecce-Lentze? Wars nöthig, auf demMarkt derEitcl-
cinmal Beträchtliches ein. Zwölf MillioncnMark Kapital; nicht

Blickt hin: sie bringt ja nicht

Viel mehr als eine halbeMillionZinscn. EineLäpperci; imBud-
get einerGroßmacht nichtderRede werth. Darum Trommeln und
Lockpfeifen, Schnallen und Schaubcu? Kohlenlieferanten und
Baumwollhändler in den Senatorenrang erhöht? Zur Förde-
rung der Wissenschaft. Glaubt Seine Ercellenz der Herr Wirk-
liche Geheime Rath Professor Dr. Harnack, Generaldirektor der
Königlichen Bibliothek, Ritter hoher und höchster Orden, Adoptiv-
vater des Scnatsplanes und Präsident des Senates, glaubt die-
ser beredte undgcistig flinke Bewunderer des Kaisers (den erselbst
in Alltagsartikeln Seine Majestät nennt) wirklich, daß den un-
zünftigcn Beiträgern dieFörderungderWisscnschafteinHerzens-
bedürfniß ist? FürUnterseebote oder Volksspielplätze, fürVotiv-
kirchen oder Aviatik, für ein Säuglingheim oder ein Hofopern-
haus hätten sie, unter dem selben Patronat, die selbe Summe ge-
geben. Aeber die Verwendung können sie eben so wenig mitreden,
wie der Kirchenhistoriker Harnack einem Cottonking zu räthcn,
der große Chemiker Emil Fischer die Strategie der Firma Caesar
Wollheim wider EmanuelFriedlaenderSCo. zu bestimmen ver-
möchte. Und des so entstandenen Werkes, des so seltsam gefügten,
soll Alldeutschland sich freuen? Schlimm genug, wenn deutsche
Gelehrte damit zufrieden sind, daß die Forscherarbeit vonLeuten
geherbergt und genährt wird, die für ihr Geld Titel und Ehren-
tand annehmen; daß sie nicht laut, statt auf der vanit^ tair nach
Kundschaft zu spähen, vom Staat ihren Pflichttheil heischen. Wir
wollen nicht, daß Privatleute gegen Entgelt leisten, was jeder
nicht bankerote Staat leisten müßte. Wollen nicht, daß eine Gc-
lehrtengruppe hinter einem Vorhang über die Mittel verfügt, die
aller Wissenschaft zugedacht sind; die Gruppe mag aus den
edelsten, von engem Parteigeist freisten Männern bestehen: die zur
Beschießung ihrer Dogmenfestungen nöthige Munition wird sie
dem Gegner nicht liefern. Wir wollen auch nicht, daß die Mög-
lichkeit kaiserlicher Ingerenz sich noch weiter insLand derWifsen-
schaftunö Kunst erstrecke. Dem Zollernhcrold Heinrich vonTreitsch-
ke, der das Schicksal des Vaterlandes wie eigenes Glück, eigenes
Leid empfand,wurde derVerdunpreis,dem inEuropa als Deutsch-
lands stärkster Könner anerkannten Maler Max Liebermann der
Doktortitel geweigert, dem fleißigen, aber talentlosen Bildhauer
Otto Lcssing derOrden pour I^e lVl^ite verliehen. Wir lechzen nicht
nach neuem Erlebniß ähnlicher Art. Einen jungen Kant, Iak5b

Ornamente,
Grimm, Schopenhauer sähen wir sicher nicht im grünen Talar; niemals den genialsten Naturforscher, der sich je laut zumRepublikanerideal bekannt hätte; einalsAtheist berüchtigter Nationalökonom, ein dem Marxismus verlobter Physiker käme nicht bis ins Gehöft der Schnalleninhaber. Aber dieKaiser-Wilhelm»Gesellschaft würde leben, wachsen, in gepriesener Herrlichkeit blühen. Anter einem Hofdogmenlehrer. Zur Förderung derWisfenschaft. („Von der Wissenschaft hege ich die höchste Vorstellung. Alles Wissen hat eine elementarische Kraft und gleicht dem entsprungenen Wasser, das unablässig fortrinnt, der Flamme, die, einmal geweckt, Ströme von Licht und Wärme aus sich ergießt. So lange esMcnschen giebt, kann dieser lechzendeDurst nach Wissen, wie vielfach er gestillt wurde, nie völlig erlöschen. Eigenheit der Elemente ist es aber, aller Enden hin in ungemessene Weiten zu wirken, und darum verdrießt es die Wissenschaft jeder ihr in den Weg gerückten Schranke und sie findet sich nicht eher zufriedengestellt, bis sie eine nach der anderenüberstiegen hat. In der menschlichen Seele glimmen alle Wissenschaften und können unmittelbar aus ihr zur Flamme aufschlagen. Aber der genügsamen Anschaulichkeit indischer Waldeinsiedler, auf deren stillhaltendem Haupt Vögel ihreNesterbauen.hatsichdieWelt längst entrücktund unablässig gestrebt, ein aus der Vorfahren Hand empfangenes, in sich wucherndes Erbe derHand der Nachkommen zu überliefern, wie es nur durch eine frei und unabhängig waltende, vollkommen tolerante gesellige Doktrin und Selbstleitung geschieht, möge sie Akademie zu heißen fortfahren oder, zu höhererEntfaltung ihrer Ziele cmporgetragen, auch einen neuen Namen finden." Jakob Grimm am achten November 18W in der berliner Akademie der Wissenschaften. Ein Exemplar seiner Schriften müßte schnell für die Bibliothek der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gekauft werden.) DieLober der neuen Institution weisen uns das Vorbild der Vereinigten Staaten von Amerika. Vergessen nur, zu erwähnen, daß in Amerika andere Steuersitte gilt als bei uns und daß die Carnegie und Rockefeller für ihre Millionenspenden nicht von Staatsvertretern Lohn erhalten. Dem reichen Deutschen werden heute zehn bis fünfzehn Prozent seines Einkommens vom Steuerfiskus abverlangt. Will er dem Vaterland und den Mitbürgern noch mehr leisten, so hat er schon im Engsten dazu die günstigste Gelegenheit. HcrrEduard Arnhold hat Künstlern und Gelehrten

vorwärtsgcholfen, Bilder und Skulpturen gekauft, Studien und
Konzerte ermöglicht, die Noth Armer gelindert und den hastigen
Eifer Werdender von der düsteren Klippe des Sorgenstrandes
losgekettet, ehe Orden und Titel wie Hagelschauer auf ihn nieder-
prasseltenund eineIanuarwocheihm von der Höhe den Wilhelms-
orden, den Senatorentitel und die Ernennungzum Ehrenmitglied
der Akademie eintrug. Ob er (wie derBerliner sagt) sich viel dar-
aus macht? Nicht lieber unbekannt, unbelohnt Talente förderte
undThränen trocknete? Ietztistereingeschätzt. HatfürForschung-
institute und für Römerzüge prämiirterAkademieschüler fünfVier-
telmillionengegeben,vielleichtfastdendrittenTheilseinerIahres-
einnahme, und darf nun, wenn wieder gesammelt wird, nicht
allzu tief unter der Selbsttaxe bleiben. Ob die Verwendung des
Geldes, die Leitung der Institute, die Auswahl der Stipendiaten
ihm, der Böcklin und Manet, Liebermann und Renoir liebt, Freu-
de bereitet: einerlei. Nur die Ornamente der Macht sind ihm ja
verliehen, wie im altenRom manchem Mann senatorischenRan-
ges, den derCaesar eines höherenAmtes noch nicht würdig fand
und der sich deshalb mit der leeren Form, mit dem Schein eines
Seins begnügen mußte. Die Menge zählt ihn am Ende zu den
Eitlen,die indieSonne vordrängen und abends selig ihrGlitzcr-
sternchenbestaunen. Undhat er fürNordpolund Südpol, fürHof-
forschungundHofkunst,AutomobilrennbahnenundFlugapparate,
Hospize und Kirchenfenster seinen Tribut gezahlt, dann bleibt selbst
dem Reichen in mageren Iahren wohl nicht immer genug, um toll-
kühner Künstlerjugend denWeg in die Freiheit zu bahnen.
Noch istdieZeitnichtfern, diebürgerlichen,unbeamtetenLeu-
ten nur Orden anhängte, wenn sie einen Prinzen aus eines Wu-
cherers, eines schlauen Mädchens Schlinge befreit, einem Mini-
ster, Feld- oder Hofmarschall aus der Klemme geholfen hatten.
Daß solcheLeute jetztfür ansehnliche Beiträge zu nützlichem Werk
betitelt und bebändert werden, ist gewiß kein Anglück. Nur: sit
moäus in rebus! Der Titel eines Senators, der Ehrenhut einesDok-
tors dürfte nichtzu erkaufen sein. Baumwollkonjunkturen undKoh-
lenpreise, die ungemeinen Gewinn bringen, geben noch kein Recht
auf den Rang,der nur derGeistesleistung sich öffnen sollte. Deutsch-
land und Preußen können die Eitelkeitschatzung entbehren. Sonst
wären sie bald in neuemDrang derNoth.Denn dieimmerwieder
Heimgesuchten fangen zu stöhnen an. And die Zuschauer lachen.

^Masken.
lfred von Berger, wohl einer der klügsten und feinsten Köpfe
des heutigen Oesterreichs, hat, als die Aera Franz Ferdi-
nands und Aehrenthals durch ihre ersten Thaten sichtbar wurde,
mit nicht verhehltem Jubel das neue Oesterreich-Ungarn begrüßt:
„Wir werden wieder gehaßt in der Welt, wie es einem großen,
selbstbewußten Volke zukommt." Er empfand, daß auf die Aller-
weltbeliebtheit des Oesterreichers, den das Ekelwort „gemüthlich"
auszeichnete, nicht mehr zu rechnen sei. Man dachte an Ferdinand
Kürnberger und vernahm mit hellem Staunen den Klang, den
dieser echte Sohn Oesterreichs vor vierzig Jahren für die Schicksale
seines Vaterlandes gefunden hatte; hörte den selben Klang der
That, den das neue, jetzt werdende Oesterreich zu ersehnen schien,
bei dem nach allen seinen Wandlungen auch Hermann Bahr an-
gelangt war und den aus dem Deutschen Reich nur wärmster Zu-
ruf grüßen konnte.

Wie weit in unseren Tagen aber die Literatur fast überall
vom wirklichen Leben der Nation steht und schafft, dafür scheint die
wiener Dichtung immer aufs Neue Belege bringen zu wollen.
Da meinte man, wenn es Arthur Schnitzler brannte, die Iuden-
frage darzustellen, die Oesterreich so lange durchtobte und heute
noch bewegt, müsse ein starkes Gemälde entstehen, aus dem wir die
Linien des Kampfes wirklich erkennen könnten. Wir müßten fehen^
wie sich die tiefen Unterschiede zwischen den einzelnen Schichten der
jüdischen Bevölkerung auswirken, wie hier die Assimilation ge-
lingt, dort der Zionismus als die einzige Rettung erscheint und in
der Mitte unsichere Dispositionen nach beiden Seiten schwanken,
vom feindlichen Ansturm anderer sozial aufgepeitschten Kräfte zer-
rieben, auch wiederum befeuert, nicht der Ruhe überlassen werden.
Statt solcher Darstellung fand man im „Weg ins Freie" Schnitz-
lers feine Gaben, die Stimmung verdämmernder Abende an der
Donau, in wiener Gassen, in Oberitalien, man fand Plausch und
immer wieder Plausch über die Iudenfrage; aber das eigentliche
Geschehniß rankte sich an die Gestalt eines dilettirenden Aristo-
kraten (oder aristokratischen Dilettanten), dem wir seinen Beruf
zur Kunst so wenig glauben wie die Behauptung, daß er die Thür
ins Freie wirklich gefunden habe. Sein ganzer Weg führt im Kreis
um ein süßes Mädel, eins der ungezählten dieser wiener Gene-
ration, herum; und der scheinbar neue Pfad wird ihn gewiß nicht
ins Freie, sondern zu einem neusten und süßestenMädel hinführen.
Das sind die Tendenzen und Stimmungen, die Wien von je

und oft genug mit Recht den Namen der Phäakenstadt eingetragen
haben; nur zu verständlich für Jeden, der auch nur Wochen lang
im Bann der schönen Stadt mit ihrer weichen Luft und ihrer Mu-
sikfreudc geweilt hat; und doch erscheint das Alles dem Leben völlig
fremd und nur fragmentarisch, wenn ein Staatsmann und ein
. nationaler Gedanke aufstehen und ein großes Reich an seine Größe
erinnern, es zu neuen Thaten nach so vielen Worten emporrufen.
^ Gewiß liegt (auch Das hat Bahr gesagt) jedem Oesterreicher noch
ein Stück Spanier im Blut; wir brauchen nur an Grillparzer zu
denken. Aber im alten Spanien gabs, neben dem Fanatismus einer
religiösen ^Unduldsamkeit von nahezu dämonischem Stil, doch mehr
als ein bloßes Fuchteln mit den Klingen; da wurde wirklich drein-
gcschlagen, die Welt beherrscht und nicht nur mit Dolchen gespielt.
Etwas Romanisch-Südliches brütet in dem Drama dieses Wien,
dem Drama Hugos von Hofmannsthal; aber die Dichtung schwebt
immer wie gefangen einher zwischen den Mauern einer dem Leben
fernen Weltanschauung, die im Grunde immer nur eine Ich-An-
schauung ist und bleibt; eine fast tragisch klingende Frage an die
Vergänglichkeit aller Dinge, an den Sinn dieses Lebens wird laut,
aber die Antwort lautet weder Ja noch Nein: sie wird mit leisen
Worten, mit wunderschönen Worten gegeben, die doch das wirk-
liche Leben nicht durchdringt. Das wirkliche Leben, das doch auch
in Oesterreich, in Anzengrubers Romanen, Dorfgängen und Dra»
men, in Saars Novellen und Elegien, in den Erzählungen der
Frau von Ebner-Eschenbach und in den Werken so manches er-
freulichen Talentes, von Rosegger bis zu Hoffensthal, klingt und
wirkt. Man fühlt sich versucht, noch einmal das Wort Grillparzers
von der Gefährlichkeit Wiens zu citiren; zumal, wenn man sieht,
wie auch Kräfte, die nicht in ihrem Bannkreis heranwuchsen, all-
zu rasch der Stimmung dieser Woge erliegen. Wie hinter Mas-
ken wandelt diese ganze wiener Dichtung einher; und wer offenen
Angesichtes in den Kreis trat, nimmt nur zu rasch die Larve vor
und geht im Reigen mit. Jakob Wassermann hatte sein starkes
Talent, das sich schon in einzelnen Szenen der „Juden von Zirn-
dorf" verrieth, noch eben zu der großen, objektiven Leistung des
,,Kaspar Hauser" emporentwickelt. Nun erscheint auch er, der jetzt
in Wien lebt, ganz verfallen dem weichen, spielerischen Leben, das
nicht Oesterreich an sich, das nur immer wieder eine bestimmte
Gruppe wiener Literatur darstellt und sich schon in Friedrich Halm
vorbereitet hat. „Die Masken Erwin Reiners" heißt, bezeichnend
genug, der neue Roman Wassermanns. Der Stoff ist sehr einfach:
ein junger Gelehrter von fast weiblichem Empfinden muß, um seine

angegriffene Lunge zu kräftigen, eine zweijährige Reise in die
Tropen unternehmen, wo er zugleich seine Wissenschaft erweitern
will. Er vertraut seine fern von der wiener Gesellschaft lebende
schöne Braut für NothfSlle dem Schutz Reiners, eines Freundes,
an. Dieser Erwin, Sohn eines reich gewordenen Bürgers, Dozent,
Sportsman, Lebemann, Schriftsteller, Kunstgenießer, entdeckt in
Virginia ein Mädchen von nie erschautem Reiz und nimmt sich am
ersten Tag der Bekanntschaft vor, sie zu erobern. List und Lockung,
Werbung und Brutalität bringen ihn zwar so weit, daß sie ihn,
französisch ausgedrückt, in ihrem Blut wohnen fühlt; seine Wünsche
aber mag sie, in der tiefen Keuschheit ihres Herzens und der Liebe
zu dem Abwesenden, nicht erfüllen. Er entführt sie und hält sie
zwei Tage in seiner Gewalt; dem ganz Zerstörten, dessen Gesicht
ihr furchtbar verwandelt erscheint, will sie, innerlich und äußerlich
müde, sich schließlich hingeben, aber er fühlt aus diesen Worten
einer ermatteten Resignation, daß sie ihm jetzt ganz entglitten ist.
Sein von innen heraus zerstörtes, von außen her untergrabenes
Leben endet ein Schuß. Das Mädchen findet sich nach langer
Krankheit zu dem von einem vornehmen Menschen zur letzten
Stunde heimberufenen geliebten Manne zurück.
Ein Stoff, der für novellistische Behandlung nicht ohne Reiz
wäre; und Niemand kann leugnen, daß auch die allzu breite,
romanhafte Darstellung Wassermanns ihren Reiz hat. Virginias
Auf und Ab, ihrer Mutter Hin und Her von kleinbürgerlicher
Ehrbarkeit bis zu fast kupplerischer Verblendung: Das ist fein und
aus sehr intimer Menschenbeobachtung heraus gegeben. Nur die
Voraussetzungen, auf denen Alles ruht, sind künstlich und brüchig;
künstlich und brüchig ist, rasch uninteressant wird Erwin Reiner
selbst. Man hat ihn, vulgär gesprochen, nach wenigen Seiten „her-
aus": ein Genüßling, der, wie Fontane so hübsch sagt, das Mora-
lische aus dem ästhetischen Fonds bestreitet, ein Mensch, der die
rohen Triebe seiner Natur durch eine starke äußere Selbstzucht,
gute Formen und einen weite Bildungskreise bewältigenden Ver-
stand scheinbar hebt und veredelt. Im Ganzen doch nicht mehr als
ein Blender, der nirgends tiefere Theilnahme für seine Masken,
Gesichte seiner brutalen Leidenschaft und seiner spielerischen Geistig-
keit, weckt. Warum, fragen wir nicht erst am Schluß, wird uns
dieser Mensch so dargestellt, mit so peinlicher Deutlichkeit und Aus-
führlichkeit beschrieben? Das ist keine Beckmesserfrage; denn nir-
gends leuchtet hier, wie etwa aus der Gestalt Virginias und wie
aus manchem früheren Werk Wassermanns, der hohe und starke
Zwang heraus, der einen Dichter treibt, so und nicht anders zu

schaffen. Rathlos stehen wir vor der Frage, wie in einer starken und gährenden Zeit immer wieder feine und starke Talente, die zu gestalten verstehen, sich an das Ephemere klammern mögen, uns mit Erlebnissen speisen wollen, denen das Feuer wirklicher Wesenheit abgeht. „Anderes, Größeres bewegt die Welt", möchten wir wiederum mit Fontane rufen; „wer wirklich lebt, will reales Leben sehen." Kaspar Hauser und sein Geschick: da waren Menschen in Schuld und Haß und Liebe, Menschen, deren Noth und Lust noch im Spiegel des Geheimnißvollen uns bis ans letzte Empfinden ruhren mochten. Diese Masken Erwin Reiners bleiben uns Masken.

Gelebtes Leben! Auch der letzte große Erzähler wiener Herkunft, der dahingegangen ist, Ferdinand vonSaar, war nichtEiner, der in titanischem Trotz Felsen packte, der, wie Hebbel, Menschen verzehrte. Aber der in seinen gesunden Tagen dem Leben Zugewandte hat unvergängliche Bilder von höchstem poetischen Reiz aus dem Oesterreich seiner Zeit geschaffen. Und als der alte wiener Poet, wie er sich gern nannte, vom Kahlenberg die Heimathstadt übersah, getröstete er sich in allem Schmerz über die nationale Zerrissenheit mit dem starken Wort: „Doch Du bist noch, o Wien? Noch ragt zum Himmel Dein Thurm auf. Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan." Für seine kraftvolle Existenz hat dieses Oesterreich, dieses Wien Anzengrubers, Saars, Luegers, Bergers neue Beweise erbracht. Und doppelt betrauern wir nun, daß seine Dichtung immer noch zwischen Schattenbildern einhergeht und Masken vor uns hinstellt, wo wir gern Menschen, Volk, Staat, Gesellschaft in wirklich lebendiger Wechselwirkung aus den Seiten des Romans heraustreten sähen.

Hamburg. Or. HeinrichSpiero.

D^!^as Sittsame fördert; das Rücksichtvolle scheint es zu Etwas zu ☐bringen. Der, der die Zeit niemals mit irgend etwas Ablenkendem verlieren will, trocknet und rostet ein. Es scheint, daß es unklug und bösartig ist, immer energisch zu sein. Mangel an Zuversicht geberdet sich gern konstant energisch. Nun ist ja das Alles so wunderbar. Fallen und seinen Posten verlieren, heißt oft: einen neuen unter die Füße bekommen. Triumphiren ist oft nichts Anderes als Versinken in den Wellen der Anmaßung; und doch triumphirt man so gern.

. ^ Allerlei.

Immer und immer gesetzt, gerecht und gefaßt sein, ist hart und streift ans Unmenschliche, während doch menschlich sein unser unabänderliches Los ist. Schön und vortrefflich ist nur das Menschliche. Gewisse Tugenden sind ein Laster oder die Blüthe eines solchen. Das Laster scheint eine Höhle voll Unrath und Unverständniß zu sein, aber aus dem Laster hervortreten, mit Reue in der Seele, ist schöner als niemals sündigen. Sind denn nicht vielfach die Fehler der Anlaß zu den Entzückungen und Rührungen? Wie willkommen ist dem alten Vater der verlorene Sohn; wie herrlich, wie herrlich ist es, Gnade und Erbarmen zu finden. Die Tugend beißt sich in die Lippen und kehrt dem liebevollen Schauspiel schamhaft und boshaft den Rücken, schauervoll fühlend, wie häßlich es ist, nie fehlzugehen. Das Sittsame, das Kämpfe duldet und übersteht, ist das Wundervolle. Der wirkliche Weltmann, zum Beispiel, ist sittsam; er ist fromm und duldet.
Die Wortkargheit kann in eine Schwäche ausarten; genau wie das Gegentheil. Das Schweigen beherrscht uns oft, wie uns die Sucht, Alles auszuplaudern, beherrschen kann. Man soll nicht schweigen, wo es uns schicklich scheint, den Mund aufzuthun; nur müssen wir freilich ungefähr wissen, was schicklich ist: und Das weiß der Seelenvolle. Kann man nicht auch durch das Schweigen verleumden? Iedenfalls sehr unangenehm kann man sein. Man soll stets ein Wenig lügen, Das, was man nicht sagen darf, so sagen können, daß es wie eine einfache Unterhaltung klingt. Das Gehörte Dem, den es angeht, genau so wiedersagen, wie es uns gesagt wurde, ist taktlos und muß verletzen. Aus Rücksicht ein Wenig die Wahrheit entstellen, heißt, sie vertiefen und verfeinern. Die Liebe versteht zu lügen, die Liebe versteht zu reden, die Liebe allein versteht, auf schöne Art zu schweigen. Uebrigens sind das Alles Schwankungen. Es kommt da auf die Fälle an und auf die Personen. Zu gewissen Menschen steht man so, daß ich und der Andere es fühlen, wie unmöglich es ist, daß wir einander verkennen oder mißverstehen können. Beleidigungen, zum Beispiel, liegen nie im Ausdruck, sondern immer in den besonderen Nmständen. Plötzlich habe ich irgendwen tief verletzt und ich weiß es gar nicht. Dich liebt Iemand: und Du drehst dieser Person im Weltleben den Rücken. Du liebst dann wieder dort, wo Du mißverstanden und verkannt wirst.
Der große Dienst, den wir einer Frau erweisen, stürzt nns in die Gefahr, von ihr für einen Dummkopf gehalten zu werden. Man muß ihr dann grausam hart begegnen, um sie zu überzeugen, daß sie es mit einem Menschen von Selbstbewußtsein zu thun hatte. Nichts verachten und verschmähen echte weibliche Naturen so sehr wie Güte so ins Blaue hinein. Die Frauen erziehen den anwachsenden Mann zur Schätzung und Werthung seiner selber. Vielleicht geht im Meer dieser Erziehung manche feine, gute und tüchtige Mannesgesinnung für immer unter, denn edel und hochherzig ist man nicht gern zum zweiten Mal, wo man

das erste Mal ausgelacht worden ist. Doch wer könnte edel von Natur sein und nicht für immer?

Das Schweizerland, wie kühn und klein steht es da, umarmt von den Staaten! Was ist es als Land allein für eine zugleich hehre und anmuthige Erscheinung! Europas schneeige Pelzboa könnte man es nennen. Wundervoll wie seine Geschichte ist seine Natur. Merkwürdig wie sein Volk ist sein Bestand. Es ist, als ducke es sich. Doch scheint es auch nicht ein Panther, denn es hat keine Grenzen-Beute zu machen. Seine Enthaltsamkeit ist seine Festigkeit, seine Bescheidenheit ist feine Schönheit, seine Beschränkung sein unvergleichliches Ideal. Wie ein politischer Felsen steht es da, umbrüllt von den politischen Wogen. So lange es bleibt, was es ist, schadet ihm, scheint es, nichts. Inwiefern es sich klein fühlt, darf es sich stark und eigen und unabhängig fühlen, abhängig nur von der Besonnenheit und Unerschrockenheit. Seine Würde ist seine Grenze; und so lange es diese in ihrer Art unübersehbare Grenze zu bewahren weiß, ist es in seiner Art ein bedeutendes und großes Land, groß als Gedanke. Wie reizend und wie gefährlich ist seine Lage. Seine Menschen, wie heimatlich wissen sie, das Alterthum bekräftigend, zu leben. Sein Handel geht hoch, seine Wissenschaften blühen. Doch wozu ihm schmeicheln? Daß es sein Eigen ist, schmeichelt ihm am Tiefsten. Man will sie grob nennen im Ausland, die Schweizer. Das ist so, als nennte man den Franzosen unzuverlässig, den Deutschen anmaßend, den Türken unsauber, den Russen rückständig. Wie verpesten Redensarten die Erde! Wie vergiften gewisse Gerüchte das Leben!

Reisen, im Eisenbahnwagen sitzen, Erster Klasse natürlich. Man ist eingestiegen und immer fährt man ins unbekannte, fremde Weite. Das ist reizend. Man beherrscht so ein Bischen alle Sprachen. Kauderwelschen: Das ist so nett. Attachirt ist man als richtiger Reisender. Süß, einsach göttlich. Und nun sitzt man; draußen ist Winternacht, es schneit. Von der Wagendecke lächelt das Lämpchen wie ein unaufgeklärtes tiefes Menschenbrust-Geheimniß Dich an. Thränen treten Dir plötzlich in die Augen. Wie ist Dir, Du attachirter perfekter Reisender? Empfindest Du Schmerzliches? Ia, ich bin versunken in ein Meer von wehmuthvollen Erinnerungen. Ich werde in die fernen Länder davongetragen. Uebrigens lese ich ja jetzt die Zeitung. Plötzlich ist mir vollkommenem Weltreisenden, als fahre ich zurück in die freudenüberströmte, liebe Kindheit. Die Eltern tauchen vor mir auf; und da schaue ich namentlich Mama tief in die Augen. Welch eine Wonne, welch ein Glück ist es, klein zu sein! Mir ist, als möchte ich gerade jetzt von Papa verprügelt werden. Doch weiter fährt es, weiter, weiter. Reisender sein: ach ja; und draußen der Mitternachtschnee. Ach ja, Reisender sein, ist hübsch. Aber richtiger attachirter Reisender muß man sein.

„Das Alles ist nicht so schlimm": finde ich hübsch gesagt. Mein

lieber Bruder Hans sagte Das immer. Er ist ein goldener Mensch, golden durch Treue. Ia, wenn es bei uns zu Haus oft schlimm aussah, sagte Hans: „Das Alles ist nicht so schlimm. Es sieht nur so schlimm aus." Mir scheint, Ehre und Liebe reden so. Tragisch die Dinge nehmen, ist ja plump. Wenn Du keinen Erfolg in der Welt hast, so ist Das gar nicht so schlimm. Der Humor ist die unübertreffliche Königin des Weltlebens. Hier wäre wieder ein Wörtchen vom Wesen des wahren Weltmannes zu sagen. Doch man muß sich diese Schreibfreude leider versagen; und Das ist gar nicht so schlimm. Einen Hieb bekommen, ist gar nicht so schlimm. Verachtung wecken, wo man meinte, es recht gethan zu haben, ist auch nicht so schlimm. Was ist schlimm? Muthlos,und freudlos sein? Ist Das wirklich so schlimm? Ia: Das, Das ist schlimm. Wenn ich falle und dazu lache, ist Das gar nicht so schlimm. Wenn ich mich aber über die Niederlage ärgere, dann ist es schlimm. Doch ich habe noch allerlei Anderes zu sagen. Das Leben enthält nicht nur Einerlei, sondern gar Mancherlei. Also auf ins Allerlei!

Wenn ich eine Weile nicht habe denken dürfen, sondern habe wirken müssen, wie sehne ich mich da wieder nach dem Leben in den Gedanken! Wenn es mir schlecht in der Welt geht, wie wünsche ich da wieder, geachtet, ausgezeichnet, gestreichelt, verwöhnt und geliebt zu werden! Wenn ich lange Zeit mit gewöhnlichen Menschen zu thun gehabt habe, wie schwebt mir da der Umgang mit feinen, ungewöhnlichen Menschen paradiesgartenähnlich wieder vor! Und wenn ich dahingesunken bin in den Abgrund der Verwilderung, ach, wie so gern betrage ich mich nachher wieder gesetzt und gesittet! Muß Alles so sein Gegengewicht haben? Soll man immer und immer wieder durch die Schärfe der Gegensätze gerüttelt und geschüttelt werden? So scheint es; und so mache Du Dich nur stets auf Schwankungen, Unklarheiten und Unordnungen gefaßt. Trage es immer wieder, das Schwere, dulde es immer wieder, das Unangenehme, finde es immer wieder beherzigenswerth und liebenswerth, das Vielerlei. Pünktliche Ordnung schaffst Du nie rund um Dich und in Dir. Deshalb sei doch ja nicht versessen auf die Ordentlichkeit. Dies stört, macht feig und blendet.

Wir stecken immer noch sehr im Mittelalter und Diejenigen, die über die Neuzeit murren, weil sie seelenarm sei, im Vergleich mit der Vorwelt, irren arg. Abschaffen ist der Lauf der Welt? Wie? Wenn Alles so leer, so leicht würde, daß man an gar nichts mehr zu denken brauchte? Anzeichen, daß die Menschen der Kultur und ihrer Peinlichkeiten überdrüssig werden, sind vorhanden. Eine Welt glatt wie Glas, ein Leben sauber wie eine Stube am Sonntag. Keine Kirchen und keine Gedanken mehr. Puh, mich friert. Es sollte doch wohl immer noch Allerlei in der Welt geben. Mich würde nichts bewegen, wenn nicht Allerlei mich bewegte.

Charlottenburg. Robert Walser.

Max Dauthendey.

IM ei jedem Versuch, sich über den ethischen Gehalt einer Kunstform klar zu werden, tauchen aufs Neue die in unseren Tagen so viel umstrittenen Fragen nach den Porbedingungen der Kritik auf; deshalb sei mir erlaubt, meine kurze Abhandlung über Dauthendeys Kunst mit einigen allgemeinen Worten über Kritik zu beginnen. Ich glaube wohl, daß ein Künstler ein guter Beurtheiler sein kann, und unter den Schriftstellern waren zweifellos die größten Dichter auch die größten Denker; daß aber darum ein Kritiker Künstler sein muß, um seinen Beruf recht ausführen zu können, ist leichtfertig geschlossen. Die Vorbedingungen zum Kritiker erscheinen mir zunächst im seelischen Anspruch, in den Gemüthskräften zu ruhen, im Ueberblick und in der Fähigkeit, zu vergleichen. Beschränkungen, die dem Künstler dienlich sein können, um sich im Besonderen zu sammeln, sind dem Kritiker hinderlich. Wer einer literarischen Kritik eine andere Tendenz unterschiebt als die, schlichthin aufzuklären, muß in die Konflikte gerathen, die jeder persönliche Ehrgeiz in der Berührung mit dem Schaffen eines Anderen bewirkt. Auch handelt es sich nicht darum, den Künstler dem Publikum auf neue Art vorzuführen, sondern es handelt sich nur um die Bewerthung seiner Leistung. Denn so weit uns die Persönlichkeit eines Künstlers nicht in seinen Gestalten begegnet, ist sie uns gleichgiltig. Macht einmal ein Unterhaltsamer unter Denen, die sich als Kritiker verantwortlich fühlen, aus der Verwischung dieser Grenzen einen etwas eitlen Sport, so entschädigt uns gewiß unser Vergnügen; aber die Verwirrung, die seine Gläubigen und gar seine Nachtreter kennzeichnet, ist trostlos. Das krampfhafte Bemühen, sinnlos geistreich zu sein, wirkt so ermüdend, wie alle geflissentliche Effekthascherei als Mißbrauch der deutschen Sprache peinlich ist, und von allen Waffen gegen den Triumph der Mittelmäßigkeit ist die Maßlosigkeit die lächerlichste. Ich bewundere in dieser Hinsicht die Franzosen. Die Furcht, dadurch banal zu erscheinen, daß man die Worte ihrem Sinn nach einfach braucht, ist immer ein Beweis dafür, daß der Schreibende wenig zu sagen hat und über dies Wenige nicht mit sich im Klaren ist. Wirklich gute Gedanken sorgen beinahe selbst für ihr achtbares Auftreten.

Diese Erörterungen und der Gedanke an Dauthendeys Kunst haben mich zu der Frage geführt, wie weit ein Künstler über sein Bedürfniß, seinen Gefühlen Gestalt zu schaffen, hinaus Geist besitzt. Das Wort Naivetät wird heute allzu oft als Kriterium verwandt und gewöhnlich da, wo ein Dichter außerhalb seines Schaffens vor den Erscheinungen des praktischen Lebens mehr oder weniger hilflos ist. Oder man nennt einen Dichter naiv, dessen Talent zwar unbestrittene Thatsache ist, dessen Gedanken über Gedichtetes aber thöricht erscheinen. Beides ist falsch. Man liebte, Liliencron in dieses Zwielicht zu stellen, man sieht Dauthendey darin und fürchtet, etwas unsicher, am Ende möchte sich doch ein Tadel damit verbinden, wenn man dabei an Goethe

denkt. Und es ist doch nur eine Frage nach dem Grade der Bedeutung. Reichen im Wesenshaushalt eines Dichters die Geisteskräfte nicht aus, um die Gefühlswelt zu klären, so ist Das, bei allem Talent, nicht etwa eine nothwendige und tugendhafte Beschränkung, sondern es ist eine Beschränkung im Sinn eines Mankos. Künstlerische Naivetät hat mit Mangel an Uebersicht nichts gemein, sondern sie ist die durch keine Reflexion beeinträchtigte heroische Frömmigkeit der Freude. Sie schließt Reflexion in der ordnenden Phantasie des Künstlergeistes nicht aus, denn höchste geistige Klarheit und Kraft sind mit Naivetät wohl zu vereinen, wie es Dantes Wesen deutlich erweist, wie es Goethes Wesen bestätigt. Und vor diesem Anspruch sinkt die eigen komplizirte und doch so planlos überwachte Beschaffenheit des Dichters Dauthendey zu einem Zufallsspiel von Talent, Geist, Naivetät und Erkenntniß zusammen.

Die große Zahl seiner lyrischen Gedichtbände, die in den letzten Iahren veröffentlicht wurden, weisen neben einer ermüdenden Fülle wahrhaft belangloser Reimereien Liebeslieder auf, die zu den schönsten gehören, die die deutsche Dichtkunst aller Zeit erschaffen hat, und das große neue Buch „Die geflügelte Erde" erweist klarer und umfassender den Reichthum und die Grenzen des Dichters. Vielleicht haben mit mir Viele, die auch seine Iugenddichtungen kennen und die dies Buch erwartet haben, auf das große Epos gehofft, das Dauthendey berufen schien, den Deutschen unserer Zeit zu schreiben. Die groß angelegten Fragmente seiner Weltreise, die vor diesem Buch bekannt wurden, die düsteren und gewaltigen Gesänge der Schwarzen Sonne, das herrliche kleine Epos vom zerstörten Messina gaben uns das Recht und die Hoffnung dazu. Der wundervolle Gesang am Beginn des Buches erfüllt die höchste Erwartung. Aber das Ganze blieb ein buntes Trümmermeer verspielter Reichthümer für große Gebilde, deren ursprünglich gewollte Pracht und deren Bestimmung wir ahnen.

Dauthendey fehlt die Kraft zu großen Zusammenschlüssen; das Einzelne dient dem Ganzen nicht auf jene Art, die uns das Bewußtsein vom ordnenden Walten einer Kraft in geschlossenen Formen vermittelt. Als hielte diese dithyrambische Weise, im Einzelbild zu versinken, den gelassenen Blick über das Ganze zurück. Die Verhältnisse sind verschoben, so daß die weitgeschauten und oft wahrhaft hoch angelegten Gesänge neben belanglosem Geplauder stehen; sie sind nur äußerlich mit einander verbunden, ohne einander zu dienen, und die Anlage des Gesammtwerkes erscheint dadurch oft klein bis ins Kleinliche. Die künstlerische Erkenntniß dieses Fehlers der Form zeigt sich deutlich als äußeres Zeichen; ich glaube, sie in dem Versuch zu erkennen, die Sehnsucht nach der Geliebten wie ein rothes Band durch alle Visionen und Thatsöchlichkeiten seiner Erlebnisse zu ziehen. Es ist nicht immer gelungen. Wie ein schmerzhafter Drang nach künstlerischer Einheit irrt diese Sehnsucht verrätherisch durch das Buch, zertheilt, statt zu verschmelzen, und läßt im Genießenden den Wunsch erwachen, diese Kraft der Liebe möchte dem sittlichen Gehalt der Kunstform zu

Statten gekommen sein. Dabei bleibt ein lichtes Wunder, wie dieser seltsame Mann im Spiel und im Wagen oft gewinnt. Denn die künstlerischen Höhen des Buches sind nicht als Resultate einer ernsten und bewußten Schöpferarbeit zu betrachten, weil wir niemals glauben werden, daß ein Großer mit der Allure des Erhabenen Banalitäten sagt. Und da das Buch eine Fülle nicht durchdachter und ganz belangloser Zeilen mitführt, liegt die Versuchung nah, das Beste dem Zufall zuzuschreiben. Ich citive, um ein Beispiel für die Gedankenlosigkeit manchen Einfalls zu geben, den Schluß eines Gesanges:

„Drei Hitzen haben mich umloht: der Sonne Schlot, das Gluthblitzen im Meer und der Benzinmotor im Boot,
Gar nicht zu sprechen von der vierten Hitze, der Sehnsucht Dauerbrand, in dem ich immer sitze."

Maupassant sagt einmal: „Das Wort hat nicht nur einen Sinn, sondern auch eine Seele." Die Seele des Wortes hat einen bedeutungvollen Zusammenhang mit seiner Vergangenheit; sie wird ihm durch Das verliehen, was die Menschheit seit Iahrhunderten beim Erklingen des Wortes empfunden hat, durch seine Tradition. Es ist ein markantes Zeichen der Dichtkunst unserer Tage, daß so Vielen der Sinn für die Verwendbarkeit eines Wortes fehlt. Alle Worte ohne diese Tradition erreichen im künstlerischen Gebilde nur eine anekdotenhafte Wirkung, wenn sie nicht gar ernüchternd oder herabwürdigend wirken. So ist etwa ein Telephon, ein Automat oder ein Flugapparat für den Anspruch hoher Kunst heute noch unverwendbar. Solchen Worten haftet vorwiegend noch ihr nüchtern-praktischer Sinn an; die Menschheit hat sie noch nicht durch die Geschichte ihrer Freuden und Leiden getragen. Da aber alle große Kunst sich einzig mit Freude und Leid des Menschenherzens befaßt, so entsteht ein fataler Mißklang, den kein Großer je hervorgerufen hat.

Dauthendey vorzuwerfen, daß ihm dieser Sinn völlig fehle, wäre gewiß ungerecht; aber ihm fehlt die Zucht. Eine saloppe Genialitätduselei, ein Glaube an die Unfehlbarkeit des Einfalls zerstören ihm oft die stärksten Wirkungen. Auch hierfür will ich ein Beispiel nennen, das keine Ausnahme im Buch bildet, sondern in seiner grotesken Verirrung für eine Fülle kleiner Entgleisungen typisch ist:

„Mich hatte Sehnsucht, schlimmer gewiß als jeder Menschenfresser im Gebiß,
Und hat mich wieder, immer wiederum gekäut und hat die Mahlzeit stets mit jedem Tage stumm an mir erneut."

Es ist eine eigene Sache um die Sehnsucht, die in diesem Buch wieder und wieder genannt wird. Ich glaube, daß das inbrünstige Verlangen nach Vollkommenem und nach Erfüllungen vom Künstler immer am Besten durch die Art vermittelt worden ist, wie er vom Gegenstand seines Wunsches spricht. An sich beglückt es so gar nicht, zu wissen, daß ein Dichter Sehnsucht hat, und selbst die oft holzschnittartig naive und täppisch liebevolle Art, in der Dauthendey es mit-

theilt, kann uns das Bewußtsein nicht rauben, daß unsere Nachsicht oft gefordert wird, ohne daß wir dafür entschädigt werden. Und da von Dem die Rede ist, was man vielleicht das Kindliche des Dichters nenneu kann, so vergleiche man diese polternde Herzensunbedachtheit im Sinnfälligen einmal mit der Schlichtheit, die Wedekinds beste Verse auszeichnet. Etwa im „Thaler" oder in „Ilse". Wie wohlthuend wirkt darin die männliche Klugheit, die uns neben Anderem zeigt, daß es durchaus nicht erforderlich ist, albern zu werden, wenn man das Kindliche im Menschenherzen anruft. Was sich Dauthendey, wie vielleicht kein anderer Dichter unserer Tage, manchmal an unbedachtem Frohsinn des Fabulirens gestatten darf, um zu hohen und reinen Wirkungen zu kommen, ist erstaunlich. In dem Buch sind epische Partien von einer so eindringlichen, farbenprächtigen Bildlichkeit, von so hochherzigem Ruhm der tiefsten inneren Wahrheit und von so souverainer dichterischer Kraft, daß unsere Bewunderung sich bis zur Ehrfurcht steigert. Aber gerade um dieser Höhen willen, von denen ich das Ganze betrachte und messe, wirkt dieses Ganze wie eine übereilte, ungeordnete Disposition zu einem großen Werk.

Was die Wahl des behandelten Gegenstandes und dessen Fülle betrifft, so glaube ich, daß ein reiches Maß dankbarer Anerkennung Dauthendey lohnen wird. Ich könnte mir keinen liebenswürdigeren Erzähler einer Weltreise denken als diesen Dichter, dessen Auge so selten vom Unwesentlichen der Erscheinungen getroffen wird, dessen unermüdliche Freude am Genuß sich so unmittelbar mittheilt wie ein frohes Erlebniß uud dessen machtvolle Vitalität Alles mit dem goldenen Lebenslicht einer unverwelklichen Daseinsfreude uberströmt.

München. Waldemar Bonsels.

DielGlocken der Heimath.^

Vie Stocken der Heiinath. Verlag von L. Staacknmnn in Leipzig.

Was weiß man im Deutschen Reich von seinen alten Kolonien im südöstlichen Europa? Immer wieder mache ich die Erfahrung, daß man nichts von ihnen weiß, gar nichts. Man liest in Iahren einmal einen Leitartikel über die fernen Brüder oder einen Reisebericht; und legis zu dem Uebrigen. Irgendein Interesse setzt sich in keinem Leser fest und der Kreis der Männer, die sich mit den Auslandsdeutschen beschäftigen und die geistigen Beziehungen, die sie mit dem alten Mutterland verknüpfen, Pflegen und aufrecht zu halten bemüht sind, ist sehr, sehr klein. Das deutsche Volk in seiner Gesammtheit hat diese Frage nie schwer genommen. Wer fortzieht, ist eben fort. Läßt er manchmal Etwas von sich hören, so ists ganz schön. Geht es ihm gut, um so schöner. Klagen soll er nicht. Wär' er daheim geblieben! Es ist ein Bischen

barbarisch, dieses Verhältniß des Mutterlandes zu den vielen Millionen, die außerhalb des Deutschen Reiches wohnen. Die offizielle Politik kann nichts für sie thun und die Volksgesammtheit nimmt sich diese bequeme Staatsmoral ebenfalls zur Richtschnur. Und so werden aus fernen Volksgenossen, und mögen sie auch nach Hunderttausenden zählen, Vergessene, Fremde. Manchmal werden sie ja wieder entdeckt; aber da ergiebt sich dann das Merkwürdige, daß die auf fernen Posten stehenden Deutschen, weil sie geblieben, wie sie zur Zeit ihrer Auswanderung waren, wie Raritäten erscheinen. Im Reich daheim hat sich Alles gewandelt und geändert, die Trachten, die Bräuche, die Mundarten; draußen aber ist Alles echt geblieben, unbeleckt von der Kultur. Und dieses Echte, dieses Unberührte ist jetzt das Fremde. Achthundert Iahre sitzen die Sachsen in Siebenbürgen. Ihre Trachten, ihre Sitten und Bräuche sind aus dem Deutschen Reich längst verschwunden, ihre Mundarten nur finden noch im Luxemburgischen und am Rhein Verwandte. Aber eine volle Verständigung ist nicht zu erzielen. Hätten diese Sachsen sich nicht an die Reformation angeschlossen, wären sie nicht in den Verband der deutschen Kirche getreten, sie würden im fernen Siebenbürgen gänzlich verschollen sein.

Eine jüngere Kolonie im Osten bilden die Schwaben in Ungarn. Sie zählen heute rund eine Million und sind in größeren Gruppen übers Land verstreut. Ihr Centrum ist das Banat und die Bacska, wo ungefähr fünfhunderttausend Schwaben seßhaft sind. Im Iahr 1716 erst hat Prinz Eugen diese Gebiete endgiltig von den Türken befreit; dann begann die Besiedlung. Die ältesten deutschen Orte sind dort noch keine zweihundert Iahre alt. Und bis um 1800 wurde fortkolonisirt. Diese Schwaben sind also ein ganz junges Volk, sie sind noch ein werdender nationaler Körper. Weltenfern vom Deutschen Reich haben sie sich entwickelt, weltenfern auch vom österreichischen Deutschthum. Und sie haben ihre alten Volksbräuche erhalten und ihre Dialekte mischten sich zu einer immer noch im Fluß befindlichen neuschwäbischen Mundart. Wie die Sachsen, so leben auch sie in einer fremden Umwelt als Ur» deutschefort. SolchesStammesleben müßte im höchstenMaßeinteressant sein; besonders den Deutschen im Reich. So ists aber nicht. Die Sachsen haben eine alte Literatur; Epiker, Lyriker, Dramatiker, Märchenerzähler, Historiker sind aus ihrer Mitte hervorgegangen. Wer im Reich kennt ihre Bücher? Als der Sachsenbischof Georg Daniel Teutsch den ersten Band seiner Geschichte der siebenbürger Sachsen veröffentlicht hatte, svno 1858, schrieb der Historiker Ludwig Häußer an den Verfasser einen gar merkwürdigen Brief. Sein Inhalt wird den Deutschen in der Fremde denkwürdig bleiben. „Ich weiß nicht, ob es die Verpflanzung auf ein anderes Terrain oder das Gefühl der Vereinzelung ist, was diese Energie und Unmittelbarkeit des Volksgeistes weckt; aber es kommt mir immer so vor, als sei das deutsche Wesen, je weiter es an die Grenzmarken der Kultur und Nationalität als vereinzelter Posten vorgeschoben ist, desto markiger und ursprünglicher als bei uns im

Binnenlande, wo dieReibungunddieAnspornung fehlt." Der Historiker fandbei denKolonialdeutschen mehr nationales Bewußtsein, mehr Idealität, mehrBegeisterung für ihrVolksthum als bei den daheim Gebliebenen. Er meint, daß die Fremde und die Reibung mit anderen Völkern mancheEigenschaftendesdeutschenGemüthesvollkommenerentwickleals das Stillsitzen auf der alten Scholle. Das hat schon Mancher von uns Ostdeutschen gedacht. Aber man empfindet im Reich leicht als Exaltation, was in der Kolonie draußen, im Völkerstreit, das Natürliche und Selbstverständliche ist. Und man interessirt sich im alten Mutterland nicht für unsere Kämpfe. Ein schweres Unrecht geschieht uns damit. Wie ein unsinniger Verschwender geberdet sich das deutsche Volk, wenn es nicht aufnimmt, was wir ihm zu bieten haben, wenn es diese Blüthen deutschen Gemüthes nicht hegt und pflegt.

Seit hundert Iahren haben die Sachsen eine Literatur, die man im Deutschen Reich nicht liest. Und jetzt kommen auch wir Schwaben! Noch war bis jetzt aus diesem jungen Volke, in dessen Mitte zufällig Nikolaus Lenau geboren wurde, kein selbständiges Schriftthum hervorgegangen. Ohne unbescheiden zu erscheinen, kann ich sagen: Hier ist ein Neues, ist etwas Iungfräuliches. Die ungarischen Schwaben melden sich zum Wort in der deutschen Literatur; und sie haben mich vorangeschickt. Drei Heimathbücher aus dem Banat habe ich in den letzten Iahren geschrieben: „Götzendämmerung", „Der kleine Schwob'" und „Die Glocken der Heimath . Und eine Gruppe von fünfzehn aus dem dortigen Schwabenthum hervorgegangenen Autoren habe ich in einem Buch unter dem Titel „Schwaben im Osten" vereinigt. Wir sind da, wir pochen an die Herzen im alten Mutterland und fordern Einlaß.

Freilich: Kommerzienräthe und Assessoren gibt es in unseren Romanen nicht; auch keine Modefräulein, keine Aestheten, keine kleinen Fürstenhöfe, keine interessanten Lieutenants und stolzen Kammerherren. Selbst die Weltstadt fehlt und der große Kulturschwindel, den sie vortäuscht. Was wir bieten, ist ein Anderes; was man bei uns findet, ist eine neue deutsche Welt, von der man im Reich keine Ahnung hat. Und dabei ist kein Verdienst. Wenn Einer, der beinahe zweihundert Jahre fort war, wiederkommt, weiß er eben von anderen Menschen und Lebensumständen zu erzählen, als sie in der alten Heimath gedeihen.

Was soll ich selbst noch von meinem neuen Roman reden? Nicht ein Wort will ich darüber sagen. In Iedem von uns läuten die Glocken der Heimath. Doch wer im gesicherten Besitz, im Frieden der alten Heimath lebt, ahnt kaum, wie sie bei Denen läuten, die in Sturm und Noth, in Kampf und Sieg draußen stehen auf fernen Posten. Ich meine in aller Bescheidenheit, man sollte sich darum ein Bischen mehr kümmern in dem großen Deutschen Reich. Wenigstens die dichterischen Gaben, die wir dem alten Mutterland darbieten, sollte man vom Weg auflesen. Das verpflichtet zu nichts.

Wien. Adam Müller-Guttenbrunn.

Selbstanzeigen.

Der kalte Gros. Axel Juncker Verlag in Berlin.

Des Buches Landschaft (dessen Hauptperson, möchte ich sagen) ist die majestätische römische Campagna, sind die wilden pontinischen Sümpfe. Die Seele der Campagna ist Melancholie. Ihre Melancholie ist eine Sehnsucht nach Liebe und Frucht. Aber Alle, die sie an sich zieht, muß sie mit ihrem Malariaathem vergiften. Die Größe der Tragoedie ist über ihr. Fürst Manlio ist der letzte, der überfeinerte Sprößling des alten römischen Geschlechts der Fortebrancas. Eine kurze Weile verleiht die junge Liebe der kerngesunden Elsa ihm einen Ansporn zu edlem Willen und Thatkraft. Nach ihrem brutalen Bruch aber ist er ein Wrack. Als viele Iahre später eine neue Liebe an seine Energie appellirt, findet sie die eigenthümliche Schönheit seiner Seele vergiftet und vergiftend wie die Campagna, in der seine Güter liegen. Sie ist reich veranlagt, geschaffen für ein Leben in edler Schönheit; aber eine brutale Ehe verletzt und zerstört das Sinnenleben des blutjungen Mädchens und vergiftet hierdurch auch ihre Sittlichkeit. Sie ist erotisch erkaltet. Unwiderstehlich zieht es sie zu der Seele der Männer, während deren Körper ihr unüberwindlichen Widerwillen einflößt. Als sie einsieht, daß ihr Körper der Preis für Manlios Seele ist, den sie liebt, versucht sie, das tragische Opfer zu bringen, das ihr Untergang wird. Ihr Schicksal greift tief in ein ernstes Eheproblem der modernen Menschen. Dr. Emil Ras mnssen.

«

Bernarb Shaw. S. Fischer in Berlin. 6 Mark.

Dieses Buch wirbt um die Ehre, ein Werk von vollkommenster Subjektivität zu sein. Denn von einem ganz lebendigen Menschen ist es geschrieben und handelt von einem in ungewöhnlichem Grade lebendigen Manne. Es handelt von einem Manne, dem alle Dinge, Gedanken und Gefühle, Wissenschaften und Künste nichts als Waffen sind, Waffen, seinen Lebenswillen durchzufechten, ihm sichere Einheit nach innen, Macht nach außen zu erstreiten; und es ist geschrieben von einem Menschen, der im Kampf um die Bildung seiner Lebensmacht diesen Mann wiederum selber ergreift als eine gute Waffe, als Schild und als Schleuder. So ist weder im Sinn des Betrachters noch im Wesen des Betrachteten Etwas von jenem Fertigen, erstorben Feststehenden, Willenerlösten, dessen kritischer Niederschlag Formulirungen von endgiltig befestigter Wissenschaftlichkeit, von ruhender Objektivität sein könnten. In diesem Manne Shaw ruht nichts und ist nichts endgiltig, es sei denn sein Bewegungwille. Wort und Wesen, Vorstellung und Fühlen wechselt er mit jedem neuen Wind, der über seinen Weg fährt und ihn trägt oder rückwirft. Aber freilich: er ist Keiner, der den Mantel nach dem Winde hängt, um sein bequemeres Fortkommen zu haben. Er ist der Kapitän eines Segelschiffes, schwimmt

auf der hohen See unserer Zeit und glaubt, an Bord Alles zu führen, was werthvoll und lebenswillig unter den Gütern der heutigen Menschen ist. Und nun setzt er die Segel nach dem Wind, weil er zum Ziel will, weil er den praktischen, ganz lebendigen Willen zum Ziel hat und nicht den dogmatischen Ehrgeiz, sein Steuer quer durch jede Strömung zu halten, gerade, steif und unbeweglich. Es sind ganz gewiß die zahlreichen Werthobjekte der Zeit, die er an Bord führt, es ist Zweifellos das außerpersönliche Ziel, was der vielbewegten Lebensfahrt dieses Mannes ein Interesse verleiht. Bernard Shaw ist ein höchst geschäftiger, höchst geschickter und, wie es scheinen will, auch sehr erfolgreicher Agent seines Ruhmes gewesen; aber ich hielte es nicht der Mühe werth, drei Zeilen lang über den Mann zu sprechen, wenn ich nicht wüßte: Der will seinen Ruhm als einen Wind mehr in die Segel seiner Sache, er ist Keiner von Denen, die allen Stoff der Welt aufbrennen, um ihr kleines Ich ins Licht zu setzen. Daß sie von hundert objektiven Inhalten schwer ist, macht selbstverständlich Gewicht und Würde auch dieser Persönlichkeit aus. Aber was diesen Inhalten Leben, Wirksamkeit und Reiz verleiht, ist dies neue Individuum, das mit mächtigem Willen diese Dinge anspannt, richtet, organisirt, formt und umformt im Druck der bewegten Gegenwart. Alle Kräfte dieses Mannes werden erst im Kampf, im Fluß, in der Wandlung des Lebendigen sichtbar. Das ist die subjektive Natur meines Stoffes.

Und nicht anders steht es mit der Subjektivität des Verfassers. Wäre Das, was mich treibt, nach diesem Manne Shaw zu «reifen, nicht mehr als die zufällige Laune und Bedürftigkeit eines isolirt absonderlichen Individuums, ich dürfte von keinem ernsten (in meinem Sinn „ernsten") Menschen verlangen, daß er nur drei Zeilen in diesem Buch lese. Aber ich muß wohl, wie jeder Schriftsteller, der sich ernst nimmt, an die objektiven Werthe glauben, die großen Gemeinsamkeiten, überpersönlichen Tätigkeiten, die den Inhalt meines Seins, das Ziel meiner Bewegung ausmachen. Ich muß vertrauen, daß mein Ich, in tiefere Schichten unserer Zeit die Nährwurzeln streckend, heute hundert Dinge als persönlichste Angelegenheit umspannt, die in Wahrheit heute Angelegenheit aller Menschen sind, Dinge, die sich als „objektive Werthe" erkennen ließen, wenn es einen Standpunkt außerhalb dieses gegenwärtigen, kämpfenden, lebendigen Lebens gäbe, um diesem Leben zuzuschauen. Wenn; aber Dem ist nicht so. Ich stehe im Kampf und weiß mich Partei, Parteigänger meines tiefsten, eigensten Lebenswillens. Der allein hebt mir die Dinge in bedrohlich beglückende Nähe, macht erst im Licht meiner Subjektivität alle Objekte formbar, sichtbar, greifbar. Als eine Waffe zu seiner reineren Erfüllung hat heute mein Wille das Phänomen Shaw ergriffen: nun habe, halte und nütze ich ihn, wie dieser Shaw etwa den Schopenhauer und Marx, den Wagner und Ibsen ergriff. Ich glaube im Glück dieser Aneignungarbeit oft, den wahren, den objektiv richtigen Shaw zu haben; aber ich weiß mit meinem besten Bewußtsein, daß ich dafür gar keine

Garantie übernehmen kann, daß ich letzten Endes nur meinen mir
nöthigen Shaw zu bieten habe.
Rom0 Komini lupus: wenn in besseren Tagen dieser Satz vielleicht
einmal seine Geltung in der materiellen Welt verliert, ewig wird er
unter den Geistern gelten. Sie ergreifen, bewältigen, verschlingen ein-
ander und suchen in Begeisterung, Liebe und Verehrung ewig den
Nährstoff zu ihres Selbst Erhaltung. Zwischen dem Richard Wagner,
den Chamberlain sieht, und dem, den Nietzsche der Aeltere und Shaw
sehen, ist nicht viel Gemeinsames; es sind drei verschiedene Menschen-
bilder. Aber es ist jedesmalbasBild, dasderBildner als das richtige und
wirkliche gewinnen, festhalten und verfechten mußte von seinem Stand-
punkt, seinem zu haltenden Selbst aus. Der Mensch schafft den Men-
schen nach seinem Ebenbild. Und nichts mißt vielleicht besser Rang und
Größe einer Persönlichkeit aus als die Feststellung, wie viele und wie
verschiedene solcher Bildaufnahmen sie möglich und nöthig macht.
Nöthig: weil sie hoch genug ragt, um von wahrhaft umsichtigen Men-
schen nicht übersehen werden zu können. Möglich: weil sie in ganz
gerundeter Vollplastik dasteht, von jedem möglichen Punkt andere
Ansicht bietend. (Es sind die minder ausgeführten Menschen des
Schöpfers, die gleichsam im Halbrelief dastehen, schön nur für Be-
schauer auf einer Seite, sonst kaum oder gar nicht sichtbar: Zinzendorf
nicht Christus, Marlowe nicht Shakespeare, Roon nicht Bismarck.)
Shaw ragt heute hoch genug auf; man muß ihn sehen. So gebe
ich denn mein Bild, meine Ansicht von ihm. Vielleicht ist sie nicht
„richtiger", nicht objektiv giltiger als (nach meiner Ansicht) seine
Ibsenaufnahme. Aber Das will ich dann, als sein konsequenterer
Schüler, vor ihm voraushaben: ich ambitionire keine allgemeine Gil-
tigkeit. Ich behaupte nicht, den Shaw für alle Welt zeichnen zu kön-
nen; ich fertige dies Bild, wie mein Lebensbedürfniß, mein Lebens-
wille es mich zeichnen heißt. Und ich werde mich freuen, wenn ich recht
Viele auch in diesem Punkt „zu meiner Ansicht" bekehren kann. Denn
wer ein Ding so sieht wie ich, muß bald alle so sehen: er ist auf meinen
Standpunkt getreten. Meine Lebensanschauung wird dann über ihn
Macht haben, wird die seine werden; und Das halte ich natürlich für
sehr wünschenswerth, denn ich fühle meinen Willen natürlich als den
besten. Ich glaube an die objektiven Werths meiner Anschauung in
diesem Punkt wie in allen Punkten. Aber ich erhebe nicht das Dogma
der Wissenschaftlichkeit. Ich glaube an den Werth der Kräfte, die mein
Wille einschließt und entfaltet; aber ich mache mich nicht anheischig,
ihn zu beweisen. Im Wirken soll sich ihr Fluch oder Segen erproben.
So lange sie als lebendige Kräfte in einem Lebendigen wandelnd und
wachsend im Kampf stehen, wird es keinen Punkt geben, sie als fertig
bewerthbare anzuschauen. Ich trete nicht aus mir heraus, wenn ich
ein Buch schreibe; ich trete für mich ein. Der Werth solchen Buches
steckt dann freilich nicht in seinen Feststellungen, sondern in seiner
Bewegungskraft. Iulius Bab.

Aldrich S Co.
eit der Herbstkrisis von 1907 sind die Vereinigten Staaten nicht
wieder in behagliche Ruhe gekommen. Denn die paar Börsen-
manöver brachten zwar für ein Weilchen Glanz, nicht aber dauernde
Freude. Nach der Präsidentenwahl, hofft man, wirds besser werden.
Wenn Morgan nicht gewesen wäre, hätte das neue Iahr mit einer
Finanzkrisis begonnen. Das Schauspiel erinnerte schon an den Oktober
1907. Einzelne Depositenbanken kamen in Verlegenheit und das Publi-
kum forderte an vielen Kassenschaltern sein Geld zurück. Im Jahr 1907
gings um Hunderte von Millionen, Bei der Knickerbocker Trust Com-
pany und den zwanzig anderen Trustgesellschaften, die ihre Schalter
sperrten, lagen 400 Millionen Dollars Depositengelder. Diesmal wars
nicht so arg. Die nach der großen Krisis auf den Trümmern der Ha-
milton Bank errichtete Northern Bank des Herrn Iosef Robins, der
als Robinowitsch nach Amerika gekommen war, hatte 7 Millionen
Dollars Depositen. Nach ihr kam die Washington Savings Bank in
die Klemme (1Vs Millionen Dollars Spargelder). Acht Tage später
wankte die Carnegie Trust Company unter dem Ansturm ihrer Gläu-
biger. Der Name des vielgepriesenen Stahlkönigs Andrew Carnegie,
der mit ihr nichts zu thun hat, war nur das lockende Reklameschild.
Die Depositen betrugen hier 8 Millionen Dollars; darunter war auch
ein Guthaben der Stadt New Pork, das durch persönliche Beziehungen
des Stadtkämmerers Hyde zu dem wichtigsten Aktionär der Bank in
deren Kasse gekommen war. Auch in der Madison Trust Company, in
der zwölften und der neunzehnten Bezirksbank von New Vork sah es
schlimm aus. Da griff Morgan ein. Die drei Institute wurden mit
Geld versehen und konnten ihre Gläubiger befriedigen. DerBanksuper-
intendent erklärte, die Epidemie sei erloschen. Ist sies wirklich?
Im Dezember 1910 sagte der SchatzsekretZr McVeagh in seinem
zweiten Bericht an den Kongreß, auf Ruhe sei nicht zu rechnen, so lange
das alte System des Bank- und Notenwesens nicht beseitigt sei. „Pa-
niken können vermieden werden, aber nicht unter unserem Finanz-
system. Das begünstigt die Entstehung von Krisen, während die Orga-
nisation der Umlaufsmittel in allen anderen großen Wirthschaftlän-
dern die Möglichkeit giebt, Katastrophen zu verhindern." Vier Wochen
danach hielt, beim Festessen der American Association of Commerce
and Trade in Berlin, Herr von Gwinner eine Rede über das Thema, das
McVeagh gestreift hatte; und auch der Direktor der Deutschen Bank
empfahl dringend die Aenderung des Systems. Amerika brauche eine
Centralnotenbank nach dem Muster der Deutschen Reichsbank, denn
es vermag, bei all seinem Reichthum, nicht den Umlauf seines Papier-
geldes dem jeweiligen Bedarf anzupassen. Vor drei Iahren sei in Chi-
cago unmöglich gewesen, 100 Dollars in Bargeld zu erhalten. Eine
Centralbank aber werde ihre Geschäfte mit der größten Goldreserve der
Erde, mit einem Goldvorrath von 900 Millionen Dollars, beginnen

können. Vielleicht wäre der Fundus sogar noch größer; jedenfalls
größer als die wegen ihrer Breite bewunderte Golddecke der Bank von
Frankreich. Eine Woche nach Gwinners Warnung erschien Senator
Aldrich, der Vorsitzende der Monetary Commission, mit einem neuen,
Reformplan; freilich mit einem, der noch Skizze ist. Da die Monetarh
Commission, die eine Finanzreform vorbereiten soll, seit mehreren
Iahren an der Arbeit sitzt, konnte man ein besser durchgearbeitetes
Programm erwarten. Herr Aldrich hat die europäischen Einrichtungen
studirt, schätzt sie sehr hoch, hält aber noch andere Wege als unsere für
gangbar. Die vielen Nationalbanken (es giebt heute über 7000) sollen
bleiben; nur die lokalen Bankverbände vereinigt werden. Eine mit
einem Kapital von 300 Millionen Dollars ausgestattete Centrale, die
Reserve Association of America, soll die Nationalbanken in sich auf-
nehmen. Wenn sie das Banknotenmonopol hat, ist die Centralbank
fertig. Aber wie lange kann es dauern, bis man dieses Ziel erreicht?
Aldrich will das System der Nationalbanken nicht beseitigen, sondern
deren Empfindlichkeit schonen. Das zeigt die untere Begrenzung des
Aktienkapitals auf 25 Millionen für Mitglieder der neuen Einrichtung
(die kleineren Nationalbanken würden also fortbestehen) und die ge-
ringe Zahl der geplanten Filialen. Der Grundpfeiler und Grundfehler
des amerikanischen Notensystems, die Deckung durch staatliche Schuld-
verschreibungen statt durch Dreimonataccepte, bleibt, wie er war. Das
ganze Projekt sieht aus, als wäre es nur zur Beruhigung der Seffent-
lichen Meinung ersonnen. Die amerikanische Banknote hat vollen
Werth; aber ihre Gesammtmenge kann nicht den Schwankungen des
Bedarfes angepaßt werden. Der Apparat der Deckung ist zu schwer-
fällig. Die Emission von staatlichen Schuldverschreibungen, also von
Effekten, vollzieht sich unter ganz anderen Begleiterscheinungen als
das Diskontiren von Wechseln. Da die Ueberwachung des Geldmarktes
durch eine Centralstelle fehlt, giebt es keine Diskontpolitik im deutschen
Sinn; kein Warnungsignal im Augenblick der Gefahr; keineAnpassung
der Geldmenge an den Bedarf. Drüben ist entweder engste Geldklemme
oder Ueberfluß. Und Aldrichs Plan, der wohl nur die Mahner be-
ruhigen soll, wird das Gleichgewicht sicher nicht herstellen.
Daß er rasch verwirklicht wird, ist nicht anzunehmen. Das ameri-
kanische Bundesgesetz über das Notenbankwesen (The National Bank
Act) ist siebenundvierzig Iahre alt und im Wesentlichsten nicht ver-
bessert worden. Dem Sehnen nach einer Centralbank stemmten sich
immer wieder politische Bedenken entgegen. Wenn nicht alle vier
Iahre ein neuer Präsident gewählt werden müßte, ginge es vielleicht.
Aber was sind vier Iahre für einen Favius Cunctator? Jeder ameri-
kanische Schatzsekretär, mag er Shaw, Cortelyou oder McVeagh heißen,
muß sich der „großen Politik" unterordnen. Zu der gehören auch die
Wünsche der Großfinanz, die allein in den 7200 Nationalbanken ein
Stammkapital von einer Milliarde Dollars und einen Depositenschatz
von S50« Millionen, also zusammen 26 Milliarden Mark, liegen hat.

Die Nationalbanken zählen sich zur vornehmsten Gattung der Depositenbanken, weil sie, durch die National Bank Act, eine gesetzliche Kontrolle über das Depositengeschäft haben. Aeußerlich zweiter Garnitur sind die Trust Companies und alle Lokalbanken, denen das Recht zur Notenausgabe f^hlt. Die Trustgesellschaften, deren es etwa 1500 giebt, spielen aber in der Kredit- und Geschäftswelt keine kleine Rolle. Da sie frei sind, können sie ihren Kunden höhere Zinsen geben als die Nationalbanken; deshalb strömen ihnen die Depositengelder zu. Die Summe des fremden Kapitals, das in den Trustbanken steckt, ist mit drei Milliarden Dollars sicher nicht zu hoch gegriffen. Die Nothwendigkeit einer Zusammenfassung des Geldumlaufes war aus der raschen Zunahme der Nationalbanken zu entnehmen. Im Iahr 1900 gab es 3800; 1910 hatte die Zahl sich beinahe verdoppelt. Im Iahr 1864, als das Notenbankgesetz in Kraft trat, gab es 508 Nationalbanken mit einem eingezahlten Kapital von 87 Millionen Dollars und 122 Millionen Depositengeldern. Die älteste amerikanische Bank ist die Bank of North America in Philadelphia, die seit 1782 besteht. Sie gehörte anfangs zu den Staatenbanken, die ihre Konzession von dem einzelnen Bundesstaat erhalten. Etwas einer Centralbank Aehnliches gab es drüben schon zweimal. Erstens die Bank of the United States, die 1791 geschaffen wurde und, trotz rühmlicher Arbeit, mit dem Ablauf ihres Privilegs im Iahr 1811 ihr Ende erreichte. Die Staatenbanken hatten an Macht gewonnen und drängten die Regirung, auf die Erneuung des Centralbankprivilegs zu verzichten. Im Bereich der Staatenbanken hatte sich nach und nach eine richtige Kantönliwirthschaft entwickelt. Ungefähr wie im Deutschland der Zeit, wo man eine bayerische, württembergische oder badische Banknote in Preußen oder Sachsen kaum anbringen konnte. Im April 1816 entstand die zweite amerikanische Centralbank; sie hatte wechselvolle Schicksale, ohne je rechte Volksthümlichkeit zu erlangen; wurde vom Präsidenten Iackson mit hartnäckiger Feindschaft beehrt; und hauchte 1836 ihr Leben unter den Fußtritten politischer Gegner aus. Dieses war der zweite Streich, der gegen eine Bank of the United States geführt wurde. Senator Aldrich weiß, warum er den Weg scheut, der an dieses Ziel zurückführen könnte. Er kennt seine Landsleute und hat das amerikanische Bankwesen wohl mit noch größerem Nutzen als das europäische durchaus studirt. Trotzdem man von einer bis in die Kindheit der Vereinigten Staaten zurückreichenden Tradition sprechen könnte, ist die Hoffnung, die Central-Notenbank durchzusetzen, noch immer gering. Theoretiker und Praktiker wissen, daß sie nöthig ist und nützlich würde, und mancher stimmt im Stillen dem Schatzsekretär zu, der gesagt hat, daß die Vermeidung von Wirthschaftkrisen, die Unsummen verschlingen, nicht einen Cent kosten würde. Nur eben: im Stillen. Selten hat Einer den Muth zu lauter Rede. Allzu wichtige Interessen stützen das Bestehende; und schon die Nationalbanken sind (oder: scheinen) zu stark, als daß der Kampf raschen Sieg bringen könnte. Ob Herr von Gwinner mit seiner

Rede mehr ausrichten wird als Tafts Finanzgehilfe? Die Amerikaner sind klug; und müßtensichschließlichdochsagen,daßderLeiterdes größten und dem amerikanischen Geschäft nächsten Institutes nicht so eindringlich warnen würde, wenn die Zustände nicht wirklich schlimm wären.

Mit kleinen Nachhilfen kann man über den „Drang der Umstände" hinwegkommen. Herr Aldrich hat sich als Praktiker auf diesem Gebiet bewährt. Das dem Geldmarkt dienende Nothstandsgesetz, die Aldrich-Vreelandbill, ist sein Werk. Das auf Grund dieser Bill zu schaffende „Nothgeld" hat die Merkmale der mitteleuropäischen Banknoten. Die Aldrich-Vreeland-Noten dürfen nämlich auch durch Kaufmannsaccepte gedeckt werden. Was hier Ausnahme ist, für Fülle der Noth, müßte Regel sein: dann würde dem Geldmarkt geholfen. Das Gesetz trat am dreißigsten Mai 1908 in Kraft; es war eine Folge der Oktoberkrisis von 1907. Man wollte, ganz wie heute, schnell ein beruhigendes Tränklein brauen. Aber die Wirkung hatte keine Dauer, Die Banken widerstreben einer Hauptbedingung des Gesetzes. Mehrere Institute sollen sich zu Ourrsnez? ^ssocistions vereinen und mit gemeinsamer Haftpflicht das Nothgeld emittiren. Gegen diese Verpflichtung regt sich starker Widerspruch. Die soliden Banken wollen nicht mit ungesunden Anstalten zusammengekoppelt werden, für deren faule Noten sie am Ende aufkommen müssen. Wenn die Aldrich-Vreeland,-bill abgelaufen ist, muß ein neues Nothstandsgesetz kommen. Die bunte Musterkarte amerikanischer Zahlungmittel verträgt die Einfügung neuer Typen. Neben den Gold- und Silbermünzen giebt es Nationalbanknoten und Greenbacks. Das ist ein volksthümlicher Name für die United States Notes, die eigentlichen Schatzscheine, die unbegrenzt als gesetzliches Zahlungmittel fungiren. Eine Sonderstellung haben die Gold- und Silbercertifikate: Anweisungen, die das Schatzamt gegen Hinterlegung von Gold- oder Silbermünzen giebt. Ihre Eigenschaft als Geld ist insofern beschränkt, als der Staat sie nur bei Entrichtung aller öffentlichen Abgaben in Zahlung zu nehmen braucht; doch dürfen sie in die gesetzlichen Bankreserven eingefügt werden. Noch enger begrenzt ist das Gebiet der Clearinghouse Loan Certificates, die eine Art Nothstandsgeld unter.den zum Clearinghouse gehörenden Instituten sind. Das Clearinghaus giebt, gegen Hinterlegung von Werthpapieren oder Wechseln durch die ihm bekannten Banken, die Scheine aus, die im Abrechnungverkehr das Geld ersetzen.

Die Politik der kleinen Mittel beherrscht der Pankee. Er läßt das Notenbankgesetz unberührt, greift nicht mit rauher Hand in den Zauberkreis der Nationalbanken und schützt sich gegen die Noth durch die Einführung neuer Methoden der Geldproduktion. Mau sollte glauben, daß ihm die Umlaufsmittel nie fehlen können. Dennoch werden sie immer wieder knapp; und es zeigt sich, daß nur ein Land, durch dessen Adern der Geldstrom rasch kreist, sich mit Recht reich nennen darf.

> Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian ßarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb <S. m. b. g, in Berlin.

Berlin, den 11. Februar 1911.
Quatuor.
Schröder und Genossen.
^m dritten Februar 1895 wurde Herr Ludwig Schröder, der
im Mai 1889 die von den sinkenden Bergarbeitern Abge-
ordneten ins berliner Schloß geführt und aus dem Munde des
Kaisers das Wort gehört halte: »Für mich ist jeder Sozialdemo-
krat ein Reichs- und Vaterlandsfeind", als Sozialdemokrat mit
anderen Genossen aus einer Versammlung des Christlichen Ge-
werkvereines gewiesen. Am Kassentisch fordert er die zehn Pfen-
nige, die erfür die Erlaubniß zum Eintritt gezahlt hat, zurück. Der
mit der Aufsicht betraute Gendarme Gustav Münter, ein baum-
hoher Mann, dem der Abzug der Sozialdemokraten allzu lange
dauert, tritt „energisch und scharf" (Worteaus seinerZeugenaus-
sage) an Schröder heran und ruft ihm zu: „Nun aber 'raus!"
Schröder stürzt, steht auf, fällt zum zweiten Mal; und verläßt dann
den Saal. In der Zeitung des „Alten Bergarbeiterverbandes"
wird erzählt, Münter habe den Bergmann durch zwei Stöße zu
Fall gebracht. Der Redakteur des Blattes, Herr Margraf, wird
angeklagt, Münter durch die öffentliche Behauptung nicht erweis-
lich wahrer Thatsachen beleidigt zu haben. Schröder sagt unter
dem Zeugeneid aus, daß der Gendarme ihn gestoßen habe; sechs
Genossen beschwören, daß sie den Stoß gesehen haben. Münter
leugnetihn; sagt, daß seine Hand denBergmannnicht berührt habe,
und findetZeugen,die bekunden,daß siedenStoß.derihremAugc
nicht entgehen konnte, nicht gesehen haben. Da die essener Straf-
kammer nur die Belastungzeugen für glaubwürdig hält, vcrur-

theilt sie den Redakteur zu sieben Tagen Gefängniß. Die Königliche Staatsanwaltschaft am Landgericht Essen aber sagt sich nicht: »Erregung und politisches Vorurtheil mag diese Leute geblendet haben; ihren guten Glauben anzuzweifeln, ist schon deshalb kein Grund, weils doch gar zu albern wäre.solcher Kleinigkeitwegen sich der Meineidsgefahr auszusetzen. Keine Macht der Erde bringt mich in die Thorenmeinung, von zwei einander widersprechenden Eiden müsse einer wissentlich falsch sein. Ich bin zufrieden damit, daß die Strafkammer meinen Zeugen geglaubt hat; irrrten sie, so ist für Margraf, der wegen andererPreßvergehen siebenMonate zu verbüßen hat, die Zusatzstrafe von einer Woche schließlich keine Katastrophe. Ich lasse die Sache ruhen." Die Königliche Staatsanwaltschaft erhebt gegen Margrafs sieben Entlastungzeugen Anklage wegen wissentlichen Meineides, nennt sie, in der Anklageschrift wider Schröder und Genossen, „verbissene Sozialdemokraten" und erreicht rasch die Eröffnung des Hauptverfahrens. Im Käfig der Angeklagten sozialdemokratische Bergarbeiter; auf den Bänken der Geschworenen essener Bürger, die das kreischende Gefchimpf der Proletarierblätter oft geärgert hat und die, wie der DcutscheKaiser,indemGlaubenleben,jederSozialdemokratseiein Reichs- und Vaterlandsfeind. Solchen Leuten traut das feindliche Klassenempfinden gern den Entschluß zu einem Meineid zu. Und der Vertreter derAnklagebehörde schürt den Groll durch die Feststellung, daß fast alle für dieAngeklagtenZeugendcn der Sozialdemokratie angehören. Immerhin muß sogar ein Schutzmann, müssen christlich-soziale Zeugen zugeben, daß Munter «mit den Armen gestikulirt" habe; während er selbst behauptet, seine rechte Hand sei geballt gewesen, die linke habe den Säbelgriff umfaßt und nur sein Leib vielleicht den Körper Schröders berührt. Fünfzehn unbescholtene Männer zeugen wider Münter. DochdieIury glaubt ihm. Am siebenzehntenAugustabend des Iahres 1895 verkündet ihr Obmann den Schuldspruch. Die sieben Angeklagten werden ins Zuchthaus geschickt. Am nächsten Morgen preist die Kölnische Zeitung «den Tag, an dem ein Schwurgericht durch seinen Spruch festgestellt hat, daß Sozialdemokraten geneigt sind, für in bedrängter Lage sich befindende Genossen mit einemMeineid einzutreten". Aehnliches liestmaninanderenZeitungenähnlicher Farbe. And an dem selben Tag schreibt Schröder an seinen Vertheidiger, Herrn Rechtsanwalt Dr. Victor Niemeyer in Essen:

«SeienSie versichert.ich werdemeinemirauferlegte Strafe,wenn es nicht anders sein kann, mit männlicher Geradheit zu tragen wissen; die absolute Schuldlosigkeit giebt mir den Muth und die Kraft, auch in unglücklichen Tagen mit der innerlichsten Beruhigung der so traurigen Zukunft getrost entgegenzusehen. Mit aller Hochachtung Ludwig Schröder, zu 2^ Iahren Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Iahre und niemals wieder als Zeuge oder Sachverständiger zugelassen zu werden Verurlheilter wegen wissentlichen Meineides."

Diesen Brief hat Herr Dr. Niemeyer im September 1895 hier veröffentlicht; und gesagt: «Das menschliche Auge ist kein photographischer Apparat; das dem Geist eingeprägte Bild verändert sich durch spätere Erzählungen und Besprechungen, wobei die Suggestion eine unglaublich große Rolle spielt; Gehörtes und Wiedererzähltes vermischt sich mit dcmThatbestand des wirklich Beobachteten: und so entstehen Schilderungen, die unvereinbar scheinen und von derenWahrheit die Schildernden doch fest überzeugt sind. Wenn Münter wirklich gestoßen hätte, so wäre ohne Weiteres noch nicht anzunehmen, daß er einen Meineid geleistet habe. Auch dieser nervös erregte Mann, der täglich in ähnliche Konflikte einzugreifen hat und der sich in dem bochumer Prozeß viel bedeutsamerer Dinge .nicht zu entsinnen' vermochte, brauchte sich der Einzelheiten feinesVorgehensnichtmehrbewußtzufein."

Noch im August hatte ich geschrieben: »Wer die Macht dcrSuggestion und Autosuggestion kennt, kann sich vorstellen, daß dieAngeklagten optima kicte geschworen haben, selbst wenn die Behauptung des Gendarmen, er habe Schröder mit der Hand nicht berührt, richtig ist. Da Münters Persönlichkeit nicht den besten Eindruck machte und er sich zulcichlfertigcnBehauptungcnhinreißen ließ, da keine der beiden Zcugcngnippen in ihren Aussagen entkräftet wurde und da ferner die fünf Vcrtheidiger in einer feierlichen Kollcktiverklcirung die festeNeberzeugungvonderNnschuld ihrerKlienten aussprachen,erwartete man ziemlich allgemein die Freisprechung der Angeklagten. Die Möglichkeit, daß die Geschworenen im Bann einer Klasscnanschauung standen, die ihnen Sozialdemokraten weniger glaubwürdig erscheinen ließ als andere Bürger, ist in diesem Fall schwer abzuweisen. Der Genosse war nicht dumm, der einmal sagte, die Sozialdemokratie könne, ohne sich selbst anzustrengen, von den Fehlern ihrer Gegner froh und

behaglich leben." Herr Schröder hatte, als er ins Zuchthaus kam, zehn Kinder, war Inhaber der Kriegsdenkmünze von 1870 und derLandwehrdienstauszeichnung und, trotzdem er schon zweiIahr« zehnte lang für die Bergarbeiter focht, nur dreimal (wegen Beleidigung durch die Presse und wegen Aufforderung zum Strike) bestraft worden.Ein ruhigerMann; keintzetzer. ErhatdieZucht-Hauszeit inleidlicher Rüstigkeit überlebt undistjetzteinSechziger. Sechzehn Iahre lang hat, ohne vom Fehlschlag den Eifer lähmen zu lassen, Herr Di-.Niemeyer für das Recht seines Mandanten gekämpft, der ihm die Mühe doch nicht durch hohenLohn vergelten konnte;und endlich erreicht,daß vom hammerOberlandesgericht die Weisung kam, das Verfahren wieder aufzunehmen. (Warum entschließen unsere Gerichte sich so schwer zur Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Artheil geschlossenen Verfahrens? Warum sträuben sie sich meist so spröd gegen den Nachweis eines der im Paragraphen 399 der Strafprozeßordnung umschriebenen Verfahrensfehler? Richter, die an einer Schwurgerichtsverhandlung mitgewirkt undnach deren Schluß zudemVertheidiger gesagt hatten, keiner Strafkammer hätte dieser Tatbestand zu einer Verurtheilung genügt, haben in der selben Sache den Antrag, die Wiederaufnahme zu beschließen, abgelehnt.Der Fall ist nicht vereinzelt. Sind zehn Wiederaufnahmen, die das rechtskräftige Artheil bestätigen, von Staat und Iustiz nicht leichter zu tragen als eine Ablehnung des Verfahrens, das einem schuldlos Bestraften zu seinem Recht, seiner Ehre helfen könnte?) Wieder standen Schröder und Genossen (einer ist inzwischen gestorben, einer verschollen)nunvordemessenerSchwurgericht: und diesmal sind sie freigesprochen worden. Der Kronzeuge vom Mai 1895, Gendarme Gustav Münter, ist tot, seinZeugniß durch neue Angaben als mindestens objektiv unglaubwürdig erwiesen. Das Schwurgericht hat festgestellt, »daß ein begründeter Verdacht gegen dieAngeklagtennicht mehr vorliege", und ihnen deshalb, nach dem erstenParagraphen des »Gesetzes betreffend die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen" (vom Mai 1898), das Recht auf Entschädigung aus der Staatskasse zuerkannt. Das ist amdrittenFebruar1911geschchen. Das genügt abernicht. Den Männern, die schuldlos im Zuchthaus gesessen haben, schuldetDeutschland eine stärkere Genugthuung. Sechzehn Iahre lang sind sie als Entehrte durch die Reihen

ihrer Mitbürger geschritten; und von Manchem hatten die Näch-
sten selbst sich in Zorn oder Verachtung gewandt. Was kann ge-
schehen? Dadie Enthüllung des Fehlspruches und seiner Folgen
die Gemüther mächtig gepackt hat, wäre rasch eine stattliche Summe
für die überlebenden Opfer eines verhängnißvollenIustizirrthums
aufzubringen; leicht auch eine Form zu finden, die der Ehrengabe
jeden Makel eines Almosens nähme. Das genügtnoch nicht. Mein
Wunsch sucht ein würdigeresDenkmal. In einerErklärung,der von
der Maß bis an die Memel, von der Etsch bis an denBeltUnter-
schriftenzuwerbenwären, müßte ausgesprochen werden, daßAllc,
die entschlossen sind, mit den großen Zeichen der Zeit zu gehen,
alle Kraft an die Aufgabe setzen wollen, die Wiederkehr dunkler
Stunden zu verhüten, in denen ein Glaube geächtet, ein Deutscher
dem anderen als Totfeind verdächtigt wird und der Wahn, der
einer nach anderer Gesellschaftform strebenden Partei Anhangen-
d e sei ein unredlicher, unsauberer Mensch, neues Unheil zeugt.Daß
sie weder das Ziel noch die Kampfesart der Sozialdemokratie billi-
gen, aber überzeugt sind, daß eine gedeihliche Entwickelung deut-
schen Reichslebens nur gesichert werden kann, wenn diese Partei
wie jede andere behandeltund allmählich so zurpositivenMitarbeit
amReichsgeschäft gezwungen wird. Daß sie des unnützlichen Ge-
redes gegen diese Partei (schon weil es im Ausland falsche und
dem Reich schädliche Vorstellungen von der inneren Einheit und
äußeren Stoßkraft Deutschlands entstehen läßt) längst müde ge-
worden sind und nicht schweigend zuhören werden, wenn eine be-
drängte RegirungoderParteienkoalition, um den Blick von ihren
Schwierigkeiten abzulenken, zu einem Kreuzzug gegen die Sozial-
demokratie ruft, zu dem nirgends auch nurderkleinsteAnlaßsicht-
bar ist. Daß ihre Aeberzeugung den kürzesten Ausdruck in dem
Satz findet: Die Sozialdemokratie wird in den Gemeindeparla-
menten und in der gewerkschaftlichen Arbeit sich mehr und mehr
den Nothwendigkeiten der nüchternen Praxis anpassen lernen und
muß, wenn sie so weit ist, überall auch als zur Staatsregirung
Mitwirkende willkommen sein; diese wohlthätige Entwickelung
wird um so schneller vorschreiten, je ruhiger man die Sozialdemo-
kratie ihrem Schicksal überläßt und jerascherman dieGewohnheit
ablegt, sie täglich zum Objekt von Erörterungen und Kriegserklä-
rungen zu machen, die ihr Selbstgefühl ins Ungeheure steigern.
Fünftens: daß sie den Entschluß, auch inderZeitderReichstags-

wahljedemVersuch der Volkstäuschung (durch grelle Ausmalung
des RothenSchreckens)sich kräftig entgegenzustemmen, gerade jetzt
rückhaltlos aussprechen, weil die essenerVorgänge, die den Blick
in das Iahr der „Amsturzvorlage" zurücklenken, gezeigt haben,
welches Anheil durch die Lockerung der Volksgemeinschaft bewirkt
werden kann, und weil es einer Nation von der Kraft und dem
Muth der deutschen unwürdig ist, ein Vierteljahrhundert lang,
clum volvitur orbis, auf dem Standpunkt zu bleiben, den, vor völlig
Neuem und bedrohlich Scheinenden, die erste Angst empfahl,
Aeberrumpclten empfehlen konnte ... Das wäre ein Denkmal.
Die Strafsache soll man nicht zur Hintertreppengeschichte ver-
pfuschen. Der lange Münter scheint ein fleckigerLüdrian, braucht
aber kein Scheusal gewesen zusein; nicht ein abgebrühter Halunke,
der, um sich einen sanften Rüffel zu ersparen (Schlimmeres hatte
er, beidemWind.deranno Amsturzvorlagewehte, janichtzu fürch-
ten), sieben anständige Männer ins Zuchthaus schwört. Wenn er
noch lebte und jetzt, nach dem Freispruch des essener Schwurge-
richtes, als des Meineides Angeklagter vor die Iury käme, wäre
solches Verfahren kaum viel erfreulicher als das im Sommer 1895
begonnene. Damals mußte ein weiser Richter sämmtliche Eide
nach ihremwahren Werth wägen; sie als ehrlichen Ausdruckeines
. vielleicht irrenden Glaubens nehmen, nicht als objektive, nur durch
denNachweis des Meineides zu erschütternde «Feststellung" des
Thatbestandes. Die ersten Minuten in einer Arbeiterversamm-
lung. Stimmengeschwirr und geschäftige Bewegung. Die Christ-
lich-Sozialen in heller Wuth, weil Sozialdemokraten sich in den
Saal geschmuggelt haben; gewiß in derAbsicht, die Versammlung
zu sprengen. Die Sozialdemokratenknirschen: sie haben, weil „ freie
Diskussion" zugesagt worden war, an derKasse das Eintrittsgeld
gezahlt, um den Leuten des Christlichen Gewerkvereines wieder
einmal gründlich die Wahrheit zu sagen, und werden nun, wie
räudige Hunde, weggejagt. Der Gendarme hat sich natürlich schon
über die Störung seinerAbendruhe geärgert, die er beim Schoppen
genießen wollte, und fürchtet jetzt, dieRenitenzderRothen, die er
längst auf dem Strich hat, werde die Dauer der Versammlung
noch weit über die Geisterstunde hinaus dehnen. Wenn er nicht ein
schlapper Kerl scheinen will, muß die Bagage draußen sein, ehe
der Lärm seinen Wachtmeister aus dem Schänkraum herbeiruft.
Er nähert sich Herrn Schröder, der zu zaudern scheint, und will.

„energisch und scharf", dem Rädelsführer Beine machen. „Nun
aber'raus! "DieKörper derBeiden berühren einander.tzatMünter
gestoßen? Mit der Faust, dem Knie oder Bauch? Als er die Be-
hauptung liest, sagt er wohl: „Blech; ich habe den Mann gar nicht
angefaßt." Sagts auchdenVorgesetzten; und ist überzeugt, daher
Wahrheit spricht. Wenn er in der Hauptverhandlung gegen den
Redakteur Margraf „umfällt", ist seine Behörde blamirt, die seine
Aussage zur Stellung des Strafantrages bestimmt hat. Aber er
fällt nicht um. Sozialdemokraten recken die Schwurfinger gegen
ihn? Die Sorte kennt man. Die lassen keinen Genossen, dem ihr
Eid heraushelfen könnte, im Wurstkessel schwitzen. And Munter
wird weder vom Staatsanwalt noch vom Vorsitzenden hart ange-
packt; nicht in dem Gewitterton, in dem schon der schreckendeDonner
des Strafparagraphen 153 grollt, ermahnt, gewissenhaft („weil
sonstWeiterungen entstehen könnten")zu überlegen, ob nicht doch
vielleicht eine Zufallsbewegung seines Körpers denBergmann zu
Fall gebracht habe. Ein Diensteid! Den auch nur leise anzuzwei-
feln, dünkt manchen Gerichtsbeamten eine Sünde wider den Hei-
ligen Geist der Amtspflicht. Die Frage, ob der angeklagte Re-
dakteur zu bestrafen oder freizusprechen sei, war leicht zu beant-
worten. Er mußte beweisen, daß der Gendarme gestoßen habe. Das
konnte er nicht; hatte die Thatsache aber von sieben glaubwürdigen
Männern gehört, die als beeidete Zeugen nun für seine Darstell-
ung eintraten. War also, selbst wenn das Gericht ihn für fahrlässig
hielt, höchstens an seinem Geldbeutel zu strafen. Mußte die Frage,
ob Münter gestoßen oder nur „ gedrängelt" habe, zur Staatsaktion
aufgebauschtwerden? Daß er, wenns nichtanders gegangen wäre,
gestoßen (und damit, nach seiner Meinung, die Dienstpflicht nicht
verletzt) hätte, hat der Gendarme als Zeuge bekundet. Nnd wegen
solchen Quarks ein hochnothpeinliches Schwurgerichtsverfahren?
Daß Schröder und Genossen verurtheilt wurden, war die Schuld
derIury;Männer,dieinihremKlasseninteressewurzelnund denen
die Erfahrung des Psychologen und Kriminalisten fehlt, sind zur
Artheilsfindung in halbwegs schwierigenRechtsfällen eben doch
nicht so gut gerüstet, wie dervom Segen der Volksgerichte Schwär-
mende wähnt. Von aller Schuld sind aber auch die Iuristen, die an
demVerfahrenmitgewirkthaben,nichtloszusprechen.DerGeri6)ts-
hof war an denWahrspruch der Geschworenen gebunden; konnte
aber, wenn dessen Grundmauer ihm brüchig schien, eine gelindere

Strafe verkünden. Der Vorsitzende mußte bei der Rechtsbelehr-
nng den Laien einschärfen, daß eine beeidete Aussage, deren In-
halt als objektiv unrichtigerwiesensei, dieThatbestandsmerkmale
strafbaren Meineides erstdurch denNachweis wissentlich falschen
Zeugnisses erhalte. Wenn die Beschlußkammer sich dieses Unter-
schiedes bewußt geworden (und bei uns die Eröffnung eben so aus-
führlich zu begründen, auch eben so angreifbar wie die Ablehnung)
wäre, hätte sie das Verfahren nicht eröffnet. Wann endlich wird
dem Hirn aller Richter einleuchten, daß in neunzig von hundert
Fällen der redlichste Zeuge nur beschwören kann, was er für rich-
tig hält, und daß erst der Nachweis einer wider besseres Wissen
beschworenen Angabe ihn meineidig macht? Zu einer Zeugin, die
gesagt hatte, genau so, wie sie ihndargestellt habe, sei der Vorgang
inihrem Gedächtniß, Hörteich einen Strafkammerpräsidentenspre-
chen: „Ach was! IhrGedächtniß! Damit kann das Gericht nichts
anfangen. Die Sache ist elf Iahre her. Hier handelt sichs darum,
ob sie ganz sicherso war.wieSie angeben.Bedenken Sie, daßSie
unter Ihrem Eid stehen! Sie hören doch, daß ein anderer Zeuge
ganz anders aussagt. Da können Sie uns nicht mit ihrem Gedächt-
niß kommen!" Wäre in Preußen derIustizminister ein Krimina-
list (daß ers nicht ist, hat HerrBeseler durch die ganze Behandlung
der moabiter Sache, insbesondere durch seine Rede über den Noth-
wehrbegriff wieder gezeigt), dann würde er die Ersten Staatsan-
wälte anweisen, gegen die im neunten Abschnitt des zweiten Straf-
gesetzbuchtheiles aufgezählten Verbrechen nur da einen Strafan-
trag zu stellen, wo nüchterne Erwägung den Nachweis wissentlich
falscherBekundung für wahrscheinlich hält undnichtnurdieHoff-
nung winkt, das Klassengefühl einerIury über die Lücken desThat-
beweises wegreißen und so „die Sache durchkriegen" zu können.

Moabit.

Ein Statistiker müßte einmal ausrechnen, wie viele Artikel
über die moabiter Ex- und Prozesse in Deutschland veröffentlicht
worden sind und wie viele Stunden berliner Parlamente mit der
Erörterung dieser Gegenstände verschwatzt haben. Die Stunden-
zahl ist gewiß größer als die in zehn Iahren der Prüfung des in-
ternationalenReichsgeschäftes gegönnte.Nach der langwierigen
Drescherarbeit blieb auf der Tenne kaum ein brauchbares Korn.
Da außer der Strafkammer das Schwurgericht bemüht worden

war,mußte man erwarten, daß die Rädelsführer die härteste Aufruhrstrafe (Zuchthaus bis zu zehn Iahren und Polizeiaufsicht) treffen werde. Das ist nicht geschehen; so schlimm, wie sie geschildert worden waren, kann die Zusammenrottung und der Widerstand gegen die Staatsgewalt also nicht gewesen sein. Anddaßdie überanstrengte, durch gröbsten Schimpf und tückischenAngriff gereizte Schutzmannschaft viele Fehler gemacht, viele Anschuldige mißhandelt hat, ist von den Gerichten, im Namen des Königs, festgestellt worden. Wenn in solchem Fall, der das Bürgergefühl auf die Seite der für Ordnung und Sicherheit kämpfenden, blutenden Polizei drängt, ein preußischer Gerichtshof sichzusolcherFeststellung entschließt, müssen mindestens einzelne Vertreter der Staatsgewaltrechtarggesündigthaben.ImGetümmelisteinAnschuldiger getötet und derBeamte.dessenWaffe ihn niedergestreckt hat, nicht gefunden worden. Nach der (noch nicht widerlegten) Behauptung der Vertheidiger wurde einem durch rechtskräftigen Gerichtsfpruch verurtheilten Zeugen der von einem Kriminalkommissar für ihn erbetene Strafaufschub gewährt, damit er,dessenAussage die Angeklagten belasten mußte, nicht als Gefangener vorgeführt werde und den Geschworenen dann weniger glaubwürdig scheine als ein freier Mann. Ists wahr,/o ist gegen die Paragraphen 487 und 488 der Strafprozeßordnung gehandelt worden. Der Abgeordnete Heine, der in beiden Prozessen Vertheidiger war, hat im Reichstag gesagt: „Was in diesen Prozessen an offener und versteckter Beeinflussung geleistet worden ist, war bisher unerhört. Die Anklagebehörde hat Kniffe angewandt, die man an einem Rechtsanwalt, als gemeine Advokatenkniffe, laut tadeln würde." Darauf ist nicht geantwortet worden. Der Abgeordnete muß ersucht werden, die Behauptung da zu wiederholen, wo er nicht immun ist und gezwungen werden kann, sie als wahr zu erweisen. Einstweilen hat der preußische Iustizminister.dem die Fehlerliste wohl noch nicht lang genug schien, neuen Grund zu ernster Beschwerde geliefert. Der Schwurgerichtspräsident hatte sich verpflichtet geglaubt, in seinem Schlußvortrag („Rechtsbelehrung") die Meinung der Vertheidiger zu bekämpfen, daß der Thatbestand strafloser Nothwehr schon gegeben sei, wenn der sich Wehrende denAngriff für „rechtswidrig" (in diesem Fall also für nicht vom Privilegium der Amtspflicht geschützt) hielt; und an einem Beispiel zu zeigen versucht,wanndas Gesetzerlaube, einen rechts-

widrigen Angriff, auch den eines Polizeibeamten, „durch einen wohlgezielten Revolverschuß abzuwehren". Die Absicht war löblich, dieForm des Satzesmißlungen. InderPresseentstandLärm. Rechts wurde der mißverstandene Richter gerüffelt, links (sichek sehr wider seinen Wunsch) als Hort der Freiheit gepriesen. Weil tzerrBeseler voraussah,daß auch davon während derBerathung des Iustizhaushaltes die Rede sein werde, forderte er denRichter auf, ihm in einem »Privatgespräch" Zweck und Inhalt des auffälligen Satzes zu erklären. Als dieser Schritt getadelt wurde, antwortete der Minister, er habe nur.um imLandtagAuskunftgcbcn zu können, von dem Richter eine Information erbeten. „Was sollte ich denn thun?" Zweierlei konnte er thun. Entweder sich mit dem Bericht des Oberstaatsanwaltes Preuß begnügen, der die Anklagebehörde vordem Schwurgericht vertreten hatte, und im Landtag sagen, daß er sich nicht berechtigt dünke, den unabhängigen Richter zumBerichtüber eineAmtshandlung aufzufordern. (Dann war ihm «Beifall auf allen Seiten des Hauses "sicher.) Oder durch dasMedium der Staatsanwaltschaft denRichtersostimmen, daß er selbst, aus freiem Willen, dem Minister die gewünschte Aufklärung anbot; und dann im Abgeordnetenhaus sprechen: «Die Information, die ich, um jedes Mißverständniß zu meiden, nicht erbeten hatte, hat der Herr Landgerichtsdirektormir gegeben, ohne irgendwie dazu genöthigt worden zu sein." So wäre ein Geschickter um die Klippe gekommen; und hätte sich nicht der Gefahr ausgesetzt.aus dem Mund eines stolzenRichters dieAntwort zu hören: „Was ich, nach der Vorschrift des §300 StP O, den Geschworenen gesagt habe, geht Eure Ezcellenz gar nicht an." Doch von Geschicklichkeitwar indem ganzentzandel ja nichts zu spüren. Daß er anders betrieben werden konnte, scheint, auf dem Ordensfest, auch der Kaiser dem Ersten StaatsanwaltSteinbrecht angedeutet zu haben- „Schon wieder hat von Ihnen Etwas in der Presse gestanden. Die Rede, die Sie am Geburtstag des Kaisers vor Ihren höherenBeamten gehalten haben.Als muthiger und aufrichtiger , Mann werden Sie mir nicht erzählen, der Wortlaut sei ohne Ihr Wissen veröffentlicht worden. Einen Polizeipräsidenten, der sich in jedem Quartal mindestens einmal der Neugier des Zeitunglcscrs empfiehlt, kann ich nicht brauchen. Bisher habe ich Sie gchalten.weil dieSozialdemokratenIhreVersetzungfür einenPartcierfolg ausgegeben hätten. Aber Sie stellen meine Geduld auf

schwere Proben. Sie sind ein gescheiter Mann von bestem Wollen und mögen sich zur Ministerpräsidentschaft berufen glauben. Noch aberbin ich dieses Amtes Inhaber; und dulde nicht, daß ein dem Ministerium des Inneren unterstellter Exekutivbeamtcr mir ins politische Geschäft hineinpfuscht.UeberGeschmacksfragenwill ich mit Ihnen nicht streiten. In Ihrer neusten Rede bekennen Sie sich zu dem Glauben an das Königthum von Gottes Gnaden und erzählen, daß manche Republik uns umSeineMajestät beneide. Das mag hingehen; so wunderlich sichs, als Polizeipräsidialerlaß, in der Zeitung macht. Glauben Sie aber, daß die Wittclsbachcr, Wettincr und andere deutsche Bundesfürsten sich freuen, wenn sie aus Ihrem Mund hören, die Hohenzollern seien ein .unvergleichliches' Herrschergeschlecht? Daß Ihre Angabe, die Schutzmannschaft habe,tadellose Mannszucht gehalten'und ihr,Ehrenschild' sei rein, die Gerichtsurtheile, die anders sprechen, übertönen kann? Ihren Leuten ist vielfachUnrecht geschehen; doch sie haben oft auch Unrecht gethan. Oefter, als ich nach den ersten Berichten annehmendurfte.IederSterblichekannirren? Stimmt; sagtschon Theognis. Cicero,derswiederholt, setztaber, mitFug, hinzu, daß nur derThor sich in denIrrthum festbeiße. DieSchutzleute haben schwere Arbeit gehabt und sind von Roheit und Niedertracht bis aufsBlut gereizt worden. Darauf müssen sie gefaßt sein. Das darf sie nicht in blinde Wuth treiben. Ich bin für Wahrung der Staatsautorität; wenn ich aber gesehen hätte, daß unschuldige Menschen (wie Ihre Offiziere vor Gericht anerkannt haben), Frauen und Kinder sogar, mit dem Säbel geschlagen wurden, wäre auch ich wild geworden. Ich erwartete vonIhnenVorschlägezueinerRcorganisation des Dienstes: und Sie rücken mit der tadellosen Mannszucht und dem reinen Ehrenschild an. Aeberall Hechts nun natürlich, in Preußen dürfe die Polizei ihre Mißachtung gcrichtlicherArtheile zuöffentlich hörbaremAusdruck bringen. Wen triffts? Mich. Mir scheint, Sie hätten am Alexanderplatz, wo drei Viertel des Dienstbetriebes modernifirt werden müßten, genug zu thun und keinen Anlaß, sich immer wieder in,weiteste Öffentlichkeit' zu drängen. Das Menschenrecht, im Streben zu irren, überschreiten Sie, wenn Sie annehmen, die moabiterSache (die, nach preußischerTradition, nach dem Ablaufeines Tagesbeendet sein mußte) habe IhnenLorber eingebracht. Wirklich nicht; el en so wenig wie Ihre Behandlung der Arbeiterdemonstrationen, Ihre

Akase, Zeugenwerbungen und Verkehrspolitik. In Alledem verräth sich ein Mangel an Augenmaß, der mich vor einer Sozietät, wie Hinckeldey sie mit Manteuffel erstrebte, abschrecken müßte; wenn ich sie je gewünscht hätte. Ich habe nie daran gedacht; und muß mir, wie Bismarck im August 1853 that, ausbitten, ,daß die Polizeibehörden sich mehr, als es bisher der Fall zu sein scheint, mit solchen Geschäften befassen, welche ihrer ursprünglichen Bestimmung und den Rücksichten der Schicklichkeit entsprechen, die man den übrigen Dienern Seiner Majestät schuldig ist/ Sie finden, daß mirs an Energie und Kampflust fehle, und können, im Hochgefühl ihrer Stärke, derVersuchung, in die Bresche zu springen, nicht leicht widerstehen. Danke. Aber Sie täuschen sich über den Liebreiz Ihrer Person und über den Machtbereich Ihres Amtes. SelbstdieverkröchertenKonservativenthun nur, als seien sie mit Ihnen zufrieden; sinds aber nicht. So lange ich hier sitze, will ich durch die Zeitung nichts mehr von Ihnen hören. Können Sie sich in Berlin nicht still halten, dann muß ich Seine Majestät ersuchen.Sie an einer derKritiknicht so leicht zugänglichen Stelle zu beschäftigen." So müßte, ehe es zu spät wird, Preußens Ministerpräsident zu dem Herrn Doktor Traugott von Iagow sprechen.

Reisepolitik.

Im vorigen Iahr ist der Kaiser in das ungarische Iagdrevier des Erzherzogs Friedrich von Oesterreich gereist, trotzdem in diesem Revier (bei Mohacs) und im ganzen Komitat Baranya die Cholera hauste und ihre Ausbreitung dadurch beschleunigt werden konnte, daß viele Treiber aus verseuchten Orten kamen. Die ungarischeRegirung war unruhig und ließ den Iagdbezirk durch Militärkordons absperren. In der Presse Oesterreichs und Ungarns wurde aufdengrassenGegensatz hingewiesen,der entstehen ° müsse, wenn das düstere Reich der Seuche zur Stätte fröhlicher Iägerei werde; und die Vermuthung angedeutet, daß der Erzherzog erst aufathmen könne, wenn der Sonderzug des Kaisers Mohacs wieder verlassen habe. Wilhelm soll die Ansteckungsgefahr nicht gefürchtet und in Wien, als er auf dem Bahnhof seinen Leibarztvorstellte.zu FranzIoseph gesagt haben: „ Den habe ich mir als Bazillenfänger mitgebracht." Den Besuch, der unter solchen Amständen demWirth eine Pein sein mußte, abzusagen, schienihm wohl nicht rathsam: die Initiative zum Aufschub derIagd mußte

von dem Erzherzog ausgehen.Wäre die Absage aus Berlin gekommen, dann hätte sie als ein Ausdruck des Mißtrauens gewirkt; als ein Symptom des kränkenden Verdachtes, der Wirth könne den Gast nicht vorLebensgefahr schützen.Warum hat man im Fall des Kronprinzen nicht eben so gehandelt? Damals gings um ein Waidmannsvergnügen, jetzt um eineStaatsaktion.Der Kronprinz sollte, alsVertreter des Kaisers, desReiches, die Höfe vonPeking, Tokio, Bangkok besuchen. Nun ist in China die Pest, die dort nie ganz erlischt, jäh aufgeflackert: und derReichskanzler hat deshalb denKaisergebeten.seinenAeltestenausIndienheimzurufen.Einseltsamcs Gesuch; das leider Gehör fand. Wahrscheinlich haben die Pestberichte hitzig übertrieben; und selbst sie habennochnichtvoneiner Gefährdung der Europäerviertel geredet. In Ostafrika und anderen Kolonien blicken Soldaten und Beamte furchtlos in die Pestquartiere hinab, neben denen sie in ungestörter Gesundheit leben. In Peking halten Hof und Diplomatencorps einen Ortswechsel noch nicht für nöthig. König Friedrich August von Sachsen läßt sehr laut verkünden, daß die Pest ihn nicht von derReise nach Egypten abschrecke. Der Kronprinz muß umkehren. Ein junger, gesunder Mann und Soldat, der morgen gezwungen sein kann, auf dem Schlachtfelde das Leben zu wagen, muß auf die Erfüllung einer amtlichen Pflicht, der ersten, die er vor dem Auge der Welt übernommen hat, verzichten, weil sie nichtganz gefahrlos ist. Aus Peking kommt die Meldung, daß Alles, mit großem Kostenaufwand, für den Empfang des Kronprinzen vorbereitet, fertig gewesen sei. Aus Bangkok die Erklärung, Siam habe noch nie einen Pestfall zu verzeichnen gehabt.DieIapaner schweigen; und lächeln, wenn kein Europäerauge sie sieht. Mußte es sein? Wer in ein Haus, wo ein Kind an Diphtherie erkrankt ist, zum Ball oder zu einer Mahlzeit geladen wird, kann solche Einladung leichtfertig finden; wirdabernichtantworten, er komme nicht, weil er dieInfektion fürchte. Glaubt Herr von Bethmann, Redlichkeit werde erst durch den Mangel an Geschicklichkeit offenbar? China, Iapan, Siam haben inBerlin Vertreter. Die konnte man in die Wilhelmstraße bittenund ihnen da sagen.FrauundMutterdesKronprinzen seien durch die Pestberichte geängstet, das Programm der Reise, die gerade das Volksleben kennen lehren sollte, müsse der Seuche wegen verengt werden und der berliner Hof werde drum dankbar sein, wenn von drüben der Aufschub der Besuche angeregt

werde. Ietzt? Der Kronprinz ist um die Möglichkeit gebracht worden, sich als einen von Bazillenfurcht nicht einzuschüchternden Mann zu erweisen; der von hundertHoffnungenbegrüßteReiseplan ist gescheitert; und die Asiatenhöfe hören in der Absage den Widerhall des Verdachtes, sie seien sich ihrerWirthspflicht nicht bewußt geworden. Aber wir sind wieder einmal ehrlich gewesen; und ehrliche Leute brauchen nicht mit Taktgefühlen zu prunken.

Das neue Opernhaus.

Im September habe ich hier von dem (merkwürdig beschränkten) Wettbewerb erzählt, der, sub auspiciig dreier Ministerien, entscheiden solle, welcher Architekt das Hofopcrnhaus in Berlin bauen werde; einenBriefMcssels verösfentlicht,der, wie ich, längst schon fürchtete, der Königliche Baurath Professor Gcnzmcrwerde den Auftrag erhaltenden doch nur «ein ganzerKerl" bewältigen könnte; und mit der Frage geschlossen: »Der Kaiser hat auf den lebenden Messelgehört; hört erden toten?"Fastdurftemans hoffen. Im Ministerium der öffentlichen Arbeiten (wo Herr Gcnzmer,als ein durch Intendantengunst, nicht auf dem gewöhnlichen Weg über dieAmtstreppe auf die Höhe Gelangter, nie gehätschelt wurde) soll man entschlossen sein, keinem der acht Wettbewerber dcnBau zu übertragen und der„maßgebendenInstanz"denRegirung-undBaurathEduard Fürstenau (ausdertzochbauabthcilung) als den Mann zu empfehlen, der ein brauchbares Projekt auöarbeiten könne.Dasdarfauchnichtgcschehen.HerrFürstenau, den derWirkliche Geheime Oberbaurath Launer, der in der HochbauabthcilungmächtigsteVortragendeRath,indieSonne gebracht hat, ist gewiß ein braver Beamter; hat aber noch nie Nennenswerthcs gebaut. Und hier handelt sichs, nach Messels Wort, um „die vornehmsteAufgabe",derenVerfehlung als„ein nationales Anglück"zubetrachtenwäre.AmeineuMonumentalbau,dermindeslens dreißig Millionen Mark kosten und künftigen Geschlechtern als das Wahrzeichen deutscherBaukunst aus dem ersten Viertel des zwanzigsten Iahrhunderts gelten wird. Fischer und Licht, tzoffmann und Seidl zu schwach befunden, der Iugend die Thür verriegelt unddernoch meinseinemKunstvermögeil erprobtehcrr Fürstenau gekrönt: DasdarfHerrvonBreitcnbach, derMinister, nicht mit seinerTheilverantwortlichkeit decken. Wir haben mitzuzahlen, also auch mitzureden; und möchten,nach derGedächtniß-

Quatuor,
kirche, dem Dom, dem Friedrichsmuseum, der Kaiser-Wilhelm-Akademie und dem Reichsmilitärgericht, endlich einnialuns eines Gebäudes freuen, auf das der Fremde mit Neid, nicht wieder mitHohn, schaut. Das Bauprogramm stellt Forderungen, die noch nie, noch nirgends mit dem Auftrag zu einem Theaterbau verbunden waren; auch nicht in derPatriarchalzeit,wo dieFürsten alles, von der Grundmauer bis an den Blitzableiter, für ihr Hoftheater Nöthige bezahlten und das Volk nur einließen,wenns ihnen beliebte. Ein dem Hof reservirtes Treppenhaus :zwei ihm vorbehalteneTreppen;fünfHoflogen,daruntereine,diesich durch zweiRänge streckt, für Galavorstellungen'.ein großerFest- und Speisesaal; ein kleiner Saal für Cercle und Thee; Vorsäle; vier Boudoirs; Toilettezimmer; Küche,Keller,Anrichteraum,Speisenaufzüge : dasAlles wird verlangt. Einem Opernhaus, dessen Zuschauerraum zweitausendfünfhundext Menschen faßt, soll ein Schlößchen angegliedert werden.in dem unten der Kronprinz.oben der Kaiser große und kleine Empfangssäle zur Verfügung hat und fürachtzigMenschen gekocht und ein Festmahl aufgetischt werden kann. Dadurch wird dem Architekten die Arbeit erschwert. Er muß nicht nur versuchen, ein Haus hinzustellen, das auf den berliner Boden taugt (also weder an Paris noch an Monte Carlo erinnert), aus ihm organisch erwachsen scheint und in seiner Bestimmung dem Blick sofort erkennbar wird,sondern obendrein noch den neuenGedanken eines Theaterschlosses in das ihm passende Prachtgewand kleiden. Für die schwere Aufgabe ist der beste Mann gerade gut genug. Dem Landtag winkt die Gelegenheit, sich über die Blamage, die ihm die allzu zärtliche Behandlung derFlorapuppe eintrug, hinwegzuhelfen und zu zeigen, daß auch Kunstfragen ihn der Rede werth dünken. Zunächst muß er fordern, daß die Baupläne der Wettbewerber veröffentlicht werden. Wer weiß? Am Ende hat da Einer, demmans nicht zutrauen konnte.Ansehnliches geleistet. Bleibt so holde Enttäuschung aus, dann müssen die Schranken des Wettbewerbes geweitet, muß jedem deutschen Architekten erlaubt werden, seinen Plan den Richtern vorzulegen. And diese Richter müssen sachverständig sein; die edle Baukunst lieben und ihre Lebensgesetze kennen. Ein Werk von solcher Tragweite darf nicht im Dunkel entstehen; eine Aufgabe, wie sie in einem Iahrhundert kaum wiederkommt, nicht von Geheimrathslaune verstümpert werden. DenMundhaltenund zahlen: Daswareinmal.

Akademische Baukunst.

„Wißt, in diesen letzten Tagen
Ward die Schere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unserer Alten nicht erbaut."
Klotho: Faust II.

AAkie Winterausstellung der Königlichen Akademie der Künste hat der Architektur drei, Säle eingeräumt. Sie sind fast ausnahmelos von Mitgliedern des Institutes belegt; unter den Ausstellern finden wir nur drei eingeladene Künstler: den Architekten Julius Habicht, den thätigen Leiter der Baubureaux der Reichsbank, und die zu gemeinsamer Arbeit verbundenen Geheimen Bauräthe Cremer und Wolffenstein.

In dieser akademischen Architekturausstellung wirkt das Ordentliche Mitglied Bruno Schmitz ganz als Outsider. In den Projekten für Mannheim (Großherzogsdenkmal und Reißmuseum) und für Leipzig (Innenraum des Völkerschlachtdenkmals), die er hier zeigt, bricht die ganze Fülle seines überschäumenden Temperamentes durch, das zu der kühlen Gelassenheit und senilen Ruhe der übrigen Akademiker im stärksten Gegensatz steht. Man braucht nicht einmal ein hitziger Freund der Kunst Schmitzens zu sein, mau kann sogar meinen, daß in seinen oft gewaltsamen Formen mehr ein Mangel an Disziplin als ein Ueberfluß an Genie zu erkennen ist: und wird in dieser Umgebung doch die Leidenschaftlichkeit und Iugendfrische seiner Arbeiten wahrhaft als Erquickung empfinden.

Viel leichter fügen sich dagegen die Arbeiten des süddeutschen Akademikertriumvirates Thiersch, Seidl und Hocheder dem Gesammtbild der Ausstellung ein, obwohl sie es, als Künstlerleistungen, beträchtlich überragen. Was die Arbeiten dieser münchener Architekten auszeichnet, ist das bei aller eklektizistischzn Stilromantik/ doch lebendig entwickelte Raumgefühl, das die Form nicht nach akademischer Praxis als zweidimensionale Zeichnung, sondern plastisch, im Verhältniß ihrer proportionalen Werthe und im natürlichen Maßstab ihrer kubischen Wirklichkeit denkt. In ihnen ist ein solides, von akademischer Reißbrettvirtuosität noch nicht ersticktes technisch-handwerkliches Können, das sie niemals die dringend zu fordernde Fühlung mit dem Bedürfniß verlieren läßt. Und diese Eigenschaft giebt ihnen auch die Fähigkeit, die Baumaße als ein Körperliches zu empfinden, eine Begabung, die dann in dem großen Zug der Gruppirungen zum Ausdruck kommt, in der ja die Münchener anerkannte Meister sind. Das Projekt Hoch-

eders für das neue Berkehrsministerialgebäude in München, sein Schloß Hirschberg und Setdls Schloßanlagen in Steinach und Neubeuern sind gute Proben solcher Kunstübung. Mehr im dekorativen Sinn sieht man die architektonische Form von Thiersch bei seinem Erweiterungbau des münchener Kaufhauses Bernheim verwandt. Hier wird mit ein paar von den Palastfassaden italienischer Frührenaissance erborgten Requisiten eine Architektur gemacht, die es nur noch der Qualität des Handwerklichen zu danken hat, wenn sie nicht ganz ohne Wirkung bleibt. Wo solche Eigenschaften dann fehlen, wie bei den Arbeiten der berliner Architekten Kayser und Großheim, da tritt das Werk akademischer Reinkultur hervor. Diese in geschäftlicher Gemeinschaft arbeitenden Architekten zeigen in Photographien ihren letzten berliner Neubau, das Reichsmilitärgericht amLietzensee; die große Baugruppe besteht aus einem umfangreichen Hauptbau mit Sitzungsälen und zahlreichen V:rwaltungräumen und einem kleineren Nebenbau, in dem der jeweilige Inhaber des höchsten Militärjustizamtes wohnen und seinen Rang repräsentiren soll. Als Bauplatz stand ein Eckgrundstück zur Verfügung, das auf der einen Seite von einer schmalen Straße, auf der anderen von einem großen freien Platz mit weiträumigem Ausblick über die Fläche des Lietzensees begrenzt wird. Man konnte daran denken, das Hauptgebäude an den freien Platz zu legen und diesem mit einer breit und massig entwickelten Monumentalarchitektur eine städtebaulich wirksame Dominante, einen weithin sichtbaren point äs vus zu schaffen. Die Akademiker richten das dreigeschossige Hauptgebäude mit seinem steilen Mansardendach nach der engen Seitenstraße, legen (wohl um der schönen Aussicht willen) das kleine, zweistöckige Wohnhaus nach der Seeseite, wo es im weit offenen, locker gefügten Raum völlig verschwindet, und ersetzen die fehlende (architektonisch bedeutende) Schauseite durch einen unmotivirten Thurmbau auf der Ecke, der als willkürliches Verbindungstück zwischen beide Baukörper eingeklemmt ist. Resultat: eine zerrissene Baugruppe mit häßlicher Silhouette, ohne jeden künstlerischen Gesammteindruck, ein ungeheurer Aufwand vonMotiven nutzlos verthan, nirgends einegroße, durchgehende Linie, der das Auge folgen, eine glatte stille Fläche, auf der der Blick des Beschauers sich ausruhen kann. Und gleich daneben zeigt diese Architektenfirma zwei Projekte für das Waarenhaus, das A. Wertheim am Alexanderplatz, auf dem früher von den Königskolonnaden begrenzten Grundstück, errichten läßt; ein „Idealprojekt" und eine Ansicht des Neubaues. Beide im Vergleich zum Reichsmilitärgericht überraschend gut, jugendfrisch und Lü

darum ohne die intensive Mitarbeit eines jüngeren Architekten der Firma (E. Rentsch?) nicht denkbar. Das Idealprojekt, das eine fast kühn erfundene, an Messels Wertheimfassade am Leipziger Platz erinnernde Fensterachse zeigt, schlägt für die ganze Länge der Front nach der Königstraße eine Oeffnung des Erdgeschosses in weitgespannte Arkaden vor, ein Motiv, das starker architektonischer Wirkung sicher gewesen wäre, leider aber in dem Ausführungprojekt, eben so wie die schöne Hauptachse, wieder aufgegeben wurde.
Ein Musterbeispiel akademischer Baukunst ist die Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin: das Ergebniß einer Konkurrenz, aus der die Königlichen Bauräthe Cremer und Wolffenstein, Beide Mitglieder der Akademie des Bauwesens, siegreich hervorgegangen waren. Von lähmender Langeweile sind die endlos sich hinziehenden Fronten, rhythmisch gegliedert nach dem bekannten fünftheiligen System akademischer Fassaden (ein Mittelrifalit, zwei Seitenrisalite, dazwischen je eine Reihe gleichmäßig s,ä inkinituin sich wiederholender Achsen). Flach, kalt und unempfunden ist das Detail der Dekoration, der Säulen und Pilaster; im Vergleich damit scheint der trockenste Zopfbau uns ein Musterbeispiel von Geist und Grazie. Auch an diesem Bauwerk sehen wir das schon hervorgehobene Merkmal akademischen Geistes: das Fehlen jedes Verständnisses für den Werth der architektonischen Situation. Die Lage des Grundstückes an dem schönen und edel proportionirten Platz vor dem alten Hamburger Bahnhof, dessen schlichte Front den Platz würdig nach der Tiefe abschließt, mußte von Kunstrechtes wegen auch hier die Orientirung des Gebäudes bestimmen. Eine Front von großem Zug an der den Platz begrenzenden Seite konnte, gegenüber der Fassade des Verwaltungsgebäudes der Königlichen Ministerial- und Baukommission, die zur Bildung eines geschlossenen Platzraumes noch fehlende dritte Seitenwand schaffen. Die Architekten haben die Hauptfront des Hauses an die mit Verkehr überlastete Invalidenstraße gelegt, wo der Blick rasch über sie hinweggleitet; an die Platzseite aber grenzt ein Nebenflügel mit unbedeutender Fassade, vor der ein hoher, das Dach weit überragender Schornstein als Ziegelrohbau aufgemauert ist.
Die an diesen Projekten aufgedeckten Fehler sind symptomatisch für die Werke der Akademiker. Sie wiederholen sich immer wieder und sind die Folgen einer Arbeitweise, die sich den vom le» bendigenBedürfniß gebotenenAnregungen verschließt, jeden neuen Baugedanken im Wust toter Konventionen erstickt und mit ungeheurem Dünkel jede selbständige, die Entwickelung fördernde Leistung der nicht zur Zunft Gehörenden ablehnt. Mit Bedauern und Resignation sieht man einen Architekten von der Potenz Schwech-

tens, dessen kraftvolle Anfänge aus der Zeit, da er in Berlin die Fassade des Anhalter Bahnhofes baute, zu der Hoffnung berechtigten, er sei Einer aus eigenen Gnaden, in der Sackgasse der geistlosesten Stilimitation enden, nachdem er längst dem Glauben an seine Mission entsagt und seine große Begabung zur Befriedigung romantischer Hofwünsche mißbraucht hat. Er zeigt die Photographien von Innenräumen aus dem posener Kaiserschloß, Treppenhaus und Korridore, den hochgewölbten Remter und die für den Kaiser bestimmten Gemächer. Den Kopien fehlt nicht das kleinste Detail der alten Borbilder; weder die schlanken Granitpfeiler des Remters, auf die strahlenförmig die zierlich profilirten Rippen der luftigen Sterngewölbe ausmünden, noch das kräftig geschnittene Bandornament der Wandvertäfelung; weder die aus Eisen ge» schmiedeten Radkronen des Thronsaales (freilich mit elektrischer Glühbirnenbeleuchtung) noch die monumentale Steinarchitektur hoher Kamine (freilich nur als üppige Verkleidung der Centralheizungskörper). Eine erkältende Pracht, aber ohne die grandiose Matzstabswirkung der alten Originale.

Das Verdienst, die Schwächen solcher Architektonik aufgedeckt zu haben, gebührt, nach seinem Freund Alfred Messel, dem berliner Stadtbaurath Ludwig Hoffmann, der in einem Sonderaum Photographien des bucher Greisenasyls ausgestellt hat. Auch Hoffmann ist Akademiker, seiner Erziehung wie seinem Temperament nach. Auch er bedient sich überlieferter Formen; aber er hat das Funktionelle ihrer sinnlichen Existenz erfaßt und darum haben sie bei ihm überall Klang und Leben. Hoffmann ist kein genialer Architekt und sein Bildnergeist lebt in noch engereu Grenzen als Messels; das Versagen vor der neuartigen Aufgabe, die ein Wasserthurm bot, beweist es. Aber in seinem Amt ist nicht Zeit zu ungewissen Experimenten und bei dem ungeheuren Umfang der Bauaufgaben, die er alljährlich zu bewältigen hat, ist konservative Zurückhaltung vielleicht mehr am Platz als kecke Originalität, Hoffmanns unbestrittener Ruhm bleibt, daß er sein Amt mit dem lebendigen Geist der neuen Baugesinnung erfüllt und von der lähmenden Wirkung akademischer Anschauung befreit hat. Auf dem so erworbenen Grund baut jetzt die junge Generation weiter und sucht der Forderung einer neuen Zeit gerecht zu werden. Arbeiten wie die (im Modell vorgeführten) Reichsbankbauten des Architekten Julius Habicht, der sich einen Schüler messelischen Geistes nennen darf, sorgen dafür, daß diese Kunstgedanken nun endlich auch in der Provinz Verständnitz finden.

Charlottenburg. WalterKurtBehrendt.

«»

Schmutz.
der Wortschatz des Alterthums zeigt deutlich, daß es sich über
den Schmutz, über seine Eigenart und Entstehung wie über seine
üblen Folgen klar geworden war. Die Römer schieden den Zitus, Das,
was durch Vernachlässigung, durch das Lagern an dunklen, feuchten
Orten rostig, schimmelig, modrig, welk, faul geworden war, von soräss
und squslor, von Dem, was, so zn sagen als persönlicher Schmutz,
am Menschen selbst und an seinen Kleidungstücken haftet, wenn er,
weils ihm an Geld oder an Zeit fehlt, die nöthige Pflege versäumt und
schließlich geradezu in übelriechendem pssäor vergeht. Man sprach von
lutuvi, der gelösten „Erde", dem Schmutz der Straße, von purAanisutuiri,
dem Kehricht, dem Unrath, der von der Mühe des purZsrs und xolirs,
des Ausfegens und anderer Reinigungarten zurückblieb.
Wenn Mangel Schmutz verschuldete, so meinte man, daß wieder-
um Alles, was kümmerlich, im „Schweiße des Angesichtes" mit der
Hand ums tägliche Brot arbeiten mußte, der Handwerker, der Krämer,
nicht nur körperlich, sondern auch in seiner Gesinnung schmutzig, ge-
mein, wirklich aus Erde (Staub) geboren sei. Und man war um so
mehr zu solcher Annahme berechtigt, als in den Schmutzvierteln der
Städte, dem Kerameikos Athens, der Subura Roms, lichtscheue Ge-
werbe sich ansiedelten, zügellose Orgien in verborgenen Spelunken ge-
feiert wurden. Wie von greifbarem Schmutz, der befleckt, so sprach man
von den Schandflecken, vom Makel solcher Gewerbe.
Aus ähnlichen Erwägungen hielt man Schmutz auch für ein
Zeichen der Trauer. Wer sich ihr ganz hingab, vergaß die Pflicht zur
Sauberkeit. Man trauerte in „Sack und Asche", um sich das Ansehen
des sich selbst vernachlässigenden Traüerbolds zu geben. Aus ähnlicher
Erwägung vernachlässigten sich Fromme, um ihre Gottgefälligkeit ins
rechte Licht zu rücken, Asketen und Frömmler. Typisch war schon da-
mals für die „Brüder in Apoll", für die Musensöhne vernachlässigte
Toilette, wirres langes Haupthaar, mangelnde Körperpflege, Schmutz.
Der Verkehr mit dem Genius ließ ihnen, wie vielen ihrer modernen
Nacheiferer, keine Zeit für solche Kleinigkeiten.
Wenn das Alterthum den Umgang mit Schmutzigen (ZorSiSi)
oder Leuten aus schmutzigem, niedrigem Stand, mit im Schmutz (sor'
Mo looo) Geborenen mied, so geschah Das nicht nur, weil man durch
ihre Berührung beschmutzt zu werden fürchtete, sondern, weil man
durch sie, durch ihr OvnwAmm, noch mehr durch das Leben in schmutziger
Umgebung, durch das Einathmen unreiner, übel riechender Luft, wie
sie auch der tückische rothe Gott Set der Egypter, der Typhon der
Griechen (der sprachliche Ahn unseres Typhus) in seinem mit Staub
beladenen Gluthwind aushauchte und wie sie aus dem Lernaeischen
Sumpf aufstieg, insizirt, angesteckt zu werden fürchtete. Deshalb baute
man seine Villen im Freien, vor der Stadt, legte auf sonnigen Höhen,
in der Nähe sprudelnder Quellen und Haine, wo die Luft stets rein ist,

Tempel der Heilgötter, Asklepieen (Sanatorien) an und ließ besonders Lungenkranke in Höhenluft leben oder Seereisen machen. Hier sei noch erwähnt, daß man schon damals kleine Lebewesen (smmslis miuuw) für die Träger oder Erreger mancher Krankheiten hielt und sie durch desinfizirenden Rauch oder durch Räucherungen mit „göttlichem" Schwefel oder anderen Ruchstoffen zu vertilgen suchte.

Den persönlichen Schmutz bekämpfte man in ausgiebigster Art (in musterhaft gestalteten Bädern; auch an die Hygienevorschriften des Leviticus ist hier zu erinnern), vertrieb freilich auch, nach orientalischem Vorbild, oft den Teufel durch Beelzebub: besonders die Frauen trieben, um über Körperausdünstung hinwegzutäuschen, solchen Mißbrauch mit Parfums, daß der Ekel das Wort münzte, am Besten rieche die Frau, die nicht riecht. Des schlimmeren Schmutzes der Seele suchte man sich dadurch zu erwehren, daß man den Bemakelten in den lichtscheuen Lasterhöhlen nachspürte, sie mit der Geißel des Spotts und der Satire wegscheuchte und ihnen die Hüter des Gesetzes auf die Fersen hetzte. Natürlich haben diese Mittel auch damals nicht immer genützt.

Heute verstehen wir unter Schmntz fettig-feuchte, klebrige, fleckende, schmierige und beschmierende Massen; im Grunde das Selbe, was das Alterthum unter Lutum verstand. Denn die Hauptsache im Schmutz ist „Erde", die in fein vertheiltem Zustand, als Staub, von leisestem Windhauch aufgestöbert, in die feinsten Ritzen stiebt und durch Feuchtigkeit zu Schmutz wird. Erde ist aber zum allergrößten Theil mineralischer Art und noch mehr natürlich die Erde, die als Staub auf den Kunststraßen aufwirbelt, auf denen der moderne Kulturmensch sich, eben so wie der des Alterthums, zu bewegen gewohnt ist. Wie die alte Chaussee, die vis oslcsats, aus weißem Kalkstein geschüttet war, so waren kalkhaltig, weiß, wie noch jetzt in Italien, die etwa achtzig Prozent Hauptbestandtheile ihres Standes imGegensatz zu unserem hellgrauen, Kieselsäure haltigen aus Granit und dem fast schwarzen aus Basalt; und ähnlich gefärbt war der Schmutz. Die Farbe allein, noch sicherer chemische Untersuchung ließe seinen Namen und seine Art erkennen.

Der wichtigste normale Bestandtheil der „Mutter" Erde, der Ss nister der Griechen, aus der der Mensch gemacht ist und zu der er wieder wird, aus der alles Irdische sproßt, alles Sterbliche die Nahrung zieht und in dessen Bestandtheile es wieder, im ewigen Kreislauf, zerfällt, ist organischer, pflanzlicher oder thierischer Natur. Aller pflanzliche Abfall, die Holz- und Gemüsereste, die von den Rädern der Wagen zermalmt, von den Füßen der dahineilenden Menschen zertreten werden, dann die vielen Abfälle des Hauses, die, trotz gut geleiteter Abfuhr, wenn sie nicht durch den Gebrauch schon zu Müll oder Mulm geworden sind, auf der Straße sicher dazu zermahlen werden, die mancherlei Lebewesen, die auf der Erde verwesen, dann die Abfälle, die für so werthvoll gehalten werden, daß arme Anwohner sie sammeln, um das bescheidene Gärtchen fruchtbar zu machen, in der Stadt die vielen Spuren der dem Menschen gegenüber fast bevorrechtigten

Vierfüßler, die bei ihrem erzwungenen Morgenspazirgange frech die Bürgersteige besudeln, statt die Exkremente nach Art der sauberen Katzen an heimlichem Ort zu vergraben: das Alles und vieles Andere noch mengt sich zu Schmutz. Ie tiefer ins Land hinaus, desto größer wird die Beimischung von Pflanzenstoffen werden, wie sie der Wind von Blüthen der Samen tragenden Pflanzen oft viele Meien weit mit sich führt: die mit Flugorganen versehenen Samen der Ulmen, der Korbblüther, der Bluthenstaub der Gräser, der Schwefelregen der Nadelhölzer und des Haselstrauches, Pilz, Schimmel, Sporen. Für die Nähe der Stadt und erst gar für die Innenräume der Häuser sind andere Staubtheile organischer Natur charakteristisch, die man im Sonnenstrahl spielen sieht und die leicht auf einer Glasplatte aufzufangen, unter dem Mikroskop ihrer Art nach und mit einer empfindlichen Wage ihrem Gewicht nach festzustellen sind. Im eigentlichen Sinn „Schund"; Das, was, durch das Reinlichkeitstreben der fleißigen Hausfrauen von den Gebrauchsgegenständen mit Bürsten, Besen, Schrub-Kern abgeschunden, ab- und zusammengefegt, zum Theil sich wieder auf den Staub fangenden, das so nöthige Sonnenlicht abhaltenden Gardinen und den Sauberkeit hindernden Teppichen ansetzt, beim „gründlichen Reinmachen" mit Wasser und Seife, zu wirklichem Schmutz geworden, in die Ecken geschmiert oder, zu Nutz und Frommen der Umgebung, durch Klopfen in die Luft gewirbelt, wenn nicht gleich den harmlosen Straßengängern auf die Köpfe geschüttelt wird.

Harmlos im Grunde sind die Schädigungen, welche die bis jetzt erwähnten Staubtheile bewirken. Ihre Flecke können ohne allzu große Mühe beseitigt werden; gegen das Einathmen des Staubes, der sich in die Lungen setzt, die Athmungorgane reizt und dadurch zu einem guten Nährboden für Krankheitkeime macht, können wir uns immerhin durch vernünftigen Gebranch des weise als Luftfilter konstruirten Nasenorgans schützen. Ziemlich arg leiden die durch die Einwirkung von Grasblüthenstaub auf ihre Schleimhaut „infizirten" Heuschnupfenkranken. Für die Menschheit unendlich wichtiger sind die kaum wägbaren, nur unter sehr starken Vergrößerungen sichtbaren organischen Beimengungen aus dem Reich der niedrigen Lebewesen, die man seit Leuwenhoeck wohl kennt, deren Leben und Lebensäußerungen man aber erst aus den genialen Arbeiten Pasteurs und Kochs genau erkennen lernte. Sie, die lange keimkräftig bleiben und im Wind von Ort zu Ort wirbeln, erklären die Erscheinungen des Blutregens, der blutenden Hostie und Aehnliches. Wenn sie auf geeignete Nährböden, Milch, Käse, Fleisch, Kartoffeln, fallen, leiten sie Gährung- und Fäulnißerscheinungen ein und können so zu Krankheitursachen werden.

Die Prozentsätze der mineralischen und der organischen Schmutzbestandtheile ändern sich natürlich je nach den örtlichen Verhältnissen. Eine Reise quer durch Deutschland gäbe uns Gelegenheit, etwa in den Kohlengegenden Westfalens, da, „wo der Märker Eisen reckt", den schwarzen Kohlenstaub und den rußigen Menschen, in der Nähe von

Cementfabriken oder Kalkbrennereien weißen Schmutz, in Holzbearbeitungfabriken anderen als in Farbmühlen zu beobachten. Oft giebt die Schmutzart der ganzen Gegend die Farbe und das typische Aussehen.
Wie viel Staub die Luft enthält, ist leicht zu erkennen. Eine gewisse Menge Luft wird in geeigneter Art durch Behälter gesaugt, in denen der Staub sich absetzt, oder sie wird, wie es jetzt bei den „Staubsaugern" zu geschehen Pflegt, geradezu filtrirt. Bei solchen Versuchen fand Aitken in einem Raumcentimeter Luft auf dem Rigi 210 bis 2000, in London (seiner größeren Luftfeuchtigkeit wegen) 48000 bis 116000, im trockeneren Paris 160000 bis 210000, in Stuben 1860000, an deren Decken 5420000, im Freien bei Regen 32000, bei schönem Wetter 100 000 winzige Staubbestandtheilchen. Sie wiegen in einem Raummeter auf dem Lande bei trockenem Wetter 3 bis 4,1, bei feuchtem Wetter 0,1, in Fabriken bis zu 171 Milligramm.
Die Staubverhältnisse in gewerblichen Anstalten, noch mehr ihren Einfluß auf die darin beschäftigten Arbeiter zeigen die von dem Franzofen Frois mitgetheilten Untersuchungergebnisse. In Holzsägereien athmet der Arbeiter in zehnstündiger Arbeitzeit 0,1, in Eisengießereien 0,12, in Bronzirungwerkstätten 1,08, in Cementfabriken 1,12 Gramm Staub ein, der zum größten Theil in der Lunge (ich erwähne nur, daß in der Lunge eines Arbeiters in einer Ultramarinfabrik auf 1000 Gramm des Gewebes außer Kohlentheilchen fast 20 Gramm Mineralbestandtheile gefunden wurden, die den frühen Tod des Mannes veranlaßt hatten) haften bleibt und sehr bald zu Gesundheitstörungen Anlaß giebt. In Werkstätten, die organische Stoffe bearbeiten, schwirren in einem Raummeter, wenn Lumpen sortirt werden, 26, beim Tuchscheeren 2Vs, in Roßhaarzupfereien 23, in Federschleißereien gar 26 bis 28 Millionen Keime als Staub herum, darunter viele, die Lungenentzündung bewirken. Eine gute Ventilation setzt die gegebenen Zahlen wenigstens um 75 Prozent herab. Unter gewöhnlichen Verhältnissen zählte man in gleich großem Luftraum im März 5 bis 480, im Mai 54 bis 460 (im Allgemeinen nach Regen mehr als bei Trockenheit) Keime und Schimmelsporen. Aus den gegebenen Zahlen ließen sich, annähernd wenigstens, die Mengen von Staub berechnen, die der Straßenverkehr in die Luft wirbelt oder der von oben schmutzend herabfällt. Das Exempel würde Manchen erschrecken.
Zu den unberechtigten Eigenthümlichkeiten Cassels gehört, daß dort die Kohle zuerst auf die Straße geworfen und dann erst in die Aufbewahrungräume getragen wird. Bei einem Kohlenvcrbrauch von auch nur zwei Tonnen auf den Kopf und das Iahr müssen in dieser Stadt (mit 150000 Einwohnern) manchmal 300000 Tonnen Kohlen auf der Straßeliegen. EntgingenbeijederTonneauchnur lOOGrammdemBesen (0,01 vom Hundert), so würden dort im Iahr 300 Doppelcentner vergeudet und als Staub und Schmutz in erster Reihe wohl die duftigen „Dessous" unser Damen besudeln und frühzeitiger Vernichtung überliefern, die Athemorgane belästigen, den Flußlauf verunreinigen und

anderes Unheil stiften. In Dresden hat man nachgewiesen, daß Fabrikessen 200 bis 400000 Kilogramm Rußstaub in die Luft senden und daß über der so sauberen Stadt im Iahr durchschnittlich IVO0 Tonnen Ruß und Kohlenstaub schweben und schließlich herunterfallen. Geradezu ein Schulverfuch ist es, der in dem verhältnißmäßig kleinen Hagen angestellt wurde und bewies, unter welchen beinahe trostlosen Schmutzzuständen Industriestädte leiden. Ein Schneefall hatte rund ein halbes Liter Schmelzwasser auf den Geviertmeter gegeben. Es war schwarz gefärbt von 0,4 Gramm Kohle- und 0,8 Gramm Aschetheilchen, die der Schnee aus der Luft heruntergezogen hatte oder die während'der kurzen Zeit zwischen Schneefall und Aufsammeln darauf gefallen waren. Bei etwa 3285 Geviertmeter Oberfläche Hagens bedeutet Das eine Staub- und Schmutzmenge von rund 394 Doppele entnern.

Halten wir uns vor Augen, mit welchen Gefahren uns die Milliarden Staubtheilchen in unserer Lebensluft belauern, daß ein solches Theilchen genügt, um uns dem Tod zu überliefern, so müssen wir den Brauch, Konditorwaaren und Delikatessen (jüngst sah ich Hunderte für den Gebrauch geöffneter und geputzter Austern auf Brettern austragen) ohne jede Decke, dem Staub ausgesetzt, an den Festort zu senden, als eine skandalöse Unsitte tadeln. Wunderbar genug, daß sie noch kein „Spaßvogel" benutzt hat, um (was bei unseren modernen, so stark wirkenden Arzeneimitteln leicht möglich wäre) eine harmlose Massenvergiftung vorzubereiten, wie sie in der Mitte des vorigen Iahrhunderts durch eine zweite Brinvilliers einer schlesischen Stadt angethan ward.

Als ich vor etwa zwanzig Iahren in dem kleinen Nordseebad Sankt Peter auf der Halbinsel Eiderstedt die Seeluft auf den als Heilfaktor gepriesenen Salzgehalt untersuchte (und dabei feststellen konnte, daß er, den schon Theophrast vor etwa zweitausend Iahren als vorhanden annahm, ins Fabelreich gehöre), ermittelte ich auch, daß am Strande bei Landwind im Raummeter Luft 280, bei Seewind nur 20 ungesunde Keime enthalten waren. Daß auch andere, gasförmige Beimengungen unsere Athmungluft verpesten, daß sie auch durch die ausgeathmete Luft schädlich beeinflußt wird, daß nach dem englischen Wort ,,>lar>» own KreatK is Kis grestsst snem?" braucht kaum noch erwähnt zu werden. Ie mehrMenschen, desto schlechter dieLuft, sagt der Volksmund,

Hinter die Gesundheitschädigungen treten andere Wirkungen des Schmutzes im gewöhnlichen Sinn des Wortes weit zurück. Groß genug aber sind sie dennoch. Bedenken wir, daß der erwähnte eine Tag in Hagen einen Verlust von 130 Doppelcentnern unverbrannter, ungenutzter Kohle brachte, ziehen wir die Verwendung bei der Rußentwickelung, wie in Dresden, beim Transport, wie in Cassel, in Rechnung, erwägen wir weiter den ungeheuren Schaden, der den Städten durch das Fortschaffen des Schmutzes erwächst, wie viel Arbeitlast und Kosten den einzelnen Hanshaltungen aufgebürdet, wie viele Kleider durch das immer wiederholte Reinigen vernichtet werden, daß die Wasserläufe vcrschlicken und der Fischbestand krank gemacht und getötet wird, ver-

gössen wir auch nicht, daß der aussichtlose Kampf gegen den Schmutz, geradezu ein Kennzeichen unserer Industrie- und Kulturstädte, den Menschen gegen ihn abstumpft und ihn immerhin in seinem Denken und Fühlen (wie Zola meisterhaft in seinem „Terminal" schildert) lässig macht, so haben wir in all diesen Fällen Schmutzwirkungen, die für das Volksleben von wesentlicher Bedeutung sind.

Gegen den Staub, des Schmutzes Hauptttheil, muß der Krieg bis zur Vernichtung geführt, Wege und Stege müssen aus möglichst un-angreifbarem Material, die darauf rollenden Räder so gestaltet wer-den, daß möglichst wenig zermalmt wird. Abfall muß auf der Straße so schnell wie möglich beseitigt werden, damit er nicht erst schädlichen Staub bewirke. Man befeuchte jeden Weg, der trocken ist, pflanze Bäume, die Schatten spenden, und warne die Damen, durch unsinnige Schleppkleider den Staub aufzuwirbeln und fortzutragen. Wer die ungeheuerlichen Mengen Ruß in der Luft sieht, die in Gestalt dicker Wolkenschichten über unseren Industriestätten lagern und Luft und Licht von ihnen abhalten, Der ersehnt für die Menschheit die Stunde, die ihr die rauchfreie und restlose Verbrennung bringt. Einstweilen müssen in Mühlen und Fabriken die schon lange gebräuchlichen, nach dem Muster uralter (Feder-) Wedel und Weiher gestalteten Wind-maschinen (Ventilatoren) ausgiebig benutzt und, wo möglich, noch verbessert werden, damit sie sich der Ständchen gleich nach deren Ent-stehung bemächtigen und sie unschädlich machen. In Wohnungen soll man Staub gebende und fangende Einrichtungsgegenstände vermeiden. An die Stelle des abstäubenden Mädchens oder Dieners soll der mecha-nische Staubsauger treten, der den Staub nicht in die Umwelt vertheilt, wie es seit uralter Zeit geschieht, sondern zu endgiltiger Vernichtung sammelt, also „von Haus aus" unschädlich macht.

Die Feuchtigkeit, die den Staub so schnell schmierig und klebrig macht, liefern die Ausscheidungen des Körpers, die im Süden noch viel stärker sind als in gemäßigten oder kalten Zonen. Dieser Schmutz ist es, der den Staubgeborenen, den Plebejer, der im Schweiß des Ant-litzes sein Brot mit der Hand verdient, von dem Edlen, dem Patrizier, dem Herrn scheidet, der nicht oder nur mit dem Kopf arbeitet. Die Nase schafft vielleicht noch mehr Klassenantipathien als Herz oder Hirn. Ich erinnere an den Vorwurf der Römer, daß die ^uSssi toswntss seien; an die Geringschätzung der sorSigi, von denen ich schon sprach; daran, daß Roms Mißachtung Paris den Namen Lutetia, Schmutzstadt, gab; an den Hautgeruch, der den Schwarzen dem Weißen unleidlich machen soll, an die bezeichnende Redensart, „Einen nicht riechen können", an das Wort „Air" (etwa die Umluft), das wir den Franzosen entliehen. „?er kumurn", durch Rauchopfer, suchten die Alten sich bei den Göttern „in guten Geruch zu bringen". Der Orientale bestreicht sich mit wohl-riechendem Oel. FrauenverrathendurchdenDuftihresBlumenschmuckes denWunschdes Herzens. Mutter Natur gab dem reinen(keuschen)Weib instinktioeAbneigung von allemUnreinen als edlesErbtheil mitaufden

Lebensweg, als Grundlage für sein hochheiliges Amt als Gattin und Mutter, als Priesterin des Hauses, als Herrin von Zucht und Sitte, In dem Drang, solchem Amt zu genügen, ging und geht die Frau manchmal zu weit. Doch der Spott über Schmuck- und Parfumverschwendung klingt harmlos neben dem harten Tadel, den Unsauberkeit und muffiger Geruch hervorruft, wie er aus nicht aufgeräumten, verstaubten, nicht gelüfteten Stuben dem Besucher entgegenströmt. Nur darfs nicht, nach dem alten Spruch, beißen: „Außen Hui, innen Pfui!" Eine Frau, die sich parfumirt, weil sie sonst schlecht röche, ist nicht nur trüg und schmutzig, sondern hat auch eine unsaubere Seele. Ihre kosmetischen Künste sind Lug und Trug. Ihnen innig gesellt, Hausen iu solcher Frau Haus hinter Parfums und Räucherkerzen „Zweideutigkeit und Schmutz und Schand und Sünde", nach Lessings Reihenfolge. Daß eine Frau sich selbst und ihr Haus, ihr Kleid und ihre Familie rein halte, ist für den engsten undfürden weitesten Lebenskreis mindestens eben so wichtig wie ihre, von irgendeiner Instanz ihr bescheinigte „Bildung". Oft aber hat man den Eindruck, daß bei uns die Gefahr des Schmutzes unterschätzt werde; wenigstens da, wo die Sorge um Leib und Leben nicht laut mitspricht. Vor den Bakterien haben die Aerzte den Menschen Angst genug gemacht. Daß aber auch Staubtheilchen den Organen schädlich werden und Krankheitherde schaffen, wird gar zu leicht vergessen. Wo gehobelt wird, fallen Spähne; wo Leben ist, geht beim Stoffwechsel allerlei Abfall in Erde und Wasser über. Gewiß; aber das Unvermeidliche wird durch streng gewahrte Sauberkeit um den Haupttheil seiner schädigenden Wirkung gebracht. Kein Opfer darf den Stadtbewohnern zu groß sein, wenn sie damit erkaufen können, daß sich neben den mit hohen Miethkasernen und dunstenden Fabriken bebauten Straßen weite, staublose, grüne Plätze, Parks und Wiesen dehnen. Auch der Kampf gegen den Staub ist ein Kulturkampf; und Liebigs Wort, die Höhe der Kultur lasse sich aus der Größe des Seifeverbrauches erkennen, scheint mir nur für bestimmte Zeiten nnd Umstände richtig. Die Griechen, denen man hohe Kultur doch wohl nicht absprechen kann, hätten selbst von der feinsten pariser Seife gewiß nicht viel konsumirt. Und wenn wir dahin kämen, daß die Minderung der Staub- und Rußplage auch in Industriestädten den Seifenverbrauch zum Rückgang brächte, könnten wir recht zufrieden sein. Das Gezeter über den „Schmutz" (im übertragenen Sinn) wird oft schon zu laut; die Volksretter sollten sich wieder einmal mit dem greifbaren oder riechbaren Schmutz ein Weilchen ernsthaft beschäftigen.

Wenn die Geschichte und tägliche Erfahrung lehrt, daß der Verkehr mit Apoll und den Musen Abkehr, Geringschätzung von Äußerlichkeiten, wie Ordnung und Sauberkeit, als Folge hat, dann birgt das wieder einmal moderne Eindringen der Frauen in den Umgangskreis des Lichtgottes, in die Gebiete von Kunst und Wissenschaft uns große Gefahren. Im Kampf gegen den Erbfeind Schmutz ist die Frau unentbehrlich, unersetzlich; und man darf, ohne sie ins enge Haus

bannen zu wollen, von ihr sagen, daß sie, wenn sie in diesem Kampf
ohne Ermatten vorangeht, „der Natur gehorcht und dient, wenn nicht
am Würdigsten, so sicher recht würdig dem Himmel".
u willst wissen, lieber Iunker, woher ich meine wundervolle
Geige habe? Und warum ich nie darauf spiele, warum sie Nie-
mand anrühren darf? Warum ich die Macht süßen Klanges gefangen
halte, so unbarmherzig und thöricht es Euch Alle dünkt? Du sollst es
wissen, mein Iunker. Als Bub, da hab ich des Schloßherrn Kind ge-
liebt, das schöne, wilde, stolze Kind. Ihr zu Dienst trug ich Leid und
Gefahr. Ich wußte ihr Vogelnester zu bringen, seltene Muscheln, glän-
zende Kiesel. Da ich nun in die Ferne wanderte, in Städte und Länder,
um Wissenschaften zu erlernen, trug ich ihr Bild mit mir im Herzen.
Nach Iahren sah ich sie wieder, die meine kleine Herrin gewesen,
Sie trug sich stolz, kalt lächelten die wundervollen Lippen. Und es hieß,
die edle Dame besitze Alles, wonach menschliches Begehren zielen mag,
Schönheit, Reichthum, Adel und Geist. Ihr fehle nur Eins: ein war-
mes Herz in der Brust. Darum trieb sie nur Spott und Hohn mit
Allen, die sich ihr liebend nahten. Ich aber konnte nicht glauben, daß
es also stand mit der vielsüßen Herrin. Innig vertraute ich der Holden,
wie sehr ich sie von je her geliebt habe.
Sie betrachtete mich ernst, ohne Spott; dann sprach sie die Worte:
‚Wohl, ich entsinne mich Deiner Knabengeschenke, Deiner treuen Dienste,
Deiner Vogelnester, glänzender Kiesel und seltener Muscheln. Darum
will ich gütig für Dich sein, gütiger, als ich für Andere jemals war.
Ich warne Dich; denn nur Schmerzen und kein Glück habe ich zu ver-
schenken. Als Du fern warst, ist die Liebe zu mir gekommen und von
mir gegangen. Die große Liebe, die nur einmal kommt. Wenn ich jetzt
noch lächle oder küsse, geschieht es nicht aus Liebe, sondern aus Haß und
Hohn. Darum flieh, guter Iüngling! Hast Dus nicht vernommen, weiß
es nicht so Mancher? Ich habe kein Herz!'
Wie nun meine Herrin ihre bittere Rede geendet hatte, fühlte ich,
daß meine Liebe bei jedem ihrer Worte an Macht, an verzweifeltem
Muth gewann. Denn nun wußte ich, daß tiefes Leid die Stolze so stolz
gemacht und so hart. Und ich hoffte, ihr Leid besiegen zu können mit
meiner großen Liebe, wie man Drachen besiegt, die goldene Schätze
hüten. Nicht ohne inneren Trost ging ich von ihr. Die alte Wunder-
kapelle hatte ich im Sinn von unserer Lieben Frau im Wald, die schon
Cassel.
Hermann Schelenz.
Die große Kunst.

in manchem verzweifelten Fall milde Hilfe gewährt hat. Dort lag ich Tag und Nacht auf den Knien und bat um eine Gnade, um ein Geschenk, das mir Macht verleihe, das Herz meiner Herrin zu erlösen. Ihr grimmes Leid mußte ich besiegen, das Wache hielt und die Schätze ihrer Huld Keinem auf Erden gönnen mochte.

Wie ich so lag in Flehen, Fasten und in Thränen, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Neben mir stand ein alter freundlicher. Mann, der eine Geige umschlungen hielt.

‚Du hast so heiß um eine Wundergabe, um ein Geschenk der Macht gefleht. Nimm diese Geige! Wenn Du das Spielen recht erlernst, dann hast Dn Wunderkraft über die Herzen.'

Dankbar griff ich nach dem Geschenk und fragte, bei wem ich wohl das Spiel erlernen könnte. Da belehrte mich der Alte: ‚Ans Meer mußt Du gehen, wenn es tottraurig schluchzt an der Felsen Brnst. In den Wald mußt Du gehen, wenn der Sturm ihn zwingt zum gewaltigen Klagelied. Du mußt Dein Ohr dem Murmeln des Forellenbaches leihen und das Girren der wilden Taube wohl merken. Alles, was des Menschen Herz in Sehnsucht schwellen läßt, wirst Du lernen, fromm in frommen Einsamkeiten.'

Ich that, wie mir geheißen war. Wind und Welle, Wald und Bach und wilde Vögel lehrten mich. Lange wohnte ich fromm in frommen Einsamkeiten, bis ich merkte, daß ich Macht gewann. Denn die scheuen Thiers wurden vertraut und zogen dem Ton der Geige nach. Sobald ich ins Dorf kam und leise spielte, hörte das Fluchen der Männer, das Kreischen der Weiber auf. Als ich im festen Schloß zum Dank für Herberge, die ich genossen, meine Geige ertönen ließ, wurde der finstere Burgherr mild und schenkte seinen Gefangenen Freiheit. Die blasse Burgfrau, die den einzigen Sohn bei jüngster Fehde verloren, lächelte mir unter Thränen zu.

Da meinte ich, vor meine Herrin treten zu dürfen.

Ich fand die Vieltraute in ihrer Rosenlaube im Kreis ihrer Iungfrauen. Alle stickten an einem reichen Teppich, die Iungfrauen mit Fäden von Grün und Blau und Roth, die Herrin aber mit Fäden aus Silber und aus Gold. Ungeduld kräuselte ihre Lippen bei meinem Anblick; doch sie willfahrte meiner Bitte. Ich durfte spielen.

Und ich spielte, was mich Wind und Welle und wilde Vögel gelehrt. Alles Seufzen, alles Schluchzen, alles Werben und Minnen dieser Erde sollte für mich flehen und für mich beten. Ich merkte wohl meine Macht: denn die Iungfrauen vergaßen ihre Fäden von Grün und Blau und Roth, Thränen standen in jedem Auge und auf die kostbare Stickerei (sie fertigten ein weißes Einhorn, das unter Blättern und seltsamen Blumen graste) fielen ihre hellen Tropfen. Nur meine Herrin stach fort und fort mit ihrer Nadel den dunklen Grund. Die goldenen Fäden glitzerten zwischen ihren schmalen Fingern. Als ich geendet hatte, erhob sie kaum das Haupt. Spitz und kühl sagten die schönen, stolzen Lippen:‚Eitler Thor, mit Deiner Wundergabe! Rühr-

test Du alle Herzen der Welt mit dieser seltenen Kunst und ließest dem trockensten Auge Thränen entquellen: mich bewegtest Du nicht! Ein so armsäliges Wiegenlied vermag nicht, meinen Haß, meinen Hohn, meinen Groll auf die Liebe in Schlaf zu singen. Fahr wohl! Und suche meinen Anblick nicht länger!'

Vor Weh schrie ich laut auf. ‚Kann Dich Stolze die Himmelsgabe und all mein Beten nicht zwingen, so möge die Hölle selbst mir zu Deiner Huld helfen. Fahr hin, meine Kunst, die alle Herzen der Welt rühren kann, nur das meiner Liebe nicht! Falsche, ohnmächtige Kunst, ich fluche Dir!'

DieGeige lag, zuBoden geschleudert, zerbrochen zu meinenFüßen, Aber ein seltsam stechender Schmerz fuhr mir durch Hirn und Brust. Ich schwankte und brach zusammen.

Als ich aus tiefer Versunkenheit erwachte, sah ich mich gelagert in einem fremden Raum und neben mir saß ein Mann, Magister oder Arzt (so schien es), in schwarzem Talar, auf dem Haupt einen schwarzen, spitzigen Hut. Der Mann mochte mich wohl gepflegt haben, denn ich mußte sehr krank gewesen sein; ich fühlte mich totmatt.

Der Fremde nahm jetzt meine arme Geige in die Hand. Er hatte weiße, schmächtige Finger. Auf weißem, schmächtigem Hals saß sein Kopf mit den dunkel glühenden Augen. Liebkosend fuhr er mit den Fingern über die Geige und sprach: ‚Ihr habt sie übel zugerichtet, aber ich denke wohl: Ich mache sie wieder heil.' Wundersam schien seine Liebkosung die Geige zu heilen; ja, viel schöner wurde sie, schien plötzlich aus kostbaren Hölzern zu sein, fein und köstlich eingelegt.

‚Soll ich zu spielen versuchen?' fragte lächelnd der fremde Meister. Mit leisem Strich hub er an. Da ward mir seltsam zu Muth, Denn was er spielte, hatte nicht irdischen Klang; es tönte, als hielten Selige im Himmel trautes Zwiegespräch.

Zitternd flüsterte ich: ‚Das is? keine irdische Melodie. Unsere Melodien kenne ich alle. Vom Himmel selbst scheint zu kommen, was Ihr jetzt spielt.'

.Richtig gerathen!' wurde mir zur Antwort, ‚Einst gehörte ich im Himmel zu den Allerbesten unter Denen, die dort oben Musik machen. Ihr seht, ich habe Einiges behalten. Doch nun merkt auf: nun spiele ich Etwas von mir, etwas ganz Eigenes!'

Aufgerichtet stand der Meister, den Fiedelbogen in der Hand. Dann sauste der Bogen nieder und ein langer, heißer Seufzer wehte durch den Raum.

Ich horchte hin. Heftig brannten meine Lippen, wie wundgeküßt; ich sprang vom Lager, in toller Sehnsucht die Arme ausgebreitet. Ietzt wußte ich, welcher Meister sein Eigenstes spielte: wie sturmgepeitschte Flammen zuckte und glühte es in seinem Höllenlied. Ueber Schmach und Tod schritt stolz das wilde Begehren, schrie auf in schrecklicher Lust und nahm seine Beute.

,Mir diese Macht! Mir diese Kunst! Ich zahle mit meiner Seele
das Lehrgeld!'
,So meint' ich es auch', sagte der Teufelsmeister und legte die
Fiedel mit dem Bogen in meinen Arm.
Voll höchster Kraft fühlte ich mich und stand eilends auf, um mich
an den Königshof zu begeben; denn es ging dort gerade festlich zu und
auch meine stolze Herrin weilte unter den Gästen.
Als ich in den geschmückten Saal eintrat, saßen König und Köni-
gin auf ihrem Thron, rings prangten edle Frauen und Herren, sie aber,
die Schönste der Damen, saß in Silberbrokat mit Silberschleier auf
dem Haupt in hocharmigem Sessel.
Mit zorniger Ungeduld sah sie mich an, als ich um Erlaubniß
bat, die Weisen, die ich in Welschland gehört, der hohen Versammlung
vorzutragen.
Leisen Striches hub ich an, wie mein Meister gethan. So himm-
lisch hold klang mein Spiel, daß alle Ritter, alle Frauen weinten. Der
König schenkte mir eine goldene Kette.
Aber voll Zorn und Verachtung blitzten die Augen meiner schönen
Herrin und ihre Lippen öffneten sich, um mir .Fahrwohl!' zu sagen.
,Noch nicht!' flüsterte ich ihr zu. ,Du kennst nicht meine Macht, Du
Stolze, nicht meine große Kunst, für die ich theures Lehrgeld gab. Der
Himmel half mir nicht, da flehte'ich die Hölle an, daß Du einmal in
meine Arme sinken mußt! Aus Liebe küssest Du mich nie; so küsse mich,
weil Du nicht anders kannst, zu Lust und Schmach!'
Mein Bogen fuhr sausend über die Saiten; und wie ich spielte,
schritt rother Zauber grüßend durch das Königshaus. Da loderte die
Gier der Hölle auf. Wilden Taumel gebar meine Geige. Nichts be-
hielt Macht als das Begehren, über Schmach und Tod lachte es laut
im Saal, schamlos und schwül wogte ein wilder Kuß rings um die Halle.
Nur wo meine Herrin saß, hochaufgerichtet, bleich im Silberkleid,
da schäumte das wilde Wogen zurück und sie blieb unberührt, unbewegt.
Da winkte sie mir mit der Hand und sprach voll Hohn: ,Es ist
genug, Du großer Künstler! Denn mich erreichest Du nimmermehr,
wenn Du auch die ganze Welt verzauberst. Einmal habe ich geliebt...
Mein Herz ist tot. Ist die Erde Deiner Macht ganz unterthan: ich
lache Deiner Kunst und Deiner Liebe!'
Ich sank nieder zu den Füßen meiner Herrin und lag wie tot.
... Seht, Iunker, ich bin gar nicht sicher, ob ich nicht damals ge-
storben bin. Mir ist, als sei ich tot und in der Hölle. Die Menschen
sagen mir ja, ich habe das Alles nur geträumt, als ich verwundet lag
und nach meiner Geige schrie und Niemand, Niemand sie mir geben
wollte."
München. AlexandervonGleichen-Rußwurm.

Banksittenpolizei.
Berliner Handelsgesellschaft darf auf Zahl und Art ihrer
Feinde nachgerade stolz sein. Neulich sollte sie wieder einmal
aufs Hochgericht Oeffentlicher Weinung. Warum? Sie wagte den Aus-
druck der Absicht, ein bekanntes amerikanisches Eisenbahnpapier, die
Aktie der Chicago-Milwaukee-St.-Paul-Bahn, an die berliner Börse
einzuführen. Deutsche Bank und Diskontogesellschaft hatten einer neuen
Anleihe der Republik Chile ihre Protektion gewährt; weshalb sollte
die Handelsgesellschaft vor einem guten Vankeepapier zurückschrecken?
Das deutsche Geld hatte sich einer neuen ungarischen Kronenrente hin-
gegeben, hatte starke Sympathien für eine newyorker Stadtanleihe ge-
zeigt und war willig den Lockungen des Prospektes über eine Süd-
mandschurische Eisenbahnanleihe gefolgt. Die Deutsche Bank hatte uns
eben erstAmerikaner beschert, an deren haltbarerGüte ernsteLeute schon
jetzt ernsthaft zweifeln. Da war Alles still geblieben. Aber Herrn Für-
stenberg scheint verboten, was allen Anderen erlaubt ist; trotzdem selbst
seine Feinde nachgerade einsehen, wie klug er gehandelt hat, als er sich
aus dem Fürstenconcern zurückzog. Die Herzen, die treu fürs Vaterland
schlagen, waren freilich längst in Erregung wegen der sündhaften Nei-
gung deutschen Geldes zu fremdländischen Werthpapieren. Das Reich
und Preußen hatten erklärt, den Geldmarkt schonen zu wollen (damit
das Publikum, gerührt von solcher Bescheidenheit, deutsche Staats-
papiere kaufe). Und nun kamen die Banken mit neuer Waare aus
Amerika und Asien. Das durfte nicht geduldet werden. Ein kleiner
Bankier versuchte, die Börsenseele in Wallung zu bringen; und man
sagt, er habe Glück bei einigen Parlamentariern gehabt, die nun schleu-
nig ihren Heerbann aufboten. (Der Arme wurde noch in der selben
Woche in eine Heilanstalt gebracht.) An der Spitze des Handelstheiles
derNorddeutschenAllgemeinen Zeitung, dersonstwenigReiz bietet, lasen
wir eines Tages: „Wie wir hören, hat man an der zuständigen Stelle
in Preußen Veranlassung genommen, in eine Prüfung der Frage ein-
zutreten, ob die Zulassung der Chicago-Aktien, wenn sie in der That
beantragt werden sollte, mit Rücksicht auf die Lage des deutschen Geld-
marktes zu verhindern sein würde." Noch hatte die Berliner Handels-
gesellschaft keinen Prospekt veröffentlicht, nicht einmal die Zulassung
beantragt. Ietzt erklärte sie, die Vorbereitungen zur Emission der
Chicagoshares fortsetzen zu wollen. Nun folgte der zweite Tusch. Er-
klärung der Konservativen Fraktion: „Die Unterzeichneten erlauben
sich, an den Herrn Reichskanzler die Anfrage zu richten, welche Maß-
regeln die Verbündeten Regirungen zu ergreifen gedenken, um der
Überschwemmung des deutschen Geldmarktes mit fremden Werth-
Papieren und dem übermäßigen Abfluß deutschen Kapitals nach dem
Ausland vorzubeugen?" Aus dem Versuch, die Zulassung einer ameri-
kanischen Bahnaktie zu hindern, wird ein großer Feldzug gegen aus-
ländische Werthpapiere. Kann es eine günstigere Gelegenheit geben,
sich den Wählern als Retter des Vaterlandes zu empfehlen?

Wo ist die „zuständige Stelle in Preußen", die „Veranlassung genommen hat, in eine Prüfung der Frage einzutreten"? Paragraph 1 des Börsengesetzes sagt: „Die Landesregirungen üben die Aufsicht über die Börsen aus". Vertreter der Landesregirung ist der Staatskommissar, der zum Ressort des Handelsministers gehört. Hat er das Recht, gegen die Zulassung unerwünschter Papiere einzuschreiten? Im Paragraphen 2 des Börsengesetzes heißt es: „Die Staatskommissare sind berechtigt, die Börsenorgane auf hervorgetretene Mißbräuche aufmerksam zu machen". Man kann daraus folgern, daß die Regirung berechtigt ist, ihre Aussicht auch auf die Zulassung von Werthpapieren zu erstrecken; denn ihr Kontrolrecht ist durch keine einschränkende Bestimmung begrenzt. In den Motiven zur Börsengesetznovelle heißt es, daß die Berechtigung der Landesregirung, gegen nicht erwünschte Emissionen einzuschreiten, sich ohne Weiteres aus ihrem Aufsichtrecht ergiebt. Sie kann auf die Zulassungstelle einwirken, aber die Entscheidung nicht erzwingen, sondern sie erst wieder alsBeschwerdeinstanz angreifen. Doch giebts gegen gefährliche Emissionen noch andere Mittel. Die Zulnssungstelle hat, nach dem Gesetz, die Aufgabe und die Pflicht, Emissionen nicht zu genehmigen, durch welche „erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden oder die offenbar zu einer Uebervortheilung des Publikums führen". Es ist nicht immer leicht, eine Schädigung „erheblicher allgemeiner Interessen" festzustellen; und bei der Prüfung des Prospektes der Chicago-Milwaukee-Shares wäre die Zulassungstelle sicher nicht auf die Idee gekommen, daß ein „erhebliches allgemeines Interesse"'auf dem Spiel stehe. Die Bahn zahlt seit acht Iahren regelmäßig Dividenden von 7 Prozent; und das Papier wird zu etwa 130 Prozent notirt. Das Kapital der Bahn setzt sich aus IIS Millionen Dollars Stamm- und 116 Millionen Dollars Vorzugsaktien zusammen. Die Bahn gehört zu den wenigen amerikanischen Gesellschaften, die nicht überkapitalisirt sind. Auf die Meile ihres Netzes kommen nur 34000 Dollars investirten Kapitals. Sie hat große Reserven und ist ungefähr das Beste, was Amerika hat. Gegen diese Aktien läßt sich eigentlich also nichts sagen. Deshalb soll die Entscheidung nicht als Konsequenz einer Untersuchung fallen, sondern mit Rücksicht „auf die Lage des Geldmarktes"; und da eine drohende Schädigung eines erheblichen allgemeinen Interesses nicht zu erweisen ist, spricht man von der „Ueberschwemmung" des deutschen Marktes mit fremdländischen Papieren. Die mit oft bewährter Sachkenntniß arbeitenden Börsenfeinde gaben das Schlagwort aus: „Invasion von 000 Millionen Mark amerikanischer Eisenbahnshares!" Ob sie wirklich glauben, das ganze Aktienkapital der Bahn komme nach Berlin? Inder Wirklichkeit handelt sichs um ganze 12 Millionen Mark! Eine Ueberschwemmung wäre also nicht zu fürchten. Natürlich sollen die Chicagobahnaktien nicht zur Kassanotiz, sondern zumTerminhandel eingeführt werden. Dasversteht sich bei dem Charakter des Papiers von selbst. Aber man konnte immerhin schreien: „Eine neue Spielmarke!" Da könnte übrigens

auch der Bundesrath einschreiten, dem jeder einzelne Antrag auf Zulassung eines Papiers in den Ultimohandel vorgelegt werden muß. Doch das Vaterland soll gerettet werden; auch vor gesunder Vernunft. Die Behauptung vom übermäßigen Abfluß deutschen Geldes nach dem Ausland wird widerlegt durch das Ergebniß der deutschen Zahlungbilanz, die im Iahr 1910 einen beträchtlichen Ueberschuß der Goldeinsuhr brachte. Eine Ueberschwemmung aber müßte sich im Verhältniß der fremden zu den einheimischen Werthpapieren äußern. Im Jahr 1910 sind 3598 Millionen Mark in Werthpapieren angelegt worden. Davon 739 Millionen in ausländischen Effekten. Ein Verhältniß von 20 Prozent, das sich wahrscheinlich nach Ablauf dieses Iahres weiter erhöht haben wird, bei dem man aber von Ueberschwemmung noch nicht reden darf. In den letzten Iahren hat sich die Summe der ausländischen Effekten in Deutschland rasch vermehrt. Läßt sich dagegen ankämpfen? Dem Reich fehlt die Polizeigewalt über das Geld der Privatleute. Das geht dem Zinsfuß und der Kurschance nach. Das Publikum fragt, wo ihm der beste Weizen wächst. In die knappe Rüstung deutscher Staatspapiere läßt sich Keiner zwängen. Nur "Unkenntnis; kann glauben, daß eine Grenzsperre gegen ausländische Werthe den deutschen Renten Käufer schaffen werde. Die Börsen des Auslandes bieten dem deutschen Bürger täglich die Gelegenheit, sein Geld anzulegen und zu verlieren. Ists da nicht besser, man läßt die besten fremden Papiere ins Land, wo ihr Preisstand auf dem deutschen Kurszettel zu beobachten ist? Auch an deutschen Papieren ist schon viel Geld verloren, worden; und fremde Effekten haben uns viel eingebracht. Deutschlands Gewinne an Russen und Amerikanern haben in der Zeit von 1860 bis 1892 mehr als eine Milliarde betragen. Die Banken leiden nicht an überströmender Liebe zur Menschheit; Humanität deckt sich eben nicht immer mit Dividendenpolitik. Also müssen sie manche Emission mitmachen, an die sie nichts Anderes knüpft als der Wunsch, möglichst bald aus der Geschichte herauszukommen, natürlich mit anständigem Nutzen. Auch an die Konkurrenz muß man denken; an das Rennen um Bulgaren, Ungarn, Türken. Frankreich kann sich dem Ausland wählerisch zeigen. Deutschland, mit seiner ungeheuren Betriebsamkeit, mit den rissigen Geldturbinen, braucht Arbeit. Die französischen Banken sind Safes, die deutschen sind Fabriken. Neben das Bedürfniß des Publikums tritt, als zweites Motiv für die Anlage deutschen Geldes in fremdländischen Papieren, der Materialbedarf der Banken. Die verwalten einen großen Bruchtheil des deutschen Vermögens; mit höhnischer Geberde kommt man über die Werthung ihres Effekten- und Konsortial« geschäftes nicht hinweg. Und die volkswirthschaftliche Bedeutung ausländischer Effekten hat kein Nationalökonom von Gewicht je gering geschätzt. Schmoller hat in Her Börsenenquetekommission gesagt: „Wenn Deutschland seine Bedeutung auf dem Weltmarkt erhalten und stärken will, muß es sein auswärtiges Kapitalgeschäft im Allgemeinen eher verjmehren als einschränken." Und Sartorius Freiherr von,Waltershausen

sagt in seinem Standardwerk „Das volkswirthschaftliche System der Kapitalanlage im Ausland": „Der Exportkapitalismus spinnt sein heutiges Gewebe auch über die europäischen Länder unter einander. Unzählige feine Fäden, nicht Iedem sichtbar, überziehen das Ganze, laufen von Bankhaus zu Bankhaus, von Börse zu Börse, von Kaufmann zu Kaufmann, von Rheder zu Rheder, von Familie zu Familie. Ist in diesem ganzen Getriebe kein anderer Sinn als Geldgewinn, Uebervortheilung, Konkurrenz? Bringt es nicht auch gegenseitige Förderung, wachsendes Vertrauen, Verständniß, Anpassung, wechselseitige Rücksichtnahme? Würde ein Krieg nicht alle europäischen Kapitalisten zugleich schädigen, da schon eine Geschäftskrisis in Wien auch in Berlin, eine solche in Paris auch in London aufs Tiefste empfunden wird?"
Die Zinsen, die das Ausland für die in Deutschland untergebrachten Effekten zu zahlen hat, werden verrechnet gegen Waaren, die dem deutschen Markt geliefert werden. Rußland zahlt die Zinsen seiner Außenanleihen in Getreide. Mit seiner Getreideausfuhr wächst sein Kredit als Schuldner. Die deutsche Industrie hat von dem Gelds, das fremden Ländern gegen Schuldverschreibungen geliehen wird, beträchtlichen Vortheil; auch da, wo Bestellungen nicht zur ausdrücklichen Bedingung der Anleihe gemacht wurden. Hätte Deutschland sich von der Finanzirung fremder Anleihen ganz zurückgehalten, so wäre seiner Industrie der Weltmarkt von Frankreich, England, Amerika streitig gemacht worden. Könnte man das Ergebniß der Vermischung deutschen Geldes mit fremdem Kapital per Saldo feststellen, so müßten die Streiter für Schutz und Ehre des deutschen Vermögens verstummen. Aber die deutschen Staatspapiere sollen gehoben werden; deshalb ist alles fremde Wesen, das sich bei uns etwa mausig machen will, zu bekämpfen. Die Rechnung ist falsch. Wer Vergnügen an der Spekulation in Amerikanern hat, pflegt nicht an deutsche Renten zu denken; findet er keine Amerikaner, so kauft er sich ein Industriepapier. Das Verlangen nach hochverzinslicher Geldanlage hat überall die Möglichkeit reichlicher Befriedigung.
Daß in Frankreich die Regirung in jede Emission hineinreden kann, ist nicht immer ein Glück. In einem Rentnerland mag dieser Zustand erträglich sein. In einem regsamen Industriestaat wäre ers nicht. Warum nennt man die deutschen Großbanken so stolz „Welthäuser"? Doch nicht, weil alle Welt das Recht hat, ihnen Rathschläge zu geben. Von morgen an soll also der preußische Handelsminister über die „Lage des Geldmarktes" wachen; und diese Lage wird natürlich stets schlecht sein, wenn ein fremder Eroberer vor den Thoren steht. Neben der Diskontpolitik der Reichsbank wird es nun die weise Emissionpolitik des preußischen Handelsministers geben, der ja sicher die innere Gesundheit eines Weltgeschäftes besser zu beurtheilen vermag als der erfahrene Fachmann, der seit Monaten mit seinem Unterthanenscharfsinn daran arbeitet. Morgen kann die Frucht der Vorarbeit ihm vernichtet werden.

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian Karden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Sarleb S nr. b ß, in Berlin.

Berlin, den 18. Februar 1911.
Das Reichsland.
bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller
Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil
ich selbst nicht sodumm oder soschlechtbin,znwünschen,daßmeine
Deutschen und die Franzosen, die beiden anscrwählten Völker der
Humanität, sich die Hälse brechen zum Besten von England und
Rußland und zur Schadenfreude allerIunker und Pfaffen dieses
Erdballes. Beruhigt Euch, Ihr Pharisäer der Nationalität! Ich
werde Eure Farben achtcnundehren.wenn sie es verdienen; wenn
sie nichtmehreinemüßige odcrknechtische Spielerei sind. Ich werde
denRhein nimmermehr denFranzosen abtreten. Elsaß undLolh-
ringcn kann ich freilich dcmDcutschcnRcich nicht so leicht einver-
leiben, wie Ihr es thut; denn die Leute in jenen Landen hängen
fest an Frankreich: wegen der Rechte, die sie durch die französische
Staatsumwälzung gewonnen haben, wegen derGleichheitgcsctzc
und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüih sehr an-
genehm sind, aber dem Magen der großen Menge viel zu wünschen
übrig lassen.Doch dieElsasser undLothringcr werden sich wieder
an Deutschland anschließen, wenn wir Das vollenden, was die
Franzosen begonnen haben, wenn wir diese Nation in der That
überflügelu, wie wir es schon im Gedanken gethan haben, wenn
wir uns bis zu dessen letztenFolgerungen emporschwingen, wenn
wir die Dienstbarkeit bis in ihren letzten Schlupfwinkel, de,i')im-

mel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seincrErniedrigungretten,wennwirdieErlöserGottes werden, wenn wir das arme, glückcnterbte Volk und denverhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihreWürde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungennnd wie wir, die Iünger, es wollen. Nicht nur Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns dann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt. Die ganze Welt wird deutsch werden. Von dieser Sendung und Aniversalherrschast Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus."
Diese Sätze schrieb Heinrich Heine am siebenzehnten September 18^t4. Dreißig Iahre danach sprach der größte Schüler heinischer Stilkunst: „Das Elsaß hat, Straßburg abgerechnet, volle zweihundert Iahre und darüber zu Frankreich gehört und die Gewohnheit hat über die Menschen eine außerordentliche Macht. Wenn die Elsässer erst einmal zweihundert Iahre zu Deutschland gehört haben werden, dann empfehle ich einen vergleichenden Rückblick: und ich bin überzeugt, daß sie bei uns doch im Ganzen angenehmer gelebt haben. Iedenfalls werdensie dannan der ursprünglichen Stammesgemeinschaft derDeutschen mit eben so großer Warme und Energie hängen, wie jetzt die Anhänglichkeitist, die sie, in einem so vortrefflich geläufigen Deutsch, fürFrankreich an den Tag legen. Nicht für Elsaß-Lothringen haben unsere Krieger ihr Blut vergossen, sondern für das Deutsche Reich, für seine Einheit, für den Schutz feiner Grenzen. Wir haben die Länder an uns genommen, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinausschieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damitwir einGlacis haben, aufdcm wir unswehren können,bevor sie an denRheinkommen.Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, die Herren aus dem Elsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irruptionen.die seitzweihundert Iahren diese leidenschaftliche, kriegerische Völkerschaft unternimmt, deren alleiniger, direkt ausgesetzter Nachbar zu sein Deutschland das Anglück und die Anannehmlichkeit hat. Diesen Kriegen gegenüber haben wir die Spitze von Weißenburg, die tief in unser Fleisch hineinragt, abbrechen

müssen; und gerade in dieser elsässischen Spitze wohnt ein Thcil
der früher französischen Bevölkerung, der an Kriegslust, an Haß
gegen den deutschenNachbarstamm denGalliern in keiner Weise
Etwas nachgiebt.Bis zu dem Zeitpunkt, wo wirdiejetzt unteruns
anwesendenAbgeordneten vonElsaß-Lothringenkennen lernten,
habe ich sanguinischere Ansichten über die Möglichkeit gehabt, in
Elsaß-Lothringen bald ein konstitutionelles undparlamentarisches
Leben großzuziehen. Nachdem wir nnn die Tonart kennen gelernt
haben, in der die gewählten Vertreter von Elsaß-Lothringen die
Reichspolitik, die Reichsintcressen auffassen, habe ich (ich bin sonst
nicht schüchtern in derPolitik) doch ein gewisses Bangen und Za-
genempfunden,ob ich demReich den Schrittzumuthendarf,der da-
hinführenkann,daßwirinElsaß-Lothringen eine parlamentarische
Institution schüfen.derenMajorität oder Gesammtheit von dei Ge-
sinnung und Auffassung der Herren Abgeordneten Simonis nnd
Winterer sein könnte. Ich glaube, daß ein solches Parlament
für den europäischen Frieden eine große Gefahr in sich bergen
würde. Alle unsere Schritte werden von den Interessen nnd vor
allen Dingen von der Sicherheit des Reiches, seines Gebietes
und seiner Grenzen geleitet werden; nnd so wenig ich sonst vor
einem gebotenen dreisten Entschluß in der Politik zurückschrecke,
werde ich mich durch Vorwürfe oder durchAeberredimg nicht da-
hin bringen lassen, dieInteressen desDeutschenReiches ansGe-
fälligkeit für solche Elsässer zn gefährden, die im Ganzen nicht zu
unseren Freunden gehören. Verlangen Sie von mir nicht, daß
ich auf einem so brüchigen und für die Sicherheit und Ruhe des
Reiches bedenklichen Boden mit einer gewissen stürmischen Eile
vorausdrängen soll, immer bereit bleibend, die Verantwortung
für die Folgen zu tragen." (Am dreißigsten November 187^1.)
ZweiStatthalterstimmen.EdwinManteuffel,derMarschall:
„Ist mein Artheil richtig, so ist die weitere Entwickelung seiner
Verfassung derWunsch des Landes und das Bedürfniß für seinen
Frieden. Aber zum Reifen solcher Frucht gehört Zeit; erstürmen
läßt sie sich nicht; voreiliges Fordern einzelnerPrärogative führt
vom Ziel ab. Erforderlich ist: Festhalten an der bisherigen rein
sachlichen Erledigung der Fragen, bei selbständigster Vertretung
desLandes; FesthaltenanderbisherbewährtenMäßigung, aber
auch offen fnrchtlose Anerkennung der Zusammengehörigkeit von

Elsaß-Lothringen mit Deutschland. Ich verlange heute noch keine
Sympathien für diese Zusammengehörigkeit; mein Rath ist nur,
das Land möge sich klar machen, daß sie definitiv ist. Ich kenne
den Grundton der deutschen Nation zu gut, um nicht zu wissen,
daß ihre Vertreter eine diktatorische Behandlung von Elsaß-Lo-
thringen nicht wollen und dieMöglichkeitherbeiwünschen, Elsaß-
Lothringen auch in Bezug auf seine Verfassung gleichberechtigt
neben den anderen deutschen Staaten zu sehen. Den Weg, der
dahin führt, habe ich angedeutet. Ich glaube nicht, daß der stolzeste
Römer je stolzer aufRom gewesen ist, als ich es auf mein Vater-
land bin; und daß die Landcscinwohner, die mit dem Ausland
Paktiren sollten, dasTischtuch zwischen sich und mir zerrissen, habe
ich schon beim Betreten des Landes ausgesprochen. Aber Seine
Majestät der Kaiser hat mich in dieses Land gesandt, Wundenzu
heilen, nicht, Wunden zu schlagen. Ich soll Gefühle schonen, die in
derNatur liegen nach derTrennung von einem Staat, wieFrank-
reich es ist, nach zweihundertjährigem Zusammenhang. Aeber den
Rhein hinüber rief ich laut, daß Elsaß-Lothringen seine alten
landständischen Rechte niemals verwirkt habe, daß nach seiner
Wiedervereinigung mit Deutschland ihm daher alle Verfassung- ^
rechte der anderen deutschen Lande zustehen, daßElsaß-Lothringen
von einer Religion und Gesetz ehrenden Bevölkerung bewohnt
"sei, deren innerer Werth sich schon dadurch zeige, daß eine zwei-
hundertjährige Vergangenheit in ihren Herzen fest wurzle und
sie ihre Gefühle nicht wechsle wie Kleider; unsere Pflicht sei, diese
Gefühle zu respektiren. Das Reich kann dem Lande die vollen
Verfassungrechte nicht eher geben, als bis es die Sicherheit hat,
daß ihm selbst nicht neue Schwierigkeiten dadurch entstehen. Kein
Mensch hat dasRecht, zu verlangen, daßElsaß-Lothringen fran-
zösischer sei als Frankreich selbst, das dieses Land nicht behaupten
tonnte und in völkerrechtlichem Vertrag an Deutschland zurück-
gegeben hat. Die Pflichten der Elsaß-Lothringer gegen ihr Ge-
burtland treten jetzt in den Vordergrund. In vollstem Freimuth
erkläre ich, daß ich mir zur letztenAufgabe meinesLebens gestellt
habe, Elsaß-Lothringen seine verfassungmäßige Selbständigkeit
zu erwerben; und mciucnRuhm hätte ich darein gesetzt, daß man
dereinst auf meinem Grabstein läse: ,Hier ruht der Mann, unter
dessen Verwaltung Elsaß-Lothringen seine Gleichberechtignng

mit den anderen deutschen Staaten erworben hat/ Ich denke, die
dem Land nachtheiligen, wirklich veralteten Protestphrasen und
Hetzereien werden nach und nach aufhören. Nur subalterne Auf-
fassung meint, Elsaß-Lothringen müsse als einerobertesLand be-
handelt werden. Ich kenne den gesunden Kern der Bevölkerung,
weiß, daß sie mich versteht, und die Zukunft wird mir Recht geben."
Chlodwig Hohenlohe, der Reichsfürst: «Wenn eine Nation ein
Land erobert oder wiedergewinnt, so will sie es auch behalten.
Sie ergreift daher alle Maßregeln, um ihren Besitz zu sichern.
Diese Maßregeln sind um so schärfer, je lebhafter sich das Be-
streben des Nachbars geltend macht, wieder in den Besitz des vcr-
lorenenLandeszu gelangen.DerPaßzwangwird aufhören, wenn
wir seiner nichtmehrbedürfen. AndcreMaßregclnwerdenfolgcn,
um Elsaß-Lothringen dauernd vonFrankreich abzuziehenund uns
näher zu bringen. Ansere Aufgabe ist, dem Land und dem Volk zu
beweisen, daß es unter deutscher Herrschaft gedeihen kann."
Drei Fürstenstimmen. Wilhelm der Erste vonWürttemberg
(der 1815 im Elsaß Corpskommandant gewesen war) während
des Krimkrieges zn Bismarck: „Kommt es zum Aeußersten, so
muß mirdastzemdnäherseinalsderRock. GcbenSieunsStraß-
burg: und wir werden für alle Eventualitäten einig sein; so lauge
Straßburg aber ein Ausfallsthor für eine stets bewaffnete Macht
ist, muß ich fürchten, daß mein Land von fremdenTruppen über-
schwemmt wird, bevor mir der Deutsche Bund zu Hilfe kommen
kann. So lange Straßburg nicht deutsch ist, wird es immer cm
Hinderniß für Süddeutschland bleiben, sich der deutschen Ein-
heit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben.
Deutschland kann nicht früh Zenug mit starken Streitkräften am
Oberrhein eingreifen; die Franzosen werden stets früher da sein."
Kronprinz Friedrich an die Schwester Luise: «Ich bin dcrMcin-
ung, das Elsaß inclusive Metz zunächst als Reichsland zu ver-
walten nnd Niemand speziell zu geben." Großherzog Friedrich
vonBaden an den MinisterIolly: «WirBadcner müssen beson-
ders vorsichtig sein, da uns jeder Schritt zur Wiedervereinigung
von Elsaß und Lothringen als eigennützig ausgelegt werden kann.
Dies ist um so mehr zu befürchten, als schon ganz offen von der
VergrößerungBadens durchs Elsaß gesprochen wirdnndmirvon
preußischen Generalen in diesem Sinn Andeutungen gemacht

wurden, die kaum mehr einen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß diese Absicht besteht. Wenn Deutschland durch die nun von Frankreich zurückeroberten Provinzen vergrößert werden soll, müssen diese Provinzen unter preußische Oberhoheit gestellt werden; falls sie einen gewissen Grad von Selbständigkeit behalten sollen, könnte Preußen (Das heißt: der Kaiser) einenStatthalter bestellen, der die Provinzen, unter Berücksichtigung ihrer Eigenthümlichkeiten, selbständig zu regiren hat. Bei Besprechung der Frage, ob die eroberten französischen Gebietstheile zu einem neutralen, unabhängigen Staat umgestaltet werden sollen, der die SicherungDeutschlandsvorkünftigenKriegsgelüstenFrankreichs herbeiführen kann, dürfte vielleicht erwähnt werden, daß ein solcher Gedanke immerhin eine gewisse Berechtignng hat, insofern er diesenLandestheileneineSelbständigkeitgewährt,welcheDeutschland ihre Freundschaft für die Zukunft viel mehr sichert als eine Erobernng. Wir könnten sagen, der aufgetauchte Gedanke, Baden durch Elsaß zu vergrößern, also zu entschädigen, widerstrebe unseren Anschauungen von der künftigen definitiven Gestaltung Deutschlands. Die bestimmte Betonung dieserGesinnungen scheint mir nöthig, weil ich oft vernehme, man glaube in maßgebenden Kreisen, verpflichtet zn sein, die süddeutschen Staaten für ihre nationale Gesinnung zu belohnen. Wenn wir also diese Art Kompensation recht entschieden im Voraus ablehnen und das wahre nationale Gesammtinteresfe hoch halten,so können wir auch dazu beitragen, Bayern und Württemberg mit in dieseBahnzu führen und solche Gelüste im Keim zu ersticken. Diese Selbstverleugnung möchte ich noch lieber Selbstachtung nennen. Die Provinzen kann nur derStärkste erhalten, der allein im Stande ist, sie mit eigener Kraft zu behaupten; in Baden ist man deshalb dafür, daß Elsaß und Lothringen der Krone Preußen unterstellt werden."
DiescSätzezeugenlantwiderBismarcksAnnahme,derGroß» Herzog habe schon während des Krieges die Vergrößerung Badens, die„Abrundung zu einem ansehnlichen Königreich" erstrebt und später gegrollt, weil er den an dieses Ziel führenden Weg gesperrt fand.Lant aber (in einem Ton, der uns heute zu Wehmuth stimmt) erinnern sie auch an die fast schon vergessene Thatsachc, daß die Eingliederung der eroberten Provinzen in die preußische Monarchie damals in den anderen deutschen Staaten kaumcinen

ernst zu nehmendenGegner hatte.MitFriedrich vonBadenstimmte
der Großherzog von Oldenburg überein. Ernst von Sachsen-Ko-
burg war bereit, als Vertreter Preußens für dieAebergangszeit
Statthalter in Strasburg zu werden. (Bismarck lehnte das Er-
bieten schroff ab; hohe Herren, sagte er zu Keudell, haben im El-
saß jetzt nichts zusuchen.)In demBericht desBundesrathesvom
zwanzigstenApril 1871 stehen die Sätze: „ Ob durchschlagende und
dauerndeGrüudegegendieVereinigungvonElsaß-Lothringenmit
der preußischenMonarchie vorliegen, darüber hat selbstverständ-
lich das Ermessen der preußischen Regirung zu entscheiden. Hier
sollte nur festgestellt werden, daß mindestens kein Widerstreben
einer solchen Lösung entgegentreten würde." Also eine unzwei-
deutige Aufforderung: Entschließt Euch in Berlin noch jetzt zur
Annexion; wir würden darin die einfachste Lösung des Problemes
sehen. Vier Wochen danach sprach HMrich vM Trcitschke, der
vomWahlkrcis Kreuznach-Simmern Abgeordnete, imDeutschen
Reichstag: „Noch vor wenigen Monaten hatte ich gewünscht,
daß dieses Reichsgesetz (über die Vereinigung von Elsaß-Loth-
ringen mit dem Reich) die Worte enthalte:‚Die Lande werden dem
preußischen Staat einverleibt/ Ich sagte mir: die Aufgabe, diese
entfremdeten Stamme deutscherNationunseremLand wieder ein-
zufügen, ist so groß und schwer, daß man sie nur erprobten Hän-
den anvertrauen darf; und wo ist eine politische Kraft im Deut-
schen Rcich,,dic die Gabe, zu gcrmanisircn, erprobt hat wiedas
glörrcichcalw
darf es wohl sagen, ohne mir den Vorwurf der Prahlerei zuzu-
ziehen:DieserStaathat die Preußen sclberdempolnischenWesen,
die Pommern dem schwedischen, die Ostfriesen dem holländischen,
die Rheinländer dem französischenWcsen entrissen und rücktnoch
heute alltäglich die Schlagbäume deutscher Gesittung einige Zoll
weiter ostwärts. Dieser erprobten Kraft, hatte ich gemeint, sollten
wir dieAufgabe aufbürden,auch imWestenderHeldundMehrer
desDeutschcnReicheszuseinDieElsässersinduns.alsMitglieder
eines centralisirten fremden Staates, nur zu fremdgeworden;mit
um so größerer Energie sollte man sie in einen deutschen Einhcit-
staat hineinzwingen, in die fest geschlossene Kraft des preußischen
Staatslebens.And fürPreußen wie fürDeutschland wäre es ein
Glück gewesen, wenn der Staat, der Deutschland leitet, auch in

scincmInncrenzahlreichesüddeutscheElementeenthieltc.Preu^en
muß, wenn es Deutschland verstehen und leiten soll, in seinem In-
neren süddeutsche Eigenart schätzen und würdigen lernen. Diese
Hoffnung fiel an dem Septembertag, da die preußische Krone in
München erklären ließ, sie wolle fürsich keine Vergrößerung. Ietzt
müssen wir die Verhältnisse, wie sie liegen, annehmen und fragen:
Wie gehen wirzu Werk, um dieses Reichsland, um dieses gemein-
sameBcsitzthumDeutschlands mit deutscherGesittungzu erfüllen,
um es in Wahrheit zu einem Gliede des Deutschen Reiches zu
machen? Wir wollen die neuen Landsleute vom erstenAugenblick
an alsDeutschebehandclnund darum ihnenvon Anbeginn einige
Grund-und Kerngedänken des deutschen Staatsrechtes schenken,
die gleichsam diepolitischeLuftbilden,darinwirleben. Wirwollen
die neuen Landsleute dadurch ehren, daß wirihnen die mächtigste
und erste Dynastie, die wir besitzen, geben; und wenn dereinst die
Zeit kommt, da einige der alten Kaiserschlösser im Elsaß wieder
aufgebaut werden, dann werden wir nicht zu erröthcn brauchen,
den Adler der Hohenzollern neben den Löwen der Hohenstaufen
aufzuhängen, die heute noch auf der Hochkönigsburg beiSchlctt-
stadt Wacht halten. Die Elsässer sind feit Iahren mit Versprech-
ungen gefüttert worden und haben sich dadurch gegen jedeRegi-
rung jenes Mißtrauen angeeignet, das zum Charakterzug des
französischen Volkes geworden ist. Wu: aber üben deutsche Art;
versprechen wir denElscissern nicht zu viel, aber dann: ein Mann,
einWort! Es ist die Weise außerordentlicher Staatsmänner, auf
sich selber und ihre überlegene Kraft zu rechnen und die Institu-
tionen sich gleichsam aufdenLcibzuzuschneiden;siedürfenwagen>
Institutionen zu schaffen, die unklar, verworren und schwer zn be-
herrschen sind, denn sie denken, mit Recht: Ich werde sie bcwäl-
ligenkönnen.Wir aber sollten auch an die kleinenMcnschen den-
ken, die nach dem Fürsten Bismarck dereinst kommen werden.
Ich kann, als Volksvertreter, nicht über mein Gewissen bringen,
gleichsam mit verbundenen Augen auf dem Schiff zu stehen und
in ein klippenreiches Meer hinanszusegeln, lediglich in dem Ver-
trauen, daß ein wetterfester Steuermann am Ruder steht. Den
Gedanken, die Provinzen Elsaß und Lothringen in einen Staat
umzuwandeln, halte ich für ganz und gar verwerflich. Seit
langen Jahren kämpfen wir in harter Arbeit um Deutschlands

Einheit. In HMem Jahrhundert sahen wir Hunderte der deut-
schen Kleinstaaten znsamnlenb/cchen. Vu.sind jetzt gesonnen,
die wenigen Staaten, die noch geblieben sind, alsMänner von
rechtlichem Sinn zu achten und zu schonen, weil sie nicht inehr im
Stande sind, der, Macht des Deutschen Reiches geradezu der-
derblichznwerdcn. Aberzndcrnoch allzu großcnZahleinenncuen
Staat'zu schassen, jetzt, dawirhartamWcrksind, diedeutscheZer-
splittcrung zn verringern, ausdreiDcpartemcnts, die niemals in
ihrer Geschichte ein Staat waren, jetzt einen Staat neuznbildcn,
einen neuen halbdeutschen Partikularismus an der gefährdeten
Grenze großzuziehen: Das wäre einSchlag in unscreigenesAn-
gesicht. Das eigentliche Hauptbedenkeu gegen das.Reichsland'
liegt doch offenbar darin, daß wir dort leicht einen neuen Pnrti-
kularismus der ungesundesten Art, der immer von Neuem durch
französische Agenten aufgehetzt wird, künstlich erziehen können.
Und er ist schon in üppigster Bltthc vorhanden. Im Elsaß lebt
der selbe Partikularismns, der die Pommernzu guten Schweden,
die Hannoveraner auf die dreiKronen von England stolz machte,
so fest nnd so tief gewurzeltwiekanmirgendwo auf deutschcmBo-
den. Dafür zu sorgen, daß er nicht zu einer Gefahr werde: Das
scheint mir die Aufgabe. Ich wünsche auch, daß nicht etwa eine
SpielereimiteinemfürstlichenStatthaltcr, einem Prinzengcmacht
werde, der Hof halten muß. Ein solcher Prinz gehört, mit aller
Hochachtung für hohe Geburt sei es gesagt, zudcnschlcchtestenBc-
amten, weil erHof halten muß. Die Elemente derGcsellschaft, die
durch solchen höfischcnFlittertand gewonnen werden können, sind
solcher Ai t, daß ich wenigstens ans deren Nntcrstützuug mit Ver-
gnügen verzichte. Das Werk des Gcrmanisircns im Elsaß wird
gelingen, muß gelingen. Das Recht der Natnr, die Stimme des
Blutes, die schon so vielevcrlorencSöhncunsercsgroßcnVater-
landes in das Reich zurückgeführt hat, wird sich auch im Elsaß
regen. DerTag wird kommen, wo in demletztenDorfdcrVogcscn
der deutsche Bauersprechen wird: Es ist einGlück und eine Ehrc,
Bürger des Dentschen Reiches zn sein."

Noch ist dieserTag nichtgckommen. Trotzdem die Generation,
die im Kriegsjahr die Grenze des Mannesaltcrs überschritten
hatte, fast ausgestorben ist und der Corpskommandant General
von Blume einst voraussagen zu dürfen glaubte, ihr Tod werde

schnell die Deutschheit der beiden Provinzen sichern. Wars klug, sie zu einem «Reichsland" zu machen?Nützlich, sie, die aus einem festen, fast chinesisch abgeschlossenen Kulturverband kamen, ohne das Leitseil der Stammverwandtschaft ins Nebelmeer staatsrechtlicherBegriffe zustoßen? „Ernsthaft konnte nur in Frage kommen, ob das Elsaß und Lothringen einem der bestehenden Bundesstaaten (ganz oder unter Vertheilung der Länder) angeschlossen werden soll oder ob es zunächst ein unmittelbares Reichsland bleibt, bis es selbst, so zu sagen, in der deutschen Familie mündig geworden ist, um über sein eigenes Geschick mitzubestimmen. Ich habe mich vonAnfang an unbedingt für das Reichsland entschieden; erstens,umdynastischeFragen nicht ohneNothinunserepolitischen zu mischen, zweitens, weil ich glaube, daß die Elsasser sich mit dem Namen der Deutschen leichter als mit dem der Preußen abfinden. DerNamePreußenistnicht ohne Erfolg durch diekünstlichenIntrigucn der französischenRcgirungverhaßtgemachtworden; es war alteTradition inFrankreich,nichtanzuerkennen,daß dicPreußenDeutsche seien,stets denDeutschenzuschmeichelnund sie als Schützlinge Frankreichs gegenüber Preußen darzustellen. Wo die Franzosen etwas Aebles von uns sagen wollen, da heißt es: l-es prussiens; wo sie Etwas anerkennen wollen, da sagen sie: I^es XlIemÄnäs. Leichter als dieGewöhnung an denNamenPreußen wird ben Elsassern der Enschluß sein, ihrerAbstammung als Deutsche sich bewußt zu werden. Aber wir dürfen nicht daran denken, den Reichstag als elsasser Landtag zu substituiren. Alle anderen deutschen Volksstämme besorgen ihre Geschäfte, so weit sie nicht der Reichskompetenz anheimfallen, unter eigener Mitwirkung; wie sollten die Elsasser dazu kommen, bei Vertretung ihrer eigensten Angelegenheiten die Pommern, Württemberger, Sachsen, Hannoveraner und andere Stämme darüberabstimmenzu lassen? Warum sollen wir dieses Land, dessen Bewohner doch vollkommen ausgetragene Kinder find und ihre Geschäfte vollständig verstehen, gewissermaßen unter eine Reichsvormundschaft stellen?" Das hat Bismarck im Reichstag gesagt (und wer ihm, wie Herr von Bethmann, zutraut, er habe fast zwanzig Iahre nach dem Krieg ernstlich an eine Vertheilung des Reichslandes gedacht, läßt sich von einer Strategenkunst blenden, die manchmal die Mühe der Aktcnanlage nicht scheuen durfte). In der Gemeinschaft mit

Baden, dessen Großherzog das Herz jeder Bourgeoisie zu gewinnen verstand, hätten die Elsässer sich schnell heimisch gefühlt; und die Fuchtelsucht dersichtbarstenLothringer hätte der Zwang der engen preußischenWolljacke gehemmt. Wurde nach dem Krieg aber das Gebiet eines deutschenStaates oder gar zweierBundesfürsten vergrößert, dann fühlten die anderen, die nichts erhielten, fühlte besondersBayernsichverletztundschonindcrGeburtstundedes Ewigen Bundes entstand unmuthiges Murren. Dem Staatsmann, der in derWochenstube für gute Stimmung sorgen mußte, blieb keine Wahl. Am den Verdacht, daß Preußen wieder „Etwas schlucken" wolle, zu entkräften, durfte er auch den Wunsch des Kronprinzen, öer so gern (fast zwei Lustren lang) Statthalter im Reichsland werdenwollte.nichterfüllen.Die besonderen AmständederReichsgründung haben den Prozeß verlangsamt, in dem die eroberten Provinzen dem deutschen Staatswesen anwachsen sollten. Die Transplantation von Haut- und Knochcnstückchen gelingt nur, wenn für die Möglichkeit der EinHeilung in eine bestimmte Körperstelle vorgesorgt worden ist; und die Vorstellung einer seit den Tagen Ludwigs des Vierzehnten auf Deutschlands Wcstflanke granulirenden Wundfläche, der das Elsaß und Lothringen, als der deutschen Haut gleichartiges Gewebe, rasch einwachsenwerde, hat sich als Trugbild erwiesen. Die Bewohner des Reichslandes sind nicht mehr Franzosen. Werden sie einst Deutsche sein? Als das Rheinland an das alte Deutsche Reich zurückgelangt war, hörte man, Iahrzehnte lang, in der Beamtenschaft die Klage, da sei, von diesemBastardvolk, nichts zu hoffen, die Entfremdung von deutschem Wesen nicht in Aeonen heilbar. Wer hats den Rheinlandsöhnen angeschen, die unter Preußens Fahne fochten,unter und auf deutscher Erde demReich die Weltmachtstellung bereiteten ? Deutschland wird die neuen Provinzen im Innersten erobern, weil es sie erobern muß. Durch Gewalt oder durch Milde? Durch Druck oder durch die Gewährung vollcrFreiheit?Noch heute gabeln sich vor dieserFrage dieMeinungen wie vor vierzig Iahren.
And dem postumen Zeugniß der Toten, die heute hier sprachen, kann der Lebende nichts Neues, nichts Beträchtliches anfügen.
Weil das Elsaß während derganzenDauerdesMittelalters ein Born deutscher Kultur gewesen ist, hat das 1870 herrschende Geschlecht seine zuversichtlichste Hoffnung auf die Artverwandt-

schaft gesetzt, die nach dem erstenFrostschreck fühlbar wenden und
einen Frühling deutschen Empfindens herbcizaubcrn müsse. Ein
Land, woEckard und Tauler derReformation dieWege ebneten,
Gutenberg seine Druckpresse besann, der Stättmeister Sturm von
Sturmeck eine protestantische deutsche Hochschule schuf, Oberlin
und Schilter lehrten, Herder und Goethe studirten, wo Meister
Gottfried gesungen, Meister Erwin gebaut hatte: dieses Land
mußte über Nacht derVermummung müde werden und sich wie-
der als einenThcil des deutschen Rcichsleibes fühlen. So hoffte
man;undvcrgaß,daßhierfünfhundertIahrelangdieRömer,dann
Gothen,Alanen,Alamannen, Franken befohlen hatten; diehoheit»
zeichen des Ostfränkischen und des Austrasischen Reiches, Frank-
reichs und Spaniens anerkannt worden waren; den berühmtesten
Söhnen des letzten Iahrhunderts, Rapp und Kleber, Ney und
Kellermann, die SacheFrankreichs Lebensinhaltund Schicksal g?-
wordenwar.DieSachederRevolutionundBonapartes;dcrWelt-
bcfrcierin, Weltherrscherin. Altdeutsches Land: Das klang einlu l-
lendinsOhr.DochdicsesLandcsBewohncrwolltenFranzoscnsein
und bleiben. Sie hattendieSchmachdesRhcinbundesalsNach-
barn gesehen; dieNorddcutschen als eineVarbarcnhorde hasscn,
die geknechteten oderzuchtlosbedrohtenSüddentschen bedauern,
die troisieme ^IIsm^Zne als den Stammsitz des Volksverrathes
mißachten gelernt. Wars nicht begreiflich, daß nach dem Sieg der
dcutschenWaffcneinZehntcldcrBevölkerunglant denEittschlnß,
Franzosen zu bleiben, aussprach und der größte Theil der Zag-
hafteren ihn demNächstenznrannte, dersolches Vertrauens wür-
dig schien? Die derSchölleVerschriebencn mußten imLand mis-
halten;zeigtenabernach cinemVicrteljahrhundcrtnoch den Send-
lingcn der Patriotenliga im Winkel der Bodenkammer die Tri-
kolore, die desNachetages harre, undzogenamvicrzehntenIuli-
morgen in Schaaren über die Grenze, um auf der Heimathcrdc
dasNationalfest mitzufeiern. Deutsch? AlMIacot, der in einem
französisch geschricbencnBuchdenLothringernvorbehaltlosetzin-
gabe anDeutschland empfahl, hatdie deutsche Sprache niemeistern
gelernt. And Graf Ferdinand von Dürckhcim-Montmartin, der
nnterLouisNapoleongedientund scinSchloßFröschweilermitdcn
in Malmaison von Bonaparte und Iosephine benutzten Möbeln
geschnuickt hatte,wurde von Stammcsgenossen wie einVeri Wer

<icächtet,weilergewagthatte, an seine Abknnstaus cincnl deutschen
Edelmannshaus zu erinnern. DerRückblick lehrt, daß dcnDeut-
schcn derAnschluß oft schwerer geworden ist als dcn nie zuvorvon
deulscherWesensartBcrührtcn.DasNationalempfindenhatauch
indicsenoftdurchpflügtenBoden nichtso ticfeFurchengezogenwie
dasWirthschaftinteressc.DerWeinbaucr freutsichdcrZollfreiheit
im kaufkräftigen dculschenReichsgebict nnd wird von der Konkur-
renzFrankreichs nicht mehr überrannt. Er kann sich mit dem noch
innrer,.neuen" Zustand eherbefreunden als derSpinnereibesitzcr,
der in Deutschland mit starkenWettbewerbern zu ringen hat und
eine Zollmauer überklettern muß, um auf den französischen Markt,
seine alte Absatzstätte, zu kommen. (Die Baumwollstadt Mül-
hausen, die doch erst 1797, auf ihren Antrag, der Französischen
Republik einverleibt worden war.ist langedasCcnIruiiidesWi-
deistandcs gegen Deutschland geblieben.) Blinder Historismus
muß ewig inIrrniß führen. ImErdweslcnschafftnichtSiammes-
gcdächtnißnochAhnenkult,schafft,nachdcmaristophanischcnWort,
nur Wohlbehagen dem Menschen ein Vaterland. Da ists, wo er
gcdciht.AuchEisaß-Lothringenwirds erleben.DcrWohIstand des
Volkes ist, trotz mancher Hemmung, gestiegen. Und mählich ver-
hallt nun der Trutzruf der allen Starrköpfe: ^«us m^ntieiuli'ous!
Die Liste der deutschen Regirungfehlcr ist lang. Von der
Stunde an,da Mantenffel sich vorMonseigneurDupont dcsLo-
ges, dem Bischof von Metz, in Bewunderung bückte und diesem
Paulus (den weil er sich gegen dic.Vcrleihung des preu-
ßischen Kronenordens gewehrt hatte,Gambetta undVourbakials
großen Patrioten priesen) täglich in Schwärmertönen sein Ver-
trauen bethcuerte,bis in dieAeraZeppelin-Aschhansen („Halben
SiemirdcnBischofinOrdnnng!")hats an Mißgriffen undUeber-
eilungen uicht gefehlt. Auch untcrBismarck nicht; der mit keinem
Statthalter ganz zufrieden war und von jedem heimlich bei Hofe
(in Berlin und Karlsruhe) bekämpft wurde. Die Systeme wech-
selten mitallzuunbedächtigcrSchnellc; was gestern als wirksames
Heilmittel galt, wurde morgen als Gift verschrien. Immer der
<stille oder laute) Streit der Milden wider die Harten; noch in
HohenlohesBuch liest man,wie heftigMiquelfürdicAnsnahmc-
gesetze sprach, die Chlodwig nicht mehr nöthigfand. Dcnnochging
Alles leidlich: weil das Reich stark und im Ansehen noch nicht

gcschmälertwar. ElsässernundLothringernschwanddicSehnsucht
nach dem^mpire und dessen glänzendertzauptstadt.Sie schickten sich
in dieGewißheit,daßFrankreichsienicht„befreien"werde. Inder
Republik sank die Geburtenziffer, folgte ein Dutzendministerium
dem anderen, blühtennurdiepaarLuxusindustrien. Deutschlands
Macht, Bevölkerungzahl, Vermögen wuchs von Jahr zu Iahr.
Blieb man vor diktatorischen Maßregeln bewahrt, dann ließsichs,
mit dem BischenHomerule.das die Einrichtung desLandcsaus-
schusses gewährt, amEndenoch auskommen; konnte man den„ Pro-
test" für das Sonntagsvergnügen aufsparen. Den Hähnen und
Hähnchen schwoll der Kamm erst wieder, als das Deutsche Reich
vereinsamte und sich zuRückzügen entschloß, die ihm derTotfeind
nicht zugetraut hatte. Schon nach der Knüpfung des franko-rnssi-
schenBundes wandte sichOr.Petri,denBismarcksAerger„den ein-
zigen deutschfreundlichen Reichstagskandidaten im Elsaß" ge-
nannt hatte, hitzig gegen die berliner Centralregirung und heischte
für das Reichsland das Recht unbeschränkter Selbstbestimmung
und dieSouverainetät,die denBundesstaaten gewahrt ist.Ieder
neueMond sah nun neuen Verlust.SchwächeundZagheitbrachten
uns um denmühlosen Prestigegewinn, der von demDreyfushader,
dem Kampf gegen die Kirche, dem Sieg der Iakobinerund der Ent-
hüllungmancherFäulniß für die deutscheSachezu hoffen war.Nach
Deutschlands traurigen Schlappen im Noten- und Redenkrieg um
Marokko wurde es schlimmer. Das Deutsche Reich isolirt und von
Mißtrauen eingekesselt, Frankreich umworben und in West nnd
Ost von stark scheinenden Großmächtengehätschelt: wer weiß,wie
bald vom frankfurter Friedensvertrag nur Fetzen bleiben? Die
Deutschen verzichten auf den Diktaturparagraphen: fühlen sich also
schwach und werben auf dem gefährdetenGlacis umLiebe. Des-
halb kommt der Kaisernach Nrville und freut sich, wenn Statthalter
und Bezirkspräsidenten ihm den Zustand des Landes in rosigem
Licht zeigen.Deshalbwird einHerrdeSchmidt,der fürFrankreich
optirt, in der französischen Armee aber nicht einmal die Charge
des serZent-major erlangt hat, zum Rittmeister ernannt und Huld-
vollaufgefordert, seineSöhne bei denpotsdamerGardes duCorps
dienen zu lassen. Deshalb müssen sämmtlicheWürdenträger dem
HausDcWcndelReverenzerweisen(bisüberdenZweckeinervom
Haupt diesesHauses angelegtenChaussce eine Erörterung entsteht,

in die sogar der Große Generalstab eingreift). Deshalb müssen die
Söhne eines französirten deutschenFreiherrn, derunter Louis Na-
poleonKammerherrundMitglieddes doI-psI^eZiLIaMgewesenwar,
die Geschäfte des Staates und der Kirche leiten. Wird jedem Ver-
mögenden, der sich sprödvom deutschenLebenzurückhält,desHer-
zens Wunsch vom Auge abgelesen und Denen, die sich für die deut-
scheSache insFeuer stellen, angedeutet, daß sie besser thäten, un-
liebsames Aufsehen und Geräusch zu meiden. Englische Touristen
werden im Reiseanzug aus dem Hotel geholt und auf die bequem-
sten Paradeplätzegeleitet;aufdieStirnfranzösischerGrenzwächter
strahlt die Gnadensonne hernieder. Mancher gute Deutsche aber
friert im Schatten. In Allem wittert man das Geständniß der
Schwachheit; und wagt endlich wieder den derben Gestus über-
müthigerFeindschaft. Seit ein Hauptmann des Königsregimentcs
einen franzelndenjungenLothringer,derfichwiderbesseresWisscn
gerühmt hatte, den Deutschen in einem Restaurant geschlagen zn
haben, im Zweikampf mit der ersten Kugel tot in den Sand ge-
streckt hat, haben die nächtlichen Belästigungen der Offiziere auf-
gehört. In Metz aber ists so weit gekommen, daß ganze Horden
am hellen Tag bis vor dietzauptwache gezogen sind und „Vive la
ssrance!" gerufen haben. Dreimalmußte die Wache den Platz räu-
men: dann erstzerstob die Schaar, die nicht etwa nur aus Strolchen
undBnmmlernbestand.IndergrößtenGarnisonstadtdesReiches.
Nach vierzigjähriger Herrschaft und zwanzigjährigem Werben
um Liebe. Wie wurdeDasmöglich? Der alte Respekt istebenfort.
Die Frage nach derZukunft des Reichslandes gehört in den
Bezirk der internationalen Politik und darfnicht ohne Mitwirkung
des Großen Generalstabes beantwortet werden. Im Kriegsfall
wären starke, in der Grenzgegend rasch ergänzte französische Trup-
pen vor den ThorenLothringens, ehe unserNachschub aus West-
falen angelangt sein könnte. Leben im Reichslande den Franzosen
Freunde, die Schienenstränge zerstören und Telephondrähte zer-
schneiden, dann können die ersten Nachrichten vom Kriegsschau-
platz uns ungünstig lauten und zaudernde Gegner Deutschlands
aus vorsichtiger Neutralität locken. Mit unerbittlicher, unerschreck-
barerKraft muß deshalbjederAuflehnungversuchniedergezwun-
gen werden. Ist dieAutorität des Reiches wieder hergestellt, den
pariser patriotarclsjederZweifel daran genommen, daß auch dasbc-

Die Znkunst,

huls^mstcHetzmanövernichtungeahndetbleiben wird, nnd enthebt Deutschland sich dem weichen Pfühl Passitter Polilik, die sich mit friedseligem Verzicht noch brüstet, dann darf es Elsasscrn nnd Lothringern gewähren, was sie wünschcn.Was sie wünschen: nichtweniger; sonst ists vernünftiger, das Gewordene nicht erst anzutasten. Sic fordern fürihrLanddenRang und dasRcchtcinesselbständigen, im Bnndesrath vertretenen Staates. DiesenWunsch könnte ein starkes und seiner Stärke bewußtes Reich erfüllen (die Hindernisse, diejctztaufPapiergemaltwcrden, sindsclbstvonmittelwüchsigcnLeuten leicht zu überwinden); und würde ein gutes Geschäft machen, wenn Elsässer und Lothringer dann so laut, daß mans in Paris hörte, erklärten: „Wirsindznfrieden."DasGcflennumdie „verlorcnenTöchter" müßte an dem Tagenden,wodieBcweinten ihrem Behagen rückhaltlosen Ausdruck gäben. Was der Kanzler vorschlägt(reichsländischc Volksvertretung, Oberhaus, erweiterte Selbstbestimmung),ist nicht genug oderzuviel.Würdcd.isFeucr schüren, das wircrstickenmüsscn. EinnurdurchWilitärg^waltans Reich geleitetes Provinzcnpaar: dieser Zustand kann nicht ewig dauern.Vcrtheilung anBundesstaaten: zn spät.PreußischeSekundogcnitnr.dcr die Herrschaft überElsaß-Lolhringcn zugesprochen würde? Die meisten Bundesfürsten würden heute nur knirschend zustimmen.Amwandlunginein „Kaiserland".einen unlösbar der Kaiserkroneverbundenen Staat, dessenLandcsherr und Monarch der DeuischcKaiscr wäre? Das würde bedeuten: Mehrung preußischer Hausmacht, Minderung des Reichsbesitzes. And könnte, wcnns flinke Offiziöse jetzt anch „sehr annehmbar" dünkt, dem Reich und dem Kaiserthum zum Vcrhängniß werden. Herr von Bethmann hat den Reichstag gewarnt, nach dem großen Muster Kierkegaards „Alles oder nichts! "zu rufen.Hier aber.geradehier ist die tollkühn klingende Losung znm Motto vorsichtiger Staatsmannswcisheit geworden. Nichts (mag auch in fröhlicher Laune Manchesversprochenwordensein):wennnnr anderFassade herumgcpfuscht, doch derWnnsch mündigerVölker nicht erfüllt werden kann. Alles: wenn damit die Zufriedenheit der ruhigenBürger zu erkaufen ist. Ein im unzufricdencnReichslandläi inendes Parlament würde zur nationalen Gefahr. Dcutschlatch da^ick^kcin Dublin oderPrag schaffen; imVollgefühl seiner Kraft aber alles Verlangte gewähren.Muß nür.durchden?xhythmusseinesHandelns, dafür sorgen, daß man ihm wieder Muth zutrauen lernt.

Seliger Herbstabend.*)

er Bcrgwald drängt empor in mächtigen Stufen,
Ein Rausch, ein Lebenschor hat mich gerufen
Dahin, Ivo noch die große Sonne steht.
Aus Thälern flieh' ich, wo die Schatten wehen,
Es flammen meine vielgeliebten Höhen,
Die meine Seele immer suchen geht . . .
Dort, dort! Tief ans den Hüllen drängt das Leben;
Aus Kränzen von oktoberbunten Reben
Geht heimlich her ein blauer Himmelsschein;
In allen Trauben quillt des Lebens Süße,
Es mahnt an Becherklang und rasche Küsse:
So hingegeben reif lacht dieser Wein!
Ihr Andern schaut im Kerbst das große Sterben,
Ich fühle neue Seligkeiten werben . . .
Der Sturm, der durch die Welt hinreißend stiebt,
Trifft nur die Hüllen, die im Wechsel sinken.
Und hinter denen neue Wonnen winken,
Das heilige Lelen, das da nimmt und gicbt . . .
B, über diese selig bunte Reise!
Es öffnen und es schließen sich die Kreise,
Glück wandelt sich in Leid und Leid wird Glück.
Aus Tiefen rufen die vergangenheiten
Und aus den Höhen seh' ib Wunder schreiten
Und kein Erleben gäb' ich je zurück.
Au h Dich nicht, der Du einst in fernen Lenzen,
Die immer nah sind, über alle Grenzen
Ulich hingerissen hast in Deine Welt
Und der dann, müd' ans stolzer Lahn gcglittcn,
Nicht folgen koimtest meinen Flngclschritten,
Die keine Macht in stumpfer Ruhe hält . . .
Bb zwischen uns die Winter silbern schweigen,
Bb Wälder milde sich zum Sterben neigen:
In Gründen und in Wnrzcln kocht die Kraft!
Bb Deine Lippen stnmni s nd und nicht iüssen,
Doch brcnnt in Dir ein seliges vermissen
Nach mir und nach der einzigen Leidenschaft.

*) Aus einem unvollendeten Cyclus: „Lebenstrunkene Lieder."

Die Zukunst.
Da wend' irl, mich , . . Dort, wo die Trauben quellen,
Wo letzte, herbstesbunte Auen schwellen, >
Kommst Du, den meine Seele nie vergaß . . .
Ein fragend Ansä ann, trunkenes Erkennen , . .
Da ists, als ob in Lcbensröthen brennen
Die Höhn und Herzen, die schon wintcrblaß.
Komin' mit! Mir gehn zum höchsten Sonncnglühen.
Das ist im jungen Sturm ein Farbcnblichcn!
Der Maid rauscht seine lvorte groß herein.
Ich führe Dich in Seligkeit und Schweigen,
Das Leben wird uns wundervoll zu Ligen
Und alle Gipfel werden mein und Dein!
Baden-Baden. Alberta von puttkamer.

Goethe für Iungens.*)

AMn dem fürchterlichen Titel, der über diesen Zeilen steht, bin ich
DM nicht schuld. Er ist das Eigenthum des Herausgebers oder
des Verlegers. Als ich das Buch erhielt, mit einem schmeichelhaften
Schreiben des Verlegers nebst einer marktschreierischen gedruckten
Selbstempfehlung, und als ich dann auf dem Umschlag des Buches
die Verse las: „Das Haus ist wohlbegründet, in dem sich Goethe
für Iungens findet", war ich entsetzt; doch glaubte ich, nachdem ich
das Buch angesehen hatte, trotz meiner Empörung über das ganze
Machwerk schweigen zu müssen, weil ich mich der Hoffnung hingab,
daß das Publikum nicht auf Derartiges hineinsallen und daß es
an Warnern nicht fehlen werde. Da nun aber, wie ich höre, das
Buch selbst in einer großen berliner Zeitung angepriesen wurde,
fühle ich mich gedrungen, meine Stimme zu erheben.
Zunächst ist freilich zuzugeben, daß das Buch von einer guten
Idee getragen ist; von der, Knaben von etwa neun bis sechzehn
Iahren, die gewiß nicht Alles verstehen, was von unserem größten
Dichter herrührt, das für sie Passende auszuwählen. Auch die
Eintheilung, die Prosa und Poesie mischt, das Ausgewählte nach
bestimmten Rubriken ordnet, kann vor der Kritik bestehen. Im

*) Von Rudolf Frank; Verlag „Neues Leben" Berlin,

ersten Abschnitt, „Kleine Kränzchen" (ein Pedant würde dem Herausgeber ankreiden, daß es entweder kleine Kränze oder Kränzchen heißen muß, die von ihm gewählte Bezeichnung aber undeutsch ist), werden gesellige Lieder, im zweiten Abschnitt, „Fromme Herzen", religiöse Gedichte und eine Erzählung aus den Wanderjahren mit biblischem Anklang, im dritten Abschnitt, „Krieg und Kriegsgeschrei", militärische Lieder, im vierten, „Abenteuer und Balladen", erzählende Gedichte, im fünften „Faust", im sechsten „Fabeln und Schnurren", im siebenten, unter der Aufschrift „Die Kinder, sie hören es gerne", Märchen und Märchenartiges, im achten, „In der guten Laune", lustige Gedichte und Anekdoten, im neunten, „Gutes Wort", ausgewählte Sprüche, im zehnten, „Die Welt ist schön", Naturlieder und Stimmungbilder gegeben. Diese Eintheilung läßt sich rechtfertigen und bietet einen Rahmen, in den viel Empfehlenswerthes einzupassen war. Auch mit dem Anhang, der in etwas bunter Mischung den Epilog aus Schillers „Glocke", die Rede über das straßburger Münster und Goethes Gespräch mit Napoleon zu einem Ganzen vereint, kann schließlich selbst Einer zufrieden sein, der diese Verschmelzung heterogener Dinge und die absonderliche Anordnung etwas seltsam finden mag.

Schlägt man nun aber das Buch auf, so wird man stutzig und die Verwunderung verwandelt sich nicht selten in Empörung. Gleich in der ersten Abtheilung stößt man auf folgende Titel: „Die Tinte, der Araber, der Säer", Titel, von denen der Goethekenner absolut nichts weiß. Blättert man dann die Verse auf, so ist das erste Gedicht ein kleiner, nichtssagender Vers aus der Abtheilung „Sprichwörtlich", das zweite ein Vierzeiler aus dem „Divan", der dort die Aufschrift „Freisinn" führt, das dritte eine Beschreibung des Sämannes (denn ich kann mich nicht entschließen, das von dem Herausgeber willkürlich gewählte Wort noch einmal niederzuschreiben) in poetischer Prosa, von der ich nicht gleich sagen kann, woher sie stammt. Vor solcher Willkür muß man doch fragen: War es wirklich nöthig, Goethes Titel willkürlich umzuändern oder anspruchlosen Versen nichtssagende Aufschriften zu geben? Und wenn man einmal ein Gedicht mittheilt, wie das entzückende „Frühling übers Jahr", ein Gedicht mit einer allerliebsten Schilderung des Lenzes, das aber seine rechte Bedeutung erst durch die zweite, auf Christiane bezügliche Strophe erhält: war es da angebracht, diese zweite Strophe einfach zu tilgen und der ersten, die kein Ganzes bildet, den neuen Titel „Frühling" voranzustellen?

Der religiöse Abschnitt mag hingehen, obwohl es seltsam ist, den anmuthigen Scherz „Gutmann und Gutweib", der hier „Die

thörichte Wette" heißt, unter die Gedichte religiösen Charakters einzureihen, weil der Borgang, von dem die Erzählung spricht, sich am Sankt Martinstag abgespielt hat. Auch findet man in diesem Gedicht eine der schulmeisterlichen Verbesserungen, die der Herausgeber liebt. Goethe sagt (von der Thür): „Und klapperte sie einhundert Jahr"; Herr Frank weiß es besser und singt: „Und klappern kann sie tausend Jahr".

Bunter geht es schon in dem Abschnitt her, der die Kriegsgedichte enthält. „^nno äoniini 1813, Befreiunglied der Deutschen" : Das verheißt uns das erste Stück; und giebt ein paar Strophen aus dem Chorlied des Dramas „Des Epimenides Erwachen". Es mag hingehen, wenn der Herausgeber diesen Chorgesang zu einem selbständigen Liede macht, aber es ist durchaus unerlaubt, ist geradezu eine Fälschung, wenn er aus Goethes Worten: „Es ist um das All zu thun" den Vers macht: „Um die Freiheit ists zu thun". Klärchens liebliches Lied „Die Trommel gerühret" muß sich den bedenklichen Titel „Soldatenbraut" gefallen lassen; und man begreift nicht, warum des Dichters Lesart: „Wir schießen darein" in „Wir schießen hinterdrein" (was auch im Metrum gar nicht paßt) verändert werden mußte. In dem Gedicht „Kriegsglück" werden anderthalb Strophen aus einer geradezu unbegreiflichen Zimperlichkeit weggelassen, Verse, die das Mühen der Frau um den erkrankten Krieger schildern und absolut nichts Verfängliches enthalten. Aus der selben Pruderie werden im „Lagerlied" (eine höchst unglückliche Bezeichnung für das Soldatenlied in „Wallensteins Lager") die dritte und die siebende Strophe des Originals ausgelassen; daß die sechste gefallen ist, wird man schon eher verstehen; aber mußte denn dieses Gedicht in die Sammlung?

Gegen die Balladenabtheilung läßt sich nicht allzu viel sagen. Ob es vom pädagogischen Standpunkt aus nöthig war, den „Totentanz" aufzunehmen, bleibt mir fraglich. Dagegen ist entschieden zu mißbilligen, daß eine der Volksballaden aus der „Fischerin", eine, die gar nicht von Goethe herrührt, unter dem Titel „Wie der Wassermann das Mädchen aus der Kirche holt" mitgetheilt wird. Und wollte der Herausgeber den „Rattenfänger" überhaupt aufnehmen, so konnte er aus einer Empfindung, die man pädagogischen Takt zu nennen liebt, die dritte Strophe weglassen; warum er aber als dritte noch einmal die erste wiederholte, dürfte außer ihm keinem Menschen verständlich sein.

Den schärfsten Widerspruch fordert die Abtheilung „Faust" heraus. Nicht Goethes „Faust" wird im Auszug den Knaben dargereicht, sondern ein Puppenspiel in drei Aufzügen unter dem

Titel „Dr. Johann Faust, der weitbeschriene Zauber- und Schwarzkünstler". Den Abdruck dieses Puppenspiels leiten die folgenden Sätze ein: „Es muß wohl,vor allen anderen Komoedien einen ganz besonderen.Eindruck gemacht haben. Denn später hat er selbst einen Faust gedichtet und dieser wurde sein bedeutendstes Werk und zugleich die größte Dichtung, die wir in deutscher Sprache besitzen. Wenn Ihr einige Jahre älter seid, werdet Ihr ihn lesen; heute ist er für Euch noch zu schwer. Aber das Puppenspiel von Faust ist was für Iungens; und darum, und weil es ein Lieblingstück des jungen Goethe und die Quelle seiner gewaltigen Dichtung war, stehts hier im Goethe für Iungens. Wenn Ihr dann später Goethes Faust auf der großen Bühne oder im Buch begegnet, dann wird die Erinnerung an das Puppenspiel Eure Freude an der Dichtung und Eure Bewunderung für Goethes Geisteswerk noch erhöhen." Jedes Wort dieser Einleitung ist unerträglich. Zunächst: kindelt man wirklich so mit deutschen Knaben? Ferner: wie kann der Herausgeber zu behaupten wagen, daß dieses Puppenspiel die Quelle von Goethes gewaltiger Dichtung sei? Die Aehnlichkeit besteht doch höchstens darin, daß in beiden Spielen von einem Faust die Rede ist, sonst aber unterscheiden sich beide wie ein Riese vom Zwerg oder wie ein leuchtender See von einem stinkigen Morast. Ist Herr Frank wirklich so von allen guten Geistern verlassen, daß er annehmen kann, diese Kasperle-Komoedie, die man vielleicht vertragen kann, wenn man sie sieht, könnte beim Lesen einem sinnigen Knaben Genutz bereiten? Und wie will er beweisen, datz gerade diese Fassung, die er giebt, Goethe auch nur bekannt gewesen sei? Meint er wirklich, datz er durch einen Monolog, wie er am Anfang dieses Puppenspiels steht, auf Goethes Dichtung vorbereitet? Also lautet dieser Monolog:

„So weit hab' ichs nun mit Gelehrsamkeit gebracht,
Daß ich aller Orten werd' ausgelacht,
Alle Bücher durchstöbert von vorne bis hinten
Und kann doch den Stein des Weisen nicht finden.
Iurisprudenz, Medizin, Alles umsunst,
Kein Heil als in der neckromantischen Kunst.
Was half mir das Studium der Theologie,
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?
Keinen heilen Rock hab ich mehr am Leibe
Und weiß vor Schulden nicht, wo ich bleibe.
Ich muß mich mit der Hölle verbünden,
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen.
Aber um die Geister zu citiren,
Muß ich mich in der Magie informiren."

Ist denn auch nur denkbar, daß solche blöde Sudelei, in der
ein Literaturkundiger eine Einleitung in die Geschichte der Faust-
dichtung erkennen mag, die Jugend unser herrlichstes Drama
genießen lehren könne? And Das wagt man in einem Buch zu
verbreiten, das der Einführung in Goethes Welt dienen soll?
So viel über Das, was in dem neuen Buch geboten wird. Es
ist dürftig, in unangemessener Weise bearbeitet, mit ganz unerträg-
lichen Zuthaten ausstaffirt. Aber auch von Dem, was fehlt, muß
geredet werden. Glaubte der Herausgeber wirklich, daß aus Fausts
Monologen, aus seinen Gesprächen mit Wagner nicht gar Man-
ches der Jugend anzuvertrauen sei? Und wenn er den Werther
und Wilhelm Meisters Lehrjahre ganz ausschied: hat er denn gar
nicht bedacht, daß „Dichtung und Wahrheit" außer Märchen und
Anekdoten noch Anderes giebt, herrliche Charakteristiken einzelner
Personen, literarische Abschnitte voll der feinsten und auch für die
Jugend verständlichen Bemerkungen, würdige und anziehende Dar-
stellung historischer Zustände? Hätte Hermann und Dorothea, Götz,
Egmont, Iphigenie, Tasso, nach verständiger Auswahl, nicht Stoff
zur Anregung und Erbauung geliefert? Mußten nicht die Prosa-
stücke, die gerade heranreifenden Knaben so viele Lebensregeln,
Wegweiser für ihr ganzes Leben bieten, mit besonders andächtiger
Liebe für diesen Zweck durchforscht werden? Das wäre eine ge-
sündere Nahrung gewesen als Anekdötchen, Scherzgedichte und
Dergleichen. Denn ein Goethebuch für Knaben soll doch nicht nur
der Unterhaltung, sondern in erster Linie der Belehrung dienen
und eine auch für Knaben schickliche Weihestimmung vorbereiten.
Man wende nicht ein, durch solche Vermehrung wäre das Buch
zur Unförmlichkeit gediehen; hütte der Herausgeber das Puppen-
spiel und die Geschichte aus den Wanderjahren einfach ausgelassen
und die Schwanke und Kleinigkeiten auf ein Mindestmaß beschränkt,
so hätte er wenigstens fünf Druckbogen für Würdigeres gespart.
Er war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Nicht „unser bestes
Jugendbuch", wie es in der Empfehlung des Verlegers heißt, hat
er geliefert, sondern eine unzureichende, Goethes Wesen durchaus
nicht vermittelnde Sammlung. Was er versprach, ist, von einem
tüchtigen Pädagogen, der vor großer Dichtung Ehrfurcht empfin-
det, erst noch zu leisten. Vor diesem schlechten Buch aber soll jeder
Freund Goethes und deutscher Jugend eindringlich warnen.
Professor Dr. Ludwig Geiger.

Verse. 2U t

Verses)

^crvi, das Ulcer und Gc,nias Paläste . .
wie lcs' ich Das . . , ZNit starrem Glänze hebt
der Himmel sich darüber. Und mir schwebt
der Duft her slberner Bliv.'näste.
Dann ans der weißen ötrasjc von Levante . . .
Der Ulotor singt. Er saust wie ein Shrapnell.
Das Thal schäumt auf von Blüthen, breit und hell,
und schneeig blinkt der Alpen Glctscherkantc.
Allein das ZNeer! <Ls funkelte nie blauer,
nie floß es sanst.r in des Himmels Scha!e.
Hier wird vergeblich Deine wilde Trauer.
Selbst als Galeeren in uralter Zeit
die Bai durchfuhren, scholl mit einem Male
das Tied der Rudcrkncchte hier befreit.

Rokokogarten.

^n diesen grünenden und graben Gängen
siehst Du das Lebo,i wunderlich erstarren
und sich in trügerische Formen zwängen.
Hier bauten vornehme und weise Narren
sich ihre Licbesgärten ans den Hängen,
erfüllt vom Klang ironischer Guitar en.
Uralte Ahornbäume, graue Buchen
stehn da und ZNnuern frommer Tarusheckcn.
willst Du Natur an diesem Grte suchen,
sie ängt Dich an aus lieblichen verdecken.
Gott Pan weilt ferne, nur an, Wasserbecken
grinst ein Triton; doch musjt Dn nicht erschrecken'
gewöhne Dich, zu lächeln, statt zu fluten.
Gewöhne Dich, zu lächeln, statt zu hassen.
Nie wurde Deines Herzens Zwiespalt neben
die heitre Anmuth die er Hügel passen.
Du mußt die Welt nur im Betrachten fassen
und Dich, wie einst es Brauch war, durch das Leben
in einer Sänfle tragen lassen.

Wien. Taniill Hoffmann,

*) Aus dem Gedichtband „Die vase", der bei Azel Juncker erscheint.

Anzeigen.

Stendhal (Henr^ Ve^le): Römische Sxazirgänge. Deutsch von
Friedrich von Ovveln-Bronikowski und Ernst Diez. Verlag von
Eugen Diedertchs in Jena. 8 Mark.

Stendhals „?roirisuaSss äsiis Roms" (1828), in Frankreich längst
als stsilSsrä vvork der Italienliteratur geschätzt, sind in Deutschland
bisher nur von Kennern gewürdigt worden. Hier ist nun eine sorgsam
vorbereitete deutsche Ausgabe. Die Rebersetzer haben eine ausführ-
liche Einleitung beigesteuert, die das Verhältniß Stendhals zum Kunst!-
geschmack seiner Zeit präzisirt und zum ersten Mal die Entstehung und
Quellengeschichte des Werkes kennen lehrt. Viel veraltete Baedeker-
weisheit von 1828 ist in der Uebersetzung ausgemerzt worden, da sie
die noch lebensfrischen Theiledes WerZes zu ersticken drohte; das Buch
umfaßt aber immer noch über vierhundert Seiten. Es ist mit zahl-
reichen, das Verständniß erleichternden Anmerkungen und Hinweisen
versehen, die der Originalausgabe fehlen, und durch vierundzwanzig
Kupferstiche des berühmten Piranesi, des„Raffaels derRuinen Roms",
illustrirt, welche die ewige Stadt ungefähr so darstellen, wie sie zu
Stendhals Zeit aussah; bekanntlich haben Feuersbrünste (wie bei San
Paolo Fuori le mura), Ausgrabungen und Abreißungen dieses Bild
seitdem beträchtlich verändert. Von dem Inhalt und der Art, wi«
Stendhal Rom sa,h und darstellte, werden am Besten einige Auszüge
aus dem Text einen Vorschmack geben. Das ganze Werk setzt sich aus
solchen mehr oder minder lose gefügten Tagebuchaufzeichnungen zu-
sammen; es ist, wie Alfred von Reumont schon 1844 schrieb, „amusant,
vielfach belehrend und mehr, geeignet, in seinem Plauderton, seiner
fragmentarischen Schreibart, dem Aufnehmen und Fallenlassen einer
Menge der verschiedenartigsten Gegenstände ein anschauliches Bild
römischerVerhältnisse unterPius dem Siebenten undLeo dem Zwölften
zu geben als irgendein anderes". Wir können es heute getrost als blei-
bendes Werk zwischen Goethes und Taines Italienreisen einreihen.

Charlottenburg. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Ich habe mich in einem Haus der Via Gregoriana eingemiethet,
wo einst Salvator Rosa gewohnt hat. Von dem Tisch, an dem ich
schreibe, überblicke ich drei Viertel von Rom; und vor mir, am anderen
Ende der Stadt, erhebt sich majestätisch die Peterskuppel. Wenn die
Sonne sinkt, sehe ich sie durch die Kuppelfenster scheinen; eine halbe
Stunde später hebt sich der herrliche Dom vom klaren orangefarbigen
Abcndhimmel ab; und darüber funkelt ein erster Stern. Nichts auf
Erden hält hiergegen Stand. Die Seele ist gerührt und erhoben; stille
Glückseligkeit erfüllt sie ganz. Doch ich glaube, um diese Empfindungen
voll auszukosten, muß man Rom lange kennen und lieben. Ein junger
Mensch, der niemals Leid erfahren hat, begriffe sie nicht. . . .

Im Kolosseum muß man allein sein. Sobald andere Besucher es
betreten, schwindet die Freude des Reisenden fast völlige Statt sich in

erhabene und ergreifende Träumereien zu verlieren, beobachtet er unwillkürlich die Lächerlichkeiten der Ankömmlinge; und es scheint ihm stets, als ob sie reich daran wären. Das Leben schrumpft zusammen wie im Salon; man hört wider Willen die armsäligen Gespräche. Besäße ich die Macht, ich wäre ein Tyrann und ließe das Kolosseum während meines römischen Aufenthalts schließen. . . .

Die Römer des neunzehnten Iahrhunderts sind keine Ungläubigen wie wir; sie mögen in ihrer Iugend an ihrer Religion zweifeln, aber man fände in Rom doch wenige Deisten. Vor Luther gab es deren viele, selbst Atheisten. Seit dieses großen Mannes Auftreten haben die Päpste Angst bekommen und überwachen sorgfältig die Erziehung. Das Landvolk der Campagna ist so mit Katholizismus durchtränkt, daß nach seiner Auffassung nichts in der Natur ohne Wunder geschieht. Ein Hagelschlag kommt zur Strafe für einen Nachbar, weil er das Kreuz, das auf seinem Feld steht, nicht mit Blumen geschmückt hat. Eine Ueberschwemmung ist eine Warnung des Himmels, um eine ganze Ortschaft auf den rechten Weg zurückzuführen. Stirbt im Monat August ein junges Mädchen am Fieber, so ists eine Strafe für seine Liebschaften. Der Pfarrer schärft Dies jedem Beichtkind ein.

Perronti führte im französischen Heer ein Bataillon. Seine Tapferkeit ist durch hundert Kämpfe erwiesen; er begann seine Laufbahn damit, daß er 1800 zum Tode verurtheilt wurde. Er rühmt sich nur einer Thatsache: daß er ein Freigeist sei. Von seinen Schlachten kein Wort; dagegen kann er den „Gevatter Matthleu" und die „Pucelle" von Voltaire auswendig und citirt Stücke daraus; und er weiß immer einen neuen Grund anzuführen, daß man fünf Minuten nach seinem Tode eben so weit ist wie fünf Minuten vor der Geburt. Das Geschick führte diesen Freigeist kürzlich nach Neapel an einem Festtage des San Gennaro. Unglücklicher Weise ließen er und ein paar Freunde sich fortreißen, in den Dom zu gehen, mitten unter den ungeheuren Schwärm von Bettlern, die den Heiligen beschimpfen und ihn IscLia vsräe nennen, wenn sein Blut nicht flüssig wird !*) Kaum steht Perronti an dem Eisengitter, das die Menge von dem Wunder abtrennt, als er weint, auf die Knie sinkt und sich schließlich den Reliquienbehälter, der das kostbare Blut des Heiligen Ianuarius enthält, auf Stirn und Mund drücken läßt. Nach Beendung der Ceremonie verbirgt er sich in einen Beichtstuhl. Am folgenden Tag antwortet er auf alle Anzüglichkeiten beschämt und verwirrt: „Es war stärker als ich." So sind die italienischen Freigeister. . . .

Im Iahre 1824 wohnte ich einer Heiligsprechung bei. Der neue Heilige wurde zu dieser Würde erhoben, weil er eines Freitags zu

*) Das „Wunder des Heiligen Ianuarius", das sich jährlich zweimal wiederholt, besteht darin, daß sein geronnenes, angebliches Blut,, das in einer Phiole aufbewahrt ist, flüssig wird. Vollzieht sich dieses Wunder zu langsam, so ists ein schlechtes Vorzeichen.

einem Feinschmecker kam und gebratene Lerchen auf seinem Tische fand. Sofort gab er ihnen das Leben wieder; sie flogen zum Fenster hinaus und die Sünde war vereitelt. Ein Anderer wurde kanonisirt, weil er einen Kapaun in einen Karpfen verwandelt hatte.

Einer von uns, der in italienischen Dörfern in Quartier gelegen hatte, hörte oft von Madonnen reden, die seufzten oder die Augen bewegten. Die sichere Wirkung solcher Wunder ist, daß der nächste Kneipenwirth gute Geschäfte macht. Nach Verlaus von sechs Monaten, wenn das Wunder ansängt, Ungläubige zu finden, wird es von der geistlichen Behörde verboten. . . .

Das Bedürfniß nach gedeckten Wandelhallen machte sich inItalien, wo die Sonne das halbe Iahr hindurch Fieber brütet, mehr geltend als etwa in Paris. Auch die Gewitterregen sind so plötzlich, daß man nach füns Minuten windelweich ist, als ob man in den Tiber gefallen wäre. Daher die Nothwendigkeit gedeckter Wandelhallen Die Form dieser Riesenbauten, Basiliken genannt, war die eines länglichen Vierecks. Das Innere war durch Säulen in mehrere Schiffe geschieden; die Säulen des Mittelschiffes trugen gewöhnlich andere von leichterer Bauart, die ein Obergeschoß in Emporensorm bildeten. Eine halbrunde Nische schloß den Ban ab; hier tagten die Gerichte. Die Römer trafen einander in den Basiliken, um Geschäfte aller Art zu erledigen; man verkaufte dort allerlei Waren; es war ein Treffpunkt für Müßiggänger. Eine der Hauptvergnügungen dieses Volkes, das seit der Tyrannei den Müßiggang gelernt hatte, war, in die Basiliken zu gehen, wie wir heute ins Cafs Zehen, die Börse besuchen oder Gesellschaften mitmachen. In der republikanischen Zeit konnten alle Geschäfte, große wie kleine, vor Gericht enden. Ein Konsul, der Unterschleife gemacht hatte, wurde genau so wie ein Bürgersmann, der ein Rind gestohlen hatte, vor Gericht citirt. Die jungen Leute der vornehmsten Familien traten als Advokaten auf; die Beredsamkeit war der Weg zur Ehre. Einem Prozeß beizuwohnen, war für die Römer, was für uns die Zeitunglecture ist. In Rom nahm man am öffentlichen Leben viel mehr Antheil, weil man zu Hause viel weniger beschäftigt war. Die Frauen waren nichts weiter als Mägde, die Wolle spannen und die Kinder aufzogen. Die Römer waren so schlau, ihren Frauen einzureden, daß die erste Pflicht einer achtbaren Matrone sei, sich zu langweilen. Erst in Caesars Zeit spürten die reichen Frauen den Betrug dieses Systems; damals ries Cato, daß Alles verloren sei. . . .

Vor der Revolution in Frankreich besaß ein Schuster, ein Anwalt, ein Arzt gewissermaßen die Eigenschaften seines Standes. Der Arzt, der Advokat hatten nur ein bescheidenes Fortkommen. Ietzt ist Paris eine Republik, in der die Gleichheit herrscht; und man ist vor Allem Gesellschaftmensch, denn Ieder weiß, daß man nur durch seine Salonbeziehungen zu Ruhm und Vermögen gelangt. In Rom sucht man das Glück, indem man seine Leidenschaften befriedigt. Ieder folgt dem Antrieb seiner Seele; und diese Seele nimmt niemals die Farbe

Anzeigen,
des Handwerkes an, mit dem der Mensch sich sein Brot verdient. Im Handwerk des Schusters liegt durchaus nichts Enges und Niedriges; und wenn ihm das Glück morgen ein großes Vermögen bringt, wird er in der vornehmen Gesellschaft nicht zu sehr auffallen. Höchstens durch seine Energie; denn hier wie überall hat die französische Erziehung die höheren Stände verkümmert. Es wird in den Augen der Nachwelt ein Hauptmerkmal des neunzehnten Iahrhunderts sein, daß die nothwendige Kühnheit, anders zu sein als Alle, völlig fehlt. Das macht die Walze der Civilisation; sie ebnet Alles auf das selbe Niveau ein und erdrückt die Ausnahmemenschen, deren einige den Namen Genie erhalten. Doch die nivellirende Wirkung des Iahrhunderts geht weiter; sie verbietet der geringen Zahl von Ausnahmemenschen, die trotz Alledem geboren werden, Etwas zu wagen und zu arbeiten. Ihr Leben lang sieht man sie am Ufer stehen und sich zu dem Wagniß anschicken, ins Wasser zu springen. An das Ufer gebannt, beurtheilen sie von da aus die Schwimmer, die oft weniger taugen als sie
Ein cholerischer Mensch, der sich einen Messerstich erlaubt, hat in Rom immer drei Arten von Hoffnung, Und diesem phantafievollen Volk genügt ein Fünkchen von Hoffnung, um die stärksten Einwände zu entkräften und den Leidenschaften zum Sieg zu verhelfen. Der cholerische Mensch hofft: nicht erwischt zu werden; durch Verwendung eines Fratone nicht verurtheilt zu werden; wenn auch verurtheilt, dennoch freigelassen zu werden, und zwar wieder durch die Gunst eines Mönchs, was freilich in der Franzosenzeit nicht vorkam.
Das Brigantenthum hat einen seltsamen Ursprung. Um 1550 erinnerten sich die Bewohner des Kirchenstaates noch der italienischen Republiken und der durch sie geschaffenen Sitten, nach denen Jeder seine Rechte mit allen Mitteln verfocht. (Diese Freiheit war erst vor zwanzig Iahren von Karl dem Fünsten unterdrückt worden.) Die Unzufriedenen hatten sich in die Wälder geflüchtet: um zu leben, mußten sie rauben. Sie besetzten die ganze Berglinie von Ancona bis Terracina und rühmten sich, die verachtete Regirung zu bekämpfen, welche die Städte bedrückte. Ihr Handwerk betrachteten sie als überaus ehrenhaft und es ist nothwendig, daß dieses Volk voll List und Feuer, das von den Briganten ausgeplündert ward, deren Mannhaftigkeit bewunderte. Der Bauernjunge, der Brigant wurde, stand bei den jungen Mädchen des Dorfes in viel höherem Ansehen als einer, der den Sold des Papstes nahm. Diese Offentliche Meinung zu Gunsten der Briganten, welche die armen, kranken, methodistischen Engländer, wie Eustace, so empört, war die Folge der unsinnigen Verwaltung der Päpste, die seit dem Konzil von Trient regirten. Im Jahr 1LZ0 bildeten die Briganten die einzige Opposition, Ihr Abenteurerleben gefiel der italienischen Einbildungskraft. Der Sohn einer verschuldeten Familie, der heruntergekommene Edelmann, rechnete es sich zur Ehre an, mit den Briganten, welche die Campagna durchstreiften, gemeinsame Sache zu machen. In einer Zeit, wo es keine Tugend gab und

unfähige Schurken sich in alle Portheile der Gesellschaft theilten, zeig^
ten sie wenigstens Tapferkeit
Ueber die Methode, wie man im niederen Volk zu Vermögen
kommt, höre man die Meinung meines Schusters. Man hüte sich sehr,
arbeitsam, fromm und bieder zu sein. Man macht Skandal, amusirt
sich, geht mit hübschen Frauen auf den Monte Testaccio; der Skandal
verbreitet sich im Stadtviertel; plötzlich,aber wird man von der gött-
lichen Gnade betroffen und überantwortet seine Gewissenspflege irgend-
einem Fratone (einem Kapuziner oder Barfüßer, der bei einflußreichen
Kardinälen verkehrt); man arbeitet den ,Tag über fleißig in seiner
Werkstätte, um sich abends vorsichtig zu zerstreuen; man giebt Al-
mosen: und in fünf oder sechs Iahren ist man guter Kundschaft, Fürsten
und Fremden empfohlen und sieht sich an der Spitze eines renom-
mirten Geschäfts. „Ich hätte rascher Geld gemacht," fügte der Schuster
hinzu, „wenn ich eine hübsche Frau geheirathet hätte; aber, weiß Gott,
dieses Mittel widerstrebte mir." Ein Mißtrauischer wird mir erwidern:
„Wie, mein Herr, ein Schuster hat Ihnen Das in einer Viertelstunde
und in zehn Zeilen gesagt?" Nein, Verehrtester, in sechs Iahren und
in dreißig oder vierzig Plauderstunden
Die Glücksspiele sind eine der großen Leidenschaften der Italiener.
Wenn ein Römer von seiner Liebsten verlassen wird, vergißt er nie,
wie tief sein Schmerz auch sei, die Zahl der Iahre seiner Geliebten und
die des Tages zu setzen, an dem sie sich getrennt haben.
Ein Italiener, der ein Bild liebt, hängt es seinem Bett gegenüber
auf, um es beim Erwachen zu sehen, und sein Salon bleibt schmucklos.
Man verlangt hier wirkliche Freuden und der Schein gilt nichts
Gestern handelte ein Engländer um ein Gemälde. Er sagte zum
Maler: „Wie viele Tage hat Sie dieses Bild gekostet?" „Elf Tage."
„Schön; dafür gebe ich Ihnen elf Zechinen; mit einer Zechine pro Tag
sind Sie reichlich bezahlt." Der Künstler stellte sein Bild entrüstet an
die Wand und drehte dem Aristokraten den Rücken. Diese Art von
Höflichkeit liefert die Engländer den Pfuschern aus. Ich sah Bilder,
die mit achtzig und hundert Louisdor bezahlt wurden und die nicht
hundert Franken werth waren; was mir große Freude machte
Rom hat gar nichts von der Heiterkeit, dem lauten Treiben und
dem Geschrei einer Großstadt wie Neapel. Die ersten Tage glaubt man,
in der Provinz zu sein. Bald aber gewinnt man dem ruhigen Leben,
das man hier findet, Geschmack ab. Ein Franzose von natürlichem, ge-
sundem und tiefem Geist sagte gestern zu mir: „Ich möchte wirklich, daß
mich der Papst zum Monsignore mache. Ich würde hier mein Leben
im Betrachten und Erforschen der Denkmale zubringen." Zur Zeit des
Kardinals Consalvi hätte ich diesen Wunsch getheilt: Rom wäre ein
sehr guter Zufluchtort vor der Welt, ihren Ränken nnd Leidenschaften,
s,ncl tksir sss «k trouble« (Hamlet). Dieses Gefühl bevölkerte die Klöster
im dreizehnten Iahrhundert
In Rom soll man, wenn möglich, drei Tage ununterbrochen in

der Gesellschaft fröhlicher Gefährten und drei Tage in tiefster Einsamkeit leben. Wer Seele hat, würde verrückt, wenn er immer allein wäre...
Für eine schöne Römerin, die in ihren Manieren schlicht ist (und so sind sie fast alle), ist nichts schwieriger, als in einem pariser Salon halbwegs gut aufgenommen zu werden. Die Schlichtheit der Manieren, die plötzlichen Bewegungen, die Antworten, die mehr mit dem Gesichtsausdruck als mit Worten gegeben werden, gelten in Paris, namentlich wenn dieses Benehmen mit großer Schönheit gepaart ist, fast für schlechten Ton. Die Geberden einer Römerin sind eben so schlicht wie lebhaft, mag sie nun im Theater im Vordergrund einer hellerleuchteten Loge sitzen oder im Hintergrund eines Salons, dessen Portieren geschlossen sind. In Rom kennt sich alle Welt; wozu sich also geniren? Auch ist Zwang für diese Seelen, die stets tief mit Etwas beschäftigt sind, und wäre es nur eine Nichtigkeit, unerträglich. . . .
Eine Römerin, der ein junger Ausländer gefällt, betrachtet ihn mit Wohlgefallen; so oft sie ihn in Gesellschaft sieht, kümmert sie sich nur um ihn. Sie wird einem Freunde des Mannes, den sie zu lieben beginnt, offen sagen: „Oits s ^V***oKs mi Mos." Wenn der bevorzugte Mann das Gefühl, das er einflößt, theilt und die schöne Römerin fragt: ‚M volsts Kens?" so wird sie ganz einfach sagen: ,,8i, osro." In dieser einfachen Weise knüpfen sich hier Verhältnisse, die Iahre lang dauern; und wenn sie ein Ende haben, so ist stets der Mann der Verzweifelte. Der Marchese Gatti hat sich erst kürzlich nach seiner Rückkehr aus Paris erschossen, weil er seine Geliebte untreu fand
Der Italiener betet seinen Gott mit den selben Fibern des Herzens an, womit er seine Geliebte vergöttert und die Musik liebt. Denn für ihn liegt in der Liebe viel Furcht. Die Hauptsache, um eine Italienerin zu erobern, ist, daß man eine entflammbare Seele hat. Der französische Geist, der Kaltblütigkeit besitzt, ist ein Hinderniß. Das will unser liebenswürdiger Reisegefährte Paul nicht verstehen. Er amusirt sehr, doch er besticht keineswegs; und er begreift nicht, daß er Damen, die er Thränen lachen läßt, nicht gefällt Stendhal,
PS«
Karl Hitt-?: Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens von Heinrich Auer. Bern, K. I. Wyß, 1910. 3,20 Mark.
Hilty hatte sich in dreißigjähriger öffentlicher Thätigkeit (als Rechtslehrer an der Universität Bern, als einflußreicher Palitiker, als Offizier — zuletzt ward er Oberst und Oberauditor der schweizer Armee) die allgemeine Hochschätzung seiner Landsleute erworben, als Diese zu ihrer Ueberraschung aus dem Büchlein „Glück" und den darauf folgenden religiösen Und ethischen Schriften erfuhren, daß ihr großer Patriot ein Mystiker sei, der im steten Bewußtsein der Gegenwart Gottes lebe.
Die reichsdeutschen Leser wußten nichts von den persönlichen Verhältnissen und der amtlichen Stellung des Verfassers, mochten ihn wohl für einen Geistlichen halten und hatten darum keinen Anlaß zur Ver-

wunderung. Von da an hat Hilty weit über die Schweiz hinaus als Apostel gewirkt. Seine erbaulichen Schriften sind bis jetzt in dreihunderttausend Exemplaren verbreitet, neue Ausgaben werden vorbereitet, in mehrere Sprachen ist namentlich „Glück" übertragen worden, Im Oktober 1909 hat Hilty sein Erdenleben beendet. Iüngst ist ein anderer Apostel gestorben, ein größerer, würde eine Volksabstimmung bekunden, denn Tolstoi ist in jedem Hause bekannt, das eine Zeitung hält, und in Deutschland wenigstens giebt es kein Haus ohne Zeitungen und Wochenblätter; von Hilty dagegen haben sogar konservative Zeitungen nichts gemeldet. Seine Büchlein sind nur von Freund zu Freund verbreitet worden. Sollte ein Besucher von berliner oder wiener Literaturcafss zufällig von ihm wissen, so würde er sich hüten, davon Etwas zu verrathen; er würde den Namen nicht nennen, in keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise, denn er müßte sich ja schämen, mit der Schmach des Iahrhunderts bekannt zu sein, mit dem Mucker, der eine Universität-Kathedra der freien Schweiz verunzirt hat. Warnm man sich Tolstois nicht schämt, ist bekannt; einer der Gründe mag auch sein, daß er für das sogenannte Freidenkerthum keine Gefahr bedeutet, weil seine Lebensweisheit unfruchtbar ist. Denn nach seinem Rezept kann der Durchschnittsmensch nicht leben, hat er selbst nur unvollkommen zu leben vermocht, wie ihm einer seiner Freunde, Professor Masaryk, oft genug vorgehalten hat. Darum ist er als Apostel (über seine literarische Bedeutung habe ich kein Urtheil) nur ein Phänomen gewesen, das vorüberrauschte. Hiltys Büchlein dagegen werden wie die Bibel und Thomas a Kempis im Stillen fortwirken, denn sie enthalten Rathschläge, die man befolgen kann, Anweisungen, nach denen sich leben läßt; sie sind klar und schlicht, frei von aller Phantastik und Utopik. Der einzige Fehler, den ich in seiner Lehre finde, ist, daß sie hier und.da von seiner Berufsstellung und von seiner Nationalität zu stark beeinflußt sind. Er hält Manches, was allerdings einem Universitätprofessor keine Schwierigkeit verursacht, für allgemein durchführe bar und er überschätzt die demokratische Republik, weil er zufällig in dem einzigen europäischen Land lebte, für welches diese Staatsform die angemessenste, die geradezu von der Natur geforderte ist. Daß Hilty begeisterter Demokrat, Gegner der Todesstrafe und eifriger Befürworter des Frauenstimmrechtes war, wird vielleicht Manchen, der sonst aller „Pietisterei" weit aus dem Wege geht, bestimmen, sich über dieses Exemplar der ihm verhaßten Richtung aus Auers kleinem Buch zu informiren. Die zahlreichen Verehrer des Mannes aber werden sehr dankbar dafür sein. Wenn sie darin weniger über sein äußeres Leben finden, als sie wahrscheinlich wünschen (nur von seinen Iugendjahren bekommen wir ein klares und ausgeführtes Bild), so liegt Das wohl daran, daß sein Mannes- und Greisenalter in der Bahn genau geregelter Berufstätigkeit sehr einfach verlaufen i't, und an seinen Klausnergcwohnheiten.

Neissc. KarlIentsch.

itzige Leute behaupten, das Börsengeschäft habe nachgelassen, seit
die Kuckst «Kops bekämpft werden. Die sorgten doch immer da-
für, daß der Wille zur Spekulation rege blieb. Wer nicht nur witzig
sein will, darf sich aber des Eifers freuen, mit dem der Deutsche Ban-
kierverband gegen das Ungeziefer vorgeht. Der Konnex mit der Presse,
der sofort gesucht wurde, hat sich gut bewährt. Man theilt einander
die Erfahrungen mit und schafft so eine lückenlose Kasuistik. Der Cen-
tralverband der deutschen Banken und Bankiers konnte feststellen, daß
eine „ersichtliche Abnahme des bekämpften Unwesens" eingetreten ist.
Das stimmt zu der scherzhaften Klage über das Fehlen der „Einpeit-
scher" für die Effektenspekulation. Die überraschende Mannichfaltigkeit
der Kuekst-skop-Literatur, die Woche vor Woche in neuen Erscheinun-
gen auf den Markt kam, ist nicht mehr zu erblicken. „Nie kehrst Du
wieder, goldne Zeit." Der Bankierverband hat ausländischen Effekten-
händlern zweifelhafter Qualität das Leben schwer gemacht. Aber das
Wesen des bückst skop ist nicht leicht zu fassen. Glaubt man, ihn zu
haben, so schlüpft er Einem, aalglatt, durch die Finger. Und die Ge-
richte kennen die Merkmale des unsoliden Effektenhandels noch nicht
genau genug, um immer rasch den richtigen Entschluß zu finden. Von
der Verfügung des Iustizministers, daß in der Staatsanwaltschaft
Spezialisten für diese Strafsachenart ausgebildet werden sollen, darf
man eineBerschärsung derKontrole erhoffen. Auch der Handelsminister
und der Minister des Innern haben Verfügungen gegen die Schwin-
delbankiers erlassen. Durch die Vacuumreinigung des deutschen Mark-
tes wird wohl auch ein Theil des Schmutzes, der sich an den Grenzen
anhäuft, mit aufgesogen werden. Nöthig wäre es; denn im Ausland
scheint der buokst skop günstigere Lebensbedingungen zu finden als in
den deutschen Landen. Von dem Verfahren gegen budapester Firmen
sprach ich hier schon. Im Iuli 19ZZ hatte unser Generalkonsul diese
Effektenhändler wegen Betruges angezeigt; und die Untersuchung er-
gab die Nothwendigkeit der Anklage. Dennoch wurde Ende 1910, durch
Beschluß des Anklagesenates, das Verfahren eingestellt. Zwar, hieß
es, sei bewiesen, daß die Firma und ihre Agenten vielfach die mit dem
Publikum abgeschlossenen Geschäfte „in sich" gemacht und den ganzen
Verlust des Kunden in die Tasche gesteckt hatten; man könne aber nicht
feststellen, daß sie falsche Auskunft über die Papiere gegeben oder die
Kurse künstlich beeinflußt habe. Zu dieser Feststellung (daß man nicht
feststellen könne) hat man zwei Iahre und ein halbes gebraucht; und
selbst wenn die Beschwerde des Staatsanwaltes Erfolg hat, bleibt all-
zu viel Zeit zu neuer Plünderung des Publikums.

Der buokst skop nützt jeden Vortheil aus und scheut auch die
Klage wegen Beleidigung nicht, wenn er hofft, daß einzelne seiner Ge-
schäfte das Licht des Gerichtssaales vertragen. Dem Kritiker gelingt
vielleicht der Wahrheitbeweis nicht ganz (wers erlebt hat, weiß, wie

schwer Einem die Entschleierung der Wahrheit oft gemacht wird) und die Folge ist dann eine Verurtheilung wegen Beleidigung. In Dresden hat neulich ein Landgerichtsdirektor, am Schluß der Verhandlung gegen einen Schnapphahn, einen Appell an die Presse gerichtet. Die Zeitungen sollen nicht nachlassen, das Publikum vor zweifelhaften Firmen und Geschäften zu warnen; denn nur sie können das Volk vor solchen Ausbeutern schützen. Dieser Landgerichtsdirektor hat wohl eine bessere Meinung vom Werth der Presse als der Reichstagsabgeordnete Dr. Wagner, unter dessen Namen der neue Beleidigungparagraph läuft. Diese I.sx Wagner würde den Kampf der Zeitungen gegen die Schwindelbankiers beträchtlich erschweren. Schon heute ist, wenn die Kette des Beweises eine kleine Lücke zeigt, eine unangenehme Strafe zu fürchten. Wird nun das Maximum der Strafe wegen Beleidigung durch die Presse auf 10000 Mark, zwei Iahre Gefängniß und 20000 Mark Buße erhöht: wie viele Redakteure werden dann Lust haben, für das Wohl der Menschheit sich in solche Gefahr zu begeben? Das Schlimmste ist die „Buße". Den „Rentenjägern" werden sich die Bußejäger gesellen. Der reiche Verleger mag dem drohenden Gewölk mit Ruhe entgegensehen; die Millionen im Safe leiten den Blitz zur Erde. Aber die ärmere Provinzpresse, die breiten Massen der Bevölkerung die Meinung macht, darf nicht wagen, sich in eine Aktion einzulassen, durch die sie vielleicht in Vermögensverfall geräth. Daran sollte man bei der Schlußabstimmung über die I.sx Wagner denken. Die Regirungen, die das Mandat der Presse zur Vernichtung der bvokst skops anerkennen, müßten eine Bestimmung ablehnen, die das Werkzeug stumpf macht. Die Gerichte sind den Dingen zu fern, um jedem Schwindelbankier die Schlinge kunstgerecht um den Hals legen zu können; und sie verlieren, wenn die Presse geknebelt wird, ihre beste Aufklärungtruppe. Unter der Herrschaft des neuen Paragraphen könnten wir erleben, daß Spezialisten aufkommen, die das Einsäckeln hoher Bußesummen zu einem netten Nebengeschäft ausbilden. Die frisch drauflosklagen, den Wahrheitbeweis auf die Fälle beschränken, wo er nach menschlichem Ermessen nicht geführt werden kann, und dann mit ihren 20000 Mark munter abziehen. Der Richter wird sie erkennen und ihnen die Buße versagen? Sicher nicht oft. Vor Gericht sieht mancher Kläger wie ein Ehrenmann aus; fern von der Thurmstraße zeigt er dann ganz andere, weniger holde Wesenszüge.

Der Bankierverband hat sich nicht nur um die Etymologie des Wortes „bückst skop" bemüht (es stammt entweder aus dem amerikanischen Geschäftsleben und bedeutet da „Eimerladen", weil unsolide Getreidefirmen vor ihren Geschäftslokalen Eimer mit Getreideproben aufstellen, um das Publikum zu täuschen; oder vom englischen buokst — Tölpel), sondern hat auch die Spuren des besonders gebräuchlichen Prämienschwindels erkennbar gemacht. Der Anreißer bedient sich mit Vorliebe der Prämie, weil er auf sie das Schlagwort „Versicherung gegen Verlust" anwenden kann. Der Kontrahent wird durch die Er-

klärung geködert, daß er, im schlimmsten Fall, nicht mehr verlieren
kann als die Prämie. Die verliert er bei Geschäften mit einem buckst,
skop immer; denn der empfiehlt dem Kunden meist Papiere, die auf
der schiefen Ebene sind; oder solche, in denen es offiziellen Prämien-
handel gar nicht giebt, also auch keine Kontrole des Kurses; oder er
wählt Effekten, die so geringe Kursschwankungen haben, daß er dem
Klienten einreden kann, es lohne nicht, die Papiere abzunehmen oder
zu liefern. Auch dann geht die Prämie flöten. Das Prämiengeschäft
ist ja eine legitime Form des Terminhandels; wird oft aber zu frech-
stem Bauernsang benutzt. An sich dient die Prämie oder das Reugeld
zur Begrenzung des spekulativen Wagnisses. Die Parteien sind von
vorn herein auf ein festgesetztes Maximum von Verlust gefaßt. Die
Prämie kann bei Spekulationen 5 ls Kausss und s la bsisss zur An-
wendung kommen. Wer ein Papier per Ultimo kauft, in der Erwar-
tung, daß der Kurs am Stichtag höher als am Abschlußtag sein werde,
sichert sich gegen die Möglichkeit eines niedrigeren Kurses durch eine
bestimmte Prämie. Ist die zu zahlende Differenz größer als die Prä-
mie, so muß er natürlich das Reugeld zahlen. Im anderen Fall straft
ihn der Kursunterschied. Wer dagegen per Ultimo verkauft und aus
einen unter den vereinbarten'Stand fallenden Kurs rechnet (um die
Papiere billiger einzuhandeln, als er sie zu liefern hat), Der läßt die
Prämie schießen, wenn er am Tag der Liquidation des Geschäftes sich
nur zu einem beträchtlich höheren Preis mit dem erforderlichen Ma-
terial versehen könnte. Um das Risiko weiter zu theilen, kann man
eine Kombination von Vorprämie (5 Is Ksusss) und Rückprämie (s Is
bsisss) herstellen: das Stellagegeschäft. Auf der Basis eines mittleren
Kurses hält man sich die Möglichkeit offen, die Papiere entweder zu
liefern oder abzunehmen oder, wenn Beides nicht lohnt, die verlorene
Differenz, das „Stellgeld", zu zahlen. Einer kauft am zehnten Februar
eine Stellage auf 100 Aktien per Ultimo März zu 150/160. Das heißt:
er kann am Prämienstichtag erklären, ob er die Aktien zu 150 liefern
oder zu 160 abnehmen will. Wird das Papier am Tag der Erklärung
zn 155 notirt, so verliert der Kontrahent 5 Prozent in beiden Fällen.
Das ist das Maximum des Verlustes; denn jeder Kurs, der zwischen
150 und 160 liegt, bringt eine geringere Einbuße als 5 Prozent. Hat
sich die Notiz unter 150 gesenkt, so gewinnt der Stellagekäufer; denn
er kann, laut Abmachung, die Stücke zu 150 liefern, hat aber die Mög-
lichkeit, sie zu diesem Zweck billiger anzuschaffen. Ragt der Kurs über
160 hinaus, so wird der Kontrahent die Papiere beziehen, denn er
braucht dann für eine Aktie, die theurer als 160 ist, nur diesen Preis
zu zahlen. Der buokst skop sucht sich die einsachste Form des Prämien-
handels aus: die Barprämie. Die wird, im Gegensatz zur Vor- oder
Rückprämie (Reugsld), beim Abschluß des Geschäftes gezahlt, während
die andere Entschädigung erst fällig wird, wenn der Kontrahent erklärt
hat, daß er von seiner Spekulation Is Ksusss oder Z, Is bsizss zurück-
tritt. In diesem Fall hält er sich die Möglichkeit offen, von der Er-

ledigung eines Effektenhandels durch Zahlung einer Buße befreit zu werden. Bei der Barprämie aber erwirbt er vorher das Recht, am Tag der Abwickelung des Geschäftes sich dafür oder dagegen zu «klären. Wenn der Pseudobankier das Prämiengeld hat, ist der Kunde aller Sorgen ledig; denn er sieht die Prozente nicht wieder und ist dadurch der Mühe enthoben, später eine Entscheidung zu finden. Einen Gegenkontrahenten, der Erklärungen fordern könnte, giebts nicht, da der Kucket skop selbst als maskirter Gegner auftritt. Der Handel bleibt Geheimniß des osbinst psrtioulier. Die Börse wird durch ihn nicht behelligt. Und der kluge Gimpelfänger sorgt dafür, daß das kontrolirbare Börsenpapier in Begleitung von Nonvaleurs erscheint, an denen der Gimpel hängen bleiben muß. Verluste lassen sich, bei so günstigen Vorbedingungen, nach Belieben und jeweiligem Bedürfniß konstruiren.
Nicht ganz so einfach ist die Iagd auf Vor- oder Rückprämien.
Bei denen kommts darauf an, den Kunden zur Verlängerung des Prämienhandels zu bringen und ihm dann anständige „Interessen" für „Schiebegeld" zu berechnen. Solche Behandlung von Prämiengeschäften giebt es im Verkehr zwischen soliden Bankfirmen und Publikum fast gar nicht. Im Normalfall wird sich der Kunde mit dem Verlust der Prämie begnügen und eine Prolongation nicht wünschen. Denn durch die Kosten für Prämie und Prolongation entsteht ein so beträchtliches Aufgeld, daß der Kurs den Kunden schon sehr begünstigen muß, um noch die Chance eines Gewinnes zu lassen. Der unsolide Bankier aber lebt vom Prolongiren; denn er will ja dem Auftraggeber nicht einen Gewinn auszahlen, sondern ihn in Verpflichtungen hetzen, aus denen es kein Entkommen mehr giebt. Als letztes Mittel bleibt ihm die Möglichkeit, Gewinne als Vorschüsse für neue Geschäfte zurückzubehalten. Der Kunde, dem einmal das Glück gelächelt hat, ist das gegebene Objekt für neue Reizversnche. Er kommt gewiß wieder.
Man darf aber nicht glauben, jeder Prämienhandel und jeder Bankier, der sich damit befaßt, sei verdächtig. Die solideste Firma kann Prämiengeschäfte machen. Da der Bankierverband eine Liste der buoket »kop? führt, die nach Möglichkeit s, zour gehalten wird, kann auch der Unkundige den Weg in saubere Häuser finden. Wichtig ist, daß die Geschädigten sich rechtzeitig melden und furchtlos ihren Ausbeutern auf den Leib rücken. Das müßten, nicht nur im eigenen Interesse, auch „Personen vom Stand" thun, denen das Bekenntniß, daß sie auf den Leim gekrochen sind, schwer wird. Mancher hat geschwiegen, weil er für sein Prestige zitterte. Damit wird nur den Schwindlern genützt. Werden sie jetzt, unter dem Zwang der Bedrohung, sich zu ehrbarem Wandel entschließen? Sehr wahrscheinlich ists nicht. Eher, daß sie, nach einer Erholungpause, mit neuen Gaunerkniffen, gegen die noch nicht vorgesorgt ist, vor einem hohen Adel und verehrlichen Publiko erscheinen. Darum müssen die Wächter die Augen offen behalten; und auch der Bankierverband darf noch lange nicht abrüsten. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb <L, m, b ß, in, Berlin.

Berlin, den 25. Februar 1911.

Laienjustiz.

MZchöffen: das verhunzte Römerwort scheint auf die Mehrheit des Deutscheu Reichstages mit der selben Magie zu wirken wie aufmanchcDame dieVorstcllungdesHoscnröckleins.Die meint, in der Exhibition ihrer Körpcrformen sei Eva zwar schon recht weit gekommen; tanze mit entblößten Brüsten und Achselhärchen, wohl auch, wos hoch hergeht, im geschlitzten, Wade und Knie dem Blick präsentirendenRock und lasse im prallen Straßenkleid vom Hals bis an den Schenkel jede Wellenlinie und Buchtung errathen; müsse noch lauter fortan aber die Geschlechtskundcn an diewichtige Thatsache erinnern,daß sie Beine habe. Der Schneider wickelt sie heute schon so eng ein, daß fast jede Muskelregung fichtbarund dem Männerauge rasche Inventur möglich wird. Noch aber (das Theatermädchen, das einen Pagen, Kadetten, Sekundaner gespielt hat, kanns nachrechnen) ist der Geschlechtsreiz einer Frauenbeinhülse stärker. Also: Pluderhöschen; nur nicht von so plumpem Zuschnitt, wie, in der Frühzeit derRadlerinnen.Mrs. Knickerbocker sie in Paris einzuführen versuchte. Anter dem engen Rock verengt sich bald die Hose; und über ein Kleines trägtFrau und Fräulein die ganze Leibesbilanz durch das Gaffergewühl. Emanzipation des Fleisches. George Sand (die gern in Hosen ging, noch lieberfreilich saus culotte sich des Lebens freute), FriedrichSchlegel und dieWortmacher des Iungen Deutschland sähen ausbeglücktemAugesolcheFrauenbewegunginsFreieundFreche,

Die Holden, die sich in ihrem Hosentraum gar so modern dunkeln, vergessen nur, daß die Mode sie in alten Orientbrauch zurückzuschwatzen trachtet; ins Gewand der rechtlosen Haremsfrau, dem das Abendland längst entwuchs. Mit Bewußtsein entwuchs: seit es begreifen lernte, daß nur das Verhüllte die Phantasiekräfte hitzt und ihrer im Dunkel hoffenden Ahnung den männischen Drang nach dem Besitz des nur im Traum Erkennbaren entbindet. Zeigt, was Ihr habt und nicht habt, noch ein Weilchen auf allen Straßen: und ringsum, liebe Damen, wird der Stachel der Begierde sich stumpfen (wie im Orient, wo Sexualia, trotzdem die Frau kaum vordasHolzgitterwerkdes Harems darf, nichtso tiefin die Lebensgestaltung hineinlangen wie bei uns). Was Euch neu scheint, ist uralt und verlebt; Euer Langen umfängt die Mode vom vorigen Menschheitjahr. Doch winkt Euch mit fettem Zeigefinger ein Trost: in seinem Rechtsbezirk seht Ihr den Deutschen Reichstag in den selben Irrthum gleiten. Auch diese stolze Versammlung derWahlweihenträgermöchteumjedenPreismodernscheinenundhältnoch für neu, was nicht nur alt, sondern alter Erfahrung lange schon veraltet ist. Ihr wollt Odaliskenhosen; die Reichstagsmehrheit will Gerichtsschöffen. Für die Erste und für die Zweite Instanz der Strafrechtssachen. Will, wenn sie sich zu neuer Wahl stellt (jede halbwegs vernünftige Regirung wird dafür sorgen, daß es so spät wie möglich geschehe und die Parteiwuth sich vorher heiser schreie),' vor den Stimmzettelbesitzern sich mit der Freudenpost spreizen: «Wir haben im ganzen Bereich der Strafgerichtsbarkeit, haben überall, wo eineThatfrage zu beantworten, nicht die Anwendung einesRechtsgrundsatzes zuprüfen ist,denLaienSitz undStimme gesichert, MännerEurerArtzurRechtsfindungund Entscheidung denRechtskundigenins Kollegium gesellt.Wählt uns drum, Ihr Bürger; denn nur wir sind im wahrsten Wortsinn modern."
Die so sprechen, spotten ihrer selbst; und wissen nicht, wie. Sind so unmodern.so kurzsichtig und auf die Augenblickswirkung erpicht wie dicPaschamädchen, die sich,beherzt und behost, inden Straßenmittag wagen.AufKarldenGroßen und seineSkabinen, aufdenSachsenspiegelundSachsensGeneralstaatsanwaltFriedrich Schwarze dürfen sie dreist sich berufen; niemals auf die großen Zeichen unserer Zeit. Die will Theilung der Arbeit; Zuweisung jcdes Theiles an den dazu Tauglichsten. Ist nicht mehr die Zeit,

da Ieder Pflugführer und Hirt, Zimmermann und Iäger, Handwerker und Fischer in einer Person war; da im Haus gewebt und gesponnen, Kleid und Geräth hergestellt wurde. Wirfordern nicht vom Schuster, daß er ein gestörtes Ahrwerk wieder in Gang bringe, und geben ihm, statt des Pfriems und der Ahle, für sein eigenes Gewerbe Pantographen, Sohlenformpressen und Schuhpflock-Maschinen. Wir fürchten, daß der geschickteste Entbinder uns chirurgisch von der Appendizitis nicht so sicher befreien werde wie Einer.dessen Messer hundertmal denWurmfortsatz weggeschnitten hat.Wer heute einBörsenpapierkaufen will,fragt nichtdenLeiter derBankpolitik, sondern denVerwalter des Laufenden Geschäftes. Die Differenzirung aller Lebensformen zwingt auch den darob Stöhnenden, aus seiner Noth nur beim Spezialisten noch Hilfe zu fuchen. And ausderseelischärgstenNoth, der des geschädigten Rechtes oder der bedrohten Ehre, sollen wir vom Ankundigsten nunRettung erhoffen? VorsiebenzigIahrenschonhatFrancesco Carrara, ein Haupt der Klassischen Kriminalistenschule, gesagt, daß dieLaiengerichte dieStrafrechtspflegezu einer Lotterie machen und die Wage der Thenns durch eine Arne ersetzen. «Immer und überall wird es strenge und milde Richter geben; doch alle bauen ihr Artheil auf den festen Grund juristischer Erkenntniß und Erfahrung. Nur derLaie läßt sich vomGefühl an nüchterner Erwägung hindern/AndderHerrschaftbezirkdiesesLaiensoUanno1911 im Deutschen Reich noch erweitert werden. Aus dem schon allzu großen Revier, das ihm seit dem Iuni 1905 die Paragraphen 27 und 73 der Gerichtsverfassung zuweisen, soll der Schöffe in die Strafkammern hinaufklettern und auch da mitwirken, wo über die Berufungen entschieden wird. Auf den Gipfeln, in der Eisregion der Verbrechen, für die weder das Reichsgericht noch die Strafkammer zuständig ist, thront längst, im Vollbesitz schrankenloser Gewalt, der Laie. Ietzt wird ihm, Schöffen oder Geschworenen, wie von Dante dem Kaiservogel, von dem Schwaben Brenz dem Heilandsleib, die Fähigkeit zu nützlicher Abiquität zugesprochen. Wird das deutsche Gerichtswesen an denSchöppenstuhl des achten Christenjahrhunderts gefädelt. DasnenntdieZeitung„modern".

Das Schwurgericht ist aus England (wo es aus tief ins Erdreich der Normannenzeit hinabrcichenden Wurzeln erwachsen war) nachderFranzösischcnRevolutionaufsFestlandgekommen.
ss-

Nach den kleinen Revolutionen des Iahres 1848 hat die Erinnerung an die Spruchkollegien der Schöppenstühle dann in den Staaten des deutschen Südens und Nordens die Schöffengerichte in neues Leben gerufen. Die von dem Absolutismus und dessen Schergen gedrückten und gebüttelten Bürger erhofften alles Heil von dem freien Willensausdruck des souverainen Volkes und mühten sich, seiner Allweisheit auch das Gebiet des Strafrechtes unterthan zu machen. Der gesunde Menschenverstand des freien Mannes, meinten sie, wird besser richten als der hinter Aktenstößen verstaubte, im Dickicht der reZuIse und Paragraphen verkrüppelte Rechtssinn des abhängigen Beamten. Dieses Strebens Strömung schien klug Regirenden gefährlich; als sie, nach dem Sturm,sichwiederzuregenwagten,empfahlen sieden fürs SchwurgerichtSchwärmenden dieInstitution derSchöffengerichte.die dem WaltenderIuryvorzuziehensei, weil sie denSchlagbaum zwischen Thatund Recht aufhebeund dem Laien auch dieMitwirkung an der Strafwahl gewähre. So that noch Adolf Leonhardt, der zuerst in Hannover, dann in Preußen Iustizminister war; ihm schien das Schöffengericht (nach TreitschkesSpottwort) «die blühendeGöttin mit den Rosenwangen "und er rieth demReichstag, an dieStelle der Schwurgerichte»GroßeSchöffengerichte" zu setzen. Dachte, als schlauerKriminalist,wohl:KannichdenAberglaubenandenLaienrichter nicht aus EuremHirnjäten,sowill ich ihn wenigstens, unter demVorsitzdesRechtsgelehrten, unschädlich machen. Die Reichstagsmehrheit blieb hart und ließ sich die Iury nicht rauben. Begnügte sich aber, wie der leichtgläubige Liberalismus so oft in seiner Lebensgeschichte,auch unter demAuge der Gneist und Lasker mit modisch gekleideten und frisirten Luggebilden. Der Richter sollte unabhängig werden; ists aber nicht, wenn seine Beförderung am Willen des Iustizministers hängt, wenn er Titel und Orden annehmen darf und die Versetzung in einen anderen Wirkenskreis hinnehmen muß. Ins Ehrenamt des Schöffen und Geschworenen soll jeder Deutsche berufen werden, der die Schwelle des dritten Lebensjahrzehntes überschritten hat, im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte und in diesem Besitz nicht durch ein gegen ihn eröffnetes Hauptverfahren bedroht ist, über seine Habe frei verfügen kann, seit zwei Iahren in der Gemeinde wohnt, nicht aus öffentlichen Mitteln Almosen empfängt und weder zu den Dienstboten

noch, als Soldat, Geistlicher, politischer oder richterlicher Beamter,
zu den der Staatsgewalt bequem erreichbaren Gruppen gehört.
Mann vor Mann prangen sie in der Arliste. Lohnarbeiter und
Leute, die bei der Behörde in schlechtem Geruch stehen, werden aber
nicht hinter die Gerichtsschranken gerufen. (Nie, sagte Bismarck,
»bin ich Schöffe oder Geschworener gewesen; die Maßgebenden
hielten mich für einen Querkopf, demnichtrechtzutrauensei".)Der
politische Grundsatz der Laiengerichtsbarkeit wurde vom ersten
Tag an also durchlöchert. Wir haben ein Allen gemeines, für Alle
gleiches Wahlrecht, das sich nur halten kann, weil dieNngleichheit
derWahlkreise es nicht zu vollerWirkung kommen läßt; hätte der
Stimmzettel des Industriestädters die selbe Rechtskraft wie der
des Landmannes, so würde dem Reich morgen die Wehrmacht
entzogen. Wir haben ein System der Laienrechtspflege, das sich
humpelnd weiterschleppt, weil ihm, wider denWillen des Geistes,
ders schuf.das Klassenkampfgelände.auf dem es zusammenbrechen
müßte, gesperrt ist. Oder wäre ein der heute geltenden Staatsord-
nung erträglicher Strafprozeß denkbar, wenn die organisirten
Arbeiter so oft, wie sie nach ihrer Kopfzahl und nach dem Sinn
der Gerichtsverfassung fordern dürften, am Richtertisch säßen?
Ringsum gleißt unser Leben von Lügentand, rlt omnia vanitas,
„Mit ungleich größererRuhe würde ich, als Leiter eines so-
zialdemokratischen Blattes, meinen Kopf unter denArtheilsspruch
eines Kollegiums von rechtsgelehrten Richtern beugen als un-
ter den unberechenbaren Ausspruch des Geschworenengerichtes."
DerSatz.denTreitschke im November 1876 sprach, wird und muß
überall wahr bleiben, wo der Sozialdemokrat nicht hoffen kann,
auf den Bänken der Iury Glaubensgenossen zu finden. Seit er-
wiesen ward, daß auch dieser Blüthentraum der Vernunftgläu-
bigen unter Europens Himmel nicht reifen könne, haben selbst in
den romanischen Ländern die Modernsten, Tarde und Mouton,
Fern und Lombroso, gegen die Schwurgerichte gesprochen. Iust
die Modernsten besonders laut. Die wissen, daß man das Ver-
brechen nicht aus seiner Entstehungsphäre, den Verbrecher nicht
aus der Gesellschaft, die ihn gebar, erzog und im Wesen mitbe-
stimmte, lösen darf und daß der Strafrichter die tzauptlehren der
Psychologie, Anthropologie, Soziologie in sein Bewußtsein auf-
genommen haben muß. Doch wie unter dem Nichter Iephtha die

Männer von Gilead an der Iordanfurt die Ephraimiter daran erkannten, daß die Zunge der Bedrohten das Wort Schibboleth nicht richtig auszusprechen vermochte.foglaubtheute der Dutzendliberale noch, die Abneigung von der gerühmten Institution der Schwurgerichte verrathe den Feind derBürgerfreiheit.Das schärfste Wort des hellsten Verstandes kann dieses Vorurtheiles Hecke nicht lichten. Sprecht unter vier Augen mit einem Richter, Staatsanwalt, Vertheidiger: sie werden sagen, daß jede Schwurgerichtsverhandlung einem Schauspiel ähnele, dessen Erfolg von der Rollenbesetzung abhängt, und daß derAnwalt(des Staats oder des Rechts; unsere Gerichtssprache unterscheidet da witzig), der die Iury inseines Willens Richtung zu zwingen, zu schmeicheln versteht, von denBerufsgenossen kaum höher geschätzt wird als irgendein für die Galerie schwitzender Gaukler.„Das ist nur vor Geschworenenmöglich." «Der jüngste Landrichter belächelt ihn; aber auf die Iury wirkt sein Gewinsel." Alle Tage hört mans. Erlebt, daß der gut vertheidigte und dem flüchtigenBlick „sympathische" Mörder als ein durch schwere Beleidigung zum Zorn gereizterTotschläger mit einerGefängnißstrafe davonkommt, der stier und scheu hinter dem jungenOffizialvertheidigerhockendeTotschläger alsMörder aufs Schafot geschickt wird. In einer Lustmordsache wagt der jüdische Vertheidiger den (oft bewährten) Hinweis auf den Kruzifixus, derdasOpferdes weltberühmtestenIustizmordes geworden sei und warnend in diesen Saal niederschaue. Der Taktmangel bringt die Geschworenen in frommeWuth; trotz derDünnheit des Indizienbeweisesbejahensie die Schuldfrage und weigerndieZubilligung mildernder Amstände. EinWohlhabenderistangeklagt, am Leib seines Dienstmädchens „ mit Gewalt unzüchtige Handlungen vorgenommen zu haben" (einerThatschuldig zusein, die dem alten Iehan Loys Vives und dem jüngeren Alexandre Dumas widerdenWillenderAngegriffenengarnichtmöglich schien).Aussage widerAussage; ob der beeideten so sicher zu glauben ist, daß auf diesen Glauben eine Zuchthausstrafe bis zu zehn Iahren gestützt werden kann, scheint selbst dem Staatsanwalt nicht völlig gewiß. Da drängt blinder Eifer dem Vertheidiger den Satz auf die Lippe: „ In seinerIugend, meinetzerren Geschworenen, ist wohl Ieder von Ihnen einmal in eine Lage gekommen, die von bösem Willen zu fohäßlicherAnschuldigung mißbraucht werden konnte." Was? Wir? Hinter der hübschen Hausmagd dieThür verriegelt

und dann aufs Ganze gegangen? Nnerhörte Frechheit! Sollen wir
uns morgennachsagen lassen, vielleicht gar amKaffeekrä'nzchentisch
unserertzausehre,wir seien mild gewesen,weilwir allzumal uns als
Sünder fühlten? Gern möchte derAnwalt das enteilteWort nun im
Busen bewahren; doch schon ists zu spät. Schuldig; mit elf Stim-
men gegen eine(einessechzigjährigenIunggesellen ohneimOrts-
bezirkansässigeSippe).Darf man eineInstitutionpreisen.derenEr-
gebniß so von pfiffiger Kunst oder von Zufallsthorheit bestimmt
wird?In allerOeffentlichkeit wird sie gepriesen. „ DieGeschworenen
haben ja nur über den Thatbestand zu urtheilen." Richtig; doch
die Feststellung solcher (juristischen) Thatsache ist viel schwerer und
in ihrenFolgen beträchtlicher als die Anpassung des Strafmaßes
an denWahrspruch. „Sie urtheilen nach dem Rath des gesunden
Menschenverstandes und des sittlichen Gefühles, nicht nach dem
Schematismus erstarrter Rechtsbegriffe." Das kann auch der ge-
lehrte Richter; auch ihm braucht derBuchstabc nicht den Geist zu
töten: er kann,in vollerFreiheit.von allem in derHauptverhand-
lungVorgebrachtensichzumArtheil stimmen lassen und da der sänf- ,
tenden aequiws Raum schaffen, wo ihm das von Luther der teren-
tischenKomoedieentnommeneWortzutreffend scheint: „Das stren-
gestRecht ist das allergroßesMnrecht." KeinRichter aber sollnur
nach demGefühl (das so leicht irrt), nur nach derraschenWallung
seines Gemüthes urtheilen. Warum lehnt in einer Brandstif-
tungsache der Vertheidiger, in einem Mcincidsfall der Staats-
anwalt den kleinen Landwirth ab? Warum forschen Ankläger
undAdvokaten so früh wie möglich nach dem Beruf der Geschwo-
renen und wagen, wenn die zwölfMänner gekürt sind, schon eine
Prognose? Weil sie die Macht des Klassenbewußtseins, Klassen-
grolls kennen; weil sie wissen, daß der schlecht versicherte Bauer,
der dasWort nichtallzuhochschä'tzt.von der Schuld einesBrand-
stifters leichter als von wissentlicher Verletzung der Eidespflicht
zu überzeugen ist. Wer aber darf das Kind beim rechten Namen
nennen? «Die Allmacht der Iury gleicht einem zweischneidigen
Schwert. Sie kann manchmal das Gesetz korrigiren oder den Ge-
setzgeber auf den Willen der Öffentlichen Meinung hinweisen;
oft aber fälscht sie den Sinn des Gesetzes und gefährdet die Frei-
heit des Individuums. Auf das Gesetz, räth Bentham, nicht auf
dessen Verachtung soll man hoffen. Die Vorzüge, die das Schwur-
gericht haben mag, sind um den Preis der Willkürherrschaft zu

theuer erkauft." Das sind Sätze Enricos Fern, der in Rom Iahre lang derFührer der SozialdemokratischenPartei war.Thut nichts. »Das Schwurgericht ist eine Errungenschaft des Liberalismus." Wer weigert den Ehrensalut? Achtung! Präsentirt das Gewehr! Dennoch hat der seit dem Iahr der Iustizreform immer wieder auftauchendeWunsch nach einer Erweiterung derSchwurgerichts- zuständigkeitkeinenaheAussicht aufErfüllung. Die selbeReichs- ^ tagsmehrheit aber, die fast schon bereit scheint, die für die Vertheidigung wichtigste Schanze zu räumen, dem Ansturm der vom moabiter Aufruhrprozeh Enttäuschten den ersten Absatz des Paragraphen 244 der Strafprozeßordnung zu opfern, will das Schöffenreich jetzt bis in die Zweite Instanz dehnen. Vaevicwnbus! «Die Beweisaufnahme ist auf die sämmtlichen vorgeladenen Zeugen und Sachverständigen sowie auf die anderen herbeigeschafften Beweismittel zu erstrecken; von der Erhebung einzelner Beweise kann jedoch abgesehen werden, wenn die Staatsanwaltschaft und der Angeklagte hiermit einverstanden sind." Dieser knappe Wortlaut des § 2441 StPO sichert dem Angeklagten in Fährniß die - Beweismöglichkeit; erlaubt ihm, durch unmittelbare, dem Gericht erweisliche Zeugenladung selbst dem sprödesten Kollegium die Beweiserhebung aufzuzwingen. Wird hier auch nur das winzigste Stückchen abgebröckelt, dann entsteht ein Schade, den keine anderswo angeflickte »Rechtsgarantie" tilgen kann (und dessen bloße Androhung alle Kriminalanwälte zu gemeinsamerAbwehr ins Feld rufen müßte). Die Schöffen, denen die Strafkammer geöffnet wird, werden, mit ihrem gesunden Menschenverstand, ihrem sittlichen Gefühl, dafür sorgen, daß jederBeweisantrag.der die Entlastung des Beschuldigten verheißt, angenommen werde? Wenn sies, erstens, wollen und, zweitens, können; wenn sie genau wissen, worum es sich handelt und was für das Artheil »erheblich" sein könnte. Das haben sie bisher nicht immer gewußt. Natürlich. Ihnen ist die Einberufung in denGerichtsdienst nicht, wie den Geschworenen, ein Ereigniß, das fürWochen beliebtenNnterhaltungstoff liefert; meistnur ein lästiger Zwang, dersie ihrem Geschäft entzieht und ihnen allerlei undurchsichtigen Kleinkram vors blinzelnde Auge rückt.Fragt die Vertheidiger, wie groß der Prozentsatz der auf die Iurybank Geladenen ist, die drängend ihreAblehnung erbitten. Wärendie Schöffen ablehnbar, dann hättedertzerrRechtsanwalt keine ruhige Stunde mehr. Doch sie müssen mitjudiziren. Trachten

zuerst wohl auch mit redlichstem Eifer, den Aerger hinunterzu-
würgen und kühn ins Dunkel derThatbeständezu schauen. Wenns
nur nicht so höllisch schnell gehen müßte! Aebertretung, Hehlerei,
Beleidigung, Hausfriedensbruch, Anterschlagung,Diebstahl,Kör-
perverletzung, Betrug, strafbarer Eigennutz, Begünstigung, Iu-
gendvergehen, Nöthigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt:
die Bilder wechseln so rasch wie im Kino-Theater. Selbst an den
Krücken des gesunden Menschenverstandes und des sittlichen Ge-
fühles tastetdereinfache Kleinbürgersich indiesen fremden Welten
nur langsam zurecht. Fragen? Die Würde des Gerichtes sänke,
wenn ein zur Rechtsprechung Berufener während der Verhand-
lung seine Ankenntniß verriethe. „Einen Augenblick: der Herr
Schöffe wünscht,eineFragezustellen. "Das knattert undzischtdurch
denRaum; der verschüchterte Klempnermeister wirds nichtso bald
wieder thun. Der Vorsitzende hat es leicht; hat die Akten gelesen
und erkennt, wmpu au melier,flink mindestens denTypus imKla-
ger, Beklagten und Zeugen. Ruft, ehe seine Nachbarn noch recht
wissen, wieesbeidem Hausfriedensbruchzugegangen ist und wes-
senHand imTreppengedräng denKlägergeohrfeigt hat, schon mit
ungeduldiger Stimme: «Die nächste Sache! "Auch imBerathung-
zimmer muß man sich sputen. »Ihre Ansicht ist sicher sehr werth-
voll;nur, leider,nicht mit derständigenIudikatur des Königlichen
Kammergerichtes vereinbar. Wenn Sie wollen, suche ich Ihnen die
inBetrachtkommendenEntscheidungen heraus.Das wird uns frei-
lich ein Weilchen aufhalten. And der Speisezettel ist heute ziemlich
lang: nochachtSachen; darunter drei mitwahrenZeugengeschwa-
dern. Doch bin ich in jedemFallzu ausführlichsterRechtsbelehr-
ung bereit. "ZwischenFünf und Sieben könnte man zu Haus noch
die Post erledigen und die Abendkundschaft bedienen. Unnützes
Zaudern; der Vorsitzende ist ja ein gewissenhafter und erfahrener
Mann, der sein Strafgesetzbuch und seine Pappenheimer kennt.
Ein wahrer Segen, daß ers so schleunig macht. Die erste Schöffen-
frage war: „Wird es sehr lange dauern?" Die letzte ist: «Bringt
uns dernächste Sitzungtag wiederso viele Sachen?" Nie aber kam
aus dem Mund eines Anwaltes die Frage nach der Wesensart
„mitsitzender" Schöffen. Die, weiß er, nimmt der Rechtskundige,
Aktenkundige andieLeine.Auch höchst gebildete Herren, diezu re-
ger Mitarbeit entschlossen waren, in der Hast des Rechtsfabrikbe-
triebes aber früh erlahmten. Auch borstige Volksmänner, die sich

vorgenommen hatten,„mal 'nenfrischenZugindenstaubigenPa-
pierkrämpel zu bringen". In der Stickluft welken die herrlichsten
Entwürfe. Noch schwerer wird der Laie die Strafkammerarbeit ler-
nen. Da sind lange Schriftsätze eingereicht worden, die er nicht
kennt; hats eine Voruntersuchung mit Protokolstößen gegeben,
vonder er nichts ahnt. And so vielZeit wie ein Schwurgericht hat
die Kammer nicht. Soll sie in Rückstand bleiben? Alltagstechnik
und Berufssprache helfen durchs Gestrüpp. Der Laie? Sitzt mit.
Dreijähriges Studium an einer Aniversität, zwei langwie-
rige Prüfungen, dreijährigen Vorbereitungdienst: Das muß der
Mann Hintersich haben,dem der Staat einenRichterstuhl anweisen
darf. And dieser selbe Staat holt nun aus Werkstatt und Kontor,
Keller und Salon Leute, die weder Iuristerei noch Psycho-, So-
zio-und Anthropologie jemals studirt haben, und sprichtzu ihnen:
„Richtet; Ihr könnt es so gut wie der Fachmann und braucht
drum nicht in Angst zu erschaudern." Er läßt sie nicht nur, nach
,MontesquieusRath, über einen einzelnen Thatbestand urtheilen;
nein: über Vorsatz und Absicht, Bewußtsein und Zurechnungfähig-
keit. Von den Zeiten der Blutrache und Talion bis ins bläßliche
Morgenroth der bedingten Verurtheilung, von Beccaria bis auf
Mnding hat jedesKriminalistengeschlechtstilldieererbtenInstru-
mente zu schleifen, zu verfeinern gestrebt, um sich die zuverlässigste
Rechtsfindung zu sichern. Den so Erzogenen, für die Technik ihres
Berufes so Vorgebildeten sagt derStaat (der die Schöffen ja nur
von der Berufunginstanz wegweist): „Eurer Wissenschaft und
Menschenkunde kann ich nicht länger vertrauen; die würdige Er-
füllung der Richteramtspslicht ist mir erst verbürgt, wenn neben
Euch ein Grünkramhändler oderBildhauer, ein Klavierlehrer oder
Schornsteinfegermeister imKollegium sitzt." Warum bäumt dieIu-
ristenzunft sich nicht wider den Schimpf? Weil jede Theilung der
Verantwortlichkeit ihr willkommen ist undderLaienbruderihr un-
schädlich scheint. (Kann ers bleiben, da er das Bewußtsein der Ver-
antwortlichkeit einschläfert?) Den in der Hauptstadt erwachsenen
Vertheidiger überläufts, wenn er in kleinen Gerichtsorten die
Schöffen und Geschworenen glotzen sieht. And uns wird derWahn
zugemuthet, in solcher Zufallslaisirung walte das modernste Le-
bensgesetz. Gut bezahlte, mit ihrem Namen für ihreLeistung haf-
tende Spezialisten brauchen wir. Der Schöppenstuhl ist Gerumpel.

Ein deutscher Hausschatz.
eine Abschweifung ins Gebiet der Aesthetik hat mir außer
der künstlerischen noch eine literarische Belehrung zuge-
zogen. Man schickt mir, um mir einen richtigeren Begriff von der
modernen Lyrik beizubringen, die neuste, einunddreißigste, von
Dr. Heinrich Frankel „völlig erneuerte" Auflage von Wolffs Poe-
tischem Hausschuh des deutschen Volkes. (Otto Wiegand in Leip-
zig.) Die Belehrung trifft in doppelter Beziehung daneben. Ich
meine nur, die Lyriker können uns nichts wesentlich Neues mehr
sagen, weil ja die menschlichen Gefühle und Stimmungen immer
die selben bleiben, wenn auch die Gegenstände und Anlässe, durch
die sie hervorgerufen werden, nach Orten uind Zeiten wechseln. And
ich habe (wogegen sich aus den Kreisen älterer Herren kaum Wider-
spruch erheben wird) als meine persönliche Erfahrung ausge-
sprochen, daß beim Mann die Empfänglichkeit für lyrische Ge-
dichte mit den Jahren abnimmt. Er hat als Jüngling den klassi-
schen Ausdruck seiner Gefühle in schönen Gedichten genossen und
findet die Gedichte, die er später liest, fad, nicht, weil sie schlechter
sind als seine alten Lieblinge, sondern, weil sie nichts Anderes
sagen und nichts Anderes sagen können. Er mag sich ein jugend-
liches Herz bewahrt haben und noch heute Iünglingsgefühle im
Busen hegen; will er sie aber nähren und in ihrem Genusse
schwelgen, so zieht er' den Versen die Musik vor, die den selben
Zweck hat wie das lyrische Gedicht: ein Gefühl, eine Stimmung zu
erwecken, die aber zugleich einen (je nach Belieben Stunden lang
auszudehnenden) von der bloßen Gefühls- oder Stimmungwonne
verschiedenen, zu ihr hinzukommenden Genuß gewährt. Und zwei-
tens: Wolffs Hausschatz enthält ja nur zum kleinsten Theil Lyrik;
den weitaus größeren Theil nehmen Epik und Didaktik ein. Man
müßte denn zur Lyrik auch die Romanze und Ballade rechnen,
die in die Epik gehört, und das philosophische Gedicht und die
sinngedichtliche Darstellung eines gescheiten und nützlichen Ge-
dankens, die Schilderung einer bedeutenden Situation, einer lehr-
reichen Begebenheit, eines Charakters, eines sozialen Verhält-
nisses, was Alles doch wohl in die Kategorie der Didaktik einzu-
reihen ist. Alle diese Dichtungarten aber liebe ich noch heute. Den
Homer habe ich erst in sehr reifen Jahren würdigen gelernt und
vor Kurzem hat mich Hebbels „Mutter und Kind" tief ergriffen.
Schillers philosophische Gedichte werden, so lange ich lebe, immer
wieder aufs Neue mein Nachdenken anregen, und wenn mir Je-
mand einen guten Gedanken in einem klassischen Gedicht, eine

süße Frucht in goldener Schale darbietet, so bin ich ihm dankbar. Nicht zu gedenken der Erheiterung, die ich Holteis schlesischen, Reuters plattdeutschen, Edwin Bormanns sächsischen, Trojans Kladderadatsch-Gedichten verdanke. Ich gestehe, datz diese Schätzung der gereimten Poesie aus der kurzen Bemerkung, die den verdienst-Dollen Neuschöpfer des alten Wolff gekränkt hat, nicht herauszulesen war, und ich ziehe daraus die Lehre (so alt man wird, man lernt niemals aus), daß man Neben- und Zwischengedanken, die durch vollständige Ausführung gegen Mißverständnisse sicher zu stellen der Raum fehlt, hübsch für sich behalten soll.
Wenn ich nun auch der gut gemeinten Belehrung nicht bedarf, so ist mir doch die Gabe, die dazu dienen sollte, sehr erfreulich. Zunächst weckt sie liebe Iugenderinnerungen, denn ich war als Primaner mit dem alten Wolff ganz vertraut; allerdings, trotz meiner damals sehr lyrischen Stimmung, mehr mit feinem Hausschatz deutscher Prosa. Dann ist das Buch eine sehr willkommene Ergänzung meiner Bücherei: es enthält Bruchstücke aus den alt- und mittelhochdeutschen Epen, die ich weder vollständig noch in Anthologien besitze und in die ich mich an manchem Feierabend zu vertiefen gedenke. Auch schöpfe ich aus dem Bande wirkliche Belehrung, wenn auch anderer Art, als mir zugedacht war. Ich bewundere den Reichthum des deutschen Dichterwaldes. Die reichliche Hälfte der hier Aufgenommenen (es sind über vierhundert) habe ich bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt. Und ich lerne die Neueren kennen. Diese Neueren füllen beinahe die ganze zweite Hälfte des starken Bandes. Einzelne davon, wie Heyse, Wilhelm Jensen, Raabe, Isolde Kurz, Ricarda Huch, die Ebner-Eschenbach, kenne ich ja aus ihren Prosawerken; hier sehe ich nun auch, wie sie sich in gebundener Rede bewegen. Manche erscheinen mir von einer neuen Seite, die ich an ihnen nicht vermuthet hätte. Laufs, der Hofpoet, entwickelt in feinem Liede vom Borstenschwein einen gesunden Humor, was mir eine günstigere Meinung von seinem Charakter beibringt, und auch Dehmel, der tiefe, halb mystische, hat Humor, wie das köstliche Wiegenlied beweist, das er seinem Racker von Jungen singt. Dagegen verräth der als Prosaiker gewöhnlich derb humoristische Otto Julius Bierbaum in seinen Gedichten die zarteste Empfindung. Mancher Philister, der Heinrich Heine bisher nur aus patriotisch-frommen Literaturgeschichten und Berichten kennen gelernt hatte, wird ihm seine mancherlei Sünden verzeihen wegen der beiden Gedichte „Deutschland" und „Nachtgedanken". Daß ein packendes Gedicht ethische, religiöse, soziale Wahrheiten erfolgreicher klar und frucht-

bar machen und verbreiten kann, als es Predigten, gelehrte Abhandlungen und dicke Bücher vermögen, brauche ich nicht erst aus dem neuen Hausschatz zu lernen, denn ich weiß es längst und habe dieses Mittel selbst oft angewendet und empfohlen; aber diese Sammlung giebt mir die erwünschte Gelegenheit, wieder einmal daran zu erinnern. Wer könnte ergreifender die tragischen Wirkungen der Habsucht predigen als Chamissos Abdallah? Die Ueberlegenheit einfältiger Liebe über hochmüthige Klugheit als „die beschränkte Frau" von Annette Droste-Hülshoff? Oder die Nichtswürdigkeit der selbstsüchtigen Ausnutzung uneigennütziger Gutmüthigkeit als „Die treue Haut" von Nikolaus Becker?

Die modernen Dichter, die ich hier kennen lerne, sind gar nicht so modern (im Sinn der Fliegenden Blätter), wie ich befürchtet hatte, sondern ganz vernünftig; sie fühlen und denken nicht anders als wir gewöhnlichen altmodischen Philister. Michael Georg Conrad ist geradezu zum Küssen in dem Gedicht „Der Säemann", dieser herzigen Schilderung deutschen Bauern- und trauten Familienlebens auf dem Gut seiner Eltern. Moderne Zustände, Verhältnisse, Probleme, Streitfragen spiegeln sich in manchen dieser Gedichte, aber sie drängen sich nicht vor, zerren uns nicht, der Aufgabe der Poesie zuwider, in den Staub und Schmutz und Kampfeslärm der schlechten Wirklichkeit hinein. Ein Vedalied von Deutzen, ein Ruf der Angst vor der Entgeistigung der Welt von Rainer Maria Rilke, die Prosa der Gegenwart (im Gegensatz zur alten Romantik), die, wie Julius Grosse zeigt, der Herzenspoesie nichts anzuhaben vermag, Russische Verbannte von Kreowski, Handwerksburschenlos von Detlev von Liliencron, ein paar Ostmarkenlieder von Felix Dahn mahnen daran, daß es eine häßliche Wirklichkeit giebt, die uns die Aufgabe stellt, sie schöner zu machen, und daß wir in der schönen Idealwelt der Poesie nicht müßig schwelgen, sondern aus ihr Kraft zum Handeln schöpfen und ihr die Vorbilder fürs Handeln entnehmen sollen. Zeitgemäß ist die Mahnung des Bauern an seinen Sohn von Kowarzik.

Der um die Pädagogik hochverdiente Wilhelm Münch hat Recht, wenn er in seinem Geleitwort das Werk einen wirklichen Hausschatz nennt. Es wird als solcher viel Segen stiften. Die Idee dazu ist vom bayerischen Central-Schul- und Studienrath Friedrich Immanuel Niethammer ausgegangen, der 1808 Goethe zu einer solchen Sammlung anregte. Dessen Schützling Oskar Ludwig Bernhard Wolff hat den Plan ausgeführt. 1839 erschien der Poetische Hausschatz; in den sechziger Jahren hat ihn Oltrogge neu bearbeitet und jetzt ist er durch diese allerneuste Bearbeitung auf

die Höhe der Gegenwart gebracht worden. Jede Bereicherung um Neues macht natürlich eine neue Sichtung des Alten nothwendig, damit nicht der Umfang alles Maß überschreite. Keine kleine Aufgabe bei der unübersehbaren Stosffülle. Darum wäre es unbillig, mit dem Bearbeiter um die Auswahl zu rechten. Ich vermisse Manches und würde, wenn ich die Auswahl zu treffen hätte, Manches von dem Aufgenommenen weglassen. Aber es wäre zwecklos, solche Wünsche öffentlich zu äußern, denn von den vielen Tausenden, die das Buch benützen werden (von den neunundzwanzig Auflagen, die bis 1893 erschienen waren, ist eine Viertelmillion Exemplare abgesetzt worden), hat jeder seine besonderen Wünsche. Da ist jede Möglichkeit ausgeschlossen, sie alle zu berücksichtigen, und man muß den Unternehmer eines so schwierigen Werkes, das dem Ausland ein Gesammtbild der deutschen Poesie bieten und den Volksgenossen das Beste als Hauskost geben will, nach seinem eigenen Urtheil frei schalten und walten lassen.

Neisse. KarlIentsch.

Philosophie und Kraftökonomie.

er Begründer der modernen Naturwissenschaft, Isaak Newton, der als Erster physikalische Vorgänge auf Gesetze der Mechanik und Gesetze der Mechanik auf eine kleine Anzahl letzter Prinzipien zurückführte, Isaak Newton hat die Vorgänge in der Natur, wie die Leistungen der menschlichen Technik, mit dem Satz zu bezeichnen versucht: IViaximus ettectus minimo sumptu, „größtmögliche Wirkung mit geringstem Kraftaufwande". Nach dieser Regel, nach der „Regel des kleinsten Kraftmaßes" werde, so meinte Newton. jede vollkommene technische Leistung vollbracht. Jede Maschine, jedes Nutzgeräth, jeder Kunstgegenstand, der menschliche Organismus selber und überhaupt all Das, was wir „organisch", „zweckmäßig", „vernünftig" nennen, müsse so angelegt sein, daß es seinem Zweck ohne Energieverlust genügen könne, ohne un» nöthige Betriebsunkosten, sei es durch Widerstand, durch Reibung, durch Umschweife, durch Zufälle. Betrachten wir irgendeine Arbeitmaschine, eine Schnellzugslokomotive, ein Rennboot, ein Automobil. Jedes dieser technischen Gebilde ist, wie alle Werkzeuge und alle Maschinen, eine Analogie des Menschen, so zu

sagen eine Erweiterung und Projektion des menschlichen Organismus mit allen seinen Funktionen auf die Außenwelt. Und diese Menschenähnlichkeit der „Technik" geht bekanntlich so weit, daß man aus Schiff- oder Wagenbau, aus dem Bau von Wassermaschinen, Brücken- oder Tunnelbauten eines Zeitalters psychologische Rückschlüsse auf die Natur der Seele und auf die Eigenart der Menschen dieses Zeitalters machen kann. Fragen wir nun aber, worin der Fortschritt jener geistigen,Arbeit liegt, die Wagenbauer oder Maschinen-Ingenieure, Fahrradtechniker, Schiffs-Konstrukteure, Aviatiker zu leisten haben, dann finden wir: die Verbesserung technischer und eben so aller künstlerischen Gebilde hängt davon ab, daß irgendwelche Arten von Energie nach dem Prinzip des kleinsten Mittels, also mit geringstem Energieverlust ausgenutzt werden. Insofern aber jede Maschine „kraftsparend" ist, nähert sie sich dem Gesetz der organischen Welt, so daß kein Zufall ist, wenn jede Art von technischem Gebild irgendeinem natürlichen Organismus auch in den äußeren Formen ähnlich geräth, etwa das'lenkbare Luftschiff dem Bewegungskörper des Vogels oder das Dampfschiff der Form eines Fisches. Denn der Bau jeden Geschöpfes ist ja eben nichts Anderes als eine ideale Maschinerie, die just dem spezifischen Naturzweck eines jeden Wesens aufs Vollkommenste „angepaßt" ist. Ein „Organismus": Das ist Wechselwirkung von Elementen, gemäß dem Gesetz des kleinsten Kraft-"aufwandes. Man kann daher sehr wohl begreifen, daß Newton das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes für ein Naturgesetz hielt. Also für Etwas, das man auf dem Wege der Erfahrung und des Induktionschlusses da draußen in der Natur eben „vorfinden" kann. Man kann auch begreifen, daß Newton dazu kam, das Gesetz der Trägheit mit dieser Regel des geringsten Kraftverbrauches in Beziehung zu bringen, daß er zu dem tiefsinnigen Glauben kam: Das Gesetz des vom Baum fallenden Apfels und das Gesetz des Kosmos seien das selbe Gesetz. Nämlich eben dieses: daß jeder Vorgang in der Welt stets auf dem direktesten Wege und mit geringstem Verlust an Energie sich vollziehen müsse.

Andere Zeiten, andere Denkarten haben das Zeitalter des großen Newton abgelöst. Der wesentliche Unterschied aber dieser neuen Denkart gegenüber der sehr primitiven Weltanschauung war wohl, daß der menschliche Geist immer mehr dazu kam, Gesetze, die er scheinbar aus der „Natur" oder aus der „Erfahrung" herausholte, in seiner eigenen Konstitution in unablegbar gegebenen Formen und Kategorien des Denkens verankert zu finden. Was man früher für ein Naturgesetz hielt, erscheint nun als ein

Gesetz des Geistes. Wo man früher die Physik besragte, da fragt man heute die Erkenntnistheorie. Und so begann man denn, auch dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes eine logische Ausdeutung zu geben und zu seiner Erklärung nicht mehr die Naturbeobachtung der Empiristen, sondern die Form des Bewußtseins in Betracht zu ziehen. And hier lag ein sehr einfacher Gedanke nah. Wenn Jemand zu untersuchen hat, wie es komme, daß das Wasser kugelförmig erscheint, dann wird er sofort fragen, ob etwa das Gefäß, in dem das Wasser ist, die Form einer Kugel habe. Und wenn Jemand sich wundert, daß Alles in der Natur nach dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes „zweckmäßig geregelt" scheint, so wird er sich zunächst fragen, ob nicht der Geist, der die Natur denkt, im Denken der Natur sein eigenstes Gesetz umschreibe, wie das Kind sich in einem Spiegel entdeckt, ohne zu ahnen, daß, was es sieht, sein eigenstes Wesen sei. In der That scheint es in dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes sich zunächst darum zu han-^ deln, daß wir eine Grundform unserer Wahrnehmung auf die Inhalte dieser Wahrnehmung übertragen, während wir nur behaupten dürfen, daß die Natur im Spiegel unseres Bewußtseins zweckmäßig teleologisch-vernünftig (und Das heißt eben: kraftökonomisch) ist. Der tiefere Untergrund dieses Thatbestandes der Naturzweckmäßigkeit ist also, daß alle Bewußtheit von Natur eine Einheit ist und daß alles Wahrnehmen, Bewußtmachen, Apperzipiren, Denken, Rechnen nichts Anderes heißt als Zusammenbinden und-Vereinheitlichen von „Erfahrung". Wenn nun aber alle sogenannte „Apperzeption" des Menschen Einheit-Apperzeption ist, dann ist ec> ipso gesagt, daß uns nichts bewußt werden kann, ohne daß wir nach dem Gesetz des kleinsten Kraftmaßes verfahren und in den Inhalten unserer Vernunft eben auch das Gesetz der Vernunft selbst vorzufinden wähnen.

Ein Philosoph der Mathematik hat gelegentlich die paradoxe Bemerkung gemacht, die Redensart „der Mann kann nicht bis Drei zählen" sei eigentlich nicht gar so despektirlich, da ja Niemand, selbst der größte Mathematiker nicht, mehr als bis Zwei zählen könne. Was mit dieser Bemerkung gemeint ist und worauf sie abziele? Auf die merkwürdige Thatsache, daß alles bewußte Denken polar, daß jede mathematische Ueberlegung zweitheilig sei. Logisches oder mathematisches Denken besteht immer darin, daß irgendein nicht subsumirtes, nicht „ausstehendes" Element in eine bereits gegliederte Formel, eine feststehende Größe, in eine „ideale Geltungeinheit" aufgenommen werden, daß irgendeine „Menge" oder „Mannichfaltigkeit" um ein ihr nicht eingefügtes

Element erweitert werden muß. Mögen nun die Geltungeinheiten, mit denen etwa ein Arithmetiker arbeitet, noch so komplizirt, noch so reich gegliedert sein: die Form der mathematischen Operation ist die, daß zwei Mannichfaltigkeiten sozusagen gegeneinander gehetzt werden, bis die komplizirte die unkomplizirtere gleichsam absorbirt hat. Eben an dieser dualistischen Grundform alles Denkens liegt es auch, daß eine sogenannte Antinomie, ein Paradoxon, entsteht, wo wir von dieser Polarform der Denkfunktion absehen. Wir können nicht ein unendliches Kontinuum, eine endlose Zeitabfolge oder eine „Menge aller Mengen" denken, eben weil Denken voraussetzt, daß apperzipirt, vereinheitlicht werden, daß also eins von zwei Elementen der gewonnenen Einheit assimilirt werden muß. Eine absolute Einheit, außerhalb deren ja gar nichts mehr gefunden werden kann, liegt jenseits der Möglichkeit des Denkens selbst. Dies Alles besagt nur, daß Denken ein kosmisches „Vereinheitlichen von Erfahrungen" sei und daß unser Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes ein Gesetz der Psychologie ist, eben jenes Gesetz, das man wohl neuerdings als Gesetz der Denkökonomie oder schlechtweg als Gesetz der Abstraktion zu bezeichnen pflegt. Iede Abstraktion, alles Bilden von abstrakten Begriffen, mathematischen Geltungeinheiten, „Idealen" oder auch nur von Aniversalbegriffen verfährt nach diesem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes, indem unzählige feine Unterschiede und Schwankungen, Fluktionen und Nuancen der Wahrnehmung und Erfahrung in jedem Augenblick von uns übersehen werden, damit eine schematische Registrirung, eine ideale Vereinheitlichung unseres Erfahrens überhaupt zu Stande kommen und das nuancirte Einzelne (das '^Sc'n) gleichsam durch das Transparent des Begriffes hindurch subsumirt werden kann. Erlebtes wird also dadurch Gewußtes, daß wir es gemäß dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes in die logisch-mathematische Form der Begrifflichkeit hineinzwingen. Von David tzume bis auf Avenarius und Mach sind immer wieder Philosophen und Physiker aufgetreten, die dieses Gesetz des geringsten Kraftaufwandes im Denken so übersteigerten, daß sie im Kausalgesetz, also in der Behauptung, daß jeder Erfahrungthatbestand eine „Arsache" haben müsse, nur ein Kraft ersparendes Regulativ menschlicher Erfahrung sahen. „Die einsachste Form des Kausalgesetzes", so lautet ein tieferes Wort von Descartes, „ist das Wunder." Wenn der Naturmensch den Donner hört, wenn er Blitze zucken sieht und sich zum ersten Mal fragt, woher nun eigentlich dies Alles komme, dann statuirt er ein Wunder. Da droben sitzt der Donnergott,

irgendein mächtiger Dämon. Der macht Donner und Blitz. So befriedigt sich des Menschen primitives Bedürfniß nach Naturerkenntniß. Auf späterer Stufe tritt an die Stelle des mystischen Begriffes des Wunders der nicht minder abergläubige Begriff der wissenschaftlichen Ursache. Zunächst in der Form, daß man „Naturkräfte" statuirt. Woher kommt der Blitz? „Er ist Erscheinung der Elektrizität." Wie erklärt sich das Fallen der Körper im Raum? „Es ist die Folge der Anziehungskraft der Erde." Mit diesen Formulirungen beruhigt sich der Geist, ohne diel zu bedenken, daß sie der Weisheit des molierischen Arztes nachgebildet sind, der auf die Frage: „Warum wirkt Rhabarbar purgirend?" antwortet: „Der Rhabarbar enthält eine vi» putativ!!." Man muß aber darüber klar sein, daß diese Erkenntniß theoretischer Unzulänglichkeit, die, wie man wohl getrost behaupten darf, noch der ganzen Naturwissenschaft innewohnt, für die praktische Brauchbarkeit naturwissenschaftlicher Resultate kein Gegenargument ist. Man kann auf Grund falscher Arbeithypothese zu den richtigsten Resultaten kommen. Ja, die ganze Geschichte der technischen Naturwissenschaft zeigt deutlich, daß die größten Entdeckungen der Menschen, etwa der Galvanismus, die thierische Elektrizität, viele Thatsachen der Chemie oder der Astronomie, auf Grund philosophisch falscher Voraussetzungen gefunden wurden. Aber es gibt eine noch primitivere Form von Denkökonomie, als es das Konstituten von Ursachen ist. Nämlich das Ignoriren der Thatsachen. Dieses ist die allgemeinste und ^beliebtest? Methode zur Befriedigung des denkökonomischen Bedürfnisses, das die Welt nach dem Prinzip des geringsten Kraftaufwandes zu regeln trachtet und daher Tatbestände, die man nicht ökonomisch eingliedern kann, einfach ablehnt und als „mystisch, okkult, schwärmerisch, allzu phantastisch wegschieben muß. Erst in zweiter Instanz werden dann sehr langsam die anfangs abgeleugneten Thatsachen auf die schon bekannten Thatbestände zurückgeführt. Zuerst also heißt es: „Elektrizität, Magnetismus, Hypnose? Das giebt es ja gar nicht." Und zuletzt heißt es: „Elektrizität, Magnetismus, Hypnose? Das sind nur besondere Modifikationen von Naturkräften, die wir schon lange, lange kennen." Die beunruhigende Störung des Lebensgefühles, die durch alles Neue, Ungewohnte, scheinbar Aufrührerische in uns erweckt wird, muß nach dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes dadurch beseitigt werden, daß man Revisionen der Erkenntniß so lange wie möglich aus dem Wege geht; ja, daß man sie unter Umständen durch Ketzergerichte und Autodafes so lange zu hemmen sucht, wie es überhaupt mög-

lich ist. Und wenn endlich die Sprache der Lebensthatsache zu mächtig wird, dann wird das scheinbar Neue als etwas Altbekanntes in die alten Regulative der Welterfahrung langsam aufgenommen. Dann werden die alten Regulative langsam erweitert und neu gestaltet.

Aber wir brauchen, um die Wirkung des kleinsten Kraftmaßes am menschlichen Seelenleben zu studiren, nicht so hoch zu steigen. Wir können Machs Behauptung, daß das naturalistische Konstatiren von Ursache und Wirkungen nur ein technisches Mittel, nur der „Bequemlichkeitmodus" des menschlichen Lebenswillens sei, bei Seite lassen. Das Prinzip der Denkökonomie gehört vor Allem den Niederungen des Seelenlebens an. Es gtebt keinen Empfindungvorgang, keine Sinneswahrnehmung, kein Hören, Sehen, Riechen und Schmecken, das nicht nach dem Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes geregelt wäre. Die Psycho-Physik kennt einen Grundsatz, den man das Gesetz von Weber oder Weber-Fechner nennt. Zwischen den Empfindungen eines Sinnssgebietes und den ihnen entsprechenden objektiven Sinnesreizen besteht ein festes, mathematisch formulirbares Verhältnitz, ein Gang, der für jedes Sinnesgebiet ein anderer, aber für jede Art von sinnlicher Empfindung unwandelbar feststehend ist. Die'Empfindung wächst im Logarithmus des zu ihr gehörigen Reizes. Wenn vor mir zehn Kerzen stehen und einen Lichtreiz ausüben, dann muß ich, um einen eben merklichen Zuwachs an Lichtempfindung zu erleben, noch eine Kerze zu den zehn hinzufügen. Wenn nun aber hundert Kerzen vor mir stehen: wie viele Kerzen muß ich dann hinzufügen, um einen eben merklichen Zuwachs der Helligkeitwahrnehmung zu erleben? Offenbar zehn Kerzen; und bei tausend muß ich hundert hinzufügen, bei zehntausend tausend; und so fort. Je stärker der auf mich einwirkende Empfindungreiz schon ist, um so mehr muß ich ihn noch verstärken, um einen Unterschied gegenüber dem vorhergehenden Empfindungzustand erleben zu können. Wir haben hier ein ungemein wichtiges und merkwürdiges Gesetz der Psycho-Physik vor uns, das man ganz allgemein als das Gesetz der abnehmenden Quantität der Theile eines Ganzen bezeichnet hat. Man meint damit, daß jeder Reiz (Licht oder Schall, eine Lust, ein Schmerz, ein Glückserlebniß, ein sinnlicher oder ein sittlicher „Werth") an WirkungfShigkeit im selben Maße abnimmt, wie er in einer Reihe gleichartiger Reizelemente untertaucht. Wir sammeln vielleicht Münzen oder Briefmarken oder sonstwas. Der Werth, den jede einzelne Briefmarke besitzt, ist ein Einzigkeitwerth. Je mehr Exemplare der selben Art

bereits vorhanden sind, um so geringer wird die Eindrucksenergie, die psychische Quantität, mit der unsere Aufmerksamkeit auf das einzelne Exemplar reagirt. So fällt in einer Gesellschaft von lauter Civilisten ein einzelner Soldat oder in einem militärischen Kreise ein einzelner Mann in Civil auf. Aber die Wahrnehmung-energie, mit der dieser Einzelne auf unsere Seele einwirkt, schwillt ab, wenn das einzelne Element in einer Summe oder Menge gleichartiger Elemente untertaucht. Hier aber haben wir wiederum das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes vor Augen. Es handelt sich um die Kraft ersparende Wirkung der Subsumption. Die einzelne Empfindung oder Wahrnehmung regt uns weniger auf, nimmt weniger physische Energie in Anspruch, je mehr sie in eine Summe gleichartiger Empfindungen oder Wahrnehmungen eingehen kann. Jeder einzelne sinnliche Empfindungvorgang müßte die Seele bis zur Rnerträglichkeit anspannen und foltern, wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, jedes Erlebniß unter gleich-artige Erlebnisse zu subsumiren. Nur im Vorbeigehen möchte ich darauf verweisen, daß dieses Gesetz der abnehmenden Quantität auch für die Sozialwissenschaft, für Finanzwissenschaft und Sozio-logie von der größten Wichtigkeit ist. Die Preistheorie, die De-finition von Gut und Werth im ökonomischen Sinn ist davon ab-hängig, daß dieses psychologische Gesetz von der abnehmenden Wirkungfähigkeit eines Elementes gegenüber dem Anwachsen der Summe gleichartiger Elemente klar verstanden und durchschaut wird. Dieses psychologische Gesetz ist aber in letzter Hinsicht nichts Anderes als ein Gesetz des kleinsten psychischen Kraftaufwandes, das die höchsten geistigen Funktionen wie die sinnlichen Empfin-dungen der Menschen beherrscht.

Wir haben bisher das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes in dreifacher Hinsicht betrachtet. Wir haben in ihm mit Newton ein Naturgesetz, ein Gesetz der „Zweckmäßigkeit in der Natur" ge» funden. Wir fanden dann, daß dieses Gesetz in der Natur im Grunde Gesetz bewußten Geistes sei und daß die höchsten intellek-Wellen Funktionen, die Funktion der Kausalität und die Funktion der Substanzialität (ich meine damit die Annahme von Sub-stanzen, von abstrakten idealen Einheiten hinter Leben und hinter Natur), nichts Anderes umschließen als die Nothwendigkeit Kraft ersparender Regulation von Menschenleben. Wir haben endlich gesehen, daß auch im Leben der sinnlichen Empfindung die Noth» wendigkeit energetischer Oekonomie alle seelischen Borgänge be» herrscht. Ein Naturgesetz, ein Denkgesetz, ein psychologisches Ge-setz: das Alles fanden wir in dem Prinzip des geringsten Kraft-

aufwandes. Nun aber komme ich zu zwei Momenten, die dieses Gesetz des geringsten Kraftaufwandes in einem völlig neuen und zugleich viel vertrauteren Licht erscheinen lassen: im Licht der alltäglichen Praxis des Lebens; denn es ist Vorrecht der Philosophie, nicht nur Fundamente, Voraussetzungen des Erkennens zu untersuchen, sondern vor Allem auch, die Resultate der Erkenntniß zusammensassend, der Arbeit des Geistes Ziele vorzuzeichnen. Dies aber geschieht in dreierlei praktischer Wissenschaft: in der Aesthetik der Kunstphilosophie, in der Ethik oder Pädagogik und schließlich in der Religion, Philosophie oder Theologie. So wollen wir jetzt (wenn auch nur grob und kursorisch) betrachten, welche Wirkung das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes für diese drei Hauptgebiete der Philosophie besitzen kann.

Wer jemals über das Wesen des Schönen, über Wirkungen eines Kunstwerkes, eines gothischen Domes, einer Symphonie nachgedacht hat, Der kennt die ästhetische Bedeutung der Kraftersparniß. Nur führt dieses Gesetz in Kunstwissenschaften andere Namen, deren einsachster und wichtigster lautet: Gesetz der monarchischen Gliederung. Ein Gegenstand, den wir „schön" nennen, der also ästhetisches Wohlgefühl erweckt, muß bestimmte formale Forderungen erfüllen, deren wichtigste ist, daß wir im Erleben und Schauen des ästhetischen Gegenstandes eine möglichst reichgegliederte und differenzirte Einheit in möglichst einsacher Form, „mit einem einzigen Blick" auf eine mühelose, fast spielende Art im Bewußtsein umspannen. Die Landschaft, das Bauwerk, das Tonstück, Drama oder Gedicht muß einheitlich auffaßbar im selben Sinn sein, wie ein Organismus vernünstig und einheitlich erscheint. Das Bauwerk muß „sehgerecht", das Theaterstück „sinnvoll", die Plastik mühelos apperzivirbar sein. Die gemalte Landschaft muß sofort übersehen werden können und doch müssen wir, wie Leonardo sagt, „in ihr spaziren gehen können". Dieses Alles nun wird durch jene formale Gliederung erfüllt, die wir als monarchische Gliederung bezeichnen. Die bunte, große Welt der ästhetischen Formelemente ist im Kunstwerk so angeordnet, daß keinerlei Einzelheit aus dem Ganzen herausfallen kann, daß vielmehr jedes Element auf einen herrschenden Mittelpunkt bezogen erscheint, eben so wie der Staat oder irgendein soziales Gebilde, ein großes Bankinstitut, eine Fabrik, eine Akademie, ein Verein, eine Hochschule so gegliedert ist, daß zahllose Komplexe in einzelne Spitzen auslaufen, die alle sich wiederum auf eine ihnen übergeordnete Einzelpersönlichkeit beziehen. Diese monarchische Gliederung wiederholt das Grundgefüge unseres denkenden Bewußt-

seins, eine Oekonomie, die wir in Allem vorfinden müssen, was
uns ästhetisch ansprechen, wohlgefallen, als schön und erfreulich
entgegentreten soll. Hier besteht also ein ewig giltiges Gesetz,
das der Konstitution des Bewußtseins schlechthin entspricht und
ohne dessen Erfüllung in den Künsten gar nicht von Harmonie,
Proportion, Rhythmus, Symmetrie, Modulation, Melodie ge-
redet werden könnte. Der alte Gedanke der Pythagoräer, daß
hinter den Künsten, daß zumal hinter der Skala der Farben und
der Töne mathematische Gleichungen stünden, erfährt eine eigen-
artige Bestätigung, wenn wir sehen, daß das Gesetz der Kraft-
ersparniß sich durch alle Formen und Gestalten der Kunst und
Natur hin bewährt, das selbe Gesetz, das wir als Gesetz unserer
logischomathematischen Vernunst ansprechen. Aber nicht nur das
Schöne, das ,,in sich" Vollendete, nicht nur organische Form und
Gestalt untersteht dem Gesetz des geringsten Kraftaufwandes. Auch
alle Bewegungen, Geschehnisse, Vorgänge, Handlungen, Thaten,
die wir als richtig und gesollt ansprechen, mit denen wir zufrieden
sind, die ethische Billigung erleiden.

Damit betreten wir das zweite große Gebiet: der Ethik oder
Pädagogik. Eine „moralische" Handlung, also eine Handlung, die
sittliche „Billigung" findet, muß im Gebiet des Denkens und
Thuns genau das selbe Gesetz erfüllen, das das Kunstwerk im Ge-
biet der Anschauungen erfüllt. Die sittliche Handlung muß Zu-
fall, Ungefähr, muß alles Unlogische, Aeberflüssige, Entbehrliche,
Unzweckmäßige von sich ausschließen. Ein sittlich gutes Handeln
kann nur solches sein, das einem vorgestellten Zweck oder „Ideal"
gemäß ist. Unter all diesen vorgestellten Zwecken und Idealen
menschlichen Handelns giebt es wiederum eine Stufensolge von
der Art, daß jeder niedrigere einem übergeordneten Zweck, jedes
naheliegende einem höheren Ideal unterstellt ist, schließlich aber
alle ethischen Ideale in einem obersten ethischen Zweck gipfeln,
nämlich im „Sinn des Lebens schlechthin". Man redet daher in
der Ethik von einem „System der Zwecke", das die gleiche monar-
chische Gliederung aufzuweisen hat, die wir soeben als Formgesetz
der Künste kennen lernten. So ist der berühmte „Imperativ"
Kants nichts Anderes als eine letzte formale Richtschnur für das
Gesammtsystem praktischer Willenszwecke überhaupt, die Alle dem
Gesetz des geringsten Kraftaufwandes unterstehen müssen. Keine
menschliche Handlung also kann für sich selbst gut oder schlecht
sein, sondern die Frage, ob sie gut oder schlecht ist, hängt ab von
ihrer jeweiligen Stellung im Gesammtsystem aller überhaupt mög-
lichen Willenszwecke. Man hat dieses oberste sittliche Gesetz mit

einem sehr einsachen und sehr weitherzigen sittlichen Grundsatz umschrieben, mit dem englischen Satz: NaKe rbe best «t it. Thue in jedem Augenblick Das, was gemäß Deiner jeweiligen Einsicht von Dir als Bestes gefordert werden kann. Von Keinem kann erwartet werden, daß er absolut Richtiges thue; dazu müßte er Gott sein. An Iedem von uns aber ergeht das Gebot, das dem Grad und Umfang unserer Erkenntniß jeweilig Bestmögliche zu thun. Und noch etwas Anderes liegt in dem Satz: „maKe tbe best «f it" nämlich eine ganz neue, eigenartige Umschreibung unseres Gesetzes vom kleinsten Kraftaufwand. Man streitet oft darüber, ob das Wohl des Menschengeschlechtes ein höheres Ideal sei als das Wohl meines eigenen Selbst; oder ob die Pflicht gegen das Vaterland höher zu achten sei als die Pflicht gegen die Menschheit; ob ich meine Pflicht gegen Frau und Kinder vernachlässigen dürfe, um irgendeinem höheren Pflichtkreis zu genügen. Dieses fichtische Problem vom „Konslikt der Pflichten" existirt für uns nicht mehr, wenn wir den Sinn des Gesetzes vom kleinsten Kraftaufwand verstanden haben. Es giebt kein Hoch und Niedrig, keine höhere und geringere Pflicht im absoluten Sinn. Es ist gar nicht möglich, daß eine Handlung moralischen Charakter trägt, die das Nächstgegebene und Nächstgeforderte überspringt, um vermeintlich Höheren Pflichten nachzujagen. Wer seinem Vaterland nicht dient, schädigt die Menschheit, wer seine Familie vernachlässigt, vernachlässigt sein Vaterland. Genau so, wie in den Künsten Niemand Meister werden kann in einem höheren Wirkungskreis, der nicht zuvor den geringsten Kunstkreis vollkommen ausfüllt, so kann man keine „höhere" sittliche Pflicht erfüllen, bevor man nicht die nächstgelegene Pflicht erledigt hat. Wo also Iemand die gute Form im Kleinen vernachlässigt, wo er die kleinen Dinge des Alltages nicht ernst nimmt, wo er nicht das Bestmögliche dort thut, wo er es zunächst allein zu thun vermag, da soll man nicht Disziplinlosigkeit, Unsreundlichkeit, Rücksichtlosigkeit mit vermeintlichen „höheren Pflichten und Idealen" entschuldigen. Denn das Grundgesetz der Ethik ist eben ein Gesetz der Relation zwischen Zwecksystemen, wobei die Erfüllung des höheren und höchsten Zweckes immer schon die volle Absolvirung aller nächsttieferen Zwecksysteme voraussetzt.

Und nun die praktische Nutzanwendung: die „Pädagogik". Denn Pädagogik ist technische Anwendung der Ethik. Alle Erziehung geht darauf hinaus, „Charaktere" zu bilden. Was aber nennen wir einen Charakter? Ein Charakter ist ein Mensch, der das sittlich Geforderte als das Selbstverständliche oder Natürliche

thut, mit anderen Worten: Der charaktervolle Mensch thut aus Instinkt und Trieb, was der charakterlose nur auf dem Weg der Reflexion und Ueberlegung als das sittlich Richtige begreifen kann. An dieser Stelle fällt das allermerkwürdigste Licht auf unser Gesetz des geringsten Kraftaufwandes. Wir blicken hier in seine letzte Tiefe, in der die biologische, die entwickelungsgeschichtliche Bedeutung des Gesetzes klar wird. Alles, was man gemeinhin Trieb, Instinkt, Impuls, ,oder was man Anlage, Typus, Rasse, Art nennt, all Das ist nur als der Niederschlag einer Generationen langen Lebensgeschichte. Es ist Sediment von Handlungen und Thaten, die, von unseren Borgeschlechtern millionenfach wiederholt, schließlich zur bleibenden Substanz der menschlichen Natur geworden und durch Vererbung weitergezüchtet sind. Alle Erziehung, alle Pädagogik besteht nun darin, daß Trieb, Instinkt, Komplexe, Charaktere, die aus früheren Lebensbedingungen vererbt wurden, brachgelegt und umgestaltet werden, so weit sie nicht veränderten Lebensbedingungen entsprechen und nützlich bleiben können, und daß umgekehrt solche Handlungen, die in einer bestimmten Zeit nothwendig und zweckmäßig sind, durch zahllose Wiederholungen schließlich mechanisirt werden.

Es gibt eine Möwenart, die man nur noch in Gefangenschaft am Leben halten kann. Läßt man diese Thiere frei fliegen, so haben sie die Gewohnheit, sich sofort auf den Boden zu stürzen und sich in epileptiformen Zuckungen so lange auf der Erde hin und her zu wälzen, bis sie tot liegen bleiben. Hier handelt es sich um einen Instinkt, der, als das Thier unter anderen Lebensbedingungen lebte, wahrscheinlich nothwendig und zweckvoll war. Die Vorfahren dieser Bogelart lebten über Wassern und mutzten sich blitzschnell über Wellenkämmen hin und her bewegen, um nach Nahrung zu tauchen. Unter veränderten Lebensbedingungen dagegen wurde der nützlichste Instinkt verderbenbringend, ja tätlich. So leben nun in uns allen Instinkte und Triebe, die in Widerspruch stehen mit den Forderungen einer neuen Zeit und den neuen Aufgaben wechselnden Lebens. Dann ist es Programm der „Pädagogik", solche Triebe brachzulegen, indem man sie durch neue „Instinkte" ersetzt. Man drückt das auch wohl so aus, daß man sagt, die Schulen sollen Charaktere bilden, sollen also Männer erziehen, die gute und richtige Gewohnheiten haben. Jede beliebige Handlung des Menschen trägt in sich die Tendenz, ein Instinkt, ein Trieb zu werden, und sie wird es um so sicherer, je öfter sie bereits wiederholt ist. Darum ist nichts so verkehrt wie der alte Satz: Einmal ist keinmal. Jede schlechte Neigung, der wir an den An-

fängen Widerstand leisten, muß um so sicherer zum unablegbaren Trieb werden, je öfter wir ihr nachgeben. Jede That, die beim ersten Mal Hemmungen und Widerstände des Gewissens erfährt, wird schließlich zur selbstverständlichen Natur, ja, zum vererbbaren Wesen des ganzen Menschen. In diesem Gesetz der Gewöhnung und Vererbung aber äußert sich eben unser altes.Gesetz des geringsten Kraftaufwandes. Es ist das höchste Interesse des Lebe» wesens, daß die für es nützlichen oder lustvollen Aktionen sich mit dem geringsten Aufwand von Bewußtsein, mit der größten Schonung seiner Lebensenergie vollziehen. Und für diese Kraftersparniß im Haushalt des Organismus sorgt die Natur dadurch, daß sie aus den Handlungen Typen, Arten und Charaktere bildet, daß sie alle oft geübten Handlungen „mechanisch" unbewußt werden, also mit dem geringsten Aufwand von Energie vor sich gehen läßt. Die Pädagogik aber, die heute beginnt, die Gesetze der Biologie bewußt anzuwenden, kennt daher kein höheres Ge» setz als die Bildung von Charakteren, die aus innerstem Naturdrang Das thun, was im Interesse des Lebens bewußt gefordert werden muß, und die also das Gesetz der Natur in ein Gesetz bewußten Lebens umwandeln.

Und damit bietet sich für unser Gesetz des geringsten Kraftaufwandes die letzte und tiefste Perspektive. Dieses Gesetz, das für Aesthetik wie für Pädagogik bindend ist, steht uns schließlich auch auf dem dritten Gebiet, dem der Religionphilosophie, als das Gesetz echter Religiosität vor dem geistigen Auge. Man kann streiten, ob das Gesetz des geringsten Kraftaufwandes in der Natur oder im Bewußtsein verwurzelt sei, ob es Gesetz unserer Vernunft oder Erfahrung aus der Welt natürlicher Thatsachen ist. Der Glaube allein kann in diesem uralten Streit zwischen Empirismus und Rationalismus entscheiden. Der Glaube, der uns zu ahnen verstattet, daß die Grundform unseres vernünftigen Wesens zugleich auch außermenschlichem Geschehen innewohne, daß die Natur nicht allein von unserem Bewußtsein geschaffen und bestimmt werde, sondern daß auch Bewußtsein aus der „Natur" emporgetaucht und selbst ein Theil des „Natürlichen" sei. Für jedes Menschenleben, auch für das gewöhnlichste und armsäligste kommen Augenblicke, in denen dunkles Ahnen der Gewußtheit lebt, daß unser Schicksal und Los, daß das unsägliche Räthsel kosmischen Geschehens und all diese furchtbaren Unendlichkeiten von Zufall, Dunkelheit und Verworrenheit kein blos zufälliges Geschehen, sondern bewußte That, bewußte Entwickelung sind. Daß in Allem, was in uns und um uns vorgeht, mag es noch so ungerecht,

dunkel und widersinnig scheinen, irgendein immanenter Sinn, irgendeine Art von Gerechtigkeit sich erprobe. Aus diesem Gedanken an die „Einheit" aller kosmischen Energien begreifen wir schließlich, daß selbst der Geist, von dem wir bei unserer Betrachtung ausgingen, daß selbst ein Isaak Newton schließlich in der Mystik und in den dunkeln Symbolen und Gesichten der Apokalypse das selbe Lebensgesetz suchte, das ihn der fallende Apfel lehrte, und daß er neben jenes Gesetz des geringsten Kraftaufwandes, neben seinen Satz .Maximus effectus minimo sumptu" schließlich eine zweite lateinische Formulirung schrieb, den Satz: „Ksawra nc>n tacit saltus", in der Natur giebt es keine Sprünge. Oder mit einem Wort Leipnizens: „Die Natur rechnet, wenn sie sich entwickelt". Die Natur rechnet: Das ist der schlichteste Ausdruck, den Leibniz für den Glauben fand, daß die unüberbrückbare Kluft zwischen Vernunftgesetzen und Naturgesetzen, zwischen Mathematik und Philosophie auf der einen und Thatsachenforschung auf der anderen Seite nur Menschenkluft sei. Naturforscher wie Newton und Leibniz haben die tiefe Unzulänglichkeit natürlichen Wissens und unsere philosophische Bedürftigkeit gefühlt. Fachgelehrte und Spezialisten der Wissenschaft und Technik, die dieses Bedürfniß Newtons nicht nachempfinden, so sagte Kant, sind gleich wie die Cyklopen. Sie haben nnr ein einziges Auge, mit dem sie die Welt freilich schärfer und genauer sehen als gewöhnliche Menschen, aber ihr Schauen bleibt eben darum einseitig, wofern nicht die Philosophie dafür sorgt, datz die Fachwissenschaft ein zweites Auge erhält. Die Cyklopen aber, die einäugigen Riesen, mit denen Kant die Fachgelehrten vergleicht: sind sie nicht die ersten „Techniker"? Das Alterthum sah in den Cyklopen die unterirdischen Helfer Vulkans, die die Maschinen und Brücken bauten, die ersten Wasserstraßen und Landstraßen, die ersten hohen Thürme und Bögen, die schließlich in die Wohnungen der seligen Götter eingedrungen sind. Die einäugigen Cyklopen wurden die Pioniere einer neuen Zeit. Eines Tages thürmten sie den Pelion auf den Ossa und erstiegen die Burg der griechischen Götter. Sie machten dem Reich von Hellas ein Ende. Der Schritt dieser Cyklopen dröhnt nun durch die Jahrhunderte. Aber die Kraft des blinden, täppischen Riesen konnte nur entgöttern, nur Götter vernichten, so lange das zweite Auge fehlt und die Dinge der Welt zwar scharf und sicher, aber einseitig und ohne Liebe erschaut werden.

Hannover. Dr. Teodor Lessing.

Abschied,

Abschied.

u hast die Pforte hinter Dir geschloffen,
Noch liegt das müde Knarren mir im Ohr;
Ich sah Dir nach, bis fern Dein Bild zerflossen,
Dann^sah ich lange noch das dunkle Thor.
Ich wandte mich. Auf den nun stillen wegen
Umschaltern gelb die Blätter meinen Fuß;
vom Himmel fällt ein feiner, kalter Regen.
Der Herbst und ich . .. Und fern Dein Abschiedsgruß.
Du hast mir Blumen auf den Tisch gestellt,
Die fern im Süd den jungen Lenz begrüßen
Und licht vereint zu weitem weißen Feld
Die Tust erfüllen mit dem Duft, dem füßcn,
liier kümmern sie in Einsamkeit dahin;
Was soll dem Herbst auch Frühlingssonne taugen?
Fragst Du nicht selbst nach solchen Lebens Linn,
Du Fremde mit den räthselvollen Augen?
Wohl bist Du fort. Doch schwebt der Blumcngeist
Ulit leisem Hauch noch über allen Dingen,
Ein Duft, der um vergangenheiten kreist,
Um sie gebannt ans Licht des Tags zu zwingen.
Wie dumpfes Athmen dringt es auf mich ein
Beim ruhelosen Auf- und Niederschreitenz
Das Schweigen wird zu qualenvoller Pein . , .
Wo ist ein weg, ein weg in lichte weiten?
vergebens Hab' ich an dem Thor gerüttelt,
Durch das die Spur von Deinen Schritten führt;
Ich Hab' vom Baum das letzte Taub geschüttelt
Und eisiger wind hat tötlich mich berührt.
Ich bin zurück ins leere Haus geflüchtet,
wo ich mir selbst in ferner Fremde bin.
wenn erst der Tag sein blasses Haupt gelichtet,
vielleicht ist dann des Friedens Anbeginn.
Das Schweigen legt sich bleiern auf die Dinge,
Die starren Augen schlafen endlich ein;
Es senkt sich der Gedanken lichte Schwinge,
Der Zauber schwindet. Stein ist wieder Stein.

Noch einmal flimmerts durch die Nacht wie Lunken:
Vie Anschrift auf dem fernen Totenhaus —
Das Leben liegt in Finfterniß versunken,
Mc letzte Glocken schlägt das Herz sich aus , , .

Haniburg.

Theodor Suse.

Lady Hamilton.*)

ie maskenhafte Schönheit der Lady Hamilton haben Romney und
☐Gainsborough gemalt und Goethe hat sie beschrieben und die
Zeit ihres Triumphzuges durch den Kontinent hat viele schwärmende
Zeugen. Ihr Leben ist wie ein Roman, in dem sie nicht die Heldin ist^
Sie war eine jener Frauen, die wie die Edelsteine nur strahlen, wenn
Licht auf sie fällt. Sie kam aus dem Dunkel, leuchtete eine Weile, da
die Sonne der guten Zufälle hochstand, und verschwand wieder in eine
trübe Nacht. Diese Frau, die einen scheuen Helden zum verliebten
Narren machte, besaß nicht das Genie ihrer Schönheit, kaum deren
Talent, sondern nur eine kaum geschickte kleine Witzigkeit, mit der sie
die Znfälle zu nützen suchte, von denen ihr Leben die Bestimmung er-
fuhr. Wie sie bis an ihr Ende nicht orthographisch schreiben lernte,
so erkannte sie auch dieses Allerwichtigste nicht: das Gesetz ihres Han-
delns aus der Schönheit ihres Körpers abzuleiten. Das Gebot der
Schönheit heißt: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.
Lady Hamilton führte ein abenteuerliches Leben, aber der elementare
Satz des Abenteurers: „Die Welt ist für mich da", blieb ihr immer
fremd. Sie gab ihre Schönheit aus, als ob es nichts wäre, und ließ
nichts zu deuten. Sie konnte es nicht zu einer Steigerung bringen und
war, wie sie die Anderen haben wollten. Die plastischen Posen und
Mimen nach Skulpturen und Bildern, die sie, bewundert, in ihren
Salons vorführte und die Goethe beschreibt, waren ihre armsälige
Natur, mit der sie sich zufrieden gab. Sie mimte eine Kleopatra und

*) Aus dem vielfach anregenden, von munterer Feder geschrieben
nen (und wunderhübsch ausgestatteten) Traktat „Gott und die Frauen",
den Herr Franz Blei (als zweiten Band seiner „Vermischten Schrif-
ten") bei Georg Müller erscheinen läßt und in dem auch über Helena
und Dalila, Ninon und die Camargo, Chopin und George Sand, über
Gott, Moral, Askese, Schminke, Schmuck, Parfum, Mode, Tanz, Ehe
und Treue, also (ganz im Sinn der Alltagssprache) über Gott und die
Welt, fast immer in anmuthigen Wendungen, geredet wird.

eine Agrippina, aber zu einer Lady Hamilton konnte sie es nicht bringen. Denn außer ibrer unsruchtbaren Sckönbeit besaß sie nichts, nicht einmal ihre Geliebten: keiner von allen war eisersüchtig auf sie. Vielleicht, weil ihre Schönheit so über Alles war, daß Keiner, der sie liebte, an ihr zum Dichter wurde. Denn Dieses ist doch die Eifersucht: daß ich nicht will, ein Anderer solle das Bild haben, das mein Werk ist, das ich mir von der Geliebten erdichtet habe. „Du machst Dir nichts mehr aus mir", klagt die Frau ihrem Geliebten, der es nicht mehr ist, da er aufhört, sich aus ihr „Etwas zu machen". Lady Hamilton war so schön, daß für den Traum nichts blieb, und ihre gleichzeitigen Liebeleien waren alle legitime Verhältnisse.

Emma Harte kam als ein Kindsmädchen von Preston nach London. Bald danach hatte die Siebenzehnjährige ein Kind von einem Mann, der nicht einmal ihr Geliebter war. Den fand sie dann in einem anderen, einem dritten, einem vierten Mann, bis sie an Sir Greville kam, einen jungen Herrn von besserer Artung als der kleiner Landedelleute, die in London ihr Erbe verschlemmten, und der trinkfrohen Seekapitäne, die seine Vorgänger waren. Sir Greville war ein Sammler von Münzen, Bildern und Raritäten aller Art; auch Emma liebte er mehr als Sammler denn als Verliebter, ließ sie in Tanzen und Singen unterrichten, zahlte für den Unterhalt ihrer Kinder, so lange sie lebten, und hätte diese Kostbarkeit gern dauernd in seiner Sammlung behalten, wären nicht seine Mittel beschränkt und wäre Emma weniger verschwenderisch gewesen. Greville mußte sich um eine reiche Heirath kümmern und trat Emma, die ihm dabei nicht förderlich schien, an einen anderen Sammler ab, der sich den Luxus dieses. Stückes leisten konnte und außerdem sein Onkel war, den er einmal beerben sollte; welcher Umstand es ihm richtiger erscheinen ließ, seinen verwitweten Onkel mit einer Maitresse zu versehen, als ihn wieder heirathen zu lassen. Der reichere Sammler und Onkel war der Ritter Hamilton, Vertreter Englands am neapolitanischen Hof, wo er, trotz seinen fünsundfünszig Iahren, der beste Tänzer immer noch war, sehr beliebt bei Karoline, deren antifranzösische Politik er mit allen Ränken und Witzen der damaligen Diplomatie unterstützte, und nicht weniger beliebt beim eß- und jagdfrohen Ferdinand wegen seines vorzüglichen Magens und steter Bereitschaft zum fröhlichen Iagen auf Eulen, Knaben und allerlei Wildpret. Dabei ein Mann von Geist und Geschmack, als welchen ihn Casanova schätzt, und weiten Herzens genug, seiner Geliebten Liebschaft mit der Königin zu ertragen und (was mehr ist) Emma zu heirathen. William Beckford, dem Niemand eine Spur von csnt vorwerfen kann, lebte eine Weile am neapolitanischen Hof und nennt ihn a KsII 0k oorruption. Die Königin war, mit all ihrem üppigen Blut, intelligenter als ihre Schwester Antoinette in Paris, die schon eines Halsbandes wegen den Kopf verlor. Karoline nahm ihre Revolution in eine festere Hand; man weiß aus der Geschichte, wie Bürger und Adel von Neapel die Revolution machten, die könig-

treuen Lazzaroni sich von den Franzosen schlachten ließen und wie es
mit der parthenopäischen Republik zu Ende ging. Der Name der Lady
Hamilton ist in allen diesen Geschichten. Ihrer Schönheit danken Ca-
raccioli und die anderen republikanischen Männer und Frauen ihr
Martyrium um die Freiheit; und der Lady Schönheit verdankte der
flüchtige Hof, daß er aus Palermo wieder nach Neapel unf den Thron
konnte, über dem schon die Guillotine gestanden hatte. Für alle diese
kleinen Geschäfte hatte die Hamilton einen Helden gewonnen, der sein
Genie, der Alles dafür aufgab, sie zu besorgen.
Als Nelson nach der Schlacht auf dem Nil in den Hafen von
Neapel einlief, ein einäugiger, einarmiger, verwundeter Held, kam die
Lady Hamilton mit „ihrer Königin", wie sie Karoline nannte, auf das
Admiralschiff und fiel Nelson an die Brust. „Ist es möglich!" rief sie.
Man sagt, Nelson ging auf See, weil er zu schwach war, sich auf dem
Land fortzubewegen. Und bekam auf dem Wasser immer die Seekrank-
heit und Nervenkrämpfe bei jedem Kanonenschuß seines Schiffes.
Dieser schwache Körper lebte nur durch den mächtigen Willen. In
jungen Iahren heirathete er eine bescheidene, gütige Frau und lebte
mit ihr glücklich wie ein Landpfarrer, bis ihm das Abenteuer in-den
Weg kam und der vom Kampf Erhitzte sich ganz darin verlor, Rnhm
und Pflicht, Frau und Reputation vergaß, in den sizilischen Gewässern
den Interessen der Karoline diente, weil es die Lady Hamilton so
wollte. Er ließ die verrathenen Republikaner, Männer und Frauen,
auf Galgen und Rahen knüpfen, auf Wunsch der Damen, und ruderte
die neugierigen Frauen um das Schiff herum, an dessen Bugspriet der
Prinz Caraccioli hing, ruderte sie um das Schiff, damit sie den Ge-
hängten „von allen Seiten sehen können".
Das Interesse an Nelson ist stärker als das an der Hamilton;
seine Art ist räthselvoller. „He was Ksr gups, sks ooulä msks Kim Kslisve
snv tKing, tkst tks prolliZsts Eilsen wss g, Asgouns," meint Beckford, aber
warum Nelson Alles glaubte, sagt er nicht. „8Ks stteotsa ssosibilitv, out
kslt nons, vrss artkull, s Zsvil in tsmpsr >vksn sst on sägs", sagt Beckford
von der Hamilton. Die „ssvsibilits" war ein Modegefühl der Zeit oder
vielmehr ein Modewort, das einen weiteren Begriff faßte als den der
Empfindung oder des Gefühls. Beckford bestimmt ihn für die Hamilton
deutlicher, indem er noch sagt, sie sei gekünstelt, unecht gewesen. Man
muß an ihre Lebenden Bilder denken. Sie scheint keine individuelle,
eigenthümliche Bindung gefunden zu haben zwischen der kühlen eng-
lischen Dezenz ihrer Haltung und ihren etwas wilden Lüsten. Man
erzählte, daß sie den gefangenen Republikanern in die Forts Obst zur
Erfrischung brachte, das sie vorher vergiftet hatte. Und mehr dieser
Art; was man vielleicht erfunden hat, aber doch für sie erfinden konnte.
Nelsons wegen ist man versucht, die Lady Hamilton höher zu
werthen, und möchte glauben, daß ihr nicht nur die kleinen Seelen
des Fleisches eigen waren, sondern, was man eine starke Seele und
den Willen nennt, mit dem sie d:n Pelden zu dieser Liebe zwang, für

die er Alles vergaß. Aber was man von Nelson sieht, ist schüchterne Schwäche immer, wo es nicht Schlachten auf dem Meer gab. Vielleicht suchte er Erholung von den wilden Aufregungen seiner Siege in einer noch wilderen der Sinne. Es giebt Briefe von ihm an sie, in denen er finnlich rast. Wenn überhaupt, dann hätte Lady Hamilton in diesem Verhältniß mit Nelson die Größe zeigen müssen; aber man findet nur die gewöhnlichen Klugheiten einer Frau, die anfängt, an ihre nächste Zukunft zu denken. Ritter Hamilton ist im Sterben und sie plagt ihn, ihr eine Pension zu erwirken. Und sie schafft ein Kind herbei, das sie Nelson als seiner Liebe Kind einredet, was er ehrlich und glücklich glaubt. Man sieht: sie war wenig um ihre Mittel besorgt und wählte sie wie ein Alltagsweibchen. Man darf nicht darüber staunen, daß sie die Fäden nicht halten konnte, mit denen sie immer ihr Schicksal an das Anderer knüpfte, statt das Schicksal Anderer an das ihre. Hamilton stirbt; und nicht viel später läßt Nelson bei Abukir das Leben. Emma Hamilton war fett und unförmlich geworden, dem Trunk und lächerlicher Gesellschaft ergeben. Sie geräth in Schulden, die sie ins Gefängniß bringen. "Umsonst erinnert sie Karoline an ihre Dienste für Neapel, umsonst den König George an ihre Verdienste um England. In allen diesen Eingaben und Briefen spricht sie nur von ihren diplomatischen Kunststücken, kleinlich, lügenhaft, ohne Würde und Stolz. Sie erinnert Karoline nicht an ihre milesischen Nächte und England nicht daran, daß sie Nelsons Geliebte war. Sie konnte dafür keinen Schein vorweisen, denn ihre kühle, unbelebte Schönheit war wie ein Traum vergangen, an den sich Keiner erinnern konnte; so wenig war sie allen ihren Geliebten ein Erlebniß gewesen. So starb diese Frau, vor ihren Gläubigern auf der Flucht, arm und verlassen in Calais, Ein irischer Unteroffizier auf Halbsold las über dem Grab der katholisch Gewordenen die Gebete; als Sargtuch hatte man in der Eile, weil das rechte nicht da war, einen schwarzen Seidenunterrock der Toten genommen.

Gewiß: es ist stärkeren Persönlichkeiten nicht gelungen, ihr Leben, das alles Bestimmende vor der Revolution bekommen hatte, in den Aenderungen nach der Revolution so zu Ende zu führen, wie es die frühere Zeit angelegt hatte. Die Guillotine meinte es oft nicht gnädig mit Denen, die sie verschonte, und beschloß oft im rechten Augenblick ein Heldenleben und bewahrte es davor, daß es sich selbst parodirte. Aber diese historische Einsicht nimmt von der Lady Hamilton nur einen kleinen Theil ihrer Schuld, Es giebt keine andere Frauenklugheit als die der Leibesschönheit, von der die Hamilton den schlechtesten Gebrauch machte: sie erniedrigte sie zu kühlen Vorstellungen einer abstrakten Sache; sie wußte mit ihrer Schönheit nichts Rechtes anzufangen und mimte sie schließlich nur. Das Leben beherrschte sie nicht damit; und so wurde sie das Opfer seiner guten und schlimmen Zufälle.

Wien. Franz Blei.

«d5

Konjunktur.

er Versuch, uns mit einer neuen Banksittenpolizei zu beglücken,
6^?/ hat den Unternehmern bisher keinen Ruhm eingebracht. Was
im Reichstag für und gegen die Emission ausländischer Papiere gesagt
wurde, hatte jedenfalls nicht den Reiz der Neuheit. Der deutsche
Markt sollte von diesen Papieren „überschwemmt" sein; und man
wollte hören, ob die Regirung für nöthig halte, Kommissare ins Ge-
biet der Ueberschwemmung zu entsenden. Staatssekretär Dr. Delbrück
erklärtem „Die Regirung ist entschlossen, jedes Reglementiren zu unter-
lassen; denn das Eingreifen in diese Verhältnisse ist eine überaus
verantwortungvolle Sache, die neben Vortheilen auch Nachtheile brin-
gen kann." Und die Erkenntniß der Distanz des Staates zur Freiheit
des Kapitals kam in dem Satz zum Ausdruck: „Ein Mittel, die Bank-
welt und den einzelnen Kapitalisten zu hindern, Geld in ausländischen
Papieren anzulegen, giebt es nicht." Alles wird also bleiben, wie es
war; und der preußische Handelsminister wird der Zulassungstelle einen
Wink geben, wenn ein unerwünschter Gast im Anmarsch ist. So ge-
schah es bei der letzten bulgarischen Emission, die schließlich in Wien
Unterkunft fand, nachdem auch in Paris die Regirung der Einführung
widersprochen hatte. Dieser Fall ist lehrreich. Den Bulgaren blieben
die preußischen Börsen verschlossen, weil der Staat die Schuldverschrei-
bungen nicht ausreichend gedeckt fand. Auch in Hamburg versagte der
Senat die Erlaubniß zur Einführung. Und der Erfolg dieser Sperr-
maßregeln? Die Bulgaren haben sich bei uns eingenistet, trotzdem sie
an keiner deutschen Börse amtlich notirt werden. Merkwürdig, daß
dieser Schulfall im Reichstag nicht erwähnt wurde. Da schien man zu
glauben, die Regirung könne schon die Veröffentlichung von Prospek-
ten hindern. Das kann sie nicht. Oft wird zur Subskription auf Pa-
piere eingeladen, deren Zulassung in den Börsenhandel noch gar nicht
beantragt ist. So war es, zum Beispiel, bei der chilenischen Anleihe,
die im Ianuar zur Zeichnung aufgelegt wurde. Die Zulassungstelle
und die Landesregirung interessiren sich für eine Emission erst, wenn
deren Einführung in den Börsenhandel in Frage kommt.

In den Wandelhallen des Börsenhauses hat die Interpellation
keine Seele aus dem Gleichgewicht gebracht. Nicht einmal die Be-
hauptung des Staatssekretärs, daß Deutschland, wenn nicht alle Zei-
chen trügen, vor einer aufsteigenden Konjunktur stehe, die wahrschein-
lich außerordentliche Anforderungen an den Geldmarkt bringen werde.
Einst lockten solche Wetterprognosen die ältesten Leute aus dem Bau.
Ietzt fehlt der rechte Glaube. Zwar sah man die Montanpapiere ge-
mächlich in die Höhe klettern, als ob es keine Syndikatsorgen gäbe. So
zuversichtlich wie Herr Delbrück (der ja in Preußen Handelsminister
war) spricht aber kaum ein ernsthafter Montanmann. Der Vorsitzende
des Stahlwerkverbandes, Herr Schaltenbrand, hat neulich einen Weg
gezeigt, auf dem die Erneuerung dieses im Iuni 1912 endenden Ver-

bandes vielleicht möglich wäre: man solle die Berathung mit der des
Kohlensyndikatsvertrages verbinden, obwohl dieser Vertrag erst im
Dezember 1915 abläuft. Ob es gelingen wird, ist immerhin ungewiß.
Die besten Musikanten scheinen am Ensemblespiel keine Lust mehr zu
haben. Hugo Stinnes arbeitet nach seinem eigenen Programm und
sucht im Kohlenhandel eine unangreifbare Stellung zu erlangen.
August Thyssen baut und erweitert; er wird sich in den neu zu er-
richtenden Kartellen nicht mit kleinem Raum begnügen. Daß vor der
Erledigung des wichtigsten Punktes der Tagesordnung die Montan-
industrie mit sicheren Konjunkturen rechnen könne, scheint undenkbar.
Die Tage der Verhandlungen werden Angstbeschlüsse und übereilte
Geschäfte bringen; und das Ausland rüstet schon, um beim „freien
Wettbewerb" auf dem Platze zu sein. Die erhöhten Dividenden, die
im Iahr 1911 gezahlt werden, machen noch keine Hochkonjunktur.
Gelsenkirchen, das für 1909 nur 9 Prozent gezahlt hatte, soll
diesmal nicht mehr als 10 Prozent geben. Aber der Kurs der Aktie ist
214. Mit solcher Verzinsung kann man kaum zufrieden sein. Daß
Deutschlands Roheisenproduktion Rekordziffern aufweist (14,80 Mil-
lionen Tonnen im Iahr 1910; und im Ianuar 1911 eine beträchtliche
Steigerung), spricht für die technische Leistung der deutschen Hütten;
von Hochkonjunktur kann man aber erst reden, wenn der Ertrag der
Leistung entspricht. Für die Stimmung, die bei den Montanleuten
herrscht, ist das Urtheil über die jüngste Transaktion der Firma Fried-
rich Krupp symptomatisch. Diese größte deutsche Aktiengesellschaft der
Montanindustrie ist im Stahlwerkverband die stärkste Halbzeugliefe-
rantin. Zu den wichtigsten Abnehmern des Verbandes gehört die West-
fälische Drahtindustrie in Hamm, die nun, wenn ihre Aktionäre zu-
stimmen, in Krupps Einflußsphäre kommt. Diese Aktion hat natürlich
einen neuen Schatten auf den Weg der Syndikate geworfen. Wenn
der beste Abnehmer und der leistungfähigste Lieferant sich zusammen-
thun, wird den anderen Mitgliedern des Verbandes das Leben er-
schwert. Auch die hammer Aktionäre sind unruhig geworden. In der
Aktiengesellschaft Friedrich Krupp wird nicht Dividendenpolitik ge-
trieben. Die Aktien sind in einer Hand; und es ist gleichgiltig, ob sich
da 8 -oder 10 Prozent des Kapitals ansammeln. Nun soll die Dividende
des hammer Unternehmens von der Entscheidung Krupps abhängig
werden. Garantirt wird den Aktionären nur ein Satz von 5 Prozent;
trotzdem die Westfälische Drahtindustrie im Durchschnitt der letzten
dreißig Iahre mehr als 8 Prozent gezahlt hat. Das Unternehmen muß
aber Anschluß an einen Roheisen- und Halbzeugfabrikanten suchen
oder sein Rohmaterial selbst herstellen. Das ist das Schicksal aller Ein-
zelbetriebe, da die Zukunft des Montangewerbes bei den großen ge-
mischten Werken liegt, die sich bis in die letzten Verästelungen der
Verfeinerungindustrie ausgewachsen haben.

Mehr ist von „steigender Konjunktur" an der Börse und in den
Banken zu merken; mehr: noch nicht viel. Als das berliner Clearing-

haus, die Bank des Berliner Kassenvereins, mit einer Iahresziffer von fast 63 Milliarden ans Licht kam, hatte man die Gewißheit, daß die Banken leben und leben lassen. Das Ultimogeschäft an der Börse spiegelte sich in der Arbeitleistung des Kassenvereins, der, zum Beispiel, Ultimo September 1910 eine Tageseinlieferung von 740 Millionen Mark zu bewältigen hatte. Auch der erste Bankenabschluß dieses Iahres darf sich sehen lassen. Die Nationalbank für Deutschland hatte einen Umsatz von mehr als 19 Milliarden. Das sind beinahe acht Milliarden mehr als im Iahr 1908. Die Nationalbank, die 7 Prozent giebt, hat in zwei auf einander folgenden Iahren ihre Gewinnquote um je ein halbes Prozent zu erhöhen vermocht. Das vorige Iahr brachte nicht so hohe Börsen- und Emissiongewinne wie 1909; der Unterschied kommt in dem Ergebniß des Effekten- und Konsortialgeschäfts und in den Provisionen zum Ausdruck. An beiden Stellen ist der Gewinnzuwachs kleiner. Dafür hat der erhöhte Wechselzinsfuß (Reichsbankdiskont 4,35 gegen 3,92 Prozent; Privatsatz 3,56 gegen 2,87 Prozent im Iahresdurchschnitt) dem Wechseldiskont- und Kontokorrentgeschäft erhöhten Nutzen beschert. Die Nationalbank hat sich stets liquid zu halten versucht. Das Iahr 1910 aber war diesem Bemühen nicht günstig. Die Bilanz hat eine sichtbare Schwenkung gemacht, da die Mehrung der fremden Gelder (Kreditoren und Depositen) hauptsächlich zur Alimentirung der Debitoren diente, die nicht zu den „leicht greifbaren" Aktiven gezählt werden. Rsbus sio ütsutibus kommt eine Erhöhung des Aktienkapitals nicht zur unrechten Zeit. Seit dem Iahr 1905 hat die Nationalbank neue Aktien nicht mehr ausgegeben. Damals wurden 20 Millionen emittirt (bei der Übernahme der Firma Born S Busse). Diesmal sollen 10 Millionen zu 120, in Wirklichkeit also 12 Millionen neu in den Betrieb gesteckt werden. Unter dem Bericht fehlt zum ersten Mal der Name Witting. Mit „besonderem Bedauern" wird seines Rücktrittes gedacht; aber sein „bewährter Rath und seine Mitarbeit bleiben der Nationalbank erhalten".

Daß die Kapitalserhöhung der Nationalbank vereinzelt bleiben wird, ist nicht anzunehmen. Aehnliche Einschnürungen der Liquidität müssen auch anderswo fühlbar werden. Die Deutsche Bank will allerdings von der Absicht einer Kapitalserhöhung nichts wissen. Dabei stehen die Aktien auf 270, schleppen also ein werthvolles Bezugsrecht ungenutzt mit sich. Uebrigens wird zwischen ihnen und preußischen Konsols bald kein sichtbarer Unterschied mehr sein; denn wer heute Aktien der Deutschen Bank kauft, erwirbt damit eine Rente von nur 4>/s Prozent; und eine höhere Dividende ist durchaus nicht sicher. Von der Diskontogesellschaft hatte man 1« Prozent, also ein halbes mehr, zu bekommen gehofft; da die Norddeutsche Bank aber nur 9Vs zahlt und die Diskontogesellschaft noch nie über den Satz dieses ihr ganz gehörenden Institutes hinausgegangen ist, so wirds wohl bei der alten Quote bleiben. Auch kein Grund, von der „steigenden Konjunktur" so inniglich überzeugt zu sein wie der Herr Staatssekretär. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: NIaximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag S Garleb S, m, b, h. in Berlin,

Berlin, den 4. Mörz 1911.
Posen.*)
Fehlschlag unserer nationalen Politik in der Ostmark ist
eine wenig erfreuliche, aber unbestreitbare Thatsache. Der
Gegensatz der Nationalitäten wird in der Provinz Posen heute so
stark empfunden wie nur jemals; und mehr als je zuvor wirkt er
auf wirthschaftliche und kulturelle Verhältnisse der Provinz ein.
Ueberall sind die Polen geschäftlich und gesellschaftlich von den
Deutschen abgerückt und die Deutschen haben, wie es menschlich
und natürlich ist, Abneigung mit Abneigung, Boykott mit Boykott
erwidert. Aber das wirthschaftliche und geschäftliche Uebergewicht
neigt sich immer mehr auf die Seite der polnischen Bevölkerung.
Wenn sich an die Anfiedlungpolitik die Hoffnung auf die Germa-
nisirung Posens geknüpft hat, so ist diese Hoffnung bis jetzt gründ-
lich enttäuscht worden. Was wollen die Zehntausende deutscher Ko-
lonisten und ihnen Angehöriger neben den ständig wachsenden
Millionenziffern der Polen bedeuten? Was bedeutet die rela-
tiv geringe Erweiterung deutschen Landbesitzes gegenüber der zu-
nehmenden Polonisirung der Städte, die sich in der Residenzstadt
selbst wie in fast allen kleineren Orten von Jahr zu Jahr bemerk-
barer macht und selbst in früher rein deutschen Städten wie Brom-
berg und Fraustadt hervortritt? Und das Schlimmste: der Na-
tionalitätenstreit hat auf das bis vor Kurzem völlig friedliche
Schlesien übergegriffen und auch dort ist eine Konsolidirung der
Polnischen Bevölkerung im Werden, die ganz analog den posener
Diese Darstellung kommt von einem Beamten, der in der Pro-
vinz Posen lebt und sich, bemüht, ohne nationales oder parteiliches
Vorurtheil den Zustand und die Stimmung der Ostmark zu schilfern.
2d

Verhältnissen und unter ihrem unmittelbaren Einfluß die nationale Stärkung des slavischen Elements mit gleichem Erfolg anstrebt. Man hat freilich kein Recht, diesen Mißerfolg der jetzigen Regirung und ihrer durch den Ostmarkenverein inspirirten Kampfpolitikauf die Rechnung zu setzen. Die Ursachen der unerfreulichen Entwickelung liegen tiefer und diese Entwickelung selbst ist viel älter als die hakatistische Bewegung, die ja erst durch sie und zu ihrer Abwehr entstanden ist. Es ist zunächst eine geschichtliche Nothwendigkeit, die sich, allen Abwehrmaßregeln zum Trotz, hier durchfetzt. Mit der Zunahme des Wohlstandes, mit der Hebung des Lebens und der Bildung erstarkt wenigstens in unserem Zeitalter unvermeidlich auch das Nationalbewußtsein. Und wo es sich von außen eingeengt, von fremdem Volksthum umgeben und niedergehalten sieht, muß es gerade aus diesem Gegensatz seine Kraft ziehen und in den Staatsgenossen fremden Stammes den Gegner sehen, gegen den es sich wendet. Die wirtschaftliche und kulturelle Erstarkung nun verdanken die preußischen Polen dem preußischen Regiment. Was vom nationalen Standpunkt aus ein Mißerfolg dieses Regimentes scheint, ist unter staatlichen Gesichtspunkten ein großer Erfolg. Als die polnischen Landestheile an Preußen kamen, sah es in ihnen schlecht aus: ein verschuldeter und verkommener Adel herrschte über unterdrückte und ausgesogene Bauern; beide Klassen waren gleich roh und ungebildet, beide ohne soziales Empfinden und politisches Streben. In den Landstädten (andere gab es nach unseren heutigen Begriffen nicht) wurde die Oberschicht des Bürgerthums fast ausschließlich von Deutsch sprechenden Juden vertreten; die Polen bildeten überall das Proletariat. Die preußische Regirung hat die Straßen gebaut und die Aecker meliorisirt, hat den Bauern Rechte gegeben und Schulen gegründet. Die heutigen Städte, in denen die verschiedenen Bevölkerungelemente gleiche Vortheile städtischer Gemeinschaft genießen, sind wenigstens mittelbar sämmtlich ihr Werk. Doch sie verstand nicht, mit der Hebung des Lebens zugleich die Hebung des Staatsbewußtseins zu erwirken. Als die ersten polnischen Banken gegründet wurden, als der Marcinowski-Verein seinen bedeutsamen Aufschwung nahm, versäumte sie, die Aufnahme deutscher Mitglieder und deutschen Kapitals zu erzwingen und hierdurch diese Gründungen und Institutionen ihrem nationalen Charakter zu entkleiden. Und seit den Tagen Flottwells folgte ein System dem anderen. Zehn bis zwanzig Jahre lang wurden die Polen verhätschelt und mit Zuckerbrot gefüttert; dann, wenn sie sich zu laut und übermüthig regten, etwa eben so lange mit der Peitsche behandelt. Solchen Wechsel, der unter allen Umständen Erbitterung

hervorruft und einen ruhigen Ausgleichungprozeß hindert, hat die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viermal gebracht. Niemals fand die Regirung einen Mittelweg, der, fern von Unterdrückung und Provokation, aber auch von schwächlicher Nachsicht, zu dauernd haltbaren Verhältnissen führen konnte. Endlich kam gegen Ende des Jahrhunderts noch die ungeschäftliche und ungeschickte Gebahrung der Ansiedelungskommission in ihrer ersten Jugend hinzu. Sie wollte raschen Erfolg sehen, wo nur behutsame Arbeit ans Ziel führen konnte. Sie kaufte um jeden geforderten Preis und durchschaute nicht einmal die Manöver der polnischen Güteragenten. Sie half dem bankeroten und halb bankeroten polnischen Adel und mittleren Grundbesitz zu Geld und übersah, daß die glücklichen Verkäufer, wenn sie eine Ecke des Landes räumten, den Kaufpreis benutzten, um sich in einer anderen "(besonders gern in den Städten) wieder anzukaufen.

Die Folgen aller dieser That- und Unterlassungsünden fanden die heute Regirenden vor; sie haben sie nicht verschuldet, aber auch nicht zu beseitigen vermocht. Daß es ohne den Ostmarkenverein und seine Politik noch trostloser aussehen würde, mag sein. Aber die verdienstvolle Initiative der Begründer des mächtig gewordenen Vereins beweist noch nicht, daß die Politik richtig ist, in deren Dienst heute fast,alle Regirungbeamten in Posen und Westpreußen stehen. Unter den Deutschen, die im Centrum des Kampfgebietes, in der Provinz Posen thätig sind, hält kein ernsthafter Mann noch für möglich, die Polen zum Aufgeben ihrer Nationalität, zur Auflösung ins Deutschthum zu zwingen. Eine gewaltsame Germanisirung der Polen war vielleicht vor hundert Jahren noch möglich, bevor die preußische Regirung durch die Verfassung eingeengt und an bestimmte Rechtsnormen gebunden wurde und bevor die Polen waren, was sie heute sind: ein Volk oder doch der Bruchtheil eines Volkes, das durch ein starkes Nationalgefühl, eine eigene Bildung und Literatur (mag auch noch so viel davon deutschen Vorbildern entlehnt sein) und ganz besonders durch eigene wirtschaftliche Interessen zusammengehalten wird.

Aber kann, wenn schon nicht die Entnationalisirung, so doch wenigstens die wirtschaftliche und soziale Niederhaltung der Polen das Kampfziel sein? Als Preußen die Provinz übernahm, war es möglich, die neuen Unterthanen MederzuhÄteKTUWMne'nNe GtelkmU von Proletariern oder Heloten anzuweisen. Der preußisch^ Sraat brauchte zu diesem Zweck noch nicht cinmal^as ?ano m^züHMen^wie Engla^ ml^Irlland HätV- Äs "gemkgte^Sett Verschü7?ekeu Adel- seincm gerechten Schicksal preiszugeben und das Volk in dem Zustand zu lassen, in dem es war. Aber heute ist, zu

einem großen Theil eben durch das Verdienst d:r preußischen Re-
girung, dieser Zustand wesentlich anders geworden. Die Entwicke-
lung zu Wohlstand und Bildung ist im Gang; könnte eine Staats-
regirung daran denken, sie gewaltsam zurückzudrängen? Selbst
wenn sie wollte, würden ihr im Rechtsstaat dazu die nöthigen
Mittel fehlen. Wie sollte ein Ausnahmegesetz aussehen, das die
wirthschaftliche Erstarkung eines einzelnen Bevölkerungtheils eini-
ger Provinzen hemmen könnte? Oder wollen wir nur Gehorsam?
FällevonWidersetzlichkeit odergar geplanterUnbotmäßigkeitsind in
Posen nicht häufiger als anderswo. Im Gegentheil: die eigenthüm-
liche slavische Fügsamkeit und Unterwürfigkeit ist noch heute für die
unteren Volksklassen ein charakteristisches Kennzeichen und man
kann von deutschen Regirungbeamten hören, daß diePolen eigent-
lich ganz angenehme Unterthanen seien. Und daß sie zuverlässige
und disziplinarisch lenkbare Soldaten sind, wenn auch nicht gerade
gewandter und intelligenter als unsere deutschen Bauernjungen,
weiß Jeder, der unser Militär kennt. Wer nur Gehorsam will,
braucht also keinen Kampf und kein Feldgeschrei.
Wenn man die Verhältnisse in unseren polnischen Landesthei-
len richtig beurtheilen will, muß man zuerst von den falschen Pa-
rallelen und Gleichsetzungen absehen, die man so oft liest und hört
und die meist aus Unkenntniß der Wirklichkeit hervorgehen. Posen
ist nicht nach österreichischen Verhältnissen zu beurtheilen. Die Zu-
stände in den österreichisch-slavischen Ländern, besonders in Böh-
men, zeigen äußerlich allerdings manche Aehnlichkeit mit unseren.
In Wirklichkeit sind sie von unseren völlig verschieden und die oft
gehörte Gleichsetzung von Prag und Posen ist so grundfalsch, daß
nur Unkenntniß oder böser Wille sie wagen kann. Denn erstens
ist Oesterreich nicht Preußen und zweitens sind die Polen nicht
Czechen. Es giebt kaum zwei moderne Staatsverbände, die we-
niger Aehnlichkeit mit einander haben als^d"a?"national und po-
litisch straff konsolidirte Preußen und das decentralisirte Oester-
reich mit seinen vierzehn Landessprachen und seinen dieser Bunt-
heit entsprechenden Verwaltungtraditionen. Kaum weniger ver-
schieden aber als diese beiden Staatswesen sind die beiden slavischen
Völker, die unter ihnen leben; verschieden nach Geschichte und Kul-
turstand, nach Temperament und Gesinnung. Ein auch nur halb-
wegs gerechter Vergleich fällt hier ganz zu Gunsten der Polen aus.
Von dem fanatischen Haß gegen deutsche Kultur und Sprache, der
die Czechen erfüllt, ist bei den preußischen Polen wenigstens nichts
zu bemerken. Eine Sprachenfrage im österreichischen Sinn giebt
es bei uns nicht, denn der Pole lernt im Allgemeinen willig und
leicht Deutsch; er ist intelligent genug, um den Vortheil zu wür-

digen, der ihm aus der Zweisprachigkeit erwächst. In der Klasse der Handarbeiter, die ja die Mehrheit der Bevölkerung bilden, merkt man überhaupt nichts von Widerstand gegen die Deutschen. Dem einzelnen Deutschen begegnet der Pole aus dem Volk mit der gutmüthigen Freundlichkeit oder auch der etwas unterwürfigen Ergebenheit, die das Erbtheil dieses lange gedrückten Volkes sind; die Polen der besseren Gesellschaft halten sich fern, aber sie bleiben höflich und gemessen, wie es Leuten von Selbstbewußtsein und Kultur (Das sind sie, zumal im Vergleich mit den Czechen) zukommt. Ich habe nun Jahre lang in der Provinz Posen gelebt, kleinere und größere Städte bereist: nicht ein einziges Mal ist mir eine Unhöflichkeit von gebildeten, eine Ungezogenheit von ungebildetenPolen entgegengetreten; und die meisten Deutschen werden diese Erfahrungen bestätigen. Die Antipathie gegen die Deutschen äußert sich, abgesehen von der schweigenden Ablehnung der besseren Stände, denen man schließlich das Recht dazu nicht bestreiten kann, in der Presse, in politischen Versammlungen und in der unverhüllten Stellungnahme der Kirche. Von hier sind alle Einflüsse ausgegangen, die von Zeit zu Zeit die große Masse erregt und zu einer ihrer Natur recht fremden Renitenz getrieben haben. Mit ihnen aber verbinden sich die schlimmen Mächte, die aus dem wirthschaftlichen Leben niemals zu verbannen sind: Konkurrenzneid, der den Fremden mehr haßt und fürchtet als den Stammesgenossen, Gewinnsucht, die aus den politischen Gegensätzen geschäftliche Vortheile zu ziehen sucht, Gewissenlosigkeit, die in dem nationalen Boykott das Mittel sieht, die Mitbewerber zu beseitigen.

Der Traum von einem neuen Grotzpolen ist für den Bestand des preußischen Staates genau so gefährlich wie die Zukunftgesellschaft der Sozialdemokraten, wie solche Ideologien überhaupt, die immer Dem, der sie hegt, mehr schaden als Dem, gegen den sie sich wenden: denn sie lenken den Blick von den Realitäten, von dem unmittelbar Gegebenen und Nothwendigen ab. Mit welcher entscheidenden und vielleicht gefährlichen Kraft würde die Sozialdemokratie in unser politisches Leben eingreifen, wenn sie sich in ihrer . Gesammtheit ganz der Gegenwart und der Wirklichkeit zuwenden wollte! Schade, daß die Polen sich nicht in ähnlicher Weise, durch den Gedanken an das künftige polnische Reich, abhalten lassen, ihre Gegenwartinteressen praktisch zu vertreten! Doch man lasse sie nur von Großpolen träumen: je ungestörter, desto unschädlicher Pflegen solche Träume zu sein. Will man sie aber bekämpfen: durch welche Mittel kann es wirksam geschehen? Durch Polizeimaßregeln und Chicanen gewiß nicht. Leider hat unsere Verwaltung durch den Kampf gegen die Sozialdemokratie wenig gelernt. Jahr vor Jahr

untersucht die berliner Polizei die Inschriften auf den Gräbern der „Märzgefallenen" und entfernt die rothen Schleifen. Das scheint ihr dann ein Erfolg. In Posen reißt man den Hausbesitzern, die ihre Mauern für die Fronleichnamsprozession mit blau-weißen Fahnentüchern geschmückt haben, die Draperien herunter, muß sich aber zufrieden geben, wenn sie statt der weißen hellgelbe Tücher heraushängen. Wenn die Waschfrau Nowicki sich Nowicka nennt, wie ihre Schwiegermutter und Großmutter gethan haben, so erblickt man darin eine gegen die Krone Preußen gerichtete Böswilligkeit und verficht die gebührende Repression bis zum höchsten Gerichtshof, Daß nicht Ieder, der nationale Traditionen festhält, damit politische Opposition treiben will, scheint unseren Behörden ein ganz und gar fremder Gedanke zu sein. In jedem Polen sehen sie einen Politiker, also einen Gegner. Daß auch die Polen zunächst leben wollen, daß sie, so weit sie den produktiven Ständen angehören, zunächst für ihre Existenz zu sorgen haben und dann erst Politik treiben können, daß die große Masse eben wegen dieser nächsten Sorge gar nicht dazu kommt, sich politisch zu bethätigen, daß viele Polen überhaupt nicht zu solcher Bethätigung neigen, wenn sie nicht durch Verärgerung dazu gedrängt werden: das Alles scheint unseren Ostmärkern nicht einlenchten zu wollen. Sehen sie nicht, daß ihr Irrthum erst den Indifferenten zum Anschluß an die Polensreunde treibt und die Masse der Gegner nur noch verstärkt? Möge man den Polen ihre Tradition und ihren Zukunststraum lassen; diese Dinge wenigstens nicht mehr allzu tragisch neh-, men. Man braucht ja die Duldung nicht so weit zu treiben wie unter Caprivi, wo preußische. Militärkapellen, zu öffentlichen polnischen Umzügen, das „Noch ist Polen nicht verloren" gespielt haben sollen. Freche Herausforderungen darf der Staat nicht hinnehmen, Konspirationen, selbst wenn sie mehr lächerlich als gefährlich sind, müssen unterdrückt und bestraft werden. Aber etwas mehr ruhiges Blut, etwas mehr Ueberlegenheit und Verständniß für den Gegner wäre unter allen Umständen vortheilhaft für die deutsche Sache. Denn von dem politischen Schlachtfeld ist der Kranz, nach dem wir streben müssen, überhaupt nicht zu holen; und der Kampf, der mit hochtönenden Worten oder kleinlichen Chicanen gegen die großpolnische Idee geführt wird, ist kaum mehr als ein Kampf gegen Schatten, Die Entscheidung liegt auf dem wirthschaftlichen Gebiet: hier ist die eigentliche Gefahr, hier fordert keine Ideologie, sondern die Wirklichkeit Kampf und Abwehr heraus.
Diese wirkliche Gefahr besteht darin, daß die preußischen Polen die deutschen Staatsgenossen, die sie nicht aufsaugen können, aus dem Grundbesitz, aus lohnender Bernfsthätigkeit und dadurch schließ-

lich aus ihren Wohnorten und der Provinz verdrängen; sie besteht darin, daß die Ostmarken, zumal Posen, auch wenn sie preußischer Besitz bleiben, doch polnisches Land werden, in dem Sinn, wie es das österreichische Galizien ist. Seit Langem führen die Polen den Kampf systematisch und erfolgreich. Mit den deutsch gesinnten und Deutsch redenden Juden, besonders in den kleinen Städten, ist es ihnen zuerst geglückt: deren durch Konkurrenz und Boykott erzwungene Abwanderung schafft überall dem polnischen Kaufmann und Händler Platz. Aber auch auf dem Land ist die deutsche Bevölkerung in die Defensive gedrängt und die Frage ist in Wirklichkeit längst nicht mehr, ob der Pole, sondern, ob der Deutsche sich in der Provinz zu behaupten vermag.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, hat einst Bismarck die Ansiedelungpolitik beschlossen; damals vielleicht noch mit dem Gedanken, daß durch die Ansetzung deutscher Bauern die Provinz Posen dem Polenthum entrissen und für die deutsche Sprache und Kultur erobert werden könne. Die Aussicht auf solchen Erfolg ist klein geworden und auch die Ansiedelungpolitik ist in Defensivstellung zurückgewichen; eben deshalb ist sie nothwendig geblieben. Deutsche Sprachinseln dadurch zu schützen, daß man sie verbindet oder erweitert, deutsche oder fast deutsche Städte mit deutschen Dörfern und Siedelungen zu umgebien und ihren Charakter dadurch zu wahren: Das sind nahe Aufgaben nationaler Politik. Andere freilich als vor fünfundzwanzig Jahren, da die Bodenpreise noch normal und polnische Güter noch im Handel zu haben waren. Wir möchten hoffen, daß das Enteignungsgesetz, auf das der Ostmarkenverein sich blindlings verrannt hat, der letzte Mißgriff war; der Verzicht auf seine Anwendung ist das beste Urtheil über die Gewaltmaßregel, welche die Folgen vergangener Unbesonnenheit tilgen sollte. Viel eher wäre ein Einspruchs- oder Vorkaufsrecht der Ansiedelungskommission bei Gutsverkäufen zu rechtfertigen gewesen. Vor Allem aber: die Polengegner dürfen nicht immer nur auf das flache Land sehen. Gerade in den Städten hat das polnische Element an Zahl und Wirthschaftkraft in der letzten Zeit zugenommen. Seit Iahren hat ein Polenklüngel über deutsche Geschäfte und deutsche Handwerker den Boykott verhängt. Die Presse veröffentlicht nicht nur Listen der erlaubten polnischen Geschäfte, sondern auch die Namen wichtiger Personen, weltlichen und geistlichen Standes, die in anderen als diesen Geschäften kaufen. Das ist eine traurige Verquickung von Hetzgewerbe und Gewinnsucht. Ist es nun aber vernünftig, den Boykott mit Boykott zu bekämpfen und nach den polnischen nun deutsche Geschäftslisten zu veröffentlichen? Das Staatsinteresse empfiehlt, den Gegensatz zu mildern und den

Widerstand der Polen dadurch zu lähmen, daß man so weit wie möglich ihre Erwerbsinteressen mit dem Bestande des deutschen Regimentes verknüpft. Wenn man an den Lieferungen für den Bau und die Einrichtung des Kaiserschlosses polnische Firmen betheiligt hätte, statt, was deutsche Geschäfte der Provinz nicht leisten konnten, aus Berlin zu beziehen, so hätte man eine Bresche in die Mauer der feindlichen Festung gelegt. And was hier im Großen möglich war, ist jeden Tag im Kleinen möglich. Die polnischen Geschäfte, in denen die Deutschen nicht kaufen, finden ihre Rechnung im Anschluß an die polnische Clique und den nationalen Boykott. Kein Deutscher darf, wenn er zwischen zwei gleichwerthigen Geschäften zu wählen hat, das polnische dem deutschen vorziehen. Das Ostmarkenprogramm aber verlangt, daß wir auch den untüchtigeren, weniger leistungfähigen Landsmann vorziehen. Die Folge dieses Prinzips ist, daß man in einzelnen deutschen Geschäften schlechter bedient wird als in polnischen: der Deutsche weiß, daß seine Kunden bei ihm kaufen müssen, auch wenn er sich wenig Mühe giebt, sie zu befriedigen, und geht die Sache einmal ganz schief, so läuft er zur Regirung und weiß sich aus dem Ostmarkenfonds einen Zuschuß zu verschaffen, der ihm weiter hilft. (Das gilt natürlich nicht von allen, doch von manchen deutschen Geschäften und besonders Handwerkern.) Die Polen aber wollen die deutsche Kundschaft gewinnen: sie lassen die Angestellten Deutsch sprechen und geben sich bei der Bedienung die größte Mühe. So wird die deutsche Leistungskraft durch die Boykottpolitik nicht gesteigert, sondern herabgesetzt.

Daß bei solchen Kampfmitteln alle schlechten Instinkte des gemeinen Brotneides und der Gewinnsucht ans Licht drängen, war zu erwarten. Wir haben die wunderlichsten Dinge erlebt. In der Stadt Posen giebt es einen Lohndiener polnischer Abstammung, der seines anstelligen und bescheidenen Wesens wegen von den Deutschen (auch von Beamten) bevorzugt wurde. Darob entbrannte der Anmuth seiner deutschen Berufsgenossen: sie wandten sich mit einer Beschwerde an die Regirung; und siehe: in einem Rundschreiben wurde den Regirungbeamten gerathen, nur noch deutsche. Lohndiener zu beschäftigen. Der Mann, gegen den der Ukas sich richtete, verlor nach dem einen Schlag die Hälfte seiner Kundschaft; und wenn die andere Hälfte ihn nicht um so energischer gehalten hätte, so wäre ihm nichts übrig geblieben als der Versuch, im polnischen Lager sich durch Gesinnungtüchtigkeit einzunisten.

In der Stadt Posen kommen auf hunderttausend Polen kaum sechzigtausend Deutsche, in der ganzen Provinz ist das Verhältnis; ähnlich: etwa zwei Drittel zu einem. Da ist doch klar, wer bei

einer Scheidung der beiden Lager geschäftlich mehr verliert. Ein deutscher Tischler in der Provinzhauptstadt verlor in Folge des polnischen Boykotts allmählich die ausgedehnte polnische Kundschaft, die er neben seiner deutschen hatte. Der letzte polnische Hausbesitzer, für den er arbeitete, erklärte ihm nach der Annahme des Enteignungsgesetzes, daß er, zu seinem Bedauern, keinen Deutschen mehr beschäftigen könne. In der selben Zeit bekam der Mann eine größere Reparaturarbeit in einem amtlichen Gebäude in der Nähe der Stadt. Er ging hin und nahm einen polnischen Gesellen mit; natürlich: deutsche Arbeiter und Gehilfen sind in Posen ja zu bekommen. Da erklärt ihm der zuständige Regirungvertreter, daß er ihn nicht brauchen könne, wenn er polnische Gesellen beschäftige; und der arme Mann sitzt nun buchstäblich zwischen zwei Stühlen auf der bloßen Erde. Das nennt der Ostmarkenverein wirthschaftliche Stärkung des Deutschthums.

Auch hier wird übrigens die Suppe nicht so heiß gegessen wie gekocht. Es giebt Polen, sogar Geistliche, die an der tzinterthür boykottirter deutscher oder jüdischer Geschäfte vorfahren und aussteigen, und die patriotischen Damen der deutschen Beamtengesellschaft, die bei keinem polnischen Bäcker und Schlächter kaufen würden, treffen sich mit dem Lächeln schweigenden Einverständnisses bei ihrer Schneiderin und Putzmacherin polnischer Nation, weil „diese Modistinnen bekanntlich mehr Chic haben als deutsche".

Der Widersinn der deutschen Boykottpolitik zeigt sich Dem besonders deutlich, der bedenkt, daß es schließlich doch die preußische Regirung ist, die den Polen zwar nicht die materiellen, wohl aber die intellektuellen Mittel giebt, sich im wirthschaftlichen Kampf zu behaupten. Das Schulwesen der Provinz steht auf einer sehr achtbaren Höhe; besonders die Volks- und Bürgerschulen in den Städten nehmen es mit den westlichen Theilen der Monarchie wohl auf. Die Bemühungen der Regirung, tüchtige Lehrkräfte für den Osten zu gewinnen, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Viele polnische Kinder lernen im Laufeiner sechs- bis achtjährigen Schulzeit die deutsche Sprache beherrschen und die Gebiete der preußisch-deutschen Geschichte und der Bürgerkunde recht gründlich kennen. Auch ist im regelmäßigen Gang der Dinge von irgendwelcher Widersetzlichkeit nationaler Färbung nichts zu bemerken; so lange die Kinder des Volkes unter dem Einfluß der Schule stehen, fühlen sie sich offenbar in keiner Weise vom Deutschthum bedrückt oder bedrängt: sie empfinden den nationalen Zwiespalt überhaupt nicht. EsMein Vergnügen, die kleinen polnischen Volksschüler bei ihren Ausflügen oder 'Spazirgängen, auch wenn kein Lehrer dabei ist, „Heil Dir im Siegerkranz" oder „Ich bin ein Prenße" singen zu

hören, so harmlos, wie es je deutsche Jungen thaten. Aber sobald
siegle Schule oder FörkkMltWHuK verlassen und ins Leben tre«
ten, wendet sich die selbe öffentliche Macht, die sie bis dahin ge-
leitet hat, gegen sie. Sie werden dem Einfluß der polnischen Ver-
eine einfach überlassen, oft ihm durch den deutschen Boykott ge-
radezu in die Strömung getrieben und sie müssen sich in vielen
Fällen entschließen, das von deutschen Lehrern Erlernte gegen die
deutschen Landesgenossen anzuwenden.
In den Ostmarken ist keine Kulturpolitik möglich, die nur den
Deutschen und nicht auf die Dauer auch den Polen nützt. Das gilt
von Volksschulen und Gymnasien, von Fortbildung- und Ge-
werbeschulen. Aber es gilt auch von Instituten wie der Kaiser-
Wilhelm-Bibliothek, dem Kaiser-Friedrich-Museum und der Aka-
demie in der Stadt Posen. Namentlich gegen die Akademie richtet
sich das Mißtrauen der Ostmärker. Denn der Entwickelung des
Schulwesens kann man nicht wohl entgegentreten, Museen und
Bibliothek sind immerhin harmlose Einrichtungen, aber eine Hoch-
schule, wenn sie auch nur allgemein bildende Zwecke verfolgt und
keinerleiBerechtigungenverleiht, enthält allerlei Entwickelungmög-
lichkeiten. Sie könnte sich sogar zu einer Universität auswachsen;
und wenn sie zwar bis jetzt nur von deutschen Hörern besucht wird,
würden dann dort auch die polnischen Studenten ihren Vortheil
finden. Darum scheint es den Hakatisten besser, jeder Entwickelung
des unfertigen und in ziemlich embryonalem Znstand ins Leben ge-
rufenen Institutes von vorn herein entgegenzutreten. Das nennt
man dann Kulturpolitik in den Ostmarken! Ob eine Universität nö»
thig, ob die Stadt Posen der dafür geeignete Platz ist, mag zweifel-
haft sein. (Bromberg liegt günstiger und ist eine dem Deutschthum
sicherere Stadt.) Vielen Männern unseres Ostmarkenvercins gilt
aber als ausgemachte Sache, daß eine posener Universität das Cen-
trum polnischerStrebungenundVerschwörungen werden müsse; ge-
rade hier muß der Vergleich mit Prag immer wieder herhal te n. Richtig
ist, daß die ausländischen Polen fern gehalten werden müßten und
auch im Bereich des Verbindungwesens ein paar Kautelen unerläß-
lich wären. Aber traut man dem preußischen Kultusministerium
nicht zu, daß es für einen deutschen Lehrkörper sorgen und damit
den deutschen Charakter der Hochschule wahren wolle oder könne?
Und traut man der deutschen Wissenschaft und dem Verkehr mit
ihren Vertretern keinerlei werbende Kraft zu? So scheint es. Denn
man möchte am Liebsten wohl jede Kultur- und Arbeitgemeinschaft
zwischen beiden Bevölkerungtheilen vermeiden. Man sieht nicht
gern, daß die Deutschen Polnisch lernen, und überläßt den Polen

lieber die vielen Stellen in Geschäften und auf Gütern, wo zwei-
sprachige Leute erforderlich sind. Sollte die uralte nationale
Schwäche der Deutschen, sich fremdem Volksthum leichter als dem
eigenen zuzuneigen, heute noch nicht überwunden sein, sollten wir
dem Selbstbewußtsein und der nationalen Treue unserer Lands-
leute noch heute mißtrauen müssen? Wenn es so wäre, dann gebe
man den Kampf gegen die Polen heute noch auf; denn unsere Nie-
derlage wäre vor dem Ansang ernsten Kampfes entschieden.
Das Schuldregister der Kirche ist so oft aufgeblättert worden,
daß ich fürs Erste davon schweigen und mich heute mit ein paar
Leitsätzen begnügen will, in die ich die Ergebnisse dieser Betrach-
tung zusammensasse.
1. Das Ziel unserer Polenpolitik kann nicht Germanisirung,
nicht Verdrängung oder Niederhaltung der Polen sein, sondern
nur ein gedeihliches Zusammenleben und friedlich wetteifernde Ar-
beit beider Bevölkerungtheile. Die unbedingte Anterwerfung der
Polen unter die Normen des Rechtsstaats Preußen ist Grundlage
und Voraussetzung dafür. Hoffnungen auf eine zukünstige Um-
gestaltung der Karte Europas bleiben Iedem unbenommen,
Z. Da die Deutschen der wirtschaftlich schwächere Volkstheil
sind, so ist die Hilfe gerechtfertigt, die ihnen die Regirung durch
besondere Mittel (Ansiedelungbegründung und Anterstützung-
fonds) leistet. Diese Mittel dürfen aber nicht kränkend und ver-
bitternd wirken; insbesondere darf die Regirung keinerlei Boy-
kottbewegung, die sich gegen die Polen als einen Volksstamm rich-
tet, unterstützen. Daß ein Theil der aufgewandten Mittel und be-
gründeten Institute auch der polnischen Bevölkerung nützt, ist un-
vermeidlich und entspricht nur der Gerechtigkeit. Denn wenn die
Polen sich als preußische Anterthanen fühlen sollen, haben sie auch
Anspruch auf die Vortheile dieser Anterthanschaft; so weit sie lo-
yale Anterthanen sind, gerade im deutschen Interesse den selbe»
Anspruch wie die Staatsbürger deutscher Sprache.
3. Kein Pole darf, nur wegen seiner Abstammung und Sprache,
als Gegner betrachtet und behandelt werden, wenn er sich nicht po-
litisch als Gegner des preußischen Staates bethätigt. Wer die na-
tionalpolnischen Sonderbestrebungen erfolgreich bekämpfen will,
muß die politisch meist gleichgiltige Bevölkerung von den Fana-
tikern und Hetzern scheiden. Diese Feinde müssen mit aller Kraft
Zurückgedrängt und unschädlich gemacht werden. Das dazu wirk-
same Mittel ist die Entnationalisirung des polnischen Klerus.

Ein vergessener Karikaturist.

DMs mag vorkommen, daß das Urteil über einen Künstler im,
Lauf der Zeiten schwankt und, je nach der geistigen, künst-
lerischen Tendenz der Entwickelung, korrigirt wird. Eigentlich,
wiederholt jede Generation diese Revision der Urtheile. Seltenaber
ist der Fall, daß ein Künstler fast ganz unbekannt bleibt, obwohl
er auf seinem Gebiet zu den Ersten zu zählen ist. So ist es Rudolf
Töpffer, dem schweizer Karikaturisten, ergangen. Man hält es
nicht für möglich in einer Zeit, die so gern sammelt und registrirt.
Obwohl Töpffer vor etwa hundert Jahren gelebt hat, tritt sein,
Werk uns so frisch entgegen, als sei es erst jetzt entstanden. Wir
brauchen keine künstlichen Behelfe und Erklärungen, um feine
Kunst verstehen, genießen zu können. Seine Menschen sind ewig
giltige Typen, die noch unter uns wandeln. Seine Kunst ist ganz
unmittelbar, realistisch und phantastisch zugleich, deutsch und fran-
zösisch, graziös und ganz persönlich-charakteristisch; und sie er-
reicht das Niveau, das über der Zeit steht. Dies Alles beweist,
daß es Töpffer gelang, sein Werk als ein dauerndes zu gestalten
und eine Satire des Menschlichen zu geben, die über den Moment
hinausgeht, wenn sie auch selbst ganz temperamentvoll aus der
Beobachtung des flüchtigsten Augenblicks gewonnen ist. Und
wenn die Welt ihn zeitweilig vergessen hat: sein Werk lebt weiter.
Die Geschichte der Karikatur ist nicht so reich, daß sie sich den Luxus
des Vergessens leisten könnte. Ein paar Namen: dann ist die Liste
erschöpft; der Meister sind wenige. Und recht ost geht des satiri-
schen Künstlers Werk, wie es scheint, mit ihm dahin. Man hört
noch von ihm, sein Ansehen bleibt in Geltung, aber seine Werke
zünden nicht mehr; und so verliert sein Name an Eindruckskraft.
Eine kühle Achtung bleibt. Gerade unsere Zeit aber schätzt ja das
Augenblickliche, das dem Satiriker, dem Humoristen eigen ist. Das
Eruptive seines Temperaments, mit dem er seiner Zeit sich hin-
giebt, sie an sich reißt und sie in Form bringt, um sie damit zu-
gleich ganz fern von sich zu stellen, fesselt uns und wir entdecken
in seinem Allzu-Zeitlichen vielleicht Dinge, die ewig sind.'

An Hogarth, an Daumier, an Busch sei erinnert. Damit ist
aber die Reihe der großen Karikaturisten schon beendet. Gerade
Busch ist ein interessantes Beispiel. Jeder kennt ihn. Sein An-
sehen ist international. Aber giebt es ein Werk über ihn, wie es
Bücher über jeden Künstler giebt, der vielleicht nicht die Halste
dieser genialen Anlage besaß? Das vom Karikaturisten Geschaffene
eilt den anpreisenden Analysen, die sonst erst mühsam den Weg

bereiten müssen, voraus und schafft sich selbst sein Publikum, das nun der Führung nicht mehr bedarf. Mit dem Theil, der an dem Werk zeitlich ist, nimmt die Zeit es wieder in sich auf und kümmert sich mehr um die inhaltliche Satire als um das künstlerische Temperament, mit dem aus dem Wechselnden ein Bleibendes, aus dem Variablen ein Stil geholt ist. Man darf das Werk der drei Neffen Nöldeke über den Onkel Busch nicht gegen diese Feststellung anführen. Es sind Aufzeichnungen, Erinnerungen; als solche hoch zu schätzen. Aber es ist keine systematische Werthung, die das Bleibende bedeutsam heraushebt. Und seit wann wissen wir Etwas von Daumier?

Rudolf Töpffer schuf sich, um seinem Talent gemäß sich bethätigeu zu können, ein neues Genre, eine Literatur in Zeichnungen, wie er sie nennt. Der Künstler hat in einem interessanten Werk, das man kaum noch kennt, dem ,.Tss^i 6e ?K> siuAnc>monie", ausführlich über seine Absichten gesprochen. Da sagt er:

„Man kann in Kapiteln, in Reihen, in Worten Geschichten schreiben: Das ist Literatur im eigentlichen Sinne. Man kann auch in einer Folge graphischer Darstellungen Geschichten erzählen: Das ist Literatur im Bilde. Man kann auch Keins von Beidem thun: und Das ist manchmal das Beste. Die Literatur im Bilde hat ihre besonderen Vorzüge, denn durch den Reichthum der Details ergiebt sie eine außerordentliche Prägnanz. Zwei Bücher von Richardson sagen schwerlich mit so viel Lebendigkeit die selben Dinge wie die zehn oder zwölf Blätter von Hogarth, die unter dem Titel ,Die Heirath nach der Mode' uns das traurige Geschick und jammervolle Ende eines Wüstlings miterleben lassen. Diese Literatur hat außerdem den besonderen Vortheil der klaren Anschauung. Denn alle noch so werthvollen Bücher, die man zur moralischen Erziehung des Volkes oder der Kinder geschrieben hat, kommen an Lebendigkeit den zwanzig Blättern von Hogarth nicht gleich, die unter dem Titel ,Die Folgen des Fleißes und des Müßiggangs' uns ein doppeltes Schauspiel vor Augen führen: das des lasterhaften Müßiggangs und das des ehrlichen Fleißes, die durch die ihnen eigene Kraft so verschiedene Schicksale gestalten. Auch ist Hogarth weniger ein bedeutender Künstler als ein bewunderswcrther tiefer praktischer und populärer Moralist. Literatur im Bilde machen, heißt nicht nur,, nach einem gegebenen Vorwurf arbeiten und alles darin Enthaltene bis zur Neige ausschöpfen. Es heißt nicht, einen an sich witzigen Stift in den Dienst eines grotesken Einfalls setzen. Es heißt auch nicht, ein Sprichwort oder einen Witz darstellen. Sondern es bedeutet die vollständige Erfindung eines Vorgangs, dessen einzelne Theile in der Zeichnung neben einander gestellt werden und in sich ein Ganzes bilden; es heißt, ein Buch gemacht haben, sei es nun gut oder schlecht, schwer oder leicht, toll oder ernst, nicht aber einen Witz oder ein Cou-

plet. Aber es giebt verschiedene Arten von Büchern; und die tiefsten, die wegen der in ihnen enthaltenen Schönheiten bewundernswerthesten sind nicht immer die vom großen Publikum am Meisten gelesenen. Sehr mittelmäßige Bücher haben, wenn sie in sich gesund sind und dem allgemeinen Geschmack entgegenkommen, oft einen weiter reichenden und nützlicheren Einsluß. Sichel scheint, daß Menschen, die mit einigem Talent für graphische Darstellung eine gewisse sittliche Kraft verbinden, durch die Literatur im Bilde einen sehr nützlichen Einsluß haben können, wenn sie auch sonst gar nicht sehr bedeutend sind.

Ein Beweis dafür, daß nicht immer ein großer Sack voll Gelehrsamkeit und Begabung nöthig ist, um Literatur im Bilde zu machen, ist, daß ich selbst darauf gekommen bin. Ohne zeichnerisches Können und ohne andere Absicht als die, in ganz primitiver Weise zu eigenem Vergnügen eine Art Wirklichkeit aus den närrischsten Einsällen meiner Laune heraus zu schaffen, habe ich Büchlein hergestellt, die ein geneigtes Publikum so, wie sie sind, sehr freundlich aufgenommen hat. Wenn diese kleinen Bücher, von denen nur wenige herrschende Mißstände oder Auswüchse angreifen oder verspotten, lieber nützliche Sittenlehren ins rechte Licht gesetzt hätten: würden sie dann nicht viele Leser angezogen haben, die solche Lehren in den Predigten nicht hören wollen und in Romanen kaum finden können?

Wo es sich um Literatur im Bilde handelt, also um eine Reihenfolge von Skizzen, bei denen es gar nicht ktuf zeichnerische Korrektheit ankommt, sondern nur auf den klaren Ausdruck einer einsachen Idee, ist nichts an Schnelligkeit, Bequemlichkeit und Sparsamkeit dem autographischen Verfahren zu vergleichen, das weder der helfenden Mitarbeit eines Stechers bedarf noch verlangt, daß die Zeichnung verkehrt gemacht werde, damit der Abdruck das richtige Bild zeigt. Auch braucht man nicht länger als eine Stunde zu warten, bis die in den Stein geschnittene Zeichnung gedruckt ist und tausend bis zweitausend Abzüge liefert. Wegen der größeren Schnelligkeit und geringeren Umständlichkeit habe ich nur das noch grobe Verfahren benutzt, das man auch für Cirkulare und Dergleichen anwendet; aber genaue Prüfung hat mich gelehrt, daß es sehr verbessert werden könnte, vielleicht so sehr, daß man damit ähnliche Resultate erzielen könnte wie mit der kalten Nadel und dem Grabstichel.

Diese Bilderromane (wie man sie nennen kann) zeigen uns fortlaufende, zusammenhängende Geschehnisse. Töpffer will nicht, wie die meisten Karikaturisten, eine Szene herausheben; wohl betont er stark die Situation, die die Komik enthält; aber er reiht die Bilder an einander; sie ergeben nicht erst im Ganzen einen engeren Zusammenhang; und er erzählt wirklich. Die meisten Karikaturisten wollen durch die Einzelperson auf das Ganze, auf die Gesellschaft, auf Zustände deuten, ein Sittenbild geben; der Einzelne ist ihnen nur Mittel. Töpffer ist die Einzelperson Selbst-

zweck; er läßt sie sich ausleben; er verfolgt sie in allen Situationen. Unerschöpflich reihen sich die Motive an einander; er erzählt in Bildern, mit der Ruhe und Sachlichkeit des vollendeten Epikers. Da nun aber seine Personen so wild aufgeregt sich geberdeu, bringen sie in die Gelassenheit des Schildernden manchmal etwas Dramatisches. So ist jeder dieser Bilderromane einem Narren der Menschheit gewidmet; und indem jedesmal ein ganzer Charakter sich auslebt, erleben wir in ihm eine Welt. Der Familienvater, der seinen zahlreichen Kindern die beste Erziehung geben möchte und dabei mit den Erziehern immer neues Mißgeschick erlebt; der einem commis vo^aAeur ähnelnde Geck aus der Provinz, der in der Hauptstadt sein Glück in der Gesellschaft machen will; der phrasenhafte, in jedes seiner Werke verliebte Künstler; Leidenschaft und Eifersucht der Thoren; pedantischer Dünkel der Gelehrten, der sich bis zum absurdesten Wahnwitz steigert: Das sind Töpffers Typen. Nach ihnen nennt er seine Cyklen: Monsieur Crepin, Monsieur Jabot, Pencil, Vieux-Bois, Festus, Albert.

Mit entzückender Verve reißt uns der Zeichner gleich mitten in die Geschehnisse. Nachdem er den absonderlichen Herrn uns flüchtig vorgestellt hat, beginnt dieser Held seine Attaque auf das Leben; und da er bald auf Widerstände stößt, die nicht immer passiv sind, ergiebt sich ein Chaos, ein strudelartiges, wildes Geschehen, Kämpfen, Ringen, Anklagen und Rechtfertigen. Zu dem Persönlich-Komischen tritt das Allgemein-Komische. Auf die Institutionen der Welt, die Gesetze der Gesellschaft fallen blitzartig satirische Streiflichter; das Militär, die Justiz, die Bürgermeister bekommen ihr Theil ab. Es geht wahrhaft tumultuarisch zu. Wir erfahren, wo die verlorenen Perrücken bleiben und was die Pechpflaster erleben, die Frau Crispin verliert. In diesem turbulenten Chaos werden dann Höhepunkte geschaffen, auf die der Refrain immer wieder hinweist. „Herr Jabot setzt sich wieder in Positur"; „Herr Altholz wechselt das Hemd". Die Enge der allzu persönlichen Komik, die bald bemerkbar würde, wird ins Allgemeine erweitert. Töpffer dürstet förmlich danach, seinen Helden aus der Enge hinaus auf das freie Schlachtfeld der Allgemeinheit zu führen, wo er mit Gegnern wüthend zusammentrifft und halb wie ein Don Quijote, halb wie ein Sancho Pansa kämpft. Der Künstler verwickelt und verstrickt ihn nicht in sich selbst, in Familienleben, in erotische Erlebnisse; dies Alles wird freilich auch berührt. Aber Töpffer sucht freieren Ausblick. Schon die eigentümliche Mischung der beiden Cervantestypen in der Brust eines Helden beweist die Eigenart seiner Auffassung. Und zum Schluß löst sich das Einzel-

schicksal von dem Allgemeinen ab und der Held steht wieder als Persönlichkeit vor uns.

Wie Töpffer seine Typen fand, hat er uns erzählt. Seine Kunst, die so leicht und flüchtig ist, leitete ihn. Er kritzelt mit der Feder auf dem Papier; da entsteht ein Kopf, der ganz bestimmte Charakterkopf eines Menschen, der so und so geartet ist. Es ist Mr. Crepin. Die Stelle sei angeführt, da sie für Töpffers Art und Anschauung charakteristisch ist: „Was mir eines Tages den Gedanken eingab, die Geschichte eines Herrn Crepin zu schreiben? Dazu trieb mich der Umstand, daß ich eine solche Figur zufällig mit der Feder gezeichnet hatte. Sieh doch, sprach ich zu mir: da haben wir einen Menschen, der so sein muß, wie er ist. Vielleicht freut man sich nicht, wenn man ihn sieht. Er ist gutmüthig, hat einen gesunden Menschenverstand, aber seine Intelligenz reicht nicht weit und seinen Entschlüssen fehlt es deshalb an Konsequenz. Man sieht ihm an, daß er Familienvater ist, und kann wetten, daß seine Frau ihm nicht gehorcht. Diese Frau hat auch ganz andere Ansichten von der Erziehung der elf Kinder. Daraus entstehen alle Konflikte. Immer neue Lehrer kommen ins Haus,"

Und nun zeichnet er die Lehrer. Den Künstlereinfall spann also die Phantasie weiter. Die Frau ist dumm, neugierig und läßt sich flink für jede Erziehungmethode gewinnen, wenn deren Vertreter auch ein Gauner oder Trottel ist. Der arme Pantoffelheld versucht manchmal, dagegen anzukämpfen; streckt aber meist die Waffen.

Man sieht an solchen Beispielen, wie Töpffer seinen Standpunkt wählt. Er will nicht anklagen, weder den Einzelnen noch gar die Welt an den Pranger stellen. Als feststehend nimmt er das ganze Menschenthum solcher Subjekte, ihr Narrenthum als ihr Wesen. Da wird nicht verhöhnt, nicht belehrt, nicht zu bessern versucht. Ein Narr kommt zum anderen: und so entsteht die große Narrenwelt, in der jeder Narr sich als der Regel, der Norm angepaßt empfinden darf. Der Autor schafft sich mit Freiheit eine Welt, in der er seine Geschöpfe glücklich werden läßt; wenn sie aber zu Grunde gehen, giebt er ihnen eine so groteske Größe, daß sie ihrer Verrücktheit zu Liebe, also mit Wollust, fallen und nun noch sterbend unser Zwerchfell erschüttern. Mit merkwürdiger Konsequenz knüpft sich bei Töpffer an das Reale die Phantastik. Denn es ist klar, daß solche Welt nur im Geistigen, in der Vorstellung ihre Heimath hat, daß sie Schöpfung des künstlerisch empfindenden Menschen ist, der hinter allem Sein den Schein wahrnimmt, hinter der Fata Morgana der Erscheinungen seine Welt finden will. So ist es kein Wunder, wenn Töpffer manchmal alle

Gesetze der Schwere aufhebt; seine Narren fliegen in der Luft herum, als hätten sie das Luftsegeln schon erfunden. Ein Zephir weht, Madames Röcke blähen sich: und schon segelt sie wie eiru Riesenblume durch die Luft; ihr Hündchen, das sie mitnahm, fällt ihr vor Schreck aus den Händen und bleibt an den Telegraphenstanzen mit den verstellbaren Armen hängen: und sofort wird dadurch in die Welt hinausdepeschirt, daß im Osten sich ein Kriegswetter zusammenballt.

Mit dieser Phantastik stimmt die Leichtigkeit und Feinheit der Zeichnung überein. Dem scharfen, schlagenden Witz (der aber nie Situationwitz bleibt) gesellt sich die Linie einer Aeichenkunst, die alle Dinge ganz leicht und graziös hinstellt, so daß fast der Zauber des Atmosphärischen, die Schönheit des Lichtes sie umkleidet. Die Konturen lösen sich auf; etwas Vibrirendes, Flimmerndes kommt in die Darstellung. Jeder gemeinen, allzu kleinlichen Nachahmung weicht der Stift aus; schreibt in den Gestalten eine Arabeske hin, die suggestiver wirkt als jedes getreue Konterfei, Töpffer benutzt die menschliche Gestalt nur, er schaltet mit ihr, sie wird unter seinen Händen Ausdruck. Und mit dieser Technik giebt er nicht nur die Charaktere wieder: er meistert damit auch die Landschaft. Ja, man kann sagen, er zeige darin (was ihm Viele, verführt durch seinen närrischen Witz, abstreiten werden) reine Schönheit; er zeigt, daß er Sinn hat für das Auf und Ab der Linien. Wenn man den Hintergrund betrachtet, diese Wiesen und Wälder, diese Berge und Triften, oder im Einzelnen die Blumen und Bäume sich vornimmt, deren Eigenleben er subtil erfaßt, wenn man sieht, wie er ein Gebüsch, einen Strauch in zitternden Linien aufwachsen, im weiten Raum Vögel fliegen, die Ferne sich ins Undeutliche verlieren läßt, dann weiß man, daß Töpffer ein Landschaftzeichner ersten Ranges ist. Jede Kontur löst er auf und die Dinge stehen in lebendiger Schönheit vor dem Auge. Duftige, leichte Perspektiven begrenzen und erweitern den Raum und man bewundert, daß dieser Künstler schon in seiner Zeit, rein aus künstlerischem Instinkt heraus, Luft und Licht so locker malt, wie es erst die modernen Maler lernten. Man kann sagen: wie Töpffer mit seiner Weltanschauung sich aus der engen Komik des besonderen Einzelnarrenthums befreit und aus der Komik hinaus zu einem großen Humor kommt, so befreit er seine Kunst aus der Situationsatire und entdeckt in seiner geistreichen Technik das Mittel, das ihn über den Witz erhebt. Wie dort zur Höhe einer Weltanschauung, kommt er hier zu Schönheit und reiner Kunst.

Als drittes Mittel bietet sich dem Künstler das Wort: und
auch das formt er meisterlich. Sein Text ist lapidar und berichtet
nur Thatsächliches. Aber die Art, wie er berichtet, zeigt wieder
souveraine Ueberlegenheit über das blos Stoffliche. Die Worte,
mit denen Töpffer seine Bilder kommentirt (er läßt nicht seine Ge»
schöpfe reden, sondern glossirt witzig ihre Erlebnisse und entfernt
sich damit von ihnen), sind in einer Art Depeschenstil gehalten und
geben kaum mehr als einen Steckbrief der Personen und Dinge.
Eckermann und Soret berichten, daß sie in den Jahren 1831
und 1832 mit Goethe Zeichnungsammlungen durchblättert haben,
von deren Vortrefflichkeit und Eigenart Goethe ganz srappirt
gewesen sei. Als Eckermann einwendet, Das „sei noch keineswegs
das Beste von Töpffer, er habe noch ganz andere Dinge zu senden",
erwidert Goethe: „Ich weiß nicht, was Ihr wollt! Was sollte es
denn noch besser sein! Und was hätte es zu sagen, wenn es auch
wirklich etwas besser wäre! Sobald ein Künstler zu einer ge-
wissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleich-
giltig, ob eins seiner Werke vollkommener gerathen ist als ein an-
deres. Der Kenner sieht in jedem doch immer die Hand des Meisters,
den ganzen Umfang seines Talents und seiner Mittel."
Diese Ermunterung (bis dahin waren die Zeichnungen nur
den nächsten Freunden bekannt) trieb Töpffer zu dem Entschluß,
die Bilder-Romane zu vervielfältigen. Autographisch übertrug
er sie unmittelbar auf den Stein. Diese von Töpffer selbst auto-
graphirten Exemplare waren schnell vergriffen; sie sind als Ori-
ginale zu bezeichnen. Nun giebt es aber Neudrucke. Ein Nach-
druck erschien in Paris 1839 (von Aubert). Töpffers Sohn Fran-
cis zeichnete 1860 die Originale- nach und veranlaßt« eine neue
Ausgabe. In Genf war 1846 (mit Töpffers Erlaubniß) eine Aus-
gabe mit französischem und deutschem Text herausgekommen; die
Zeichnungen machte Bode nach den Originalen.
Eine neue Zeit scheint für die Würdigung dieses Künstlers
insofern gekommen zu sein, als erst die Gegenwart die künst-
lerische Satire wieder zu reicher Entwickelung gebracht und uns
zugleich aber auch gelehrt hat, die Feinheiten der Zeichnung, die
Leichtigkeit der Linie, die Behandlung von Luft und Licht richtig
zu schätzen, während man sie früher als inkorrekte Sudelei be-
lächelte. Wie ein Wunder wirkt die Thatsache, daß Töpffer diese
Gaben und Künste nicht dem Geschmack und Programm seiner Zeit
opferte. Vielleicht rettete ihn vor solchem Opfer nur seine Krank-
heit, ein Auzenübel, das er als die Tragik seines Lebens betrach-
tete, da es ihn hinderte, Maler zu werden. Auch Wilhelm Busch

kam ja aus dem Verzicht auf die große Kunst, die ihn vielleicht
zu einem Durchschnittstalent gereift hätte, zu den unscheinbaren,
dem Tag und der Unterhaltung dienenden Zeichnungen, die ihm
dann schnell den Weltruhm bescherten.

Großlichterfelde. Ernst Schur.

Die Baupolizei der Zukunft.

n den Vororten der Großstädte ist bei den Terrainspekulanten die
Baupolizei verhaßt. Natürlich: sie verhindert ja die „vollstän-
dige" Ausnutzung des Terrains, da sie den Bau der vierstöckigen Mieth-
kaserne verbietet. Wer nicht Terrainspekulant ist, freut sich natürlich
sehr über die weise Baupolizei, die alle Bauunternehmer zwingt, etwas
mehr „künstlerisch" vorzugehen. Aber die Baupolizei könnte wahr-
haftig mit ein paar weiteren Machtsprüchen noch mehr für die künst-
lerischen Interessen der Architektur erreichen. Die Baupolizei könnte
die Bauunternehmer zwingen, auch die große vierstöckige Miethkaserne
künstlerisch auszugestalten.

Was stört uns eigentlich an der Miethkaserne? Doch nur das
Uniforme. Was wirkt aber am vierstöckigen Miethhaus in erster Linie
uniform und eintönig? Doch nur die übliche Fensterordnung.
Dagegen hätte die Baupolizei zunächst Front zu machen. Das
Verdienst, hier beispielartig vorgegangen zu sein, gebührtAlfredMessel,
der in dem bekannten Wertheimbau in der Leipziger Straße gezeigt
hat, wie man selbst die Fenster eines Waarenhauses, das doch sehr viele
Fenster braucht, so anbringen kann, daß sie apart wirken; er wählte
Säulenarrangements, die von unten bis zum Dach hinauf die ganze
Front gliederten, so daß die Fenster zwischen den Säulen gar nicht
mehr unangenehm auffallen können. Die Säulenwirkung war stärker
als die Fenster. Die Darmstädter haben im freistehenden Villenbau
durch neuartige Anordnung der Fenster auch sehr gute Wirkungen er-
zielt und man muß bedauern, daß sie so wenige Nachahmer fanden.
Nun sollte man doch annehmen, daß ein Wandel in dieser Fenster-
frage möglich ist. Die Baupolizei wird überall von architektonisch ge-
bildeten „Bauräthen" geleitet. Das Fensterproblem ist einsach. Man
brauchte nur vorzuschreiben, daß Fenster mit dem usuellen Fenster-
kreuz nicht mehr angebracht werden dürfen. Die Zimmer- und Maurer-
meister würden nicht opponiren. Im Gegentheil: sie würden das Ver-
bot freudig begrüßen und in jeder Front die Fenster immer wieder

anders gestalten. Es ist doch gar nicht nöthig, daß ein großes Wohnzimmer symmetrisch angebrachte Fenster hat; in allen Villenbauten vermeidet man heute schon das Symmetrische so viel wie möglich. Und nun kommt hinzu, daß jedes nach der Straße hinaus liegende Zimmer gar nicht immer zum Hinausblicken geeignet zu sein braucht; das Fenster kann da manchmal oben, dicht unter der Zimmerdecke, liegen. In solchem Zimmer wirkt Alles wie in einem Atelier und man hat die Empfindung, ganz von der Umwelt abgeschlossen zu sein. Die Lichtfülle ist auch so völlig genügend, selbst wenn die Fenster farbige Scheiben haben. Das kleine Baupolizeiverbot würde also angenehm revolutionirend wirken. Ist es deun gar nicht durchzusetzen?

Das Fensterkreuz paßt nicht mehr in unsere Zeit. Es ist ein Stück aus dem Mittelalter. Man setzte ein Kreuz ins Fenster, um dem Teufel den Eintritt ins Haus zu verwehren. Mau dachte sich den Teufel natürlich fliegend als Aviatiker und glaubte, daß er ganz leicht durch jedes Fenster in das Haus eintreten könnte. Nun möchte ich sämmtliche Architekten, Bauräthe, Baumeister, Zimmer-, Maurer- und Glasermeister ganz ergebenst fragen, ob sie aus Furcht vor dem Teufel bei dem Kreuz im Fenster bleiben wollen. Ich glaube: sie werden mir mit höllischem Gelächter erwidern, daß ihnen der Teufel heutzutage nicht mehr sehr einflußreich vorkommt; sie werden erklären, daß sie vor einem Kredn gebenden Bankdirektor viel, viel mehr Respekt haben als vor dem alten Teufel aus dem sehr finsteren Mittelalter.

Alle Bauunternehmer werden das Fensterkreuzverbot froh begrüßen: denn dadurch wird ja jedem Neubau mit den billigsten Mitteln ein ganz apartes Mietheranziehungmaterial geschafft.

Man könnte fast denken, die neue Fensterordnung könne auch ohne Polizeiverbot kommen. Aber da unterschätzt man wohl die fabrikartig herstellenden Baufirmen, die, jahraus, jahrein, immer die selben Fensterrahmen liefern und sehr billig arbeiten können, weil sie die maschinellen Vorrichtungen besitzen. Freuen würde ich mich, wenn der Einfluß dieser Rahmenfabriken nicht so groß wäre, wie ich befürchte. Ist ers aber, so kann nur die Macht der Baupolizei die erwünschte Hilfe bringen. Die Baupolizei ist doch eine sehr sympathische Einrichtung und nur bei den Terrainspekulanten der Vororte ein Wenig verhaßt.

Da wäre das Eine, was ich von der Zukunft der Baupolizei sehnlich erhoffe. Das Zweite scheint mir selbst allerdings sehr kühn; aber ich kann den künstlerischen Werth meiner kühnen Idee nicht für etwas Nebensächliches halten. Ich meine, die Baupolizei sollte einfach verbieten, daß jedes Stockwerk den selben Flächenraum einnimmt wie das eine Etage tiefer befindliche.

Eine etwas verschmitzte Sache! Aber ich denke dabei nicht an den Baurath Schmitz. Ich stelle mir die Miethkaserne der Zukunft einfach als Terrassenbau vor. Dann würde natürlich die „vollständige" Ausnützung des Terrains nicht mehr möglich sein. Aber in vielen Vororten hat ja die Baupolizei die Macht, die „vollständige" Ausnützung

des Terrains zu verhindern. Bei der vierstöckigen Miethkaserne kann
sie diese Macht auch beweisen."
Wenn die Etagen terrassenförmig auf allen Seiten des Hauses
in die Höhe streben, so fällt auch ohne Umstände die zusammenhängende
Straßenfront fort. Ich glaube, daß auch dieses Baupolizeigebot von
den Bauunternehmern freudig begrüßt würde; denn dadurch wird eine
Miethkaserne einfach ein Terrassenpalast. Zu jeder Wohnung gehört
dann eine breite, prächtige Terrasse. Und ich glaube, daß die Miether
rasch höhere Preise für solche Wohnungen mit Terrasse zahlen werden,
so daß sich Bauunternehmer und Terrainbesitzer nicht zu beklagen
hätten. Die Terrassenanlage gestattet auch die Einführung von Ober-
licht in sehr viele Zimmer.
Leider muß ich gestehen, daß ich in dieser Terrassenangelegenheit
nicht so recht an die Bauherren glaube. Die werden sagen: Sicher ist
sicher! Experimentiren wir lieber nicht mit diesen Terrassen! Wenn
die Herren so sagen, kann auch hier nur ein Machtgebot der Baupolizei
die erwünschte Hilfe bringen.
Und ich glaube an die Zukunft der Baupolizei. Ich glaube daran
und freue mich schon auf die neuen baupolizeilichen Bekanntmachun-
gen. Dann werden die Großstädte nicht mehr so idiotisch wie Spielzeug-
kastenprodukte wirken. Heute ist der Anblick einer modernen Großstadt
für jeden architektonisch gebildeten Menschen eine schwere, gesundheit-
widrige Gemüthskränkung und Nervenpein. Dieses Uniforme! Das
Uniforme wirkt in der Kunst immer wie ein tötliches Gift. Weil ich
an die Zukunft der Baupolizei glaube, möchte ich auch gleich ein drittes
Polizeigebot sehr energisch empfehlen; es wird dem Gesundheitapostel
eben so gefallen wie dem Gärtnereibesitzer.
Ich dächte, die Polizei könnte befehlen, daß auf jedem Dach eines
Miethhauses ein kleiner Blumengarten anzulegen ist. Dieser Blumen-
garten könnte ja nicht sehr groß sein, weil das oberste Stockwerk eines
künftigen Miethhauses, der vielen unteren Terrassen wegen, nur einen
ganz kleinen Flächenraum haben wird. Wenn dieses Dritte aber auch
noch bewilligt wird (ich bin optimistisch genug, auch Das zu erhoffen),
so hätten wir die hängenden Gärten der Semiramis in jeder Zukunft-
großstadt. Und die ganze Sache würde beinahe einen assyrisch-babylo-
nischen Eindruck machen. Terrassen hats in Babylon und Ninive ganz
sicher gegeben. Das ist nicht zu bestreiten. Wers aber bestreiten will,
mag Das ruhig thun: ich werde nichts dazu sagen. Eins nur muß jeder
Unbefangene zugeben: die Luftschiffer werden sich am Meisten über
die hängenden Gärten freuen. Und daher wird der Zukunftgroßstadt-
bewohner auf seinem Dachgarten im Sonnen- und im Mondenschein
sehr oft Aeroplane und Luftschiffe, besonders oft lenkbare, über sich
sehen. Der Blick nach oben wird sehr modern werden.
Friedenau. Paul Scheerbart.
IS

Der Tod Vincents van Gogh.
war früh wach und müde von der Nacht. Diese furchtbare Angst,
sZUK die ihm den Schlaf mordete! „Ich möchte nur ruhig athmen können", dachte er. Da rief ihn die Sonne, die den glasirten Thonkrug auf dem Geschirrgestell überfallen hatte.

Er nahm Leinwand und Malzeug, schritt durch die Vorstube, wo das Hausgesinde frühstückte, und grüßte freundlich. Er hatte die Menschen gern, namentlich die arbeitsamen und der Menge fernen. Die das Schicksal ein Wenig zerzaust hatte und die des Künstlers Einsamkeit nicht störten. Zu Mittag, gegen Drei, wolle er wieder heimkommen und die Leinwand wechseln.

Er ging durchs schläfrige Dorf, sah nach den hochgethürmten Dächern und nach den Rosen, die vor den Fenstern hingen. Vor einem Garten blieb er stehen und trat an den Zaun. „Reseda, Geranien und violfarbige Portulaken", dachte er; „wo wars nur? Geranien wie Feuer? Ach, wohl Groot Zundert." Er verweilte. Daß ihm gerade heute die heimathlichen Blumen von Brabant in den Sinn kamen! Und dann wieder die Blumen (Klematis und Rosen waren es gewesen, Das wußte er sicher, Blumen vergaß er nie), die irgendwo über ein graues Haus wuchsen. Aber im Haus (er lachte kurz auf und wandte sich zum Gehen) die dürren, blöden Iungen von Ramsgate, die ihn für den französischen Sprachlehrer hielten nnd an Sonntagen für den Aufpasser, wenn sie „Häschen-'rüber" spielten und ihre Frackschöße im Wind flogen.

„Violfarbige Portulaken und feuerrothe Geranien", dachte er wieder. Er schüttelte sich. Er wollte sie nicht mehr, die Blumen, die hinter Zäunen gehegt werden, und auch die anderen nicht, die über graue Häuser wachsen und Ergötzliches zudecken. Ihn verlangte nach den Blumen, die auf Feldern wuchern, nach seidenen Farben, von Sonne satt und ties gebräunt.

Da grüßte ihn einer der Landleute, die den Gast seltsam, aber liebenswürdig fanden. Er sah auf. Das Feld war nah; in der Ferne die runden, normännischen Thürme und seitab das Kastell. Des Weges kamen grobe Ackersknechte und leere Fruchtwagen. Er schaute nach einem verwitterten Kerl, der die Pferde trieb. Wie er schwer einherstampfte und Zugriff: der reine borain, dachte der Betrachter. „Dieses Borinage ist ein Teufelsland. Wie müde und häßlich es sein Volk macht! Und dann der Typhus, der über sie herfiel und ihnen den Rest gab. Es war kein Leben mehr in ihnen; aber sie kamen doch den letzten Abend in die Backstube zum Abschied. Der Backofen, die rußigen Balken an der Decke, die blakende Oellampe über den schwarzen, zerstörten Gestalten . . . Armes, treues Blut!"

Er wehrte ab. Von Treue wollte er nichts wissen. Hatte er sie damals nicht gut aufgenommen? Fremd und matt war sie zu ihm gekommen und in der Dämmerung hatte sie ihr alltägliches Leid erzählt:

vom Fallen ohne Schuld, von ihren siechen Kindern, die keine Medizin haben, und von der eigenen trüben Einsamkeit. Und zuletzt hatte sie vor ihm gekniet, das verweinte Gesicht wild verhangen von dem gelösten Haar, und die angeborene Rührung war über ihn gekommen. Der Gnade dieser Stunde dankte er ein Bild: „Nissrs." Freilich: sie war ja schuldlos an dem Ende. Er war wieder einmal ganz heruntergekommen und mußte fort. Aber sie hatte es doch über sich gebracht und sich nicht gewehrt, von ihm zu gehen. Und wohin?

Vis äs Loksms!

Und während er ins Feld schritt, entsann er sich, daß er Wohl seitdem seine Liebe von den Menschen auf die Blumen übertragen hatte. Da war er auch schon an seinem Ort. Er stellte die Leinwand zurecht und sah ins Land. Ringsum leichte Hügel, dicht vor ihm ein paar Bäume, die einen Busch bilden, und das breite Wasser der SaSne, die heute von der weiten Iulisonne blank ist. Er war grenzenlos müde. Doch schüttelte er die Schwere ab, fuhr hart über die Augen und blickte auf die frei wuchernden Blumen zu seinen Füßen. Eine Blutwelle drang in die fahlen Manzen und er fühlte, wie das Fieber ihn überfiel. „Das wiederbilden dürfen!" dachte er, „dieses zarte, bebende Leben, diese schüchternen Geschöpfe, ihre strahlenden Seelen!" Er bückte sich nach einer rosafarbigen Schwanenblume, streifte die Gräser behutsam zurück und hielt ihren Kelch wie ein feines Glas zwischen den Fingern. Er erinnerte sich an das Lächeln eines Kindes, dem er eine Frucht gereicht hatte, damit es ruhig halte, während die Mutter Modell saß. Er sehnte sich nach den Blumen, nach einem innigen, wunschlosen Verweben mit ihrer Heiterkeit. Er war so müde, daß er den Malstock sinken ließ und sich ins Gras setzte. Da spürte er den Geruch der Erde und fühlte sich seltsam erfrischt.

Wie er jetzt aufsah über das flachgewellte Land, vermochte er nur die zarte Welle ineinanderfließender Farben wahrzunehmen, die wie ein Duft von edlem.Gestein über den Blumen schwebte und sich von den niedertauchenden Sonnennebeln küssen ließ. Er schloß die Augen und athmete, sanft, berauscht, den Segen der Blüthe. Wie die Liebkosung von weichen Mädchenarmen empfand er es und dachte, daß wohl die Blumen ihn weltfremd und fraulich gemacht und die Wünsche seiner Seele so zart gestimmt hatten.

Und er erinnerte sich an den achtzigjährigen Hirten mit dem Patriarchenschädel, den man eines Tages in die Nachbarstube des arlesischen Irrenhauses brachte. Der hatte ein Leben geführt! Bei freundlichen Thieren, von ihrer Milch und ein paar raren Dörrfrüchten gesättigt; und auch nachts, mit einer Thierhaut bedeckt, unter dem großen Himmel des Südens. Wie die Iahreszeiten waren seine Tage sacht ineinandergeflossen; kein anderes Erlebniß als die Wunder der Sonne und der Dämmerung, die Sterne heraufführt, kein Ereignen als der stille Wandel der Natur. Und auch in den kurzen Stunden, da der Arzt das Herz noch wecken konnte, das der Frühfrost schwer verwundet hatte,

kein Wunsch und keine Angst. Nur dankbar für das ungewohnte Bett
und die freundlichen Hände. Er starb gern und nahm es mit einer selt-
samen Demuth, wie einen Willen der Natur. Er erinnerte sich seiner
genau; wußte auch, daß er den erzväterlichen Kopf in ein Bild gebracht
habe. „Wer die Ruhe hätte, so zu leben," dachte er, „im Athem des
Alls und ohne Wunsch gls den, seinen verhaltenen Herzschlag zu
theilen. Nicht bilden!"
Er sprang auf. Die Angst fiel wieder über ihn her. „Der Bruder!
Ich bins ihm schuldig; er opfert sein halbes Leben und hängt sein Ver-
trauen an das unverkäufliche Zeug." Er griff nach dem Malstock und
hieb ein paar breite Striche auf das Tuch. Seltsam fügten sich die
Farben zu einander; von Glut und Dämmern kostbaren Brokates war
ein Glanz darüber. Kein Blumenseld, aber sein keuscher, rauschender
Duft, ohne anderen Sinn als den der Schönheit.
Und für einen Augenblick verließ ihn die Angst; er stand tief
athmend und aufrecht; von einem großen Muth beglückt, zum ersten
Mal ohne den Drang, zu schaffen, blickte er auf. Mit halbem Lächeln,
wie Einer, bei dem ein heimlicher Frohsinn eingekehrt ist, legte er das
Malzeug weg und grüßte mit hellerem Auge die purpurne Pracht zu
seinen Füßen.
Ein Wort siel ihm ein, das er (es war nicht lange her) an des
Vaters Totenbett gesagt hatte. „Sterben ist schön; aber leben ist viel
schöner."
Dann.schoß er sich in die Brust.
Im Sinken sah er noch die Sonne und, als er niederfiel, tausend
Sonnenblumen, die er vor allen liebte. „Sie warten schon", dachte er;
dann, als ihn die Gräser berührten, wie herrlich es sei, in Blumen zu
sterben.
Um Drei kamen die Hausleute, nach ihm zu sehen. Sie wußten,
daß er die Mittagsstunde sonst niemals versäumte, um ihnen nicht un-
bequem zu werden. Sie fanden ihn bewußtlos, trugen ihn heim und
legten ihn aufs Bett. Der Arzt kam, konnte nicht mehr helfen und
telegraphirte dem Bruder nach Paris.
Später erwachte der Verwundete. „Ich hatte einen toten Baum
beim Küster in Brabant," dachte er, „und alle leeren Vogelnester trug
ich in seine dürren Zweige. Ob die Vögel nun ein Haus haben oder ob
sie alle schon gestorben sind?" Und dann wieder: „I^s Lsrosuss! Wie
war nur die Legende? Du singst den Schiffern, wenn der Sturm sie
umheult und sie an weißen Klippen untergehen, die Wiegenlieder ihrer
Mütter. Sing mirs! Ich bin ja auch ein Kind der Provence, wo die
Blumen, die purpurnen und (der Bruder trat ans Bett) die anderen,
die Sonnenblumen..."
Theodor sprach zu ihm, vom Genesen, von einem neuen Leben
ohne Angst.
„Die Trauer läßt mich nie wieder los", sagte Vincent müde.
Dann kehrte er das Antlitz der Wand zu. „Purpurne und blaue, wie

Saphir," dachte er, „und Sonnenblumen, strahlende, hunderttausend..
Sonne!..."
Er verlor die Besinnung und starb.
In der Kammer, die er als Atelier benutzt hatte, inmitten von
vollendetem und halbfertigem Malwerk, stand die Kiste, die seinen
Körper barg. Ein Schatz von Blumen war darüber gehäuft; obenauf
lagen Sonnenblumen.
In einem angegilbten Brief, den der Bruder am fünsten August
1890 geschrieben hat, steht: „Sagen, es sei gut, daß er ruht: ich wage
es nicht. Vielleicht finde ich darin gar eine der harten Grausamkeiten
des Lebens und in ihm selbst einen der Märtyrer, die mit einem
Lächeln um den Mund sterben. Er verlangte nicht, am Leben zu blei-
ben, und war so ruhigen Geistes, weil er stets für eine an den Edelsten
und Besten erprobte Ueberzeugung gestritten hatte. Noch in dem letzten
Brief, den ich, wenige Stunden vor seinem Tod, von ihm empfing, sagt
er: ,Ich versuche, es eben so gut zu machen wie die Maler, die ich sehr
geliebt und bewundert habe/ Er war ein großer Künstler, also auch
ein großer Mensch. Einst wird Das wohl erkannt werden und Mancher
wird trauern, weil Vincent so früh fortgegangen ist. Er selbst ver-
langte, zu sterben. Die Menschen in dem schönen Dorf hielten viel auf
ihn und von allen Seiten hörte man, daß er liebenswerth gefunden
wurde; eine große Schaar geleitete ihn auf den letzten Weg. Ich plane
eine Ausstellung seiner Werke in Paris. Am Liebsten möchte ich Alles
zeigen, was er geschaffen hat; man muß viel von seiner Hand beisammen
sehen: dann begreift man es besser. Er wird nicht vergessen werden."
Haag. Max Eisler.
den hier neulich vom Professor Gurlitt verfochtenen Gedanken,
Heilpädagogien zu schaffen, „wo es zuerst und vor Allem darauf
abgesehen ist, die Kinder gesu,nd und tüchtig zu machen, und wo neben
dem erfahrenen Iugendbildner ein erprobter Nervenarzt waltet", trete
ich seit Iahren in der Literatur ein. (1903: „Schulen für nervenkranke
Kinder"; 1909: „Aerztlich-pSdagogische Vorschulen".) Oft habe ich da-
rüber öffentlich gesprochen, oft privaten Rath ertheilt und den Ge-
danken auch in die Praxis umzusetzen versucht. Ich brauche kaum zu
erwähnen, daß es mir ging wie Iedem, der Neues zu bringen wagt.
Schweigen, das töten soll, dann laute Anseindung und schließlich An-
erkennung des Geforderten, das nun gar nicht inehr neu sein soll: so
wars immer und scheints bleiben zu wollen. Seit der Gedanke an Heil-
pädagogien, wo Arzt und Lehrer im Interesse der „Schwächeren" (nicht
. IHeilpüdagogien.

schwach Begabten) zusammenarbeiten, sich unter den Fachmännern
durchgesetzt hat, ist esPflicht,.rückhaltlos zu denEltern solcher „schwäche-
ren" Kinder zu sprechen. Der Kinder, die bald die Lust und die Fähig-
keit zum Lernen verlieren. Denen der Aufenthalt in der Schule zur
Qual wird, weil sie dem Unterricht nicht folgen können. Die zerstreut,
zerfahren, unaufmerksam, faul, im Haus schwer erziehbar, gereizt,
widersetzlich, eigensinnig oder gleichgiltig, in ihren Bewegungen hastig
und fahrig, unruhig und zappelig sind. Die blutleer aussehen und
wenig Appetit haben. All diesen „schlechten Schülern" und „unarti-
gen Kindern" ist gemeinsam, daß sie rasch ermüden. „Die selbe For-
derung an jeden Schüler": Das ist Schulgrundsatz; muß es im Allge-
meinen auch sein. Im Haus fehlt es auch oft an behutsamer Rücksicht
auf das schwache Kind, das dann leicht einer Dauerermüdung verfällt.
Endlich werden die Krankheitsymptome so sichtbar, daß der Arzt um
Rath gefragt wird. Meist zu spät. In Sanatorien ist die geistige und
körperliche Hygiene für solche Kinder nicht zu finden; auch der Land-
pastor, der aus der Noth helfen soll, kann ihnen nicht bieten, was sie
brauchen. So welken junge Menschenleben, die unter anderen Ver-
hältnissen zu schöner Blüthe gedeihen konnten.
Die Ermüdung wirkt immer zersetzend; im ersten Stadium aber
so, daß die durch sie erzeugte gesteigerte Erregbarkeit der Nervencentren
den Ermüdeten zu beleben scheint, die Phantasie anregt, aus der großen
Summe von Komplexen geistiger Gebilde sich rasch da und dort Einzel-
theilc hervorholt, diese zu neuen Kombinationen zusammenstellt und
so eine größere geistige Regsamkeit ergiebt. Greift diese Zersetzung (Dis-
soziation der Vorstellungen und Gefühle) zu weit um sich, dann ist die
kombinatorische Zusammenfügung (Assoziation), die darauf folgen
müßte, fast oder ganz unmöglich geworden. Der höchste Grad solcher
Störung kommt der Psychose nah. Was die Ermüdung aus dem Men-
schen macht, wie sie ihn sich selbst untreu werden läßt, feine ethischen
und ästhetischen Werthurtheile verkehrt und ihn Anderen verächtlich
oder mitleidenswerth macht, habe ich in der „Aerztlich-Pädagogischen
Vorschule" gezeigt. Die in langen Iahren gesammelte Erfahrung hat
mich gelehrt, daß in Heilpädagogien ^>urch individualisirende Erziehung
und Körperpflege Gutes erreicht werden kann. Nach kurzem Aufent-
halt in meinem Heilpädagogium ist manches Kind auf die Normal-
ichule zurückgekehrt und da so schnell wie jedes andere vorwärts ge-
kommen. Ein Massenbetrieb, der das Schema aufzwingt, kann freilich
nichts Dauerndes leisten. Die Einzelbehandlung hat aber oft mit über-
raschender Schnelligkeit wohlthätige Wirkung gebracht. Und deshalb
ist den Eltern sehr ernsthaft zu rathen: Lernt Eure schwachen Kinder
früh verstehen, damit die mißverstandenen nicht selbst Euch eines Tages
zu schreckender Erkenntniß führen!
Dresden. Dr. Heinrich Stadelmann.

Gedichte in Prosa/)
Aus der Schulzeit.

cMQch erinnere mich an einen Tag aus meiner Schulzeit. Wir hatten im Klassenzimmer von den Sagen der alten Griechen gehört, von Perseus und Theseus, von Achill und Odysseus und Herakles, und wie ihre Namen alle lauten. Nun standen wir in der Zwischenstunde unten auf der Straße, in ein Gespräch vertieft, voll stiller Ehrfurcht und Bewunderung für die Helden der alten Welt.

Da kam ein Weib über den Weg gegangen, das die Frucht ihrer Mutterschaft unter der Schürze trug. Es mochte wohl die Frau eines Arbeiters sein; denn sie ging unbedeckt und trug einen Thonkrug am Arm. Sie sah bleich und elend aus und ein sich sträubendes Kind hatte sich hinter ihr an das Kleid geklammert. Als meine Kameraden sie erblickten, lachten sie u,nd stießen einander in die Seite und spotteten laut über das arme Weib.

Ich sehe noch: wie sie roth wurde und, das Kind am Arm nehmend, sich mühsam über die Straße schleppte, um ihrem Mann das Essen zu bringen, bis auf die andere Seite des Weges, wo die Arbeiter das Pflaster aufgerissen hatten. Ich weiß noch, wie ich mitlachte; was sollte ich auch Anderes thun?

Iahre habe ich gebraucht, um begreifen zu lernen, daß jenes Weib eine tapferere Kriegerin war als alle Sagengestalten unserer Kindheit.

Ich hatte Iahre im Auslande verbracht, jenseits der Grenze, Iahre voll Freiheit, voll köstlicher, kettenloser und wegfremder Freiheit. Nun kehrte ich zurück an die Stätte meiner Iugend; ich wollte heim. Mich zog es nach dieser Scholle, der ich geflucht, da ich sie verließ, nach diesem Lande, das ich verachtet, weil es mir den Weg zu meinen Zielen gesperrt, mir Schranken entgegengestellt hatte. Ich lächelte über den Schwur, den ich einst im Aufbrausen der Stunde gethan, nie mehr diese Erde zu betreten. Ich wollte heim; es war ja das Land meiner Väter,

Ich kam zu Fuß. Der Weg führte mich über das Gebirge. Ich wußte: über diese Schluchten sollte die Grenze gehen; aber die wachsende Dunkelheit hüllte das Gebirge in Schleier. Da suchte ich nach einem Licht, nach dem Schein eines Hauses, nach irgendeinem Zeichen am Weg, das mich die alte Heimath wiedererkennen ließe. Endlich fand ich ein Schild, das an einen BauM geschlagen war; im scheidenden Licht entzifferte ich die Worte: „Verbotener Weg".

Und ich lächelte in trüber Erkenntniß; nun wußte ich, daß ich wieder in Deutschland war.

Heimkehr.

*) Aus dem bunten Skizzenbuch „Gedichte in Prosa", das Herr Armin Wegner bei Egon Fleischel L Co. in Berlin erscheinen läßt.

Der Bahnwärter.

Das war Bahnwärter Iacobsen, der da ganz draußen zwischen den Feldern wohnte, wo das Gleis der Züge an den grauen Sandhügeln entlangläuft, ehe es seinen Weg theilt, um auf der einen Seite nach der Stadt hinunter zu eilen, während es auf der anderen in langen Windungen immer weiter in die Berge hinaufklimmt.

Gerade dort, wo die Schiene sich theilt, lag das Wärterhäuschen, mit seinem hohen, schwarzen Holzdach, das ihm wie eine Mütze schief im Nacken saß. Und ein paar Schritte weiter, in einem spärlichen Laubwald, stand die Hütte, die Bahnwärter Iacobsen als Wohnung diente, einsam und abseits vom Dorf gelegen. Er selbst aber war nicht anders in der Umgegend bekannt als unter der Nummer seines Wärterhauses, die mit großen, schwarzen Ziffern auf die rothen Ziegel gemalt war. Was war er auch Anderes als eine Zahl? Eine Maschine, die für ein paar Stunden hinter den blinden Scheiben in ihrem lichtlosen Schuppen stand, in dem es nach Oel und Werg roch, und dann hinauseilte, die Barriere über den Weg zog, ein paar Laternen anzündete, den schweren Hebel der Weiche mit dem eisernen Gewicht herumschlug und, mit der rothen Signalfahne, vor den vorüberfahrenden Zügen stramm stand, wie ein Soldat vor seinem Feldherrn.

Und doch wohnte ein ganzes, schmerzliches Erleben mit seinein bitteren Erkennen und Verzichten hinter diesem wetterbraunen Gesicht, das in dem gelben Schein der vorüberhuschenden Wagenlichter stets so hart und unbeweglich schien. Er war nicht immer allein dort draußen gewesen, hatte nicht immer einsam sein abgeschlossenes Dasein hinter diesen stillen Wänden geführt, die nun kein anderes Leben mehr kannten als den Duft von ein paar bunten Bohnen an den Fenstern und die erschrockene Stimme eines kleinen Kanarienvogels. An die Zeit freilich, da sein Weib noch lebte, mochte kaum Einer sich im Dorf erinnern (schien es ihm selbst doch wie ein Traumhaftes, so ungewiß in seiner Vergangenheit, als wenn es nur ein mit Freude und Trauer gemischtes Spiel seiner Gedanken wäre); aber das Kind, das sie ihm schenkte, hatten Alle gekannt, die drüben im Dorf wohnten, diesen blassen, blauäugigen Knaben, den er mit so viel Angst und Sorge heranwachsen sah. Weshalb muß das Leben so grausam sein?

Er konnte jenen Abend nicht mehr vergessen: noch immer sah er seinen Knaben den schmalen Weg entlanglaufen, der, ein paar Schritte von den Schienen entfernt, das Gleis durch die graue Ebene begleitet, sah, wie ihm der Hut in den Nacken rutschte, wie seine Bluse flatterte und ihm die blonden Haare in die erhitzte Kindesstirn hingen, während er, mit seinem Reifen spielend, an ihm vorbeigeeilt kam. „Lauf nicht zu weit, Hans!": so hatte er im Zwielicht zu ihm hinüber gerufen, während er die Weiche stellte. „Nein, Vater!" erwiderte der Knabe athemlos und rannte weiter.

Dann war es gekommen: er stand vor der Barriere, die Signalfahne in der Hand, durch die graue Dämmerung brauste der Zug heran,

die Schiene erdröhnte unter ihm, seine Lichter glühten und seine schwarzen Wagen hoben sich scharf gegen den schwerblauen Abendhimmel. Da sah er auf einmal, als die letzten Wagen noch an ihm vorüberrollten, wie sein Kind dem entgleitenden Reifen auf die Schienen nachlief; er rief den Namen des Knaben, so laut, daß er fast das Brausen des Zuges übertönte Aber da war es schon geschehen.
Weshalb hatte das Leben so grausam sein müssen? Weshalb?
Noch Tage lang glaubte er, das Blut zu erkennen, das einen dunklen Fleck auf den Schienen hinterlassen hatte; bis es der Regen auslöschte.
Seit jener Stunde aber erfüllte ihn stets eine unruhige Erwartung, sobald der Abendzug heranbrauste. Im Frühling kam er immer, wenn die Dämmerung gerade hereinbrach, wenn die Arbeiter auf den Feldern schon heimgegangen waren, wenn er die Laternen an den Weichen schon entzündet hatte und ihre bunten Lichter matt durch die Dämmerung leuchteten; im Sommer war es oft noch hell, im Herbst und im Winter aber lag schon Finsterniß über der Strecke. Er sah den Zug von fern herankommen, erblickte den sprühenden Schweif aus dem Schlund der Maschine, die Funken, die in die kalte Abendluft emporwirbelten und langsam verlöschten. Dann begann der Boden, zu zittern und zu dröhnen, und der breite Schein der Lichter fiel über die Schienen, die weit, weit erglänzten, wie eine weiße Straße. Und dann schauten sie ihm einen Augenblick gerade in das Gesicht, diese feurigen, rothunterlaufenen Augen, die vorn aus dem schwarzen Rumpf der Maschine heraustraten Das war der rasselnde Tod, der vorüberjagte, unter dessen dröhnenden Gliedern der Boden zu stöhnen begann, dessen heiß gelaufene Räder sein Kind gemordet hatten. Er fing an, diese Augen zu hassen, als wohne ein Lebendiges, eine wissende Seele in dieser breiten, eisernen Brust die sich dahinter aufthürmte, schwarz und unheimlich. Er fühlte, wie sein Blut zitterte, während die Wagen an ihm vorüberrollten, aus deren Fenstern das Licht in Streifen über den Weg fiel und an deren Scheiben sich ab und zu ein menschliches Antlitz neigte, um hinauszusehen. Dann war es vorbei, und während Bahnwärter Iacobsen langsam und ein Wenig gebeugt heimging in seine Wärterhütte, kam dieNacht mit ihrer tiefen Stille und Einsamkeit.
Allmählich aber wuchs ein Wunsch nach Rache in ihm auf. Die unruhige Erwartung, die ihn stets erfüllt hatte, ehe der Abendzug heranbrauste, wurde zu einer peinigenden Qual. Oft, wenn die Maschine an ihm vorbeigerollt kam, dröhnend, als wolle sie aus den Schienen springen, war ihm, als müsse er sich voll Haß auf diese grinsenden Augen stürzen, und von Angst erfüllt, klammerte er sich an die Barriere. „Mörder/ stammelte er, „Mörder...", während der geifernde Athem der Maschine ihm um das Haupt flog.
Dann, im Traum, kam es wieder: keuchend sah er das Ungethüm heranstürmen, hörte das Brodeln des Dampfes in der finsteren Lunge, rittlings saß er auf dem Rumpf der Maschine, ihr die eisernen Rippen aus dem schwarzen Leib zerrend. „Mein Kind," rief er tonlos, „Du

hast mein Kind getötet!" Und er erwachte und fand sich in Schweiß gebadet, allein in seinem engen Haus, an dessen dürren Wänden nur das Dunkel wie ein heimlicher Dieb entlangschlich.
So verging wieder ein Iahr, spurlos wie der Sand am Bahndamm, der zwischen dem Kies der Schienen in die Felder herabrieselte; und die Luft des Frühlings zog durch die Aecker, lind und warm.. . .
And eines Abends wartete er wieder in der Dämmerung auf den Zug. Am Nachmittag waren Güterwagen gekommen und auf das verlassene Seitengleis gebracht worden, das nach den großen Feldscheunen hinüberführte, die für die Rübenernte dienten und wo das Stroh aufgespeichert lag; seitdem lief die Weiche auf das tote Gleis hinaus. Bahnwärter Iacobsen zündete seine Lichter an, das rothe Licht an der Schranke und das grüne am Signal und die weiße Laterne an der Weiche; aber er ging nicht, um ihren schweren Hebel herumzudrehen. Dreimal hatte er sich auf den Weg gemacht; aber immer wieder kehrte er um. Nein, er ging nicht. Er zog die Barriere vor, lange, lange, ehe es Zeit war; aber die Bauern und Ackerknechte waren ja doch schon von den Feldern heimgekehrt und Wagen kamen selten vorüber. Dann stützte er die Ellbogen auf den Balken der Barriere und blickte den schmalen Pfad hinauf, der an den Schienen entlanglief, und sah, wie das Gras an seinen Rändern wieder neu zu keimen begann. Wie oft war er diesen Weg mit seinem Knaben gegangen, all die Jahre hindurch, seit sein Weib drüben hinter der Kirchhofsmauer ruhte! Einsam fühlte er sich, bitter einsam.
Und er wartete auf den Zug und die Dämmerung, die leise hereinbrach. Von fern kam der Ton einer Glocke, weit aus der Stadt drang es herüber: Das war das Abendläuten; und langsam, kaum merkbar, verblaßte der Himmel und ganz zuletzt erlosch auch die weiße Wolke, die so lange leuchtend durch den tiefen Abendhimmel gewandert war. Ein paar Sterne blinzelten, matt, als wenn sie verschlafen wären, die Eisendrähte am Damm summten ihr ewiges, schwermüthiges Lied und ein kalter Wind flüsterte in den Gräsern, so daß Bahnwärter Iacobsen sich fröstelnd in seine Iacke hüllte. Dann tönte die Signalglocke, kurz und hart wie Reue; und da sah er auch schon die feurige Garbe aus dem Herd der Maschine hinter den Hügeln auftauchen und vernahm das Dröhnen der eisernen Schwelle und sah den weißen Glanz über den Schienen und dann die feurigen Augen, die roth, wie blutunterlaufen, auf ihn blickten und die den Haß in seiner Seele entbrannt hatten. Dann jagte der Zug heran, brausend wie der Nachtwind; schneller als sonst, schien es ihm. Er aber preßte die Signalfahne an die Brust und setzte die Füße fest gegen einander. So sah ihn der Führer des Zuges, der im Vorbeifahren hinüberblickte, und so blieb er stehen, unbeweglich, ohne zu zucken, als die hellen Wagenlichter ihm über das Gesicht liefen, mit hartem verbittertem Antlitz, ein einsamer Krieger auf seinem Wachtposten, — bis der Zug in das tote Gleis jagte und das furchtbare Getöse herüberdrang. Armin Wegner.

Prinzipienreiter.
rsotivs sst multiplex, auf Deutsch: Kluge Geschäftsleute reiten
nicht auf Prinzipien herum. Als wir die Interpellation über
die ausländischen Anleihen hinter uns hatten, ließ die Re-
girung der Französischen Republik, deren steifnackiger Nationalstolz
gegen fremde Bettler so überlaut gerühmt worden war, erklären, sie
habe gegen die Aufnahme einer Türkenanleihe in Paris nichts mehr
einzuwenden. Türke und Franzmann sanken einander gerührt in die
Arme. Wir werden sehen, ob die Gegenleistung der Türken groß genug
ist oder ob das verletzte Prinzip nach Deutschland flüchten muß. Da
findet es stets ein Asyl. Denn da sind immer Leute zu finden, die sich
ungemein vornehm dünken, wenn sie, wie weiland der Reußenheinrich
smio ein Prinzip als Steckenpferd aufzäumen und im engen
Bezirk tummeln dürfen. Die besten Geschäftsleute sinds freilich nicht.
Aber sie halten sich meist für die besten Patrioten. Und werden sich
schwer zu dem Zugeständniß entschließen, daß die Franzosen, um nicht
herunterzupurzeln, von ihrem Prinzip abgestiegen sind; daß die Lob-
gesänge auf die stramme französische Geschäftspolitik also um mehrers
. Töne zu hoch gestimmt waren.
Das von den Franzosen verschmähte Türkengeschäft war im No-
vember 1910 mit derdeutsch-österreichischen Gruppe abgeschlossen worden.
Eine 4prozentige Anleihe von 7 Millionen Pfund, die bis zum fünf-
zehnten März 1912 abzunehmen ist. Bis dahin wurde ein Vorschuß
auf Schatzwechsel gegeben, die aus dem Erlös der Anleihe zurückzu-
zahlen sind. Dem Finanzkonsortium wurde ferner eine Option auf
noch 4 Millionen Pfund überlassen. Das vom Finanzminister Dscha-
vid Bei mit dem Orsgit Uobilisr vereinbarte Abkommen trat nicht in
Kraft, weil die Regirung für die cots Bedingungen stellte, die den
Stolz der Türkei verletzten. Den Wunsch, ein SpezialPfand zu stellen,
hatte die Türkei erfüllt; die Zumuthung einer französischen Oberauf-
sicht über ihre Finanzverwaltung wies sie zurück. Frankreich wagte
eine Machtprobe und rechnete dabei auf den chronischen Geldmangel
des Osmanenreiches. Als dem britischen Sekundanten, Sir Ernest
Cassel, der zur Vermitteln«« bereit war, von London aus abgewinkt
wurde, hieß es in Paris: ,,I,ongrss ns vsut z>s,s, Lsrlin ns ?sut pss". Das
Erste war richtig, das Zweite falsch. Berlin konnte. Ietzt fordern die
Pariser keine Kontrole mehr. „Nichts von Verträgen, nichts von
Uebergabe." Ein ganz gewöhnlicher Anleihehandel, mit der üblichen
Spezialbürgschaft. Fünf Millionen Pfund; zur Hälfte in diesem, zur
Hälfte im nächsten Iahr. Das Geld soll zu Wegebauten verwendet
werden. Die französische Regirung hat sich mit der Zulassung der An-
leihe einverstanden erklärt, obwohl die Osmanenbank auch bei dem
neuen Geschäft (nun zum dritten Mal) nicht mitwirkt. Die Gruppe der
Lsnqu« ?rsnyaiss pour 1s Lommsros st I'Iuäustris, zu der auch der Orsäit
Äobilisr gehört, bildet das Emission-Konsortium. Die Banque Otto-

mane hat ihre Vormachtstellung verloren und muß Paktiren, um zu retten, was noch zu retten ist. Ihr neuer Gouverneur, Botschafter Revoil, versucht, sie durch einen neuen Draht der Regirung zu verbinden. Die Bank sollte wenigstens wieder die Reichsfinanzirerin werden. Auch dieser Versuch glückte: zwischen dem Finanzminister Dschavid und der Banque Ottomane wurde Friede geschlossen. Die Bank hat auf das Monopol zur Ausgabe türkischer Schatzscheine verzichtet und sich mit einem Vorzugsrecht begnügt. Ihr Verwaltungrath wird durch den Eintritt dreier Fezträger erweitert und vertürkt. Dem Staatsschatz wurde von der Bank ein neuer Kontokorrentvorschuß bewilligt, dessen Verzinsung niedriger ist, als zunächst verlangt worden war. Dschavid Bei hat nicht versäumt, die Aussöhnung mit der Osmanenbank feierlich zu verkünden. Und Frankreich freute sich des längst herbeigewünschten Versöhnungfestes. Vielleicht giebts noch eine Aachfeier: ein Bündniß zwischen der von Sir Ernest Cassel gegründeten Nationalbank of Turkey und der Banque Ottomane. Die soll allerdings alle Annäherungversuche bisher kühl abgelehnt haben. Unter dem Halbmond ist aber kein Ding unmöglich; die Hoffnung auf den frankobritischen Bankenbund braucht also noch nicht zu sterben. Die Türkei hat allen Grund, mit England zufrieden zu sein. Sir Adam Block, der Vorsitzende der Dette Publique Ottomane, hat in seinem Iahresbericht die Politik des neuen Finanzministers gepriesen und erklärt, die Türkei habe das Recht, ihre finanzielle Organisation selbständiger zu gestalten. Solche Worte laben das Herz der Iungtürken. Geschäft ist Geschäft. Das Pathos hat da nichts zu suchen. Man läßt ein Feuerwerk heißer Betheuerungen verpuffen und sucht dann in der Asche nach verwerthbaren Ueberresten. Braucht man zu beweisen, daß es auch in den Vereinigten Staaten so gemacht wird? Nachdem ihnen vom preußischen Handelsminister angedeutet worden war, daß die Chicago-Milwaukee-Aktie mit Vorsicht zu behandeln sei, mußten die Pankees eigentlich in sich gehen und sich vor neuen Eisenbahnanleihen hüten. Fällt ihnen nicht ein. Iust in der Woche, da im Deutschen Reichstag Milwaukee „gefixt" wurden, brachten vier verschiedene Eisenbahngesellschaften neue Notes und Bonds ans Licht. Nicht in Deutschland natürlich; in New Pork und Paris. Die Franzosen scheinen die Gefährlichkeit der Pankeewerthe noch nicht richtig erkannt zu haben. Der Kulturhistoriker kann aus der Betrachtung des „Geistes" der Zulassungstellen Mancherlei lernen. In Deutschland weigert man einem Papier den Einlaß in die Börse, wenn durch seine Einführung ein „wichtiges allgemeines Interesse" gefährdet wäre; in Amerika macht man die Zulassung eines Papiers davon abhängig, daß die Stücke bei einer bestimmten Firma gedruckt worden sind. Der Deutsche ist Moralist; der Pankee ist Aesthet. Der Eine verlangt eine flecklose Seele, der Andere ein modisches Kleid. Iener denkt an das „allgemeine Interesse"; Dieser arbeitet mit einem weniger schemenhaften Begriff und sorgt für die Dividende einer bestimmten Gesellschaft. Wer

besser fährt, kann nicht zweifelhaft sein. Die Stadt New Vsrk hat neulich eine Anleihe von S0 Millionen Dollars ausgegeben; der Börsenvorstand aber lehnt dis Zulassung ab, wenn die einzelnen Stücke des neuen Rententitels nicht bei der American Banknote Company hergestellt wurden. Eine andere Firma, die New Pork Banknote Company, arbeitet billiger und eben so gut. Die Stadtverwaltung hat deshalb die Offerte dieser Gesellschaft angenommen und soll nun dafür durch Sperrung der Börse bestraft werden. Was soll nun aber aus den Papieren werden, die dem Veto der American Banknote Co. derfielen? Man müßte sie makuliren und am richtigen Ort neue Stücke bestellen. Daß dadurch eine neue „Ueberschwemmung" des deutschen Marktes entstehe, ist nicht zu befürchten. Und Herr Sydow wacht.

Der preußische Handelsminister hat im Abgeordnetenhause erklärt, daß er nicht die „Qualität" ausländischer Werthpapiere, sondern nur die „Quantität" prüfen und davon die Zulassung ueuer Emissionen abhängig machen werde. Das Verhältniß der Menge zur Aufnahmefähigkeit des Marktes soll also entscheiden. Wenn Herr Sydow findet, der Geldmarkt könne, bei den hohen Ansprüchen der Industrie, Chicago-Milwaukee nicht aufnehmen, muß er die Dinge anders sehen als Reichsbankpräsident Havenstein, der den Diskont von auf 4 Prozent herabgesetzt hat. Zwischen der Werthung der Geldverhältnisse im Ministerhaus am Leipziger Platz und im Bankpalast in der Iägerstraße klafft ein Widerspruch. Die Brücke, die über die Kluft führt, ist „das Prinzip". Der Handelsminister (noch mehr der Börsenkommissar Geheimrath Göppert) will das Effektenkapital vor den schädlichen Keimen fremdländischer Emissionen schützen. Also darf fürs Erste kein ausländisches Werthpapier in Berlin zugelassen werden. Denn eine I.sx Handelsgesellschaft giebts nicht; und die „Lage des Geldmarktes", die entscheidend sein soll, wird sich im Lauf des Iahres kaum bessern. Die Berliner Handelsgesellschaft, deren Leiter seine Zeit nicht an nutzlose Kämpfe zu verzetteln pflegt, kann diesen Beschluß leicht ertragen. Was aber aus unserem Effektengeschäft und unserer „finanziellen Kriegsrüstung" werden soll, wenn solche Prinzipien in Kraft bleiben: Das wissen die Götter des Handelsministeriums,

Einzelne Börsenleute haben sich in einen Streit darüber eingelassen, ob Herr Fürstenberg, nach allem Geschehenen, nun noch den formalen Antrag stellen werde, seine Milwaukee-Aktien zuzulassen. Andere haben gemeint, er sei da wieder in eine unbequeme Lage gekommen. Ich kanns nicht finden. Er hat versucht, den Handelsminister zu überzeugen, Seiner Excellenz zu zeigen, daß sie von falschen Voraussetzungen ausging. Daß dieser Versuch nicht gelang, ist nicht die Schuld des beredten Bankdirektors (der in diesem Fall, weil sichs um ein bombensicheres Papier handelt, nicht nur alle nicht vom Vorurtheil geblendeten Leute, sondern sogar die Zunstgenossen auf seiner Seite hat). Er kann die Antwort des Handelsministers, der sich, trotz der Vertretung der Erbansallsteuer, bei der Mehrheit beliebt zu machen

verstand, nun der deutschen Menschheit vorlegen und sich mit demGefühl begnügen, daß er kein verständiges Mittel unversucht gelassen hat. Ob die Amerikaner sich über die Sache ärgern, disqualifiziert finden und sich an irgendeiner Stelle, wo wir empfindlicher sind, rächen: diese Frage braucht Carolo Magno nicht den Schlaf zu rauben. Auch eine andere nicht, die tiefer ins Prinzipielle hinabreicht. Die Zulassung fremder Anleihen soll künftig von dem Zustand unseres Geldmarktes abhängen. Die Vorbereitung solches Anleihegeschäftes kostet aber geraume Zeit. Beim Beginn dieser Vorarbeit kann der Geldmarkt sehr gut, am Ende aber viel schlechter aussehen. Dann kommt das handelsministerielle Veto und der ganze Arbeitaufwand war nutzlos verthan. Wer wird sich unter solchen Umständen noch auf die Vorbereitung so mühevoller und unsicherer Geschäfte einlassen? Und welche Papiere werden wir in politisch unruhigen Zeiten, bei Kriegsgefahr oder Kriegsgeschrei, zu Geld machen, wenn wir keine guten und deshalb leicht verkäuflichen Werthpapiere fremder Staaten im Land haben?

Der Iahresabschluß der Berliner Handelsgesellschaft ist gut. Die Dividende beträgt wieder 9 Prozent. In der vorigen Bilanz war eine Million für die Talonsteuer reservirt worden; diesmal wurden anderthalb Millionen für etwa noch eintretende Verluste am Engagement bei der Niederdeutschen Bank zurückgestellt. Das ist viel; aber Vorsicht kann niemals schaden. Nach diesem Abzug vom Gewinn des Effekten- und Konsortialkontos bleibt der stattliche Ertrag von mehr als ÄVs Millionen. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Saldo dieses Kontos im Iahr 1909 um fast 2 Millionen zugenommen hatte. Ein Gesammtumsatz von fast 15 Milliarden ist für ein Institut, das ohne Depositenkassen arbeitet, eine kaum zu überbietende Leistung. Die fremden Gelder, mit denen die Berliner Handelsgesellschaft arbeitet, werden ihr nicht durch Pumpstationen zugeführt. Ein einziges Hebewerk hat die Arbeit zu leisten, die anderswo mit der Hilfe von Depositenkassen und Filialen besorgt wird. Der Aufbau dieses Institutes ist von dem aller anderen Banken so verschieden, daß man sich noch nicht vorstellen kann, wie die Schablone der Zwischenbilanzen diesem besonderen Wesen angepaßt werden soll. Da man sich auf ein neues, erweitertes Schema geeinigt hat, muß die Handelsgesellschaft schließlich mitmachen; und durch die Bestimmung, daß neue Aktien der Banken, die keine Zweimonatbilanzen bringen, nicht mehr an die Börse zugelassen werden, wird ja jeder Widerstand ausgeschlossen. Die Handelsgesellschaft giebt mehr Geld heraus, als ihr zugetragen wird: eine natürliche Folge ihres Systems. Soll sie sich nun der Gefahr aussetzen, in den Zwischenbilanzen schlechter auszusehen als die Nachbarn? Am Ende muß selbst Herr Fürstenberg sein Prinzip opfern und Depositenkassen eröffnen. Dann haben die Anderen einen Konkurrenten mehr. Er aber kann sagen, daß zwar ein Fürst von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, nicht aber ein kluger und moderner Geschäftsmann sich den Luxus gestatten darf, auf einem Prinzip herumzureiten.

L a d 0 n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb G. m. b. H, in Berlin.

Rom.

ährend Karl Alberts Sohn Victor Emanuel, der nochKönig von Sardinien hieß, nur in Venetien und Rom aber nicht als Oberhaupt der Halbinsel anerkannt war, mit dem Parlament schon über das Gesetz verhandelte, das ihn zum König von Italien krönen sollte, sannen in West und Ost die Diplomaten der Frage nach, wem das neue Staatsgebild nützen, wem schaden werde. Ganz sicher schien die Antwort nur dem England Palmerstons: eine Halbinsel ohneFlotte muß sich denBriten gefügig zeigen; wenn sie klug genug sind, jede freundliche Handlung Louis Napoleons mit höherem Angebot zu übertrumpfen. In Preußen dachte der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten anders als sein der Dienstzeit nach jüngster Gehilse. Bismarck hatte von Italiens innerer Kraft und äußererMachtkeine hohe Meinungheimgebracht. «Dieses Land ist unendlich viel mehr in der Civilisation zurück, als ich geglaubt habe; unddieRodomontaden derLiberalenPartei über die Vortrefflichkeit der hiesigen Staatsmaschine und die Höhe der materiellen Entwickelung sind in unverschämter Weise aus der Luft gegriffen. Das Militär sieht gut aus. Das heißt: soldatisch, nicht elegant. Dagegen sind die Douaniers überzahlreich und bettelhaft korrumpirt. Die Posteinrichtungen sind unglaublich lüderlich. Manist ganz derWilltur der Posthalterund Postillone preisgegeben. Die Posthalter haben nicht die vorgeschriebene Pferdezahl; die sie haben, sind abgetriebene Schindmähren, die

keine Peitsche mehr zum Laufen bringt. Wie lange eine Post fährt und wie theuer, kann man nur an Ort und Stelle im Bureau erfahren;keine andere Behörde.keinBuch giebt sonstAufschluß.Ich bin wahrhaft erstaunt, ein wie großer Abstand in puncto europäischer Civilisation zwischen den Zuständen (nicht nur bei uns, sondern) in jedem deutschen Staat und denen des ,kultivirtesten/ italienischen liegt. Dabei sprechen diese Leute in ihrer Presse von uns wie von nordischen Barbaren und Sklaven sultanischer Herrscher." Im geeinten Reich mochten die Zustände sich allmählich bessern; und in diesem Reich, das mit Oesterreich Händel hat, mit Frankreich in Streit gerathen muß, sollte Preußen, wenn der Preis nicht zuhoch ist, Sympathien zu werbentrachten.Deshalbschreibt Bismarck schon im Dezember 1860 (als Victor Emanuel mit Garibaldi in Neapel eingezogen war) aus Petersburg anseinenMinister: »Ich würde, wenn wirdadurchnichtetwain eineArtSpannung mit Rußland gerathen, was allerdings eine andere Frage ist, weder für die Abberufung unserer Gesandtschaft aus Turin noch gegen die Zulassung Sardiniens in Konstantinopel vokiren, sondern Sardinien, ohne Ostentation prinzipieller Betheiligung an seiner Eroberungpolitik, doch überall ein freundlicheres Gesicht machen, als wir bisher ihm zeigen. Die Theilnahme für die Durchführung an sich unzweifelhafter Thronrechte ausländischer Fürsten kann uns weder nützen noch stützen; wir stehen auf der eigenen Kraft und fallen mit ihr; daß wir auf legitimen Grundlägen stehen, ist sehr erfreulich, hat aber an sich allein keine Tragfähigkeit.Wenn es uns gelingt, ein erfolgreiches Interesse andemGeschick italienischerFürsten zu bethätigen, so werden wir dieSatisfaktion haben, die Zahl der im Strom der Geschichte untergegangenen Dynastien für jetzt vor einemneuen Zuwachs bewahrt zu haben; für die Konsolidirung der analogen preußischen Interessen ist damit aber nichts gewonnen; vielleicht sogar eine kleine Einbuße an Sympathie der eigenen Anterthanen für die Regirung zu Buch zu bringen. Geht es uns aber wie Cato, daß es die victa cauLs bleibt, die uns gefiel, so haben wir Schaden nach mehreren Seiten hin. Ich kann mich in der Prämisse irren, daß es fürPreußen heilsam sei, wenn sich im Süden, zwischen Frankreich und Oesterreich, ein kräftigeritalienischerStaatbildet; aber ich bin von ihrer Wahrheit durchdrungen und glaube, daß, eben so wie eine

solche Schöpfung die Sicherheit Preußens nach außen fördert, daneben die Gunst, die wir ihr zuwendeten, einen im Großen und GanzenwohlthuendenEindruckinnerhalbPreußens und Deutschlands machen, die NebereinstimmungzwischenRegirung undAnterthanen kräftigen würde. Sie sehen, wie weit meine italienische Dolitik von der der Kreuzzeitung entfernt ist, und ich hoffe, daß Sie diese meine Parteifelonie nicht verrathen und mir diefreimüthige DarlegungmeinerMeinungindiesemschriftlichen Privatgespräch nicht verargen." Schleinitz sieht die Dinge anders; er antwortet dem Gesandten und »verehrten Freund": »Ihre günstigen Er-Wartungen von dem künftigen einheitlichen Königreich Italien vermag ich nicht zu theilen. Ich will zugeben, daß es unter Amständen wohl einmal unser Alliirter wird sein können, glaube aber, daßwir es viel konstanter in den Reihen unserer Gegner.namentlich im Gefolge Frankreichs, als unter derZahl unserer Freunde erblicken werden. Dazu kommt, daß es uns wirklich als Verbündeter, beim bestenWillen, nach keiner Seite hin erhebliche Dienste leisten könnte, während es als Gegner im Verein mit Anderen sehr unbequem, ja, sogar gefährlich werden kann. Daß Preußen keinen Berus hat, außerhalb des eigenen Landes den Champion And den Don Ouixote'der Legitimität Zu machen, darüber bin ich mit Ihnen ganz einverstanden. Das hindert aber nicht, daß wir der Revolution da, wo sie unser Macht- und Interessengebiet überschreitet, doch mit allen Mitteln entgegentreten sollten. Ob und wie weit wir Das in Italien thun werden, ist weniger eine politische als eine militärische Frage; und das Anglück der Situation ist, daß bei dem Zustand Oesterreichs kein Mensch zu sagen vermag, ob überhaupt und in welchem Grade auf diese Macht bei einem allgemeinen Tohubohu noch zu rechnen sein wird."

Die Meinungen der beiden an Charakter und Talent so ungleichen Diplomaten näherten sich einander erst wieder, als ein Tölpelstreich das Spiel zu verwirren drohte. Freiherr Georg von Vincke hatte, als Führer der Liberalen in der Zweiten Kammer, beantragt, in der dem König von Preußen vorzulegendenAdresse zu sagen, die Einheit Italiens sei eine europäische Nothwendigkeit. Schnell schrieb Schleinitz an Bismarck: „Hoffentlich legtman dem Amendement Vincke in Rußland keine über die vierWände des Abgeordnetenhauses hinausgehende Tragweite bei. Der

König hat in seiner Antwort, welche re vera noch etwas schärfer lautete, als in den Zeitungen gedruckt zu lesen ist, darüber auch keinen Zweifel gelassen. Der Lazarusorden wäre für den westfälischen Freiherrn eine ganz angemessene Belohnung, die ihm von Herzen zu gönnen wäre." Bismarck Pflegte den Dilettirversuch Vinckes als einen Beweis für die von ihm oft behauptete täppische Angeschicklichkeit der deutschen Liberalen in allen Geschäften internationaler Politik anzuführen. And sogar Leute, bieder Fraktion Vincke viel näher standen, rangen ob solcher Thorheit die Hände. Theodor von Bernhardi, der nach dem Frieden von Villafranca in fein Tagebuch geschrieben hatte: „DieItaliener sind in den bevorstehenden Kämpfen nun unsere natürlichsten Verbündeten", nannte Vinckes Antrag unsinnig und that, was er, fern von Berlin, thun konnte, um dessen Erörterung zu hindern. „England möchte uns gern in vollkommener Passivität erhalten und hofft, dadurch, daß es in feinen Sympathien und Forderungen für Italien noch weiter geht als Louis Napoleon, schließlich zu ernten, was Frankreich gesät hat. Ansere nächste Sorge muß sein» daß sich imtzaus derAbgeordneten ja keine Sympathien fürItalien kundgeben (fonst, sagt Max Duncker, giebt uns England nichts dafür, daß wir uns feiner Politik in Italien nicht widersetzen). Napoleon wünscht sehnlichst solche Aeußerungen in unseremAbgeordnetenhaus; so entschiedene, daß dadurch jedes Einschreiten Preußens unmöglich gemacht würde. Nur wer in abstrakte Doktrin verrannt ist und von der Wirklichkeit gar nichts weiß, kann so thöricht sein, jetzt solche Aeußerungen der Sympathie zu wollen, durch die unsere europäische Stellung geschwächt würde." Vergebens. „Da hat Vincke-Hagen wirklich den Passus in die Adresse eingeflickt und es hat sich wirklich eine Mehrheit dafür gefunden, wenn auch nur eine geringe und selbst dienurmittzilfe der Polen. Welch ein Beweis von politischerAnmündigkeit! Die Liberale Partei richtet sich zu Grunde. Carlowitz, die beiden Bethmann-Hollweg und noch elf andere Abgeordnete haben eine Erklärung abgegeben, mit der sie ihr Votum zu Gunsten des vinckischen Amendements eigentlich wieder aufheben. Offenbar sind die Leute erschrocken über ihre eigeneThat, seitsieden Eindrucksahen, den das unerwartete Ereigniß machte. Nach der Annahme des Antrages soll der Französische Gesandte zu Schleinitz gesagt

haben, unter solchen Amständen werde es seiner Regirung dop-
pelt schwer sein, die Italiener von Venetien zurückzuhalten."
Wozu die Erinnerung? DerVincke hat wieder Samen. Ita-
lienfeiert den fünfzigsten Geburtstag se iner Einheit; und unsereLi-
beralstenmöchtenmitfeiern.Auf ihre besondere Weife. „Indiesem
Jahr, dessen laute Volksfeste im Grunde doch dem Antergang des
Kirchenstaates gelten, will ich keinen Souverain empfangen; soll
mein Gedächtnis Trauer tragen." So hat der Papst gesprochen.
Kein Gerechterkanns ihm verargen. Dieses Iahr gehört dem Iubel
des Siegers (der im März 1861 freilich noch auf das römische
Patrimonium Petri verzichten mußte) und jederMonarchenbesuch
müßte den Besiegtenschrill an dieschwer zu verschmerzende That-
sache mahnen, daß auch er einst in einem Erdenreich König war.
Vinckes Erben aber hatten sich in den Kopf gesetzt, daß derDeutsche
Kaiser zur Feier nach Rom fahren müsse. Warum? Schuldet er
dem König von Italien einen Besuch? Würde Victor Emanuel
sich zu einem deutschen Nationalfest über die Alpen bemühen?
Vein. Wilhelm sollte nachRom,um den Papst zu ärgern; um ihm
mit grober Deutlichkeit zu zeigen, daß man sich um seine Stimm-
ung, seine Pontifikalwünsche im Zollernreich nicht kümmere. Das
Heer derAusfragerwurdemobil gemacht, auf die Fährte italischer
^Abgeordneten und Beamten gehetzt; und brachte die erwartete
Antwort: „Natürlich rechnen wir auf den Besuch Ihres Kaisers.
Wenn er nicht käme, wäre die Enttäuschung schlimm und dem
Dreibund schädlich. Weil dann bewiesen wäre, daß der Vatikan
den Berlinern wichtiger ist als der Ouirinal; daß sie der Kirche
lieber als demverbündetenStaat einen Wunsch erfüllen." Nach
diesem herrlichen Erfolg freisinniger Geschäftigkeit konnte man
Mreien: „So weit haben wirs unter der Herrschaft von Iunkern
und Pfaffen gebracht. Weil diefer erzreaktionäre Bethmann nicht
den Muth hat, dem Centrum die Laune zu trüben, lockert er das
uns werthvollste Bündniß. Auf die Schanzen!" Wenns wirklich
fo wäre, wenn Erwägungen, die eine Nothwendigkeit innerer Po-
litik den Regnenden aufzwang, uns verpflichteten, einem fremden
Staat die Erfüllung eines Wunsches zu weigern, dann würde fichs
um ein Staatsgeheimniß handeln, »dessen Geheimhaltung einer
anderen Regirung gegenüber für das Wohl des DeutschenRei-
ches erforderlich ist" (§ 92 StGB) und das man deshalb dieser
anderenRegirung nichtmittheilen darf.Daß ein Deutscherem eine

Wendung der inneren Politik zu erwirken, im Ausland Helfer an-
wirbt, ist ein Anternehmen, das an intellektuellen (nicht strafbaren>
Landesverrath grenzt; auch wenn ihm derWille zur Reichsschä-
digung fern blieb. Wir müssen hoffen, daß uns die Wiederholung
so unbedachter Pfuschversuche erspart wird. Diesmal wars oben-
drein noch eine Riesendummheit. Das Bündniß, das in den Ta-
gen Robilants und Crispis einer Interessengemeinschaft zu ent-
sprechen schien, ist kernlos geworden. In allen Krisen der letzten
Iahre stand Italien bei unseren Gegnern. Weil seine Interessen
und Ziele denenBritaniens,Frankreichs,Rußlands näher als un-
seren sind. Weil es für sich und seine Konsorten auf dem Balkan,
Raum wünscht und die Minderung österreichischerMacht herbei-
sehnt. Die Adria soll ein Italermeer werden und von Albanien
aus den neuen Römern sich die große Straße des Orienthandels
öffnen. Wir können für sie (denen der Dreibundvertrag nur noch
eine Assekuranz gegen Oesterreich ist) nichts thun; sie auch nicht
mehr mit der Drohung schrecken, Oesterreich werde uns bei Abwehr
und Angriff an seiner Seite finden. Wir können nichts Wesent-
liches bieten; also auch nichts Beträchtliches erlangen. Das Bünd-
niß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen
Franzosenkrieg; und demsuggestiblen und gierig nach jedemLor-
berreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Nachbarre-
publik gefährde die italische Freiheit und die Souverainetöt des
Hauses Savoyen. Ietzt weiß jeder Italiener, daß ein gutes Ver-
hältniß zu Frankreich derWirthschaft des Landes unentbehrlich ist.
And nur deutsche Narren können noch von der Möglichkeit träu-
men, in Italien gegen Frankreich Bundesgenossenschaft zu finden.
Was Schleinitz, mit dem Scharfblick des ewig Aengstlichen, vor-
aussah, ist, seit die Politik des Deutschen Reiches passiv ward,
unbestreitbare Wahrheit geworden: Italien kann uns im Großen
nicht mehrnützen, als Freund unsererFeinde aberunbequem wer-
den. Dagegen giebt es kein Mittel; und keine Kosmetik bringt dem
welken Bündnitz die Lenzfrische holder Iugend zurück. Den Ita-
lienern ists eine Wartehalle, in dersie ungefährdet die dem Kriegs-
wagniß günstigste Stunde erlauern können und die sie freiwillig
erst verlassen werden, wenn aus Trient oder Triest, von den tiroler
Pässen oder vo'n Antivari her eine Hoffnung winkt. Ans verheißt es
kaumnoch den winzigsten Vortheil. Dürfen wirdrumüberNndank
klagen? Das wäre sentimentale Schwachheit. Nicht immer haben

Nationen die Pflicht, nicht immer auch nur das Recht, dankbar zu
sein. Ohne den preußischen Sieg in Böhmen hätte Victor Emanuel,
demH eer undFlotte beiCustozza undLissa geschlagen war, nichtVe-
netien, ohne den deutschen Sieg in Frankreich nichtRom erobert.
Doch der Vertrag vom achten April 1866, der den Italienern als
Siegespreis Venetien zusprach, war,nicht das Werk gefälliger
Freundschaft. Am in Deutschland thun zu können, was Sardinien
auf der Apenninhalbinsel gethan hatte, mußte Preußen (wie der
Belgier Nothomb früh erkannte) sich Oesterreichs Feind verbün-
den. Und daß amzwanzigsten TagnachderUebergabevonSedan
dasHeerhäuflein des Papstes erlahmte und die italienischen Trup-
pen durch die Bresche derPortaPia inRom einziehen ließ, war eine
Folge des durch den Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreiches
geschaffenen Zustandes, aber nicht unter die Ereignisse zu buchen,
die Italien heute noch zum Schuldner Deutschlands machen. Die
Rechnungen von 66 und 79 sind als saldirt zu betrachten. Ietzt
spürt jederWache, der sich demabstumpfendenAlltagsgeschäft zu
entstricken vermag, daß eine neue, über Europens Küsten hinaus-
langende Gruppirung der Großmächte im Werden ist. Und wir sol-
len, auf dem weiten Rund der Erde die Stärksten, ein gilbendes
Papier als unsere Fahne schwenken? Eine verblühteGuirlande,
nahen und fernen Augen zum Spott, im Märzsturm hängen lassen,
weil das dürre Blattwerk doch besser aussieht als die kahle Mauer?
Nein. Wir wollen mit Italien höflich, im Sinn der Diplomaten-
sprache sogarfreundschaftlich verkehren; aber nicht länger mit einem
Bündniß paradiren, dessen Unwerth jeder Sachverständige kennt.
Noch ist nicht einmal sicher, ob Herr Barrere für nöthig hält, seinen
schwer beweglichen Präsidenten über die Seealpen zu schleppen.
Noch haben wir nicht gehört, daß King George oderNikolaiAlex-
androwitsch zu den Festen nach Rom kommen. Wilhelm hatte
keinen Grund, hinzufahren. Im April 1893 ist er mit seiner Frau
zuUmbertos Silberner Hochzeit gereist. Als er 1903 die Gefährtin
mit der Silbermyrte schmückte, war Umbertos Sohn nicht in Ber-
lin. Gerade jetzt wäre die Reise ein Fehler gewesen. Nicht, weil
sie das Centrum verstimmen konnte,sondern,weilsiedenGlauben
genährt hätte, der Bündnißschein sei uns noch ungewöhnlichen
Aufwandes werth. Der Deutsche Kaiser ist kein König von Por-
tugal. Als 1895, bei der ersten Einheitfeier, Crispi auf dem Ia-
niculus harte Worte gegen die Kirche gesprochen hatte, verzichtete

Dom Carlos auf die Reise nach Rom, weil Leo der Dreizehnte
dem Quirin«! selbst diesen fleckigen Gast nicht gönnte. Deutsche
Kaiser stehen nicht mehrunterdem Befehl des Papstes; folgennur
dem Gebot nationaler Pflicht. Die widerrieth den Besuch. Der
Kronprinz wird das Reich und den Kaiser am Tiber vertreten.
Die Römer habennicht den geringsten Anlaß.unzufriedenzusein.
(Wir auch nicht? Warum mußte der Kronprinz die Reise
nach Peking, wo die Pest nicht mehr wüthet, und nach Tokio, das
von der Seuche frei blieb, aufgeben und von Indien, gar auf einem
englischen Schiff, nach Egypten fahren? Muß dadurch nicht in
Ostasien der Glaube entstehen, der feierlich angekündete und an
den Kaiserhöfen von China und Iapan mit großen Kosten vorbe-
reitete Besuch sei abgesagt worden, weil die Reichsrepräsentation
in Rom wichtiger schien? Im mißtrauischen Sinn des Orientalen
wirken Taktfehler noch länger nach als unter der gehärteten Haut
des westlichen Menschen. Warum wurde der Lärm nicht vermie-
den? «Der Kaiser ist zu dem italienischen Nationalfest nicht ein-
geladen worden; solche Einladung ist auch anderen Souverainen
nicht zugegangen. Bei den Reisedispositionen Seiner Majestät
ist dieser Besuch gar nichtinFrage gekommen. Die deutschenBun-
desfürsten haben sich, ehe noch die Kurie irgendwelchen Wünschen
Ausdruck gegeben hatte, über die Absicht verständigt, die Vertret-
ung der Stämme und Dynastien den ihrem Lebensalter nach dazu
geeigneten Thronfolgern anzuvertrauen, an derenSpitze derKron-
prinz desDeutschenReiches stehen wird.Diese von traditioneller
Freundschaftund nationaler Würde empfohlene Absicht ist unab-
änderlich; daß sie früher, als angenommen worden war, ausge-
führt wird,ist durch dieAbkürzungderKronprinzenreisebedingt."
Eine bündige Erklärung: dann war die dumme Hetze unmöglich.)
Ansere vergeßliche Zeit wähnt, Italiens Hilfe fei uns feit
dem Aprilvertrag von 1866 stets sicher gewesen und ein guter
Deutscher habe deshalb vor der Wahl zwischen Quirinal und Va-
tikan niemals gezaudert. Dennoch hats mindestens Einer gethan:
der selbe Bismarck, der im Briefwechsel mit Schleinitz fo beredt
die sardinische Sache vertreten hatte. Zwar wußte er nicht, daß
Louis Napoleon (noch in diesen Tagen hats Emile Ollivier be-
stätigt) in der Stunde der Kriegserklärung auf österreichischen und
italienischen Beistand rechnenkonnte; fühlte aber, daß derin Wien
und Florenz zu fassende Entschluß am Glück der deutschen Waffen

hing und nur ein rascher und weithin glänzender Erfolg uns vor
diesem Dreibund zu bewahren vermochte. In der Pfalz warnten
Hn 1870, auf dem Marsch nach Frankreich, italienische Republi-
kaner. Victor Emanuel, sagten sie, denke ernstlich daran, demFran-
zosenkaiserbeizustehen. Das, antwortete der Bundeskanzler, müsse
man abwarten. »Wenn Victor Emanuel die Initiative zu dem
Bruch ergriffe, so würde die republikanische Tendenz derjenigen
Italiener, welche eine solche Politik nicht billigten, mich nicht abhal-
ten,demKönig,meinemHerrn, zurAnterstützung derRnzufriedenen
in Italien durch Geld und Waffen, welche sie zu haben wünschten,
zu rathen." Nach Wörth, Spichern, Mars la Tour war diese Ge-
fahr fürs Erste beseitigt. Noch in Versailles aber fürchtete Bis-
marck »die Velleitäten des Königs von Italien und des Grafen
Beust". And hatte Tage, an denen er fast schon entschlossen war,
gegen Savoyen für das Papstthum zu optiren. In seinem Buch
erwähnt er nur flüchtig die Novemberverhandlungen mit Ledo-
chowski, »die sich vorwiegend auf die territorialen Interessen des
Papstes bezogen." Der Erzbischof von Posen und Gnesen sollte
den Papst zur »Einwirkung auf die französische Geistlichkeit im
Sinn des Friedensschlusses" bestimmen, damitderKriegfich nicht
länger hinziehe und die bisher neutralen Mächte sich nicht erst
einmischen könnten. Erfüllte Pius diesenWunsch, dann war »die
GegenseitigkeitderBeziehungen zwischen dem Papst und uns be-
thätigt." Was aber hatte Ledochowfli verlangt? Einen Protest
Preußens gegen die Besetzung Roms durch italienische Truppen
und für den Papst Pio Nono ein Asyl auf preußischem Boden.
Die erste Antwort des Kanzlers klang ein Bischen spöttisch. Ob
das Haupt der Kirche den Nimbus weltlicher Herrschaft brau-
che, könne nur der unfehlbare Papst entscheiden; immerhin aber
müsse die Kurie einsehen, daß der Protest für die Territorial-
niacht des Papstes nicht von einem protestantischenFürsten aus-
gehen dürfe. Den Gedanken, den Statthalter Petri vom Tiber an
den Rhein zu holen, fand Bismarck eine Weile erwägenswerth.
Er hoffte, den in Preußen lebenden Papst für deutsche Zwecke be-
nutzen zu können, und kannte die Geschichte zu genau, um nicht
schnell zu ermessen, daß ein evangelisches Protektorat das Papst-
thum ärger schwächen müsse als der Verlust des Kirchenstaates.
Im Boden Roms ruhen die stärksten Wurzeln seiner Kraft. Die
Weltherrschaft ist ihm nur gewiß, wenn die Andacht den Stuhl

Petri über dem Grab des Apostelfürsten sieht, unter der Kuppel, deren Gewölb die ehrwürdige Inschrift trägt:»I^u « ?etrus et super nsnc petrsm aeclikicabo ecclesiam meam.- Schon der Schein der Abhängigkeit waffnet das Mißtrauen. Als der Papst in Avignon saß und jedem Druck französischer Königsgewalt erreichbar schien, riefen die Soldaten des Schwarzen Prinzen: » Ist der Papst Franzose geworden, so ist Iesus Christus Engländer!" Pius der Neunte wußte, was die Ortsgemeinschaft mit dem galiläischen Fischer, was Rom, über dem Gregors Gebieterblick das Licht des Evangeliums strahlen sah, für die Papstmacht bedeute. Er wollte wohl nur die Demonstration, von der er eine den Schänder der Heiligen Stadt einschüchternde Wirkung erhoffen mochte. Doch die viertägige Verhandlung blieb fruchtlos. Die Kurie konnte oder wollte den Friedensschluß nicht beschleunigen; und da Bismarck („gemäß dem Sprichwort: EineHand wäscht die andere") nurzu geben pflegte, wenn er genommen hatte, mußte Ledochowski ohne Reiseertrag aus demHauptquartierscheiden. Der entamteteBismarck erinnert nicht an den Asylvorschlag: nur an die „napoleonischen Velleitäten des Königs" und an die »mehr theatralische als praktische Erregtheit" der unter Garibaldi kämpfenden Republikaner,deren militärischeLeistungen deutschePflichtauffassung verletzten. »Mit der nationalen Richtung Italiens würden wir durch ostensible Parteinahme für den Papst und seine territorialen Ansprüche gebrochen haben. Ob und wie weit wir dafür den Beistand des Papstes in unseren innerenAngelegenheitengewonnen haben würden, ist zweifelhaft." Wenn dieser Zweifel ihn nichtgehemmt hätte, wäre der erste Reichskanzler für Pius eingetreten. Sounsicherschien ihm die Haltung des dem Volksaufruhr entbundenen Königreiches: so groß die Weltmacht der Römerkirche.

Zu den Päpsten, die diese Macht gemehrt haben, wird die Geschichte Pius den Zehnten nicht zählen. Als frommer, dem politischen Geschäft fremder Mann ward Sarto gewählt: und beweist nun beinahe täglich, daß dieses Hirtenamt einen staatsmännischen Kopf fordert, den der kurzsichtige Eifer eines Seelsorgers nichtersetzen kann. Was der Papst und seine spanischen Berather den Gemeinden und den Staaten zumuthen, bleibt hinter demSyllabus, dem Dogma von derUnfehlbarkeit und der seitLoyolasTagen geheischten Gehorsamspflicht weit zurück; und die Erbitterung (die der Katholik dem Glaubensgegner, nicht dem Glaubensge-

nossen'verbirgt)wird nurdurch die unklug gewählten Formen des
Gewissenszwanges begreiflich Solcher Mißgriff kann aber den
nüchterner Betrachter nicht täuschen. Mag die Modernistenbot-
schaft der Papstkirche Tausende entfremden, Zehntausende: sie hat
schlimmeren Sturm überdauert. Die Einung Italiens nahm ihr die
irdische Macht, die Waffe und einen seitHildebrands Tagen ge-
häuftenLandbesitz im Werth vonfastneunhundertMillionen Lire.
Der Leichnam Pius des Neunten wurde vom Pöbel bespien. Und
der weise Leo mußte stöhnen, daß er, der Nachfolger der Apostel,
die Iesus zu Lehrern der Völker bestellt habe, in Rom selbst die
Glaubenssätze nur lehren dürfe, wenn eine durch den Sieg der
Revolution entstandene Behörde ihm solche Amtshandlung nicht
wehre.Dennoch:fürzweihundertMillionenMenschenistdasWort
des Papstes Gesetz; wie er auch heißen, was er ex catkeclra und
in Encykliken der Heerde vorschreiben möge. Die läßt sich durch
ein paarGebote und Verbote nichtvonderWeideschrecken; meint
wohl, wie Anzengrubers fromm spottender Steinklopfer, wer das
ganze Pflichtpfund hingenommen habe, dürfe überLothzuwagen
nicht gar so laut murren. Der Staat? Er kann den Katholiken
nicht den dürftigsten Ersatz des Lebensglückes bieten, das sie mit
ihrem Glauben verlören; kann durch Drohung und bärbeißige
Strammheit nicht das Allergeringste erreichen. Die vernünftig re-
signirendeRede, mit dertzerr vonBethmann am siebenten März-
tag dasHaus derAbgeordneten erfreute, wagt sich bis zu höflicher
Warnung vor; läßt aber die Schwäche der Staatsstellung erken-
nen. (Und hatte eigentlich, wie das ihr geschickt angepaßteVorwort
des Herrn von Heydebrand, ja nur den Zweck, die Legende von
Sankt Theobald und vom Geklüngel der Iunker und Pfaffen zu
morden.) Temporaliensperre und Lösung der Kirche vom Staat:
nur dieses Mittel hat Rom zu fürchten; kein anderes. So leicht
wie in Ländern konfessioneller Einheit wäre im Deutschen Reich
des Glaubensspaltes die Trennung nicht. Doch ein Staatsmann
von Schöpferbewußtsein wird dieser historischen Pflicht nicht aus-
biegen. Den Bundesrath (der dann freilich noch schwieriger sein
wird als bei Schiffahrtabgaben und Reichslandsverfassung) von
derNothwendigkeit des Chirurgeneingriffes überzeugen und den
Fürsten rathen, ihrem Hausinteresse die Mächte von morgen zu
verketten. Auch dieser Starke wird aber bedenken, daß im römischen
Prunkkerker eine Weltmacht thront, die dem Hegemonen Europas
mehr zu geben hat als ein nach Sättigung spähender Savoyer.
PS?

Epik und Verkehr.')

zählte die Iahrtausende, in denen der Mensch kein anderes
Fortbewegungmittel kannte als das ihm von der Natur ver-
liehene seiner Beine und Arme? Sin Mittel, das ihn sicher im Kampf«
mit den Thieren um das Dasein und die Erdherrschaft oft jämmerlich
im Stich ließ, bis er seine Konkurrenten allmählich aus dem Felde
schlug, sie in seine Dienste zwang; den Fluß nicht mehr, wie früher,
zu durchschwimmen brauchte, sondern sich von einem Floß hinüber-
tragen ließ; die Walze erfand, Lasten fortzubewegen; aus der Walze
das um eine feste Achse sich drehende Rad wurde, wie aus dem Floß
ein Canoe, das er mit Ruder und Segel beflügeln lernte; wie er die
Fortbewegung des Karrens zu beschleunigen wußte durch das davor
gespannte Pferd oder Rind: und ihm so der Ehrentitel eines Kom« ss.
pieus mit einigem Recht zukam. Und wieder wie viele Iahrtausende,
bis Sophokles in dem zweiten Chorliede der Antigone von ihm singen
durfte: „Vieles Gewaltige lebt und nichts ist gewaltiger als der
Mensch. " Dennoch, von wie berechtigtem Stolz das Herz des Dichters
geschwellt war, als er dieses Hohe Lied der Erfindsamkeit der Men-
schen sang, die er am Ziel der Kultur angelangt wähnen mochte: wel-
ches Entsetzen würde seine Athener ergriffen haben, wäre in das Ge-
wühl der Seeschlacht von Salamis einer unserer Kriegskolosse hinein-

*) Spielhagen ist in der letzten Februarwoche gestorben. Ein Zwei-
nnöachtzigjähriger, der längst still geworden war und dem man nun
allerlei Lobreden ins Grab nachruft. Fast immer ohne Differenzirung;
ohne den Versuch, Grenzen abzustecken und zu reguliren. Das wäre auch
schwer. Spielhagen hat ungemein viel geschrieben: Romane, Novellen,
Dramen, Essays. Gutes und Schlechtes, ziemlich wahllos; und der Auf-
richtige darf nicht leugnen, daß in diesem klugen Erfinder das Stilge-
fühl, der Sinn für die rechte Form niemals unbeirrbar sicher war.
Und die heute rüstig Lebenden (seien wir doch mal am Grab ehrlich)
kennen höllisch wenig von Spielhagen. Um über den alten, berühmten
Schriftsteller ein neues, haltbares Urtheil vorzubereiten, müßte Einer
Wochen lang sitzen und des Mannes Hauptwerke wieder lesen. Wer
hat dazu die Muße? Die Betrachtung kann nöthig werden. Einstweilen,
während es im Begräbnißtrab über Gemeinplätze geht, bleibt man auf
den guten Willen des Gedächtnisses angewiesen. Das sieht einen Er-
zähler von großem Talent, der in der Wahl seiner Kunstmittel nicht
immer sehr behutsam ist. Einen auf seine besondere Weise tüchtigen
Mann, der ins Leben hinein wirken möchte und, ob er sich auch allen
erreichbaren Tendenzen und Mächten der Zeit verbündet, diese Wir-
kung doch nicht zu erzwingen vermag. Der trotzdem gerecht bleiben,
nicht verbittert dreinblicken möchte und sich mit fast ängstendem Eifer
bemüht, nicht alt, gar veraltet, grillig und anders fühlender Iugend
feindlich zu scheinen. Einen gründlich gebildeten Schriftsteller von

gedampft, donnernd seine vernichtenden Geschosse entsendend! Hätte ein Feldtelegraph das des todesmuthigen Läufers von
Marathon um vier Stunden überholt oder der Besucher der Akropolis sein geliebtes Attika von Eisensträngen überspannt gesehen, auf denen das Dampfroß die unendlichen Lasten langer Wagenzüge sausend dahinträgt! Um das herrliche Lied wären wir jedensalls gekommen; oder wie anders hätte es lauten müssen!
Und läßt uns diese Andeutung ahnen, daß auch die dramatische und lyrische Poesie den wechselnden Zeichen des Verkehres ihren Tribut zu zahlen haben, von ihrem viel mächtigeren Einsluß auf die epische Dichtung wird uns eine kürzeste Betrachtung des Wesens dieser Kunst leicht überzeugen. Denn keine der beiden Schwesterkünste strebt so eifrig wie sie danach, ein möglichst getreues Abbild der Wirklichkeit auch in ihrer äußeren Erscheinung zu geben; keine ist so darauf aus, den Einslüssen nachzuspüren, die das Milieu, in dem der Mensch sich bewegt, auf seine körperliche und geistige Entwickelung, seine Entschlüsse und Handlungen hat; keine ist so fest mit allen Fasern ihres Wesens an den Kulturzustand der Zeit ihrer Entstehung gebunden; mit allen Wurzeln so tief darin verwachsen. Die zweite Strophe des selben vorhin citirten Chorliedes i „Und das Wort und den luftigen Flug des Gedankens erfand er", sie ist nicht nur eben so ästhetisch schön, sondern auch so wahr, so „aktuell" wie vor zwei Iahrtausenden; der amerikanische Hinterwäldler mag, ist er sonst ein Poet, vor seinem einkräftigem Temperament, der leider sein Land und dessen Bedürfniß nie ganz erkennen lernte, in dem aber manche gute Grundstoffe des deutschen Wesens sich einten. Freytag war feiner, pedantischer, sauberer; hat auch glaubhaftere Menschen geschaffen. Heyse war in seinen besten Stunden der Welt dichterischer Ahnung näher. Mit seiner ins Bürgertempo gewöhnten Phantasie, seiner Fähigkeit, Ereignisse zu knäueln und abzuwickeln, hat aber Spielhagen zwei Iahrzehnte lang sich auf dem ersten Platz der Unterhaltungliteratur behauptet. Ob man sich je wieder entschließen wird, „Problematische Naturen", „Hammer und Ambos", „Sturmfluth" zu lesen? Wahrscheinlich ists nicht. Auch Gutzkows Roman, von dem Spielhagen allerlei Elemente übernahm, ist ja verschollen; und war im Geistigen doch stärker. Die Erinnerung an den Spielhagenton wird aber bleiben. Wollt Ihr ihn einmal noch hören? Hier sind Bruchstücke aus einem Aufsatz, den er einst für die „Zukunst schrieb. Der ganze Mann ist darin; ich kenne keine Arbeit, die mehr vom Wesen und Stil des alten Spielhagen, von der Art, wie 'er gesehen sein wollte, giebt; deutlicher zeigt, welches Verhältniß er zu Leben und Dichtung erstrebte und wie er, gegen das Drängen seiner Literatennatur, um den Ruhm der Gerechtigkeit rang. Zu den großen Poeten wird ihn, wenn der Leichenjubel verbraust ist, kaum Einer zählen. Als eine Figur, die (wie die Volkssprache hübsch sagt) das Anschauen lohnt, wird er in der deutschen Bürgergeschichte fortleben.

samen Blockhause sitzend oder durch die feierliche Stille des Urwaldes schweifend, ein Liebeslied dichten, so innig, so zart, so tief, wie ein Anderer mitten im rasselnden Getriebe des Weltstadtverkehres. Wiederum: ob Sramstis pörsoose im griechischen Peplos, im Thierfell der Cherusker, im Eisenharnisch der Ritter der beiden Rosen, im Koller und in Kanonen der Pappenheimer, in der Hoftracht von Guastalla, im Frack und in der Arbeiterbluse unserer Tage über die Bretter schreiten: ihre Herzen (und darauf kommt es dem Dramatiker in erster und ich möchte sagen: letzter Linie an) schlagen in dem identischen Takt der sie bewegenden Leidenschaften. Und der gefällige/Coulissenmeister schafft ihnen mit gleicher Gemüthsruhe ihre obligate Umgebung, mag sie aus Felsen, Einöden, Ritterburgen, modernen Wohnräumen bestehen.

Wie anders stellt sich die Sache in der Epik, aus der übrigens das historische Genre, weil für unsere Zwecke unwesentlich und unergiebig, ausscheidet; obgleich ich so schweren Herzens an Scotts Ivanhoe, Ouentin Durward und anderen Lieblingen vorübergehen, mir sogar den diskretesten Blick in das „Nest der Zaunkönige" versagen muß. Denn mag es bei dieser Heraufbeschwörung einer vergangenen Zeit«us ihrem wohlverdienten Grabe mit noch so rechten Dingen zugehen und ihr Geist nicht übel getroffen sein: von ihrem Körper, dem Drum und Dran, wissen die divinatorischen Herren nicht mehr, als sie aus den gleichzeitigen Quell.cn schöpfen konnten, an die denn auch wir, weil es sicherer ist, uns lieber direkt wenden. Oder aber solche Quellen sind überhaupt nicht vorhanden, so ist, was sie uns nach dieser Seite bieten, besten Falles ein pis sllsr und Kuts äs misux. Und auch nach einer'so beträchtlichen Einschränkung unseres Stoffgebietes würde es sich als ein uferloses Meer erweisen, wollten wir es nach allen Richtungen auszumessen versuchen und nicht vielmehr uns darauf beschränken, es sozusagen aus der Vogelperspektive zu überblicken, von der herab wir es in gewisse Zonen eintheilen mögen, die wir wiederum nur an einzelnen, besonders merkwürdigen Produkten, die sie hervorgebracht, zu charakterisiren uns bemühen müssen.

Da will es nun das Glück, daß wir gleich am Anfang unseres langen Weges auf ein episches Gebilde treffen, das, wie es ewig mustergiltig für die ganze Gattung ist, sich auch als das schicklichste Objekt erweist, an ihm unsere Absicht zu demonstriren: die „Odyssee". Auch die „Ilias" böte gar Manches, was in den Kreis unserer Betrachtungen gehört, und würde noch mehr bieten, wenn sie die Vorgeschichte des Krieges nicht als dem Hörer bekannt voraussetzte und höchstens andeutungweise darauf zurückkäme. Aber als das Gedicht anhebt, liegt das Griechenheer bereits im zehnten Iahr vor den Mauern Trojas in einem befestigten Lager, das auch die auf das Land gezogenen Schiffe birgt. Die Vorkommnisse der Kämpfe selbst gehören in das Gebiet der Kriegs- und Waffengeschichte. Von dem Einfluß der Verkehrsmittel (obgleich das Ganze natürlich auch von ihm beherrscht wird) ist doch im Einzelnen wenig zu spüren. Die dramatische Konzentration, zu

welcher der Dichter durch die Natur feiner Aufgabe gezwungen war,
zog ihm auch für das Lokal die engsten Schranken: mit feinem Streit-
wagen konnte Achill es leicht durchmessen. Das echt epische Wunder-
gedicht der Odyssee konnte nur dadurch zu Stande kommen, daß diese
Schranken, wenigstens für die Phantasie, völlig aufgehoben sind.
Nnd gerade deshalb aufgehoben werden konnten, weil die wirkliche
Welt, die das Auge des Dichters überblickte, so sehr beschränkt war.
Beschränkt, wie sie den Menschen sein mußte, die sich mit plumpen
Ruderschiffen an den vielzackigen Ufern ihres heimischen Meeres in
öder Mühsal hinquälten, nur im äußersten Nothfall auf die offene See
Hinaussteuerten, die Segel nur zu gebrauchen wußten, wenn ein gün-
stiger Wind sie blähte; der Spielball jedes ungünstigen Windes waren,
der sie vor sich hertrieb, sie ahnten nicht, wohin; und die aus einem
Sturm, der den Schiffer von heute nicht schreckt, nur Götterhilfe retten
konnte. So mochte denn der Sänger gern seinen Helden die liebe Hei-
math zehn Iahre lang suchen lassen in einer Entfernung vom Aus-
gangspunkte der Fahrt, die unsere Dampfer in wenigen Tagen mit
unfehlbarer Sicherheit durchmessen. So ihn hierhin und dahin vom
rechten Wege abirren und all die unsterblichen Abenteuer erleben
lassen: auf Inseln, von holden, allzu gastfreundlichen Nixen bewohnt;
«der fürchterlichen Cyklopen, die ihm die Gefährten wegschlachten;
oder bei Schmaus und Spiel, Gesang und Tanz ihr Leben verdäm-
mernden Phäaken, die den Schlafenden dann endlich zu seinem felsigen
Ithaka und in die Arme seiner dauerhaften Gattin zurückführen. O
Du selige Zeit der epischen Poesie, die Du unter einem Zeichen des
Verkehres standest, das sich kaum mit unsicherem Licht über den Hori-
zont einer jugendfrischen Menschheit erhob und unter dem doch Deine
duftigsten Blüthenträume reiften!

Nun würde man mich ja völlig mißverstehen, wollte man mir
imputiren: ich sähe in diesem Zeichen eines kindlich-unbehilflichen,
primitiven Verkehres, mit seinem Tappen im Dunkeln durch eine
Welt, in der man Alles mit Händen muß greifen können, was nicht in
Nebel zerflattern soll, gewissermaßen die bekannte homerische Sonne:
den einzigen, herrlichen Erzeuger so göttlicher Poesie. Ich weiß sehr
Wohl, daß, eine solche Frucht zu zeitigen, noch ganz andere Faktoren
in Aktion treten müssen, daß zu der strahlenden Sonne ein sonnen-
Haftes Auge gehört, wie es dem gottbegnadeten Griechenvolke von da-
mals eignete. Aber um diese Faktoren aufzuzählen, würden wir weit
von unserem Wege abzuschweifen haben. Begnügen wir uns also, zu
sagen: die homerischen Epen sind das Produkt einer Phase der grie-
chischen Kultur, die, um sie hervorzubringen, unter keinem anderen
Zeichen des Verkehres stehen durfte.

Aber bevor wir unseren Blick von dem erquicklichsten aller epi-
schen Gebilde wenden, müssen wir noch auf ein Moment hinweisen,
das zu seinem wonnesamen Zauber nicht wenig beiträgt und, indem
es die Enge des physischen Horizontes der Menschen von damals in

das Ungemessene erweitert, doch eben aus dieser Enge geboren ist. Ich meine die Einwirkung und das Eingreifen der Götterwelt auf und in die Menschenwelt; eine Einwirkung und ein Eingreifen, die sich von den Gesetzen der Natur emanzipiren, sich ihre eigenen Verkehrsmittel schaffen und die Wunder der modernen Wissenschaft ahnungvoll vorwegnehmen. Das teleskopische Auge des Vaters Zeus umspannt mit einem Blick das Blachfeld zu seinen Füßen, auf dem Griechen und Trojaner einander abschlachten, und die Gefilde friedlicher Hippomolgen; mit telegraphischer Schnelle tragen die goldenen Sandalen Hermes vom Olymp über Land und Meer zur Insel der Calypso; ein lenkbarer Himmelswagen steht für Here bereit, wenn sie den hohen Gemahl auf dem Ida mit ihrem Besuch beglücken will; mit telephonischer Genauigkeit flüstern Götterstimmen schlummernden Königstöchtern und sich rathlos auf nächtlichem Pfühl wälzenden Helden das Programm für die Arbeit des nächsten Tages zu.

Wir werden weiterhin sehen, wie dieser Apparat, der nnter den zarten Händen eines Homer so anmuthig spielt, nnter den plumperen späterer Dichter zu einer Maschinerie wird, die 5 tort st 5 trsvsrs zur Anwendung kommt und dabei nicht selten höchst aufdringlich klappert. Wir sehen es sogar alsbald in Vergils „Aeneis", einem epischen Probukt, das wir nach unserem vorhin angedeuteten Programm eigentlich stillschweigend zu übergehen hätten. Gehört es doch zu jenen alexandrinischen Werken, die im Schein einer fleißigen, von dem' Oel antiquarischer Gelehrsamkeit gespeisten Lampe in usum SsIpKini mühsam gezüchtet sind. Nun kann ja freilich von einer Gleichzeitigkeit oder doch engen Zeitfolge des Trojanischen Krieges (dem wir jetzt wohl das Recht eines, wenn auch sagenhaft verbrämten, immerhin historischen Faktums zugestehen müssen) keineswegs die Rede sein; aber die Zeitferne ist minder groß und wird bis auf einen minimalen Rest paralysirt durch die Naivetät der Sänger, die ihre Zeit frischweg für die Vergangenheit nahmen und im Ganzen sicher nehmen durften. Zwischen dem augusteischen.Dichter,.ad.er und seinem Stoff lag, ein rundes Iahrtausend, in der die Weltlage sich sehr wesentlich veräMerk hatte? Wenn die Schifflein der griechischen Heldenpiraten sich ängstlich an seinen Küsten hinwanden, durchfurchen jetzt stolze Flotten das weite Becken des Mittelmeeres. Seine Uferländer, seine Inseln (von denen schon die nahe Trinakria den homerischen Sängern ein Fabelland war) gehören ausnahmelos zu der von den siegreichen Legionen auf ihren unendlichen Militärstraßen rastlos durchzogenen Machtsphäre des römischen Weltreiches, von dessen fernster orientalischer Grenze bis zur Ultima IKms Depeschen mit uns schier unbegreiflicher Geschwindigkeit befördert werden.

Da mußte sich denn der Dichter für seine Gebilde künstlich eine Perspektive schaffen und die Dinge mühsam so zu sehen versuchen, wie sie der griechische Dichter mühelos gesehen hatte. Natürlich baut sich auch hier die Fabel auf den Bedingungen primitiver Verkehrsmittel auf: Aeneas wird umgetrieben wie weiland Odysseus; seine Schiffe

sind ein Spiel der Wellen und der Winde; aber, wie die Sage es
mit sich brachte, daß das Lokal bedeutend weiter nach Westen geschoben
wird, als der Horizont der homerischen Dichter jemals reichte, so ist
auch das holde OIsir-Obseur der odysseischen Irrfahrten verschwunden:
deutlicher heben sich die afrikanische, die italische Küste aus dem blauen
Meer; die Ortsbestimmungen werden präziser; ohne daß er es will,
verräth der Dichter seine bessere geographische Kenntniß, seinen größe-
ren Ueberblick. Unter der Hand sind ihm die Schiffe gelenkiger, lei-
stungfähiger geworden (wie die im Fünften Buch so ausführlich ge-
schilderte Ruderregatta beweist); das Roß, das in der Ilias nur vor
den Kampfwagen figurirt und in der Odyssee nur einmal, auf der
Rundfahrt Telemachs zu den griechischen Fürsten, das Kummet um
den Nacken schüttelt, es hat jetzt in Scherz und Ernst seine Reiter ge-
funden, die einander eine regelrechte Schlacht liefern.
Das trabende Roß, dem in den klassischen Epen nur eine verhält-
nißmäßig untergeordnete Rolle zukommt, tritt auf der Bildfläche un-
serer vornehmsten Nationalepen, der „Nibelungen" und „Gudrun",
bedeutsam hervor; wir können ohne Uebertreibung sagen, daß wir bei
ihnen im Zeichen des durch das Roß vermittelten Verkehres stehen,
neben dem dann freilich das Schiff seine angestammten epischen Rechte
fest behauptet. Die Frage, ob von der Zeit, als Nibelungen und Gu-
drun nur erst im Volksmund umliefen, bis sie die Form fanden, in
der sie auf uns gekommen sind, Verkehr und Verkehrsmittel in deut-
schen und nordischen Landen sich verändert und wie weit sie sich ver-
ändert hatten, dürfen wir um so ruhiger bei Seite schieben, als die
Treue, mit der die Ordner der uralten Lieder sich an die Quellen ge-
halten haben, unabweisbar ist und wir überdies sehen werden, daß auf
sehr lange hinaus die folgenden Zeiten über andere und reichere
Mittel nicht wesentlich zu verfügen hatten.
Mögen auch die nordischen Schiffer, wie ich gern glaube, bessere
Seeleute gewesen sein als Odysseus und seine Genossen: ohne Kom-
paß, ohne Magnetnadel und Karten mußten auch sie das Meer be-
fahren, noch dazu ein so gefährliches wie ihr heimisches. Weiter stelle
man sich die Hindernisse vor, die sich dem Landreisenden in der Unweg-
samkeit der Straßen entgegenthürmten, so weit überhaupt zu jener
Zeit von solchen geredet werden kann; dem Flußschiffer in den Strom-
schnellen und Untiefen der Wasserläufe: war doch damals selbst der
Rhein zwischen Mainz und Worms aufwärts nicht schiffbar. Kann es
Wunder nehmen, daß diesen Menschen nur die unmittelbare Nähe ver-
traut ist und schon eine geringe Ferne vor ihren Augen nebelhaft ver-
dämmert, die größere sich mit einem undurchdringlichen Schleier ver-
hüllt? Wie sie, fast schon nachbarlich, dahinleben, ohne einander zu
kennen oder doch nur von Hörensagen? Welches Aufgebot von Rossen
und Menschen da nöthig ist, wenn die Fürsten einander trotzdem be-
suchen wollen? Welche Vorrichtungen bei dem Gastgeber, um die
Gäste standesgemäß zu bewirthen? Wunder nehmen, daß die so müh-
sam zu Stande gebrachten Besuche durch ihre Dauer die Geduld und

vcrinuthlick auch die Kasse des gastfrcicstcn unserer Fürsten hundert-
fach erschöpfen würden? Wiederum, welche reichen Motive der Dich-
ter aus diesen Zuständen mühelos schöpft? Welchen Anreiz sie ihm
bieten zu langathmigen Schilderungen der entfalteten Pracht der Ge-
lage und Türniere? Welche Leichtigkeit, Verwickelungen zu schaffen,
folgewichtige Begebenheiten herbeizuführen? Als Siegfried zum ersten
Male mit seinem Gefolge nach Worms kommt, erkennt die Fremdlinge
„Niemand in der Burgunder Land"; auch der vielerfahrene Hagen
nicht, der nur aus der Herrlichkeit des Helden schließt, es müsse Sieg-
fried sein. Dafür behält Siegfried Zeit die Hülle und Fülle, um
Kriemhild zu werben, „sah er sie gleich noch nie"; sich für seinen
Schwager in slw mit den Sachsen und Dänen zu schlagen; die viel heik-
lere Aufgabe zu lösen, Brunhild von Island für ihn zu erkämpfen.
Zu dieser Fahrt muß erst auf dem Rhein fleißiglich ein starkes Schiff-
lein gezimmert werden, „das sie" und nebenbei ihre Rosse „tragen
sollte hernieder an die See".'
Unser Epos kennt als Beförderungmittel auch gelegentlich den
Leiterwagen, deren zwölf kaum hinreichen, den Nibelungenhort von
bannen zu fahren (eine Behauptung, die man geneigt ist, übertrieben
zu finden, wenn man ihn in Wagners Rheingold vor sich aufgebaut
sieht); und die Flußschiffe werden manchmal zusammengebunden: auf
der Fahrt Kriemhilds und ihres Gefolges zu den Heunen so viele auf
einmal, daß „bedeckt war das Wasser von Roß und auch von Mann,
als ob es Erde wäre". Und der dienstwillige Götterapparat der home-
rischen Epen und der Aeneis? In den Nibelungen ist von ihm nichts
zu entdecken. Freilich geschehen noch Wunder, aber nur der Tapfer-
keit und Heldenkraft. Wotan und die anderen Asen haben sich nach
Walhall zurückgezogen; das Christenkreuz hat die Berg- und Fluß-
geister noch nicht völlig zu bannen vermocht, so daß sie noch hier und
da ihr unheimliches Wesen treiben, wie in der Episode, wo die Donau-
niren Hagen und allen Burgundsn den Untergang prophezeien.
Einen Blick auf den herrlichen Roman (fast möchte ich sagen:
den herrlichsten aller Romane), in dem uns Miguel de Cervantes die
Thaten des sinnreichen Iunkers „Don Quixote von der Mancha" er-
zählt. Hier entfernen wir uns, wenn wir von den eingeflochtenen No-
vellen absehen, die, mit Ausnahme etwa der des Slaven, den physi-
schen Horizont nicht erweitern, kaum ein paar Meilen von dem Hei-
mathdorfe des Helden; er und sein getreuer Sancho sind die Haupt-
acteurs, alle übrigen Personen, so viele ihrer auch auftreten, sind
Staffage und utilirss; der edle Rozinante und des Knappen getreuer
Grauer sind (nehmen wir noch den Ochsenkarren hinzu, auf dem der
Edle zu Haushälterin und Nichte zurücktransportirt wird) die ein-
zigen nennenswerthen Vehikel, deren sich der Dichter bedient. Und
doch: welche unerschöpfliche Fülle des Geistes, der Ironie, des Spottes,
der Satire, des durch Thränen lächelnden Humors! Als sollte durch-
aus ein Wort Schopenhauers bewahrheitet werden, das dem Roman

die Palme zuerkennt, der bei der größten Knappheit des äußeren Apparates die reichste Fülle seelischen Lebens zu entfalten versteht. Scheint ja doch bereits für das Diktum des frankfurter Weisen der Zweite Theil des Don Quixote Zeugniß ablegen zu wollen, der in dem Maße, wie sich der Schauplatz erweitert, das Angebot der Mittel verstärkt wird (gewährt uns der Dichter doch sogar einmal einen Ausblick auf das Meer mit seinen Galeeren), hinter dem ästhetischen Wunderzauber des Ersten, nach meinem Gefühl wenigstens, nicht unbeträchtlich zurückbleibt, wie denn auch sonst über „Fortsetzungen" das helle Gestirn, das dem Anfang leuchtete, schmerzlich zu verbleichen pflegt.

Ueber den Fortsetzungen, denen sich in diesem trüben Geschick die Nachahmungen zugesellen, als deren eine (wenn nicht gerade des Don Quixote, der freilich unnachahmlich ist, so doch früherer sogenannter Schelmenromane der Spanier) der „Gil Blas" des Le Sage von Vielen mit einem Rechte angesehen wird, das ich weder erhärten noch bestreiten kann. Auch der ästhetische Werth dieses berühmten, in alle Sprachen übersetzten, trotz gelegentlicher Weitschweifigkeit und der frappanten Aehnlichkeit so mancher der erzählten Abenteuer und der lästigen Wiederholungen der Motive für einen muthigen Leser noch heute genießbaren Romans hat uns hier nicht zu kümmern. Wir haben ihn nur daraufhin anzusehen, welchen Vortheil er etwa aus den Verkehrsmitteln zieht, von denen wir s priori annehmen dürfen, daß wir sie jetzt, zu Anfang des achtzehnten Iahrhunderts, auf einer höheren Stufe finden werden als vorher. Und in der That: die Fülle der vorgeführten Abenteuer, der häufige Wechsel des Lokals wären nicht möglich, wenn wir uns Spanien, auf das der Schauplatz fast ausschließlich beschränkt bleibt, nicht vorstellen müßten als durchzogen von mehr oder weniger guten Landstraßen, auf denen Fußgänger, Reiter auf Pferden oder Eseln, meist mit Maulthieren bespannte Reise- nnd sonstige Wagen einen äußerst lebhaften Verkehr unterhalten. Die Sicherheit der Straßen läßt freilich viel zu wünschen übrig, wie der Ueberfall, den die Räuber, unter hie Gil Blas gerathen ist, auf die Karosse der vornehmen Dame ausführen, und noch eine lange Reihe ähnlicher Vorkommnisse beweisen.

Die Karosse! Der Reisewagen! Zum ersten Mal taucht er hier auf, verschwindet in der Romanliteratur des ganzen achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Iahrhunderts nicht wieder und macht einige der schönsten ihrer Erzeugnisse erst möglich.

Wir sind in die Zeit eingetreten, in der man nicht nur in Geschäften, das vieldeutige Wort in seinem weitesten Sinne genommen, auf die Reise ging, sondern, was früher doch nur sporadisch geschah, zu seinem Vergnügen^hätte es auch nur in der Befriedigung der Neugier bestanden. Und dann: die große Tour durch Frankreich, Italien, etwa auch Deutschland und weniger bevorzugte Länder hinter sich gebracht zu haben, gehörte damals zum guten Ton, drückte das Siegel auf die feine Bildung des jungen Kavaliers, neben dem der obligate begleitende Hofmeister oft genug einen schweren Stand haben mochte.

Daß zum Reisen das zum Kriege dreimal Nöthige ebenfalls gehört, gilt bekanntlich leider noch heute, galt aber mit ganz erheblich größerer Wucht zu jener Zeit, wo es mit glatten Chausseen und regelmäßig laufenden bequemen Posten noch gar zu sehr im Argen lag. So waren es denn in erster Linie die Engländer, als die mit dem straffsten Beutel Ausgerüsteten, die den Reisesport in Entreprise nahmen; und auch verhältnißmäßig arme Leute, wie Lawrence Sterne, wollten nicht zu Hause bleiben. Er schifft sich nach Calais ein und sein erstes Geschäft, nachdem er den Fuß auf den Kontinent gesetzt hat, ist, sich einen Reisewagen zu kaufen; denn, erzählt er, „da man nicht durch Frankreich und Italien ohne eine Chaise reisen kann, ging ich in den (Hasthaushof, um Etwas der Art, das meinem Zweck entsprach, zu erstehen oder zu miethen. Ein alter Sssobligssnt in der fernsten Ecke des Hofes frappirte mich auf den ersten Blick." Er steigt ein^ zieht den Taffetvorhang zu und schreibt zu seiner „Sentimentalen Reise durch Frankreich und Italien" die berühmte Vorrede über die verschiedenen Spezies des genu» Reisender, als deren letzte er den sentimentalen, sich selbst, findet. Ihn, der „den Mann bedauert, der von Bersaba bis Dan wallfahren und jammern kann, daß Alles eitel sei, und nicht ahnt, daß eine ungeheure Summe von Abenteuern für Den vorhanden, dessen Herz, während er seines Weges zieht, sich für Alles interessirt." Der Leser weiß, wie unser sentimentaler Reisender sein immerhin bedenkliches Programm durchführt. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, eine wie viel größere Chance, solche manchmal nicht gefahrlosen Abenteuer zu erleben, der Reisende in einem Sssobli^esnt auf den bösen Wegen von damals hat. Ohne Beides gäbe es nicht die Begegnung mit der reizenden Französin in Calais; keine Wahrscheinlichkeit, aus dem Wagen herauszumüssen, um, bis zu den Knien im Schmutz, dem Postillon zu helfen, das herabgefallene Portemanteau hinten wieder auf das Trittbrett zu schnallen; keinen toten Esel am Wege bei Nampont, über den man flennen, keine hübschen Wirthstöchter in Montriul, mit denen man schäkern, keine Maria zu Moulines, der man die Thränen von den Wangen wischen, endlich keine schöne Piemontesin, der man das eine der beiden Betten in dem einzigen Gastzimmerchen des elenden Wirthshauses oben auf den savoyer Bergen anbieten kann, während man selbst in das andere schlüpft und die Kammerjungfer der Dame in den Alkoven verwiesen wird, um zur Unzeit (oder war es zur rechten?) zwischen die beiden nahen Betten zu treten und der witzig-frivolen, geistvoll-sentimentalen, in ihrer Art einzigen Geschichte ein schon von Tausenden beklagtes unverhofftes Ende zu machen.

Wie denn auch Smollets „Humphry Clinker" einzig in seiner Art genannt werden muß. Auch dieser Roman ist eine Reisegeschichte; nur ist hier nicht ein Einzelner unterwegs, sondern eine ganze, aus Onkel, Tante, Neffe, Nichte und der obligaten Dienerschaft bestehende Gesellschaft. Natürlich wird die Reise, die sich vom Süden Englands bis hinauf nach Edinburg und zurück erstreckt, in einem Wagen zurückgelegt, nicht in dem nur eine Person haltenden clssobli^ssnt des senti-

mentalen Reisenden, sondern in einer richtigen, mit vier Pferden bespannten Familienkutsche, deren Miethe eine Guinee für den Tag beträgt. Der Neffe und der Diener reiten; die Männer sind sämmtlich mit Pistolen bewaffnet. In dieser Verfassung bewegt sich die Gesellschaft von Ort zu Ort, ihr Quartier auf längere oder kürzere und kürzeste Zeit in einer Stadt, einem fashionablen Badeorte, einem wüsten Dorfe, einem Landedelsitz oder wo immer aufschlagend. Nun aber sind die Abenteuer, die unseren Reisenden begegnen, nur auf Grund dieser Fortbewegungmethode denkbar und möglich; und, so zahlreich sie sind: der Autor ist, obgleich ein arger Satiriker und grimmer Spötter, dennoch ein Realist vom reinsten Wasser, ja, ein Naturalist von keineswegs laxer Observanz, so daß wir stets die Ueberzeugung haben: Alles geht mit völlig rechten Dingen zu, ja, vielmehr: muß unter den gegebenen Verhältnissen so zugehen. Dabei zeigt er in seinen Schilderungen eine Anschaulichkeit, eine Kraft der Plastik, zeichnet dann wieder mit einem so treuherzig-naiven, akkuraten Stift, daß wir fortwährend die Bilder, mit denen Chodowiecki seine Reisen oder die Romane seiner Zeit Illustrirt, vor uns zu sehen glauben. Ich greife auf gut Glück eine Schilderung des Straßenverkehres von London heraus, die nebenbei beweisen mag, was sich die Themsestadt schon damals in dieser Beziehung leisten konnte: „Alles ist Tumult und Hast: man sollte meinen, diese Menschen würden von einem Gehirnfieber getrieben, das ihnen keine Ruhe läßt. Die Fußgänger stürzen dahin, als ob der Gerichtsvollzieher hinter ihnen wäre. Die Lasten- und Sänftenträger laufen Trab mit ihrer Bürde; Leute, die ihre eigenen Equipagen halten, jagen durch die Straßen; selbst einfache Bürger, Aerzte, Apotheker blitzen nur so in ihren Gefährten vorüber. Die Droschkenkutscher machen ihre Pferde dampfen und das Pflaster schüttert unter ihnen. Durch Piccadilly habe ich faktisch einen Wagen im schlanken Galopp fahren sehen. Mit einem Wort: die ganze Nation scheint in Begriff, ihren Verstand zu verlieren."

Ich erwähnte vorhin, daß die Männer der Gesellschaft mitPistolen bewaffnet sind. Das hat seinen guten Grund, denn der Hochstraßenritter, der Kigkns^insn, ist hier kein posthumes Phantasiegebilde, wie in einem Roman von Bulwer, sondern eine Realität, mit welcher der Reisende von damals in England sehr ernsthaft rechnen mußte, wie denn auch unser Autor nicht unterläßt, uns ein und das andere Pröbchen von dem Eingreifen der rührigen Gilde in das Verkehrsleben seiner Zeit zu geben. Sie erscheint, wie wir uns erinnern, nicht zum ersten Male auf der epischen Bildfläche: kann sie doch sogar ihr poetisches Bürgerrecht bis auf den Polyphem der Odyssee, als ihren ehrwürdigen Ahnherrn, zurückführen. Es wäre eine interessante Aufgabe, ihren Stammbaum in seinen Verzweigungen und Verästelungen im Verlauf der Zeit zu verfolgen; hier können wir nur konstatiren, daßer indenRomanen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in der üppigsten Blüthe steht und dann erst, wie aus der Wirklichkeit, so aus der Dichtung allgemach verschwindet, mit so manchem anderen

kostbaren Requisit der Romantik, das dem geordneten Verkehrsleben
weichen mußte.

Der deutsche Roman hat seinen Binnenlandscharakter (um mich
so auszudrücken) selten verleugnet. Uns fehlte eben, was der alternde
Goethe beim Lesen des Vicsr ok ^Vskskielä als einen Vorzug des Buches
hervorhebt: „Die Familie, mit deren Schilderung der Autor sich be-»
schäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens
und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis,
der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürger-
lichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen be-
wegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser leichte Kahn und
in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hilfe von der ungeheuren
Flotte zu erwarten, die um ihn hersegelt." Mußte er so klagen, dessen
Leben denn doch nach unseren Begriffen ein so „reich bewegtes" war:
welche Ieremiaden hätten erst die Geliert, Wieland, Engel, Miller,
Müller, Krüdener, Iakobi, Nicolai und sie Alle anstimmen können,
die das Schicksal zum Theil in noch viel engere Rahmen gewiesen
hatte, so eng manchmal wie der des Schulmeisterleins Wuz bei Iean
Paul; und die nicht, gleich ihm, prometheische Titanen waren, sich
Menschen zu schaffen nach ihrem eigenen hohen Bilde. Wie winzig
der Erdenkreis, auf dem sich „Werthers Leiden", „Wahlverwandt-
schaften", selbst „Wilhelm Meister" abspielen; und welch ein unermeß-
licher geistiger Himmel überwölbt diese Romane, welche wundersamsten
Blicke in die Tiefe des menschlichen Gemüthes gewähren sie! Groß-
thaten epischer Kunst, denen wir Späteren, wenn wir klug sind, wohl
nacheifern, ohne hoffen zu dürfen, in ihren eigensten Schönheiten an
sie heranzureichen, trotzdem (vielleicht: weil) auch wir jetzt von einer
„bewegten Woge des Lebens" sprechen können, die uns umspült; und
die Gegenwart mit dem Reichthum und der virtuosen Ausnutzung
ihrer Verkehrsmittel, von denen selbst ein Alexander von Humboldt
sich nichts träumen ließ, uns Perspektiven in die weite Welt geöffnet
und erschlossen haben, die uns zuzurufen scheinen:

„Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie!"

Denn jetzt nichts mehr vom Schall des Posthornes und dem Kuall
der Peitsche: „Ein Bahnhof! Ein Hafen! Ein Eisenbahnzug, der pfeift
und seine erste Rauchwolke speit! Ein großes Fahrzeug, das sich lang-
sam auf die Rhede hinausschiebt, aber dessen Seiten vor Ungeduld zit-
tern und das nun fliehen wird weit, weit nach dem Horizont zu ueuen
Ländern! Wer kann Das sehen, ohne vor Neid zu beben, ohne in seiner
Seele die schaudernde Begier langer Reisen erwachen zu fühlen!" Und
doch kann man nicht eben sagen, daß Maupassant, dessen Buch ,,.^u
Solsil" (übrigens nur eine Beschreibung der Reise nach Algier) wir
das hübsche Wort entlehnen, und seine spezielleren literarischen Vor-
fahren von Balzac an, um nicht weiter zurückzugreifen, nnd eben so
seine gleichzeitigen Mitstrebenden von der Leichtigkeit, sein Zelt ab-

zubrechen und in die Ferne zu tragen, einen unbescheidenen (Hebrauch gemacht haben. Im Gegentheil: man befindet sich im französischen Roman fast ausschließlich auf französischem Boden und sogar meist auf dem pariser Macadam. Weshalb auch in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nah liegt! Weshalb nicht zu Haus bleiben und sich redlich nähren, wenn es an Nahrungstoff nimmer gebricht! Er ist, abgesehen von den Romanen des gewaltigen Zola, der uns stets mit einem neuen gigantischen Porwurf überrascht, und einigen anderen rühmlichenAns-nahmen, ein Wenig einförmig, dieser Nahrungstoff. louzours psi-gi-ix! Aber heute bratet, morgen dämpft man sie, tischt sie übermorgen in einer noch nicht dagewesenen pikanten Sauce auf. Hauptsache ist, daß das Me Gericht den Gästen immer wieder mundet und zu diesen Gästen nicht blos die lieben Landsleute gehören, sondern die Kostgänger sich von allen Enden und Ecken der civilisirten Welt zur Tafel drängen, ^ nicht zuletzt die Deutschen.

Man glaube nicht, daß ich des französischen Romanes spotten will. Ich bin vielmehr der Meinung, daß, wie jeder ordentliche Mensch, so auch der Romancier sich am Besten steht, wenn er sich darauf beschränkt. Das zu machen, was er gut machen kann. Und daß die französischen Romanciers ihre Sache gut machen: ich wäre der Letzte, es zu leugnen. Ich und wir Alle haben ihnen so viel zu danken. Und Mancher von uns wahrlich mehr, als er eingestehen möchte oder dürfte. Aber gilt, was ich hier von der Weisheit gesagt habe, mit der sich die französischen Autoren auf ihre heimische Stoffwelt beschränken, nicht eben so von der englischen Novellistik, die uns mit der ewigen Wiederholung der identischen Motive oft bedenklich auf die Nerven fällt? Von der russischen, der skandinavischen, der italienischen, schließlich mehr oder minder von den Romanliteraturen aller Kulturvölker, deren Produkte den Iauberreiz, den sie auf uns üben, oft weniger der Kunst der Verfasser verdanken als dem uns befremdenden Lokalkolorit, das den naiven Leiter darüber we^täuscht, daß ein Pferd immer ein Pferd bleibt, auch wenn es Cavallo genannt wird?

Noch Karl Gutzkow durfte Romane in neun Bänden schreiben, ohne seine Leser zur haarsträubenden Verzweiflung zu bringen. Als ich in den sechziger Iahren den gewagten Ausspruch formulirte, gute Romane müßten lang sein, und mit Feuereifer die Theorie praktisch durch vierbändige Romane zu erhärten suchte, nannte mein lieber Berthold Auerbach Das „unbändig" und meinte, aller guten Dinge seien ihrer drei, weil er selbst sich mit drei Bänden begnügte. Heute herrscht unumschränkt der Einbänder, den man auf dem Bahnsteig billig erstehen, bequem in die Tasche stecken und eben so zwischen Anfangs- und Endstation der Fahrt durchblättern kann. Ob zum Vortheil oder Nachtheil der Erzählungskunst? Ein Anderer mag die Frage entscheiden. Aber auch diese Pflicht zur Abkürzung gehört zu den Zeichen des Verkehres. Friedrich Spielhagen.

Samuel Lublinski.

ie Persönlichkeit Lublinskis war in schroffen Gegensätzen seltsam
zerrissen und klüftig aufgebaut. Es bedurfte einer schauenden
Güte, eines wohlgesinnten Willens zur Erkenntniß, eines durchaus
unbeirrbaren Verlangens nach Gerechtigkeit, um durch ihre Irrnisse
und Schwächen hindurchzublicken, tief, bis an das Wesen. Und wer
hinter den überlagernden Schichten geringerer Menschlichkeiten durch-
scheinendes Licht im Innersten dieses Mannes wahrnahm, mußte seine
Häßlichkeiten und Fehler um so stärker empfinden. Es war darum ein
bequemes, unkräftiges und auch vergebliches Bemühen, wenn gütelose
Literaten versuchten, seine Mängel als sein Wesen darzustellen. Er war
polemisch, doch vor Allem ein Kämpfer; gehässig, doch ein Hasser; er
war persönlich, doch um eine Sache; er verneinte, doch um einer höhe-
ren Bejahung willen. Gerechtigkeit brauchte Lublinski, so ungerecht er
selbst war; doch ist ein Unterschied, ob Einer ungerecht ist wie der Rich-
ter Adam, als ein Schalksnarr und heimlich Angeklagter, oder aus
Inbrunst für eine Sache, ein Ziel, einen Willen, einen Auftrag.
Lublinski als Einsiedler der Schreibstube zu zeichnen^ war leicht;
so offensichtlich war diese Erkenntniß, daß sie sich beim oberflächlichen
Lesen seiner Schriften von selbst ergab. Doch war es merkwürdig, daß
eben die Schriften dieses Schreibtischmenschen an den Wänden anderer
Schreibstuben ein vielfaches Echo aufriefen und daß dieser papierne
Geist gehaßt wurde, wie im Allgemeinen Papier nicht gehaßt zu wer-
den pflegt. Die Wahrheit war, daß Instinkt der Nothwehr ahnen ließ,
was das Bewußtsein nicht erkennen oder anerkennen wollte: daß dieser
Mann kein Mensch des Schreibtisches war, sondern eine von Ruß und
Rauch verschwälte, aus reinen und unreinen Stoffen genährte, düster
brennende Kraft. Lublinski war behaftet mit allen Vorzügen und allen
Mängeln seiner ostjüdischen Herkunft; und wenn er in hohem Maße
die Male der Ghettozeiten an sich trug, so barg er auch in sich die
fanatische Gluth seiner Vorväter, Gluth des Denkens, Gluth des Wil-
lens, Gluth des Hasses. Alle diese Gluth verwandelte sich, rinnend
durch den Intellekt, der die herrschende Kraft dieses Organismus war,
zu Geist. Es ist sein Vorzug und sein Mangel, daß er ausschließlich
Idee und Geist war, daß ihm Alles zum Problem ward. Doch ist es
irrig und thöricht, Dies literatenhaft zu schelten; denn das Wesen des
Literarischen ist eine ganz kleine, ganz an enge Interessen und Zu-
fälligkeiten, an Anekdötchen und Personalien gebundene Unlebendig-
kcit. Lublinski aber war unlebendig, weil er nur noch Zeiten und Ge-
schlechter sah und vergaß, daß ihre Zellen Tage und Menschen sind.
Das Fleisch der Zeiten und Geschlechter ward gleichsam verbrannt von
der Gluth eines Hirns, das sich mit allen Kräften und auf Kosten des
gesammten Organismus speiste.
Hiermit ist auch die Art seiner Bücher gekennzeichnet. Für Dichter
und Werke hat er ein geringeres Gefühl; doch er entblößt die Zusam-

menhänge, deren Theile sie sind, und wenn er Persönlichkeiten und Dichtungen zeichnet, trifft er besser Struktur und Idee, als er die eigentlichen dichterischen Elemente, schauende und sprachliche Macht, erfühlt. Seine dramatische und epische Produktion ist bedeutend nur in der Idee und in der architektonischen Energie; ihm mangelt jegliche dichterische Vitalität. Diese fragwürdige Produktion aber beeinträchtigte seine kritische Wirkung. Mit einem Schein von Wahrheit wurden Lublinskis klug gedachten, doch undichterischen Tragoedien von ihm mit Recht bekämpfte, dramatisch mangelhafte, doch von echter Dichterkraft durchblutete Stücke entgegengestellt: indem er nicht verzichten konnte, erweckte er den Eindruck, als ob die Erfüllung seiner strengen Forderungen nur auf Kosten der dichterischen Gestaltung und der sprachlichen Gewalt möglich sei.

Trotz Schwächen und Grenzen war Lublinski eine Persönlichkeit von starker Dynamik und ungewöhnlicher Breite. Seine Bildung und schriftstellerische Produktion erstreckt sich (von seinen literarischen Schriften abgesehen) über Bereiche der Politik, Volkswirthschaft, Soziologie, der Philosophie und Religion, Theologie und Sagenkunde, der Naturwissenschaft und Namenforschung. Mit einer ahasverischen Energie brach er sich den Weg seiner Entwickelung. Er begnügte sich nicht; er nützte nicht aus; er verwendete nicht ins Breite: ein Wille zum Marsch war in ihm und trieb ihn vorwärts. Iedes Buch war errungene Kritik und organische Korrektur des vorigen. Auch diese Eigenschaft war doppelseitig. Denn nur die jeweilige Ueberzeugung galt und heftig griff er Ieden an, der in der Zeit der „Bilanz" nicht Marxist, in der Zeit des „Ausgangs der Moderne" nicht Antimarxist war; und mit dieser Vereinigung von Ausschließlichkeit und Mangelhaftigkeit verminderte er di" Kraft und Stete seines Wirkens. Weil er aber wanderte, war er dankbar, wenn sich Wegebrecher und Wegeweiser zu ihm fanden, und er bekannte sich zu Einwirkungen auf seine Entwickelungen, die ihm, zum Beispiel von Paul Ernst, geworden waren.

Seine Wirkung entsprach der Größe seiner Begabung und Bedeutung nicht. Die ihn klein schalten, verkannten, im Bann einer undifferenzirten und rückständigen Psychologie, daß ein Mensch nicht klein sein konnte, der in solchem Maße sich aller Vortheile entschlug, keinerlei Kompromiß machte und sich in Trotz und Härte sogar vielerlei loyale Möglichkeiten der Wirkung vernichtete. Und trotzdem wird die Wirkung dieses Mannes groß genug sein; sie hat noch kaum begonnen, aber in den kommenden Iahrzehnten wird sie wachsen. In Vielen wird heute die Erkenntniß wach, daß in unserem geistigen Leben sich ein Ende und eine Wende vorbereitet, daß eine Grenze in die Zeit geschnitten wird. Lublinski hat Manches erkannt und formulirt, was landläufige Erkenntniß werden muß, wenn wir, im Interesse der deutschen nnd europäischen geistigen Allgemeinheit, eine Zeit der Verwirrung und Willkür, des Zweifels aus Unkraft und der bloßen Triebhaftigkeit überwinden wollen. In jeglicher Weise übte er an der herrschenden

modernen Geistigkeit fruchtbare Kritik. Er erkannte, daß die moderne Dichtung am religiösen Problem, am Verhältniß von Ich und Unendlichkeit gescheitert war. Er erblickte einen Grund für ihr Siechthum in dem Mangel an einer ernsthaften Stellung zur Politik, Er sah als die Aufgabe unserer neuen Generation das Schaffen großer synthetischer Formen (Hymnus, Epos, Tragoedie), die Ausdruck, Entladung, Krönung der durch unsere Zeit fluthenden civilisatorischen Energien zu sein vermöchten: die ästhetische Formulirung seiner Lehre, daß wir von Neuem an sdie Größe im Menschen glauben lernen müssen; denn Form war ihm nichts Anderes als Sittlichkeit in der Kunst. Sein bedeutendstes Werk, „Der Ausgang der Moderne", ist mehr als ein vortreffliches literarisches Buch: es ist ein aus den Nöthen der Zeit erwachsenes, die Nöthe der Zeit bekämpfendes Werk, in seinen stärksten Theilen noch mehr als die Leistung einer Individualität; von der historischen Notwendigkeit geschaffen mit Hilfe eines in diesem Sinn fast unpersönlichen und zufälligen Einzelnen.

Halensee. Ernst Lissauer.

Buchungen.

er Widerwille gegen das Eindringen fremder Blicke in die Geheimnisse seiner Kasse scheint dem Menschen der kapitalistischen Zeit angeboren; und diese edle Scheu hat der dankbaren Welt die Bilanzkünstler geschenkt. Ueber Bilanzfrisuren, so kunstvoll sie auch sein mögen, wundert sich kaum noch Iemand. Die Vereinsbank in Frankfurt an der Oder, ein kleines Aktieninstitut, kam durch ihre Beziehungen zum berliner Grundstücksmarkt neulich in Verlegenheit. Die Presse beschäftigte sich mit den Transaktionen; die Depositenkundschaft wurde ängstlich; und die Probe aufs Exempel der Liquidität war uicht zu umgehen. Anfangs schien es, als solle das Institut durch die Dresdener Bank gehalten werden; aber es kam dann doch zu dem Beschluß, die Vereinsbank zu liquidircn, und die Dresdener Bank schuf sich in Frankfurt eine Filiale. Offenbar in der Absicht, der einst begönnerten kleinen Genossin die Nachlaßsorge zu nehmen. Die großen Banken sind slink, wenn sichs darum handelt, herrenlos gewordene Posten zu besetzen. Als die Leipziger Bank im Sterben lag, standen die Männer der Deutschen Bank schon auf der Schwelle des Totenhauses, Und bei den Unglücksfällen, die dieser größten Katastrophe im deutschen Bankenbezirk folgten, stellten sich immer die Erben unheimlich schnell ein. Die Erforscher der geschäftlichen Vergangenheit der Vereinsbank hatten nun entdeckt, daß es in der Bilanz ein fingirtes Konto gab; und die Verwaltung erklärte, ohne die mindeste Verlegenheit, solche Buchungen seien anch bei den Großbanken zu finden. 0^m?n l3?sac> m^csrstis unter

allen Umständen, selbst wenn die Behauptung erweislich wäre. Das ist sie aber natürlich nicht. An der Oder handelte sichs um eine Manipulation, die bei der letzten Ausgabe neuer Aktien der Vereinsbank nothwendig geworden war. Ein Posten von 120000 Mark war nicht bezogen worden. Die handelsgerichtliche Eintragung ist aber davon abhängig, daß die Emission voll durchgeführt ist. Nun werden sehr oft nicht alle Aktien gleich bezogen. In solchem Fall tritt die Bank selbst in die Bresche und läßt für eigene Rechnung, meist durch Mitglieder ihrer Verwaltung, interveniren. Ie angesehener das Institut ist und je solventer die verantwortlichen Personen sind, desto geringer werden die Bedenken gegen solche Nachhilfe sein. Ob sie jeder Prüfung ihrer Gesetzlichkeit Stand halten können: Das ist eine andere Frage. Die Vereinsbank hatte die 120000 Mark als Darlehen gebucht, das gegen Verpfändung eigener Aktien gegeben worden sei. Diese Transaktion hätte niemals das Licht des Tages erblickt, wenn das Institut nicht in Schwierigkeiten gerathen wäre. Wollte die Dresdener Bank wirklich, wie behauptet wird, die Aktien der Vereinsbank in Berlin einsühren, so wäre ihr die eigenartige Lombardirung nicht entgangen; und dann hätte es, wie am Hof des dänischen Claudius, großes Aergerniß gegeben. Denn die Großbanken kämpfen für die Hebung der Bilanzmoral. Deshalb wollen sie die Zwischenbilanzen verbessern, die vom Ideal der Vollkommenheit noch sehr fern sind. Allzu weit reichende Aufklärung wurde Dem nicht, der sich in diese Bimenstruationen vertieft hatte. Nun solls besser werden. Aber was man so über die Neuerungen hört, klingt nicht, als sei Ungeheures zu erwarten. Die Scheidung der Accepte in Verbindlichkeiten und eigene Trassirungen sollte sich von selbst verstehen. Die Klassirung der fremden Gelder nach den Fristen der Kündigung wird nützlich sein; und die Trennung der Effektenbestände nach der Art der Papiere wird die Erkenntniß der Oualitätunterschiede erleichtern. Aber im Ganzen wird man nicht viel mehr erfahren, als die Banken schon jetzt zu offenbaren für nützlich halten. Eine Vermögensaufstellung ohne Gewinn- und Verlustrechnung ist ein Torso. Die kurze Zeitspanne von zwei zu zwei Monaten macht zuverlässige Abrechnungen aber unmöglich. Die Gewinnziffern würden Schwankungen zeigen, die über das Maß der wirklichen Ergebnisse hinausgingen, da der Ausgleich, den der Iahressaldo bringt, hier fehlt. Der Vermögensstatus, mit dem man sich zu begnügen hat, giebt höchstens die Möglichkeit, die Veränderungen in der Liquidität der Bilanz zu berechnen. Damit ist wenig erreicht; denn bei diesen Rechenexempeln handelt sichs im Grunde auch nur um die Anwendung eines Schemas, das die fehlende Kenntniß des Innenlebens ersetzen muß.

Das wichtigste Stück jeder Bankbilanz ist das Konto der Debitoren, die bei einer Liquidirung des Vermögens den Ausschlag geben. Die „greifbaren Aktiva" decken nur einen Theil der Verbindlichkeiten; auch sind sie nicht von gleich starker Schlagkraft. Zwischen barem Geld und Wechseln ist ein Unterschied; und Wechsel stehen wieder über der

Mehrzahl der Effekten. Als Zwischenstufen sind die Darlehen gegen Verpfändung von Waaren und Werthpapieren zu betrachten. Iede Rechnung, die die „Kriegsbereitschaft" der Banken in Ziffern und Prozenten ergeben soll, lehrt die Bedeutung der Debitoren. Man braucht aber nicht so weit zu gehen wie der vorige Finanzminister Oesterreichs, Dr. von Bilinski, der, bei einer Interpellation über das Geschäftsverfahren des Wiener Bankvereins, meinte, daß eine „schablonenhafte Bilanzkritik" Debitoren zu den illiquiden, Wechsel und Lombarddarlehen zu den flüssigen Aktiven zähle, obwohl es oft umgekehrt sei. Daß die Privatdiskonten, die man in den Aufstellungen der Großbanken findet, jemals „höchst illiquide" sein können, ist eine kühne Behauptung. Die Banken haben stets Gelegenheit, die Wechsel an die Reichsbank weiterzugeben, wenn nicht etwa eine Sturmfluth von Diskonten die Kassen des Centralinstitutes überschwemmt. Die Greifbarkeit der Wechsel ist in ihrer Qualität und im Rückhalt an der Reichsbank begründet. Die Debitoren aber müssen die guten Eigenschaften in sich haben und sind nicht immer rasch verwerthbar. Man hat ja gesehen, wie gering die Erfolge sind, die mit der Diskontirung von Buchforderungen in Deutschland erzielt wurden. Und die Banken können noch weniger als irgendein Privatmann daran denken, ihre Außenstände ans diesem Weg zu verwerthen. Auch über die Herstellung einer Bilanz können die Meinungen auseinandergehen. Der Bankmann, der in der Werkstatt sitzt, kennt sein Handwerkzeug besser als der von draußen Zuschauende und will sich nicht gern „Etwas erzählen lassen". Immerhin ists, auch in seinem Interesse, gut, wenn er das Fürchten nicht verlernt. Weil man die Häuser, in denen das meiste Geld verwahrt wird, möglichst fest gebaut wünscht, werden die Grundrisse der Banken und die Solidität ihres Baumaterials besonders kritisch geprüft. Die Großindustrie pflegt vorsichtiger zu bilanziren, aber noch weniger zu verrathen als die Banken: aus Furcht vor dem Auge der Konkurrenten. Die Neugier des Aktionärs bleibt oft unbefriedigt. In der Generalversammlung des Rheinischen Aktien-Vereins für Iuckerfabrikation in Köln kam es zu Erörterungen, die allgemein interessiren. Die Gesellschaft lebt seit beinahe fünfzig Iahren mit schwankenden Erträgnissen. Die Aktien sind an die kölner Börse eingeführt (das Grundkapital beträgt 6 Millionen) und wohl zum großen Theil im Besitz der Familien, die das Unternehmen gegründet haben. In der Versammlung wurde dieBilanz getadelt, weil sie die Duplizität derAnlagen(Rohzuckerfabrik in Dormagen bei Köln und Raffinerie in Alten bei Dessau) in der Gewinn- und Verlustrechnung nicht zu klarem Ausdruck bringe. Ueberschuß und Geschäftsunkosten werden in je einem Posten ausgewiesen, so daß man nicht sehen kann, was auf Köln, was auf Dessau kommt. Die Verwaltung meint, solche Trennung sei, mit Rücksicht auf die Konkurrenz, nicht rathsam. Doch sehe ich nicht, welchen Nutzen andere Zuckerfabriken aus zwei summarisch angegebenen Salden ziehen könnten. Noch seltsamer wirkt das abgekürzte Verfahren bei den „Geschäftsun-

kosten". Die sind mit rund zwei Millionen Mark ausgewiesen. Hier mußte zwischen Betriebskosten (Arbeiterlöhne, Kohlen, Rohmaterial) und anderen Geschäftsunkosten ein Strich gezogen werden; aus der allzu einfachen Gewinn- und Verlustrechnung kann man sich kein richtiges Bild von dem wirklichen Ertrag der Fabriken machen. Vielleicht wäre der ausgewiesene Ueberschuß von 370000 Mark verschwunden, wenn die Unkosten anders gebucht worden wären. In dem einen Posten ist aber auch die Summe enthalten, die den Saldo zwischen bezahlten und eingegangenen Zinsen darstellt. In der Bilanz steht ein Bankguthaben von 51/4 Millionen und ein Posten Werthpapiere mit 903000 Mark. Die Aufstellung gab über die Lebensäußerungen der beiden Vermögenswerthe keinerlei Aufschluß. Die befragte Verwaltung antwortete: Die Zinsen erscheinen im „Ueberschuß" oder in den „Geschäftsunkosten". Im letzten Iahr mußte die Gesellschaft mehrfach Kredit in Anspruch nehmen; hatte also mehr Zinsen zu zahlen, als sie einnahm. Darum sei der Zinsensaldo unter den Unkosten zu finden. Der Ertrag aus den Coupons preußischer Konsols steht also unter den Ausgaben! Grotesker kann die Wirkung einer abgekürzten Bilanzmethode sich kaum noch äußern. Daß die Verwaltung für angebracht hält, nur den Zinsensaldo zu verrechnen, mag allenfalls hingehen (obwohl die starken Schwankungen zwischen Bankschuld und Bankguthaben, die in der Eigenart des Iuckergeschäftes begründet sind, ihr Widerspiel in der Gewinn- und Verlustrechnung sichtbar machen müßten); daß sie aber auch diesen einen Posten nicht angiebt, ist nicht zu rechtfertigen. Eben so wenig, daß sie Zinsen aus einem festen Bestand von Werthpapieren mit den schwankenden Zinsen des geschäftlichen Betriebes in einen Topf wirft. Die Anlagen in preußischen Staatspapieren haben mit Bankguthaben oder Bankschulden nichts gemein. Die Verwaltung berief sich auf die Deutsche Treuhandgesellschaft, von der die Bilanz geprüft und gebilligt worden sei. Die Treuhandgesellschaft hat aber, wie jeder Bücherrevisor, nur die materielle Uebereinstimmung der Schlußposten mit den Angaben in den einzelnen Büchern zu prüfen. Die Form kümmert sie nicht. Sie kann deshalb nur bestätigen, daß die Bilanz mit den Büchern in Uebereinstimmung gefunden wurde, nicht aber, daß sie richtig aufgestellt sei. Sogar bei der Frage nach der Berechnung der Tantiemen wurde die Treuhandgesellschaft vorgeschoben. Tantiemen und Gratifikationen sind in einem Posten ausgewiesen. Man wollte nun wissen, wie hoch der Antheil des Aufsichtrathes sei. Die Unterlassung dieser Angabe ist mit dem Gesetz nicht vereinbar; hier ist kein Geschäftsgeheimniß, dessenEnthüllung die Gesellschaft schädigen könnte. Neugierige Aktionäre sind oft unbequem, oft auch unklug, manchmal aber nützlich. Abstumpfende Gewohnheit ließ die Grundsätze des Ak» tienrechtes allmählich verkümmern. Gedruckte Kritiken werden von den Kritisirten selten gelesen: da bleibt, als Warnunginstanz, also nur die Generalversammlung. Fragt, Aktionäre; aber versäumt nicht, Euch vorher gründlich zu informiren; sonst werdet Ihr ausgelacht. Ladon.

Drei Briefe.
I. Großindustrieller schreibt mir:
DieIudensrage ist wieder aus Tageslicht vorgedrungen. Pro-
fessor Kohler hatte zu Taufe und Verschmelzung gemahnt und Walter
Rathenau ihm erwidert. Die feine Feder, die hier einst von den Stam-
mesgenossen mit dem nicht ganz passenden Anruf „Höre Israel!" mehr
Bescheidenheit forderte, trat für bedingunglose Gleichberechtigung ein.
Der Waffengang der beiden bedeutenden und von bester Absicht be-
seelten Männer hatte hüben und drüben Kundgebungen bewirkt; und
Rathenan veröffentlichte seinen Briefwechsel mit einem altpreußischen
'Agrarier nnd rückte dadurch die Gegensätze noch einmal ins hellste Licht,
Nur in einem Punkt ergab der Meinungaustausch Uebereinstim-
mung: in der Geringschätzung des Iudenchristen. Der wurde von
Rathenau wie von dem konservativen Antisemiten als eine unbe-
trächtliche und unerfreuliche Begleiterscheinung der Zeit- und Streit-
frage angesehen. Ist er es wirklich? Während Niemand vom Christen
verlangt, daß ihm und Seinesgleichen das Bekenntniß mehr sei als
ein äußerliche Gemeinschaft markirendes Band, wird der Iude stür-
misch, unwiderruflich und für Lebenszeit von seinen Stammesgenossen
reklamirt. Mit welchem Recht? Die Vorstellung, daß es eine jüdische
Solidarität gebe, ist unhaltbar. Den durch Herkunst und Entwickelung,
durch Anschauungen und Bedürfnisse unterschiedenen Iuden muß das
Recht bleiben, über sich nach eigenem Ermessen zu verfügen. Drängt
persönliche Ueberzeugung zur Taufe, so ist der Uebertritt Gewissens-
pflicht. Die Fiktion, zu solchem Entschluß könne stets nur die Sucht nach
Vortheilen treiben, wird durch die sehr große Zahl unabhängiger und
sittlich untadeliger Iudenchristen widerlegt (wobei noch nicht einmal
auf die Nachkommen des Iudenheros Moses Mendelssohn hinge-
wiesen zu werden braucht). Viele quält das Bewußtsein, daß der nicht
selbst gewählten Beschränkung auf eine enge Gemeinschaft seelisch
werthvolle Güter, die Ersatz bieten könnten, sich nicht gesellen. Sie
werden zu einem Glauben gezählt, ohne zu glauben, und werden von
Leuten als zugehörig gefordert, zu denen sie nicht gehören. Sie wollen
sich in größerer Gemeinschaft ausleben und auch da nicht nnthätig und
stumm im Winkel bleiben, wo sichs um die Landeskirche handelt, die
im Leben der deutschen Nation noch immer eine Macht ist. Und unter
ihnen ist sogar Mancher, der, wie vor anderen weltgeschichtlichen Per-
sönlichkeiten, auch vor der hohen Gestalt des ersten Iudenchristen das
Recht auf liebende Verehrung fordert, ohne Rückblick auf die andere
Gefühlsrichtung der Ahnen, die vor zwei Iahrtausenden den Anschluß
nicht suchten oder nicht fanden. Die von jüdischem Empfinden Unbe-
rührten verlangen freie Bahn für sich und besonders für ihre Kinder,
denen sie zum Ausgleich bevorstehender Entbehrungen nichts, aber
auch gar nichts mit auf den Weg geben könnten. Nicht die Schlechte-
sten sinds, die sich zu solchem Entschluß aufraffen. Muth und Initia-

tivc gehören dazu. Wenn auf diese Weise Mischehen herbeigeführt
und erleichtert werden, so haben die Entschlossenen Nützliches gewirkt.
Und Keinem geschadet.
Ein eifriger Philanthrop sagte mir neulich, auch mit reichen Mit-
teln gelinge es nur schwer, die fast bis zur Vernichtung verfolgten
Iuden Rußlands zur Auswanderung in die freien Gefilde lüdameri-
kanischer Staaten zu bringen. Sie fühlen sich nur in der Enge ihrer
durch uralte Tradition geregelten Lebensverhältnisse wohl, in nächster
Berührung mit einander. Wie mein Gewährsmann es nannte: „In
Klumpen". Wer jüdisch empfindet, fordere von Gesetz und Gesittung
Achtung und Rücksicht; aber er wolle seine Empfindung nicht von
Anderen erzwingen.
Rathenaus schöne Empörung gegen handgreifliche Ungerechtig-
keit ehrt ihn; und ich freue mich seiner offenen Rede. Die Regirung
stellt er freilich vor schwere, vielleicht erst in ferner Zeit zu lösende
Aufgaben. Sie hat im konstitutionellen Staat mit jeder Regung des
Volksbewußtseins zu rechnen und ist wohl ganz froh, im Iudenchristen
ein brauchbares Kompromißobjekt zu finden. Denn der Widerstand
gegen völlige Gleichberechtigung hat viel tiefere Wurzeln, als Rathe-
nau glaubt, und wird nicht nur von Denen gefördert, deren Vorfahren
einst die Schlachten des Alten Fritzen schlugen.
II. Ein Künstler bittet mich, zwei Briefe (aus zwei Iahrhunder-
ten) abzudrucken, „die auch ohne Kommentar beweisen werden, wie sich
Ton und Haltung deutscher Künstler im Verkehr mit gekrönten Herren
schon geändert hatten, ehe die Zeit anbrach, deren nicht immer erfreu-
liche Seltsamkeiten wir jetzt erleben". Hier sind die Briefe:
Allerdurchlauchtigster Kaiser!
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!
Eure Majestät wollen dem in tiefster Ehrfurcht Unterzeichneten,
welchem der diesjährige durch die Gnade Eurer Majestät für Leistun-
gen auf dramatischem Gebiet gestiftete Schillerpreis zu Theil gewor-
den, Allergnädigst gestatten, Allerhöchstdemselben in Ehrfurcht aus-
zusprechen, wie reich er sich durch die hohe Auszeichnung geehrt und
wie tief er sich durch das Bewußtsein beglückt fühlt, daß ihm dieser
Preis aus der Hand seines in tiefster Ehrfurcht geliebten Kaisers, Kö-
nigs und Herrn zu Theil geworden ist. Eurer Majestät ruhmreicher
Name wird in allen deutschen Herzen fortleben, so lange deutsche Her-
zen für die Wiederherstellung alles Dessen, was ihnen theuer, heilig
und werth war, Dank empfinden; und durch die gnadenvolle Hand
dieses erhabenen Herrschers so vor allem deutschen Volke ausgezeichnet
zu werden, wie es dem Unterzeichneten durch Allerhöchstdieselben ge-
schehen: Das ist eine Ehrenverleihung, wie sie größer nicht gedacht wer-
den, eine Empfindung, wie sie reicher ein Herz nicht erfüllen kann.
Eure Majestät haben schon mehrfach in huldreicher Herablassung den
dichterischen Erzeugnissen des Unterzeichneten gnädige Aufmerksam-
keit zu schenken geruht. Möchten Allerhöchstdieselben aus jedem sol-

chen Anlaß die Ueberzeugung gewinnen, daß es für das Wirken und Schaffen Desselben nur eine Richtschnur giebt und geben wird: den auf das Wohl des deutschen Vaterlandes gerichteten gnadenvollen Gesinnungen Eurer Majestät durch das Wort des Dichters Nachhall im Herzen des Volkes zu verleihen. In dieser Hoffnung und Gesinnung ersterbend -

Eurer Majestät

allerunterthänigster Diener

Berlin, am achtzehnten November 1885. Ernst von Wildenbruch.

Durchlauchtigster Herzog!

Gnädigster Herr!

Die fünfzehn Bände herzoglich bernhardscher Papiere habe ich am vorigen Freitag erhalten und übersende sogleich den schuldigen Empfangschein mit unterthänigstem Dank. Sie sind durch Eurer Durchlaucht gnädige Vorsorge zum leichteren Gebranch so bequem eingerichtet, daß sie ganz appetitlich aussehen, und ich wünschte, mit meinen Vorarbeiten so weit zu sein, daß ich gleich dran gehen und sie nach einander durchsehen dürfte. Um aber nicht das Hinterste zu vorderst und unnöthige Arbeit zu thun, muß ich mich davon zurückhalten. Sie sind, wie ich beim flüchtigen Durchsehen finde, insgesammt von den letzten Tagen des Herzogs; und nun bedaure ich erst, aus eigenem Antheil, den Verlust der Schlacht bei Nördlingen, die nun auch mir nach so langer Zeit schädlich wird. Dagegen habe ich aus dem Diarium des Von Grün, das mir Eure Durchlaucht anvertraut, schon manches Merkwürdige ausgezeichnet; es wird mir, so viel ich noch übersehen kann, wohl die wichtigste Quelle bleiben, woraus ich meine Anlage wässern kann. Der Antheil, den Eure Durchlaucht an meiner Arbeit gnädigst nehmen wollen, macht mir sie doppelt werth und ich wünschte, auf die würdigste Weise dem Hause Sachsen, dem ich mich gewidmet habe, in einem seiner größten Männer meine Verehrung bezeugen zu können; ob ich gleich mir nicht mehr zutraue, als daß vielleicht meine Bemühung einen Anderen, der diesem Geschäft mehr gewachsen ist, aufweckt und reizt. Erhalten mir Euer Durchlaucht fernerhin guten Muth durch das unschätzbare Wohlwollen, dessen gnädige Zeichen und Ausdrücke ich auf das Dankbarste empfinde.

Von dem Hofbildhauer Klauer habe ich gehört, daß Durchlaucht vielleicht einige Stücke Stein zu einem Kamin brauchen könnten. Sollte der Fall kommen, so bitte um ein akkurates Maß, um sehen zu können, ob dergleichen Steine vorräthig sind, um sie alsdann auf Eurer Durchlaucht Befehl, entweder roh oder von unserem Künstler, nach einer genehmigten Zeichnung, bearbeitet, übersenden zu können. Der Herzogin und des Prinzen Durchlaucht empfehle ich mich zu Gnaden und unterzeichne mich aus wahrster Ehrfurcht und Ergebenheit

Eurer Durchlaucht

unterthänigster Diener

Weimar, am achtundzwanzigsten Februar 1780. Goethe.

ß rauSgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in «erlin. — «erlag der gukmft in Verlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b, tz. in Berlin.

Berlin, den 18. Mörz 1911.
Liquidation.
1905.
MM lies wiederholtsichnurimLeben; und dieRegirendendürfen
DM sich immer auf das schlechte Gedächtniß der Völker verlassen.
Niemand will sich zu dem tapferen Bekenntniß, zu der nützlichen
Erkenntniß entschließen, daß eine muthlose und kurzsichtige Po-
litik, nicht das böse Trachten der Nachbarn, ihn in unbequeme
Lage gebrachthat. VonDenen, die hörbarsind, Niemand. Wann
hat eine Regirung je eingestanden, ihre Anzulänglichkeit habe eine
Nothlage verschuldet? And dürftesie es,wennsieregirendeMacht
bleiben will? Statt Klarheit zu gönnen, sorgt sie für dickes Nebel-
gebräu, aus dem nur ihre Anschuld mit silbernem Schimmer her-
vorstrahlt. Lange ließ sie ihreTreusten uns künden, Herr Theophil
Delcasse, derdieAuswärtigenAngelegenheitenderFranzösischcn
Republik leitete, sei so schlau, ein so gefährlicher Feind uns ge-
wesen, daß er Deutschland beinahe völlig isolirt und das größte
Reich der Erde zum Kriege gegen uns geködert hatte. In den sieben
Iahrenaber, diedieserMann alsMinisterverlebte, war unsvon
den selben Leuten tausendmal erzählt worden, das Verhältnis^
zwischen den Nachbarreichen habe sich wesentlich gebessert, am
Ouai d'Orsay zeige man sich stets korrekt, sogar artig, derDeutsche
Kaiser sei in Frankreich der populärste Mann, Delcasse ein ganz
anderer Kerl als der sntictreyfusarcttzanotauz; und so weiter. «So
habt Ihr damals oder heute mir gelogen. An was verlangt Ihr,

daß ichglaubensoll?" Nur, bitte, nicht andasMärchen, ein fran-
zösischer Minister, dem auch geistigzumRiesenmaß mancher Zoll
fehlt, habe aus eigener Kraft eine für Deutsch land ungemein schwie-
rige Situationzuschaffen vermocht. Werdaran glaubt, muß, trotz
dem lauten Patriotenmaul, von derMacht seines deutschen Vater-
landes eine seltsame Vorstellung haben. Bei Euch ist Theophil in
Ungnade gefallen, seit er nicht, wie die Firma CombesSIaures,
Frankreichs einziges Heil in der Pfaffenfresserei sah und fand,
die Austreibung der Mönche und Nonnen sichere der Republik
noch nicht eine gedeihliche Zukunft. Muß man ihn deshalb in den
Höllenpfuhl stoßen? Das mögen die pariser Iakobiner thun, die
in ihm eine feindliche Partei treffen wollen. Mündigen Deutschen
soll man nicht vorschwatzen, Britaniens Weisheit habe demWink
dieses Knirpses gehorcht. Politik für die Eierfibel. Herr Delcasse
war der Vertrauensmann Eduards von England, doch auch der
Liebling des HerrnLoubet, dessenBourgeoisbusen keinenRache-
wunsch barg, der den Frieden auf der Zunge trug und nie von
Krieg geträumt hat, und unsere Excellenzen sind sechsIahre lang
(dafür zeugt manches Schriftstück) sehr gut mitihm ausgekommen.
Bis in die Zeit des franko-britischen Vertrages (OeclaiÄwn con.
cernant I'I^Mpte etle IVWroc) vom achten April 19I)4.Von diesem Ver.
trag hatte, ohne ihn zu tadeln, derAbgeordneteArendtimReichs-
tag gesagt, Frankreich habe durch ihn Marokko erworben, und der
Kanzler, dieses Kolonialabkommen gebe uns „keinen Grund, zu
befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von
irgendeinerMacht mißachtet oder verletztwerdenkönnten". Bald
nach dem Abschluß war Wichtiges geschehen. In London schien
den Regirenden eine Schicksalsstunde zu nahen. Rußland ge-
lähmt, eine deutsche Kolonie im Aufruhr, eine zweite in leicht zu
beschleunigender Gährung, eine dritte unter Iapanerfeuer, der
Dreibund ein Bonmot von vorgestern, Italien für den Schlacht-
ruf „In QaII«g!" nicht mehr zu haben: muß man die Gunst dieser
Konjunktur nicht nützen? Dann wäre man vor Geschäftsstörungen
sicher und brauchte nicht mehr zu hören, das Deutsche Reich müsse
das Weltarbitrium und die Seegewalt an sich reißen, die es doch
nur auf Englands Kosten erobern könnte. Dann brächte der ein-
undzwanzigste Oktober 19I)5 eine würdige Iahrhundertfeier des
Tages vonTrafalgar.Noch aberwirkt derBurenkrieg nach; Tom-

my Atkins ist ZUM Popanz geworden und das Kapital hat keine „Meinung" für Fcldzüge; ohne reorganisirtes Landheer wäre der Erfolg des Nnternehmens ja auch nicht sicher. Also lieber nicht losschlagen; aber für alle Fälle vorsorgen. In Asien und in Europa sich starke Helfer miethen. Dieses Ziel hatte Lord Lansdowne schongesehen, als erden Aprilvertrag schloß;jetzt konnte mansacht weitergehen: vielleicht ließ Marianne sich in den Thalamos locken nnd stiftete zwischen dem neuen Ehegefährten und dem alten Hausfreund aus Nordost allmählich Frieden. Wollen wir den Kolonialvertrag nicht zu einem Schutzbündniß erweitern, das uns Beiden denBesitzstand gegenAnfechtung verbürgt? So fragtEnglands Vertreter in Paris; und läßt durchblicken, daß ohne solches Kartell, das dann über Iapan verfügt, Indo-China immer ein unsicherer Posten in Frankreichs Bilanz bleiben würde. Richtig; auch sonst verheißt derAntrag manchenVortheil. Politisch: er würde den zwischenDeutschen und Briten möglichen Krieg, der für die Republik zunächst mindestens unbequem wäre, am Ende verhindern. Ökonomisch : noch ist das Wort wahr, England seiFrankreichs einträglichste Kolonie; im letzten Halbjahr hatFrankreich vonGroßbritanien292 614 000 (von Deutschland nur 103 343000) Francs eingenommen; mit solchenKundenkann man garnichtintimgenugsein. Aber der Germanenschrecken lebt noch in denGemüthern; man muß mit den Sozialisten und anderen AntiMilitaristen rechnen; auch mit einer unzuverlässigen, manchem Einfluß offenen Presse; und schließlich sind dieHerrenLoubet undDelcasseMänner desFriedens, die Deutschland und seinen impulsiven Kaiser nicht muthwillig herausfordern möchten. Der Werber aus Angelnland wird alfo dilatorisch beschieden. Da kommt die Kunde von dem Iapanersieg in Mukden. Neue londoner Anfrage in Paris: Noch immer nicht? Ganz schön, denktDelcasse, recht verlockend; die Sache hat nur einen Haken: wenn Deutschland nichts von Osten zu fürchten braucht, kann es seine ganze Macht über die Westgrenze werfen und, auch ohne Italien, mituns fertig fein, ehe der Leuzum Sprung ausholt. Neues Dilatorium. Ietzt aber verändert sich in Deutschland das szenische Bild; cKsnZement s vue. Als der Kaiser aus dem Mittelmeer kam, hat er in öffentlichen Redendie Möglichkeit eines Krieges angedeutet. Nun werden die berliner Offiziösen mobil. Der sonst so höfliche Kanzler kleidet sich in ein mit Eisen-

farbe bepinseltes Gewand. »Vor einem Iahr sind wir von Frank-
reich schlechtbehandeltworden. Kannnichtgeduldetwerden. Darf
nicht geduldet werden." Koramirung Delcasses. Der Kaiser in
Tanger. Preßkriegsgetümmel. Was will Das werden? Theophil
sucht die Vorwürfe zu entkräften. Als es sich um Kreta handelte,
ist in Berlin erklärt worden, das Deutsche Reich sei keine Mittel-
meermacht und werde sich deshalb nicht in den Hader einmischen.
Wars danach nöthig,ihm das Marokko-Abkommen offiziell mit-
zutheilen? Von derAbsicht auf solche Vereinbarung hatderfran-
zösische Minister schon imMärz 1904denFürstenRadolin unter-
richtet; vierWochen danach hatimberlinerAuswärtigenAmt der
Botschafter Bihourd mit dem Staatssekretär Freiherrn von Richt-
hofen darüber gesprochen. In beiden Gesprächen hat kein Wört-
chen verrathen, daß man das Fehlen einer offiziellen Anzeige als
Inkorrektheit empfinde. Nach den ersten Alarmschüssen ist Herr
Bihourd wieder in die Wilhelmstraße geschickt worden und hat
dort gesagt, der ihm vorgesetzte Minister habe den Wunsch, jedes
»Mißverständniß" zu beseitigen. Der Minister selbst hat, als
Dinergast in der Deutschen Botschaft, dem FürstenRadolin »be-
ruhigende Erklärungen gegeben". And Herr Bihourd hat seine
mündlichen Versicherungen in einem Memorandum wiederholt,
das Herr von Mühlberg »zur Kenntniß genommen hat". Wer
will dem am Quai d'Orsay Gebietenden also mit Fug nachsagen,
er habe Deutschland absichtlich verletzt? Trotz Alledem geht der
Lärm weiter; die Entschuldigungversuche werden inBerlin igno-
rirt; und Graf Tattenbach reist nach Fez. Kein Zweifel: Deutsch-
land sucht einen Vorwand. Will entweder, obwohl Bülow am
zwölften April 1904 den Gedanken weit von sich gewiesen hat, nun
doch »einStück vonMarokko fordern" oder unser malkeureux
vor dem Erdkreis demüthigen; jedenfalls Rußlands momentane
Ohnmacht benutzen, um sich die Westgrenzengefahr vom Hals zu
schaffen. Dann sieht die Sache freilich anders aus. Doch der Retter
winkt längst ja mit tausend Wimpeln über den Aermelkanal.
»Deutschlands Plan ist unsinnig; wir werden den Versuch,
Frankreich zu demüthigen, nicht dulden." So soll schon im April
Eduard derSiebente gesprochen haben; erwähltedieselbeReise-
route wie Wilhelm und säte Guinees, wo der Neffe artige Worte
gespendet hatte. Am letzten Maitag (in Berlin war man mit den

Wundern der Kronprinzenhochzeit, mit den Lenzwehen der Kieler Woche vollauf beschäftigt) telegraphirte Herr Paul Cambon, Frankreichs kluger Vertreter am Britenhof, nach Paris: er fei zu der Erklärung autorisirt, daß die englische Regirung, unter dem Eindruck der seltsamenHaltungDeutschlands,zu Verhandlungen über ein Abkommen bereit sei, das die Interessen beider Groß-mächte gegenjedeBedrohungsichernkönne. Dritte Werbung also; diesmal offiziell. Drittes Dilatorium; höchst höflich. Wenn der König von Spanien Paris verlassen habe, werde der Minister-rath den Vorschlag prüfen. Delcasse zeigt Cambons Depesche den Herren Loubet und Rouvier; und behauptet (mit Recht), sie sei «m nächsten Tag in Berlin bekannt gewesen. Ietztmengt sich auch Italien ins Spiel. Die Pflicht, zwischenDeutschland und Frank-reich zu wählen, wäre heute sehr lästig und der Zwang, gegen das nach Crispis Beseitigung endlich wiedergewonnene Kundenvolk zu marschiren, könnte dem Haus Savoyen die letzte Grundmauer lockern.DerMinisterTittonimachtdenerstenVersuch,dasTerrain aufzuklären. Fragt Herrn Barrere, der in Rom mit skrupellosem Eifer die Geschäfte derRepublik besorgt, ob Delcasse wirklich ein Ultimatum nach Fez gesandt und dem Maghzen mit der Mobil-machung der algerischen Truppen gedroht habe; dann würde das deutsche Heer sofort über die Vogesen vorgehen. Barrere glaubte, die Frage verneinen zu dürfen, erbat aber von Paris Instruktion. Seine Depesche kam am zweiten Iuniabend an und wurde wäh-rend des Zwischenaktes der Galavorstellung in der (^omeäie-francaise von Rouvier und seinen geschaartenKollegen angstvoll erörtert. Antwort nach Rom: Nie ist an ein Altimatum gedacht, Saint-Rene Taillandier ist sogar eben erst ermahnt worden, schon wegen der Nähe Tattenbachs vorsichtig zu sein und zu „stoppen". Herr Tittoni, der auch aus Berlin minder bedrohliche Nachricht er-halten hat, beruhigt sich völlig, als er von Englands Bündnißvor-schlag hört; und Barrere kann bald nach Paris melden, der italie-nischeMinister habe ihm gesagt: „Wenn Sie auf England zählen dürfen, haben Sie nichts zu fürchten; dann wird Deutschland nie wagen, Sie anzugreifen; un accorcl frsneo-aNAlais est la meilleure Garantie <ie la paix en Lurope." (Von einer Stütze des Dreibundes konnte man noch größere Zuverlässigkeit kaum verlangen.)
Diese Meldungen und Gerüchte hatten Herrn Rouvier ner-

vös gemacht. Dem alten Finanzroütier warderselbstbewußte und hochmüthig schweigsame Theophil, schon als Loubets Liebling und smi cte la vertu, immer ein Gräuel gewesen. Besonders, seit er ihn über die Anvermeidlichkeit des russisch-japanischen Krieges nicht rechtzeitig unterrichtetund, als falschen Propheten, um einen Theil seinesAnsehens in der ttaute öanque gebracht hatte.Wennman den unheimlichen Knirps jetzt ausschiffen könnte? Dann hätte Loubet keinenSpion mehr imMinisterium.Delcasse liefe nicht mehr als un-anta stbarer Vertrauensmann Nikolais und Eduards umher. And Rouvier könnte sich alsRetterdestheurenVaterlandesetabliren. Wer würde dann noch an den Panamagerichtstag erinnern, an dem er unter Keulenschlägen im Palais-Bourbon zusammen-brach? Das wäre die Renaissance. Dazu ist aber nöthig, daß die Franzosen überzeugt werden, die Republik schwebe in einer Le-bensgefahr, die der seit sieben Iahren fast selbstherrisch regirende Minister für internationale Politik verschuldet habe. Das läßtsich durch Iaures mühelos machen. Der wollte ja interpelliren. Hat über die blutige Schmach der Revanchepolitik schon Zeter und Mordio geschrien und dem deutschen Proletariat die Bruderhand hingestreckt. Dem sagtman: Nur Delcasses Schuld; und zeigt ihm entzifferte Diplomatendepeschen. Dannwirddie Sache bestens be-sorgt. And zu den Kollegen spricht man: „Kinder,wirüberlebendie sozialistische Interpellation nicht, wenn wir den Kleinen nicht vor-her über Bord werfen". Alle dünnen und dicken kicelles werden gezogen; und keine versagt. Kriegsgefahr? Den Schreihälsen stockt derAthem. Iahre lang thaten sie,als lechze ihr wundestzerznach dem Kampf um die Provinzen: und schlottern nun, da die Schick-salsstunde zu nahen scheint. Natürlich brauchen sie auch den traitre, den Melodramenschuft,derdasganzeNnheilangerichtethat. Nach Trafalgar meinte Napoleon, das Richtige wäre, Dumanoirköpfen zu lassen, und behandelte Mlleneuve so hart, daß der nicht ruhmlos besiegte Admiral sich ein Messer ins Herz stieß. (Der Kaiser hatte durch Stachelreden und barsche Befehle die Seeschlacht erzwun-gen, wälzte dann alle Schuld auf die Admirale und erwähnte den Tag, der den Briten dieGewaltüber dasWeltmeer gab,nur ein-mal, in dem denkwürdigen Satz: I^es tempetes rious orit Kit perctre quelques vaisseaux, apres un combat impruclemment enZaZe.) Nach Metz hieß der Sündenbock Bazaine,nach LangsonFerry. Das ist

des Landes der Brauch. Ietzt war Theophil an der Reihe. Von
allen Seiten flogen dieKothklumpen ihm ins zerknitterte Gesicht.
Er gehört wohl zu den Leuten, deren Eitelkeit im Anglück rasch ins
Anermeßliche wächst. «Berlin zittert vor mir; nennt mich einen
Don Iuan, der mit allen Großmächten schäkert und von allen er-
hört wird. GrafBülow will mit mir nicht weiter verhandeln. Ein
solcher Kerl bin ich. Aber ein Minister, der tapfer nationale Po-
litik macht,scheint hier nicht mehr möglich." So brüstete er sich im
Kreis derIntimen. Er war reif geworden; undamsechstenIuni-
mittag konnte der Finanzmächler ihn mähen. Meine Hand, schrie
Maurice Rouvier in der gut inszenirten Ministerrathssitzung,
meine Hand soll verdorren, ehe sie das von England angebotene
Bündniß unterzeichnet. Dann: Später vielleicht; wenn wir die
Marokko-Konferenz hinter uns haben, die ich so vorbereiten werde,
daß sie uns nicht schaden kann; jetzt aber würde das Bündniß uns
auf geradem Weg in den Krieg führen.'^Er hatte die Mehrheit der
Minister für sich, Theophil ging und Moritz konnte, bevor er sich,
als rezent, im Bankdirektorium wärmt, das Vaterland retten.
Herr Delcasse wollte nicht mit derBritenflotte und den hun-
derttausend Steifleinenen (denen eine RandbemerkungWilhelms
das Horoskop stellte) über Deutschland herfallen; wollte keinen An-
griffskrieg, fondern einDefensivbündniß. Er glaubte, Marokko sei
nur ein Vorwand; da die Verträge, die dem Deutschen Reich im
BeladelMaghzendasRechtdermeistbegünstigtenNationsichern,
von keiner Seite angefochten werden, haben Kaiser und Kanzler
zur Beschwerde ja keinen Grund. Wozu also plötzlich der Lärm?
Die Fahrt nach Tanger, die Mobilmachung der Presse, die Mis-
sion Tattenbachs? Nachdem man ein Iahr lang den Aprilvertrag
kaum der Erwähnung werth gefunden hat? Weil man uns, ehe
Rußland sich erholt,vor dieFragezwingenwill: Krieg oderBünd-
niß ? Für diesen Fall dünkte der britische Antrag ihn nützlich.Wenn
England, das eine franko-russisch-deutsche Verständigung, den
Bund 5>er Kontinentalmächte, als höchste Gefahr fürchten muß,
für den Besitzstand derRepublik bürgt, wird der Kaiserseinejunge
Flotte nicht aufs Spiel setzen und Europa hatRuhe. Verbrechen?
Nein: Mißverständnis Delcasse und Lansdowne (richtiger: Edu-
ard und Delcasse) glauben, Deutschland werde, wenn Frankreich
nicht endlich aus dem Schmollwinkel rückt, die ultima ratio regum

nichtscheuen, und wollen sich gegensolche Noth durch eine Mutual-
versicherung schützen. InBerlin wiederum, wo manweder an zärt-
liches noch an gewaltsames Werben denkt, glaubt man, Frank-
reich plane im Bund mit England eine Offensive, und läßt durch
Tittoni deshalb das Gelände sondiren.I-Ke comeä^ ot errors.Daß
Delcasse in Marokko zu schnell siegen wollte und den täppischen
Taillandier zu spät an die Leine nahm, war sein schlimmster Feh-
ler. Seine Schutzmaßregeln waren vom französischen Interesse,
wie ers verstand und verstehen mußte, gefordert und konnten das
wilhelminische Reich nicht kränken, das sich für saturirt erklärt und
in frommer Inbrunst nur friedlicher Arbeit sich weiht. Detache-
mentstaktik empfahl, ihn als Schwarzen Mann zu verschreien.
(Wer den Esel nichtprügelnkann,schlägtdenSack,sagtPetronius
Arbiter. Eduard war dem berliner Groll unerreichbar. Doch er
wußte, daß Theophil für ihn litt, und hat noch den Gestürzten des-
halb stets durch auffälligen Huldbeweis ausgezeichnet.) Holstein
war ärgerlich, weil derMinister in Ostasien nicht indenvon Cour-
cel undHanotauz gebilligtenWeg einbiegen wollte und, statt sich
mit dem DeutschenReich zu verständigen, amtlicheFragen unbe-
antwortet ließ. Noch in diesen Märztagen aber konnten wir (im
Hwtin, der den lehrreichenBriefnachlaßWaldeck-Rousseaus ver-
öffentlicht) die Depesche lesen, in der Graf Bülow für den dem
Freiherrn von Ketteler, Deutschlands in Peking ermordeten Ge-
sandten, gespendeten Nachruf Herrn Delcasse ungemein herzlich
dankt. And daß der Kleine 1904 nicht denDolus derBeleidigung
hatte, ward schon durch das Marokko-Gelbbuch von1905erwiesen.
Vierzehn Tage vor demAbschluß des franko-britischenVertrages
hat er demFürstenRadolin dieFrage (die derBotschafter selbst»in-
diskret" nannte) nach demInhaltundZweck desVertrages mitAn-
gaben beantwortet, die unser Vertreter »ganz natürlich und voll-
kommen vernünftig" fand. Der in England veröffentlichte Vertrag
ist von der pariser Regirung keiner der Mächte, die den Verhand-
lungen fern geblieben waren, mitgetheiltworden. Amachtzehnten
April 1904 aber hatderMinister denBotschafterBihourd ermäch-
tigt, dem StaatssekretärFreiherrn von Richthofen die vomFürsten
Radolinamdreiundzwanzigsten März mitlebhaftem Dank aufge-
nommene Mittheilung zu wiederholen. «Wir denken, Lord Lans-
downe und ich, nicht daran, das berechtigte Interesse irgendeiner
Machtzuschädigen.DaskönnenwirohneNmschweifeundohne den

ScheineinesEntschuldigungversuches sagen: denn es ist dieWahr-
heit und durch deren Enthüllung kann unsere Würde nicht geschmä-
lert werden." Am neunzehnten April des nächsten Iahres erwidert
er den Interpellanten (Castellane, Deschanel, Iaures): „Ich
habe gesagt und sagen lassen, daß ich zu jeder gewünschten Auf-
klärung bereit bin; und habe der Wiederholung nichts hinzuzu-
fügen." And erbietet sich, da ihn die Führer großer Gruppen ge-
tadelt haben, zum Rücktritt. Noch ists zu früh. Anter Rouviers
Führung bitten die Kollegen ihn, im Amt zu bleiben. Die Be-
hauptung, er habe im Vorsaal der Deputirtenkammer unfreund-
lich über die Politik des Deutschen Kaisers gesprochen, ist von
seinen Feinden bis heute nicht als wahr erwiesen worden. Hat
aber bewirkt, daß Wilhelm im Iuni 1903 zu dem General de La-
croix sprach: »Er ist weg; jetzt werde ich Sie nicht mehrgeniren."
Die Nation und der Kaiser sollten glauben, Theophils Sturz sei,
als die sichtbare Sühnung persönlicher Schuld, vonAlldeutschland
mit frommem Schauder zu feiern. And Beide habens geglaubt.

1911.

Müssen wir nun knirschen, weilHerrDelcasse wieder auf die
Höhe geklettert ist? Nein. Daß er ans Ziel kommen werde, war
seit dem zwanzigsten Iuli 1999 gewiß; seit er Clemenceau, den
allzu witzigen Diktator, vom Thron gedrängt hat. Der hatte die Er-
innerung an die Zeit, da er dem Flottenausschuß vorsaß und, trotz
der ärztlichen Praxis, gegen dieschleichendeMarinekrankheitkein
Kräutlein fand, mit der Frage abzuwehren versucht, was denn der
Minister Delcasse für die Sicherheit der Landesvertheidigung ge-
than habe. Antwort: »Ich habe zwischen Spanien und Amerika,
zwischen Britanien und Rußland vermittelt, mit Spanien, Ita-
lien, England Verträge geschlossen; habe uns überall Vertrauen
und Freundschaft geworben und brauche das Artheil über mein
Thun nicht zu scheuen. Marineminister war ich nicht. Herr Cle-
menceau hat sich in zwei Aemtern, als Präsident des Antersuchung.
ausschussesunddesMinisteriums,derPatriotenpflichtentzogen."
Rechts, links,in derMitte lärmt langer Beifall. Der Diktator will
das letzte Wort haben. „ Herr Delcasse hat der Republik die schmäh-
lichste Erniedrigung ihres Lebens verschafft. Er wollte den Krieg:
und mußte doch wissen,daß wedertzeer nochFlotte bereit war." Von
allen Seiten heult,pfaucht,prasselt dieWuth auf. Ein Kabinetschef,

der,um seineRachsucht zu sättigen,vor demOhr derMenschheit sagt, Frankreich sei durch seine Ohnmacht gezwungen worden, erntedernde Schmach wehrlos hinzunehmen, ist unmöglich; darf niemals wieder im Namen Frankreichs sprechen. Delcasse triumphirt. Drängt sich aber nicht in die Nachfolge Clemenceaus. Er kann warten; und braucht die Zeit, um zuverlässige Bundesgenossen zu werben. Er kennt Herrn Pichon. Der wird, wenn ihm Eduard und Clemenceau nicht mehr die Rolle souffliren, sich nicht lange in der Rampengunst halten; von Briand aber, dem Duzfreund, nicht dem Toben der Galerie geopfert werden. Briand selbst? Sicher der tüchtigste Mann, den die arme Republik heute hat. Ihr stärkster Regentenwille. Ein Aristides, dem der Muth zur Gerechtigkeit niemals fehlen wird. Doch Einer, der gerade auf dem höchsten Sitz leicht verwundbar bleibt.' Ein wegen öffentlicher Verletzung des Schamgefühles verurtheilter, vom Barreau geächteter Sozialdemokrat, der in allen Schanksälen laut wider Kapitalismus und Militarismus gedonnert und die Söhne Frankreichs zur Weigerung der Wehrpflicht aufgerufen hat. „ Mit der Hacke, dem Säbel, der Pistole und Flinte müßt Ihr in den Kampf ziehen. Ich werde Euch nicht tadeln, sondern, wenns so weitist, in Euren Reihenmitfechten. Inden Tagen eines Generalstrike ist dieArmee das gefährlichste Hinderniß; eins, mit dem man rechnen muß. Ohne den Entschluß zur Gewaltthat kommen wir nicht vorwärts. Mit aller Kraft stemme ich mich gegen die abscheuliche, unzeitgemäße Lehre, die uns zwingen will, die Staatsordnung und das Eigenthum unter allen Nmständen zu achten." So hat, fast im Ton des Kneipenanarchismus, Aristide Briand noch im IulilW^t gesprochen. FünfIahre danach ist erMinisterpräsident: und zeigt, daß ihm das Amt gebührt. Er wirbt der republikanischen Staatsform da Anhang, wo die Sektentyrannei der Combes, Pelletan, Berteauz Ekelgefühle bewirkt hat, und wagt, sich zu dem Satz Adolfs Thiers, des ersten Präsidenten, zu bekennen: „ l.a l^epudlique n'est qu'un contreseng, si, su lieu ct^etre le gouvernement cle tous, eile est le Muvernement ä'un parti, quel qu'il soit.- Ohne ein Blutströpfchen verspritzen zu lassen, rettet er den Staat aus der Lebensgefahr der Eisenbahnsperre. Daß er den Staat von der Kirche trennte, hat ihn berühmt gemacht. Dennoch blickt auf ihn nun die Hoffnung Aller, die, gläubig oder ungläubig, die Nothwendigkeit nationaler Versöhnung erkannt ha-

ben. Den Genossen derHetzjahre ist er der Verräther und Schandgeselle, der sich von Bänkern und Pfaffen als Büttel miethen ließ. Im Land heißts: »Da sieht man wieder, daß aus dem erprobten Briganten der beste Schutzmann wird". Doch in der Kammer schrumpft die Mehrheit des Ministerpräsidenten, der gesagt hat, er wolle nur mit den Stimmen der Bergpartei regiren, und seitdem dieses Wortes Gefangener ist. Der den Feinden nicht mit der Faust droht, den Freunden nicht in Pfründen hilft. Vierzig Abgeordnete bitten ihn, Mann vor Mann, um ein frei gewo rd enes Nnterstaatssekretariat; er schlägts Iedem ab und läßts unbesetzt. Nach einem mühsamen, glanzlosen Siege geht er. Weil er sich nicht verbrauchen wollte? Seine letzte Mehrheit war immer noch viel größer als die, derenSprüche einst die Dritte Republik schufen und ihr dreiLustrendanach Iudo-China erhielten. Er konnte noch bleiben, wenn er Pichon in die Versenkung Meß. Das wollte er nicht. War wohl, im Wirbel der Salonfreuden und Kammerleiden, auch müde geworden. Der Aschermittwoch gebar ein neues Ministerium. Präsident: Herr Monis, Waldecks unbeträchtlicher Gehilfe. Kriegsminister: Herr Berteauz, der reiche Chef einer Börsenmaklerfirma, der das Heer verbürgerlichen will (und den Anteroffizieren drum erlaubt hat, in den dienstfreien Stunden Civilkleider zu tragen). Auswärtiges: Rechtsanwalt Cruppi, dessen Name nur einmal bisher ins Diplomatenohr klang: als er, in der tzauptverhandlung gegen einen in Haiti geborenen Anterpräfekten, der seine Frau getötet hatte, von haitischer Barbarei sprach und dadurch die Antillenrepublik zu eine Beschwerde zwang. Marine: Herr Delcasse. Der durfte endlich also wieder ans Licht. Er konnte dasPräfidium fordern; hatte aber gewiß nicht den Wunsch, für die Klüngelwirthschaft der Pfaffenfresser, denen ersich fürsErste verbünden mußte, verantwortlich zu werden. Auchkeine Lust, Pichons Erbschaft anzutreten. Den hat er felbst öffentlich nie getadelt. In aller Stille aber die Spähmannschaft aufgestellt, die jeden Mißgriff des Ministers im Lager ausschrie. Im Februar wurde Herr Pichon, der sich ein mächtiges Syndikat verfeindet hatte,sogar vonTardieu(Premier secretaire ä'ambassacle Konoraire) im gern offiziösen l-emps angegriffen; war alfo fast ohne Stütze. And das Schuldkonto, das man ihm vorhielt, war lang. Er hat versäumt, für einen klaren Plan zu forgen,nach demFrankreichs und Englands Vertreter im Gebiete der Türkei einträchtig han-

dein konnten. Er merkte nicht, daß Sir Adam Block und die Finanzagenten Cassels aus Konstantinopel ganz Anderes meldeten als Herr Laurent und die Leute der Sanque Ottomane; und staunte dann, thatlos, als die Iunge Türkei, deren Häupter sich einst der Französischen Republik feierlich verlobt hatten, eine unfreundliche Miene zeigte, durch Schroffheit das Scheitern des Anleihehandels bewirkte und mit deutschen und österreichischen Schatzscheinen der drängenden Geldnoth für ein Weilchen abhalf. Das konnte ein weiter blickender Staatsmann vermeiden; denn die Türkei bleibt auf Frankreichs Sparerkapital angewiesen. Auch zu dem Versuch, in Anatolien und Albanien Bahnkonzessionen zu angeln, war die Zeit schlecht gewählt. InMarokko ist es zwar, wie der Abgeordnete Deschanel, als Berichterstatter der Budgetkommission, anerkannt hat, leidlich gegangen; eine kräftigere Initiative wäre aber mitMuley Hafid und ElMokri längst ins Reine gekommen. Britanien scheint sich nach einer VerständigungmitDeutschlandzu sehnen; leugnet öffentlich, daß die liberale Regirung sich Frankreich zu militärischer Hilfeleistung verpflichtet habe, und speist den Minister der Republik mit billigen Komplimenten ab. Noch schlimmere Enttäuschung kommt von Osten; von der Nation alliee et amie? Diewendetsichwiedernach Asien, möchte das von Iapan zerstörte Prestige in China erneuen und schwächt sich dadurch fürjede ernste europäischeAktion. Die russischen Truppen werden von der deutschen Grenze zurückgezogen; und in Potsdam Verhandlungen begonnen, deren Ziel ein deutsch-russischer Orientvertrag ist. Wird Frankreichs Stimme in Petersburg, wie eines armen Verwandten, jetzt überhört? Wußte Herr Pichon nichts von derEntblößungPolens.demnahenKonfliktmitChina und derpotsdamerEinigung? Erfuhr ers nicht früher als die Fernsten? Er stammelt. Vor einem Iahr hat er gesagt, Rußland, Frankreich und England seien entschlossen, den mit der Bagdadbahn zusammenhängendenFragen gemeinsam die Antwort zu suchen.Nun hatRußland sich darüber auf eigeneFaust mitdenBerlinernverständigt; und England scheint bereit, auf seinen Widerspruch zu verzichten, wenn die 'am Persergolf mündende Endstrecke unter internationale Aufsicht gestellt iwird. Wo ist nun die Frucht all derBündnisseundFreundschaften.von denen, seit demIahr 1904, Frankreich das Heil erwartet? An Eduards Tod und an der britischen Reichskrisis istHerrPichon eben so unschuldig wie an Ruß-

lands chinesischen nnd persischen Sorgen. Schuldig nur an der schlechtenFrisur,mit der diese nouveauteg vor die Zuschauer traten. Daß Herr Delcasse den Freund Briands aus dem Machtbereich drängen, aber nicht sofort beerben wollte, ist leicht zu verstehen. Im Marineministerium giebts besser lohnendeArbeit. Wer daran mitwirkt,daß die alteKlageüber dieMängel derFlottenverwaltung endlich verstummt,darf auf denDank allerRepublikanerrechnen. And dann sogar an eine friedliche Vereinbarung mit dem Deutschen Reich denken. Ein höheres Ziel kann der kühnste Gallierehrgeiz heute nicht schauen. Auch wenn die preo'ccupationg an-Missantes äe notre äiplomätie, von denen Herr Ionnart, derGeneralgouverneur von Algerien, in seinem Abschiedsgesuch sprach, wieder weichen: auf die nahe Möglichkeit einer den Sieg über Deutschland verbürgenden Koalition bleibt kaum noch die schmächtigste Hoffnung. Wir haben zwei Iahre lang uns vor allen Geräuschen, die als Zeichen furchtsamer Nnruhe zu deuten wären, gehütet; und werden nun (oft wars hier vorausgesagt worden) wieder zu Geschäftsabschlüssen aufgefordert. Darf der Deutsche deshalb schon wähnen, ihm leuchte eine neue Sonne? Dann dürfte jeder Liquidant jubeln, dem am Schalter für den Iahresschluß Zahlung verheißen wird. Entsagung hat uns beliebt gemacht. Wir haben auf Marokko, Abessinien, Persien, auf die Expansion nach Asien und Afrika verzichtet und dafür eingehandelt, was von offizieller und offiziöser Beredsamkeit längst als uns gehörig aufgezählt worden war. Die potsdamerIllumination konnte nur in der Finsterniß mit dem Reiz festlicher Aeberraschung wirken. Daß einschwachesund seinerSchwachheit bewußtesRußland fühlbare Feindsäligkeit gegen das Deutsche Reich meiden müsse, war dem jüngsten Lehrling derDiplomatie keinGeheimniß. Nnd schon im BottnischenBusen und vor Swinemünde hatNikolaiAlexandrowitschgesagt, Wilhelmwerde ihnnieunterDeutschlandsFeinden finden. Frohlocket nicht zu früh! Eine Politik würdiger Passivität ist einer Großmacht, die im Iahr 1911 für ihre Wehr dreizehnhundert Millionen ausgiebt, noch nicht als Meisterleistung zu buchen. Die Wahrung des Status kann Briten, Franzosen und Russen genügen; nicht uns, denen in vierzig Iahren nichts Beträchtliches zuwuchs. Wir haben nichts zu fürchten. Zu hoffen? Nicht jede versäumte Stunde bringt ein Heller Morgen zurück.

In eigener Sache.

Professor Wilhelm Ostwald hat jüngst in einem Feuilleton („Das Schuldeutsch auf der Anklagebank", Berliner Tageblatt vom achten Februar 1911) meine „Kritik der Sprache" erwähnt. Ich glaube beinahe, daß es in freundlicher Absicht geschah. Aber auch eine unfreundliche Absicht, die just ich nicht herausgelesen habe, wäre ein gutes Recht des Herrn Professors gewesen. Er empfiehlt eine anonym erschienene Schrift über das Elend der deutschen Schulsprache und macht sich den kleinen Scherz, seine Besprechung mit einer Parallele zwischen dieser Schrift und meinem Buch einzuleiten. Auch diese Stilübung geht mich nicht an.

Aber Herr Professor Ostwald nennt meine „Kritik der Sprache" eine leidenschaftliche Anklageschrift, die ich „gegen die Sprache im Allgemeinen und die deutsche im Besonderen in die Welt geschleudert" habe. Wieder ist es das gute Recht des Herrn Professors, nicht zu wissen, was auf den zweitausend Seiten meines Buches steht, nicht zu wissen, daß mein Buch sich erkenntnißkritisch gegen das Werkzeug der Vernunft wendet, gegen die menschliche Sprache überhaupt, nicht pädagogisch gegen die deutsche Orthographie und Dergleichen. Ich darf aber Protestiren, wenn der Herr um einer Stilübung willen von meinem Buch die Unwahrheit behauptet, daß es sich irgendwie gegen die deutsche Sprache wende. Ich bin in diesem Punkt so empfindlich, daß mich der Vorwurf beinahe wie eine geistige Verleumdung getroffen hat.

Ich lehre seit mehr als zehn Jahren, im Gegensatz zu der dogmatischen Sprachwissenschaft, daß Entlehnung in der Geschichte jeder Sprache eine entscheidende Rolle spielt; ich zerstöre damit den Glauben an die Eigenheit, an die Persönlichkeit der Muttersprache. Aber ich habe auch gesagt, daß ich in mir selbst „besonders stark d as Bewußtsein finde von der Zufallsgeschichte meiner Sprache und zugleich besonders stark die Liebe zu dieser Muttersprache". Ich habe gesagt, das Handeln des Menschen werde nicht von seiner Einsicht bestimmt. „Eben so wenig braucht die Einsicht, daß die Einzigkeit, Persönlichkeit und Unvergleichlichkeit der Muttersprache eine Illusion ist, die Liebe für diese Muttersprache, die Liebe zu Vaterland oder Volk irgendwie zu schadigen". Ich habe mich überall zu der Schwäche bekannt, die deutsche Sprache zu lieben. Wer auch nur auf einer der zweitausend Seiten meines Werkes ein Wort der Anklage gegen meine Muttersprache findet, Der mag die

Stelle dem Herrn Professor verrathen. Daß Dieser selbst mein
Buch gelesen habe, will ich nicht glauben.
Das Buch, das von dem Professor Ostwald mit meinem ver-
glichen wird, trägt den Titel: „Die Deutsche Schulsprache ein 3vd-
feind des Deutschthums; von einem Deutschen". Es wird nicht
überall ernst genommen werden, weil es oft wie toll über sein Ziel
hinausschießt, weil es von heute auf morgen eine völlig verun-
glückte neue Orthographie und neue Wortformen einsühren will
und weil es die ungünstigen Folgen unserer Sprachschwierigkeiten
maßlos übertreibt. Der Verfasser meint sogar, das Verdienst, die
deutsche Schulsprache zu säubern, werde größer sein als Bismarcks
Verdienst um die Einigung Deutschlands; und der Mehrwerth der
deutschen Produktion werde, nach der Säuberung der Sprache,
gleich einige Milliarden betragen. Trotz Alledem verdient die
Schrift Beachtung; nicht nur um ihrer frischen Grobheit willen,
sondern, weil sie die Forderung der einheitlichen lateinischen Schrift
und die Forderung eines menschenwürdigeren Schulunterrichtes
wirksam vertheidigt. Nur gerade Professor Ostwald, trotzdem ihm
von dem anonymen Verfasser sein Weltruf mehrfach verbrieft wird,
hätte eigentlich diese Schrift nicht empfehlen dürfen: denn Ostwald
ist in Deutschland der namhafteste Vertreter des Esperanto oder
des Neu-Esperanto; und der Anonymus will sein „Iugenddeutsch"
zum Esperanto der Welt machen. Nach feiner Phantasie soll die
deutsche. Sprache mit Hilfe der vorgeschlagenen Verbesserungen die
übrigen Weltsprachen besiegen.
Ich wundere mich aber nicht darüber, daß Professor Ostwald
sich auch für diese radikal scheinende Sprachänderung begeistern
konnte. Die Chemiker haben einmal eine Neigung zu künstlichen
Sprachen. Im Iahr 1668 erfand Bischof Wilkins für Rede und
Schrift eine internationale Weltsprache; es ist bis heute der gründ-
lichste und kühnste Versuch dieser Art gewesen. Aber auch damals
soll (nach einem Scherz von Leibniz) ein einziger Mensch diese
Sprache erlernt haben: Boyle, ein wirklich genialer Chemiker, der
Reformator seiner Wissenschaft.
Ich habe meiner Muttersprache nicht den Krieg erklärt, ich
habe keine neue Sprache und nicht einmal eine neue Orthographie
erfunden. Es ist also ganz in der Ordnung, daß Professor Ostwald
meine „Kritik der Sprache" nicht kennt. Dann soll er aber auch
nicht öffentlich über ihren Inhalt reden.
Meersburg. Fritz Mauthner.

Kohlendiebe.*)

uf der Donau ein goldener Morgennebel. Tief über dem Wasser ist er dicht und milchfarbig. Weiter oben, hinter den ofener Thürmen, scheint es, als zerflössen die Sonnenstrahlen im Nebel. Es ist ein goldiger Dampf, ein kalter, lockerer Goldschaum, wie ihn trunkene Alchemisten in ihren Träumen geschaut haben. Und am Ufer langen die Bäume in den Nebel hinauf, ragen in den goldigen Rauch empor und baden darin ihren spärlichen rostrothen Blätterreft, die Fetzen ihres Laubes. Alles zerschmilzt in dem herbstlichen Brodem. Wie ein altes verwischtes Pastellbild ist diese Landschaft.

Ein mächtiger Schatten wälzt sich den Uferweg entlang. Langsam, schleppend. Dazwischen hört man Schreie; aber es sind dumpfe, anheimelnde Laute, wie wenn wir in einer Stube säßen. Der große Schatten kämpft gegen den Nebel an; schwerfällig ringt er sich durch. Ietzt sieht man bereits, daß es ein Fuhrwerk ist, mit Kohlen beladen. Auf dem Bock sitzen drei lustige Patrone. Es sind Ladenbergleute, schmierige städtische Kohlenträger. Was wissen Die von den Schächten und Stollen, vom Grubenwetter, von der dunklen Gluth, der bleichen Angst? Ihre Kohle ist ein gezähmtes Mineral, kein lebendiges, mörderisches Wesen mehr, sondern ein verendeter schwarzer Klumpen. Vorn am Wagen sind zwei magere Gäule eingespannt, deren Ahnen noch wild herumgalopirten, mit ihren Husen das Erdreich zerstampften; die Enkel aber ziehen an einem Kohlenwagen. Auf diesem Gefährt ist die Kohle eingepfercht. Eine armsälige, graue, zerstückelte, staubige Materie, zu einem elenden unorganischen Hausthier degradirt. Und die drei falschen Bergleute beherrschen zugleich die Thiers und den schwarzen Stein. Sie wirken komisch, weil sie einem Bergknappen so wenig ähneln wie der Metzgergehilfe einem Hirten, der das Vieh hütete, als es noch nicht Fleisch war, sondern ein Thier.

Sie rufen. „Haho! Wir stecken im Nebel!" schreit Einer. Der Andere ruft laut: „Hoo!" Er klettert auf den Wagen, auf die Spitze des Kohlenhaufens.

„Hinunter!" kommandirt der Dritte.

„Dort das Gestrüpp."

Der Erste spuckt aus. Und meint weise: „Na, versteht sich!"

Irgendwas fällt plumpsend hinab. Der oben steht, schleudert ein mächtiges Stück vom Wagen. Der schwarze Stein stürzt, rollt über

*) Herr Ioseph Veszi bittet mich, mitzutheilen, daß er diese Skizze seines Landsmannes Molnar (dessen Lustspiel „Der Leibgardist" seit einigen Wochen im berliner Kleinen Theater aufgeführt wird) in sei-' ner Zeitschrift „Iung-Ungarn" zu veröffentlichen beabsichtigt, die allmonatlich ein Bild der „politischen, geistigen und wirthschaftlichen Kultur Ungarns" geben und auch im Deutschen Reich dem Magyarenland (dem, nach Manches Meinung, verkannten) Freunde werben will.

den Rasen, rennt auf das Gestrüpp zu, duckt sich darunter und bleibt stehen. „Vorwärts!" Der Andere will den oben Stehenden ermuntern. Da . . . Wieder ein Gebüsch, Der Kutscher nickt mit dem Kopf: „Ins Gebüsch!-
Und wieder saust ein Stück Kohle in den Nebel hinaus. (5s stößt auf die Erde und bricht entzwei. Rauscht gegen das Gesträuch und versteckt sich dahinter.
Mühsam ziehen die beiden Mähren an ihrer Last. Sie fühlen nicht, wie diese Ladung nach und nach abnimmt, das Gewicht allmählich geringer wird. Die Physik ist die Summe sehr kühler und unmoralischer, sehr ungerechter Thesen. Das weiß ich wohl; ich würde sonst sagen, daß die Last des Fuhrwerks nur darum nicht abnahm, weil sie sich auf unmoralische Weise verringerte. Schade, daß wir nicht um tausend Iahre früher gelebt haben. Damals hätten unter zehn Leuten mindestens neun geglaubt, daß hundert Pfund hundert Pfund geben, wenn auch zwei davon gestohlen wurden. Heute glaubt unter Zehn nur Einer daran: der Kohlenhändler.
Unsere Burschen stahlen also; wobei sie sich köstlich unterhielten. Stehlen scheint eine sehr lustige und vergnügliche Beschäftigung zu sein. Vielleicht gar so amusant, so kurzweilig, so beglückend, wie der ehrsame Broterwerb düster, trostlos und bitter ist. Stehlen doch, am Liebsten die Menschen, die sich am Meisten nach Zerstreuung und Lustbarkeiten sehnen: Kinder und Frauen. Darüber sind wir uns selber nicht klar. Der Enkel meines Urenkels wird einst von dem Iubel der Menschen berichten, wenn die Seelen von der unermeßlichen Last befreit sein werden, mit der die Heiligkeit des Eigenthums auf unser Leben drückt.
„Vorwärts! Vorwärts!" Heiter klang der flotte Marsch von den Lippen der Kohlendiebe.
„Hoopp!" Da flogen die Kohlen des Herrn Kleinberger. Ein Stück nach dem anderen. Die größten, dicksten. Gewaltige Flöze, reichlich genug, um damit einen Ofen zur Hälfte zu füllen.
„Vorwärts! Ins Gebüsch, gradaus ins Gebüsch!" „Ia, versteht sich!" brummte der Baß. Sie vergnügten sich über alle Maßen. Es war sicherlich ein ungemein prickelndes Gefühl, genußvoller als das Kartenspiel, berauschender als Alkohol.
Die Methode war übrigens so alt wie die Kohle selber. Erst einen Haufen Kohle aus dem Wagen schleudern und sie dann auf dem Rückweg Stück vor Stück wieder auflesen. Sogar die Kohle mußte, sofern sie nur Verstand besaß, entzückt davon sein. Wie doch der Mensch sich so gar nicht ändert! Iahrtausende sind nöthig, um aus dem braunen Lignit bläulich-schwarzes Anthrazit zu gestalten. Die Kohle aber wurde schon in braunen Iugendjahren von den Pfahlbauern auf die selbe Art gestohlen. Und wenn sie sich einst in eine graue Staubmasse verwandelt, werden sie die Luftschiffer nicht anders stehlen.
Den letzten großen Klumpen stießen sie vor der Hafenbrücke hin-

ab. Da hatte nämlich die Zeile der Büsche ein Ende. Tutsik, droben
auf dem Gipfel des Kohlenhaufens, mochte die Hände nicht gern un-
thätig in den Schoß legen. Er bedauerte, so sehr gekargt zu haben.
„Zweimal wenigstens hätte ich noch schmeißen sollen", dachte er, als
er sich an zwei dichte Sträucher erinnerte, die er nicht versorgt hatte.
So mag der Sterbende auf sein Leben zurückblicken. Es giebt immer
solche Gebüsche, an denen wir vorübergehen. Und jede Viertelstunde
ist ein ganzes Leben voll Unterlassungen. Sechzig Iahre oder eine
Piertelstunde: einerlei; auch, ob wir zu nehmen oder zu geben ver-
säumt haben.
Am Thor des Gasthauses erwartete sie schon der Pförtner. „Ihr
seid mir aber pünktliche Leut'!"
„Wann sollen wir denn kommen?"
„In aller Frühe, wie es sich schickt,"
Der Wagen hielt. „Links, dann nach hinten!" ries der Thorwart
herrisch. „Das Kellerloch steht offen." Und da sie noch immer zöger-
ten, rüffelte er sie: „Vorwärts!"
Es war aber nicht mehr das begeisterte „Vorwärts" des Diebes-
marsches. Dies war schon der Appell eines hoheitvollen Pflichtbewußt-
seins. Das klang düster, beschleunigend, öde, wie die Pflicht selber.
Es scholl nicht mehr von den Lippen der Diebe, vielmehr sprach es der
Thorwart aus, der sich ans Kohlendiebstahl nicht verlegt. Gott bewahre!
Er stiehlt Hemden. Er stiehlt Handtücher. Er nimmt einen höheren
Rang ein, sieht verächtlich auf das Rohmaterial herab. Er ist ein Kul-
turdieb: ihn gelüstet es nach Industrieerzeugnissen,
Der Wagen bog um das vierstöckige Gehöft; und schon rollte don-
nernd und krachend die Kohle in den Keller. Sie polterte dröhnend
über die Bretter und ein Donnerschlag folgte dem anderen.
„Da hat man Kohle gebracht!" murmelten einige späte Gäste.
„Der Herbst ist da."
Vom Keller her vernahm man in ununterbrochener Aufeinander-
folge das Poltern und Sausen der Kohlenlawine.
„Der Winter naht!" sagte sich das üppige ältliche Stubenmäd-
chen, das gewisse, dem man zweimal zu läuten pflegt. Sie guckte durch
die Bodenluke. Der Nebel lichtete sich schon. Er hatte das Gold der
Sonne aufgesogen, erwärmte und verflüchtigte sich. Die herrlichen,
lauen, goldgelben Sonnengarben ergossen sich über die Gegend. Die
Donau war ein einziger fließender Opal, Gärtnerinnen fegten, sich in
d<.n Hüften wiegend, die vergilbten Blätter weg. Es war ein stiller,
lieblicher Herbstmorgen.
Das dralle Frauenzimmer hatte vom Bodensenster aus einen
Dienstmann gesichtet. „Er kommt schon", flüsterte sie. Dann eilte sie
ins Erste Stockwerk hinunter, an die Thür Nummer 20. Sie klopfte
an. „Gnä' Frau, der Dienstmann ist da mit seinem Handwagen."
Frau Witwe Sikoro saß auf dem Sofa zwischen vollgepfropften
Körben und Koffern. „Die höchste Zeit", brummte sie. „Horch?" Sie

spitzten die Ohren. Grollend rollten die Kohlen in den Keller hinab.
„Der Winter ist da!'!
Ein untersetzter jüdischer Dienstmann klopfte an und trat ein:
„Küß' die Hände!"
Frau Witwe Sikoro erhob sich schwerfällig vom Sofa. Sie war
eine kränkliche, sehr alte Frau. Sie sagte mit einem Seufzer: „Na,
also, vorwärts!"
Das klang noch ernster als zuvor von den Lippen des Pförtners.
Dies „Vorwärts": es war ein echter Laut. Vorwärts in den Tod, vor-
wärts zum Abschied, vorwärts in den stillen Friedhof neben die ande-
ren alten Weiber. Frau Witwe Sikoro stahl nicht mehr. Vielleicht
war sie darum so traurig. Von ihr ließ sich kein Mensch und kein Ding
mehr stehlen.
Der Dienstmann war ein kleines Männchen, ganz roth im Ge-
sicht. Eine goldene Uhrenkette baumelte an seiner Weste. Man sah
ihm an, daß er sein Auskommen hatte und gerade auf dem Ansprung
war, sein Geschäft mit irgendeinem Spediteurladen zu vertauschen.
Diese Umzugsgeschäfte auf dem kleinen Karren waren, so zu sagen, die
letzten Akkorde seiner Dienstmannszeit. Aus dem reichsten Dienstmann
wird nun der lumpigste Spediteur.
Nach zehn Minuten lag die ganze Gabe der Witfrau auf dem
Handwagen. Während er das Zeug mit einem Strick festband, mengte
er deutsche und ungarische Worte kunterbunt durcheinander. Darauf
schob er die rothe Mütze auf seinem Schädel in den Nacken und rief:
„Iosef!" Auf diesen Ruf kam ein Mensch hinter dem Gasthaus hervor.
Es war das Zugthier des Dienstmannes. Ein zerknittertes, schimmel-
grünes Gesicht, eine seelenlose, thierische, hohlwangige Karikatur mit
unregelmäßig gewachsenen Borsten über den Lippen. Der arme Kerl
wirkte, als sei er gar nicht so schäbig und häßlich, habe aber einmal
in einen billigen, gesprungenen, ordinären Spiegel geblickt und müsse
seitdem mit dem Gesicht herumstolziren, das er darin gesehen hatte.
An seinen Beinen schlotterte eine allzu weite Hose und die Aermel
seines Rockes reichten ihm bis an die Fingernägel. Irgendein Schmer-
bauch mochte ihm seine abgelegten Kleider geschenkt haben. Dieser
hagere, grüne Iosef spannte sich vor den Karren und legte sich in die
Deichsel. Mühsam, gequält zog er den Karren. Der kleine alte Dienst-
mann hatte den Rollstuhl der Witwe angefaßt und schritt mit seiner
leichten Last munter hinter Iosef her. Er kam ihm zuvor und nun be-
wegte sich der Zug im langsamen Trott vorwärts: voran der Rollstuhl,
hinterdrein der Dienstmann, darauf Iosef, zuletzt der Karren mit den
Habsäligkeiten der Witwe Sikoro.
Als sie auf den Weg heraufschwenkten, den soeben die Kohlen-
träger passirt hatten, grüßte der Dienstmann den Polizisten. Der
Dienstmann grüßt immer den Polizisten, Der Dienstmann grüßt alle
Welt, weil bei seinem Geschäft ein großer Bekanntenkreis die Haupt-
sache ist, dessen Erhaltung nur erfordert, daß man entweder die Iours

der Leute besucht oder sie bis zum Ueberdruß grüßt. Er wählt das Grüßen.

Während sie mit dem knarrenden Gefährt über den Weg schleichen, bleibt auf einmal das grüne Männchen stehen. Es hebt den Kopf, wie ein Hund, der Etwas wittert. „Herr Eislitzer!" sagt er leise.

Der Dienstmann bleibt stehen. Der ganze Zug hält an. Habt Ihr schon einen Lastträger gesehen? Während er unter der Last keucht, häuft sich in ihm der Ekel gegen sein Handwerk an. Dennoch verrichtet er seine Arbeit. Wenn er dann vor Ekel überschäumen möchte, genügt ein einziger Laut, eine ungewohnte Bewegung, Etwas, das ihn aufschreckt: und er bleibt stehen. Müdigkeit und Unlust genügen nicht, ihn aufzuhalten.

„Herr Eislitzer!" wiederholte der Grüne.

„Na, was giebts?"

„Eigenthümlich. Mir scheint, da liegen Kohlen."

„Was sagt der Mensch? Kohlen?"

„Feine Kohlen. Seit wir diesen Weg fahren, will es damit gar kein Ende nehmen. Zuerst dachte ich an einen Zufall. Dann wars aber dort eben so; vor einer Weile wieder und jetzt wiederum. Die Träger wollen die Kohle stibitzen."

„Aha!" machte Herr Eislitzer.

Im nächsten Augenblick stand der Rollstuhl sammt dem Fahrzeug verlassen auf der Straße. Die Deichsel schob sich seitwärts gegen das Ufer zu, als blickte sie ihnen nach. Die beiden Männchen aber kribbelten unten am Wasser im Kehricht unter den Sträuchern herum, Sie flüsterten geheimnißvoll. Ab und zu bückten sie sich, um einen Klumpen aufzulesen. Sie nahmen sich aus wie zwei seltsame Bestien: zwei elende, ausgemergelte Stadtthiere, die Kohle weiden. Herr Eislitzer nahm ein prächtiges, glänzendes Stück in die Hand. Er schaute es verliebt an und wog sein Gewicht. „Das allein hat seine fünf Kilo."

„Da... da... wieder ein Stück!" hauchte der Andere lüstern.

„Komm, Liebchen!"

Herr Eislitzer blickte herum. „Unerhört!" Und fügte hinzu: „Dort wieder!"

Sie klaubten auf, was sie konnten. Der Lastträger kicherte: „Sind pfiffige Leut'! Verstecken die Kohlen für uns."

„Für uns?" fragte der Dienstmann. „Wieso für nns? Warum denn für uns? Meinen Sie wirklich, daß Die es für uns thaten?"

„Na freilich!" sagte der Andere,

Und sie blickten einander verdutzt an, denn Beide hatten die Hände voll Kohlen. Endlich fand sich Herr Eislitzer zurecht: „Legen wir das Zeug auf den Wagen."

Gesagt, gethan. Hierauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Von fern her, in der Richtung des Gasthauses, rauschte ihnen ahnungvoll das dumpfe Gepolter der Kohlen, die in den Keller rollten, nach.

„Die werden die Augen aufreißen, wenn sie zurückkommen und

vergebens herumschnüffeln. Wird aber nichts mehr zu, holen sein!"
murmelte Iosef strahlend und zog aus Leibeskräften an dem Karren,
daß ihm war, als müsse er vergehen.
Aber weiter unten blieben sie nochmals stehen. Unter einem
Strauch dunkelte ihnen ein so riesiges Stück entgegen, daß dem Dienst-
mann der Athem in der Kehle stockte.
„Unglaublich!" rief er. „Und so was stiehlt man!" Er schoß
darauf zu. Keuchend kam er damit wieder. Er ließ es -in der Sonue
funkeln. Es war in der That ein Prachtexemplar. Ein feines, mäch-
tiges Stück von dunklem Glanz; an etlichen Stellen schimmerten gelb-
liche Erzflecke. Der Dienstmann warf es auf den Karren. Er schaute
auf Iosef. Der schneuzte sich und zog eine verschmitzte Fratze. Er
schmunzelte unter seinem spärlichen Borstenbart. Plötzlich zog auch
Herr Eislitzer das Gesicht in Falten. „Ich mache die Anzeige." Er
faßte den Rollstuhl an und schob ihn mit einem Ruck vor.
„Ia, in den Kerker mit dem Diebesgesindel!" Der Lastträger
lachte hämisch, schielte aber dabei immer auf die Sträucher.
„Ich zeige die Kerle an", wiederholte Herr Eislitzer und jagte
hinunter, um ein neues Stück zu holen. Von unten rief er Iosef zu:
„Klauben Sie auf, was Ihnen in den Wurf kommt. Ich bringe Alles
vors Gericht."
Anfangs nahm ers mit der Anzeige und der Rückgabe vielleicht
gar nicht so ernst. Bisher hatte ihm nämlich die moralische Grundlage
dafür gefehlt, die halbwegs gestohlene Kohle aufzulesen. Mit dieser
Erklärung jedoch war die moralische Rechtfertigung und die Befugniß
für die Kohlenlese gefunden. Ist sie erst auf dem Wagen zwischen den
Kisten und Körben, so wird sich das Uebrige schon finden.
Sie stapften Schritt vor Schritt vorwärts und blieben nur manch-
mal unter den blätterlosen Bäumen auf der Straße stehen. Der Karren
war schon ganz schwarz von der Menge Kohlen. Sie banden den Roll-
stuhl ans Fuhrwerk und auch Herr Eislitzer spannte sich an die Deichsel.
Beide zogen nun das Gefährt. Sie schritten lautlos neben einander,
doch Iosef war neugierig, zu erfahren, was mit den Kohlen wohl ge-
schehen werde. Es war kalt. Heute oder morgen bricht der Winter her-
ein. Ein kleiner, spinnbeiniger Eisenofen erschien vor seinem Geist,
tüchtig geheizt; er glühte förmlich. „Wie angenehm!" fuhr es ihm
durch den Sinn. Herr Eislitzer dachte an ganz Anderes. „Ich kann die
Kohle verkaufen", sinnirte er. „Im Haushalt ist jeder Kreuzer noth-
wendig. Das ist reiner Gewinn. Eine prachtvolle Kohle!"
Am Horizont tauchte plötzlich ein Wachmann auf. Herr Eislitzer
wurde roth wie seine Mütze. Zuerst entfuhr ihm der Ruf: „Aha!" Der
Wachmann war ein energischer, schneidiger Magyare. Strenge und
Ueberlegenheit thronten auf seinem Antlitz.
„Ia, ja", brummte Herr Eislitzer ohne bestimmten Grund. „Wie
spät ists?" fragte er das kleine Männlein, schielte aber auf den Wach-
mann hinüber.

Die Zukunft.
Der kam allmählich näher. Da blieb der Dienstmann stehen, spannte aus und lüftete die Kappe. „Die Kerle sollen mich kennen lernen!" raunte er Iosef zu. Und eilte dem Wachmann entgegen. „Bitt' schön," sagt er, „wo finde ich hier ein Polizeiamt? Irgendeine Wachstube oder die Hauptmannschaft? Ich habe eine Anzeige zu erstatten."
Der Wachmann trug in einem kleinen rothen Bündel sein Mittagessen. „Was ist schon wieder los?" fragte er unwirsch.
Herr Eislitzer wies mit dem Finger auf die Kohlen: „Was sagen Sie dazu? Na, was sagen Sie? Blicken Sie hin, dort unter den Sträuchern; sehen Sie?" Er fing zu erzählen an. Der Polizeimann hatte sein Bündel auf den Boden gelegt. Dann sah er sich die Kohle an. Da kam vom anderen Ende der Straße ein zweiter Wachmann heran. Den zuvor der Dienstmann gegrüßt hatte.
„Ia," sagte er, „mich hat schon der Mauthaufseher aufmerksam gemacht. Der hatte einen ganzen Haufen zusammengeklaubt, als ich vorbeiging."
(Auch er? Dachte Herr Eislitzer.)
„Das langt für eine ganze Woche", meinte der erste Wachmann.
Der andere sagte: „Was da oben liegt, reicht für zwei Wochen aus. Ich bin das Ufer entlang gegangen. Ich sah unter jedem Busch ein Stück."
Ietzt erschien auch der Mauthaufseher in seinem mit Messing beschlagenen Rock. Er stieß athemlos hervor: „Dort, am Wasser, Herr Kommissär, am Rand... Das Wasser spült nichts fort..." Plötzlich fiel sein Blick auf die Kohlen im Wagen. Ein Lächeln huschte über seine Züge. Auch er liebte die Kohlen.
„Ei", sagte er. „Sie haben die Stücke aufgelesen?"
„Pardon!" rief Herr Eislitzer. „Wir haben die Anzeige erstattet."
Da standen sie nun in einem Knäuel. Der Wachmann mit seinem rothen Bündel, ein armer Hausmeister in Ofen, Vater von sechs Kindern (schätze ich) und der andere, dem man es vom Gesicht ablas, daß er sich gern niedergelegt hätte, um achtundvierzig Stunden hindurch in einem Zug auszuruhen. Dann Herr Eislitzer nebst seinem Gehilfen, dem elenden Zugthier, das sich von wässerigem Kaffee, ungesäuertem Brot und warmem, mit Mehl gemengtem Wasser nährte. Endlich der Mauthaufseher, der auf einem Ponton in einer kleinen, mit einem runden Fensterloch versehenen Kabine hauste und im Winter mit den Bretterabfällen heizte, die er während des Sommers aus der Donau gefischt hatte. Sie Alle waren arm und elend, Opfer einer ungesunden Wohnung und eines entsetzlichen, aufreibenden Geldmangels. Lauter herabgekommene, hohlwangige Bauersleute, außer Herrn Eislitzer, der reich war, weil er einmal im Tag auch Fleisch genießen konnte.
„Wir nehmen sie fest, sobald sie zurückkommen", rieth der Mauthaufseher. „Ich war im Gasthaus droben und sah, wie sie den Wagen leerten. Sie müssen gleich wieder da sein."
Der Lastträger lächelte. Er freute sich, wenn er daran dachte, daß die Kerle hinter Schloß und Riegel kämen. Aber es war ihm leid um

dic schöne» Kohleil, Der Mauthausseher nahm ein Stück in die Hand
und scherzte: „Käme mir just gelegen!" Das breite, erzwungene Lachen
sollte den Ernst seiner Worte verdecken. Er schaute aber dabei so
schmerzlich, so sehnsüchtig auf die Kohle, daß Herr Eislitzer nicht um-
hin konnte, zu sagen: „Legen wir sie wieder auf den Karren!"
„Einheizen!" sagte der Lastträger. „Gut einheizen, wenn der
Frost kommt." Er kraute sich am Kopf. Er hatte Angst vor der Kälte,
Sie war ihm nur zu wohlbekannt. Das schlug in sein Fach, in drei
Teufels Namen!
Die beiden Wachleute schwiegen. Die wußten schon, daß man
herrenloses Gut nicht begehren dürfe. Dieses Gefühl, sie hatten es be-
reits durchkostet: beim ersten Börsenfund, bei dem ersten überfahrenen
Menschen, in dessen Taschen sie von Amtes wegen nach vier Gulden
zweiundsechzig Kreuzer fahndeten, bei dem ersten zerlumpten Taschen-
dieb, dem sie die entwendete Uhrkette abrangen. Diese Uebung, dieser
Drill in der Ehrlichkeit verlieh ihrem Antlitz einen Ernst, der fast den
Eindruck machte, als wäre es ein aufrichtiges moralisches Gefühl. Es
ist ein Handwerk, das man sich aneignen kann. Wie der Tischler seinen
Hobel handhaben lernt, so träinirt sich der Wachmann in der Aus-
übung der Ehrlichkeit. Darin eben besteht seine Amtstätigkeit. Und
wenn er zwölf Stunden lang ehrlich gewesen ist, je nun, dann ist er
müde und legt sich aufs Ohr, um zu schlafen.
Des Lastträgers Ehrbarkeit wurzelte darin, daß er in der starken
Eigenart des Herrn Eislitzer völlig aufging. Hätte sich Herr Eislitzer
mit den gestohlenen Kohlen durch eine der Nebengassen gedrückt, wahr-
lich, er wäre nicht zurückgeblieben und hätte sich darüber, daß es ihnen
gelang, mit der Kohle durchzubrennen, nicht minder gefreut, als es
ihm bei dem Stand der Dinge Vergnügen bereitete, daß die Anzeige
von Erfolg gekrönt war.
Herrn Eislitzers Ehrsamkeit beruhte auf seinem Wankelmnth.
Wer zögert, ist schon ein moralisches Wesen. Was ist Unentschlossen-
heit? Eine künstliche Pause, die den Zweck verfolgt, eine Frage durch
ein von außen kommendes Ereigniß beantworten zu lassen. Wer zag-
haft stiehlt, gleicht dem Lügner, der stammelt. Der hilflose Lügner über-
stürzt sich in Worten, um Zeit zu gewinnen, damit Etwas geschehe,
das weitere Ausflüchte überflüssig macht. Das sind die Kämpfe des
Körpers, der Materie gegen die allgemein herrschenden Grundsätze.
Der Mauthaufseher endlich stahl nicht, weil eben alle Anderen
nicht gestohlen hatten und durch die Verkettung der Umstände auch er
der ehrlichen, die Rechtsordnung schirmenden Gesellschaft angehörte.
Der Lastträger zeigte in die Ferne und rief: „Sie kommen!"
Wirklich: die Ladenbergleute kamen zurück. Die Pferde gingen
im Trab. Der Kutscher saß allein auf dem Bock. Die zwei Anderen
standen auf dem Wagen und schauten ernst, sehr ernst drein. Sie wit-
terten bereits die Gefahr. Irgendwer mußte die Kohlen aufgeklaubt
haben. Und nun trachteten sie, sich in Sicherheit zu bringen. Als sie

der Gruppe ansichtig wurden, zog der Kutscher die Zügel an. Der Wagen fuhr jetzt im Schritt. Die vor einer Weile noch so lustigen Gesellen merkten nun, daß sie in gefährlicher Lage seien. Und die Gruppe stellte sich in die Mitte des Fahrdammes.

„Hoho!- brüllte Herr Eislitzer. „Halt, Ihr Burschen!"

Der Mauthaufseher schritt auf den Wagen zu und packte das eine Pferd am Halfter.

„Was giebts?" fragte der Kutscher mit unschuldiger Miene. Der Aermste wußte schon, worum es sich handelte.

Die Wachleute schoben Herrn Eislitzer weg. Die Burschen entstiegen dem Wagen. Die Zeugen wurden ins Merkbüchlein eingetragen. Darauf löste sich von der Gruppe der leere Kohlenwagen und fuhr mit dem eingeschüchterten Kutscher davon. Der Kutscher besitzt einen Ausweis, er ist zu jeder Zeit auffindbar. Und nun setzte sich auch der Zug in Bewegung. Voran die Wachleute, zwei hungrige, arme, übernächtige Polizeiknechte, mit den schmierigen Gesellen, die Beide auf einem dürftigen Lager schliefen, täglich drei Stunden. Dann kam Herr Eislitzer mit dem Rollstuhl, an seiner Seite der Mauthaufseher, verliebte Blicke auf die Kohlen werfend. Sie waren allesammt Zeugen. Nun gings in die Wachstube; natürlich. Die Kerls sollen sie kennen lernen! Schließlich folgte mit den Habsäligkeiten der Witwe der Schimmelmensch, verschmitzt lächelnd, als wollte er sagen: „So gebührts Euch", die Brust von Stolz geschwellt, weil auch er ja Zeuge war. Sie sollen ihn kennen lernen!

In der lieblichen, lauen Oktobersonne führten sie einander in den Kerker; wegen einiger lumpigen Kohlenstücke der Firma Kleinberger. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, einen Diebstahl zu leisten; trotzdem blieben sie ehrlich, sie Alle: Ankläger und Angeklagte, Zeugen, Denunzianten, Verbrecher. Unter ihnen war kein Unterschied als der, daß der Eine ein grünes, der Andere ein rußiges Gesicht, der Eine einen Kalpak mit weißem Federbusch und eine gedrillte Ehrlichkeit zur Schau trug, der Andere eine Matrosenmütze mit Messingbeschlag und ein übertriebenes Pflichtbewußtsein, der Dritte aber einen schwachen Willen hatte. Dennoch überwachten sie einander, weil sie der Zufall zusammengeführt hatte und ein heuchlerisches Lügengewebe, in das die Machtinhaber sie seit Iahrtausenden eingesponnen hatten, zusammenhielt. Sie gingen mit einander, weil die Mächtigen dem Einen ein Schwert um den Leib geschnallt, dem Anderen eine rothe Mütze in die Stirn gedrückt hatten und diese Handvoll kümmerlicher Gestalten in der bunten Maskerade einander überwachen lehrten. Einen düstereren Aug, einen, der mehr zu Scham und Fluch, zu Bitterkeit und Wuth reizt, hat die Welt kaum je erblickt.

Aber Niemand sah ihn. Außer der Witwe Sikoro, die in einer Droschke vorüberflog. Und Frau Sikoro verstand von Alledem nichts; denn sie dachte an den Tod und an den schönen Gottesacker, wo die anderen müden alten Frauen, Reihe an Reihe, begraben liegen.

Budapest. Franz Molnar.

Goethe für Iungens.
Offene Antwort an Professor Dr. Geiger.
geehrter Herr Geheimrath, ein Zeitungausschnittbureau, das
dadurch wohl meine Kundschaft erringen wollte, hat mir Ihren
Aufsatz über den „Goethe für Iungens" (aus der „Zukunst" vom acht-
zehnten Februar 1911) übersandt. Nach einer Unmenge lobender, und
zwar verständnißvoll lobender Kritiken hatte ich mich nach verstand-
nißvollem Tadel gesehnt und Ihren Artikel mit Freude begrüßt. Bald
aber merkte ich, daß Sie mich gar nicht gründlich genug getadelt haben;
denn Sie haben mein Buch leider nur flüchtig gelesen. Ihre Angaben
fordern durchweg Richtigstellung und Widerspruch. Sie fragen, ob ich
denn wirklich glaube, „daß ans Fansrs Monologen, aus seinen Ge-
sprächen mit Wagner nicht gar Manches der Iugend anzuvertrauen
sei?" Gewiß. Im „Goethe für Iungens" stehen Faustens Gottesbe-
kenntniß, der Osterspazirgang und andere Stellen aus beiden Theilen
des Faustdramas. Auch den Werther und Wilhelm Meisters Lehr-
jahre habe ich nicht ganz ausgeschieden, wie Sie behaupten. Eine der
schönsten Stellen aus Werther, den bekannten Brief vom zehnten Mai,
habe ich abgedruckt; eben so einen größeren Abschnitt aus den Lehr-
jahren und das Harfnerlied. ,
Die übrige Kritik hat rühmend hervorgehoben, mit welcher Liebe
und Sorgfalt ich Goethes Prosa (auch die der Briefe und Gespräche)
nach Lebensregeln, nützlichen Anleitungen und sittlichen Lehren durch-
forscht habe, während Sie thun, als böte der „Goethe für Iungens"
nichts davon. Ich muß Sie auf die Abtheilung „Gutes Wort" auf-
merksam machen, ferner auf die durch das ganze Buch zerstreuten
Sprüche („Talismane" nennt sie Goethe). Mein Bestreben war, diese
Sprüche nach Möglichkeit dorthin zu stellen, wo sie unmittelbar zur
Nutzanwendung drängen, mitten in ein Erlebniß, wo sie selber leben,
nicht nur belehren, was für Sie „in erster Linie" in Betracht kommt,
Goethe sagt: „Lehrbücher sollen anlockend sein; Das werden sie nur,
wenn sie die heiterste, zugänglichste Seite des Wissens und der Wissen-
schaft darbieten". Und darum finde ich auch die Anekdoten, Schwanke,
Scherzgedichte und Kleinigkeiten, die Sie verbannen möchten, ganz
am rechten Fleck.
„Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Iungen. Altklug
lieb' ich Dich nicht. Munter! Begreife mich wohl!" Begreifen Sie,
Herr Professor? Aber vielleicht werden Sie auch diese schönen, be-
deutungvollen Worte für „nichtssagend" erklären, wie Sie es bei
anderen Versen Goethes thun.
Auch die Worte „Kleine Kränzchen", die Sie mir als „un-
deutsch" vorwerfen, sind von Goethe:'
„Wir wollen kleine Kränzchen winden,
wir wollen kleine Sträußchen binden
und wie die kleinen Kinder sein."

Warum ich als letzte Strophe des Rattenfängerliedes die erste nochmal wiederholte, will ich Ihnen auch verrathen, da es ja, wie Sie meinen, außer dem Herausgeber „keinem Menschen verständlich sein dürfte". Aus einem sehr einfachen Grund: weil bei Goethe unter der letzten Strophe in Klammern „Von Anfang" steht.
Der Titel meines Buches, den Sie fürchterlich finden, ist nicht vom Verleger, sondern von mir, ja, indirekt von Goethe selbst, Gie Form „Iungens", an der Sie sich wohl stoßen, war Goethe lieb und geläufig, er gebrauchte sie in Briefen, Gesprächen und Dichtungen; und wohl jedem Leser fällt der Vers ein:
„Iohannisfeuer sei unverwehrt,
die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
und Iungens immer geboren."
Nun zu meinen „Fälschungen" und „schulmeisterlichen Verbesserungen". Das Gedicht „Befreiunglied der Deutschen" mit der Fälschung „Um die Freiheit ists zu thun" ist sammt dem Titel und der Fälschung Hendels Ausgabe von Goethes Gedichten (Seite 367) entnommen. Meine „schulmeisterliche Verbesserung" in Klärchens Lied („Wir schießen hinterdrein" statt „darein") entstammt der Cottaschen Iubiläumsausgabe. Ich muß mich darüber wundern, daß Sie, selbst ein Mitarbeiter an dieser vorzüglichen Ausgabe, sie nicht zu Rath gezogen haben, bevor Sie so häßliche Anschuldigungen gegen mich erhoben. Unangenehm muß auch berühren, daß Sie in Ihrem Aufsatz meinen Text an vierundzwanzig Stellen entstellt wiedergeben. Da Sie mich der Fälschung zeihen, hätten Sie darin etwas sorgsamer zu Werk gehen können.
Daß ich Etliches gekürzt habe (nirgends aus Pruderie, sondern, weil ich das kindliche Fassungvermögen nicht mit Unverständlichem und daher Unwirksamem ermüden wollte), daß ich manchen Titel leicht veränderte, habe ich in meinem Vorwort selbst erwähnt und gerechtfertigt, außerdem die veränderten Titel im Inhaltsverzeichniß deutlich angegeben. Sie haben da also keine besondere Entdeckung gemacht.
Neu, vollkommen neu war mir dagegen, was Sie über das Puppenspiel vom Doktor Faust sagen: daß es nicht Goethes Quelle, daß es ein stinkender Morast sei, beim Lesen keinen Genuß bereite und daß der Eingangsmonolog eine blöde Sudelei sei. Die von mir benutzte und nur wenig veränderte Fassung des Puppenspieles ist die von Simrock. In dieser Fassung war es Goethe allerdings nicht bekannt. Das „wage ich nicht zu behaupten". Aber ich behaupte erstens, daß das Puppenspiel Goethes nächste Quelle war (wie er selbst sagt: „Die bedeutende Puppenspielfabel klang und summte gar vieltönig in mir"); zweitens, daß die Fassung, in der Goethe das Puppenspiel kennen lernte, nicht mehr existirt; drittens, daß von allen vorhandenen Fassungen die Simrocks die beste und für Kinder verständlichste ist. Ihrer Geringschätzung des Puppenspieles halte ich Simrocks Urtheil ent-

gegen, der in seiner Vorrede sagt: „Von dem Werk des großen Meisters wird es (das Puppenspiel) nicht in Schatten gestellt; es ist in seiner volkmäßigen Art eben so kühn und geistreich erfunden und durchgeführt, als Bühnenspiel runder und von stärkerer, wenn auch nicht so tiefgreifender Wirkung. Außerdem hat es als die nächste Quelle Goethes, so wie Lessings und Maler Müllers, eine große Bedeutung."
Ist auch Simrock „wirklich so von allen guten Geistern verlassen"?
Zum Schluß will ich bekennen, daß Sie auch in Manchem Recht haben. In das Gedicht „Gutmann und Gutweib" hat sich eine Lesart eingeschlichen, die falsch ist und die mir trotz sorgfältiger Korrektur entgangen ist. Ich danke Ihnen für Ihre Feststellung, obwohl es nicht nöthig gewesen wäre, mir deshalb gleich schulmeisterliche Absichten unterzuschieben. Auch muß.ich Ihnen zustimmen, wenn Sie sich gegen die übermäßige Reklame wenden. Der „Goethe für Iungens" hat sie, Gott sei Dank, nicht nöthig.
Meiningen. Dr. Rudolf Frank.
Herr Geheimrath Geiger, dem diese Erwiderung vorlag, erklärt, daß er eine Duplik nicht für nöthig halte, und schrieb mir: „Was ich über das Buch gesagt habe, entspricht meiner Ueberzeugung; und ich kann nur hinzusetzen, daß in unserer Gesellschaft für Deutsche Literatur ein hervorragender Schulmann den Versuch des Herrn Frank noch viel schärfer verurtheilt hat."
em Kredit der Banken kann jede Unklarheit schaden. Eine kluge Leitung wird Alles vermeiden, was das Vertrauen stören kann.
Das ist das Hauptziel des Strebens. Für das Positive sorgt (oder sorgt nicht) die geschäftliche Konjunktur. Deren Hauptzüge findet man in den Abschlüssen der Finanzinstitute wieder und die Unterschiede sind durch die Verschiedenheit der Individuen bedingt. Dort ruht die Stärke im Willen, hier in der Intelligenz. Dort wird mit der Faust politisirt, hier mit dem Kopf. Der Rechner ist dem nur temperamentvollen Geschäftsmann oft überlegen. Schulbeispiel: die Deutsche Bank. Der ist die Tradition das stärkste Aktivum. Noch heute wird da nach den Methoden von Siemens und Wallich gearbeitet. Die Technik des Geschäftes könnte man fast akademisch nennen. Nirgends wird wohl mehr Statistik getrieben als in der Dreihundertmillionenbank. Die Wirkung dieses Verfahrens mag den Aktionären, die gern hohe Dividende beziehen, nicht angenehm sein: die Bilanz aber hat den Vortheil, daß sie sich eine verständige Proportion zwischen flüssigen Mitteln und Verbindlichkeiten erhält. Und dieses Ziel ist der Mühe werth.
In Parenthese: die berühmten Liquiditätexempel sind natürlich Stückwerk. An dem Tag, der die Bilanz in die Offentlichkeit bringt,

sind die Zahlen nicht mehr wahr. Die gelten nur für den letzten Dezembertag. Die ausgewiesenen Barbestände liegen natürlich nicht, in Säcke verpackt, im Keller. Der Bankdirektor, der in seinen Kassen 30, W, 50 Millionen bares Geld liegen ließe, hätte seinen Beruf verfehlt. Das Wechselportefeuille sieht am zweiten Ianuar auch nicht mehr so aus wie zwei Tage vorher. Vielleicht wurde ein Theil der Debitoren zu Gunsten der Wechselbestände „flüssig gemacht", um diesen für die Liquidität wichtigen Bestandtheil am Bilanztag möglichst stark erscheinen zu lassen. Deshalb trassiren die Banken „vorübergehend" auf ihre Kunden; aber die Wechselsumme, die man vor sich sieht, ist natürlich undurchsichtig und giebt keinen Aufschluß über die Trassirungen „zu wohlthätigem Zweck". Das verbesserte Schema der Zwischenbilanzen hat eine neue Wechselanatomie aufgenommen. Man soll künftig wissen, welcher Art die Tratten sind, die auf dem Wechselkonto stehen. Da das neue Muster aber nur fünfmal im Iahr gilt (die Iahresbilanz bleibt davon unberührt), so ist die Entfaltung des Wechselportefeuilles eigentlich nur ein Taschenspielertrick. Wie es wirklich gemacht wird, erfährt man draußen nicht. So mag auch manches Stück der „greifbaren" Mittel von zweifelhafter Art und nicht besser sein als die Vermögensteile, die nicht als liquide gelten; man muß sich trotzdem mit dem Schema abfinden, da man kein besseres hat. Das Bilanziren ist eben eine Kunst; und alle Kunst strebt dem Ideal zu. Sie will sich dem vollkommenen Vorbild nähern. Dieses Vorbild wird durch das Liquiditätexempel dargestellt. Ergo ist die Bilanzkunst von diesem Rechenmuster nicht zu trennen. Die Galerie ist damit zufrieden.

Der Deutschen Bank hat das Iahr 1910 eine Kräftigung der Liquidität beschert. Der einzige weiße Rabe; denn der schwarze Punkt aller anderen Bilanzen ist die Verschlechterung des Status. Bei der Deutschen Bank sind beinahe 80 Prozent der Verbindlichkeiten (Depositen, Kreditoren, Accepte) durch liquide Mittel gedeckt. Dabei sind die fremden Guthaben von 255 ans 1534 Millionen gestiegen. Das ist der fünffache Betrag des eigenen Kapitals (Aktienkapital und Reserven) von rund 308 Millionen. Hätte die Deutsche Bank keine Engagements in Effekten und Konsortialbetheiligungen, so wäre sie eine „reine" Depositenbank und könnte, nach englischem Muster, das Zwanzigfache ihres Aktienkapitals in Depositengeldern verarbeiten. In Deutschland geht das Verhältniß nicht so ins Große; die eigenen Engagements der Banken sind nicht so beträchtlich, daß man für die Sicherheit der Spareinlagen zu zittern hat. Während die Politik der Deutschen Bank auf der geraden Linie bleibt (die Gründung der Tempelhoferfeld-Aktiengesellschaft, deren erste Spur man im Bezirk der Konsortialbetheiligungen sieht, war nur ein Seitensprung, den die Konjunktur verschuldet hat), merkt man im Reich des Herrn Gutmann die starke Initiative. Die trieb zur Erhöhung des Aktienkapitals auf 200 Millionen, damit wenigstens äußerlich der Rang der Deutschen Bank erreicht werde. Man erwartete, daß die Dresdener Bank ihre

Dividende erhöhen werde. Mit 20 bis 30 Millionen Mark neuen Gel-
des war eine Million Mark Zinsen glatt verdient. Und die gesteigerten
Geldsätze mußten auch auf den Auwachs der Betriebsmittel wirken.
Dennoch bleibts bei 8>/s. Das ist um ein Drittel weniger als bei der
Deutschen Bank. Die Spannung zwischen den beiden Spitzen des
Eigenkapitals (261 und 308 Millionen) macht aber nur ein Sechstel
aus. Die Diskontogesellschaft hat die inise en sosns besser verstanden als
die Dresdener Bank. Eine Kapitalsvermehrung, deren Dringlichkeit
durch die Verminderung des Liquiditätkoeffizienten begründet wurde,
und eine kleine Dividendenerhöhu,ng. Eine Aktiengesellschaft, die Geld
braucht, pflegt sonst nicht mehr Geld für die Dividende auszuwerfen.
Aber die Hansemannbank durfte sich diese Inkonsequenz leisten; denn
sie hätte schon vor Iahr und Tag das Kommanditkapital auszudehnen
vermocht. Seit 1904 waren es 170 Millionen. Seitdem steigerte sich
der Umsatz (mit dem der Norddeutschen Bank) auf 70 Milliarden und
die Salden des Kontokorrentgeschäftes summten sich bis zu einer Mil-
liarde. So mußte wieder einmal an das „europäische Gleichgewicht"
gedacht und die Schale, auf der das Garantiekapital liegt, init ein paar
neuen Gewichten beschwert werden. Das Grundkapital der Diskontoge-
sellschaft wird künstig 200 Millionen betragen; mit Reserven und dem
neuen Agio werden es 280 Millionen sein. Die Dresdener Bank ist
also wieder die Dritte. Das Konsortium, das die neuen Diskonto-
Kommandit-Antheile übernimmt, macht kein schlechtes Geschäft, wenn
es auch die Spesen der Emission, bis zum Höchstbetrag von 2 Millio-
nen, zu tragen hat. Und das liebe Vaterland kann stolz sein.
Daß weder die (sehr konservativ gewordene) Darmstädter Bank
noch der Schaaffhausensche Bankverein oder gar die Kommerz- und
Diskontobank ihren Aktionären überraschende Offenbarungen bringen
würden, konnte man sich denken. Die Dividenden bleiben stabil; ob
der beträchtliche Aufwand von Kapital und dekorativen Mitteln wirk-
lich nöthig ist, um Dividenden von 6 bis 8 Prozent zu erzielen? Die
Unkosten wachsen ins Aschgraue; natürlich, da eine Depositenkasse nach
der anderen aufgemacht wird. Die Kommerzbank, deren Garantiekapi-
tal etwa 98 Millionen beträgt, ist mit 43 Depositenkassen belastet. Die
Leistung der Pumpstationen hat das Niveau der fremden Gelder auf
271 Millionen gehoben. Das sind 30 Millionen weniger als bei der
Berliner Handelsgesellschaft, die nicht eine einzige Depositenkasse be-
sitzt. Wenn man bedenkt, daß von acht berliner Großbanken im Iahr
1910 etwa 395 Milliarden (auf einer Seite des Hauptbuches) umgesetzt
wurden und daß die Zunahme gegen das Vorjahr 52 Milliarden be-
trug, so kann man nicht behaupten, daß der Ertrag der Geldturbinen
überreichlich war. Drei Dividenden über 8Vs Prozent (Deutsche Bank,
Diskontogesellschaft, Handelsgesellschaft) und zwei Dividendenerhöhun-
gen. Dabei sind die Debitoren, die das Hauptgeschäft bringen, überall
vermehrt worden und nicht mehr weit von vier Milliarden (bei den
acht Großbanken) entfernt.

Die Beziehungen der Berliner zur Provinz werden durch die
„dauernden Betheiligungen" auch noch indirekt gefördert. Die über-
wiegende Mehrzahl der großen Provinzbanken (die größte, die Rhei-
nisch-Westfälische Diskontogesellschaft, ist in ihrer »plsnSiä Isolation
noch immer die Ausnahme) zahlt einen Theil ihrer Dividende an die
„Centralstellen" in Berlin. Die Provinz ist in der Herstellung neuer
Aktien nicht faul gewesen. Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, Ber-
gisch-Märkische Bank, Essener Kreditanstalt, Barmer Bankverein: dem
Aktienkapital nach sind sie schon Großbanken. Und im Umsetzen der
ihnen zufließenden Gelder zeigen manche die löblichste Energie. Der
Barmer Bankverein, mit 89 Millionen eigenen Kapitals, präsentirt
einen doppelseitigen Umsatz von fast 19 Milliarden; und die Accept-
verbindlichkeiten waren größer als die Acceptschuld der Nationalbank
für Deutschland. Nicht jeder Debitor ist aber wasserdicht; und so
kommt es, daß in der Provinz mehr Abschreibungen an Außenständen
nöthig werden als in Berlin. Die Bergisch-Märkische Bank, zum Bei-
spiel, die zum Concern der Deutschen Bank gehört, haben in den letzten
drei Iahren Korrekturen des Debitorenkontos 750000 Mark gekostet.
Dabei fraßen Handlungunkosten und Steuern allein fast 30 Prozent
des Bruttogewinnes auf. Aber der Umsatz, mit Iw/4 Milliarden auf
einer Seite, war im Verhältniß größer als der des Schaaffhausenschen
Bankvereins, dessen Aktienkapital fast ums Doppelte höher ist.
„Es ist eine Lust, zu leben": so kann auch diesmal mancher Bank-
direktor ausrufen. Die Exkollegen von der Bereinsbank in Frankfurt
an der Oder sind freilich nicht in so beneidenswerther Lage. Die kleine
Provinzbank, die durch ihre Verbindung mit dem berliner Grundstück-
händler Leo Schiffmann in die Klemme kam, hat den Konkurs ange-
meldet. Es ging nicht anders. Aktienkapital und Reserven scheinen
ganz verloren; und von den Depositengeldern gilt die Hälfte als ge-
fährdet. Nun giebts Regreßprozesse; damit die Sünden der Verwal-
ter nicht allzu schwer an den Gläubigen gerächt werden. Auch Karl
Neuburger ist gefallen. Nicht, daß es geschah, sondern, daß es nicht
früher geschah, hat überrascht; denn die Firma Neuburger hatte schon
im Iahr 1907 ihre festeste Stütze verloren: den Fürsten Max Egon
Fürstenberg. Die Niederlage im Kampf gegen Bleichröder und die
Vertreibung aus dem Paradies der Allgemeinen Omnibus-Gesell-
schaft: Dieses war der zweite Streich. Die Kommanditgesellschaft auf
Aktien Karl Neuburger war isolirt und ging auf die Dörfer, um Geld
zu suchen. 33 Depositenkassen, in Orten, die zum Theil erst durch die
Pionirarbeit der Firma Neuburger „entdeckt" wurden, besorgten die
Arbeit eines Hebewerkes. Mit welchem Erfolg, zeigt die Summe von
rund 9 Millionen an Depositengeldern und Kreditoren. Die Gelder
aber dienten Unternehmungen, von denen nur wenige Erfolg brachten.
Da die Großen mit Neuburger kaum noch zu thun hatten, sehen sie ihn
ohne Bedauern scheiden. Wie wird der Nächste heißen? Ladon.
Herausgeber und vera,,tmo,tlichcr Nedalteur- Maximilian ßarden in Berlin, —
Verlag der Zulu:ift in Verli,,, — Druck . s,t Pug « E,,rKb <S m, b H, in Berlik.

?ie ZiiKunsl.
Nr. S.">

kontinental
bester
?neumstic
bekreit clie Organe von snssessmmelten LiokkvecKselprocluKten, clsner clie von ersten ^Kiini.
bei Uebermiiclunge,, u. in cler KeKonvalescen?, — Lrnäillicn in clen grösseren ^volneken,
<8^p«»sdur«). ^bt, Oeutsclilsncl, Serlin 8^V.««i». öitle stelsOigws! .?oenl»! wrcl.
kleKtn8cKeHöl?-u.X»cKäppärate

Ausstellung ller^LK
iür Nau8kält u.Werk8tatt
. tlsnclmssss^esppargt im lZebrsucli

Dr. 25.
Vit Zill
II, Mar, i«li.

. uvä Vergvügullgs ivieige«

«euu Programm!
»»» Kobstt 8tsil!I »»»
K « r V« g e n>> e r
lisucden gestattet!
«VI« NsrmsnnssoKIsoKt).
Neu« Iperetten.Ikellter
vi«
scköne Kisette.
vresSellerstr. 7 2 7S, » vdr.
?-sss mit Ssssv? uns ?SNI in 3 ^Kli'n.
frieil^ckstr. ISS, ^vlc« SsKrensl,'.
Dir. RudolpK Nelson.
MgWlliüIII! »«MII.IieiMSg!
Nlstoriscde TettscKritt
Ksuksn Speyer s, ?-ter», Lsrlin «V. 7.

VsSoKenKIivK i,euei> Spielplan
l'sglicli geükknet sb d VKr, LonnKZs sb 3 UKr
Eintritt iederzeit "Programm uncl (Zsrclerobe kröi :i " Uncle II UKr
Untsr lt«n I.inck«n 27 (neben Ole Lsuei),
Slrsise 72 72s, V » KI »» » »I^OUU.»«« > 8Ir««s 72 72».
Eintritt 1 ^Iin'Ii, — Lsservisrte ?Ist«e 2 lUarK.
^n ^Voel,snta«en von 1—4 VKr LintriU SU
Urter »it«ir><un- von , » 2^0 l'!slsu»<ilnsilern ung ^«,1 «lln»t>er>i«vs»en
XuüssrgevrdunIieKe Iu.xu,iv»e ^„sstättuns unS unerieicdvsre llcktenskt-, «sn ?g >i«cn e Lei «u^Kt- 6«r Vorstellung,

Berlin, den 25. März 1911.

Fanal.

AMach den Maitagen des Iahres 1898, dieDewcys Oicg über
RRv die im Süden der Bucht von Manila unter dem Admiral
Montojo vereinten Spanierschiffe und die Ncbergabe des Fort
Cavite gesehen hatten, saßenim Saal eines newyorkerHotels Ame-
rikaner und Briten beim Siegesfest. In mir, sprach der englische
Philosoph Benjamin Kidd, „lebt die Neberzeugung, daß seit der
Schlacht beiWaterloo dieGeschichte nie einErcigniß zu verzeichnen
hatte, dessen Bedeutung der desvomAdmiralDewey erfochtenen
Sieges gleicht." Die artige Rede eines dankbaren Gastes, dachte
mancher Hörer; und hob lächelnd das Glas. Da stand Professor
Giddingsauf und sagte: „MeinNrthcil überdieSchlachtbeiCa-
vite weicht von dem unseres verehrten Gastes ab. Ich halte sie für
dasweltgeschichtlichwichtigste Ereigniß, das die Menschheit erlebt
hat, seit KarlMartel im Iahr 732 die Musulmanen zum Rückzug
zwang." War der gelehrte Herr noch ganz nüchtern? Poitiers-
Tours und Cavite; des fränkischen Majordomus Siege, die zu-
erst Südgallien und dann Europa vondenArabernbefreiten.und
die Vernichtung eines winzigen und werthlosen Kreuzergeschwa-
ders. Nur der Wein, hieß es, kann so finnlos plaudern. Daß sie
die Philippinen haben, muß denNankees nützlich werden: sie sind
den Märkten Ostasiens nun näher und werden durch einen Kanal,
der den Atlantischen dem Großen Ozean verbindet, denWeg noch
kürzen. Ieder interozeanische Kanal, der Centralamerika durch-
schneidet, ist aber, nach dem Clayton-Bulwer-Vertrag (vom acht-
zehnten April 1850), dem gemeinsamen Aufsichtrecht Englands

undderDereinigtenStaatenunterstelltunddarfnichtbefestigtwer-
den. Nikaragua oderPanama: einneutralerKanalohneFestung-
werke ist zunächst immer der stärksten Flottenmacht offen. Das ist
Britanicn. Dessen M pover bleibt unantastbar wie die ehrwür-
dige Urkunde der Bürgerfreiheit. Bruder Ionathan wird, wenn
er aus demRausch erwacht, arg enttäuschtwerden. Auf den Märk-
ten der gelben Welt, denen er zustrebt, Briten, Deutsche, Russen
finden und bald vielleicht bereuen, daß er der Iagd nach einem
Phantom so ungeheure Summen geopfert hat. Das war nach dem
Philippinenkrieg Öffentliche Meinung. Auch in den Staatskanz-
leien ahnte kaum Iemand, daß der Große Ozean in absehbarer
Zeit die Bedeutung erlangenkönne, die das Mittelländische Meer
in Iahrtausenden hatte. And wenn hier, seit dem hispano-amcri-
kanischen Friedensschluß, solche Möglichkeit gezeigt wurde, kam
irgendwoherpünktlichimmerwiederderRuf:WiemagstDu Deine
Rednerei nur gar so hitzig übertreiben! Kapitän Mahan, der im
Krieg gegen Spanien mitgefochten hatte, hat in vielen Schriften
seinen Landsleuten die Folgen dieses Krieges vorausgesagt. Ihr
seid, sprach er, zwischen Euren beiden Ozeanen die natürlichen
Mittler zwischen der europäischen und der asiatischen Welt; Ihr
müßt die Herren des Großen Ozeans werden; und könnts nur,
wenn Ihr eine Kriegsflotte schafft,die jeder Gegner fürchtenmüßte.
Roosevelt warb dieser Parole Anhang. Wird endlich nun, nach
der Ankündung des anglo-amerikanischen Bündnisses, auch in
Deutschland das Bewußtsein dämmern, daß wir vor einerWelt-
wende stehen, die Hegemonenhoffnung uns zu entgleiten droht und
aus dem Festredner Giddings nicht Alkohol lärmend schwatzte?
Alle Großmächte sind heute genöthigt, den Blick aufden Stil-
len Ozean zu lenken. Fast ist er schon das mare internum, das seit
früherRömerzeit das Mittelmeer den über Europens Kulturkreis
hinaus trachtenden Völkern war. Ein Binnenmeer von anderem
Amfang und anderer Perspektive. Iapan herrscht in Korea und
Port Arthur: noch nicht in derMandschurei, derenBesitz ihm die
Möglichkeitgäbe, Pekingzubedrohen undNordchina dieLebens-
bedingungen vorzuschreiben. Der junge Industriestaat, dem die
Philippinen und dieSandwichinseln gesperrtsind und dessenMen-
schenüberfluß wederAmerika noch Australien einlassen will, kann
sich mit dem Erreichten nicht lange begnügen. Wohin mit seinen
Hemin, seinen Waaren? China ist übervölkert und sieht mit einem

aus Verachtung undHaß gemischtemEmpfinden aufdas als Euro-
päer vermummte Männchen von Nippon. Nur über denPacisic
ist das Heil zu holen. Deshalb hatIapan sich den Briten verbün-
det und den Russen befreundet. Kamtschatka und Iakutsk, das
Amurgebiet und die Küstenprovinz, die Transsibirische Bahn und
die Seefestung Wladiwostok: die Erinnerung an diese Namcn
lehrtRußlands Interesse andemMachtverhältnißim neuenMit-
telmeer erkennen. Lange hatte der russische Kaufmann gehofft, ihm
werde, als dem Nächsten, die Hauptlieferung auf die nordchme-
sischen Märkte zufallen. Dieser Glaube schwand mählich, seit sich
in der amerikanischen Industrie, die hinter hohenZollmauerncr-
starkt war, das Exportbedürfniß regte. Noch im Iahr des Frie-
dens vonShimonoscki halten die Politiker in Washington sich um
Ostasien kaum gekümmert; noch 1897 sagte Staatssekretär Sher-
man (ungefähr wieBismarck einst überBosnien), China sei dem
Lande des Sternenbanners nicht die Knochen eines Soldaten
werth.Bald danach entstanden Ausfuhrwünsche. Aus denRocky
Mountains wurde Holz, aus Massachusetts billige Baumwolle
nachChina exportirt;und dieWagons, die aus Westamerika Ge-
treideundVieh in dieOststaatenderUnionbrachten.brauchten nicht
länger leer zurückzufahren. Neue Transportschiffe werden gebaut.
ZXeRufsen verpflichtet, die Thür zurMandschurei offen zulassen.
Nach den Niederlagen bei Santjago und Manila muß Spanien
Kuba und die Philippinen, Portoriko und die anderen Antillen
den Amerikanern räumen. Deren Machtbereich dehnt sich nunbis
an die Küsten von China und Iapan, Australien und Indochina.
Ein Tropenwind wirbelt, von Ost her, über die Neue Welt und
peitscht den Willen zur Weltherrschaft auf. Monroes Enkel, die
lange nur gestrebt hatten, sich gegen fremden Eingriff zu schützen,
werden über Nacht Imperialisten. Sah der Erdkreis je ein Volk
von größerer Leistungfähigkeit? Gab es je einen fürMarine und
Handel besseren Stützpunkt als den uns in der Bucht von Manila
gebotenen? Nur: der interozeanische Kanal muß schnell gegraben
werden und darf nur den Amerikanern gehören; er wird ameri-
kanisch sein oder nicht sein: vor Iahren schon hats SenatorWin-
dom gesagt. Lesscps hat seit zwanzig Iahren die Konzession? Thut
nichts; seine Gesellschaft kann nicht weiter und ihr Firmenname
ist in dcr Heimath so verrufen, daß man die Liquidatoren leicht ab-
finden kann.Der Clayton-Bulwer-Vertrag? England hatgerade
SS'

jetzt in Südafrika so hartcArbeit, daß es einen Konflikt mitAme-
rika um jeden Preis meiden wird. Richtig: am achten Februar
1900 unterzeichnen Staatssekretär Hay undBotschafterPaunce-
fote denVertrag, der denVankees das Kanalmonopol sichert, und
am achtzehnten November 1901 wird ihnen auch das Recht zur
Befestigung zugesprochen. DieWahl entscheidet fürPanama.Die
Franzosen dürfen vierzig Millionen Dollars einstreichen. Der
russische Versuch, einen Landstreifen am Kanalrand zu erwerben,
wird abgewehrt. Von dem Tag an, der den Sternenschiffen den
Weg durch den Isthmus öffnet, können die Vereinigten Staaten,
ohne die langwierigeFahrt durch dieMaghalaesstraße, auf zwei
Meeren operiren; sind sie die Herren im Stillen Ozean und zum
Wirthschaftimperium über den Erbosten berufen. Darf England
diesenTag thatlos abwarten? DieRussen haben in derKvreabai
den eisfreien Hafen gefunden, den sie seit Peters Zeit ersehnen,
und können von Petersburg auf dem Landweg in zwei Wochen
die Küste des Großen Ozeans erreichen. Des Ozeans, auf dem
die Flagge der Vereinigten Staaten nun mehr gelten soll als der
Union Iack. Im Handel mit Ostasien schien den Briten die Vor-
macht gewiß. Ist sies noch? Schon kauft China von den Ameri-
kanern Baumwolle und Petroleum, Stahl und Maschinen. Dieser
Verkehr muß sich, wenn der Panamakanal schiffbar ist, insAnge-
heure steigern. Das ist ja der Zweck des Baues. Die pazifische
Küste kann, mit ihren steilen Felsufern, ihrem nur in Kalifornien
fruchtbaren Hinterland, den Vereinigten Staaten nie werden, was
ihnen die atlantische Küste ist. Der Kanal aber ermöglicht den
schnellen und billigen Export der in Ostamerika erzeugten Güter
und hilft den Häfen von San Franziska und Seattle (am Puget-
sund) in Möglichkeiten, die gestern Sams kühnster Traum noch
nicht zu umfangen wagte. Panama wird ein Suez des Großen
Ozeans,über das England keineGewalthat.AmachtzehntenNo-
vember 1901 wird derVertrag ratifizirt, der den Amerikanern die
^Befestigung des Kanals gestattet. ZehnWochen danach kommt die
Kunde vom Abschluß des anglo-japanischen Bündnisses. Die
Japaner sollen den Vankee in steter Angst halten, die Russen
schwächen und vom GelbenMeerwegdrängen; alsEntgeltsolcher
Leistung versprichtBritanien ihnenBcistand gegen jedenAngriff.
Ms nicht gefährlich, Iapan in den Großmachtrang zu heben und
mit britischem Geld zum starken Industriestaat zu machen? Wird

dcrEntschluß.den gclbenMann als bündnißfähig anzuerkennen, nicht in Indien Englands Ansehen schmälern, in Australien, das jedem Farbigen den Eintritt weigert, nicht zwischen Commonwealth und Mutterland das Band noch mehr lockern? Einerlei: der Verzicht auf die master^ ok tke Pacific wäre das schlimmere Nebel; wäre derAnfang vom Ende britischer Seeherrschaft. Auch das Ende der Hoffnung, auf Ostasiens Märkten den besten Platz zu behalten. Außer den Russen und den Amerikanern suchen auch die Deutschen da günstige Gelegenheit zum Warenabsatz. Sie sitzen in Kiautschau, auf Samoa, den Marschallinfeln, Karolinen, Mariannen, auf Neu-Guinea und im Bismarckarchipel; und können, ohne den beträchtlicheren Territorialbesitz der Franzosen und Holländer, mit ihrer zähen Betriebsamkeit auch hier bald als Händler vorwärts kommen. Die Noth zwingt das Reich Eduards, das Australien und Kanada von Iahr zu Iahr selbständiger werden sieht, in das Bündniß mit Iapan. Das leistet auch, was England von ihm erwartet hatte. Rußland wird geschlagen, in Asien des anlockenden Machtschimmers beraubt und in Europa die Anerkennung einer dem Briteninteresse angepaßten Neutralitälpflicht durchgesetzt. Doch Iapans Fruchtbäume durften nicht in dentzimmel wachsen. Indiesem Wunsch trafen Briten undAmerikaner zusammen; und erzwangen gemeinsam den Frieden von Portsmouth. Zwei Iahre vorher hatte PräsidentRooseveit inSanFranzisko gesagt: „Mit denPhilippinenhatdieVorsehung uns die Herrschaft über den Großen Ozean gegeben. Am sie zu behaupten, brauchen wir eine mächtige Flotte." Am die selbe Zeit sprachStead von der nahenden „AmerikanisirungderWelt" und empfahleinanglo-amerikanischesBündniß,dasdenTriumph derAngelsachsen vorbereiten könne. AllerAugen blickten auf den Stillen Ozean: seinem Schoß sollte sich neues Schicksal entbinden. Nach derAnterzeichnung des franko-japanischen Vertrages wurde in derZeitung,,dKuo" gesagt: «Der Vater dieses Vertrages ist unserBündniß mit England, die Mutter Englands entente corcliale mit Frankreich; seine nächste Frucht wird dcr Vierbund sein, der England, Frankreich, Rußland, Iapan vereint." Drei Iahre danach ward der Wunsch erfüllt; und hier gefragt, ob die Amerikaner nicht bald Lust zeigen würden, in diesen Concern einzutreten. In Panama, Newfoundland, Alaska, Iamaika hatten sie die Briten zu einer Nachgiebigkeit genöthigt, die in Kanada

laut bemurrt wurde. In den australischen Häfen war ihre Flotte
von einemIubelbegrüßt worden.der unfreundlich ins Britenohr
klang. Wenn die Iapaner, die von Iakob Schiff nichts mehr zu
hoffen haben, in den Westbezirk des Stillen Ozeans vordrängen,
können die Vereinigten Staaten dem Krieg nicht ausbiegen. Dann
muß England wählen: bricht es denVertrag.so muß es den Auf-
stand der Hindu fürchten, denMillionen inTokio heimlich gespei-
cherter Brandbrochuren beschleunigen würden; hilft es, wie die
Vertragspflicht befiehlt, denGelben imNothfall wider dieWeißen,
dann istBritisch-Kolumbia, ist ganzKanada verloren nndAustra-
lien nicht längerauchnurinlosemZusammenhangmitdertzeimath
zu halten.Aus diesemDilemma führtkein gangbarerWeg.DieIren
sind in der NeuenWelt sehr mächtig und mahnen täglich zu miß-
trauischer Vorsicht im Verkehr mit dem Inselreich, das den Ia-
panerehrgeiz stachele. Erst wennIrland sich selbst regirt (und die
keltischen Katholiken klug genug sind, das Protestantengefühl der
Orängcmenzu schonen), werdendicBürgerderVcreinigtenStaa-
ten und Kanadas aus ungetrübtem Auge auf Britanien blicken.
Als Iohn Redmond mit den für den irischen Wahlfonds gesam-
melten fünfhundcrttausend Dollars heimkommt, ankert an der
Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, desscnmoderne
Riesenkähne die Londoner lehren sollen, daß auch hinter demAt-
lantischen Ozean Leute wohnen, die für Seekriege gerüstet sind.
Was kann geschehen? Sir Edward Grey ist kein starker Staats-
mann. Eduard fehlt an allen Ecken; sogar das Hauptwerk seines
kurzen Königslebens, der Russen und Franzosen ködernde anglo-
japanische Bund, wird schon unbequem. Deutschland erlangt
wiederLuft und dieFranzosenfordern von England einHeer, das
auf dem Kontinent für die gemeine Sache zu fechten vermag. Bleicht
der alte Ruhm britischer Diplomatie? Nirgends blüht ihr noch
Lorbcr. Egypten und Indien, Tibet und die Türkei, Vancouver
und Auckland: von keiner Seite kommt je eine Freudenpost.
Sir Arthur Nicolson, Hardinges Nachfolger im londoner
Auswärtigen Amt, mag denunthätigenStaatssekretär aufgerüt-
telt haben. „Wir müssen Homerulc gewähren? Gut. Vielleicht
auch schlimm; die Frage zu beantworten, ist nicht meines Amtes.
Gehts nach den Vorschlägen des irischen Imperialisten Garwin
(vom „Observer"), besorgt jedes dem Reichsverband zugehörige
Land sein Geschäft nach freiem Selbstbestimmungrecht und wird

Fanal,
nur das der Imperial Iteration Gemeinsame fortan im Reichsparlament erörtert und erledigt, so dünkt mich die Gefahr nicht groß. And draußen läßt sich damit Etwas machen. Wenn wir die Iren haben, ist das Haupthinderniß der Verständigung mit den Vereinigten Staaten beseitigt. Die Republikaner brauchen einela^rföig; und Mr. Taft will nicht ruhmlos sterben. Die Iapaner haben Rußland geschlagen und das geschwächte Reich dann sacht in unseren Interessenkreis gezogen. Amerika ist widerstandsfähiger; und als Kampfgenossen der Gelben könnten wir dem Haß der Antipoden nicht entgehen. Die Sache muß an einem anderen Ende angefaßt werden. Muß: denn ohne cinklares Verhältnißzuden Bankeeskönnenwirnichtfürdie Zukunftdisponiren. Kanada will britisch bleiben, aber in den United States kaufen, was ihm beliebt.Die kümmernsichnurumAmerika(NordundSttd) und um Ostasien. In beiden Bezirken können wir ihnen nützen; dieIapaner vomLeib halten und einenTrust schaffen, der die gefährlichsteKonkurrenz, diedeutsche.vondenOstmärktcnausschließt. Wer zugelassen würde? Ieder, von dem uns nicht ernste Schädigung droht. Wir schaffen ein angelsächsisches Syndikat, das den Asiaten (also auch denRussen) die Quote der Bethciligung an den Geschäften bestimmt und, durch ein dem Bedürfniß angepaßtes Zoll- und Tarifsystem, den deutschen Wettbewerb hindert. Die Stunde ist günstig. Iapan hat den Bissen Korea noch nicht verdaut ; denktaber an eineKohlenstation zwischenPanama undFranzisko. In Berlin fuchteln die Herren wieder einmal so hitzig, als sähen sie fämmtliche Himmel offen. Grund: das (von ihren petersburgerFeindeninunsercrPrcsse veröffentlichte und dann, wie sichs gebührt, für apokryph erklärte) Abkommen, das ihnen, für denVcrzicht auf Persien, die russische Zustimmung zu den eingeschränkten Bagdadbahnplänen sichert. Kaum der Rede werih. Ein Staatsmann hätte es wie eine Kleinigkeit behandelt und in gleichmüthigemTon erwähnt.Herr vonKidcrlen brauchte Prestige lbei der Nation und beim Kaiser), wollte den durch seinen Amtsantritt bewirkten Abschnitt scharf markiren: und that, als habe der Minister des Zaren den Bruch der mit uns und mit Frankreich geschlossenen Verträge zugesagt. Das Getos solltcuns einschüchtern; kann unsaberjetztnur angenehmsein. Balkandiplomat von guter Haltung und derbem Mutterwitz; ohne Nerven und Gefühlsballast,aber auch ohneKenntnißderangelsächsischenWelt. Man-

chcrlciErfcchrung; doch nicht das Fünkchen eines Schöpfergeistes.
Den Deutschen, die der Komplimentendrechsler satt sind und sich
nach Rauhbeinen sehnen, gefällt der Mann noch; sie ahnen nicht,
daß die genielose Nachahmung bismärckischerMethoden gefähr-
licher werden kann als elegante Schlaffheit. Seit dem Offiziösen^
lärm über den Potsdamer Erfolg wird der Staatssekretär gelobt,
als habe er dem Reich neue Machtprovinzen erobert. Trotzdem
die Russen Iedem, ders hören will, sagen, daß sie mit Deutsch-
land nicht wieder intim werden möchten und daß der Versuch,
sie in solche Intimität zurückzuzwingen, die Vettern Stolypin und
Sasonow das Ministerleben kosten könnte. Herr von Kidcr-
len soll sich durch Energie auszeichnen; mit Völkerpsychologie
hat er sich wohl nie abgegeben. Er glaubt, mit groben Worten, die
er in derNorddcutschenAllgemeinenZeitungüberdiefranzösische
Fremdenlegion veröffentlichen läßt, auf die Franzosen zu wirken:
und muß noch gröbere Antwort hinnehmen. Bismarck hätte ent-
weder geschwiegen oder seinen Botschafter beauftragt, am Quai
d'Orsay zu erklären, die berlinerRegirung werde in der Einstell-
ung Deutscher, die ihre Wehrpflicht noch nicht erfüllt haben, indie
Fremdenlegion einen unfreundlichen Akt Frankreichs sehen und
darauf in der ihr beliebenden Weise reagiren. Das hätte Eindruck
gemacht. DeutscheBluffs wirken seitTangerundCasablancainPa-
ris nichtmehr.DieVankees sinddagegenschonlängerunempfind-
lich. DaßderStaatssekretärihre Kalimänner nicht selbst empfängt»
sondern an den preußischen Handelsminister weist, daß er ihr so-
lidestes Eisenbahnpapier vom Markt fegen, ihre Anwendung der
Monroedoktrin in der Presse bekritteln läßt,schrecktsie nicht für die
DauereinerMinute.Kann unseremPlan aberförderlich werden.
Nur müssen wir ihn behutsam ans Licht bringen. Ohne ein Zufalls-
wörtchen, das Deutschland kränken oder auch nur aus der Ruhe
scheuchen könnte. Wir habenZeit. And sind, wenns gelingt, aller
Sorge ledig. Keine Aeberlastung des Haushaltes mehr: denn
die Bündnisse mit Amerika, Frankreich, Iapan ersparen uns die
Milliarde, die Balfour und Beresford für die Marine fordern.
Kein Hader mehr mit Kanada, Australien, Neu-Sccland: denn
in alle Zweige des Angelsachsenstammes steigt des selben Lenz-
gcfühles belebender Saft. Kein Grund mehr zur Trennung von
C hamberlains Freunden: sie werden sich in denvon Garwin ihnen
empfohlenen Gedanken an Kome rule all rouncl gewöhnen, wenn sie

Fai,al,
dadurch den angelsächsischenZollvercin erreichen, der viel stärker sein wird, als ein britischer je geworden wäre. Im Mittelmeer Frankreich, Italien, Spanien, im Großen Ozean die Vereinigten Staaten und Iapan: auch der Islam muß sich dann wieder zu uns wenden. And nach solcher Leistung wird Keiner je noch zu behaupten wagen, nie sei für das internationale Geschäft Britanniens von einer liberalcnRegirungWirksames gethan worden."
Am vierzehnten März 1910 spricht Sir Edward Grey im Anterhaus. Er bekennt sich zu der zuversichtlichen Hoffnung, dasz derFlottenbaudieHochwassermarke erreicht hat und in den nächsten Iahren Ersparnisse möglich werden. Verzeichnet mit neidloserFreude denErtrag der Potsdamer Zwiesprache. CitirtBethmcmns Sätze über die Besserung des anglo-deutschen Verhältnisses. Andsagt(avis au lecteur rus5e), daß auch dieBriten freundschaftlicheBeziehungenzuDeutschland wünschen. England denke nicht daran, einer Großmacht die Begrenzung ihrer Wehrmittcl aufzunöthigen. Nebenbei wird erwähnt, daß PräsidentTaft dem Vereinigten Königreich einen Schiedsgerichtsvertrag angeboten habe, den die Regirung annehmen werde, wenn das Parlament sie dazu ermächtige. Von einem anglo-amerikanischen Bündniß istnichtdieRede. Als die Presse davon spricht, wird ihr abgewinkt. Dennoch: dieser Schiedsgerichtsvertrag schüfe einBündniß. Der Iubel, der alle Heimstätten der Angelsachen durchbraust, müßte selbstTauben es künden. InDeutschland wird über thörichteAtopistenträume gespottet; werden PankeesundBritenverhöhnt.wcil sic,in starkerRüstung.mit demAeberschwang frommer Chiliasten dasNahen des ewigenWeltfriedens feiern. So aberistsnichtgemeint. (Will man den gläubigen Michel wieder belügen und einlullen, statt ihn mit dem lautesten Generalmarsch zu wecken?) Nicht derMenschheitwirddasTausendjährigeReichbeglückendenFriedens verheißen: nur den Angelsachsen.Am Anfang ist der Schiedsvertrag. Die Oeffentliche Meinung wandelt ihn, in England und Amerika, zum Schutzbündnis derAbsatzdrangweitet ihn zurIntcressengemeinschaft. Doch die Anfangsform ist auch später noch mit Nutzen zu brauchen. Im Haag wird dieAbrüstung bis zn dcr dem Angelsachsenbedürfniß genügenden Grenze beantragt. Alle vom Dreadnoughtbau erschöpften Staaten stimmen dem Antrag freudig zu; wer ihn ablehnt, wird als Barbar geächtet und von denSchützernderFriedensknllnrüberstimmt... Wartenwirsab?

Paul Verlaine.
Nachdichtungen von Ernst Rosiner. ,
Das Lied der Unberührten,
Die tollen Licbesrittcr,
Die Richclicus, Faublas,
vergeuden ihren Flitter,
Die Blicke, Seufzer, Ahs!
Umsonst! Ein Nasenstüber
All dem Gcbcrdenflehn,
Die Röcke schwenkt hinüber
U^id laßt uns spöttelnd geh»!
Doch wird die Größe dauern?
Einbildung, heißgeschürt,
vom INardcr an den Mauern
Fühlt sie sich halb vcrfülnt.
Und klopfend in den Brüsten,
veiheimlickt, rannt es zu:
Geliebte ihren Lüsten
Zukünftig ich und Vnl
Gefolge.
Ein Affe in brokatucr Weste
vüpft, wackelt vor ihr, die zerknüllt
Das Spitzcntüchlcin, eingehüllt,
Gantnt das Händchen ans das Beste.
e?in Negcrchen, ganz roth gehalten,
Trägt, anf gekreuzten Arm gefaßt,
Des schweren Kleides lzängclast,
Aufmerkend jedem wnrf der Fa!t,n.
Nicht einen Blick verliert der Affe
vom weißen l?a!s des schönen Weibs,
Ausrufer Der dem Schatz des Leibs,
Daß er der Göttin Käufer schaffe.
Das Ncgcrchen dagegen liNcrn —
Der Schwindler! hebt, so hoch es glückt,
Der Binde Fracht, daß er erblickt,
wovon er t änmcn mag im Düstcrn,
ÄMLir sind die Utibcrührtsn,
^^^^ Blauäugig, scheitelglatt,
Die selten Aufgespürten
Im Buch, das Keiner hat.
Spazircn armvcrsck'ränkct,
Der Tag ist nicht so rein
Al; was das Slirnlein denket,
Aznr die Tiäumerein.
Ivcnn ivir dur,b Auen springen,
was wird geschwätzt, gelacht,
Gejagt nach Schmetterlingen
von früh bis in die Nacht!'
von S l äfcriinicnhütcn
Beschirmt in weitem Kreis
Der Teint, die KIcidcrblüthen
von unerhörtem weiß

wie sie hinauf die Stufen schreitet,
Scheint sie empfindlich weiter nicht
Der Frechheit, die begehrlich spricht
Aus dem Gethicr, das sie begleitet.

Sawitri.

Sawitri schwur, zu retten den Gemahl,
Drei Tage, dächte drei, aufrechten Glieds
Zu stehen, unbewegten Haupts und Lids,
Streng, wies gebietet vyaka, wie ein Pfahl,
Nicht, Lnrya, Deines Stachels grause Stöße,
Nicht, Tschandra, Deiner Mitternächte Bangen
Macht wankend das erhabne Unterfangen,
Nicht Geist noch Fleisch der Frau voll Hcrzensgröße.
wenn finster mordend Schwäche auf Euch fiel,
wenn Luch des Neides bittre Pfeile quälen,
Ihr gleich, macht unbesiegbar Eure Seelen,
Nur, wie Sawitri, habt ein hohes Ziel!

Nach drei Jahren,

Das enge, morsche Thürchen aufgeschlossen,
kzineingcschlendcrt in den kleinen Garten,
Der blaß beleuchtet liegt im Ulorgenwmtcn,
In jedem Kelch ein feuchter Stern ergossen.
verändert nichts. Die Laube da, bescheiden
Im wilden wein, das steife Rohr der Stuhle,
Des Springbrunns Silbcrplcitfchcrn, seine Kühle,
Der alten Espe unaufhörlich Leiden,
Wie einst die Rosen beben, Und es wiegt
Die stolze Lilie sich im wind, Es fliegt
Die Lerche hin und wieder — ganz wie einst,
Und aus dem Baumgrund taucht selbst die velcda
Aus rissigem Gips, nur hagrer, als Du meinst,
Umduftct von der süßlichen Reseda.

Sinkende Sonne.

wchmüthigc weise
Singt süß und versonnen
Das iZcrz in die Kreise
Oer sinkenden Domren,
Vom Tagdämmer leise
D e Felder umsponnen,
wehmüthige weife
Zvi^ sinkende Sonnen,

Die Zukunst.
Und seltsame Träume,
wie Sonn.n, die sinken
Auf User und Säume,
Tnigbilder crblinkcn,'
Sie ziehen wie Schäume
Sie ziehen und winken
wie Sonnen, die sinken
Auf Ufer und Säume.
Nachtbild.
Nacht. Regen. Bleierner Himmel, der durchschnitten
von Thürmcn, Spitzen, umrißschwach inmitten
Die Gicbclstadt, die Ebne grau, verschwommen.
Ein Galgen voll Gehenk,er, steif, verkiommcn.
Bewegt von Kackend gierigen Arähcnschuäbeln,
Die dürren Schenkel tanzen in den Nebeln,
Indeß die Sohlen schon der Wölfe Fraß,
Zerstreutes Dorngcstrüpp und Distelgras
Starit rechts und links ins Wirr des Hintergrundes,
Ins pechschwarz seines kaltcn Höllenmundes.
Zuletzt: um drei Gefangne. baruß, fa!,l,
von Partisanen eine Huudcrtzal'l,
Im 'Narsch, Und ihrer Eilcn Käsiggitter,
Das Leinzcnübcrinaß, binkt hohnesbiiter.
es?
II bscio.
Knß! Zitterrose im kieblosunnsgarten!
Begleitakkord auf weiter Zähne Tasten
Dem Liebcslied, aus Heizen, brandcrsaßtcn,
Erzengclstimme, zauberisch Erwartenl
Göttlicher Anß! Anmnthig, vollgctanschct,
Wollust und Trunkenheit, die ohnegleichen, —
Gegrüßt! Aus Deinen? unerschöpflich reichen,
Aus Deinem Lecher sich der Mensch berauschet,
wie Rheinwein, wie Musik mit sanften Klängen,
wiegl er und tröstet, jeden Kummer löst er
Im Purpurschniolleu . . . Ach, daß ihn ein Größter,
Daß wolfgcmg oder William ihn besängen!
Ich, armer Sänger von P»ris, ich pflücke
Dir diesen Kinderstrauß ... Sei gnädig, lohne
Mich von der Einen stolzem ürippenthixne.
Der Einzigen — steig' nieder, lach', bcglückel

Pötzl.

^Mduard Pötzl ist am siebenzehnten März sechzig Jahre alt geworden. Als ich (vor dreißig Jahren) in die Redaktion des „Neuen Wiener Tagblatts" trat, fand ich Pötzl bereits da waltend; im alten Burgtheater-Wien. Anzengruber lebte noch, war aber, trotz allen ihm an Gedenktagen erwiesenen steifen Ehren, den Gebildeten dieser Iambenzeit im tiefsten Wesen fremd. O. F. Berg verdiente, mit seinen Possen von Leben, Wurf und Griff, tausendmal mehr als der Dichter des Dramas vom „Meineidbauer"doch ihn schloß seine Unbildung von jeder literarischen Werthung aus. Am diese Zeit also hatte Pötzl begonnen, und zwar, wie man nicht rasch genug hinzufügen kann, ohne jeden literarischen Anspruch, in einer Blattrubrik, nach der die Aesthetik vorher auch nicht einen Seitenblick noch geworfen hatte und Alles der Möglichkeit künstlerischer Formung zu widersprechen schien. Auf Banketten zur Ehre jubilirender Fachgenossen erinnerte man sich an Dickens und erzählte, wie auch er einst als Gerichtssaalberichterstatter begonnen hatte. Die Wahrheit ist, daß Dickens die graue Bürde dieses Dienstes von sich werfen mußte, bevor ihm (freilich ein seltenes Geschwisterpaar) mit der Laune auch die Fähigkeit, die tragischen Gewebe seiner Lebensbilder zu wirken, erwuchs. Für die Kunst, gleich jetzt, gegenüber dem vor unseren Augen sich frisch abspielenden Geschehniß, nicht nur der treue Beobachter zu sein, sondern auch der mit fester Hand rasch ordnende und sondirende Meister, für diese Kunst gab es kein Beispiel. Klar, scharf und mit ernstem Blick in den Charakter einer haltlos gewordenen Zeit hinausweisend>, sieht uns so manches damals von Pötzl schnell hingeworfene Stück entgegen, und wenn wir es jetzt wieder vornehmen, vertieft sich dem Beschauer die scheinbar flüchtige Skizze zum Zeitbilde, das die Elemente des Romans in sich trägt. Die Ausführung überließ er Anderen und sagte, wenn man ihm Vorwürfe machte: „Ich bin kein Begabung-Gymnastiker". Er wollte keine Talent-Verrenkung! sie war ihm wider die Natur.

Gerade diese Treue gegen die eigene Natur hat das Wien der letzten Jahrzehnte verloren. Wir haben Leute gesehen, denen ein Gott den Geschäftssinn auf die Stirn gezeichnet hatte: und sie gingen mit der Miene der allerdüstersten und selbstlosesten Apoel herum. Wir haben Andere gesehen, in denen stets der Krampf irgendeines Neides, einer Eifersucht, eines wüthenden Grolls zuckte: und sie führten jahraus, jahrein Kapriolen gespielter Lustigkeit und geheuchelter guter Laune auf. Ganz ohne Frage wird sich Pötzl dafür bedanken, daß man ihn zu den Santa Claras mit der

shakespearischen Laune oder zu den Nestroys mit dem weltweiten Blick und dem vernichtenden Witz rechnet. Aber immer war, was er schrieb, urecht und ureigen; und das Schönste an ihm ist, daß er, dessen Stil aller Schwingungen fähig ist und der auch über das Pathos verfügen könnte, wenn er nur wollte, doch am Allerliebsten das Lachen, das in ihm so frisch quillt, hervorjubeln ließ.

Man hört ihn oft den wienerischen Mark Twain nennen; ohne es zu wollen, thut man ihm damit Anrecht. Ans Oesterreichern fehlt die Weite, die der Amerikaner heute zu durchfliegen gewohnt ist, und damit auch die Größe und Massenhaftigkeit der Objekte, nach denen er mit den Fängen seiner Satire greift. Immer ist es so im Grunde die eine Hälfte der Welt, die er an der anderen mißt, um mit dem blutigen Hohn zu schließen: Du alte bist verlumpt und erbärmlich, Du neue bist noch Thier und bist roh. Wir, an die Scholle gebannt, sind beengter in der Kraft unseres Lachens wie unserer Visionen; und fraglich ist nur, was in uns stärker ist: die Galle, die zum Zerfleischen treibt, oder die Liebe zu dem Boden, dessen Gefangene wir sind. In Pötzl mischen sich die Gaben gut. Im Gegensatze zu dem Wien, das für seine eigene Note kein Ohr hatte, stellte er den,wiener Menschen, wenigstens in der Silhouette, in unvergeßlicher Treue und Greifbarkeit hin. Die einfältigen Leute, die, w :nn sie sich jemals aus ihren heimischen wiener Bezirken hinauswagen, vor einer geänderten Welt befremdet stehen und Alles, aber auch Alles, verglichen mit der ererbten wiener Art, minderwerthig finden, diese in ihre Heimath Verliebten, die dumpf fühlen, daß ihr Etwas fehle, und die deshalb die traute Heimath nur desto leidenschaftlicher ins Herz schließen, und auch die Kleinsten, die Genrehaftesten in dieser Galerie, die Aufbrausenden, die immer noch ein Wort als über der gemeinen Trivialität stehend bezeichnet, der Berserker, den ein grundgescheites wiener Auge plötzlich mit seinem sicheren Blick zur Raison bringt, die Beschränktheit, die Hoch das Bessere ahnt und sich fügt, die enge Bürgerlichkeit, die dann doch von der Phantasie einige bunte Farben entlehnt, mit denen sie so gern dem Fremden und Großen draußen entgegenschlagen möchte: das Alles, mit seinen goldenen Humoren, lebte in Pötzl wieder auf. And gehört er also nicht zu Denen, die ihr Volk mit der Peitsche aus der dumpfen Sphäre herausjagen, so ist er vielleicht gerade darin der treuere und glaubwürdigere Bewahrer Dessen, was noch in unseren Zeiten von dem in seinem Wesen so trauten und echten Alt-Wien lebte, das einen Schatz von Frohsinn und Zärtlichkeit um sich verbreitete und ein Stück Kultur war.

Wien. Adolf Gelber.

Eheliche Treue und geistige Entwickelung.
as beliebteste Thema für junge und ältere Romanschriftsteller und Dramenschreiber; namentlich romanischer Zunge, ist der Ehebruch i der Held dabei gewöhnlich ein Literat, Revolutionär, Künstler, den man sich als möglichst feurig, geistvoll, hinreißend denken soll. Das Ehebruchmotiv ist, der menschlichen Seele entsprechend, natürlich nur in den robusten Beispielen einsache Erotik (blinde Leidenschaft, Lebensdrang); daneben verzweigt es sich endlos; sekundäre, tertiäre Beweggründe spielen mit oder drängen sich mit der Zeit gar an die erste Stelle, kombiniren sich mit einander, lösen einander ab, verschwinden wieder und lassen wohl auch in irgendeinem wichtigen Moment einen ganz unerwarteten neuen Seelenzustand die Entscheidung herbeiführen. Man hat Furcht vor dem Spott seiner Genossen; man will ein „Mann" sein; man will nicht „harmlos" sein; man möchte „gefährlich* erscheinen; man liebt überhaupt das Gefährliche an der Situation und hofft auf unerwartete, spannende Momente; man will etwas einmal Angefangenes auch zu Ende führen; man will schließlich mal Abwechselung. Man fürchtet, zu kurz zu kommen, und will die Erlebnisse beschleunigen, um einen neuen psychologischen Roman schreiben zu können; Rachegefühle spielen vielleicht hinein; das bekannte antimoralische Pflichtgefühl kann mitsprechen; man will als freier, unabhängiger, auch als „erfahrener" Mensch gelten; man möchte modern sein, auf der Höhe der Zeit stehen, natürlich auch jenseits von Gut und Böse sein und keine moralischen Vorurtheile haben, will nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch als moralinsrei erfunden werden; man findet schön, schicksalsschwanger einherzuschreiten oder gar ein Wenig Erdgeist (Universalerotikon) zu markiren; die Eitelkeitdclirien der Mephistophelessehnsucht und überhaupt der ganzen pseudoästhetischen Oberflächenkultur können dazu kommen, man glaubt, damit am Wirksamsten ein verhaßtes asketisches Ideal zu bekämpfen, hat vielleicht einige vage Ideen von „Freier Liebe", für die man Propaganda machen will (der Besitz dieser oder jener Frau ist dann nicht mehr Zweck, sondern nur noch Mittel); man will etwa auch ein „Vollmensch" sein, ein „Renaissancemensch", ein Freigeist, eine „blonde Bestie", ein „naiver Grieche"; oder man will nur die Philister ärgern und (ach, so gern!) einen interessanten, ein Bischen dekadenten Charakter zeigen (man kann damit in gewissen Kreisen sogar als geistreich gelten); man schmeichelt sich mit der Gewohnheit, jede innere Schlappheit unter dem Gesichtswinkel unentrinnbarer chemischer Reaktionen zu betrachten; vielleicht glaubt man an eine „zweite" Naivetät, an das Ideal des unbekümmerten Nachgebens an Alles, was Einen gerade lockt (Vorstellungen von dem Anderen verursachten Leid und überhaupt alle Hemmungschranken werden dann als Rückfälle in eine asketische, schwächliche Empfindungweise betrachtet); man kann sich als Heilbringer fühlen und will eine vom

Leben und vom Mann schlecht behandelte Frau „glücklich" machen; man hat vielleicht auch geistige Ziele im Leben und dabei eine Vorstellung von einer Idealehe, sieht die wirklichen Ehen dieser Vorstellung meist nicht entsprechen, hält die oder jene Frau aber für berufen dazu, an seiner eigenen Vollkommenheit zweifelt man gewöhnlich auch nicht: und so will man ein Exempel statuiren, will alle die kleinen bürgerlichen Schranken durchbrechen und der „Welt" zeigen, daß sich zwei freie Menschen, die sich eben erst so spät gefunden, nicht um sie zu kümmern brauchen. Der letzte Fall tritt dann bei muthigeren Menschen manchmal offen ohne die gewöhnliche Heuchelei auf, recht oft freilich als schnell abgekühlter Rausch, hier und da wohl auch als glückliche Eheänderung, womit wir aber schon das vom Ehebruch abgegrenzte Gebiet der offenen Scheidung betreten.

Bei Frauen, die ja jetzt auch mchr als früher öffentliche Bekenntnisse machen, sind die Beweggründe ähnlicher Art.

Nun entsteht die Frage: Ist eheliche Treue nicht einfach Dumpfheit, Faulheit, eine Art Halbschlaf, vielleicht nur eine Feigheit, die vor der Frau Nachbarin zittert oder die sich Etwas vormachen will, das man in ehrlicheren Stunden selbst nicht glaubt? Fragen sich nicht vielleicht gerade geistig regsamere Menschen, ob nicht eine immer erneute Verbindung mit den jeweilig als geistig höher stehend Erkannten die eigentliche Konsequenz ihrer Weltanschauung wäre? Manche antworten auch heute mit Ia und lösen deshalb eine Ehe nach der anderen auf. Der Begriff Treue hat dabei etwas Spießbürgerliches, Altväterisches, Verächtliches erlangt.

Wollen wir die Frage näher prüfen? Kann man Das eigentlich? Kann man über ein unendlich variables Gebiet überhaupt vernünftig, „rationalistisch" sprechen? Eigentlich kaum. Wie sagt doch Einer der großen Verführer zum Kampf gegen das Philisterthum irgendwo weitherzig und skeptisch? „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet." Aber wir wollen ja gar nicht richten; wir fragen uns nur, wie sich ein gewisser Typus Mensch, dem menschliche Geistesentwickelung, dem Kultur am Herzen liegt, im Interesse seiner Idee am Besten zur eigenen Ehe und zu den Ehen Anderer verhält.

Im Ganzen sinds ja heute nur noch zurückgebliebene Menschen und Länder, wo ein zeugenloses Gespräch mit der Frau eines Anderen sofort Eifersucht und Verdacht weckt. In Mitteleuropa, im Norden und noch mehr im Osten ist die Möglichkeit einer gewissen unbefanaenen Kameradschaftlichkeit zwischen irgendwie sonst gebundenen Männern und Frauen in vielen Kreisen ganz selbstverständlich. Diskutabel wird die Frage für uns überhaupt erst, wo es sich um intimere Beziehungen (wirkliche Freundschaft oder Liebe) handelt.

Tritt nun ein Mann (oder auch ein Weib), der das Verantworte lichkeitgefühl einer Idee auf sich trägt, in den Kreis einer Ehe und sicht da nur die Frau (oder den Mann) seinem Wort zugänglich, den Mann (die Frau) aber indifferent oder feindsälig: wie dient er (sie) dann der Idee am Besten? Liebe? Ehebruch?

In der Ehe sucht man bekanntlich eine gewisse Ruhe, eine Art
Zuflucht; und Einige finden sie ja auch. Diese Ruhe wieder bedroht
zu sehen, regt natürlich auf, sie völlig zerstört zu sehen, bringt in
Wuth oder drückt zu Boden, quält, bringt Schmerzen, Leid überhaupt.
Noch mehr, wenn Kinder da sind. Das Leid vervielfacht sich. Haß,
Rachsucht melden sich; dann, bei der Sensibilität, mit der wir unseren
Typus denken, Mitgefühl (denn man ist ja sonst »ganz gut mit ein-
ander ausgekommen"): kurz, die durch Störung verursachten Empfin-
dungen können das Goldkorn der Idee völlig überwuchern und er-
sticken. Die modernen Künstler- und Denkerleben mit all ihren Schiff-
brüchen bieten Belege genug dafür. Das Alles schwächt natürlich auch
die Gesundheit und damit die Wirkungskraft. (Ich lasse dabei noch die
etwa auftretenden gröberen Lebenszerstörer ganz bei Seite.)
Mit Recht kann eingewendet werden, daß man oft die zur Dauer
einer erwünschten Intimität nöthigen Eigenschaften erst im Lauf der
Ehe selbst kennen lerne. Da taucht dasProblem derProbeehen auf, einer
Art vorläufiger Ehe, in der auf alle Fälle die Konzeption verhindert
wird. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß dabei fast überall
die Frau im Nachtheil ist, so wäre ein solcher Brauch immer noch hu-
maner als der Bruch bei schon mehrköpfiger Familie. Gerade wenn
man gegen Roheit ankämpft, muß man sich hüten, den psychischen That-
sachen weichherzig gegenüberzutreten und so um idealer Vorstellungen
willen dem Leben Gewalt anthun zu wollen.
Auch ernste und gütige Menschen können sich über die Bedürf-
nisse der eigenen Seele und anderer Seelen täuschen. Aus der psycho-
logischen Massenproduktion der letzten Zeit hat unsere Generation
zwar schon gelernt, daß überhaupt nie zwei Menschen bis in die letzten
Fasern ihres geistigen Lebens einander völlig entsprechen; aber es
giebt eben doch ein Mehr oder Weniger.
Vielleicht müssen auch Menschen, deren ganze Anlage zur Dauer-
ehe drängt, zuerst durch Elend und Sorge verfehlter Versuche hindurch,
bis sie Einen treffen, der die ihnen entsprechende seelische Gangart,
das selbe seelische Tempo hat. Nichts Irdisches ist ganz zuverlässig.
Und selbst bei der größten gegenseitigen Achtung kann Eins von
zwei Verbundenen eine andauernde Liebe zu einem Dritten gewinnen,
eine Liebe, die kein momentanes Aufflackern ist, sondern das Bewußt-
sein tieferer Zusammengehörigkeit trägt. Ie zarter das Gefühl der
Menschen ist, um so schwerer werden sie an den daraus entstehenden
Konslikten leiden. Aber wie kann selbst der oder die nun durch diese
neue Beziehung isolirter Gewordene die äußere Fortdauer eines Ver-
hältnisses wünschen, das innerlich doch nicht mehr da ist, unwider-
bringlich verloren ist? Wir sind so wenig Herr über die Liebe wie
über das Wetter. Vollständige Ehrlichkeit und freundschaftliches Ent-
gegenkommen lindert jedensalls das Qualvolle solcher Eheänderungen.
Ia, bei besseren Menschen hindert Das nicht, daß sogar eine herzliche
Freundschaft bestehen bleibt. Steht Das etwa im Widerspruch mit dem
s«

vorher Gesagten? Kaum. Wenn zwei das Selbe thun, ist es eben nicht das Selbe. Iedensalls darf man sich in solchen Fragen nicht von kategorischen Bibelsprüchen einschüchtern lassen. Unzulängliches ist in der Bibel noch mehr als genug.

Eine wirkliche innerliche Dauerehe ist sicher auch für den der Entwickclung Fähigen das seltenste Glück; und wenn „literarische" Leute, die sich gewöhnlich für die alleinigen Vertreter des Geistes halten, die Diskrepanz unserer beiden Titelbegriffe als das für „höhere Menschen" eigentlich Selbstverständliche hinstellen, so kann man Das zwar begreifen, aber auch nur begreifen.

Wir wollen dabei nicht ungerecht sein. Aber brauche ich denn die Gründe, die für die Ungeeignetheit von geistig Entwickelungfähigen für Dauerehen angeführt werden, wirklich zu wiederholen? In der modernen Literatur werden sie ja aschenregenartig geliefert. Der stichhaltigste berührt sich mit dem Erziehungproblem. Sklavenhalterbildung bei Männern und „Musselinerziehung" bei Mädchen: Das ist ja der ewige Iammer. Unkenntniß der Anderen und Unkenntniß der Bedürfnisse der eigenen Seele. Wo durch die Ehe der Geist geknebelt, die Seele zertreten wird und andauernde Abneigung auftritt, ist Scheidung, natürlich mit offener Ehrlichkeit, der gegebene Ausweg. Alle Erschwerungen der Scheidung sind schädlich; denn sie verführen zur Lüge und zu heimlichem Ehebruch, Welcher feiner organisirte Mensch möchte auch den Leib geben, wenn die Seele feindlich ist?

Wie die Zahl solcher Unglücksfälle (denn Das bleibt doch eine verfehlte Ehe) verhindern? Zuerst: was verstehen wir unter geistiger Entwickelung? Sicher nicht, daß man in ästhetischen Theegesellschaften, Literaturcafes und Bohemekneipen den neusten Iargon des neusten Kunstkritikers zum Besten giebt, sondern Alles, was aus einer tiefen, leidenschaftlichen Sehnsucht entspringt, aus einer Sehnsucht, die an den Erkenntniß- und Handlungwidersprüchen in sich und in der Umgebung leidet und nach innen und außen eine Lösung verlangt. Diese Sehnsucht aber wird unter normalen Umständen rebellischen Charakter annehmen nnd hat häufig genug Entbehrung, Verhöhnung und Isolirung im Gefolge: und Das ist nicht Iedermanns (und nicht jeder Frau) Sache. Und hier haben wir wohl den Hauptgrund zu suchen, warum in den Ehen des hier geschilderten Menschentypus Antipathie auftritt. Widerwilliges Festgehaltenwerden der Fühlenden, Wollenden, Strebenden, Hungernden, widerwilliges Mitgerissenwerden der Rohen, Behaglichen, Selbstzufriedenen, Konventionellen, Korrekten, Satten. Wie wichtig also rechtzeitige Erkenntniß der Psyche! Wie wichtig also das Erziehungproblem!

Um dem geistig Entwickelungfähigen, also dem sozial Mehrwerthigen das Glück einer ehelichen Dauergemeinschaft zu erleichtern, ist Erziehung nöthig, und zwar rapide Erziehung (nicht erst mit dem dreißigsten Iahr einsetzende) der Mädchen zu denkenden, verantwortlichen, thätigen Menschen und nicht nur zu Repräsentationdamen und

geschwätzigen Pensionatsästhetikerinnen, zu Seelenverstehenden und nicht nur zu Modejournalspezialistinnen und schlampigen Schmarotzerpflanzen, zu gütigen, freudigen Helferinnen und nicht zu egocentrischen, galligen Spielverderberinnen; und unbefangene Aufklärung (wie daß verpönte Wort heißt) über die Leibesfunktionen und ihre Bedeutung und nicht nur im Rahmen der Tantenpsychologie; und Erziehung der Knaben (in möglichster Koedukation mit den Mädchen) zu innerer Straffheit und Freiluftbegeisterung und nicht zu bierseligem Bordellbehagen und Don Iuan-Renommisterei commentfähiger Diluvialmenschen, zu Seelensehnsucht und nicht zu assyrischer Männerwürde, zu Entwickelung Verlangenden und nicht zu Alles wissenden Primarlehrern.

Dann vielleicht. Sie schütteln den Kopf und pfeifen. Sie sehen in der Konzentrirtheit und Einsachheit nichts Wünschenswerthes. Sie schließen durch den Genuß, den Ihnen die unendliche Variabilität der Freudenerreger schon geschaffen hat, fälschlich auf die Mehrwerthigkeit der Komplizirtheit überhaupt. Sie wollen jede Blume pflücken (wie Sie Das poetisch ausdrücken). Nun: entweder sind Sie nur Theoretiker oder Sie kennen keine seelischen Forderungen, mit denen Ihr erotischer Sport je in Widerspruch gerathen wäre. Dann gehören Sie aber auch nicht zu dem hier behandelten Typus. Für diesen kommt die gleichzeitige Polygamie, die man ja sicher sonst als die wenigstens in der Iugend am Meisten verbreitete, wenn auch nicht offiziell anerkannte Form des Geschlechtslebens hinnehmen muß, selten ernsthaft in Betracht; obwohl auch manchmal bei hochentwickelten Individuen Erzvater- und Sultansinstinkte sich breit machen. Diskutirbar freilich ist der Gedanke, daß die von den Frauen entwickelte Sensibilität sie für die Zeugung biologisch mehrwerthiger Kinder untüchtiger mache und so vom Rassenzüchtungstandpunkt aus Bigamie zu empfehlen sei. Man beruft sich dabei gewöhnlich auf viele historische Beispiele, die aber meist den Nachtheil haben, daß sie sehr schwer zu prüfen sind, da immer noch eine große Zahl anderer Faktoren mitberücksichtigt werden muß. Auch vergißt man meist, daß, wenn man damit unsere Sensibilität und also auch unsere Intelligenz als etwas biologisch Minderwertiges bezeichnet, es doch diese sind (und nicht etwa die brutale KSrperkraft und Raubthiergesundheit), denen die Menschheit ihr Emporkommen und ihre dauernde Herrschaft über die anderen Lebewesen verdankt. Man dürfte also doch im Gebrauch mit den so gern angewendeten verblüffenden Paradoxen etwas vorsichtig sein.

Eine andere Möglichkeit einer Art zeitweiliger Bigamie verdient wenigstens Beachtung, wenn sie auch ihrer Natur nach sich nicht allzu häufig realisiren dürfte. Es fragt sich, ob man einem Mädchen, dem bei großer Kindersehnsucht Ehelosigkeit als Theil geworden (und da wir eben bei den Menschen keine Parthenogenesis besitzen), ob man einem solchen Mädchen mit der billigen katholischen Selbstverständlichkeit Nonnenthum anbefehlen kann. Etwas grausam, nicht wahr? Also

wie lösen? Bitte, verehrte Frau, lächeln Sie nicht, sondern geben Sie
mir auf diese schwermüthige Frage eine befriedigende Antwort. Ich
glaube, wir dürfen die Entscheidung dsn Mädchen anheimstellen.
Manche wird wohl lieber in Beruf, Freundschaft, Kunst und Ideen-
kultus Ersatz suchen, als Etwas von ihrem Traum preisgeben. Da-
gegen ist nichts einzuwenden. Manche aber wird sich anders verhalten.
Wenn ein Mädchen, nicht als Verführte, sondern als Eine, die
weiß, was sie thut, die für ihre Handlungweise einsteht, ein Kind be-
kommt, sei es schließlich auch von einem verheiratheten Mann, der
sammt seiner Frau einwilligte, so meine ich, mit moralischen Urtheilen
sollen wir da ruhig zu Haus bleiben, auch mit Verzeihung und Aehn-
lichem. Wir müssen das mit eben so viel Leidenschaft verfochten« wie
bekämpfte Recht auf Mutterschaft menschlich begreifen, ohne in Dem,
was man darunter versteht, eine höchste Daseinsform zu sehen, denn
Nachtheile und Widerwärtiges bietet sie außer dem Basenklatsch immer
noch viel: Ausgangspunkt nicht gegenseitige Liebe; Mann nur Mittel;
nur weibliche Erziehung. Aber das Leben wird eben immer ein paar
ungelöste Brüche aufweisen. Auf alle Fälle muß man sich hüten, die
Iungfernschaft allzu hoch einzuschätzen. Sogar eine unglückliche Liebe
kann der Ausgangspunkt einer reichen seelischen Entwickelung werden.
Nun giebt es sicher noch einen ganzen Rattenkönig von mehr
oder weniger nah einschlagenden Fragen, die man bei dieser Gelegen-
heit stellen könnte. So wird, zum Beispiel, für sexuell "Unästhetische,
die vielleicht aus Gründen größerer seelischer Intimität auch noch so
Etwas wie eine Ehe eingehen, das Verhältniß sich wahrscheinlich
wesentlich einsacher gestalten; während bei normal Empfindenden eine
Komplikation eintritt, wenn aus physiologischen Gründen der sexuelle
Verkehr in der Ehe dauernd aufhören muß.
Oekonomische Nothlage wirkt erschwerend; doch wird mit der Zeit
durch wirtschaftliche Selbständigkeit und Berufsausbildung der Frau
und durch den Umstand, daß wir den Storch heute rechtzeitig ver-
scheuchen können, die Ehe nicht theurer als die Isolirtheit. So ge-
staltet sich wenigstens eine provisorische Nothaushilfe. Weitere Aus-
blicke nach dieser Richtung wollen wir uns, um nicht zu sehr auf andere
Gebiete zu kommen, versagen.
Auch ist wohl kaum nöthig, zu betonen, daß wir es hier wesent-
lich mit psychologischen und nicht mit juristischen Fragen zu thun
haben. Gewisse Ethiker wollen immer ihrem Aerger über die schlam-
pige Verantwortunglosigkeit ihrer Mitmenschen in möglichst drako-
nischen Gesetzen Luft machen und vergessen dabei gewöhnlich, daß man
mit Paragraphen keine Liebe und keine Selbstzucht erzeugt, daß im
Gegentheil äußerer Zwang die Situation nur zu verschlimmern pflegt.
Von außen her kann man doch nur das Oekonomische regeln, also
Mutter und Kinder vor Ausbeutung und Noth schützen und den Vater
(eventuell die Gemeinde) heranziehen. Wie Das geschieht, ob mit
oder ohne Civilehe, ist im Grund eine Frage zweiten Ranges. Besser

wahrscheinlich ohne die jetzige Form mit all ihrer Heuchelei, ihren
pharisäischen Werthurtheilen und ihrer Polizeizudringlichkeit.
Sie verlangen Respektirung der historisch überlieferten Form?
Diese sei der kondensirte Willensausdruck vergangener Zeiten, und da
man keinen Grund habe, Gedankenarbeit früherer Geschlechter als
minderwerthig zu taxiren, seien Sie für Beugung vor der Autorität.
In diesem speziellen Fall schütze, zum Beispiel, das Pathos der staat-
lich beglaubigten Ehe (die übrigens auch durch Autoritätbruch an die
Stelle der kirchlichen getreten ist) die Menschen vor Verwilderung.
Und das Beispiel, das er gebe, könne einem geistig Wollenden nicht
gleichgiltig sein. Gut. Nun fragt sich aber, ob außer dem ökonomischen
Schutz wirklich etwas Anderes gesetzlich erreicht werden kann. Oder
fühlt sich etwa heute ein Mann, wenn ihn nicht psychische Gründe
bestimmen, was ja nachher auch der Fall wäre, stark durch die Civil-
ehe gebunden? Kaum. Und man muß eben, was man gewöhnlich nicht
thut, eine Aenderung mit den bestehenden Verhältnissen vergleichen
und danach ihren Werth oder Unwerth bemessen.
Die Mehrzahl wird immer von autoritativen U>rtheilen abhängig
sein. Damit muß man rechnen. Alles kommt aber darauf an, daß diese
Urtheile mehr und mehr die. Achtung vor der Psyche und nicht vor
einer äußeren Form zur Geltung bringen. Man darf es wohl als
unpsychologischen Schluß betrachten, wenn man glaubt, daß die Hem-
mungvorstellungen, die ein Mädchen gegen seine erotische Hingabe hat,
schwinden würden. Im Gegentheil: das gesellschaftliche Urtheil würde
als minderwerthig nicht mehr den mangelnden Respekt vor dem Civil-
standesamt bezeichnen, sondern weniger harmlose Dinge. Klarer Blick
für echten Lebenswerth und die Summe der Idealvorstellungen, die
ein Mädchen von der Ehe hat, schützen es aber nach wie vor am Besten
vor momentanen Unüberlegtheiten, so weit es überhaupt möglich ist.
Im Uebrigen ist ja begreiflich, daß die künstlerische Seele das Be-
dürfniß hat, einen für sie tiefer Bedeutung vollen Lebensmoment mit
einer äußeren Form zu verknüpfen; je innerlicher aber das Erleben
ist, desto mehr wird sich diese Form individuell gestalten und vom
Traditionellen (etwa den lärmenden Hochzeitsitten) abstrahiren.
Wenn nun, wie wir gesehen haben, bei dem hier behandelten
Typus die Anforderungen der Psyche mit den erotischen Bedürfnissen
in kategorische Beziehungen treten, so wollen wir uns noch fragen, wie
sich dieser Typus da verhält, wo Erotik keine Rolle spielt. Also die
rein intellektuelle Seite; Freundschaft; intimer Ideenaustausch;
Uebertragung der Begeisterung.
Christus, der ja bei Vielen als unfehlbare Autorität gilt, erklärt
da bekanntlich kurz und kategorisch, daß Die seiner gar nicht werth
seien, die nicht allem Anderen um seinetwillen entsagen. Kann Einer,
dessen Seele Idee, Vorstellung von Variirungmöglichkeit der Wirk-
lichkeit ist, anders denken und sprechen? Kaum. Er muß alle ein-
zelnen Menschen als Saatboden für das „Wort" betrachten und kann

sich nicht danach richten, ob sie nach unten hin festgehalten werden oder nicht. Er fühlt es wie eine Pflicht, überall, wo er lockeres Erdreich sieht, Körner der Idee auszustreuen, mag auch ein Anderer das Land für sich beanspruchen. Denn wenn er jede andere Idee als eben so gut wie seine betrachten würde, dann würde er überhaupt nicht an sie glauben; dann wäre es gar nicht seine Idee.

Wird die Ehe der Anderen dadurch in Mitleidenschaft gezogen? Freilich. Bequemlichkeit, Eifersucht und gekränkte Eitelkeit spielen ja oft genug mit, auch wo in erotischer Beziehung ein Argwohn ausgeschlossen erscheint. Aber der gekränkte Mann (oder das Weib) wird mit seinen Kindern nicht materiell vereinsamt zurückgelassen und psychisch nur so weit isolirt und beleidigt, wie seine (ihre) Seele ungebildet ist, und um so weniger wird er beleidigt sein, je weitherziger er ist. Ie weitherziger er ist, um so mehr wird er aber auch der Idee entgegenkommen. Und wo ehrlicher Wille ist, da werden gegenseitiges Vertrauen, Geduld und Liebe, Eigenschaften, die doch sicher auch als Resultate höherer menschlicher Entwickelung aufzufassen sind, die seelischen Unterschiede schon überbrücken.

Sind zwei Eheleute dauernd ähnlicher Idee ergeben (wenn auch vielleicht der Intensität und der Befähigung nach graduell verschieden) und sind es so zwei Naturen, die einander dauernd sympathisch sind, dann ist Treue bei ihnen nichts weniger als geistige Lahmheit. Man kann in solchem Fall ruhig sagen: Ie geordneter die eigenen Verhältnisse, um so mehr Kraft bleibt verfügbar. Die Idee, die bei einem Wirklich sensiblen Menschen nur in den Konsequenzen einer Menschheitentwickelungsympathie bestehen kann, wird so am Besten gefördert. Wer ein Ziel hat, wird nicht mit unnöthigen Eheänderungeu die Zeit verträdeln. Auch braucht man doch nicht gleich Alles zu „besitzen", um an seinem Werth Freude zu empfinden.

Wir wissen, daß sich nie Alles restlos unter ein Schema stellen läßt. Nur das Eine, das genügt, um unsere Betrachtung als tastenden Persuch hinzustellen und ihr jede pathetische Sicherheit zu nehmen. Ich habe immer vom Träger der Idee gesprochen in seiner denkbar vollkommensten Ausgestaltung, die natürlich der Wirklichkeit auch nicht entspricht. Da ist ja bekanntlich Alles immer ein Wenig beschädigt: und so spricht man denn auch von Vertretern von Ideen (im Pluralis), und wenn sie auch, dem Wort nach klar gefaßt, als Fortschritts-, Freiheit-, Kultur-, Entwickelungideen ausgegeben werden und differiren und dem Begriff nach meist nur innerliches, sehnsuchtvolles Stammeln sind und sich auch nicht finden, so läßt sich doch hoffen, daß irgendeinmal die lebendigste, reichste und kraftvollste den Sieg davonträgt, von welcher Art auch ihre Vertreter gewesen seien, um so rascher freilich, wenn diese Vertreter ihr nicht nur der Erkenntniß, sondern auch der Lebensführung nach entsprochen haben.

Zürich. Dr. Ulrich Wilhelm Züricher.

Der verlorene Sarg.*)

enn Tote reisen, brauchen sie Geleit wie Fürsten, weil sie zu vornehm sind, noch eine Hand zu rühren. Auch sind sie durch den Zinksarg behindert, in andere Wagen einzusteigen, und müssen für sich allein die Reise thun. Das war schon damals so, als in Aschaffenburg der Graf von Ostein gestorben war und nach der Sitte seines Hauses zu Geisenheim im Rheingau bestattet werden sollte. Nur mußten sie den Sarg in einen Nachen setzen und den dem Schiff anbinden, darin ein trauerndes Gefolge ihn bis zum Erbbegräbniß begleiten sollte. Sie fuhren in der Frühe den braunen Main hinunter und dach-

*) „Dreiunddreißig Anekdoten": so nennt Herr Wilhelm Schaefer einen Band, den er bei Georg Müller in München erscheinen läßt (und dem diese Probe entnommen ward). Er bringt nicht etwa pointirte Schnurren, wie Mancher sie hinter dem Begriff der Anekdote sucht, sondern kunstvoll ausgeführte Erzählungen; Geschichten, die (nach dem Ursprungssinn des Wortes ^.nsoSots) noch nicht veröffentlicht worden sind. „Ich habe reichlich ein Iahrzehnt gebraucht, den ersten Band zu füllen; denn weil ich ohne das Glück auskömmlicher Ernährung, das Tausenden von Faulpelzen unnütz angeboren ist, meinen Verstand erst täglich an anderen Sachen abnützen muß, bevor ich dann für diese Dinge den Rest aufbrauchen kann, der Anderen für Skat und Kegelspiel verbleibt, und weil ich erst mit dreiunddreißig Iahren, nach strenger Lehrzeit, so zu schreiben vermochte, wie der Verstand es forderte, so bin ich mit dem ersten Band ein Dreiundvierziger geworden." Das sagt Herr Schaefer in der Vorrede zu seinem Buch. Abltagsanekdoten Pflegen nicht so langsam zu reifen. Die Geschichten (das einsachste deutsche Wort sagt schließlich noch am Besten, was der Leser zu erwarten hat) verrathen nichts von Mühsal und Schreibtischplage. Der Rheinländer, der schon Sagen und Novellen, auch ein Drama veröffentlicht hat und die Monatschrift „Rheinlande" klug und gewissenhaft leitet, hat sich an den besten deutschen und schweizerischen Mustern gebildet und dabei die kräftige Frische seiner Persönlichkeit zu bewahren gewußt. Noch hat ihn ein widerhallender Erfolg nicht belohnt. Diesmal kanns ihm gelingen. Was sich, in Roman und Novelle, fast zwei Iahrzehnte lang Psychologie nannte, ist aus der Mode und hat Schimmel angesetzt; die Meisten überläufts, wenn ihnen mit „feinen Zügen" und Seelenexhibitionen auch nur gedroht wird. Man hat genug davon. Will wieder erzählen hören. Richtige Geschichten, die einen Ansang und ein Ende, den Ton starken Erlebens und den Rhythmus eines Herzens heben. Hier ist Einer, der erzählen kann. Ein hübsches, sauberes Buch; rechtschaffen deutsch und doch nicht philistrisch. Aus der Vorrede des Herrn Schaefer klingts wie ein Seufzer. Die Fortsetzung, die sie der Anekdotensammlung ankündet, wird in fröhlicherem Ton vielleicht von einem Erfolg des Erzählers berichten.

ten, noch mit dem Abend in Geisenheim zu sein. Es waren drei Vettern von ihm, noch junge Leute, mit einem Onkel, der als ein jüngerer Bruder des Verstorbenen im Leben nicht gut mit ihm gestanden hatte, auch sonst nicht recht gelitten war, weil er die Laster dieser Erde in allen Löchern liebte. Dazu die Kammerdiener und was sonst noch an Bedienten nöthig ist, damit sich solche Herren das Leben beschwerlich machen, das Unsereinem nicht so viel Mühe bringt.

Der Main ist nirgends ein fröhlicher Fluß, und bis er endlich bei Mainz aus Schilf und Binsen sein Wasser in den grünen Rheinstrom drängt, der eine andere Gangart und hellere Ufer hat, dehnen sich die Weiten um Hanau und Frankfurt endlos zum Horizont der fernen Taunusberge. Sie saßen erst sehr würdig und winkten nach den Trauernden zurück mit schwarzen Schleiertüchern, die ihnen von den Dienern bereit gehalten wurden. Dann aßen sie ein Frühstück, so gut das aus den mitgeführten Körben zu bereiten war. Und als die Sonne endlich durch den Nebel einen duffen Glanz und etwas Wärme sandte, da konnte der Onkel seinen Neffen schon ein Kunststück zeigen, aus einem Messingring und zwei Hornknöpfen die Heilige Familie darzustellen, wie die sich auf der Flucht abwechselnd zusammenfand.

Sie waren gerade bei der scharfen Wendung des Mains vor Offenbach, wo sich zum ersten Mal die fernen Thürme von Frankfurt zeigen; und weil der eine Neffe dort ansässig war, ließ er schon übermüthig die Freie Reichsstadt leben als ein neues Ierusalem. So kamen sie mit lauten Reden nach Offenbach, mit rothen Köpfen, die, von der frühen Zecherei erhitzt, kaum noch an ihren Nachen dachten, der mit dem Sarg unmerklich hinter ihnen schwamm und nur bei scharfen Wendungen das Seil straff aus dem Wasser hob. Die Sonne brannte auf ihren Pelz und wurde zum Mittag glühend auf den geharzten Bohlen, darauf die Neffen wieder schweigsam wurden, doch nicht vor Traurigkeit. Ihr Zeltdach gab zwar Schatten, doch hielt es auch die Dünste fest, und wie sie unter den steinernen Bogen der frankfurter Brücke durchfuhren, boten sie den spärlichen Passanten der Mittagszeit ein Stilleben, darin die Ruderer nur noch im Traum die Arme zu bewegen schienen, während die Anderen schlafend auf ihren Stühlen hingen. Denn als die Herren schliefen, waren ihnen die Diener gefolgt: im Trinken und in der Müdigkeit. So fuhr das Schiff im dicken und heißen Nachmittag an Höchst und Kelsterbach lautlos dahin mit seiner vollen Fracht von Lebewaare, die fast noch tiefer in Schlaf versunken war als Der, der unterm Bahrtuch im Sarg mit kühl gefalteten Händen lag. Sie waren längst bei Flörsheim vorüber, als sich der Onkel, der den Wein am Morgen gewohnt war, gähnend und hungrig erhob und auch die Anderen weckte.

Er war ein Mainzer Kind und brauchte nur die Narrenkappe seines Doms am Horizont zu sehen, um schon nach einem Streich zu suchen, wie sie in ihrem Trauerschiff spaßig vorüberkämen. Doch fand er nichts in seiner Trägheit als die Erinnerung an einen anderen

Grafen Ostein, der in Mainz vor einigen Iahrzehnten am eigenen Fett
erstickt war. Der war so dick gewesen, daß er die Sonnenhitze in keinem
Bett aushalten konnte und die heißen Nächte in seinem Wagen ver-
schlief, der dafür eingerichtet war: eine breite und flache Roßhaar-
Matratze, die auf feuchtem Rheinsand lag. Darauf mußten sie ihn
abends langsam durch die Straßen von Mainz spaziren fahren, bis er
schnarchte. Dann gab es hinterm Dom am Ballplatz eine Platane, wo
sie die Pferde sacht ausspannten und den Wagen mit dem schnarchen-
den Menschenberg in der kühlen Nacht stehen ließen, von drei Soldaten,
vor Schabernack bewacht. Am Morgen kamen dann die Gäule, wur-
den leise eingespannt und brachten den Grafen in sein Schloß zurück.
Die Neffen kannten die Geschichten vom dicken Großonkel schon ^
doch paßte es zu ihrer Trägheit, dem spaßhaften Onkel zuzuhören und
im Gähnen lächelnd wach zu werden. Auch war der graue Onkel selber
solch ein Mainzer Kerlchen mit seiner Glatze und der glühenden Nase,
daß sie allmählich doch wieder ins Gelächter kamen und an den alten
Schanzen der Gustavsburg vorbei übermüthig in den breiten Rhein-
strom einfuhren, wo ihr Trauerschiff, das in dem schmalen braunen
Main stilvoll und würdig daher gekommen war, klein und überflüssig
zwischen den vielen bunt bewimpelten Schisfen und Booten schwamm.
Sie kamen nicht glatt vorbei, weil ein Zollbeamter ihrer schwar-
zen Fracht erst traute, als er das gräflich osteinische Siegel an den
Reisepapieren des Toten sah; weil aber diesem Zollbeamten zufällig
die Vorderzähne fehlten, die ihm wahrscheinlich bei einer früheren
Revision ausgeschlagen worden waren, so daß er unter seinem Schnauz-
bart alle Worte dreimal verkaute, ehe er sie von sich gab, lud ihn der
Onkel Galgenvogel zu einem Vespertrunk ein und wußte es auch richtig
so anzustellen, daß der Kerl vor Gier, so gutes Zeug zu schlucken, Dienst
und Amtswürde vergaß. Sie fuhren schon an der langen Petersau
vorbei, als er im hellen Rausch den Streich bemerkte und vergeblich,
mit allen Amtstönen schwadronirend, wieder an sein Ufer wollte. Als
er frech wurde, ließ ihn der Onkel verprügeln und an die Petersaue
hinauswerfen, wo der Aermste zwischen den Bäumen der verlassenen
Insel spektakelnd zurückblieb und von den Neffen, die längst auch schon
wieder betrunken waren, mit leeren Flaschen beworfen wurde, die an
den Bäumen zersplitterten und schließlich nur noch klatschend ins
Wasser fielen.
So trieben sie im Trauerschiff die Scherze, womit das Leben sol-
cher Menschen sich über die Stunden ungewohnter Feierlichkeiten hilft,
indessen der tote Graf nicht einmal merkte, wenn sein Sarg ihnen
störend dazwischen kam; denn immer, wenn sie, wie an der Petersaue,
hielten oder falsch in die Strömung steuerten, drückte die Fluth den
Nachen mit dem Sarg dicht an das Schiff, so daß es aussah, wie wenn
der Tote die Lebendigen zur Ruhe mahnen wollte.
Die Lebendigen aber haben Recht zu jeder Stunde, wie sie es
treiben, auch wenn sie nicht so vornehm wie die Toten, vielmehr auf

einem Trauerschiff betrunken wie die Grafen Ostein und ihr Gesinde sind. Denn weil es zum Abend ging, der überm Rheingau und den schwellenden Ufern die Gluth entzündete, darin die Bäume und Wolken gleichsam von altem Rheinwein angewärmt dastanden, wie wenn auch die Natur in Trunkenheit verfallen wäre, ließen sich die jungen Grafen mit dem gerupften Galgenvogel durch keinen Toten und Lebendigen mehr stören, die Lieder frecher Dirnen und erfahrener Soldaten laut über den Strom zu singen.

Doch mehr Recht als die Lebendigen und die Toten, die jederzeit in ihr wie Blüthen- und Straßenstaub in einem starken Wind sind, hat die Natur: es gefiel ihr, vom Rochusberg herauf schwarze Gewitterwolken über den Rheingan aufzujagen, die seinen goldigen Dunst und seine blauen Schatten mit stechenden Blitzlichtern nnd grauen Vorhängen füllten und einen goldenen Abend in wenigen Minuten in eine dicke Nacht verwandelten. So schnell, daß Die auf dem Trauerschiff noch ihre Lieder sangen, als schon die weißen Schaumkronen stromauf geworfen wurden und in der frühen Nacht aussahen, wie wenn da überall das Licht durchbräche, das aus dem verdüsterten Himmel in das schwarze Wasser gefallen war. Schon hob sich, weil sie gerade hinter einer langen Insel ganz aus der Strömung waren, im Druck des Windes und der anlaufenden Wellen das angespannte Seil des Nachens straff aus dem Wasser, und wo noch volle Flaschen zwischen leeren standen, fielen sie so durcheinander, daß es Scherben gab. Da erwachte in dem betrunkenen Onkel eine Heldengeberde seiner berühmten Ahnen. Der Wind hatte ihm zwar seinen Hut beim ersten Stoß ins Wasser geweht, so daß seine dünnen Haarsträhnen erbärmlich flatterten, aber kein Kapitän hätte breitbeiniger im Sturm dastehen können als er, der den Ruderern und Dem am Steuer fürchterliche Befehle gab. Sie störten sich zwar nicht daran, konnten sie im Gebrause und im Lärm der klatschenden Tropfen auch kaum hören: aber das Schiff wurde doch vom Wind seitwärts gedrückt, wie wenn eine allmächtige Hand das Wasser säubern wollte, und auf den Sand gelegt. Nicht laut, nur mit einem leisen Krach inwendig in den Knochen: aber als sie ihn gespürt hatten, hing das Schiff so schief nach der Seite, daß sie mit ihren Körben, Flaschen und Stühlen an den Rand rutschten und vom Wasser mit schwappenden Tüchern so überwarfen waren, daß ihnen augenblicklich die beste Kühlung wurde.

Das war so rasch gekommen, daß ihnen die letzten Töne frecher Lieder noch in den Ohren summten, als sie schon in der unwillkommenen Wäsche saßen. Ans Land zu kommen, war nicht möglich; so hielten sie sich wie nasse Hunde am Schiffsrand fest und warteten geduckt das Unwetter ab, das weiter nichts als diese Wäsche vorzuhaben schien und schon nach wenigen Minuten einen letzten schrägen Sonnenstreifeu über das Wasser laufen ließ. Wie da Einer den Kopf hob, sah er, daß sie selber zwar auf dem Land fest saßen, daß den Nachen aber der Sturm losgerissen hatte und stromaufwärts in die Strömung trieb,

wo er, vom Sturm quergestellt, der das Bahrtuch an einem Zipfel wie ein klatschendes Segel auftrieb, als ein ungeschickter Segler zwischen Strömung und Gegenwind ansing, zu kreuzen.

Sie konnten Das schließlich, von dem Einen aufmerksam gemacht, Alle mitansehen; aber helfen konnte Keiner, auch nicht, als der Sturm nachließ und der Nachen mit dem Sarg, immer sicherer von der Strömung geführt, seinen Kurs stromabwärts stellte und an den Baumreihen der Insel vorbei, manchmal vom letzten Sonnenlicht übergrellt, allein nach Geisenheim zutrieb, während sein Gefolge auf dem Sand festsaß und für die Nacht, da bei der Dunkelheit auf keine Hilfe mehr zu hoffen war, auch kalt und naß dasitzen mußte.

Inzwischen reiste der Tote im kühlgewaschenen Sarg ohne Geleit die von der Strömung vorbestimmten Wege und kam gemächlich an der fuldaer Aue vorbei nach Geisenheim, wo seine Stelle im Erbbegräbniß sauber und zwischen Eichengrün bereitet war. Ein Abendroth sing zu leuchten an, darin das abgeregte Wasser, die zerzausten Bänme und die nabgeregneten alten Häuser sich, wie durch rothes Glas betrachtet, schön und schaurig darboten: es wäre die rechte Stimmung für den Grafen Ostein gewesen, aus einer langen Fremde heimzukommen in die kühle Erdenstube seiner Väter: aber es war Niemand da, ihn einzuholen, obwohl er langsam und dicht am Ufer dahintrieb. Und weil sein Stand ihm nicht erlaubte, noch eine Hand zu rühren, zögerte der Nachen wohl, wenn er mit der Spitze sacht an einen tiefen Ast stieß: doch drängte ihm die unaufhaltsame Lebensströmung des Wassers immer wieder das Hintertheil zur Seite, bis er schließlich, gleichsam im Ueberdruß solcher Versuche, an der rüdersheimer Aue vorbei mitten in den Strom hinaus hielt.

Nachdem ihn einmal die letzte Erdenreise über das vorbestimmte Ziel hinausgeführt hatte, schien der Tote keine andere Rücksicht mehr zu kennen als die, dem Wasser und seiner Strömung hingegeben, hinunter zu treiben in das Meer, wo auch den emsigen Wellen gleich ihm die lange Wartezeit bevorstand, im Stoffwechsel unserer Erde ein neues Leben vorzubereiten. Was die Schiffer bei allen Wasserständen fürchteten, die Stromschnellen im Binger Loch, schreckte ihn nicht, auch nicht die grauen Klippen bei Aßmannshausen; selbst durch die Strudel des Wilden Gefährtes bei Bacharach kam sein Kahn mit einigen Schwüngen elegant und sicher, wie der Graf sich oft durchs Leben geholfen hatte. Längst war es tiese Nacht geworden, darin das Geräusch des Wassers scholl, wie wenn es rundum von den schwarzen Bergen liefe: ein Lebendiger wäre nicht mehr mit seinem Kahn hindurch gefahren, aber die Toten fürchten und sorgen nicht. Bei der Pfalz zu Caub stieß der Nachen mehrmals an die Felsen, daß es die Zollwächter hätten hören müssen; aber weil nicht Einer darin saß, der sich mit aufgeregtem Rudern rasch weiterhelfen wollte, sondern Einer, der sich gleichgiltig dem Wasser überlassen hatte, so kam er an den Wächtern wie an den Klippen vorbei und trieb mit der ersten grauen Morgen-

Sie Zukunft.
frühe eilig an den Sieben Iungfrauen vorüber, die ihre hart gewaschenen Felsenleiber wie Robben kaum aus dem Wasser heben. So ging dem Grafen noch einmal die Sonne dieser Erde auf, ihm unvermuthet bei Braubach noch ein letztes Abenteuer zu bereiten.

Da wohnten seit Iahrhunderten im Schatten der Marksburg und damals unter darmhessischem Schutz verstreute Protestanten, während sonst die Ufer rheinauf, rheinab katholisch sind. Und weil den Deutschen seit Widukinds und Karl des Großen Zeiten nichts so im Blut liegt wie die Sucht, um die spitzfindigen Glaubensunterschiede ihrer Pfaffen einander zu hassen und totzuschlagen, so war bei Braubach damals auch das Rheinwasser zur Hälfte evangelisch. Wenn dann die singenden Wallfahrer von Bornhofen nach Pfaffendorf und Vallendar zurück in großen Kähnen abwärts trieben, mußten sie von Spay den Kurs direkt nach Rhens am linken Ufer halten, um nicht am rechten Ufer dem evangelischen Ehristenglauben mit ihren römischen Liedern zu nahe zu kommen.

Die Strömung ging zu stark in diesen Tagen; so war gerade am Tag vorher ein großer Kahn mit singenden Pilgern aus Pfaffendorf oberhalb der Philippsburg dicht am Ufer vorbei getrieben und hatte einen Aufruhr der beleidigten Evangelisten in Braubach angeregt, die mit Steinen und Knüppeln nach den Römlingen warfen. Die hatten nichts zum Werfen gehabt als Wasser und deshalb, durch ihre Pfaffen angefeuert, einen so glaubensstarken Gesang angestimmt, daß es dem hitzigen Kommandanten auf der evangelischen Marksburg oder doch seinen Soldaten zu viel geworden war. Wirksamer als das Machtwort aller Obrigkeit waren ein paar Stückkugeln um die Wallfahrer ins Wasser gefallen; eine hatte das Schiff am Vorderrand getroffen und mit den spritzenden Holzsplittern ein halbes Dutzend der Sänger leicht verletzt. Seitdem war Krieg um Braubach und schon seit dem Morgen lag oberhalb der Philippsburg, da, wo die Fähre nach Spay hinübergeht, eine Mannschaft auf der Lauer, um das evangelische Rheinwasser vor erneuten Einbrüchen falscher Gläubigkeiten zur Noth mit scharfen Schüssen frei zu halten. Sie hatten bis um zehn Uhr vergeblich auf der Lauer gelegen. Nur das Marktschiff von Boppard war gekommen und wie ein bescheidener Handelsmann ruhig vorbeigezogen.

Das Gewitter hatte am vergangenen Abend nicht bis hierher gereicht; so stand noch Alles in der dicken braunen Dunsthitze, als, unerklärlich geleitet, am Dinkhalder Thal vorbei der schwarze Nachen kam und mit seinem nachschleppenden Bahrtuch gerade auf das Ufer hielt. Es giebt im Krieg der Listen viele, zumal in Glaubenskriegen, und Keiner durfte den gichtbrüchigen Wachtmeister besonderer Hitzköpfigkeit bezichtigen, als er nach vergeblichem Anruf ein Schnellfeuer kommandirte, den verdächtigen Feind von einer Landung abzuschrecken.

Glücklicher Weise waren die Schützen alt und trafen mit ihren Kugeln nur das Wasser, wozu sie keine Büchsen gebraucht hätten; eine aber verirrte sich doch uud schlug dem Grafen Ostein in seinen stillen

Sarg ein dickes Loch, gerade da, wo er die kalten Hände gefaltet hielt. Vornehm und furchtlos, wie er im Leben gewesen war, hielt er nun erst recht auf das Ufer zu: und bald hatten die tapferen Marksburger seinen Nachen mit Stangen und Seilschlingen herangeholt nnd sahen nun erst, wie sonderbar der mit dem Bahrtuch befrachtet war.

Sie hätten klüger gethan, ihn wieder dem Wasser zu übergeben; doch glaubten sie dem Sarg den Leichnam darin nicht, trotz seinem Wappen. Der Wachtmeister schickte einen Vorpostenbericht hinauf zum Kommandanten, indessen sie dem unbekannten Toten unbedacht die letzte Feldwacht hielten. Der Alte war noch nicht in Uniform; drum dauerte es lange, bevor der dicke kleine Mann auf seinem Pferdchen herunter geritten kam. Es war ein Herr von Gelderbloem, der hier sein einsames Alter mit Erinnerungen hitziger Ingenderlebnisse hinbrachte und, von der Regirung in Darmstadt fern, sich als einen der vielen Fürsten aufspielte, wie sie damals noch alle Wegstunde weit in Deutschland auf irgendeinem Burghof nisteten. Er befahl, sofort den Sarg zu öffnen, und als sie wirklich in der hölzernen Hülle den Zinksarg fanden, mußte der Spengler kommen, den Deckel aufzuschneiden.

So kam der Graf von Ostein, obwohl er sauber eingelöthet war, zu Braubach noch einmal ans Sonnenlicht; er hielt die kleinen Hände zwar noch immer vornehm auf der Brust gefaltet, doch hatte er die Hitze dieser Tage noch schlechter überstanden als die Lebendigen. Sie waren sehr erstaunt, die Glaubensstreiter, als sie ihn sahen; doch weil es nicht gewöhnlich ist, daß ein Toter ohne Geleite den Rhein hinunter reist, so grübelten sie nachGründen undFolgen von diesem Schabernack. Doch konnten sie den Sarg nicht da belassen; auch weil sie eine Seuche fürchteten, verschlossen sie ihn schnell und trugen ihn sogleich den schmalen Felsenweg hinauf zur Martinskapelle, wo seit alten Zeiten hoch überm Rhein ein schattiger Kirchhof war. Der weiße Kommandant ritt hinterm Sarg auf seinem gefleckten Thier, das alle Felsplatten zu nehmen eingeübt war; und als sie nach einer halben Stunde droben standen an dem rasch aufgeworfenen Loch, da hatte er, hinunter blickend in das schön geschwungene Stromthal, Zeit gehabt, sich eine von den Grabreden auszudenken, wie sie in seiner Iugend an offenen Feldgräbern gesprochen worden waren. So war es gar kein schlechtes Bild, wie er inmitten seiner grauköpfigen Soldaten ritterlich dastand und diesem ins Feindesland gefallenen Fremdling mit schlichten Worten drei Hände felsiger Erde auf den Sarg hinunter warf, der nothdürftig, wie der Krieg es giebt, verschlossen war.

So kam der Graf von Ostein, der sein Leben lang ein Mann der Höfe und Kerzenfestlichkeiten gewesen war, statt in sein sauberes Erbbegräbniß noch als Kriegsmann unter freiem Himmel ins kühle Erdengrab. Und blieb da auch; denn als die Nachforschungen der Neffen seinen Hügel endlich entdeckten, schien es dem eilig berufenen Familienrath bedenklich, ihn von der letzten eigenwilligen Reise gewaltsam wieder heimzuholen.

Düsseldorf. Wilhelm Schaefer.

Großamerika.
ersten März 1910 schlossen das Imperium Germanum und das
WM? Dominium of Canada, des langen Haders müde, einen Frie-
densvertrag. Der war entstanden, weil Kanada dem Mutterland Vor-
zugzölle gewährte. In dem provisorischen Abkommen hat Deutschland
den Kanadiern einen Theil seiner Tarifsätze zugestanden, Kanada auf
Zuschlagzölle bei den deutschen Waaren verzichtet. Das ist nicht viel;
trotzdem wurde der Tag des Friedensschlusses ein „Markstein" in der
Geschichte der handelspolitischen Ereignisse genannt. Dem Proviso-
rium sollte ein Handelsvertrag mit fester Bindung folgen und, wenn
Schwierigkeiten auftauchten, jeder der beiden Kontrahenten das Recht
haben, nach zweimonatiger Karenzfrist den Krieg wieder zu beginnen.
Seitdem ist ein Iahr verstrichen; und Kanadas Handelspolitik hat eine
neue Etape erreicht: den Gegenseitigkeitvertrag mit den Vereinigten
Staaten von Amerika. Der hat, wie ein Erdbeben, die Fundamente
aller Zollmauern und die Grundlage des Glaubens an gewisse wirth-
schaftliche Evangelien erschüttert. Zwei Hochburgen des Schutzzolles
sollen geschleift werden! Ob trotzdem ein deutsch-kanadischer Handels-
vertrag möglich wird? Deutschland hat heute nicht einmal das Recht
auf die Meistbegünstigung, das Frankreich, Belgien, der Schweiz in
Kanada zugesprochen ist, und müßte wehrlos die Folgen des neuen
Reziprozitätvertrages hinnehmen, der zwar vom amerikanischen Kon-
greß noch nicht ratifizirt worden ist, an dessen Annahme in der von
Taft geforderten Session aber kaum noch ein Zweifel besteht.
Zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten giebt es kei-
nen Handelsvertrag; nur die Vereinbarung einer Meistbegünstigung,
die gelten soll, so lange kein anderes Land eine Ausnahmestellung in
beiden Gebieten erhält. Wenn Nordamerika dem kanadischen Domi-
nium aber mehr als die Sätze des Minimaltarifes gewährt, ist die
Voraussetzung einer Differenzirung deutscher Waaren gegeben. Was
wird das Reich thun? Vielleicht zeigt die amerikanische Demokratie,
nach ihrem Sieg, der Handelspolitik neue Ziele. Auch dann bliebe noch
mit unseren Schutzzöllnern zu rechnen, die sich schwer zu Konzessionen
entschließen. Wann werden sie erkennen, daß der Wind von einer an-
deren Seite weht? Die Vereinigten Staaten können dem internatio-
nalen Handel die Weichen stellen. Die Annäherung an Kanada war
ein erster Versuch. Chamberlains Freunden, die für den Zollschutz des
Greater Britain kämpfen, ist weh ums Herz: Kanada, eine der kost-
barsten Perlen in der Krone des englischen Imperiums, ist nicht mehr
Alleinbesitz des Mutterlandes, Dem Vankee sind die Vortheile zuge-
dacht, die bisher Englands Privilegium waren. Weizen, Vieh, Speck
und Käse aus den gesegneten Fluren Kanadas werden künftig nicht
mehr den Weg nach England zu suchen brauchen, sondern in den Ver-
einigten Staaten leicht Aufnahme finden. Und die Amerikaner können
ihre Maschinen zollfrei ins Gebiet des neuen Geschäftsfreundes ein-

führen. Kanada wird, als Weizenparadies, als Dorado der Viehzucht und als eine der größten Schatzkammern für den Holzhandel, durch die erleichterte Verwerthung seiner landwirthschaftlichen Erzeugnisse, reicher werden und mit gewachsener Kaufkraft Industrieprodukte einhandeln. Das haben die schlauen Händler im Vankeeland richtig kalkulirt; und deshalb wollen sie die Zollmauern abtragen. Die Möglichkeiten der Zukunft kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß schon jetzt etwa 5g Prozent des kanadischen Außenhandels, der im letzten Rechnungjahr 693 Millionen Dollars ergab, auf die Union entfallen. Der englische Export nach Kanada blieb tief unter dem Werth der amerikanischen Ausfuhr; er kam auf rund I3O Millionen Dollars. Den Vereinigten Staaten bietet der weite kanadische Westen, der dünn bevölkert ist und Riesenflächen bebaubaren Bodens hat (man hat berechnet, daß sich mindestens 100 Millionen Hektar landwirtschaftlich verwerthen lassen und daß erst 3 Millionen Hektar mit Weizen bestellt sind), ein neues Reich zur Ansiedlung seines Bevölkerungüberschusses. In den Vereinigten Staaten giebt es nicht mehr viel freien Bohen; der kanadische Weizendistrikt soll ein Absatzgebiet für überschüssige Menschenmengen werden. Daß der Osten Kanadas sich dem industrialisirenden Drang des gewaltigen Nachbars verständnißvoll angepaßt hat, läßt die Mehrung der Trusts erkennen. Ein amerikanischer Stahltrust, die Steel Company of Canada, wurde im Iahr 1910 errichtet, fand aber in England nicht die Sympathie, die das enge Verhältniß zwischen Kolonie und Mutterland erwarten ließ. Wenn englisches Geld auch den breitesten der die kanadische Wirthschaft befruchtenden Kanäle bildet, so ist doch in den letzten Iahren der amerikanische Dollar in Mengen eingeströmt. Die Vereinigten Staaten konnten mit ihrer geschäftlichen Technik viel stärker auf die Sinne des Nachbars wirken als das ferne Mutterland, dessen Industrie sich im Zustand gesättigten Machtbewußtseins zeigte. Dem Gedanken eines zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada «bzuschließenden Handelsvertrages leuchteten längst günstige Sterne. Aber die Hochschutzzöllner wollten nicht; und zu diesem Wunsch, der Tradition treu zu bleiben, kam in Kanada noch das Gefühl der Zugehörigkeit zum Britenreich, Der Abschluß wurde erst möglich, als die Erkenntniß der wirthschaftlichen Nothwendigkeit alle anderen Bedenken verdrängt hatte.

Die Engländer haben Grund, ihr Verhältniß zu den Kolonien in den Mittelpunkt politischer Sorge zu rücken; denn das Vorgehen Kanadas wird Schule machen. Schon heißts, die Südafrikanische Union wolle die Bevorzugung des englischen Imports durch die Gewährung von Zollnachlässen beseitigen. Britanien hat im südafrikanischen Staatenbund die Praerogativen des Stammlandes, das mit seinen Waaren vor den Erzeugnissen aller anderen Länder steht. Auch hier gilt der Grundsatz, daß das Reich mit seinen Kolonien ein Territorium bildet. Dieses Prinzip bürdet die Selbständigkeit der Kolonie und den Wettbewerb im Handel; fällt es, so hat Südafrika die volle

Freiheit zu handelspolitischen Entschlüssen und das Ausland die Möglichkeit der Konkurrenz mit den englischen Waaren. Und Australien und Neuseeland würden dann nicht lange in Fesseln bleiben, Deutschland muß versuchen, Handelsverträge mit der Union und Kanada zu schließen. Die Union will die europäische Konkurrenz aus allen Gebieten verscheuchen, die sie selbst beherrschen kann. Daß sie Mexiko und die centralamerikanischen Republiken ihrem Wirthschaftsystem eingliedern möchte, ist kein Geheimniß. Das Mittel der „Pazifizirung", das Mexiko jetzt kennen lernt, ist stets durch den Geschäftszweck geheiligt worden, DerDollar herrscht schon im Lande des Ponchos. Die mexikanischen Eisenbahnen stehen unter der „Kontrole" der newYorker Geldmächte und die Industrie, die Banken, die Versicherungsgesellschaften sind den amerikanischen Trusts nah verwandt. Deshalb hat das Kapital keinen Grund zur Trauer über das emsige Vorrücken der Dollarmänner. Wohl aber entsteht für die Länder, die, wie Deutschland, mit Mexiko Handelsverkehr haben, die Frage, was werden wird, wenn in Mexiko die Vunkees einstweilen auch nur Zollermäßigungen erlangen, von denen die Konkurrenten ausgeschlossen, bleiben. Die Trusts sind mächtig genug, um ohne Angst an die Möglichkeit eines Zollopfers denken zu können. Die Union kann, als Lieferantin wichtiger Rohstoffe und als geschickte Strategin des Effektenmarktes, im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit auf den Hochschutzzoll verzichten. Direktor North vom Department of Commerce and Labour sagte neulich in einer Versammlung von Baumwollproduzenten und Textilindustriellen, er sehe den Tag nahen, wo die Vereinigten Staaten, statt zwei Drittel ihrer Baumwollernte zu exportiren, den größten Theil selbst verwerthen und sich den ungeheuren Nutzen sichern können, den die Verarbeitung des wichtigen Rohstoffes bringt. Das heißt: Amerika will den Ländern, die ihre Spindeln mit seiner Baumwolle versorgen, nicht mehr lange das Rohmaterial liefern; es wird sie zwingen, die amerikanischen Fabrikate zu kaufen; und das Ausland wird diesen Zwang mit dem Ruin seiner Spinnereien und Webereien zu bezahlen haben. Da lauern (nicht nur für diesen Industriezweig) Gefahren, die man nicht früh genug beachten kann. Großamerika wäre ein in sich geschlossenes Wirthschaftgebiet, das in der Länge und in der Breite durch die Klammern eiserner Schienenstränge festgehalten wird. Und schon muß man glauben, daß dieses Riesengebild eher vor uns stehen wird als das britische Zollimperium. Ob diese Probleme der Mehrzahl unserer Landsleute noch nicht ins Bewußtsein gedrungen sind? Ob auch die als Wächter bestellten Männer nicht merken, was der expansive Drang der Vereinigten Staaten, ihr eifriges Werben in der Nachbarschaft eigentlich bedeutet? Wir müssen hoffen; dürfen aber nicht vergössen, wie schwer es den auf einer Lebensstufe stehen Gebliebenen immer geworden ist, sich in neue Denkformen zu gewöhnen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Sarleb G, m, b, ß. in Berlin,